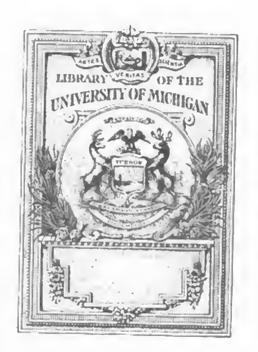





ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR



Globus.

Illustrirte Zeitschrift für Länder- und Völkerkunde.

Chronik der Reisen und Geographische Zeitung.

Herausgegeben von

Karl Andree.

Fünfter Band.

Hildburghausen.

Verlag des Bibliographischen Instituts.

1864.

Inhaltsverzeichniß.

Europa.

Asien.

Hinterindien und der ostasiatische Archipel.

China und Japan.

Afrika.

Der Nordrand und die Sahara.

Der Nordosten und die Nilländer.

Westafrika und die Nigerländer.

Die Kapländer.

Madagaskar.

Amerika.

Nordamerika.

Mexiko, Centralamerika und Westindien.

Südamerika.

Australien.

Seite

Australien.

Oceanien.

Allgemeines.

Illustrationenverzeichniß.

Europa.

Asien.

Afrika.

Der Nordrand und die Sahara.

Amerika.

Nordamerika und Westindien.

Südamerika.

Karten-Beilagen.

(Aus Meyer's neuestem Hand-Atlas.)

Druck vom Bibliographischen Institut (M. Meyer) in Hildburghausen.

Grashoff's Reise von Buenos Ayres durch die argentinischen Pampas und über die Cordillere nach Copiapo in Chile.

Der Baqueano. — Improvisatoren. — Der Gaucho. — Die Pampas. — Pampas: Indianer. — Rosario am Parana. — Cordoba. — Cuguare. — Chinchawanzen. — Strauße. — Abreise von Cordoba. — Unzen. — Die Salzsteppe. — Catamarca. — Reise nach Fuerte de Andalgala. — Santa Rosa. — Indianerfestungen. — Nach Belen. — Santa Rosa. — Indianerburg Quebrada de la Troya. — Uebersteigung der Anden. — Grabhügel. — Copiapo.

Begleite der Leser einen deutschen Landsmann auf der weiten Strecke von der breiten Mündung des La Platastroms bis an das Stille Weltmeer. Herr O. E. F. Grashoff, ein talentvoller Maler aus Köln, unternahm in den Jahren 1852 bis 1855 ausgedehnte Reisen in Südamerika, namentlich in Brasilien, den argentinischen Landen und Chile, und entwarf eine Menge vortrefflicher Zeichnungen, über welche auch ein Kenner, wie Alexander von Humboldt, sich mit der größten Anerkennung ausgesprochen hat. Diese Skizzen sind Eigenthum des Globus geworden, zugleich mit Gras-



Der Baqueano in den argentinischen Pampas.

hoff's Reisebeschreibung, welche wir als Unterlage und Leitfaden für die nachfolgenden Darstellungen nehmen. Wir vervollständigen aber dieselben aus anderen Quellen, die wir namhaft machen.

Vor allen anderen wollen wir in dieser Beziehung ein Werk hervorheben, von welchem wohl nur wenige Exemplare nach Deutschland gekommen sind; wir meinen: Vida de Facundo Quiroga i aspecto fisico, costumbres i hábitos de la república arjentina, seguida de apuntes biográficos sobre el jeneral Frai Felix Aldao. Por el autor de Arjiropolis. Santiago 1851. Der Verfasser ist Herr Sarmiento, der geistreichste Schriftsteller, welchen Südamerika aufzuweisen hat. Sein Buch gewährt einen Einblick in die Verhältnisse des argentinischen Landes wie kein anderes, es schildert eingehend die Gesittungszustände jener Region, und die einzelnen Darstellungen typischer Charaktere, zum Beispiel des Baqueano, des Rastreador und des Gaucho malo sind wahre Meisterstücke. Doch wir wenden uns zu unserem Reisenden.

Von Buenos Ayres aus nahm Grashoff zunächst seinen Weg nach Cordoba. Ihm schlossen sich noch mehrere Gefährten und unter diesen ein deutscher Bergmann an. Sie mietheten im November 1852 zusammen eine gerade nicht stattliche, aber doch große und bequeme Galera, einen Wagen, der von fünf Pferden gezogen wird. Auf jedem derselben saß ein Reiter, Cuartero. Der älteste unter ihnen, ein Mann von sehr entschlossenem Wesen, machte den Anführer. Es war der Baqueano. Das Wort bedeutet eigentlich einen Kuhtreiber, einen Rindviehhirten. Viehzucht war von jeher die Hauptbeschäftigung der Argentiner in den weiten Steppen; dort waren die Hirten zu Hause und kannten Weg und Steg. So verstand es sich von selbst, daß sowohl die Wagenkarawanen wie Soldatenzüge Baqueanos zu Führern nahmen. Allmälig ward der Ausdruck gleichbedeutend mit Geleiter, Führer, Lootse, und in der That ist er der eigentliche Pilot der Pampas.

Der Baqueano weiß, wohin ein beliebiger Pfad führt, ob zu einem Wasserplatze oder nicht; er kennt die Wege, welche durch den Morast ziehen und zu welcher Jahreszeit sie zu passiren sind. In dunkler Nacht, auf freier Ebene, in dichten Wäldern findet er sich allemal zurecht und verirrt sich nie. Im Nothfall untersucht er die Bäume, steigt vom Pferde, läßt die Pflanzen durch seine Hände gehen und sagt: Wir sind auf dem Wege da und dorthin und noch so und so viele Leguas von der Estancia N. N. entfernt. Oft will es Alle bedünken, daß z. B. die Richtung nach Süden eingeschlagen werden müsse und doch nimmt der Baqueano eine ganz entgegengesetzte, ohne sich an Einwendungen zu kehren. Oft ist die Dunkelheit auf den Pampas undurchdringlich und man kann buchstäblich keine Hand vor Augen sehen. Dann rauft der Führer an mehreren Stellen Gras aus, beriecht Wurzeln und Erde, kauet beide, wiederholt das mehrmals und weiß nun sicher, ob ein salziger oder süßer Bach in der Nähe ist; danach findet er sich zurecht.

Manchmal kommt es vor, daß der Baqueano Reisende über solche Strecken in den Pampas zu führen hat, durch welche überhaupt kein Weg führt. Der Baqueano sinnt eine Weile hin und her, betrachtet sich den Horizont, prüft den Boden, faßt einen bestimmten Punkt in's Auge und schießt wie ein Pfeil auf seinem Renner in's Weite. Plötzlich schlägt er eine neue Richtung ein, galoppirt fast ununterbrochen Tag und Nacht und kommt richtig an.



Gaucho-Portraits.

Nachdem Grashoff 28 Leguas (eine Legua ist etwa dreiviertel deutsche Meilen) zurückgelegt hatte, nahm er in dem kleinen Orte Casto sein zweites Nachtquartier. Vor dem Rancho, einer elenden Hütte, saß ein improvisirender Gaucho, welcher die Gesellschaft mit seinem Guitarrenspiel unterhielt. Es gibt viele Payadores, Improvisatoren, unter den Gauchos. Gewöhnlich finden sie sich in einer besuchten Schenke ein. Mit besonderer Aufmerksamkeit horchen die Gäste gespannt auf den Vortrag und Niemand wagt den Payador zu stören. Unser Gaucho besang den Reichthum eines der Reisegefährten, welcher große Bergwerke besaß. Jede Strophe endete mit einem Tremolo, in welches der Chor näselnd einfiel.

Es kann nicht fehlen, daß die eigenthümliche großartige Natur den Gaucho poetisch anregt und in der That hat er seine Volkspoesie; auch musikalisch ist er. Sein Lieblingsinstrument, die Guitarre, hat er von den Spaniern überkommen. Die Pampas haben ihre Barden, Sänger, Troubadours, welche die verschiedenen Estancias und Ortschaften besuchen. Sie singen von den Helden der Einöde, die vor der Gerechtigkeit fliehen, vom Schmerz der Witwe, der die Indianer jüngst ihren Sohn geraubt und dergleichen mehr. Der Sänger aber hat keine feste Behausung, er legt

sein Haupt nieder, wo der Abend ihn überrascht, oftmals unter freiem Himmel. Er ist überall willkommen und hat beim festlichen Schmause einen besonderen Platz. Der argentinische Gaucho trinkt nicht, wenn nicht Musik und Weise ihn anregen, in jeder Schenke hängt eine Guitarre und der heranwandernde Sänger weiß schon von weitem, ob er Zuhörer finden werde; die Zahl der vor der Thür angebundenen Rosse deutet ihm an, ob und wie viel Gäste sich eingefunden haben.

Die Gauchos (sprich Ga-utschos) sind ein außergewöhnlicher Menschenschlag; hervorgegangen aus einer Vermischung der Spanier, hier besonders der Andalusier, mit den Eingebornen. Ueberall in den weiten Pampas ist der Gaucho Viehzüchter und weiter nichts. Sein Hirtenleben erinnert an asiatische Zustände, an das Zelt der Kalmücken, an den Araber, an ein barbarisches, stationäres Leben und Treiben.

In den argentinischen Pampas gibt es keine Nomadenstämme. Der Hirt besitzt den Boden, welchen das Vieh beweidet, als Eigenthümer; er wohnt an einer Stelle, die unbestritten ihm gehört. Aber er lebt vereinzelt. Die Familien sind weit und breit über die ausgedehnte Fläche zerstreut und das Haus des nächsten Nachbars liegt meist zwei bis drei, oft zwanzig Stunden weit entfernt. Woher soll unter solchen Zuständen Fortschritt und Entwickelung kommen, da ohnehin Jedermann Viehzüchter und weiter nichts ist?

Die Gauchos unterscheiden sich von den nomadischen Stämmen, die ja eben einen Stamm, einen Verein, eine Gemeinschaft bilden; aber sie haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den Feudalbaronen, welche auf dem Lande lebten, plünderten und mit den Städten in Fehde lagen.

Die Frau beaufsichtigt das Haus, bereitet die Speisen, scheert das Wollvieh, melkt die Kühe, macht Käse, webt grobe Leinwand oder Baumwollenzeug; den Weibern liegen die meisten Beschäftigungen ob und sie können von Glück sagen, wenn der Mann ein wenig Mais pflanzt. Brod wird im Allgemeinen nicht gegessen. Die Knaben üben sich früh im Gebrauche der Fangschnur und der Wurfkugeln (Lasso und Bolas) an Kälbern und Ziegen und werden schon auf's Pferd gesetzt, sobald sie nur auf eigenen Füßen stehen können. Der Jüngling bändigt Füllen und reitet wilde Pferde zu. Als Mann tritt der Gaucho in's öffentliche Leben ein, falls von einem solchen die Rede sein kann. An diesen Leuten ist nichts mehr Spanisches als die Sprache und was sie etwa noch vom Christenthum beibehalten haben. Der Gaucho erkennt Niemand auf Erden als über sich stehend und der Europäer kommt gar erst in letzter Linie, denn er gilt für keinen guten Reiter! Der Gaucho hat einen unbesiegbaren Widerwillen gegen unterrichtete Menschen, er mag weder ihre Kleider leiden noch ihre Sitten oder Lebensweise. Alle physischen Eigenschaften sind bei ihm stark entwickelt, desto weniger aber die moralischen. Er ist kräftig, hochfahrend, energisch, aber er hat nie Unterricht irgend einer Art genossen. Seine Bedürfnisse sind gering; er ist glücklich in seiner Armuth, weil er keine anderen Vergnügungen kennt, als solche, die er allzeit haben kann. Zu arbeiten braucht er nicht, denn seine Heerde gibt ihm Kleider und Nahrung und die Beaufsichtigung des Viehes macht ihm keine Beschwerde.

Hinter Casto überschritt Grashoff unter vielen Beschwerden den Rio Arecife; obgleich sich die Ufer gut zur Anlage einer Brücke eignen, ist doch von Seiten der indolenten Regierung oder Bevölkerung nichts geschehen, um den mühsamen Flußübergang auch nur im geringsten zu erleichtern. Pontezuelas ist die nächste Poststation, bei welcher man sich so recht in der argentinischen Pampa befindet. Auf dem Wege dorthin wächst viel Salbei und das beliebte Suppenkraut Portulak, auch findet man kleine rothe und blaue Verbenen. Unermeßliche Felder von Disteln dehnen sich aus, soweit das Auge des Reisenden reicht. Kleine Kamillenarten wechseln mit dem niedrigen Graswuchs (pastoforte) ab. Ueber sumpfigen Stellen flattern große Schaaren Wildgänse und kleine Befassinen, die von Raubvögeln gejagt werden. Biscachas, kaninchenartige Nager, saßen vor ihren Höhlen, mit denen der ganze Boden unterwühlt ist und zogen sich beim Herannahen der Pferde eilig in diese Löcher zurück. In friedlichem Vereine mit ihnen lebt eine kleine graue Eule, Athene cunicularia, welche die Höhle mitbenützt und fast nie da fehlt, wo die Biscacha vorkommt*).



Pampas-Indianerinnen.

*) Es ist merkwürdig, in welcher Weise die Natur ihre Analogie hat. Auf der nordamerikanischen Prairie finden wir den sogenannten Prairiehund, der nach Wislicenus mit dem Hamster einige Aehnlichkeit hat. Diese Arctomys ludoviciana lebt zu tausenden nachbarlich neben einander und die aufgeworfene Erde bildet einen wallartigen Hügel. Mit und neben dem Prairiehunde und oft in seiner Höhle findet man kleine Eulen (Stryx hypogaea *Bonap.*) und Klapperschlangen. In den südamerikanischen Pampas, welche den hohen, trockenen Prairien einigermaßen entsprechen, finden wir statt der Arctomys ludoviciana die Bizcacha (Biscacha) gleichfalls in Gemeinschaft mit einer Eule und einer Schlange, aber sie wirft keinen Hügel auf, und ihre Löcher sind dem Reiter gefährlich, weil hineintretende Pferde leicht das Bein brechen. A.

Auf der weiten Fläche der Pampas können Wagen fahren, ohne auf ein natürliches Hinderniß zu stoßen. Der Mensch braucht nur da und dort ein wenig Bahn zu machen, indem er Bäume und Gestrüpp beseitigt. Mit der leichtesten Mühe ließen sich die trefflichsten Verbindungswege herstellen; die Natur hat Alles dazu vorbereitet, sie bedarf nur geringer Nachhilfe. Unabsehbare Ebenen, dichte Wälder und große Ströme kennzeichnen das Land. Der Horizont ist unsicher, er verschwimmt in farbigen Wolken und leichten Dünsten mit Himmel und Erde; man weiß nicht, wo der letztere aufhört und der erstere beginnt. Im Norden wie im Süden liegen Indianer auf der Lauer; in Mondscheinnächten stürmen sie aus ihren Schlupfwinkeln hervor und überfallen gleich einem Trupp Hyänen Heerden und Hirten. Dann und wann ziehen Wagenkarawanen durch die Pampas. Sie halten Rast; die Mannschaft lagert sich um ein Feuer und hält dabei unwillkürlich den Blick nach Süden gerichtet. Beim kleinsten Geräusch starrt der Baqueano in die düstere Nacht hinaus, um zu erspähen, ob nicht eine Indianerhorde mit plötzlichem Ueberfall drohe. Sein Ohr hört nichts Verdächtiges; aber der Reisende ist darum nicht beruhigt; er betrachtet genau das Ohr des Pferdes und sieht zu, ob dasselbe sich nicht bewege und nach hinten hinabhänge. Ist das der Fall, so weiß er, daß er für den Augenblick sicher ist.

Die Pampas-Indianer, unter sich gesellschaftlich verbunden, sind in vieler Beziehung interessant. Sie bewohnen meist den Süden der argentinischen Provinzen. Die im Osten der Anden in den Pampas umherstreifenden werden gewöhnlich unter dem Namen der Aucas zusammengefaßt. Sie werden in die, am weitesten nach Osten streifenden, Ranquelas und die an den Quellen des Rio Negro wohnenden Chilenos getheilt. Ihre Zahl wird zusammen auf 30,000 Seelen geschätzt. Die Puelchen, ein Stamm, der nur etwa noch 600 Köpfe zählt, hatten früher die Jagdgründe in der Provinz Buenos Ayres inne, jetzt wohnen sie meist am Rio Colorado.

Ueber ungeheure Strecken des Landes schweifen diese Wilden hin und man trifft sie oft einige hundert Stunden von ihrem eigentlichen Wohnsitze entfernt an. Jetzt sind sie noch der Schrecken der Weißen, aber nach Ablauf eines halben Jahrhunderts wird es schwerlich noch wilde Indianer nördlich vom Rio Negro geben. Der Vernichtungskrieg gegen sie ist zu blutig; der Christ mordet den Indianer und der Indianer den Christen. Der Eingeborene hat nach und nach dem Spanier Platz machen müssen.

Am 2. December Abends kam Grashoff in Rosario am Parana an. Von Buenos Ayres bis hierher rechnet man etwa 70 Leguas. Das Städtchen spiegelt sich recht hübsch in den weißen, silberhellen Fluthen des bedeutenden Stromes. In dem Hause eines Rheinländers, Deichmann, fand Grashoff gastliche Aufnahme. Durch mehrere europäische Kaufleute, unter denen auch einige Deutsche sind, hat sich Rosario zum wichtigsten Handelsplatz am Parana erhoben. Die Ankerplätze sind vortrefflich und Seeschiffe mit 14 Fuß Tiefgang können zu jeder Jahreszeit dorthin gelangen.

Hinter Rosario war die Gegend durch die Pampas-Indianer unsicher. Grashoff und seine Gefährten reisten bis an die Zähne bewaffnet. Sie wurden jedoch von keinem Unfall betroffen.

Die Distel verschwand und üppiger Graswuchs trat an ihre Stelle. Bei der Station Esquina war ein bis 15 Fuß hoher Zaun aus langstieligen, stacheligen Cacteen und den breitblättrigen Tunales, auf welchen die Cochenilleschildlaus lebt, zum Schutz gegen die Indianer gepflanzt worden. In der Hecke flatterten bunte Papageien umher und der Scheerenvogel, Tijerata, mit seinem langen getheilten Schwanze belebte die graugrünen Cactusarten. Ein Gauchomädchen beschenkte die Reisenden nach Landessitte mit dem duftenden Kraut von Basilicum. — In den elenden Ranchos (Hirtenhütten), die am Wege liegen, erhält man ein nationales Getränk, Quemadillo, das aus Wachholderbranntwein und warmem Wasser mit einem Zusatz von Anis und Zucker bereitet und durch eine lange Röhre eingesaugt wird.

Bei Cabeza de Tigre fanden die Reisenden einen neuen eigenthümlichen Schutzwall gegen die räuberischen Indianerhorden aufgeworfen. Es war eine doppelte Mauer von über 20 Fuß hohen Perescien, einer sehr stachel- und astreichen Cactusart, hinter welchen Erdhaufen aufgeworfen waren. Kurz vor Grashoff's Ankunft hatten die Indianer in der Nähe vier Männer getödtet und ein Mädchen geraubt.

Hier schon kam der Algarobebaum strauchartig vor; die Vegetation wurde immer reicher, das Gras höher und dichter. Die Reseda der Prairie, trebol, wächst häufig und erfüllt mit ihrem Dufte die Lüfte. Bunte, seltsam gestaltete Falter wiegen sich in den Blüthen; die amaranthrothe Pampasrose unterbricht in tausenden von Exemplaren das einfarbige Grün des Grases, in welchem hellgrüne Eidechsen umherraschelu und über dem der graubraune Adler und ein anderer als Wetterprophet betrachteter Raubvogel, der Yage, schweben.

Bei Posto de Busto ward das Nachtlager durch allerlei Mosquiten, zudringliche Mäuse und Kröten gestört. Mangel an Bequemlichkeit und körperlicher Erquickung kennzeichnen überhaupt das Reisen in diesen halbcivilisirten Ländern. In den ärmlichen Poststationen und elenden Ranchos ist selten etwas zu bekommen und Grashoff hatte sich deshalb mit dem Nothwendigsten selbst versehen: Messer, Gabeln, Löffeln, Schüsseln und vor allem einem eisernen Wasserkessel, um darin Wasser zur Bereitung des Maté (Paraguaythee's) zu kochen. Brod und Salz sind bei den Gauchos nicht zu haben, wenigstens ist das Steinsalz grau und schlecht und der Branntwein noch schlechter. Guter Braten (asado), der am Spieße geröstet wird und vortreffliche mit Zwiebeln bereitete Fleischbrühe (caldo) findet man dagegen in den viehreichen Landen überall. Der Weg nach Cordoba hin war oft durch Wagenkarawanen belebt, welche Waaren nach Rosario führten. Diese Wagen, carretas, deren Dach und Seiten mit Ochsenhäuten überspannt sind, sehen sehr schwerfällig aus. Die Räder sind bis 5 Fuß hoch, große Ochsen sind vorgespannt und den ganzen Vorderraum der Carreta nimmt der Führer, Tropero, nebst seiner Familie ein. Das Lenken der Ochsen geschieht vermittelst einer langen, vorn mit Eisen beschlagenen Stange.

Kurz vor Cordoba bemerkt man wieder die ersten Kreuze; sonst ist auf der ganzen Strecke von Buenos Ayres an (183 Leguas) nicht ein einziges christliches Zeichen zu sehen. Die Sierra de Cordoba erscheint in massenhaften, großartigen Umrissen; die Stadt selbst tritt erst aus dem Thale hervor, wenn man ihr ganz nahe ist. Ihre Lage ist sehr malerisch; die Straßen sind, wie bei den meisten spanischen Städten Südamerika's, alle rechtwinklig und einförmig gebaut.

Cordoba ist die Hauptstadt der Provinz gleiches Namens und zählt zwischen 14 und 15,000 Seelen*). Sie hat sechs Kirchen, doch keine derselben ist im reinen Style gebaut. Nach Tschudi sind die Bewohner zu neun Zehntheilen Mischlinge, vorzüglich Mestizen, kräftige Leute, bei denen aber der feinere

*) Nach Tschudi (Reise durch die Andes von Südamerika. Gotha 1860) hat Cordoba 22 bis 25,000 Einwohner. Wir haben früher im Globus erwähnt, daß von Rosario nach Cordoba eine Eisenbahn gebaut werden soll.

spanische Typus über die plumpen Indianerformen überwiegt. Einiger Handel schützt die Stadt vor gänzlichem Verfall, namentlich kommen hier sehr schöne Ponchos, Mäntel aus einem Stücke gewoben, zu Markte. Mit diesem Kleidungsstück wird in den argentinischen Provinzen ein großer Luxus



Soldat und Wasserträgerin in Catamarca.

getrieben. Jene, welche von den Indianern aus Vicuñawolle gewebt und reich mit bunten Streifen durchwirkt werden, kosten zuweilen 4 bis 10 Unzen Gold. Der Wohlhabende trägt auch Ponchos aus Seide, doch sind diese meist grob gewirkt und mit geschmacklosen Randverzierungen versehen. Der Gaucho behält Tag und Nacht diesen ärmellosen Mantel am Leibe. Seiner Bequemlichkeit halber — er hat in der Mitte ein Loch, durch welches der Kopf gesteckt wird — tragen ihn auch Weiße der höchsten Stände und viele Indianer.

Ein Ausflug in die Sierra de Cordoba bot für Grashoff manches Neue dar. Auf der Hecke des nächsten Rancho waren die Köpfe von acht Cuguaren*) aufgesteckt, die kleinsten nicht größer als die einer Hauskatze. Der Besitzer des Rancho, ein alter Jäger, ein Cazador, hatte diese „amerikanischen Löwen" mit dem Lasso und einem Knüttel getödtet. Auf der nächsten Station klagte der Pferdehalter, daß die Löwen in seinen Schafheerden bedeutende Verwüstungen anrichten; Tiger kommen dagegen hier nicht vor.

Im Schlafe wurden die Reisenden von einer ekelhaften Wanzenart, Chincha, gestört, die sich von der Decke des Zimmers auf die Schlafenden niederfallen ließ. Sie saugt nur so lange, als der Schlafende ruhig bleibt, entfernt sich aber bei der geringsten Bewegung. Der Stich selbst schmerzt nicht, aber das später eintretende Jucken und Brennen der Haut ist abscheulich. An Flöhen fehlt es auch nicht.

*) Grashoff meint hier den Puma, felis concolor.

Der Algarobebaum war nun schon häufig, und oft von bedeutender Größe. An den verschiedensten Cactusarten war Ueberfluß; Feldhühner liefen im Grase umher und boten eine ergiebige Jagd; wilde Tauben flatterten in den Lüften. Am meisten Interesse aber gewährt der amerikanische Strauß, der hier und da in den Ranchos auch gezähmt vorkommt*). Dieser Strauß (Rhea americana) ist sehr behutsam und schlau, liebt die Einsamkeit und läuft außerordentlich schnell; nichts desto weniger wird er eine leichte Beute des Gaucho, der ihn mit seinen Wurfkugeln ereilt.

Am 27. December brach Grashoff von Cordoba nach Catamarca auf. Der Rio Primero ward überschritten und die Reise mit Maulthieren weiter fortgesetzt. Der Weg führte durch üppiges Buschwerk, die Vegetation wurde immer reicher und der Baumwuchs höher. An den Hecken wucherten schöne blühende Passionsblumen (passionaria) und wilde Kürbisse (calabaza silvestre). Um die Blüthen herum schwirrten kleine stahlblaue Kolibris, hier beja flor, Blumenküsser, genannt; über den Weg liefen wohlgenährte Hamster, turone, welche unserer europäischen Art gleichen. Von den Bäumen herab hingen Schmarotzerpflanzen, unter denen sich eine Orchideenart, flor del aire oder Luftblume, besonders auszeichnet. Berg auf Berg ab ging es weiter durch Wälder. Einige Mais- und Tabaksfelder zeigten, daß die Leute stellenweise hier fleißig sind und sich mit Ackerbau beschäftigen, und daß die Bevölkerung zunimmt. Hie und da hatte man das hohe Gras und Haidekraut abgebrannt, um den Boden urbar zu machen. Am Wege standen wohlriechende Kräuter, die Fächerpalme breitete sich aus, doch konnten die Reisenden, wenn sie Nachts unter einem Algarobebaume ihr Lager aufschlugen, in der herrlichen Natur aus Furcht vor giftigen Schlangen und Stechfliegen nicht recht zur Ruhe gelangen. Sie zogen es aber doch vor im Freien zu übernachten, denn in den Ranchos und verschiedenen Poststationen war es vor Ungeziefer nicht auszuhalten.

Bei las Toscas gelangte Grashoff an die berühmten Salzsteppen. Vorher jedoch machte er noch die Bekanntschaft des gefürchtetsten Raubthieres jener Gegend, des Jaguars oder der Unze. Er hatte schon zu verschiedenen Malen am Tage das Heulen dieser Katzenart vernommen, endlich stieß ihm eine auf; sie konnte jedoch nicht erlegt werden, da die Reiter durch das dornige Gebüsch an der weitern Verfolgung verhindert wurden. Ueberall hält man dort eigene Hunde, um die Unze (felis onca), „diesen großen Viehwürger der argentinischen Staaten", einzukreisen. Sie wird dann mit einer Lanze abgestochen. Das Thier ist meist rostgelb, am Bauche weiß und mit vier bis sechs Längenreihen gelber Flecken versehen. Doch gibt es auch eine ganz schwarze Abart.

Bei las Toscas ward das letzte brakige Wasser in ein Fäßchen gefüllt, da in der Salzsteppe — Salina — nur salziges Wasser vorkommt. Die Vegetation wird eine andere und nimmt entschieden den Charakter der Salzpflanzen an. Der erste Theil der Wüste, welche eine Breite von 28 Leguas hat, besteht aus einem eingetrockneten Salzsee, dessen Ufer noch zu erkennen sind. Der Boden ist ganz weiß und sieht aus, als ob er mit Schnee bedeckt wäre, — eine Folge der auskrystallisirten salpeterhaltigen Salztheile; von Vegetation war keine Spur, so daß das Ganze Einem winterlich erschienen wäre, wenn nicht die brennende Sonne an den südlichen Sommer gemahnt hätte. Die Hufe der Maulthiere, deren Spuren lange sichtbar blieben, verursachten ein Knistern und Knattern, als ob Jemand über eine leicht gefrorene Fläche hinschritte. Der Strauß und der langbeinige amerikanische Hase jagten in verschiedener Richtung über die Silberfläche hin und konnten noch in weiter Ferne als dunkle Punkte auf dem hellen Grunde erkannt werden. Weiter nördlich hob sich der Boden wieder; hier war das nördliche Ufer des Sees. In einem elenden Rancho, von zudringlichen Fliegen und einer Meute klaffender Hunde belästigt, verbrachte Grashoff die letzte Nacht des Jahres 1853. Der glühende Wüstenwind, der Pampero, verfolgte die Reisenden auch am nächsten Tage, als sie den letzten Rest der Salzwüste zurücklegten. Die ersten Höhlen der Viscacha, welche nun wieder auftraten, konnte man für ein sicheres Anzeichen nehmen, daß nun die Mühen und die Noth des Wüstenrittes überstanden seien, und daß man die Provinz Catamarca erreicht habe.

Nun traten große Cereusarten auf, deren Stamm oft 2 bis 3 Fuß im Durchmesser hatte. Häufig kam die langblättrige Myrthe vor, noch mehr die kleinblättrige. Belebt wurden das Gestrüpp und die riesigen oft umgesunkenen Baumstämme durch bunte Papageien; die Spuren von Unzen waren überall zu erkennen. Füchse, Hasen und kleinere Raubthiere waren oft sichtbar. Der Weg war mit bunten Kieseln, Geröll und glänzendem Glimmer bedeckt; schroffe Felsen der zerstreut liegenden Gebirgsmassen brachten Mannichfaltigkeit in die Landschaft.

Bei Ponte del Rio, das noch 14 Leguas vor Catamarca liegt, ward endlich die Gegend so schön und herrlich, daß die Reisenden sich für alle Mühseligkeiten reich entschädigt sahen. Stattliche Baumgruppen, hübsche Gebirgsketten, kleine stille Landseen im Thale, duftende Kräuter und klares Quellwasser erfrischten Leib und Seele nach den Anstrengungen des Zuges durch die Salzwüste. In jener Gegend kommt das Guanaco (Auchenia Guanaco) vor.

Die Reise von Cordoba bis Catamarca hatte 8 Tage gedauert; die Entfernung beträgt etwas über 120 Leguas.

Catamarca ist die Hauptstadt der Provinz gleichen Namens; obwohl Regierungssitz, gleicht sie doch mehr einem Dorfe, als einer Stadt, so ärmlich sehen die meisten Häuser aus. Nur wenige machen davon eine Ausnahme. Die Einwohnerzahl beläuft sich auf 4 bis 5000 Seelen*). Die Straßen sind ungepflastert, doch scheint im Allgemeinen Reinlichkeit zu herrschen. Die drei Kirchen sind in einem ganz verwahrlosten Zustande und trotz des großen Einflusses, den die Geistlichkeit übt, thut man nichts um das Einstürzen der Haupthürme der Kathedrale zu verhüten.

Die Lage Catamarca's, das günstige Klima, der sehr ergiebige Boden, die reizende Gebirgskette mit ihren vielen Kupferbergwerken, das Alles könnte dem Städtchen zu einer guten Zukunft verhelfen, wenn hier deutscher Fleiß, statt argentinischer Trägheit herrschte. Die Bewohner sind ohne alle Thatkraft, freilich fehlt bei ihnen auch die Anregung zu aller bedeutendern geistigen und körperlichen Thätigkeit; der indianische Typus schlägt überall noch vollkommen durch und überwiegt bei weitem die spanische Beimischung, von der nur die Sprache übrig zu sein scheint.

Die ganze Besatzung von Catamarca bestand aus einem Dutzend Soldaten, von denen sich jeder so nachlässig und malerisch kleidete, wie es ihm gerade beliebte. Unter den Frauen gibt es manche hübsche und graziöse Erscheinung; wie das Bild der Wasserträgerin, Anna Maria Aguilar, beweist. Doch sind die Gesichtszüge beinahe ganz indianisch.

Catamarca hat auch, wie Tschudi berichtet, ein wöchentlich einmal erscheinendes politisches und belletristisches Jour-

*) Vergl. Globus I, S. 295, wo sich eine Abbildung dieses Straußes findet, u. II, S. 60.

*) Nach Tschudi 6 bis 7000 Seelen.

nal, „El Ambato" genannt. Man kann von dieser Zeitung buchstäblich sagen, daß sie ihre Farbe ändere, denn je nachdem gerade ein Papiervorrath vorhanden ist, erscheint sie bald weiß, bald blau, roth, grün oder gelb.

Am 19. Januar 1854 brach Grashoff weiter nach Norden hin auf. Die Maulthiere und Pferde wurden gesattelt und das herrliche Thal de las Chacras betreten. Zu beiden Seiten erheben sich hohe Gebirgsketten, zwischen denen kleine Leben spendende Flüsse hinziehen, die sogar hier und da Mühlen treiben. Die Baumwolle gedeiht prächtig und das ganze Thal gleicht einem Garten, in dem sich die Landhäuser der Catamarqueños hinziehen. Die schönsten Apfelsinen, Orangen, Feigen und Trauben standen überall am Wege. Passionsblumen, purpurrothblühende Granadas, hoben sich aus dem dunklen Grün leuchtend ab; Mais- und Tabaksfelder wurden sichtbar. Die Leute sahen zufrieden und reinlich aus und lebten im Wohlstande gemüthlich beisammen. In dieser Gegend zeigt sich das Gürtelthier, Quirquincho bola (Dasypus oder Armadill), häufig. Es kommt in verschiedenen Arten vor und wird als Leckerbissen verzehrt. Aus der cylinderförmigen Panzerhaut verfertigt man Wassergefäße.

Weiter nordwärts bei Puerta wird der Weg beschwerlicher; große Felsblöcke treten hindernd auf und der Gebirgsfluß muß wohl zwanzigmal überschritten werden. Hier ist ein wahres Paradies für die Cacteen, die in allen möglichen phantastischen Formen vorkommen. Bald gleichen sie riesigen Kandelabern, bald stacheligen Schlangen, bald Melonen, bald Scheiben, Schüsseln oder Gliedern. Ihre herrlichen weißen, blaß- oder orangerothen, gelben und purpurfarbenen Blüthen verbreiten, zumal in der Nacht, einen köstlichen Geruch und dienen bunten Käfern und schillernden Schmetterlingen, mariposas, zum Aufenthalt.

Bergkuppen und Hügel wechseln in der Landschaft ab, das Thal verengt und erweitert sich. Bergkessel, Höhlen mit Wasserfällen, schroffe Felsen und gut mit Getreide, Kartoffeln und Futterkräutern bestellter Boden folgen auf einander. Doch ist die Gegend wenig bewohnt; zur Viehzucht ist das Land trefflich geeignet, aber die Condore thun vielen Schaden unter dem Jungvieh. Das Uebersteigen der Cordillere von Fuerte war ungemein beschwerlich und für die Reisenden besonders peinlich, da kein frisches, sondern nur salziges Wasser, wie in den Salinas zu erlangen war.

Bei Fuerte de Pucaro war Grashoff am Knotenpunkt dreier Gebirgszüge angelangt. Hier stoßen nämlich die das Thal von Chacras im weiten Bogen umziehenden Gebirge von Ambato im Westen und die Sierra de Ancaste im Osten mit der Kette von Aconquija zusammen, deren höchste Gipfel der etwa 16,000 Fuß hohe, schneebedeckte Aconquijaberg ist. Es ist ein erhabener Anblick, aber fast noch mehr fesseln den Reisenden die ungeheuren Ruinen von alten Indianer-Festungen, welche die Höhen umsäumen. Die sehr stark gebauten Mauern werden von Resten von Thürmen überragt, die aber kaum noch zu erkennen sind, während die Mauern auf die Ausdehnung von wenigstens 2 Stunden gut erhalten sind. Diese Befestigungen rühren von den tapfern und intelligenten Calchaquis-Indianern her, welche sich hier lange Zeit zuerst gegen die Einfälle der peruanischen Incas, dann gegen die Spanier vertheidigten. Im üppigen Graswuchs des Thales von Pucara weideten Strauße und Gumnacos friedlich neben einander.

Fuerte de Andalgara, das nächste Ziel, ist ein kleines Provinzialstädtchen von nur 300 Einwohnern. Niedrige Häuser und kleine Hütten zwischen Gärten ziehen sich an einem Sandwege hin. Auf der großen Plaza stehen einige bessere Wohnhäuser, eine alte Kapelle und eine im Neubau begriffene Kirche. Ein Glockenthurm fehlt ganz; einstweilen waren die Glocken in einem hölzernen Gerüste untergebracht.

Grashoff fand in Fuerte ein eigenthümliches Instrument, eine Art Doppelzither, Salterio oder Psalterio genannt. Es war mit 106 Metallseiten bezogen, von denen abwechselnd 4 und 3 Saiten nur einen Ton gaben. Es diente bei der Aufführung eines besonders in Chile sehr beliebten Nationaltanzes, der Sambacueca. In der Stille milder Nächte ertönt diese Tanzweise beinahe in jeder Hütte; doch wird sie meist mit der Guitarre begleitet. Der Tänzer und seine Doña schwingen in graziösen Armwindungen ihre Taschentücher, beugen den Körper auf und nieder, drehen sich auf den Fußspitzen herum oder klopfen die Absätze der Schuhe zusammen. Dabei fliegen die langen Zöpfe der Dame umher und aus den Mienen des Mannes spricht eine Leidenschaftlichkeit, welche jedoch durch die Grandezza gemildert wird, die von den alten Spaniern auf ihre südamerikanischen Nachkommen vererbt worden ist.

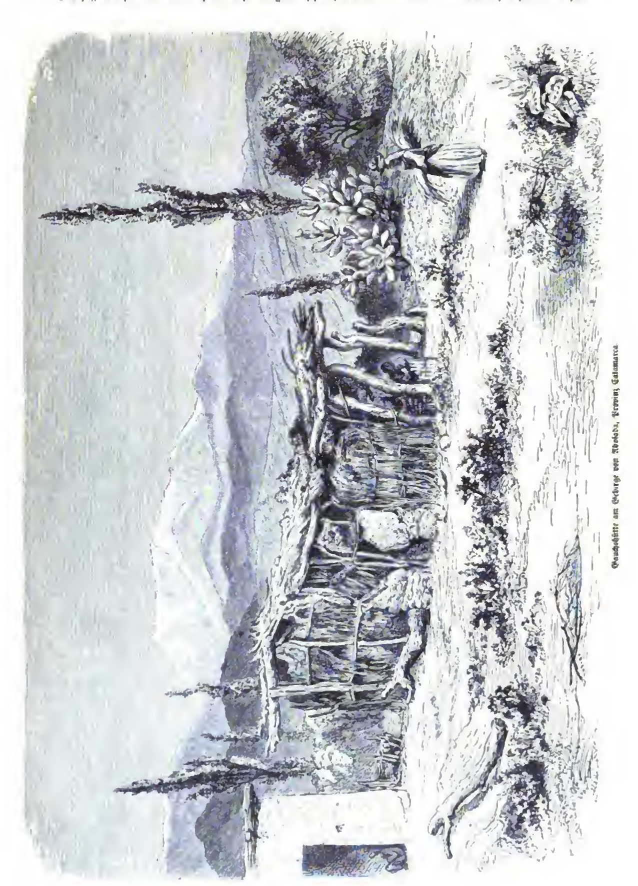
Die Umgegend von Fuerte ist gut angebaut; Wein wird wenig gezogen, dagegen kommen vorzügliche Wassermelonen, Scandias, in Menge vor; ebenso eine kleine Art Pfirsiche, Duraznos. Den Hauptreichthum der Umgebung bilden die Kupferminen, die Gold- und Silberbergwerke. Mit Grashoff zugleich langte dort der deutsche Bergmann Host aus Andernach an, welcher im Auftrage einer englisch-amerikanischen Gesellschaft jene Bergwerke ausbeuten sollte.

Grashoff wandte seine Schritte weiter westlich nach Belen, um von da aus die Hauptkette der Anden zu übersteigen und nach Chile zu gelangen. Zunächst dehnte sich vor ihm eine weite Ebene aus, die mit duftigen Kräutern und armem Graswuchs bestanden war. Die Bäume und Sträucher auf dieser stillen Hochebene haben ein fast todtes Aussehen, vor allem der Baum Retamo, der wie ausgedörrt erscheint. Sein Ansehen ist wie abgestorben, bleifarben, die kleinen Blätter sind kaum als solche zu bezeichnen, es sind cylindrische schmutzig graugrüne Ansätze, die aus den dürren Aesten hervorbrechen. Schattengewährend sind die schön belaubten Zweige des Talabaumes und des Tarillastrauches. Alles in dieser Gegend ist öde, weder Säugethier noch Vogel ist zu sehen. Der Boden besteht aus Triebsand, den die Wasserströme unregelmäßig zusammengeschwemmt haben und in dem hier und da nur die Spur eines Fuchses zu bemerken ist, welchen die Raublust in diese abgeschiedene Gegend trieb. Kein Käfer, keine Ameise läßt sich blicken, höchstens flattert in der Gluth der Sonne ein düstergefärbter Schmetterling matt umher. Im Sommer fehlt hier das Wasser gänzlich, da der sandige Boden es rasch auffangt.

Nachdem Grashoff in dieser Ebene 9 Leguas zurückgelegt hatte, deutete ihm Froschgequak Wasser an; er nahm unter freiem Himmel sein Nachtquartier und erreichte am andern Tage den kleinen Ort Belen, welcher idyllisch am Fuße einer blauen Bergkette liegt und etwa 2000 Einwohner zählt. Die Kirche des Ortes ist hübsch und mit Kuppeln versehen, doch in keinem reinen Style gebaut. Der Marktplatz war geräumig, reinlich und frei von wucherndem Gras und Unkraut.

Am 27. Januar langte unser Reisender, ohne besondere Erlebnisse, in Cachieuco oder Santa Rosa an. Der Ort liegt schon am Fuße der Anden, besteht aus vielen einzelnen zerstreuten Häusern und Hütten und gehört zum Departement Tinogasta der Provinz Catamarca.

Cachienco ist besonders als Ausfuhrplatz für Rindvieh nach Chile hin von einiger Bedeutung. Aus dem Inneren der argentinischen Staaten, besonders von Tucuman, kommen die Ochsen in langen Zügen hierher, um für die gefahrvolle Reise über die Cordilleren eigens abgerichtet zu werden. Man



Gauchohütte am Gebirge von Abolado, Provinz Catamarca.



Höhenzüge in der Cordillere auf dem Wege von Santa Rosa nach Copiapo.

fängt die Thiere mit einem Lasso ein, bindet ihnen die Beine zusammen und steckt Stangen zwischen diese hindurch, an denen sie in die Höhe gezogen werden. Man beschlägt die gespaltenen Hufe mit sichelförmigen Eisenstücken, was sehr schnell von den Leuten besorgt wird; dann kann der Transport über die Anden beginnen.

Hinter Santa Rosa, nach Westen zu, dehnt sich ein



Tanz der Sambacueca.

schönes grünes Thal aus, dann kamen große Sandflächen, in denen die Maulthiere bis an die Knöchel versanken. In den großartigen Felsmassen, die sich zu beiden Seiten des Weges ausdehnten, hört die Vegetation fast gänzlich auf. Verkrüppelte, rundliche, nackte und verfaulte Cactusarten sind neben verschiedenem dürren Strauch- und Wurzelwerk, das Wind und Wetter zusammengejagt hatte, Alles, was sich dem Auge bietet. Kein Grashalm, keine grüne Mimose kommt in dem dürren Boden auf. Die Felsen werden immer massenhafter, nur in den Spalten und Schluchten wächst noch vereinzelt ein Algarrobestrauch oder ein hundertjähriger Cereus. Plötzlich öffnet sich die drückende Masse der Berge und die Quebrada de la Troya liegt vor den Blicken des Reisenden. Quebrada de la Troya bedeutet eine vom Wasser durchzogene Schlucht. Hier ist es aber nicht das Wasser, was besonders auffällt, sondern es sind die herrlichen Reste einer alten Indianerstadt.

In zwei halbkreisförmigen Parallelen zeigen sich die Ruinen der alten Ansiedelung. Die Grundmauern sind meist noch gut erhalten, zumal an dem Kazikenhause, das sich an einen Hügel im Süden anlehnt. Noch auf den Bergen findet man Ueberbleibsel der Mauern, die aus bunten, meist blaurothen und schwarzen Steinen bestehen, und sich bis an einen noch 18 Fuß hohen Thurm hinziehen. Dieser beherrscht die ganze Gegend und gestattet durch eine enge Thüre und einige kleine Fensteröffnungen Blicke in die Ferne; er ist, wie die Wohnhäuser, von runder Form. Die inneren Wände sind mit Lehm und Thon sauber verputzt. Andere Häuser, in viereckiger Form angelegt, haben gleich den runden, nur eine

Eingangsöffnung. Im Thurme selbst hatten sich noch einige indianische Töpferwaaren, Stücke von Krügen, Henkel und allerlei Scherben erhalten, die sehr hübsch mit schwarzen Linien und Rauten bemalt waren.

Mit dem Eintritt der spanischen Herrschaft verfielen diese alten Indianerburgen; sie sind ein Zeugniß verhältnißmäßiger Civilisation. Die Indianer sind verschollen und über die Gräber und Ruinen schreitet der einsame Gebirgswanderer hin. So großartig diese alten Bauwerke aber auch sind, gegenüber der Majestät der sie umgebenden Andes verschwinden sie in Nichts.

Im gewundenen Schlangenlauf durcheilt das Flüßchen Cabrado die Gebirge westlich von den alten Ruinen und mußte von Grashoff hundert und drei und neunzig Mal überschritten werden. Die Felsen, über welche das klare Wasser des Flüßchens hinstürzt, bestehen anfangs aus gelbem Sandstein und nehmen dann goldgelbe, orangefarbene bis dunkelkarmoisinrothe Farben an. Sandsteine, Schiefer und Granit mit viel Glimmer wechseln miteinander ab. Es folgen auf Meilenweite öde, runde Bergkuppen. Der buchenartige Jumielbaum zeigt sich, Moskiten peinigen den Reisenden und die Saumthiere, Raubvögel kreisen in den Lüften und von den Felsabhängen schrillt der pfeifende Ton des Guanaco. Besonders in der Sierra de la Tamberia traf Grashoff dieses Llamathier häufiger; nach Art der Gemsen hatten die Guanacos Vorposten ausgestellt.

An den zackigen Felsspitzen Los tres quebradas führte der Weg vorbei über das milchweiße Wasser des Rio blanco. Am Wege waren viele Grabdenkmale. Eines bestand aus einem Haufen roh zusammengewürfelter Steine, auf denen ein hölzernes Kreuz stand. Es deckte die Leiche eines Gauchojünglings, dessen Maulthier sich verlaufen hatte. Er mußte zu Fuße weiter wandern; die bedrückende, verdünnte Bergluft, vereint mit dem beschwerlichen Bergsteigen, erzeugte in ihm die gefährliche Punakrankheit, welcher er erlag. Der Sattel des Maulthieres lag nicht weit vom Grabe entfernt. Nach der allgemeinen Landessitte legte auch Grashoff einen Stein auf den Leichenhügel.

Bei El Portezuelo de la Estanzuela war die mächtige Höhenkette der Anden erstiegen. In dieser rauhen Gegend kam kein Strauch mehr fort; auch Thiere fehlen; nur einige finkenartige Vögel saßen auf den Steinen und die Bergbiscacha eilte schnellfüßig über das Geröll dahin. Als einsame Erscheinung tritt eine schöngeformte gelbe Sternblume, Rosa de monte, auf.

Weiterhin zeigen die Berge eine schwarze Färbung, weshalb sie den Namen Puertas negras führen. Dann folgt eine Hochebene, auf der die Vegetation immer mehr abnimmt. Todte Maulthiere, Gerippe von Ochsen und Pferden bedeckten massenhaft den Weg. Die Thiere erlagen hier den Anstrengungen des Bergsteigens oder verirrten sich während des Nachtlagers und kamen aus Mangel an Futter um. Ein kleiner Salzsee, umgeben von dunklen Granitmassen, auf denen hie und da kümmerliche Mimosen standen, verschaffte der Gegend einige Abwechselung und ward von Grashoff abgezeichnet. (Siehe die Abbildung.) Bis in diese Gegend verirrt sich das Vicuña, obgleich es nur dürftige Gräser und einige Pilze als Nahrung findet.

Wenn die Reisenden am Ermatten waren, dann rief ihnen der Maulthiertreiber sein Vamos! (Vorwärts!) zu und sang eine näselnde, einförmige Weise nach Art der Gauchos. Der Bergabhang, welcher die argentinischen Staaten von Chile trennt, ward überklettert, ein schöner Bergkessel breitete sich aus, die Vegetation ward frischer, grüner und ein schäumender Felsbach toste über große Blöcke dahin. „Dieses Wasser führt nach Copiapo", sagte der Führer. Der chilenische Boden war erreicht.

Durch lange Schluchten und über Ebenen hinweg führte der Weg immer weiter westwärts. Endlich lag ein schönes Thal vor den Reisenden, und in demselben der ausgedehnte Ort Pueblo de Indio; von dort ab zieht sich etwa eine Viertel Legua lang eine ununterbrochene Linie von Häusern bis zur Vorstadt von Copiapo.

Die Reise über die Anden von Santa Rosa bis Copiapo hatte 6½ Tag gedauert; die Entfernung von Fuerte del Andalgala bis Copiapo beträgt ungefähr 200 Leguas.

Copiapo liegt beinahe ganz von Bergen eingeschlossen, und die Gebirgsketten ragen rings hinter den Häusern und Kirchen hervor. Die Plaza ist ein großer, schön gelegener, freier Platz. Zwischen den meist gut gebauten und wohlerhaltenen Gebäuden stehen gewöhnlich Alamo-Pauso-Bäume, die unseren deutschen Pappeln gleichen und der Stadt ein freundliches Ansehen verleihen. Das Rathhaus, Cabildo, ist einstöckig und gleicht den meisten Stadthäusern der südamerikanischen Städte. In der Mitte der Plaza erhebt sich auf einem schweren Sockel ein Piedestal, in dessen acht Ecken Löwenköpfe Wasser speien und als Brunnen dienen. Das Ganze wird von der Bronzestatue eines copiaponer Bergmanns in Nationaltracht gekrönt. Ueber der Schulter hängt die Gerga, ein kleiner Mantel, in der Rechten schwingt er den „Schlägel", während die Linke das „Eisen" hält. Der Schöpfer dieses hübschen Denkmals ist ein Engländer; es ward zur Erinnerung an die Auffindung der reichen Silberminen von Charnecillo im Jahre 1851 errichtet. Für die Stadt sind diese ganz zufällig entdeckten Minen ein ungemeiner Segen, sie hebt sich dadurch zusehends und die Bevölkerung nimmt zu.

In den Straßen herrscht Ordnung und Reinlichkeit; wo sie noch nicht gepflastert sind, fährt mehrmals täglich ein Sprengwagen. Das Militär ist ordentlich nach Art des französischen uniformirt und sticht gewaltig gegen die zerlumpten Marssöhne in Catamarca ab. Die Kaufläden sind elegant eingerichtet und mit allerlei Luxusartikeln versehen. In dem Theater, das stark besucht wird, werden gute Stücke, meist Uebersetzungen aus dem Französischen, aufgeführt. — Aber selten vergeht ein Monat, daß in Copiapo nicht ein Erdbeben stattfindet; die Bewohner sind daran gewöhnt, eilen vor ihre Häuser hinaus und bauen, was von den hölzernen Gebäuden und Kirchen zusammenstürzt, wieder auf.

Von Copiapo fuhr Grashoff mit der Eisenbahn nach Caldera, von wo er weiter nach Valparaiso ging. Wir werden unsern Landsmann auf seinen ferneren Reisen begleiten.

Die chinesischen Angelegenheiten.

Neulich schilderten wir den gegenwärtigen Stand der Dinge im Kaiserreiche des Sonnenaufgangs, und wiesen nach, daß die Engländer in Folge einer durchaus verwerflichen Politik Verwirrung nach Japan hineingetragen haben. Auch im himmlischen Blumenreiche der Mitte sind sie in unbequeme Händel verwickelt worden, deren Dauer Niemand abzusehen vermag. Vor zwanzig Jahren brachen sie den Opiumkrieg vom Zaune, und damit begann die Schwächung der kaiserlichen Gewalt. Als zu der Abneigung der Chinesen gegen die Herrschaft der Mandschudynastie ungegohrene Ideen vom Christenthum kamen und der „Himmelssohn" seine Rebellion begann, gerieth die Regierung zu Peking immer mehr ins Gedränge. Vor wenigen Jahren begann England einen zweiten Krieg und erhielt bei demselben einen unbequemen Partner an den Franzosen, welche auch im fernen Osten „Gloire" ernten wollen. Diesen zweiten Krieg können wir mit Recht als einen Silberkrieg bezeichnen, und auch ihn hat England unter geradezu nichtsnutzigen, ganz frivolen Vorwänden vom Zaune gebrochen.

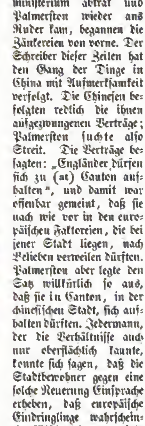
Palmerston hatte mit der frechen und rücksichtslosen Leichtfertigkeit, durch welche seine Politik sich allzeit gekennzeichnet hat, den Opiumkrieg begonnen, welcher durch die Friedensschlüsse von Nanking und Human Schai, 29. August 1842 und 8. Oktober 1843, beendigt wurde. England setzte in denselben zwei Clauseln durch, welche den Keim zu unablässigen Zänkereien in sich trugen, und vermittelst welcher es jeden Augenblick eine Handhabe zu einem neuen Kriege finden konnte, wenn es einen solchen haben wollte. Die eine Clausel lautet: „Britische Unterthanen und Schiffe sollen in China ebensowohl, wie Chinesen, welche sich an Bord britischer Schiffe geflüchtet haben, nicht unter chinesischer, sondern unter englischer Gerichtsbarkeit stehen". Die zweite Clausel ist folgende: „Englische Schleichhändler sollen von allen Strafen befreit sein, mit Ausnahme der Konfiskation solcher Waaren, die wirklich Kontrebande sind". So übermüthig war man zu jener Zeit in England, daß im Kabinet erörtert wurde, ob man — vor nun zwanzig Jahren — nicht mit Waffengewalt auch vom japanischen Kaiser einen ähnlichen Vertrag erzwingen solle!

Man muß sich wohl hüten, diese asiatischen Angelegenheiten, welche für die ganze Welt von großer Tragweite sind, durch eine englische Brille zu betrachten. Das geschieht aber zumeist, weil die Blätter auf dem europäischen Kontinent, leider auch unsere deutschen, nur nachschreiben, was die londoner Zeitungen sagen, und eine genauere Kenntniß der Zustände des fernen Ostens bei uns zu den Ausnahmen gehört.

Wir unsrerseits nehmen deshalb von Zeit zu Zeit Gelegenheit, die Verhältnisse zu schildern, wie sie wirklich sind, und die Thatsachen reden zu lassen, mit denen die Räsonnements der Engländer sehr oft nicht im Einklange stehen.



Prinz Kong, chinesischer Premierminister. (Nach einer Photographie aus Peking.)



Allemal wenn ein Toryministerium abtrat und Palmerston wieder ans Ruder kam, begannen die Zänkereien von vorne. Der Schreiber dieser Zeilen hat den Gang der Dinge in China mit Aufmerksamkeit verfolgt. Die Chinesen befolgten redlich die ihnen aufgezwungenen Verträge; Palmerston suchte also Streit. Die Verträge besagten: „Engländer dürfen sich zu (at) Canton aufhalten", und damit war offenbar gemeint, daß sie nach wie vor in den europäischen Faktoreien, die bei jener Stadt liegen, nach Belieben verweilen dürften. Palmerston aber legte den Satz willkürlich so aus, daß sie in Canton, in der chinesischen Stadt, sich aufhalten dürften. Jedermann, der die Verhältnisse auch nur oberflächlich kannte, konnte sich sagen, daß die Stadtbewohner gegen eine solche Neuerung Einsprache erheben, daß europäische Eindringlinge wahrscheinlich Mißhandlungen erfahren würden, endlich auch, daß die chinesische Regierung mit einer solchen Auslegung nicht einverstanden sein konnte. Aber Palmerston erklärte, daß er im Recht sei und nöthigenfalls „die Barbaren wieder züchtigen wolle". In wie frecher und hochfahrender Weise Palmerston mit der chinesischen Regierung umging, ergibt sich aus seinem Schreiben an den pekinger Hof.

Das Aktenstück trägt das Datum vom 18. August 1849, und in demselben sagt Palmerston: — „Die britische Regierung weiß sehr wohl, daß sie erforderlichen Falls eine Streitmacht zur Verfügung hat, und daß diese im Stande wäre, die Stadt Canton zu zerstören. Sie würde kein einziges Haus stehen lassen und auf solche Weise könnte die Stadt gezüchtigt werden".

Acht Jahre später wurde dann Canton von den Eng-

ländern in der That bombardirt! Es war das eine schmachvolle Geschichte. Der bekannte Fürsprecher des Opiumhandels, Sir John Bowring, war höchster Beamter auf Hongkong, und ganz im Sinne Palmerstons verwickelte er sich in eine Menge von Zänkereien und Streitigkeiten mit den Chinesen, bis ein Toryministerium ans Ruder kam, welches ihm dann Befehl gab, die Stänkereien und Zetteleien bleiben zu lassen. Trotzdem erließ er am 3. März 1855 eine Verordnung, demgemäß chinesische Schiffseigenthümer, Unterthanen des Kaisers, für ihre Fahrzeuge ein englisches „Register" (also das, was wir Deutschen in unserer Seemannssprache einen Beilbrief nennen) erhalten konnten. Was Bowring damit bezweckte, ergibt sich aus der oben von uns hervorgehobenen Clausel über die Schleichhändler. der „britischen Krone"! Nun besagte eine Ordonnanz desselben Bowring vom 29. Mai 1856, „daß Beilbriefe jedesmal nach Ablauf eines Jahres erneuert werden müssen; geschieht das nicht, dann sind sie ohne Weiteres ungültig." Am 8. Oktober 1856, also elf Tage nachdem der einseitig ertheilte und vom chinesischen Standpunkt überhaupt ganz gesetzwidrige, der Lorcha Arrow ertheilte Beilbrief erloschen war, belegte die chinesische Polizei dieselbe mit Beschlag und verhaftete zwölf des Seeraubs angeklagte chinesische Matrosen, von denen, beiläufig bemerkt, die meisten späterhin als Piraten auch von den englischen Gerichten auf Hongkong verurtheilt wurden. Aber Bowring nahm sich dieser Schleichhändler und Seeräuber an, und ein Gleiches that der englische Konsul Parkes. Er



Chinesische Kriegsmandarine (Mandschu). (Nach einer Photographie aus Peking.)

Denn nun war dem Schmuggeln Thor und Thür geöffnet; die Verordnung war geradezu eine Prämie nicht blos für die Schleichhändler, sondern auch für die Piraten, und beide Klassen von Biederleuten machten sich sofort eine solche Gunst der Umstände zu Nutzen.

Am 14. November 1856 legten die chinesischen Behörden Beschlag auf die „Arrow", eine Lorcha, d. h. großes Boot, das Schleichhandel getrieben hatte. Bowring nahm das Schmugglerschiff mit Gewalt weg, unter dem Vorwande, daß die Chinesen vertragswidrig gehandelt hätten. Die Arrow hatte am 27. September 1855 einen englischen Beilbrief erhalten. Bowring gab ihn, obwohl er wußte, daß der Schiffsbesitzer, Ma tschau wang, ein berüchtigter Seeräuber war. Er ist später als überwiesener Seeräuber bestraft worden. Solche Leute waren specielle Schützlinge verlangte vom Vicekönig Yih (der ein sehr verständiger Mann war, auf dessen Kosten aber die Engländer eine Menge alberner Geschichten verbreitet haben) die Auslieferung, und diese erfolgte. Die ganze hochmüthige Frechheit der Engländer ergibt sich aber daraus, daß Parkes ärgerlich war, weil die Auslieferung dieser Schmuggler und Piraten „nicht genau in der Weise erfolgte, wie ich in meinem Schreiben an Yih verlangt hatte".

Aber das Beste kommt noch. Am 11. Oktober schreibt Bowring an Parkes: — „Bei näherer Prüfung stellt sich heraus, daß die Arrow nicht berechtigt war, die britische Flagge zu führen; ihre Licenz war am 27. September erloschen und seitdem hat sie keinen Anspruch mehr auf britischen Schutz".

Der Vertreter der englischen Regierung wußte also

sehr wohl, daß er absolut im Unrecht war, trotzdem schrieb er vier Wochen später, am 14. November, an den Vicekönig Yih:

„Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Lorcha Arrow gesetzmäßig die britische Flagge führt und zwar einem Beilbriefe zufolge, den ich selber ihr ertheilt habe."

Der Vertreter der britischen Krone steht hier als ein ganz gemeiner Lügner da. Aber das londoner Kabinet zog mit ihm an einem und demselben Strange. Der Vicekönig, obwohl das sonnenklare Recht auf seiner Seite war, wollte nachgeben, aber dadurch wäre der nichtswürdige Plan der Engländer durchkreuzt worden. Es lag ihrer Politik nicht im Mindesten an der Arrow oder nur die angebliche „Beschimpfung der britischen Flagge", sie wollte den Krieg. Und nun beachte man, welchen Verlauf die Dinge nahmen. Admiral Seymour erhielt Befehl, mit der Flotte feindlich einzuschreiten, Lord Elgin kam nach China, um Forderungen zu stellen und dieselben mit Gewalt durchzusetzen. So verlangte er dann Entschädigung für das, britischen Unterthanen (den Schmugglern und Piraten der Arrow, deren Beitbrief ohnehin erloschen war!) angethane Unrecht; Einlaß britischer Unterthanen in Canton (— wir erinnern an die oben mitgetheilte Auslegung Palmerstons —), Residenz eines englischen Gesandten in Peking und zuletzt, was bei der Manchesterpolitik allemal die Hauptsache ist, ausgedehnte Handelsbefugnisse.

Elgin erschien als Unterhändler sogleich mit einer Kriegsflotte, „um zu züchtigen". Am 2. Juli war er in Hongkong; Seymour blockirte ohne Weiteres den Strom von Canton, noch bevor Feindseligkeiten erklärt waren, und ehe man dem Kaiser von China auch nur mit einem Worte kund gegeben hatte, was man wollte! Erst am 12. December 1857 formulirte Elgin seine Begehren, sagte aber von der Seeräuberlorcha Arrow, welche man doch zur Handhabe des Streites gemacht hatte, kein Wort!

Zu nichtswürdiger Lüge und roher Gewaltthat fügten die Engländer noch persönliche Beleidigung eines Mannes, auf dessen Seite Recht und gesunder Menschenverstand war. Sie machten, wie wir schon sagten, den Vicekönig Yih vor der „civilisirten Welt" lächerlich, karrikirten ihn. Indeß alle Schmach fällt lediglich auf John Bull. Aber kaum wird er gefühlt haben, wie viel Würde in dem Schreiben eben dieses Yih liegt, der alle planmäßigen Lügen der Engländer in folgender Weise an den Pranger stellte.

„Das Mißverständniß vom vorigen Oktober entstand in folgender Weise: Die chinesische Regierung hatte einige chinesische Verbrecher verhaftet, aber Konsul Parkes legte, ganz mit Unrecht, Gewicht auf das von keiner Seite her unterstützte Zeugniß, welches der Kapitän der Lorcha (— der später, wie schon bemerkt, von englischen Gerichten des Seeraubs überwiesen wurde —) abgab. Dieser behauptete, die chinesischen Beamten hätten, als sie an Bord erschienen, um die Verbrecher zu verhaften, die britische Flagge herabgerissen. Aber die Beamten sahen, als sie an Bord kamen, gar keine britische Flagge (— zu deren Führung, wie wir von Bowring weiter oben selbst erfahren haben, die Arrow auch gar nicht berechtigt gewesen wäre —). Die verhaftete Mannschaft hat ausdrücklich bezeugt, daß die Flagge gerade damals im Schiffsraume lag; folglich konnte sie gar nicht flattern. Die Lorcha war von Suaching gebaut, der ihr Rheder war und für ihn erhielt ihr Kapitän ein Register; folglich waren die Schiffsleute Verbrecher, alle aus dem Einen Lande, und hatten China's Gesetze übertreten. Zwei derselben, Li ming tai und Lien hieng fu, haben eingestanden, daß sie des Seeraubes auf offenem Meere schuldig seien, und das ist auch von Wua sching bekräftigt worden. Man hat ermittelt, daß die eben erwähnten Verbrecher notorische Piraten sind."

„Auf wiederholtes Ansuchen des Konsul Parkes gab ich die zwölf Gefangenen heraus. Gefühl und Gerechtigkeit hätten dadurch befriedigt sein müssen, aber Konsul Parkes nahm die Gefangenen nicht an, sondern begann plötzlich und ohne irgend einen Anlaß die Feindseligkeiten; er griff mehrere Tage hinter einander die Forts an, zerstörte einige, bombardirte die Provinzialhauptstadt (nämlich Canton), schickte zu drei verschiedenen Malen Soldaten ans Land und ließ Dörfer in verschiedenen Richtungen niederbrennen. Millionen Menschen sind Augenzeugen dieser Vorgänge gewesen. Im Anfange bemüheten sich alle Engländer, überhaupt alle Fremden, welche Sinn für Gerechtigkeit hatten, dem Konsul Parkes von einem solchen Verfahren abzurathen, aber er wollte nicht hören."

Man sieht, was Lüge und was Wahrheit ist: Das Aktenstück ist in den Parlamentsblaubüchern nicht verfälscht; es steht der Länge nach im Buche, Lord Palmerston hat in demselben nicht gestrichen, wie er es in den auf den afghanischen Krieg bezüglichen Dokumenten gethan. Aber die Makel, daß er planmäßig ein Urkundenfälscher sei und die Beweise, welche David Urquhart dafür beigebracht, kann er nicht von sich abwaschen.

In China nahmen dann die Dinge folgenden Verlauf. Der rechtschaffene Mann, Vicekönig Yih, wurde gefangen genommen und nach Calcutta gebracht, wo er bald nachher starb. Welche Gedanken muß er über britische Redlichkeit, Wahrhaftigkeit und Civilisation gehabt haben! Elgin schrieb unterm 11. Februar 1858 an den Kaiser nach Peking, und was verlangte dieser Lord mit der eisernen Stirn? „Genugthuung für zugefügte Beleidigungen und — einen neuen Handelsvertrag!" Der war des Pudels Kern. Nachdem man Canton bombardirt hatte, beschoß man im nächsten Jahre die Festungswerke am Peiho und erzwang den Frieden von Tien tsing.

Aber das widersinnige und gewaltthätige Benehmen der Engländer war noch lange nicht zu Ende. Der Frieden von Tien tsing sollte nach Ablauf eines Jahres, also gegen Ende Juli 1859, bestätigt werden, und man wollte die Ratifikationen in Peking selbst auswechseln. England hatte Herrn Bruce, Frankreich Herrn von Bourboulon zum Bevollmächtigten ernannt. Beide trafen im Frühsommer zu Schanghai ein, wo zwei hohe kaiserliche Beamte ihnen mittheilten, daß bereits alle Anstalten getroffen worden seien, um sie mit allen Ehren am nördlichen Mündungsarme des Peihoflusses zu empfangen; der Generalstatthalter der Provinz Pe tschi li, in welcher Peking liegt, werde sie in feierlichem Aufzuge nach der Hauptstadt geleiten. Sie fügten hinzu: der südliche Mündungsarm sei nicht zu befahren; der Kaiser habe die im vorigen Jahre durch die Engländer und Franzosen zerstörten Forts wieder aufbauen und den ganzen Stromeingang durch starke Verrammelungen von Eisen, Balken, Ketten und versenkten Schiffen unfahrbar machen lassen, das sei wegen der Rebellen geschehen, welche mit einem Zuge gegen Peking gedroht hätten.

Was that Bruce? Er lehnte all und jeden Verkehr mit den kaiserlichen Bevollmächtigten ab, denn er hatte sich in den Kopf gesetzt, in die südliche Mündung einzufahren. Die englischen Kaufleute in Schanghai machten ihm vergeblich Vorstellungen; Bruce blieb so verstockt, daß der North China Herald ihn für einen „wahnwitzigen Menschen" er-

klärte. Er aber fuhr mit seiner ganzen Kriegsflotte nach dem Südarm ab, und Bourbeulen schloß sich ihm an. Daß es sich um die Auswechselung von Friedensverträgen handelte, blieb ganz außer Acht. Die Kaufleute protestirten „gegen einen eben so ungerechten als widersinnigen Krieg"; die chinesische Regierung, obwohl so arg mißhandelt, habe sich durchweg loyal gezeigt; Bruce aber sei ein hochmüthiger Mensch von äußerst beschränkten Geistesgaben. Er habe den ersten Mann nach dem Kaiser, den Bevollmächtigten Kwei liang, der ihm in Schanghaï so höflich entgegengekommen sei, „geradezu unwürdig" behandelt.

Wir lesen seit Jahren regelmäßig die zu Hongkong erscheinende Overland China Maïl. Sie äußerte Folgendes: — „Im Namen der Menschlichkeit, der Gerechtigkeit und des Christenthums protestiren wir feierlich dagegen, daß in dieser Angelegenheit, in welcher alles Unrecht auf britischer Seite ist, auch nur Ein Kanonenschuß abgefeuert werde".

Der russische Bevollmächtigte ging ruhig nach Peking und sein Vertrag wurde ratificirt; der nordamerikanische Gesandte nahm gar keinen Anstand, an den Nordarm des Peiho sich zu begeben, wo er mit Ehren empfangen wurde; aber John Bull Bruce wollte nicht. Indem er in den verbotenen Mündungsarm einfuhr, eröffnete er die Feindseligkeiten, und bekam eine Lektion, bei der es nur schade ist, daß die chinesischen Kugeln ihn, den Anstifter alles Unheils, verschonten und viele hunderte seiner unschuldigen Werkzeuge hinwegrafften, welche er auf die Schlachtbank führte. Er gab einem alten, äußerst unfähigen Seemanne, dem Admiral Hope, Befehl zum Angriff und zum Hinwegräumen aller Hindernisse im Flusse.

Noch jetzt suchten die Chinesen ihn andern Sinnes zu machen; sie schickten ein Boot zu ihm und baten ihn brieflich, am Nordarme zu landen. Er hörte nicht; einen zweiten Brief desselben Inhalts wies er ohne Weiteres zurück, und befahl, als Antwort, das Feuern zu beginnen. Aber die Taku-Forts waren im besten Zustande. Hope verachtete sie, aber die Chinesen überschütteten ihn mit einem Hagel von Kugeln, und bohrten drei seiner Schiffe in den Grund. Die gelandeten Truppen, welche Forts erstürmen sollten, richteten nichts aus und wurden in die Flucht geschlagen. Diesmal wurde der britische Uebermuth „gezüchtigt"; er erlitt eine schimpfliche und wohlverdiente Niederlage.

Auf chinesischer Seite zeichneten sich die Mandschu durch Tapferkeit aus; zwei ihrer höheren Offiziere, deren jeder ein Fort befehligte, sind auf unserer Illustration dargestellt*).

Interessant ist, wie der mongolische Fürst Sangkolinsin, Oberbefehlshaber der chinesischen Streitkräfte, das Benehmen der Barbarenschiffe (der Ausdruck ist hier völlig am Platze) schildert. „Sie stürmten", sagt er in seinem Bericht an den Kaiser, „in die inneren Gewässer und schossen auf unsere Krieger. Aber diese geriethen in Wuth und zerstörten die Schiffe. Der Kampf dauerte von 2 Uhr Nachmittags bis 10 Uhr Abends. Schon seit mehreren Tagen hatten die rebellischen Barbaren sich höchst unverschämt benommen; auf unsere Zuschriften nahmen sie keine Rücksicht, sondern verlangten, daß binnen einer bestimmten Frist alle Hindernisse hinweggeräumt werden müßten. Bald legten sie Hand an. Es war schwierig, mit diesen übermüthigen Barbaren fertig zu werden. Ich aber erwog, daß das Werk des Friedens, das nun schon ins zweite Jahr besteht, gefährdet werden könne, wenn ich sofort das Feuer eröffnete, ich verhielt mich also ruhig und wartete meine Zeit ab. Dadurch wurden die Barbaren noch übermüthiger, während sie die Wuth unserer Krieger fütterten rc." In einer Nachschrift sagt Sangkolinsin, daß er „von den auf keine Vernunftgründe hörenden" Barbaren 41 Kanonen erbeutet habe.

*) Nach einer Photographie aus Peking, welche uns Herr Gustav Spieß, kgl. sächs. Bevollmächtigter bei der ostasiatischen Expedition unter Graf Eulenburg, zusandte.

Geradezu lächerlich ist, daß Palmerston seine Zeitungen gegen „Verrath" deklamiren ließ, während die Overland China Maïl viel richtiger sagt, daß die Politik Englands China gegenüber „eine der widerwärtigsten und verächtlichsten Erscheinungen des 19. Jahrhunderts bildet". Die Niederlage bei den Taku-Forts war durchaus verdient, die Scharte wurde dann im nächsten Jahre wieder ausgewetzt; die vereinigten Engländer und Franzosen kamen wieder, verbrannten und plünderten den kaiserlichen Sommerpalast, rückten nach Peking und erzwangen dort den Frieden vom 25. Oktober 1860, welcher ihnen Alles gewährte, was sie irgend wünschten. Der französische Moniteur sprach damals von einem „Triomphe éclatant de la civilisation sur la vieille civilisation asiatique: les drapeaux de la France et de la Grande Bretagne ont flotté sur les murs de Pekin".

Wir haben die obige Schilderung gegeben, weil jetzt wieder unausstehlich viel „vom Berufe der europäischen Civilisation" die Rede ist, und weil die englischen Blätter, wenn sie die Streitigkeiten mit Japan behandeln, sich abermals aufs hohe Pferd gesetzt haben, und die Dinge auch wieder in Palmerstons Style behandeln. Wir wollten zeigen, auf welcher Seite die Lüge, der Hochmuth und die Barbarei steht.

In Betreff des Kaisers von China hat übrigens die englische Politik, nachdem sie Alles, was sie irgend wünschte, in der oben dargestellten Weise erzwungen, eine Schwenkung gemacht. Eine Zeit lang war sie unschlüssig, ob sie ihre Sympathien nicht den Taïping-Rebellen zuwenden und ihnen Vorschub gegen den Kaiser leisten solle. Dann aber zog sie es vor, dem letztern, der ja ohnehin Alles hatte gewähren müssen, ferner keine Schwierigkeit zu bereiten. Seitdem unterstützt sie ihn direkt und indirekt.

In China steht ein ganz ausgezeichneter Staatsmann an der Spitze der Geschäfte, Prinz Kong, ein Verwandter des Kaisers. Dieser Minister begreift vollkommen, daß unter den obwaltenden Verhältnissen Alles darauf ankommt, mit den Europäern Frieden zu halten; China ist nicht stark genug, gleichzeitig mit diesen und mit den Rebellen, deren es im Lande vier große, ganz unabhängig von einander handelnde Gruppen gibt, Krieg zu führen. Auch begreift er vollkommen, und hat das mehrmals ausgesprochen, daß die Tage der frühern chinesischen Politik ein für alle Mal vorüber sind; von Beschränkungen und von Absperrung der Ausländer könne keine Rede mehr sein. Er werde die Verträge aufrichtig halten und die Europäer könnten ihre Zwecke am besten erreichen, wenn sie ihm keine Verlegenheit bereiten; dadurch würden sie nur ihren eigenen Gegnern Vorschub leisten.

Während die Engländer und Franzosen ihren Zug gegen Peking unternahmen, war der Kaiser Hien Fung nach Jehol, einer Stadt jenseits der großen Mauer gegangen, wo er im Augustmonat, nach einer zehnjährigen Regierung, in Folge seiner Ausschweifungen starb. Dadurch wurde die Lage der Dinge abermals kritisch, denn die Kriegspartei rührte sich und eine neue Verwirrung konnte nicht ausbleiben, wenn sie den Prinzen Kong stürzte. Hien Fung hatte seinen ältesten, noch minderjährigen Sohn Tsaï tschun zum Nachfolger ernannt, und dieser bestieg als Tschi siang den Thron. Im November 1861 hielt er seinen Einzug in Peking; Kong stürzte mit Hülfe der Kaiserin-Mutter den

kriegslustigen Regentschaftsrath, und nahm das Heft in die Hand. Damit war der Sieg für die Friedenspartei gesichert, und Kong verfuhr so klug, daß er sich die Mitwirkung der Engländer und Franzosen gegen die Rebellen zu sichern wußte. Dadurch verstärkte er die kaiserliche Sache und verwickelte die Europäer in eine lange Reihenfolge von Weiterungen. Außerdem hatte er den Vortheil, daß die chinesischen Soldaten europäische Offiziere und Unteroffiziere erhielten, und sie werden nun in abendländischer Weise eingeübt. Prinz Kong hat sich durch Erfahrung überzeugt, daß auch das altchinesische Kriegswesen über den Haufen geworfen werden muß, und benutzt nun die frühern Feinde des Blumenreiches der Mitte, um seine Truppen auf europäischen Fuß zu bringen und mit Waffen der neuesten Art zu versehen.

Durch kluges Verfahren ist es diesem ausgezeichneten Manne gelungen, den wankenden Thron des Kaisers einigermaßen wieder zu stützen und nach und nach den Taïping-Rebellen Boden abzugewinnen. Den neuesten Nachrichten zufolge soll es den Kaiserlichen gelungen sein, einen Theil von Nanking, der Hauptstadt, in welcher der „Himmelssohn" seinen Thron aufgeschlagen hat, einzunehmen. Jedenfalls scheint es, als ob seit einiger Zeit der Stern der Rebellen am Erbleichen sei, aber auf Wiederherstellung der Ruhe und der kaiserlichen Autorität im ganzen weiten Reiche wird China wohl noch Jahre lang zu warten haben. Es ist in schrecklicher Weise klar geworden, wie innerlich verfault der Mandarinenstaat war und daß die Chinesen alle die Herrschaft der Mandschudynastie nur mit Widerwillen betrachten. A.

Ethnologische Beiträge.

VII.

Fortschritte der Ethnologie und Anthropologie. — Linné, Buffon, Blumenbach. — Rassenverschiedenheit. — Die Hülfswissenschaften der Anthropologie. — Die anthropologische Gesellschaft in Paris und ihre Arbeiten. — St. Hilaire's anthropologische Klassifikation; seine vier Haupttypen des Menschengeschlechts. — Hyperboräer und Paraboräer. — Wissenschaftliche Instruktionen. — Perier und Pruner-Bey über die alten Rassen in Aegypten. — Ueber die künstliche Verunstaltung des Schädels bei den uramerikanischen Völkern. — Fünf verschiedene Typen derselben. — Keilförmige Verunstaltungen. — Zur Geschichte der Volkswanderungen.

Wir haben schon oft darauf hingewiesen, daß die anthropologisch-ethnologische Wissenschaft in unsern Tagen mit Riesenschritten vorwärts geht und sich neue Grundlagen erobert. Der Eifer, man kann fast sagen, die Begeisterung für dieselbe ist bei den drei großen Kulturvölkern, welche an der Spitze der geistigen Bewegung stehen, gleich groß; man arbeitet in Deutschland, Frankreich und England mit demselben rüstigen Fleiße, forscht unermüdlich, vertieft sich in die schwierigsten Untersuchungen und eine große Anzahl bedeutender Kräfte streben nach demselben Ziele hin. Die „Wissenschaft vom Menschen" ist die jüngste unter allen und das Feld für sie unendlich ausgedehnt; aber sie gewährt einen ungemeinen Reiz und hat zugleich für das Völker- und Staatsleben eine Tragweite und eine Bedeutung, von welcher der Kundige vollkommen überzeugt ist und die im Fortgang der Zeit auch im „Kreise der Gebildeten überhaupt" erkannt werden wird. Wir unsererseits tragen nach Kräften dazu bei, weit verbreitete Irrthümer und falsche Vorstellungen zu berichtigen, und halten es für eine Pflicht, veralteten Ansichten und landläufigen Meinungen, welche keine andere Unterlage haben, als überkommene Redensarten, die schön klingen und doch völlig hohl sind, durch die Mittheilungen von Thatsachen, wie sie sind, entgegen zu wirken.

Die Menge von Vorstellungen, welche durch neuere Beobachtungen und Forschungen sich als unhaltbar herausgestellt haben, ist sehr beträchtlich. Es gibt sehr viel aufzuräumen, viele hergebrachte Ueberlieferungen zu beseitigen, und alte Bande müssen abgestreift werden. Bei uns in Deutschland hat freilich die Wissenschaft sich ihre volle Freiheit und ihre Unbefangenheit niemals verkümmern, der Flug des Denkens sich durch keine Schranke hemmen lassen. Auch in Frankreich hat es nie an Geistern gefehlt, welche jedem Vorurtheil den Rücken kehrten. In England ist aber, wie wir neulich hervorhoben, ein Umschwung zum Bessern erst in der jüngsten Zeit hervorgetreten. Die Verhandlungen sowohl der ethnologischen wie der anthropologischen Gesellschaft zu London liefern dafür den Beweis.

Wir haben die Hoffnung, die Fortschritte der anthropologischen Wissenschaft unter uns Deutschen gelegentlich im Globus aus der Feder eines Mannes dargestellt zu sehen, welcher dem Gange derselben aufmerksam gefolgt ist. Das Material ist aber weit und vielfach zerstreut, weil bei uns ein großes Centrum, wie es unsere Nachbarn an London und Paris besitzen, durchaus fehlt. An und für sich ist das ein Vorzug für Deutschland, hat jedoch in mancher Beziehung Unbequemlichkeiten. Die französischen Naturforscher leben zunächst in der Hauptstadt; bei uns müssen Wanderversammlungen aushelfen.

Doch wir kommen auf die anthropologische Gesellschaft in Paris. Sie wurde im Juni 1860 gegründet, besteht also erst seit drei Jahren; sie hat aber in dieser kurzen Zeit schon Erhebliches geleistet, und konnte bei ihrer Jahresversammlung am 4. Juni 1863 in der That mit Freude und Genugthuung auf ihre Thätigkeit zurückblicken. Ein ausgezeichneter Gelehrter, Broca, Generalsekretär der Gesellschaft, gab eine meisterhafte Darstellung über die Verhandlungen der Gesellschaft und eine Uebersicht des gegenwärtigen Standes der anthropologischen und ethnologischen Wissenschaft, aus welcher wir das Nachfolgende hervorheben. Der Leser wird mit Interesse wahrnehmen, wie viele und wichtige Probleme zur Erörterung gekommen sind.

Die ersten Anläufe zu eigentlich anthropologischen Studien fallen in das 18. Jahrhundert. Linné gab in seiner Klassificirung der Thiere auch dem Menschen eine Stelle und Buffon entwarf in meisterhaftem Styl seine „Naturgeschichte des Menschen". Dieses Werk wird in seiner Art allzeit klassisch bleiben, zeigt aber begreiflicherweise, daß die Wissenschaft zu jener Zeit noch in ihren schwachen Anfängen war. Buffon beschreibt, so gut ihm die Hülfsmittel, über welche man damals zu verfügen hatte, irgend erlaubten, die physischen Merkmale der Völker, er schildert ihre Gestalt, Farbe rc., war aber noch nicht im Stande, die Varietäten zu gruppiren, sie in Klassen einzutheilen und zu einem Begriffe von einer eigentlichen Rasse zu gelangen. Das aber konnte Blumenbach, als er die Kraniologie zur Grundlage nahm, das Genus homo methodisch eintheilte und zuerst eine Nomenclatur feststellte. Buffon mußte sich mit Beschreibung der Völker, mit einer Ethnographie, begnügen;

Blumenbach gab uns die Grundlage zur Rassenkunde, zur Ethnologie.

Nun war eine Rassenverschiedenheit festgestellt und damit ein unabsehbares Feld für die Forschung eröffnet. Blumenbach's Klassifikation und Beschreibungen mußten vervollständigt und berichtigt werden; es handelte sich darum, den Ursprung dauerbarer Varietäten und erblicher Typen zu erforschen, die verschiedenen Merkmale und Abstufungen genau zu untersuchen. Zunächst kam es darauf an, zu ermitteln, welchen Einfluß die äußeren Umstände und Lebensbedingungen auf den Menschen üben, z. B. Klima, Nahrung, Lebensweise u. dgl. m., und sich zu vergewissern, in wie weit diese verschiedenen Agentien das Individuum oder die Rasse umwandeln können; sodann, innerhalb welcher Grenzen diese Varietäten durch die Gesetze der Vererbung und des „Atavismus" beschränkt bleiben. Man mußte die Verwandtschaft der Völker ermitteln, ihre Wanderungen verfolgen, ihren Vermischungen mit anderen nachspüren, ihre Denkmäler, Geschichte und Ueberlieferungen befragen; ja noch mehr, man mußte über ihre historischen Zeiten hinausgehen und bis zu ihrer Wiege hinaufsteigen. Das Alles waren neue Fragen und Aufgaben, welche die Wissenschaft sich früher noch nicht gestellt hatte, und zur Beantwortung und Lösung derselben müssen Zoologie, Anatomie, Physiologie, Sprachwissenschaft, Geologie und Paläontologie mitwirken.

Vor 60 Jahren wäre eine Wissenschaft der Anthropologie noch gar nicht möglich gewesen. Man muß Wissenschaften erst haben, bevor man sie zu gruppiren vermag, und einige, welcher die Anthropologie gar nicht entbehren kann, waren noch nicht in dem Grad entwickelt, um ihr als Unterlage und Stütze zu dienen. Die vergleichende Sprachwissenschaft befand sich kaum in den ersten Anfängen, die Alterthumskunde umfaßte nur sehr beschränkte Räume, die Geologie und Paläontologie hatten kaum angefangen, sich zu entwickeln. Alles; was über die eigentlich geschichtlichen Zeiten hinaus lag, war noch so gut wie verschlossen, die Geschichte selber wartete noch auf eine tiefer eingehende kritische Behandlung, die freie Forschung hatte das theologische Joch keineswegs völlig abgeschüttelt, die Chronologie war noch nicht entwickelt, sondern ein Prokrustesbett, in welches man die Geschichte des hohen Alterthums einzwängte.

Aber die Fortschritte, welche die anthropologische Wissenschaft binnen einem halben Jahrhundert gemacht, sind geradezu bewundernswürdig. Nie zuvor entfaltete sich der Geist freier Untersuchung und Forschung nach allen Richtungen hin mit einer solchen Macht und Kraft. Die seit Jahrtausenden schweigsame Sphinx hat ihre Geheimnisse offenbart; die Alterthümer Amerika's, diese Adelsdiplome einer Welt, die wir längst nicht mehr als eine „neue" bezeichnen dürfen, bieten unserm staunenden Blick ungeahnte Wunder dar; Ninive und Babylon sind wieder ans Tageslicht gebracht und reden deutlich genug. Die Oberfläche unseres Planeten liegt nun offen vor uns gleich den Seiten eines aufgeschlagenen Buches; sie gilt uns für ein Archiv, in welchem die Urkunden der drei Naturreiche niedergelegt sind; in diesem Archiv hat jede Species, bevor sie verschwand, ihre Merkzeichen hinterlassen. Auch der Mensch, welcher erst spät aufgetreten ist, hinterließ Spuren seines Daseins in Perioden, die weiter hinaufreichen, als man früher zu ahnen gewagt hatte. Auf den Seiten dieses ungeheuern Buches steht die Geschichte unzähliger Wesen geschrieben, die von Epoche zu Epoche, gleich den Rennern in einem Circus, einander die Fackel des Lebens überreichten:

Et, quasi cursores, vitaï lampada tradunt!

Die Archäologen und Paläontologen beseelten gleichsam die stofflichen Ueberreste der Vergangenheit, während gleichzeitig andere Gelehrte auf anderen Wegen in die verflossenen Jahrtausende eindrangen. Längst abgestorbene Sprachen wurden wieder belebt; man drang in die vorgeschichtlichen Annalen der Völker ein, man fand Beweise für ihre längst vergessenen Wanderungen, ihre früher unbekannten Verwandtschaften, die Trümmer ihres ältesten Glaubens, und konnte die verschiedenen Wandelungen in ihrer geistigen, gewerblichen und gesellschaftlichen Entwickelung verfolgen.

In diesem, wir können wohl sagen unvergleichlichen halben Jahrhundert, das so viele Entdeckungen aufzuweisen und schon so viele Räthsel gelöst hat, wurde das Studium der Menschenrassen mit einer unermeßlichen Menge von Thatsachen bereichert. Das von jeher ungastliche Afrika ist in unseren Tagen nicht mehr undurchdringlich, das Festland Australien gleichfalls von einem Ende bis zum andern durchzogen worden; an allen Küsten der verschiedenen Oceane landen europäische Fahrzeuge; Kaufleute, Missionäre und Männer der Wissenschaft gehen bis tief ins Innere der Kontinente.

Fast alle Völker des Erdballs sind beobachtet, beschrieben und bildlich dargestellt worden; man studirt ihre Sitten, ihre Sprache und Religion, ihre Gewerbsamkeit und ihre Ueberlieferungen; unsere Museen sind reich an anthropologischen und ethnologischen Gegenständen, wir besitzen Schädel und Gerippe aus allen Weltgegenden, Trachten und Werkzeuge aller Völker, und haben vollauf Mittel zum Studium.

Die Ernte ist ungemein reich und jede Wissenschaft zieht Nutzen aus derselben. Der Zoolog hat den Versuch wagen können, die frühere Eintheilung der Menschenrassen zu verbessern und zu vervollständigen; Andere haben sich insbesondere der Kraniologie zugewandt und diese von Blumenbach und Camper begründete Wissenschaft zur Unterlage ihrer anthropologischen Studien gemacht. Andere endlich, unbekümmert um die Forschungen der Anatomen, ließen die physischen Merkmale der verschiedenen Rassen bei Seite und arbeiteten im Gebiete der vergleichenden Sprachwissenschaft. Solche vereinzelte abgesonderte Forschungen in verschiedenen Zweigen der Wissenschaft vom Menschen sind ohne Zweifel von erheblichem Nutzen gewesen, denn manche einzelnen Fragen wurden dadurch, daß man sie ausschließlich, ohne Rücksicht auf alles Andere, behandelte, tiefer ergründet und wir gewannen solchergestalt eine große Anzahl neuer Thatsachen. Aber diese vereinzelten abgesonderten Forschungen genügten noch nicht zur Bildung eines aus methodisch mit einander verbundenen Zweigen gebildeten Fascikels, nicht zur Herstellung einer Wissenschaft. Die verschiedenen Grundlagen oder Zweige zu einer Anthropologie waren nun allerdings vorhanden, aber noch nicht die Anthropologie. Zur Gründung dieser Wissenschaft reichten individuelle Anstrengungen nicht aus. Wo wäre auch ein universaler Geist zu finden, welcher so viele verschiedene Zweige der Wissenschaft mit gleicher Gründlichkeit sich aneignen und sie alle wechselseitig durchdringen könnte? Dazu würde nicht einmal der vereinigte Genius eines Aristoteles, Haller und Humboldt ausreichen. Diesen Zweck kann nur die Vergesellschaftung, die Genossenschaft, das Zusammenwirken Vieler zu einem gemeinschaftlichen Zweck, erreichen. Deshalb sind anthropologische Gesellschaften gegründet worden.

Schon im Anfang unseres Jahrhunderts bildete sich in Paris eine „Gesellschaft der Menschenbeobachter"; in England schrieb Prichard seine Naturgeschichte des Menschengeschlechts, in welcher Naturgeschichte, Ethnographie und Sprachwissenschaft einander tragen und ergänzen. In Frankreich brach William Edwards eine neue Bahn, indem er zum ersten Male die physiologischen Merkmale der Menschenrassen in ihrer Beziehung auf Geschichte ins Auge faßte und im Jahre 1839 die Ethnologische Gesellschaft bildete. Sie stellte sich die Aufgabe, gleichzeitig zu erforschen: die Organisation der Menschenrassen, ihren geistigen und sittlichen Charakter, ihre Sprachen und geschichtlichen Ueberlieferungen, um auf solchen Grundlagen die Wissenschaft der Ethnologie zu errichten. Ihre Arbeiten

sind von großer Bedeutung gewesen, und auch in London und Newyork bildeten sich ethnologische Vereine.

Aber dieses Programm war nicht vollständig; es bezog sich nur auf die Ethnologie oder die Wissenschaft von den Menschenrassen, nicht auf die Anthropologie, die Wissenschaft vom Menschen überhaupt. Gewiß gibt es ausgedehnte Gebietsstrecken, die beiden gemeinsam sind, z. B. die Eintheilung und Beschreibung der gegenwärtigen Menschenrassen, die Ermittelung ihrer Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten, das Studium ihrer Anlagen und ihrer Lebensweise, und die Bestimmung, in wie weit sie in Bezug auf Blut und Sprache mit einander verwandt sind. Aber es blieben noch andere, weit mehr ausgreifende Fragen zu beantworten. Alle Menschenrassen, wie verschieden von einander sie auch sein mögen, bilden *eine große Gesammtheit, eine harmonische Gruppe*, und es kommt darauf an, diese Gruppe in ihrer Gesammtheit und Ganzheit zu erforschen, ihre Stellung in der Reihenfolge der Wesen zu bestimmen, nachzuweisen, in welcher Beziehung sie zu anderen Gruppen der Natur steht, und ihren gemeinsamen Charakter in anatomischer, physiologischer und geistiger Hinsicht festzustellen. Man muß ferner die Gesetze studiren, durch welche das Beharren oder der Wechsel dieser Merkmale bedingt wird; muß die Einwirkung äußerer Bedingungen würdigen, z. B. des Klima's, die Erscheinungen erblicher Uebertragung, die extremen Einflüsse von Consanguinität und ethnischer Vermischungen. Es handelt sich um biologische Fragen. Endlich wagt sich die Anthropologie auch in jene Regionen, in welchen ein Problem verschleiert liegt, das wohl niemals gelöst werden wird; sie forscht nämlich dem Ursprunge des Menschengeschlechts in sofern nach, als sie emsig und eifrig nach den ersten Spuren des Menschendaseins auf Erden sucht; sie studirt die ältesten Ueberbleibsel seiner Thätigkeit, seiner Industrie, steigt allmälig aus unberechenbar entfernt liegenden Epochen in die geschichtlichen Zeiten herab, folgt der Menschheit auf ihrem langsamen Entwickelungsgange, auf den verschiedenen Stufen ihres Fortschritts und in ihren Kämpfen mit der sie umgebenden Natur.

Ethnologie ist demnach nur *ein* Theil der Wissenschaft vom Menschen; der *andere* Theil ist die „allgemeine Anthropologie". Aber beide zusammen bilden nur Eine Wissenschaft, die edelste von allen, denn der Gegenstand ihrer Forschungen ist die Menschheit in ihren wechselseitigen Beziehungen und im Verhältnisse zur übrigen Natur. —

Nach diesen einleitenden Bemerkungen wies Broca nach, was die pariser anthropologische Gesellschaft während ihres dreijährigen Bestehens in Bezug auf Ethnologie geleistet habe. Diese, die Wissenschaft von den Menschenrassen, umfaßt, wie wir schon andeuteten, das Studium ihrer verschiedenen Merkmale, ihrer Klassifikation, Sprachen, Sitten, Glaubensmeinungen, Gewerbsamkeit und Künste, sodann auch ihre Stellung in der Geschichte.

Isidor *Geoffroy Saint Hilaire* hat in einer Denkschrift über „*Anthropologische Klassifikation und die Haupttypen des Menschengeschlechts*" die Ergebnisse dreißigjähriger Studien niedergelegt. Er führt die Eintheilungen seiner Vorgänger an und schildert die Grundsätze, auf welchen dieselben beruhten; dann weist er nach, daß die am meisten in die Augen fallenden unterscheidenden Merkmale nicht allemal die größte Bedeutung haben. Er spricht ausführlich über die Bedeutung der Schädelbildung, und bemerkt, es sei nicht genügend, das Menschengeschlecht in eine gewisse Anzahl von Rassen einzutheilen; er meinte, daß die Verschiedenheit manchmal auf weniger auffallenden Merkmalen beruhe und demnach ein Schema, in welchem alle Rassen in ein und dieselbe Reihe gestellt werden, den Grundsätzen der Naturwissenschaft nicht entspreche. Man habe deshalb auch *Hauptrassen* und *sekundäre Rassen* angenommen; aber dadurch entstehen nur fortlaufende Verwirrung im Ausdruck und gewagte Schlüsse in der Wissenschaft, weil man dann zu der Annahme gelange, daß alle sekundären Rassen von demselben anthropologischen Urstamm herkommen und bei ihrer Wiedervereinigung eine Hauptrasse bilden würden. Man nehme dabei schon als bewiesen an, was erst noch zu beweisen sei. So stelle man z. B. den Satz auf, die große *mongolische Rasse* begreife in sich: Tataren, Chinesen, Malayen, Polynesier, Hyperboräer, Paraboräer und alle Ureingeborenen Amerika's, während doch der Zusammenhang dieser verschiedenen Rassen und ihre unmittelbare Verwandtschaft durchaus problematisch sei. St. Hilaire meint deshalb, daß die Ureintheilung der Menschheit, in sofern sie sich auf unterscheidende Merkmale der ersten Klasse gründet, *Typen* umfaße, *nicht Rassen*, und daß man bei Bestimmung dieser Typen (Urformen) die Gestaltung des Schädels zur Grundlage nehmen solle.

Er nimmt *vier* solcher *Typen* an: den kaukasischen, mongolischen, den äthiopischen und den hottentotischen Typus. Der erstere sei orthognath, der zweite eurygnath, der dritte prognath, der vierte zugleich eurygnath und prognath. Man könne alle Rassen, deren St. Hilaire überhaupt nur *zwölf* annimmt, leicht bei einem dieser vier Typen unterbringen und wieder Unterabtheilungen nachweisen. Bei diesen unterscheidet er im hohen Norden *Hyperboräer* und *Paraboräer*, was früher nicht geschehen ist. Alle Völker in der Region des nördlichen Eismeers, von Lappland bis Kamtschatka und von hier bis Grönland, hat man bisher als zu einer Rasse gehörend betrachtet. Sie leben jenseit des Polarkreises, unter denselben Bedingungen von Licht und Wärme, inmitten einer gleichartigen Flora und Fauna. Man folgerte deshalb, alle diese Völker müßten ein und dieselbe Organisation und denselben physischen Typus haben, und bezeichnete sie als eine sekundäre Rasse, welche von der mongolischen Hauptrasse abstamme. Aber die Annahme einer anthropologischen Einerleiheit der Polarrasse in Europa, Asien und Amerika entspricht der Wirklichkeit nicht. H. *Guerrault*, welcher die Fahrt des Prinzen Napoleon nach dem Eismeer mitgemacht, fand einen sehr auffallenden Unterschied zwischen dem Schädel eines *Lappländers* und jenem eines *Eskimo*; er stellte nähere Untersuchungen an, und kam zu der Ansicht, daß beide Völker dem mongolischen Typus nahe stehen; das erstere durch die kugelförmige, das zweite durch die pyramidale Form des Schädels. Beide Merkmale findet man zusammen bei den eigentlichen Mongolen, aber nicht bei den Hyperboräern. Guerrault's Wahrnehmung ist dann von St. Hilaire bestätigt worden; dieser beschränkt den Namen *Hyperboräer* auf die *europäischen Polarmenschen*, und bezeichnet die Eskimo's als *Paraboräer*. Es fragt sich übrigens wohl noch, ob überhaupt *alle* Völker, welche jenseit des Polarkreises Bewohner des nördlichen Eismeeres sind, zu der einen oder andern dieser Rassen gehören. —

Die pariser ethnologische Gesellschaft erhält aus allen Erdtheilen Berichte und Mittheilungen. Um die Forschungen zu erleichtern und Methode in dieselben zu bringen, den Reisenden und Beobachtern gleichsam einen Leitfaden an die Hand zu geben, hat sie eine Reihe von *Instruktionen* entworfen, die schon an sich werthvoll sind; z. B. jene für Peru, Mexiko, Brasilien, Senegambien, Frankreich und Chile; auch für Nordafrika und China hat sie dergleichen vorbereitet. Sie alle enthalten eine Uebersicht der ethnologischen Thatsachen, in soweit dieselben bis jetzt bekannt sind, und stellen die dunkeln oder ganz besonders zu beobachtenden Punkte scharf in den Vordergrund. Die Instruktion für Peru ist von *Gosse*, jene für Chile von *Pruner-Bey*, die für Frankreich von *Lagneau* entworfen worden. Außer den Specialinstruktionen hat die Gesellschaft auch *allgemeine Instruktionen* entwerfen lassen, welche gleichfalls zum Leitfaden für die Beobachtung und Forschung dienen; jene über die physischen, anatomischen und physiologischen Merkmale der verschiedenen Menschenrassen sind vollendet.

Die Denkschriften der Gesellschaft enthalten eine beträchtliche

Anzahl werthvoller Aufsätze (— aus denen wir nach und nach im Globus Auszüge geben werden —); wir wollen einzelne derselben anführen: Pruner-Bey über die Neger; Berchon über den Senegal; Duval über den Gabun; Berthillon über Südafrika; Dally über Abessinien; Perier über die Kabaylen und insbesondere über die blondhaarigen, welche in einem Theile des Atlas wohnen.

Perier und Pruner-Bey haben ausführlich über die alten Rassen Aegyptens gehandelt, stimmen aber in den Ergebnissen nicht überein. Champollion, Lepsius, Brugsch, Mariette u. A. haben uns von Jahrhundert zu Jahrhundert, von Dynastie zu Dynastie geführt, sie sind bis über die geschichtliche Periode hinausgegangen, haben uns aber immer noch keinen Schlüssel zur ägyptischen Ethnologie gegeben. Welches Urvolk zündete im Nilthale die Fackel höherer Gesittung an? Kam es von Süden, Norden oder Westen her? Pruner-Bey verzweifelte nicht daran, die wichtige Frage beantworten zu können; er hat 20 Jahre lang in Aegypten gelebt und ist ein Mann von sehr umfassenden Kenntnissen. Er bemühte sich zuerst, die physischen Merkmale der alten Aegypter zu bestimmen. Schon Blumenbach hatte bemerkt, daß deren Schädel wenig Uebereinstimmung zeigen, und aus den Gemälden ersehen wir deutlich, daß seit den Tagen des höchsten Alterthums die Bevölkerung Aegyptens zahlreichen Mischungen mit verschiedenen Völkern Afrika's, Asiens und selbst Europa's unterworfen gewesen ist. Pruner-Bey wandte insbesondere den ältesten Gemälden und den ältesten Mumien seine Aufmerksamkeit zu, und gelangte zu der Ueberzeugung, daß vom Anbeginn der geschichtlichen Periode die Bevölkerung Aegyptens schon aus zwei außerordentlich verschiedenen Typen bestand, die er als den feinern und den gröbern bezeichnet. Diese beiden Typen, von welchen man noch heutzutage unter den Kopten und auch unter den Fellahs reine Exemplare findet, leitet Pruner-Bey von zwei verschiedenen Rassen her, die schon vor der historischen Zeit im Nilthale vermischt waren. Aber wo ist der Ursprung dieser Rassen zu suchen, und welchen Antheil hatte jede einzelne an der geistigen, materiellen und gesellschaftlichen Entwickelung Aegyptens? Pruner-Bey nimmt an, der grobe Typus habe das Land zuerst inne gehabt, der feinere Typus sei Begründer der ägyptischen Civilisation; aber diese Rasse sei weder arisch noch semitisch. Die Schädel des feinen Typus, der aus einer andern Gegend nach Aegypten einwanderte, bieten mit jenen der asiatischen Rassen nur sehr dürftige Aehnlichkeiten dar. Pruner-Bey findet demnach im Osten lediglich Ungewißheit, wirft deshalb seinen Blick nach Westen, und vergleicht den feinen Typus mit jenem der libyschen oder Berber-Rasse; die Uebereinstimmung mit demselben scheint ihm vollständig zu sein. Der feine Typus, sagt er, welcher die ägyptische Civilisation schuf, war berberischen Ursprungs; die Civilisation selbst aber wurde nicht von Außen her ins Nilthal gebracht, sondern entstand in demselben. Diesen autochthonen Charakter gibt Perier zu; wenn er aber, fügt er hinzu, ihn auswärts suchen wolle, so würde er das nicht in Libyen, sondern in Asien, im „geheimnißvollen Indien" thun. (— Aber wozu das? Wozu eine Civilisation, welche einen so durchaus eigenartigen, wir können sagen nilotischen Charakter trägt, so weit herholen? Es liegt dafür weder eine Nothwendigkeit, noch irgend ein Beweis vor. —)

Gosse hat über die künstliche Entstellung des Schädels eingehende Untersuchungen angestellt. Bekanntlich herrschte früher und herrscht vielfach noch heute bei manchen amerikanischen Völkern die Gewohnheit, den Schädeln der Kinder vermittelst methodischen Druckes eine künstliche Gestalt zu geben. Ein solcher Gebrauch, meint man, der an die Stelle der natürlichen Form eine künstliche setzt, erschwere kraniologische Bestimmungen oder nehme ihnen vielmehr alle Bedeutung. Die Schwierigkeit ist um so größer, da gewisse Kinderkrankheiten, welche natürliche Verunstaltungen zur Folge haben, mit künstlichen Entstellungen verwechselt werden können. Giraldis hat zu Paris im Krankenhause der Findelkinder die Ursache dieses Irrthums nachgewiesen, und Barnard Davis hat gezeigt, daß pathologische Deformationen einer besondern Art bei Erwachsenen und selbst bei Leuten in vorgerückten Jahren erzeugt werden können. Gratiolet wies darauf hin, daß künstliche Entstellungen ursprünglich nicht selten eine Uebertreibung der unterscheidenden Merkmale einer Rasse seien, welche dieselbe bei sich einführt. Jedes Volk, gleichviel ob civilisirt oder wild, hat eine hohe Meinung von sich selbst, hält die Züge, durch welche es sich von anderen unterscheidet, für besonders schön und um den Kindern eine konventionelle Schönheit zu verleihen, gebrauchen die Mütter mechanische Vorkehrungen, welche den Köpfen eine gewisse Gestalt verleihen. Ein entstellter Schädel ist demnach gleich einer Karrikatur, bei welcher die Uebertreibung charakteristischer Züge doch die Aehnlichkeit nicht zerstört, und in welcher ein wahrer Künstler immer noch den wirklichen Ausdruck des Gesichts zu erkennen vermag. Gratiolet verglich den nicht entstellten Schädel eines Totonaken (Mexiko) mit einem alten entstellten Schädel von der Insel Sacrificios, wies die natürliche Beschaffenheit des erstern, die künstliche Uebertreibung des andern nach, und erklärte, daß es für den Naturforscher keineswegs unmöglich sei, den primitiven Schädeltypus an einem verunstalteten Schädel nachzuweisen.

Anderseits hat Gosse durch seine Beobachtungen sehr zahlreiche Arten der Schädelentstellung, welche in Amerika gebräuchlich waren und noch sind, nachgewiesen, daß sich dieselben auf fünf verschiedene Typen zurückführen lassen. Er hat dieselben beschrieben und an Beispielen gezeigt, wie das Studium dieses wunderlichen Gebrauches einiges Licht auf die Geschichte der Wanderungen werfen kann. Wenn ein Volk einmal ein gewisses Verfahren bei der Entstellung des Schädels angenommen hat, dann wird dasselbe zu einem Bestandtheil seiner nationalen Art und Weise und verwächst mit derselben, ja es wird zu einer so eingefleischten Gewohnheit, daß es auch die weitesten Wanderungen überlebt, und noch bleibt, wenn selbst andere Sitten, wenn sogar Sprache, Religion und gesellschaftliche Verhältnisse sich völlig geändert haben. Bei den verschiedenen Rassen im alten Peru hatte jede eine besondere Art der Schädelentstellung; und Gosse hat in seiner Abhandlung „über die Rassen in Peru" einige ethnologische Ansichten Tschudi's und Rivero's berichtigt. Interessant sind auch Gosse's Untersuchungen über die Völker, welche die keilförmige Entstellung des Schädels bei sich eingeführt haben. Sie wird vermittelst zweier Lagen von Thon, auf dem Vorderkopfe und auf dem Hinterkopfe, bewerkstelligt, ging im Schwang auf Cuba, wo Columbus sie fand, bei den Natches und verschiedenen Völkern in Florida und in Peru, wo wir sie heute noch bei den Omaguas und Connibos finden.

Nun entsteht die Frage: Ist es wahrscheinlich, daß Völker, welche so weit auseinander wohnen und ohne von einander etwas zu wissen, auf denselben Gedanken verfallen sein können und ihn auf eine und dieselbe Weise verwirklicht haben? Oder ist es wahrscheinlicher, daß ein Wandervolk seinen nationalen Brauch in verschiedenen anderen Gegenden eingeführt habe? Die Wanderung von Cuba nach Florida ist keine schwierige; aber nur schwer läßt sich begreifen, wie so unerfahrene Schiffer diesen Brauch in Peru haben einführen können, ohne zwischen inne liegende Stationen. Man muß zu diesem Zweck annehmen, daß das Volk mit den keilförmigen Schädeln, in nacheinander folgenden Stationen, Mexiko, Centralamerika und die Landenge von Panama durchwandert habe. Ein Basrelief in den Ruinen von Palenque stellt das Profil eines Indianers mit keilförmigem Schädel dar. Darauf will Gosse eine Begründung seiner Hypothese stützen; er findet einen weitern Beweis dafür in einem außerordentlich entstellten Schädel, der in einer Höhle im Thale

von Ghovel, im Staate Chiapas, gefunden worden ist. Dieser war mit einer dicken Stalagmitenlage überzogen, gehört in eine weit entfernt liegende Zeit und gleicht genau den keilförmigen Schädeln in Florida und Peru. —

Gosse und Broca wollen nun daraus die Gewißheit herleiten, daß vor vielen Jahrhunderten ein Wandervolk, das abwechselnd zu Land und zur See reiste, den ungeheuern Raum von Florida über Cuba und durch das südliche Mexiko, nach Peru gelangt sei. Uns scheint für eine solche Annahme ein bündiger Beweis zu fehlen, auch wenn die genannten Gelehrten sich auf Ueberlieferungen und archäologische Dokumente berufen, welche Brasseur de Bourbourg erwähnt. Dieser ist bekanntlich gar kein kritischer Kopf und nur mit großer Vorsicht zu benutzen. Das ist namentlich der Fall mit seiner Einleitung zum heiligen Buche Centralamerika's, dem Popol Vuh, auf welche Broca großen Werth zu legen scheint. Der Abbé will aus dem verhältnißmäßig neuen Buche, das keinen eigentlich historischen Charakter trägt, ermittelt haben, daß vor der christlichen Zeit das Volk der Nahoas von Cuba, überhaupt von den großen Antillen, nach Mexiko hinübergeschifft und in der Nähe des heutigen Tampico gelandet sei. Von dort sei es gen Süden gezogen, habe an der Terminoslagune Halt gemacht, das alte Reich Xibalba erobert und Ghovel gegründet, das nur drei Leguas von der Höhle liegt, in welcher der obenerwähnte Schädel gefunden wurde. Nach einer Zeit des Gedeihens, deren Dauer wir nicht wissen, wurden diese Nahoas, 174 n. Chr., in Folge einer nationalen Revolution vertrieben und mußten andere Wohnplätze suchen; ein Theil sei über die Landenge von Panama gegangen und habe sich in Peru niedergelassen. „So hat dasselbe Volk, die Nahoas, auf seinen successiven Wanderungen alle Regionen inne gehabt, wo die keilförmige Entstellung des Schädels im Gebrauche war; und hier liegt eine Aufklärung der Anthropologie durch die Geschichte und eine Bestätigung der Anthropologie durch die Geschichte vor."

So sagt Broca. Aber Bourbourg's Angaben lassen Zweifel zu und sind selber unbewiesen; man kann auf sie nichts Sicheres gründen und am allerwenigsten aus ihnen eine ganz zuverlässige Schlußfolgerung ziehen. A.

Ein Ausflug nach Brussa in Bithynien. Besteigung des Olympos.

Von **Karl Remeis.**

Während der Dauer meines Aufenthaltes in Konstantinopel hatte ich oft Gelegenheit, die gewaltigen schneebedeckten Gipfel des Olymps, welche in der durchsichtigen Luft ganz nahe schienen, zu bewundern, und Lust bekommen, einen Ausflug auf diese Höhen und nach dem am Fuße des Olymps gelegenen Brussa zu machen.

Meine drei Reisegefährten und ich nahmen eines jener leichten und eleganten Boote (Kaïken), welche sich bei dem geringen Widerstande, den die Leichtigkeit ihrer Bauart dem Wasser bietet, zwar außerordentlich schnell fortbewegen lassen, aber ebendeshalb auch dem Umschlagen sehr ausgesetzt sind und beim Einsteigen, sowie bei jeder Bewegung der auf dem Boden des Schiffchens sitzenden Passagiere viele Vorsicht erfordern. Schnell führten uns die beiden Ruderer durch das Gewühl von Dampfbooten, Kriegsschiffen und Barken, welche die Fluthen nach allen Richtungen durchschneiden, aus dem goldenen Horn, an der Spitze des Serails vorüber, hinaus in das tiefblaue, spiegelglatte Marmara-Meer. Die Sonne stieg glänzend aus dem Wasser empor und gab uns für den Rückblick die schönste Beleuchtung. Tausende von schlanken Minarets und majestätischen Kuppeln, eine unabsehbare Menge von Palästen, Moscheen und Häusern längs des Meergestades und an Hügeln hingestreckt, deren Spitzen dunkle Cypressen und blühende Gärten krönen, ein weiter Hafen, bedeckt mit Schiffen, Segeln und Masten, in der Ferne die blauen Fluthen des Bosporus und gegenüber das schimmernde Gestade von Scutari — das ist Konstantinopel! Längs der asiatischen Küste ruderten wir an dem großen, über eine halbe Stunde langen Begräbnißplatz von Scutari und an Kadi-Köi — dem ehemaligen Chalcedon — vorüber und näherten uns bald der Gruppe jener reizenden Eilande, welche den Namen Prinzen-Inseln aus der Zeit des byzantinischen Reiches tragen, wo sie häufig als Verbannungsort für Glieder der kaiserlichen Familie dienten.

Deutlich konnten wir auf den beiden größten dieser Inseln, Chalki und Prinkipo, schöne Höhenzüge, anmuthige Thäler, Oelbaumpflanzungen, Klöster und Dörfer wahrnehmen und genossen nochmals das prächtige, wunderbar klare Panorama von Konstantinopel, Scutari und der asiatischen Küste.

Nun wurde auf ein Vorgebirg losgesteuert, und, nachdem wir dieses umschifft, kam in einer Bucht Mudania, ein großes, beinahe im Wasser stehendes Dorf zum Vorschein, wo wir nach kurzer Zeit — im Ganzen nach zehnstündiger Fahrt — landeten.

Wir suchten uns unter einer ziemlich großen Anzahl von Pferden, welche sämmtlich türkische Sättel und zum Schutz vor dem bösen Blick Amulets in Rosenkranzform trugen, die verhältnißmäßig guten aus, luden unser Gepäck auf die Rosinanten der beiden Knechte und setzten uns rasch in Bewegung. Der Weg führt anfangs dem Meere entlang, dann bergan durch Weingärten und Maulbeerpflanzungen bis auf eine Anhöhe, von der sich eine weite, schöne Rundsicht auf ein grünes, in Wellenlinien hinziehendes Thal öffnet, in welchem Waldpartien oder einzelne Bäume in anmuthigen Gruppirungen, bisweilen unterbrochen von Wiesen und Flüssen, hervortreten. Im Hintergrunde, dicht am Abhang des Olymps, dessen Höhenzüge das Thal umrahmen, geben einzelne Häuser, zwischen Bäumen versteckt und terrassenförmig an einander gelehnt, die erste Kunde von Brussa. Ein schneller Ritt brachte uns an gewaltigen Eichen-, Oliven- und an Maulbeerpflanzungen, welche die mächtige Ausdehnung des Seidenbaues erkennen ließen, vorüber, immer das von der Abendsonne vergoldete Brussa vor uns — nach einigen Stunden zu der Furt des Odryses, welche wir, bis an den Kopf der Pferde im Wasser, passirten. Am andern Ufer, in der Nähe einer Hütte und unter riesigen, dichtbelaubten Eichen wurde eine kurze Rast gehalten, der Inwohner der Hütte, der seines Amtes zugleich Straßenwächter und Wirth war, brachte ganz vorzüglichen Kaffee.

Die Straße ist ziemlich belebt: Fußgänger, einzelne Reiter, Frauen, die nach Männerart zu Pferde sitzen, Karawanen und lange Züge von Zigeunern, welche als Taglöhner wandern, schlechte holprige Wagen mit dichtverschleierten Frauen besetzt, dazwischen Heerden von Schafen und Eseln, ziehen in bunter Abwechselung des Weges entlang und lassen auf den

lebhaften Verkehr schließen, welchen Brussa zwischen Smyrna und Konstantinopel vermittelt. Da findet man in schlauchartigen Gefäßen Wein, in den klassisch geformten Thonkrügen Oel, in mächtigen Körben und Tragbahren Schnee und Eis von den Höhen des Olymps, und in großen Päcken kostbare Seidenwaaren und Stickereien. Gewöhnlich wird das Gepäck in zwei mächtigen Behältern untergebracht, welche zu beiden Seiten des Pferdes herabhängen, während die Beine des Reiters beinahe einen rechten Winkel am Halse des Pferdes bilden, ohne daß diese Art zu reiten die Sicherheit und Schnelligkeit zu beeinträchtigen scheint. —

In der Nähe von Brussa ziehen sich die steinigen Wege zwischen großen Hecken hin, welche schöne, mit zahlreichen Schaf- und Büffelheerden belebte Wiesenflächen umschließen. Als wir nach fünfstündigem Ritt in Brussa einzogen, war es dunkel geworden, und wir hatten alle Mühe in den unbeleuchteten, schlechtgepflasterten Straßen ohne Unfall das „Hôtel de l'Olympe" zu erreichen, wo wir gastliche Aufnahme und guten Brussaer Wein fanden.

In aller Frühe traten wir unsern Gang durch die Stadt an, stiegen in den obern Theil derselben hinauf und genossen von einer schattigen, mit dem schönsten Blumenflor bedeckten Anhöhe (Tophane) ein reizendes Panorama. Zwischen dem mächtigen Olymp und einer blauen Bergeskette, in einem anmuthigen, lieblichen Thal, in glänzendem, durch üppige Weinpflanzungen, dunkle Cypressen und helle Oliven schön nüancirtem Grün, liegt Brussa wie in einem weiten, blühenden Garten. Die Stadt ist mit ihren 8000 Häusern und 300 Minarets amphitheatralisch an den nördlichen Abhängen des Olymps hingebaut und erstreckt sich in weiter Ausdehnung in das Thal hinab. Zwischen den rothen Dächern ragen die massigen Kuppeln der 120 Moscheen und die stattlichen Gebäude der 4 griechischen Kirchen hervor, und darunter mischen sich gewaltige Ueberreste von Mauern und Thürmen, an denen Epheu und Weinreben in reichem Gewinde hinaufranken. Man erkennt noch ziemlich deutlich die Lage der aus den Zeiten der Erbauung der Stadt herstammenden Mauern und einzelner Thore und findet Spuren einer großen, die Stadt beherrschenden Citadelle.

Brussa, oder wie es im Alterthume hieß, Prusa, soll, wie es heißt, auf Anrathen Hannibals, welcher bei dem Könige Prusias dem Zweiten von Bithynien Aufnahme fand, erbaut und nach diesem letzten benannt worden sein. Unter der Römerherrschaft wurde die Stadt durch ihre Schwefelbäder und anmuthige Lage bekannt und geschätzt, und war längere Zeit Aufenthaltsort des Plinius.

Von 1326 bis 1361 befand sich die Residenz der 6 ersten osmanischen Sultane, deren Grabmäler noch zu sehen sind, in Brussa, welches so eine Wiege des türkischen Reiches wurde, von der aus blutige Eroberungszüge nach allen Seiten hin unternommen wurden.

In neuerer Zeit diente es als Verbannungsort für Abd-el-Kader und erlangte eine traurige Berühmtheit durch das große Erdbeben im Jahre 1856, dessen Spuren noch jetzt überall an halbzerfallenen Moscheen, geborstenen Häusern und Erdrissen wahrnehmbar sind. Insbesondere in der obern Stadt sieht man schreckliche Verwüstungen; stellenweise kann man nicht ohne Mühe in dem Steingerölle, welches den Boden bedeckt, vorwärts kommen. Dagegen wird auch an dem Wiederaufbau, namentlich von Moscheen, rüstig gearbeitet und einzelne derselben, wie die Ulu Dschami-Moschee und das Grabmal Osmans des Ersten, sind ebenso großartig als geschmackvoll wieder hergestellt. Auch in den Bazaren wird noch an einzelnen Stellen gebaut, während in dem größten Theile derselben die Reparatur vollendet ist und große Thätigkeit und Rührigkeit herrscht. Wir fanden dort prachtvolle und bedeutend wohlfeilere Stickereien und Seidenwaaren als in dem Besestan von Konstantinopel; für 250 bis 300 Piaster konnte man äußerst geschmackvolle, reich mit Gold gestickte Teppiche und Vorhänge haben und in den fabrikartigen Stickereien minderte sich der Preis noch um etwa 50 Piaster. Dabei sind die Verkäufer weder so zudringlich wie in den Bazaren der Hauptstadt, noch fordern sie für ihre Waare auf eine so unverschämte Weise. Ich wandte mich an einen Waffenhändler, dessen Lager eine reiche Auswahl eingelegter Gewehre, reichgeschmückter Yatagans und persischer Säbel bot, mit der Frage nach dem Preise eines ziemlich unscheinbaren Dolches. Als ich auf das Gebot von 100 Frcs. ihm die Unverhältnißmäßigkeit der Fordrung verständlich machte, schnitt er zur Probe mit der ächten Damascenerklinge einen Nagel durch, ohne daß die Schneide den geringsten Schaden nahm.

Die Stadt selbst, welche von der Ferne oder von Oben herab einen so freundlichen und großartigen Anblick bietet, besteht im Innern, gleich allen orientalischen Städten aus einem Labyrinthe schlechtgebauter Häuser von Lehm und Holz und krummer, winkliger Straßen, in deren Mitte der Rinnstein läuft, und deren Pflaster von großen unregelmäßigen und eckigen Steinen gebildet wird. Dagegen herrscht in Brussa größere Reinlichkeit als in anderen Städten des Orients und alle Straßen sind benannt, auch die Häuser numerirt, während in der Hauptstadt des türkischen Reiches diese Einrichtung noch nicht getroffen ist.

Außerhalb der Stadt, inmitten gewaltiger Mauerreste, liegt das weite Leichenfeld, welches mit prächtigen, bedeutend größeren Cypressen bedeckt ist, als die berühmte Todtenstadt in Scutari aufzuweisen hat. Die marmornen Grabsteine sind nach der schönen türkischen Sitte ganz einfach und gleichförmig und tragen einen Turban oder eine Muschel oder ein Blatt an der Spitze, — das bekannte Unterscheidungszeichen, ob der Stein das Grab eines Mannes oder einer Frau deckt. Die Denkmale, deren Inschrift ich mir übersetzen ließ, enthielten außer dem Namen des Verstorbenen Sprüche aus dem Koran oder die Bitte um ein Gebet; viele darunter weisen mit rührenden Worten auf die Schrecknisse des Erdbebens hin.

In der Nähe des Todtenfeldes liegt das berühmte Kaffeehaus Bunarbaschi, ein äußerst liebliches Plätzchen zwischen Felsen und schattigen Bäumen mit einer reizenden Aussicht auf das Thal und einen Theil der Stadt. Ein sprudelnder Quell, der aus einem nahen Felsen springt, ist in einem Marmorbecken eingefaßt und rings um das kühlende Wasser auf Divans hingelagert, das Nargileh (Wasserpfeife) vor sich, trafen wir eine große Gesellschaft, die mit ernster Aufmerksamkeit einem mit Wort, Blick und Geberde beredten Märchenerzähler zuhörte.

Um die Sonne auf dem Gipfel des Olymps (Keschisch-Dagh der Türken) aufgehen zu sehen, verließen wir gegen Abend Brussa, kamen erst durch ein kleines, an Cypressen reiches Thal und ritten bald auf steinigen und steilen Wegen den schroff ansteigenden Berg hinan, bis wir nach anderthalb Stunden auf ein ziemlich großes, von riesigen Eichen und Buchen bedecktes Plateau gelangten. Der Pfad führt nun im Zickzack von der Bergeswand empor und stellenweise ganz hart am Abgrunde hin, so daß wir erst allmälig unsere Blicke an die schwindelnde Tiefe gewöhnen und hinreichendes Vertrauen in den sichern Gang unserer Pferde gewinnen konnten. Bald beginnt die Region der Tannen und Fichten und die Scenerie wird immer wilder und großartiger: tiefe, dunkle Abhänge und Thäler wechseln mit wilden Felsen und steilen Gebirgswänden, und vor uns erhebt sich in gigantischen Formen mit seinen weißen Flächen der mächtige Gipfel.

Auf einer mit ungeheuren Felsblöcken übersäeten Hochebene, welche wir nach drei Stunden erreichten, wurde Halt gemacht und den müden Gliedern unter dem tiefblauen, sternfunkelnden Himmel, in der milden, kühlenden Luft eine sehr erwünschte Rast vergönnt. Den Rest des Weges legten wir zu Fuß zurück und gelangten auf die Höhe nach zweistündigem, mühsamen Klettern und Steigen, welches namentlich bei Ueberwindung des letzten

Abhanges durch den schmalen und mit Steinen bedeckten Pfad sehr erschwert wird.

Endlich war der höchste Punkt erreicht, und der Anblick, welcher sich darbot, entschädigte reichlich für alle Mühe. Eine majestätische Ruhe lagert auf dem weiten Schneefeld, eine glänzende Helle ist durch die aufgehende Sonne über das Land ergossen, dessen einzelne Erscheinungen und Farben sich in der klaren Atmosphäre überraschend schön abheben. Das ferne tiefblaue Meer und das anmuthige grüne Thal mit seinen Flüssen und Gehölzen bildet einen herrlichen Kontrast zu der wilden, zerklüfteten Gebirgslandschaft. Landeinwärts erhebt sich die kolossale Kette des Damangebirges, dessen Ausläufer der Olymp ist, und riesige Massen und Höhenzüge wechseln mit waldigen Ebenen, während vor uns sich das fruchtbare Thal, durch welches wir unsern Weg genommen, mit seinen schönen Wiesenflächen und dunklen Waldpartien ausbreitet.

Westlich dehnt sich das Land ziemlich einförmig und kahl mit einzelnen Erhebungen bis zur trojanischen Ebene hin, welche die mit duftigem, goldenem Lichte überströmten Höhenzüge des Iba abschließen.

Das Meer in seinem tausendfachen Glitzern und Blitzen, die Prinzeninseln und die europäische Küste umrahmen die Landschaft, deren Schönheit durch den Wechsel der Töne und Formen ungemein erhöht wird.

Dabei unterbricht kein Laut die stille Einsamkeit, und wie hier oben die schneebedeckten Berge, so machen auch die städtelosen Thäler und der glatte Ocean den Eindruck einer unbeweglichen, wunderbaren Ruhe. — Von Konstantinopel konnten wir trotz der durchsichtigen Luft und ungeachtet aller Forschungen auch mit dem Fernrohr keine Spur finden, und auch Brussa blieb durch vorspringende Abhänge des Gebirges völlig verdeckt*). —

Das Abwärtssteigen war mit mannigfachen Schwierigkeiten verbunden und wir befanden uns sehr oft in Gefahr, auf den schmalen, abschüssigen Pfaden zu straucheln und zu stürzen.

Nachdem wir unsere Pferde wieder bestiegen hatten, ging es verhältnißmäßig rasch bergunter; bald sahen wir tief und gerade unter uns in die Straßen und auf die Kuppeln und Dächer Brussa's hinab, welches nach den verschiedenen Windungen des Weges in immer größeren und klareren Dimensionen auftauchte. Bevor wir in die Stadt gelangten, besuchten wir die prächtig gelegenen warmen Mineralbäder von Jani- und Eski-Kaplidscha**), zu deren Gebrauch sich viele türkische Standespersonen aus allen Theilen des Reiches eingefunden hatten. Dieses war denn auch der Grund, daß wir die besser eingerichteten Badeanstalten nicht zu sehen bekamen; soviel wir wahrnehmen konnten, lassen aber die Einrichtungen an Zweckmäßigkeit und Comfort außerordentlich viel zu wünschen übrig.

Ein schönes Beispiel ächt türkischer Wirthschaft fiel uns auch gleich bei den ersten Schritten in Brussa in die Augen: In der vergangenen Nacht hatte ein Brand ungefähr 10 Häuser zerstört; obwohl aber der Schutt und die Balken theilweise noch in Gluth waren und der geringste Windstoß den benachbarten Häusern Gefahr bringen mußte, kümmerte sich doch Niemand mehr um die Brandstätte, mit Ausnahme einiger alten Türken, welche mit ernstem Gleichmuth und mit der Pfeife im Munde ihr verbranntes Eigenthum betrachteten. Wie unsere Begleiter erzählten, gibt es in Brussa keine anderen Löschanstalten als kleine, tragbare Handspritzen, welche im Besitz der Wasserträger sind und deren Anwendung erkauft werden muß, so daß, wenn man nicht handelseins wird, die einzig mögliche Hilfeleistung unterbleibt.

Gegen Mittag langten wir in unserm Absteigquartier an, stärkten uns durch ein gediegenes Mahl und hielten dann die wohlverdiente Siesta.

Gegen Abend wurde der Rückweg angetreten, der uns fortwährend über Hügel und durch ein kleines Dorf führte, dessen freundliche, theilweise von Steinen gebaute Häuser den Eindruck einer im Orient überraschenden Reinlichkeit machten. Als wir um eine Bergesecke bogen, breitete sich vor uns das Meer und die weite Bucht aus, in der Mudania liegt, und ein Blick rückwärts zeigte uns noch einmal Brussa in goldigster Abendbeleuchtung und die Höhenzüge des Olymps in einem Glühen, wie ich es nie schöner in den Alpen der Schweiz gesehen habe. Wir erreichten Mudania um Mitternacht und fanden in der dortigen Anhaltsstation eine bunte Menge von Reisenden, welche auf das um 4 Uhr Morgens ankommende Dampfboot warteten. Mit vieler Mühe erhielten wir ein Zimmer, allein kaum hatten wir es uns bequem gemacht und trotz des steten Schreiens und Lärmens zu schlafen versucht, so ertönte die Schiffsglocke und rief uns schleunig an Bord. Unter vielem Stolpern über die aus Kisten und Kästen improvisirten Schlafstellen und über herumliegende, ballenartige Gegenstände, aus denen sich unter Fluchen Gestalten entpuppten, suchten wir uns möglichst bequeme Plätze aus und hielten Rundschau über das Deck, welches in der That einen äußerst malerischen Anblick bot.

Da sitzt ein türkischer Händler mit großen Körben voll duftender Rosen, nebenan lagert in malerischen Gruppirungen ein Trupp Tscherkessen, wilde, stattliche Gestalten mit Dolch, Pistolen und Gewehr bewaffnet, weiterhin ist ein Grieche in kleidsamer Nationaltracht mit einem von Schaffellen umhüllten Bulgaren in Streit gerathen und droht mit dem Messer, während ein alter Türke mit grauem Barte zu vermitteln sucht, und im vordern Theil des Schiffes kauert eine große Anzahl Frauen am Boden nieder, in Teppichen und Decken bis an die schwarzen Augen verhüllt, welche häufig nach den Männern blinzeln; strenge Abschließung ist auf dem Deck eines Dampfers unmöglich. Der größte, aus Türken bestehende Theil der Passagiere verrichtete mit vielem Ceremoniel das Morgengebet und schien sich mit der größten Inbrunst der Andachtsübung hinzugeben. Doch scheint auch hier das starre Festhalten an den Vorschriften des Koran verschwunden zu sein; denn als wir in Folge einer Wette einigen ehrwürdigen Türken ein Paar Flaschen Wein anboten, sahen wir, daß sie deren Inhalt, allerdings an einem etwas entfernteren Punkte des Schiffes, mit Wohlbehagen zu sich nahmen.

Der Dampfer war viel zu klein für die Menge der Reisenden und Waaren und wurde nach und nach dergestalt überfüllt, daß nur eine gleichmäßige Vertheilung der Passagiere und ein fortwährendes Herüber- und Hinüberkommandiren dieses lebendigen Ballastes das Gleichgewicht erhalten konnte. Das Schiff befand sich offenbar in den letzten Stadien seiner Existenz, die Maschine war in einem entsprechenden Zustande und zum Ueberfluß stellte sich bei näherem Nachforschen, als einzelne bedenkliche Erscheinungen vorkamen, noch heraus, daß der Maschinist schlief! Nachdem das Schiff wieder in richtigem Gang war, bewegten sich zwei, mit einem über die Breite des Decks reichenden Strick verbundene Männer langsam vorwärts und sammelten mit der genauesten Gründlichkeit die Fahrbillets ein. Jeder einzelne Passagier wird unerbittlich durch das Sieb gezogen und muß entweder sich über den Besitz einer Karte ausweisen oder den Fahrpreis nachzahlen. Beides war indeß bei einzelnen Indivi-

*) Das Panorama ist in der That sehr ausgedehnt. Man überblickt nach Norden hin das Marmarameer mit den Buchten von Mudania und Ismid, sieht Konstantinopel und das Schwarze Meer; an einer andern Stelle fällt das Auge auf die Seen von Isnik und Jenischehr und kann den Lauf des Sangarius verfolgen. Im Westen liegen die Seen von Apollonia. Der Lauf des Rhyndacus und der See von Miletopolis, auch sieht man in dieser Richtung die Halbinsel von Cyzicus und die Landschaft Troas, und nach Süden und Osten hin dehnen sich die Ebenen von Mysien und Bithynien aus.

**) Sie liegen eine kleine Stunde weit von Brussa entfernt. Die Zahl der Schwefelquellen beträgt im Ganzen sieben; sie haben 70° C. Wärme.

buen, welche sich unentgeltliche Fahrt verschaffen wollten, ein Ding der Unmöglichkeit; doch auch hier wußten sich die Einsammler zu helfen: mit raschem Blicke hatten sie das, was der Betreffende an Geldeswerth an sich trug, erkannt, und ihn schleunigst durch Abnahme von Ringen, Waffen oder entbehrlicher Kleidungsstücke gepfändet, ohne besondere Rücksicht darauf zu nehmen, ob der Werth der Gegenstände den Betrag des Preises übersteige. Nur an einem alten Türken war trotz der spähenden Blicke auch nicht das mindeste Werthähnliche zu finden und seine Versicherungen, daß er gar nichts besitze, fanden in dem Augenschein sofortige Bestätigung. Damit aber auch hier die Nemesis obwalte, wurde der blinde Passagier in den Kohlenraum verwiesen, wohin er nach vielem Protestiren, endlich in das Unvermeidliche mit Entschlossenheit sich fügend, mit Würde wanderte.

Als wir uns Konstantinopel näherten, banden einige Kawasse einen Trupp junger, martialisch aussehender Bursche mit Händen und Füßen an einander, wobei diese offenbar in bestem Humor jubelten und schrieen. Auf eingezogene Erkundigung erfuhren wir, daß die so Verknüpften Rekruten seien, deren Ausreißen in den Straßen von Konstantinopel man durch diese gelinde Weise unmöglich machen wolle.

An der Brücke von Galata konnten wir wegen der großen Anzahl der dort liegenden Dampfer nicht landen und mußten in eines der vielen Boote springen, die sich sofort um unser Schiff drängten. Unglücklicherweise hatte das Boot einen Leck, durch welchen bei der zu großen Anzahl der Passagiere das Wasser unaufhaltsam eindrang, so daß wir zwar noch rechtzeitig vor dem Versinken, jedoch stark durchnäßt, das Ufer erreichten.

Die Wanderung der fünf nasamonischen Jünglinge zur Aufsuchung der Nilquellen.

Wir nehmen den „Vater der Geschichte" nie ohne inniges Vergnügen zur Hand. Wie einfach und klar erzählt dieser alte Herodot, wie geschmackvoll stellt er dar, und wie sinnig und wahrheitsgetreu ist er in seinen Bemerkungen! Jüngst lasen wir wieder einmal nach was er (im zweiten Buche, von Kapitel 28 an) über den Nil sagt. Er fragte in Aegypten über die Nilquellen nach, „aber, sagt er, Keiner von denen, mit welchen ich darüber sprach, gleichviel ob er Aegypter, Libyer oder Grieche war, wollte etwas Sicheres wissen". Dann gerieth er in Sais an einen Tempelschreiber, der ihm allerlei Mährchen aufbinden wollte; aber der Mann aus Halikarnassus ließ sich nicht zum Besten haben; er betont nämlich, daß es ihm geschienen habe, als ob jener Schreiber Scherz getrieben, indem er behauptete es zu wissen. Plump genug war der Scherz. Zwischen Syene (Assuan) und Elephantine lägen zwei Berge, Krophi und Mofi, beide mit spitzem Gipfel. Mitten zwischen diesen kömmt der Nil aus unergründlicher Tiefe hervor; die eine Hälfte des Wassers strömt in der Richtung nach Aegypten, also gegen Norden hin, die andere seitwärts gen Aethiopien. König Psammetich hätte, um die Tiefe der Quellen zu ergründen, ein Tau von vielen tausend Klaftern Länge flechten lassen, und doch sei man mit demselben nicht auf den Grund gekommen.

Herodot bemerkt weiter, daß man den Nil stromaufwärts bis Meroë kenne, „bis zu einer Reise von vier Monaten zu Wasser und zu Land, abgesehen von seinem Lauf in Aegypten. Es fließt aber der Nil vom Abend und Sonnenuntergang her; wie es von da an weiter geht, kann Niemand mit Gewißheit angeben; denn es ist dieses Land eine Wüste in Folge der Hitze".

Das also waren die Vorstellungen im 5. Jahrhundert vor Christus. Dann erzählt Herodot in seiner schmucklosen Weise die Geschichte von den Nasamonen, welche wir um so lieber mittheilen, weil wir über diesen vielbesprochenen Gegenstand in der jüngsten Zeit eine Erklärung erhalten haben, die uns von Belang scheint.

Folgendes, sagt Herodot, hörte ich von griechischen Männern aus Cyrene, welche vorgaben, zu dem Orakel des Jupiter Ammon (— in der heutigen Oase Siwah, westlich von Aegypten —) gekommen zu sein, und ein Gespräch mit Etearchos, dem Könige der Ammonier, gehabt zu haben. Nach manchen anderen Gesprächen sei die Rede auch auf den N i l gekommen, und daß Niemand dessen Quellen kennt. Etearchos versicherte, es seien einmal Männer vom Stamme der Nasamonen bei ihm gewesen; diese sind ein libysches Volk, das an der Syrte (— Golf von Sidra im Tripolitanischen —) und dem ostwärts von der Syrte gelegenen Land in keiner großen Entfernung wohnt. Diese Nasamonen also seien zu ihm gekommen und hätten auf die Frage: ob sie etwas Näheres von den Wüsten Libyens wüßten, Folgendes erzählt. Angesehene Männer bei ihnen hätten recht ausgelassene Söhne gehabt, welche auf allerlei unnütze Dinge verfielen. So hätten sie fünf von ihnen durch das Loos erwählt, welche die Wüsten Libyens besichtigen und zusehen sollten, ob sie nicht etwas mehr zu sehen bekämen als die, welche die entferntesten Gegenden je besehen hätten.

An dem Theil von Libyen nämlich, der am nördlichen (mittelländischen) Meere liegt, von Aegypten angefangen bis zu dem Vorgebirge Soloeis (Kap Spartel an der Straße von Gibraltar), wo Libyen endet, wohnen auf der ganzen Küstenstrecke Libyer in vielen Völkern. Aber über dem Meere und der am Meere sich hinziehenden Niederung, oberhalb (landeinwärts) derselben, ist Libyen voll von wilden Thieren; und oberhalb dieses Landstriches ist nur Sand und eine völlig wasserlose, von Allem entblößte Wüste. Die Jünglinge nun, wohl versehen mit Wasser und Lebensmitteln, zogen zuerst durch das bewohnte Land und kamen, nachdem sie dasselbe durchschritten, in das Land der wilden Thiere. Aus diesem zogen zogen sie dann durch die Wüste, indem sie ihren Weg in w e s t l i c h e r Richtung nahmen. Und als sie viel sandiges Land durchzogen hatten und in vielen Tagen, erblickten sie mit einem Male wieder Bäume, welche in der Ebene wuchsen. Da traten sie herzu und pflückten von der auf den Bäumen befindlichen F r u c h t. Als sie aber pflückten, kamen kleine Männer herbei, die nicht einmal von mittler Größe waren, packten sie und schleppten sie weg. Es verstanden aber weder die Nasamonen deren Sprache, noch die, welche jene wegschleppten, die der Nasamonen. Diese wurden dann durch g r o ß e S ü m p f e geführt, und als sie durch dieselben waren, gelangten sie in eine S t a d t, deren Bewohner aber an Größe den Führern gleich waren, und s c h w a r z von F a r b e. Längs der Stadt floß ein g r o ß e r S t r o m, vom Abend nach Sonnenaufgang zu, und in demselben waren K r o k o d i l e zu sehen.

In soweit also wäre die Erzählung des Ammoniers Etearchus von mir angegeben; nun fügte er noch hinzu, es wären die Nasamonen zurückgekehrt, wie die Cyrenäer behaupten, und diejenigen, zu welchen jene gekommen, wären lauter Z a u b e r e r gewesen. In dem Flusse nun, welcher an jener Stadt vorbeifließt, glaubte auch Etearchus den Nil zu erkennen, und erscheint dies auch ganz vernünftig ꝛc. So weit Herodots Erzählung.

Nun hat man über diese Reise der Nasamonen zu den Schwarzen vielfache Vermuthungen aufgestellt, die zum Theil in's Blaue hineinlaufen. Daß der große Fluß im Innern nicht der Nil Aegyp-

tens sein konnte, war freilich klar; er liegt östlich von der Syrte und dem Lande der Nasamonen, diese gingen aber westlich („τὴν ὁδὸν ποιευμένους πρὸς ζέφυρον ἄνεμον“). Man meinte nun, sie seien an den Niger gekommen, selbst Karl Ritter (Geschichte der Erdkunde und der Entdeckungen. Berlin 1861, S. 56, glaubt, es „könne wohl kein anderer als der Niger gemeint sein“.

Aber diese Ansicht hat etwas Abenteuerliches. Die Nasamonen hätten in einer Zeit, da man in Afrika noch kein Kameel als Karawanenthier hatte, die ungeheure Strecke vom 35. bis zum 15° östl. Länge von Ferro zurücklegen müssen, in südwestlicher Richtung, vom 32. bis zum 17° nördl. Br. und noch dazu auf weiten Umwegen, da auch heute in gerader südwestlicher Richtung noch kein direkter Karawanenweg zwischen der Oase Fessan und Timbuktu vorhanden ist.

Man machte sich die Erklärung leicht. Da man weiß, daß Timbuktu am Niger liegt, so mußte die von Schwarzen bewohnte Stadt ohne Weiteres Timbuktu sein. An dieses „denkt“ auch Bähr in seiner Uebersetzung Herodots (Stuttgart 1862, Euterpe, Anmerkung zu Kap. 32, S. 46). Aber er vergißt, daß 500 Jahre vor Chr. an diese Stadt gar nicht „gedacht“ werden konnte; denn „gegen das Ende des 5. Jahrhunderts der Hedschra (also gegen Ende des 11. Jahrhunderts nach Christus) wurde Timbuktu oder Tumbutu von den Imoschahr (Tuáreg) gegründet, von den Stämmen der Idenän und der Imedidderen, nachdem es eine Zeitlang gelegentlich ihr Lagerplatz gewesen war“. Heinrich Barth, Reise in Afrika, Bd. IV, S. 607.

Damit ist diese Timbuktu-Hypothese wohl ein für allemal abgethan. Bei den Früchten, welche die Nasamonen abpflückten, dachte man an den sogenannten Butterbaum, der in Senegambien und am Niger allerdings vorkommt. Aber es war noch viel einfacher, an Datteln zu denken, die bekanntlich in fast allen Oasen wachsen.

Nun fragt sich aber: wohin sind die Nasamonen gekommen; wo liegen die Sümpfe, wo ist der Fluß mit den Krokodilen? Darauf hat neulich Vivien de St. Martin Antwort gegeben. (Le Nord de l'Afrique dans l'antiquité grecque et romaine etc. Paris 1863, S. 17 ꝛc.) Seine Bemerkungen sind im Wesentlichen Folgende.

„Der Reiseweg der Nasamonen läßt sich auf der Karte im Allgemeinen recht gut verfolgen. Sie zogen von der Küste der östlichen Syrte aus, hatten also die nördlichen Theile von Fessan vor Augen, welche schon zur Zone der wilden Thiere gehören, und gingen in südwestlicher Richtung. In dieser mußten sie an den Eingang der eigentlichen Wüste kommen, was etwas südlich von Ghadames der Fall gewesen ist. Von dort ab gehen sie dann, wie es im Herodot ausdrücklich heißt: gerade nach Westen. Die afrikanischen Nomaden wissen sich vortrefflich nach den Himmelsgegenden zu orientiren. Die Genauigkeit dieser Angaben kann also nicht bezweifelt werden. Demgemäß befanden sich die Nasamonen nun in der Region, welche wir heute als die algierische Sahara bezeichnen, in einer Gegend der Wüste, wo diese, im Süden des centralen Atlas, viele Oasen hat, deren Grenzen nach Süden hin in die Wüsten sich verlaufen. Das Abenteuer, welches die Wanderer an den Palmenbäumen und mit den kleinen schwarzen Leuten zu bestehen hatten, fand unzweifelhaft in einer der großen Oasen statt, und zwar in Wargla.

Zwischen der Westgrenze von Fessan und der Oase Wargla beträgt die Entfernung, auf der Reise durch die Wüste, mindestens 120 Lieues. Damit rechtfertigen sich die Bezeichnungen „viel sandiges Land und in vielen Tagen“. In Wargla findet man auch heute noch nicht nur große Sümpfe, die überhaupt in vielen Vertiefungen der Sahara vorkommen, sondern auch eine Stadt und jene von Wargla rühmt sich (wie Daumas in seinem Werke Le Sahara algérien, Paris 1845, S. 75 bemerkt) die allerälteste Stadt in der Wüste zu sein. Man findet aber dort auch den großen Fluß, welcher von Westen nach Osten läuft. Der Wadi von Wargla hat das ganze Jahr hindurch Wasser und ist in der Zeit, in welcher die Winterregen ihm das Wasser einer großen Menge von Zuflüssen zuführen, sehr breit, er ist überhaupt einer der bedeutendsten in jener Region Afrika's. Krokodile sind freilich jetzt nicht mehr in ihnen vorhanden, aber diese Thiere sind auch aus anderen afrikanischen Gewässern im Fortgange der Zeit verschwunden, z. B. aus einem See im mauretanischen Atlas, in welchem sie im Alterthum, nach einer Aussage des Königs Juba, gefunden wurden.

Auch die kleinen schwarzen Leute treffen zu, in vielen Oasen und namentlich in Wargla. Bei den Berbern sind schwarze Sklaven häufig; man findet viele Mischlinge, aber in manchen Bezirken und Oertlichkeiten wohnen seit undenklichen Zeiten Schwarze; man weiß nicht, wann sie aus dem Süden gekommen sind. (— Man nimmt übrigens auch an, daß die Oasen alle, bis an den Fuß des Atlas ursprünglich eine schwarze Bevölkerung gehabt haben, und daß die Berbern erst nach diesen gekommen seien. —) Die „Zauberer“ können um so weniger auffallen, da der Glaube, daß die Schwarzen zaubern können, auch heute noch im Schwange geht“. —

Demgemäß wären also die fünf nasamonischen Jünglinge nicht an den Niger gekommen, sondern bis in die Oase Wargla. Uns will bedünken, daß die letztere Annahme mehr Wahrscheinlichkeit habe, als die erstere, welche bisher in allgemeiner Geltung gestanden. A.

Ueber die Fidschi-Inseln in der Südsee.

Lage des Archipelagus. — Klima. — Vulkane. — Fruchtbarkeit. Oelpflanzen. — Die Sagopalme von Seemann entdeckt. — Handelsgewächse; Muskatnuß — Brodpflanze. — Eßbare Wurzeln. — Bananen. — Nationalgetränk. Yakona. — Die geographische Verbreitung der Kokospalme. — Eine ethnologische Bemerkung.

Dieser Archipelagus gehört in mehrfacher Beziehung zu den interessantesten Inselungen im großen Weltmeer; auch wird er sehr häufig von Schiffen besucht, unterhält beträchtlichen Handelsverkehr, hat mehrere hundert europäische Ansiedler und eine Anzahl von Missionären. Seine in ethnologischer Beziehung sehr merkwürdigen Bewohner, über welche wir ein anderes Mal reden, sind bis auf unsre Tage herab Kannibalen der ärgsten Art gewesen, aber es ist den Bemühungen der Europäer gelungen, in dieser Beziehung Wandel zu schaffen und die Dinge bessern sich.

Im Jahre 1859 bot der Oberhäuptling des Archipelagus, der König von Bau, der englischen Krone die Souveränetät an, und die gesetzgebende Versammlung von Neusüdwales befürwortete dringend die Annahme. Seltsamer Weise lehnte die britische Regierung ab, schickte aber Bevollmächtigte nach den Inseln, um über die Verhältnisse derselben genaue Erkundigungen einzuziehen. Unser Landsmann Berthold Seemann schloß sich der Expedition an, und als Frucht seiner Bemühungen liegt uns ein inhaltreiches Werk vor (Viti: an account of a government

mission to the Vitian or Fijian Islands in the years 1860 bis 1861), das schon zu Ende des vorigen Jahres erschien; wir waren aber erst jetzt in der Lage, es durchzulesen. Seemann ist bekanntlich ein ausgezeichneter Botaniker; wir wollen deshalb besondere Rücksicht auf die Kapitel nehmen, in welchen er die Pflanzenwelt behandelt.

Die Fidschi-Inseln liegen etwa in der Mitte zwischen den Tonga-(Freundschafts-)Inseln und der französischen Besitzung Neu-Caledonia, und haben zusammen einen Flächeninhalt wie Wales, also etwa 350 deutsche Geviertmeilen, oder zehnmal so viel wie die Jonischen Inseln. Die Zahl der Eilande übersteigt 230; die größten sind Viti-Levu, Kadavu, Vanua-Levu und Taviuni. Das Klima des Archipelagus (zwischen 19° 47' und 15° 47' südl. Br. 180° 8' westl. und 176° 50' östl. L. v. Gr.) ist tropisch, aber die Hitze wird im Winter durch den Südost-, im Sommer durch den Nordost-Passat gemildert; die Mitteltemperatur kann auf etwa 80° F. (21⅓° oder 26⅔° C.) angenommen werden; manchmal steigt jedoch die Hitze auf 121° F. (39⅓° R. oder 49⅓° C.). Aber die Inseln sind fast frei vom Fieber, das auf den Samoa-Inseln (den Navigatoren) so gefährlich ist. Dyssenterie kommt bei Europäern und Eingebornen vor; die letztern behaupten, daß sie erst nach Ankunft der Europäer bei ihnen aufgetreten sei und bezeichnen sie deshalb als „des weißen Mannes Krankheit".

Thätige Vulkane sind jetzt nicht mehr vorhanden, wohl aber zeigen die höchsten Berge (bis 4,000 F. üb. dem Meere) erloschene Krater; warme Quellen sind häufig vorhanden, Erdbeben nicht ganz selten, und vor einigen Jahren erhob sich zwischen den Fidschi- und den Tonga-Inseln ein Eiland aus der See, während Massen von Bimsstein an die Südküste von Kadavu und Viti Levu getrieben wurden.

Der Boden ist außerordentlich fruchtbar. Die Eingebornen haben Ueberfluß an Nahrungsmitteln und können trotzdem einen reichlichen Ueberschuß, namentlich an Kokosnüssen abgeben; sobald der Anbau unter europäischer Leitung eine größere Ausdehnung gewinnt, werden sie auch Zucker, Tabak, Kaffee, Tamarinde und Baumwolle in nicht unbeträchtlicher Menge in den Handel liefern. Das Zuckerrohr wächst in verschiedenen Gegenden wild und eine purpurfarbige Varietät, von 16 F. Höhe, wird stellenweis von den Eingebornen angebaut. Man deckt mit den Blättern des Zuckerrohrs oder des Pandanus odoratissimus die Dächer der Hütten. Für den Kaffeebau eignet sich das Land vortrefflich. Der Samen des Dilo (Calophyllum inophyllum; im östlichen Polynesien Tamanu, in Indien Kaschumpa genannt) liefert das Bitteröl oder Wooudel, wie es im indischen Handel genannt wird; es ist auch ein vortreffliches Mittel gegen Rheumatismus, Gliederschmerzen und Quetschungen. Die Tonne von diesem Oel wird in England mit 90 Pfd. Sterling bezahlt. Der Dilo wird 60 Fuß hoch, gewährt dichten Schatten und sieht mit seinen vielen weißen Blüthen sehr hübsch aus. Das aus dem Stamm ausschwitzende Harz, das im Handel als Tacamahaca vorkommt, wird von den Tahitiern als Wohlgeruch benutzt; das Holz eignet sich zur Verfertigung von Möbeln und zum Schiffsbau.

Eine wichtige Oelpflanze ist auch die Kerzennuß, Aleurites triloba; das Oel ist vortrefflich und steht an Güte jenem aus Sesam oder Raps nicht nach. Die Crotonöl-Pflanze ist von den Tonga-Inseln her eingeführt worden und wird zu Einzäunungen benützt. Gegenwärtig ist die Ausbeutung dieser und anderer Oelpflanzen noch gering, wird aber mit der Zeit von Bedeutung werden. Nur allein das Oel der Kokosnuß-Pflanze (Cocos nucifera *L.*) wird schon seit längerer Zeit ausgeführt. Die wesleyanischen Missionäre lassen sich von den Eingebornen die Kirchenabgaben in Kokosöl bezahlen und machen dabei ein gutes Geschäft; doch übersteigt die ganze Ausfuhr noch nicht 300 Tonnen. Die Kokospalme kommt in mehreren Varietäten vor; eine derselben hat Nüsse, die nicht größer als ein Putenei sind, aber mehr als einhundert solcher kleinen Nüsse sind an jedem Büschel. Merkwürdig bleibt, daß hier manche Kokospalmen einen getheilten Stamm haben, indem sie Aeste bilden; auch auf den Samoa-Inseln hat man dergleichen bemerkt. Es versteht sich, daß auch auf den Fidschi-Eilanden die Kokospalme in vielfacher Weise benützt wird. Stärke wird aus vier verschiedenen Pflanzen gewonnen, namentlich aus zwei Arten von Arrowroot, welche man beide als Yabia bezeichnet.

Die Niu soria oder Sougo (Sagus vitiensis *Wendl.*) ist eine ächte Sagopalme; sie wurde erst von Seemann und Pritchard in sumpfigen Gegenden auf Viti Levu, Vanua Levu und Ovalau entdeckt, und bildet dort Haine in einer Ausdehnung von mehreren englischen Meilen. Bei den Eingebornen von Ovalau heißt sie Niu soria, bei denen auf Viti Levu Sougo. Dieser Name erinnert an Sago oder Sagu, womit man auf anderen, von Papuastämmen bewohnten Inseln einige Arten von Sagus bezeichnet. Die Entdeckung dieser Palme auf den Fidschi-Inseln ist ethnologisch und commerciell nicht ohne Wichtigkeit; einmal ist dadurch ein Ausfuhrartikel mehr gewonnen, sodann wird die geographische Verbreitung der Sago liefernden Palmen 1500 Miles weiter nach Südosten gerückt, als seither der Fall gewesen. Die Insulaner wußten nicht, daß der Stamm ein nahrhaftes Mark enthält, bis Seemann ihnen den Beweis dafür lieferte. Die größten waren 40 bis 50 Fuß hoch und hatten 3 Fuß 9 Zoll bis 4 Fuß 4 Zoll im Umfange. Diese Sago-Palme auf den Fidschi-Inseln hat eine leichtere Frucht als jene im hinterindischen Archipel (der Sagus Rumphii) und gibt der Landschaft einen anmuthigen Charakter; die Blätter flattern gleich riesigen Fäden im Winde, und der ganze Baum ist in Gestalt und Bewegung weit anmuthiger als die Kokospalme. Dieser Fidschi-Sago ist nicht schwammig, das Mark vielmehr so hart wie ein stark gebackenes Brod; in den untern Theilen des Baumes hat es einen süßlichen lieblichen Geschmack, weiter nach oben ist es ziemlich fade. Ein Sagobaum muß gefällt werden, wenn eben die Blüthen hervorknospen; dann hat das Mark seine volle Entwickelung.

Aber auch an anderen werthvollen Pflanzen ist üppige Fülle vorhanden. Eine Art von Curcuma (Curcuma longa) wächst in allen niedrigen Gegenden; eine Art Ingwer (Zingiber Zerumbet *Rosc.*) ist zwar nicht so stark und scharf wie die chinesische, ersetzt aber unsern officinellen Ingwer vollkommen. Ein Muskatnußbaum (Myristica castaneae folia *A. Gray*) heißt bei den Eingebornen Male und wird 60 bis 80 Fuß hoch; Macis und Nüsse, welche so groß sind wie ein Taubenei, können vollkommen als Ersatz der ächten Muskatnuß (Myristica moschata *Linn.*) dienen. Pfeffersträuche (Capsicum frutescens *Linn.*) wachsen überall; der Vogelpfeffer ist von Weißen eingeführt worden.

Getreide und Hülsenfrüchte kennt der Polynesier nicht; seine Hauptnahrung besteht in Yam, Taro, Bananen, Brodfrucht und Kokosnüssen, doch so, daß in verschiedenen Gegenden der Genuß eines dieser Nahrungsmittel entschieden, mit größerem oder geringerem Ausschluß der übrigen, vorwaltet. So auf der Hawaii-Gruppe der Taro, während Kokosnüsse für einen Leckerbissen gelten, welcher den Weibern versagt war; so bei den Samoanern die Brodfrucht, bei den Fidschis der Yam (Dioscorea alata), obwohl bei ihnen alle anderen genannten Früchte in Fülle zu finden sind. Auspflanzen und Erntezeit des Yam bilden die Grundlagen ihres Kalenders; von den elf Monaten, in welche sie das Jahr eintheilen, führen nur solche keine, auf den Yam Bezug habende Benennungen, in welchen man sich um die Pflanzen nicht zu kümmern braucht. Auch die Kawai (Dioscorea aculeata) wird häufig gepflanzt, ist wohlschmeckend und sehr mehlhaltig. Taro, oder wie die Fidschianer sagen, Dalo (Colocasia antiquorum, var. esculenta *Schott*) kommt in mehr als ein Dutzend Varietäten vor, von denen manche wild wachsen.

Unsere Kartoffel ist von Europäern in verschiedenen Gegenden angepflanzt worden und theilweise gediehen, theilweise auch nicht; Schalotten werden von den Insulanern gepflanzt, Rüben aus europäischem Samen gezogen; die süße Kartoffel, Batate, ist wahrscheinlich aus Neuseeland hierher gebracht worden, weil sie denselben Namen führt wie bei den Maoris, Kumara. Der Masawe oder Vasili Toga-Strauch ist von den Tonga-Inseln gekommen, hat eine 10 bis 15 Pfund schwere Wurzel, die gebacken wird, und dann wie Süßholz schmeckt auch von den Insulanern gekaut wird; sie verstanden nicht, ein berauschendes Getränk aus ihr zu bereiten, was doch den Hawaiiern bekannt war.

Sehr viele eßbare Wurzeln wachsen wild; als Gemüse werden viele wilde und angebaute Pflanzen benützt, z. B. die Ota (Angiopteris evecta *Hoffm.*) als Spinat. Man hat einige Arten von Portulak und Hibiscus; die Blätter der Boro dina (Solanum anthropophagorum) werden gegessen und ihre Früchte gleichen jenen des Paradiesapfels (Lycopersicum esculentum), der hier recht eigentlich zu Hause ist.

Der Mais wird, bei einem so großen Ueberfluß eßbarer Pflanzen, von den Europäern nur spärlich angepflanzt; die Insulaner kümmern sich gar nicht um ihn. In hochgelegenen Berggegenden würden ohne Zweifel alle unsere europäischen Gemüse gut gedeihen.

Bananen und Pisang werden Vudi genannt. Seemann bezeichnet als Bananen diejenigen Musas, deren Früchte man roh genießen kann, als Pisang (Plantains) jene, welche gekocht werden müssen. Es gibt deren nicht weniger als achtzehn verschiedene Arten und Abarten, und jede derselben hat ihren besondern Namen. Aber nur eine einzige wächst wild, und zeichnet sich von allen anderen dadurch aus, daß ihre Fruchtbüschel nicht herabhängen, sondern vollkommen aufwärts stehen. Die Bananenblätter werden mannigfach benützt: sie ersetzen z. B. unsere Teller, beim Anfertigen von Cigaretten unser Papier; auch macht man Kleider daraus, die freilich nur ein paar Tage halten.

Die Brodfrucht tritt gleichfalls in vielen Varietäten, in regelmäßigen Wäldern auf und heißt Uto, d. h. Herz, weil die Frucht eine herzartige Gestalt hat. Man bereitet aus der Frucht Puddings, und kocht oder bäckt sie. Das Holz ist für den Schiffsbau wichtig, aber aus der Rinde bereiten die Fidschianer nicht, was doch andere Polynesier thun, ein Zeug. Drega ist ein Harz, das aus Einschnitten, die man in den Stamm macht, hervorquillt; es wird zum Kalfatern der Schiffe benützt und ersetzt unsern Theer.

Wir wollen die reiche Fülle eßbarer Gewächse, welche Seemann beschreibt, nicht speciell aufführen, aber einige Bemerkungen über die Nationalgetränke der Fidschianer ausführen. In vorderster Reihe steht die Kava oder wie man auf den Inseln sagt, Yakona. Sie wird aus der Wurzel des Piper methysticum *Forster*, oder wie jetzt die Botaniker sagen, Macropiper methysticum, bereitet. Von dieser Pfefferart gibt es sechs Varietäten, die alle angebaut und durch Schößlinge fortgepflanzt werden. Zur Bereitung des Getränks nimmt man außer der Wurzel auch noch den untern Theil des Stammes, und legt beide an eine trockene Stelle. Sie müssen klein gemacht werden und das bewerkstelligt der Polynesier, indem er sie — kauet! Auf den Fidschi-Inseln fällt diese Arbeit Knaben zu, die recht gesunde Zähne haben, auf anderen Eilanden den jungen Mädchen. Eine gewisse Quantität zerkauter Masse wird in ein hölzernes Gefäß gethan, das vier Beine hat. An demselben ist ein Strick befestigt, welchen man dem vornehmsten Mann in der Gesellschaft zuwirft, wenn das Trinkgefäß dargebracht wird. Es gilt bei den Fidschianern für einen Ehrenpunkt, so viel als möglich Wurzel auf einmal zu kauen. Seemann sah einen Eingebornen auf Verata, der binnen drei Stunden ein so großes Maul voll kauen konnte, daß die Masse hinreichte zu einer Yakonamenge, an welcher ein halbes Hundert Männer sich berauschen konnten. Die Wirkung der Kava ist zum Glück eine andere als jene unserer geistigen Getränke; die Leute werden durch den Genuß derselben nicht händel- und streitsüchtig. Bei Feierlichkeiten und Zechgelagen fangen Alle zu singen an, wenn die Masse in das Gefäß geworfen und Wasser darauf gegossen wird; sie schlagen den Takt mit kleinen Stecken auf hohle Bambusrohre und das dauert so lange, bis die gekaute Masse durch die Fasern des Vau (d. h. verschiedene Arten von Paritium) oder Farrnblätter gepreßt worden ist. Der Gesang verstummt, sobald das Getränk fertig ist; dann erhebt sich ein Priester oder vornehmer Mann, sagt einen Spruch und der Angesehenste in der Gesellschaft thut den ersten Trunk aus einer Kokosschale.

Die Yakona hat, wenn mäßig genossen, keine nachtheiligen Folgen, aber Mißbrauch bringt Hautkrankheiten hervor und schwächt das Gesicht. Fast alle Weißen der niedern Stände auf den Fidschi-Inseln trinken dieses unsaubere Getränk, manche sogar im Uebermaß; anständige Europäer verabscheuen es. Uebrigens händigt man Leuten, von denen man Besuch empfängt, als Zeichen der Höflichkeit und zum Willkommen ein Stück Yakonawurzel ein; sie wird auch als Opfer in den Tempeln dargebracht. Sie vertritt bei Kauf und Verkauf die Stelle unseres Daraufgeldes, Handgeldes.

Außer der Yakona und dem Getränk, welches die Kokosnuß ihnen gewährt, hatten die Fidschianer weiter nichts als Wasser. Sie verstanden es nicht, aus den zuckerhaltigen Wurzeln der Masawe (Dracaena terminalis) ein geistiges Getränk zu bereiten, während andere Polynesier, namentlich jene auf Hawaii, einen solchen Gebrauch kannten. Ebenso waren ihnen Aufgüsse auf aromatische Blätter fremd; und doch wächst auf ihren Inseln der sogenannte Fidschi-Thee, dessen Gebrauch die Europäer auf den östlichen Inseln Polynesiens kennen lernten. Die Matadea nämlich, Missiessya corymbulosa *Wedell*, ein zur Familie der Nesseln gehörender Strauch von 8 Fuß Höhe, hat Blätter, welche jenen der Ulme ähneln; selbst Europäer haben einen aus denselben bereiteten Aufguß für chinesischen Thee getrunken.

Seemann macht eine Bemerkung, die wir für wichtig halten, weil sie auf ethnologische Verhältnisse Licht wirft. Weder die Fidschi-Insulaner noch andere Polynesier waren bekannt mit dem Verfahren, aus den noch geschlossenen Blüthen der Kokospalme den sogenannten Toddy, Palmenwein, zu gewinnen. Erst durch die Europäer sind sie mit demselben bekannt gemacht worden. Dadurch wird die Ansicht derer bestätigt, welche den Satz aufstellen, daß die Polynesier nicht von den Malayen abstammen und überhaupt nicht aus Asien gekommen seien. Erstens würden sie ihre Wanderungen nicht den Passatwinden entgegen haben unternehmen können, und was zweitens die Uebereinstimmung gewisser malayischer und polynesischer Wörter anbelangt, so muß erst noch ausgemacht werden, ob sie von den Malayen zu den Polynesiern, oder von diesen zu jenen gelangten. Man kann den Spieß umkehren auch in Bezug der geographischen Verbreitung von polynesischen Pflanzen und Thieren.

Wir wissen, daß alle Polynesier den Genuß berauschender Getränke leidenschaftlich lieben. Gewiß hätten sie die Bereitung des Toddy nicht verlernt, wenn sie dieselbe überhaupt gekannt hätten; ohnehin wuchs ja die Kokospalme bei ihnen in unzähliger Menge. Nun könnte man freilich einwenden, die Polynesier hätten die „Wiege ihrer Rasse" schon in einer Zeit verlassen, bevor den Malayen der Kokosbaum und die Verfertigung des Toddy bekannt gewesen sei. Aber Ueberlieferung, historische Belege und beobachtete Thatsachen stimmen darin überein, daß die Kokospalme sich von Westen nach Osten verbreitet habe. Alljährlich werden viele Kokosnüsse an die Ostküste Australiens getrieben, keimen dort und wachsen, bis sie bei der niedrigen Wintertemperatur absterben. Auf Ceylon, das jetzt

mit Kokoswäldern bedeckt ist, hat man eine bestimmte Ueberlieferung, daß die Kokospalme dort einst unbekannt war; in der Nähe von Punta Galle ist eine Statue, welche sich auf das Bekanntwerden dieses Baumes bezieht. Die Marawansa, so heißen die ältesten Chroniken jener Insel, erzählen von allen Bäumen, welche durch Fürsten angepflanzt worden sind, aber von der Kokospalme schweigen sie gänzlich. Daraus scheint sich zu ergeben, daß es dort eine Zeit gab, da man sie nicht kannte. Alle anderen Species des Genus Cocos sind streng auf das Innere des tropischen Amerika angewiesen; nur diese eine Species, Cocos nucifera *Linné*, ist eine Pflanze der Küstenregion, ihre Frucht erleidet keinen Schaden durch Seewasser, sie ist über Polynesien und die alte Welt verbreitet.

Wenn aber auch die Einführung der Kokospalme in Asien nach der vermeintlichen Auswanderung der polynesischen Stämme von dort stattgefunden hätte, so müßten diese doch die Bereitung des Toddy gekannt haben, denn man bereitet diesen Wein aus mehreren Arten unzweifelhaft asiatischer Palmen. Und das geschah bereits in sehr alter Zeit; das Sanscrit hat für das Getränk den Namen Tade, und aus ihm haben die Engländer ihr Toddy gemacht. Gewiß hätten die Polynesier ein Verfahren nicht vergessen, vermittelst desselben man aus der Palme nicht nur Wein gewinnt, sondern auch Zucker, Essig und Hefe. Weshalb sollten sie dergleichen nicht bereitet haben?

Wahrscheinlich verhält sich die Sache folgendermaßen. Die Kokosnuß kam aus dem westlichen Amerika, wurde durch Winde und Strömungen nach Polynesien getrieben, wo man von Toddybereitung nichts wußte; sie trieb weiter nach Asien, wo man dann aus ihr eben so gut ein Lieblingsgetränk gewann, wie seit unbenklichen Zeiten aus der Palmyrapalme, dem wilden Dattelbaume, der Arenga saccharifera und den verschiedenen Arten der Caryota-Palmen.

Die Revolution auf der Insel Madagaskar.

Ueber die blutigen Ereignisse, von welchen Madagaskar im Mai dieses Jahres heimgesucht wurde, bekommen wir allmälig Nachrichten, welche sehr interessante Einzelnheiten enthalten. Aber noch ist nicht Alles zur Genüge aufgeklärt, z. B. nicht die Rolle des englischen Missionärs Ellis, der sich, wie wir zeigen werden, etwas übermüthig oder doch unklug benommen zu haben scheint.

Den allgemeinen Verlauf des blutigen Dramas haben wir vor einigen Monaten ausführlich geschildert (Globus IV, S. 270 ff.); heute wollen wir Erläuterungen und Ergänzungen geben, die wir in den Berichten des vielfach von uns erwähnten ehemaligen Ceremonienmeisters der Königin Ranovalo finden. Dieser Mann, J. Laborde, ist jetzt französischer Consul in der Hauptstadt Tananarive oder Antananarivo und ein ungemein thätiger Agent für die napoleonischen Zwecke. Außerdem haben wir Mittheilungen eines französischen Arztes vor uns liegen, der psychologische Enthüllungen gibt.

Wir können nun mit Bestimmtheit sagen, daß zweierlei Momente bei jener Revolution von vorragender Wichtigkeit gewesen sind: ein ethnologisches, nämlich gegenseitige Rassenabneigung, und ein seelisches; dieses letztere trat in Form einer psychischen Seuche auf.

Zwei Parteien stritten um Einfluß beim König Radama und standen sich schroff gegenüber. Die eine wurde gebildet von Offizieren und Adel; auf ihrer Seite befanden sich der Premierminister und Oberbefehlshaber des Heeres; die zweite bestand aus den Menamaso, den „rothen Augen" (Globus IV, S. 272), jungen Leuten, welche einst des Prinzen Leibwache bildeten, und alle Gewalt an sich rissen, als Radama König wurde. Sie benahmen sich anmaßend, und verleiteten Radama, der lediglich ihr Werkzeug war, zu vielen gemeinschädlichen Handlungen und, namentlich auch im Steinernen Hause, zu großen Ausschweifungen.

Andrianam pri ne merina, Vater Radama des Ersten, stammte aus dem Norden der Provinz Emerina; diese letztere ist bekanntlich die Heimath des Volkes der Hovas, welches die übrigen Nationen und Rassen der Insel unterworfen hat. Männer aus dem Norden waren dem genannten Häuptling behülflich, zwölf verbundene Stämme zu bezwingen, und das Königreich der Hovas zu gründen; in diesem fielen begreiflicherweise ihnen die höchsten Aemter und Würden zu. Die Menamaso aber sind Leute aus dem Süden. Das Ministerium war bisher stets aus Angehörigen der sehr einflußreichen Familie des seitherN Obergenerals Rainikaro zusammengesetzt, und das war auch unter Radama dem Zweiten der Fall. Aber das Ministerium hatte, den Menamaso gegenüber, Macht und Einfluß verloren.

Diese mißbrauchten den König, und verleiteten ihn auch zum Erlaß des Gesetzes, durch welches der Zweikampf zwischen Einzelnen, der offene Krieg eines Stammes gegen einen beliebigen andern, die Fehde zwischen Dorf und Dorf gut geheißen wurde. Radama proklamirte damit offen die Berechtigung des Bürgerkrieges. Wir haben früher erzählt, daß alle Vorstellungen der Minister, des Adels und der Volksältesten beim Könige kein Gehör fanden und ersehen jetzt aus Laborde's amtlichem, im pariser Moniteur abgedruckten Berichte, daß sich Radama äußerst steifnackig benahm. Die Bevollmächtigten des Volks benahmen sich mit der größten Unterwürfigkeit, sie baten den Monarchen flehentlich, ein so heilloses und verderbliches Gesetz zu widerrufen, verlangten die Auslieferung von 33 der am schwersten beschuldigten und unbeliebtesten Menamaso's; sie wiesen darauf hin, daß das ganze Volk, sogar mit Einrechnung der Sklaven, sich versammelt habe und den König um Nachgiebigkeit bitte; die Deputation erschien sieben Mal im Palast und erhielt sieben Mal dieselbe verneinende Antwort, während draußen die Stimmung des zu vielen tausenden versammelten Volkes immer drohender wurde. Der König hätte wahrscheinlich das Leben seiner Günstlinge retten können, wenn er rechtzeitig das böse Gesetz widerrief. Jetzt fragte er die Deputation:

„Wer ist euer König?"

„Wir haben keinen andern König als Dich."

„Nun, ich, euer König, lecke euch die Füße, aber bewilligt mir Gnade für diese Leute. Es ist ja schon genug Blut vergossen worden. Sie sollen künftig keine Aemter und Würden mehr bekleiden, ich will sie verbannen, aber ihr müßt sie verschonen."

Es war zu spät; die erbitterte Menge wollte nichts mehr von Gnade hören und eilte mit Hacken und Aexten herbei, um das Steinerne Haus zu zerstören. Ein Offizier der Königin erscheint mit der königlichen Fahne. Er wird vom Volke begrüßt; dieses legt die Waffen nieder, verlangt aber nach wie vor die Auslieferung der Schuldigen. Der König führt inzwischen diese letzteren aus dem Steinernen Hause nach seinem Palaste, indem er beide Arme über ihnen ausbreitet. Am Abend zerstreute sich das Volk; am andern Tage wiederholten sich die Auftritte; Nachts war der Palast umzingelt, obwohl der König nun die Menamaso ausgeliefert hatte. Dann wurde der König ermordet.

In dem oben erwähnten Briefe eines Arztes, der unterm

6. Juni von der französischen Insel Réunion schreibt, finden wir die *Ramenenzanas* als Radama's Mörder bezeichnet. Der Schreiber ist beiläufig bemerkt, in mancher Hinsicht einseitig genug, indem er die Sachen und Personen durch französische Augengläser betrachtet, und die Malgaschen durch Waffengewalt zur „Civilisation" zwingen will, weil das auf friedlichem Wege nicht möglich sei. Aber die Thatsachen, welche er mittheilt, sind von Belang.

Im Märzmonat 1863 sah man plötzlich in den Straßen der Hauptstadt Tananarive Männer und Frauen umherlaufen, die *von einer ganz eigenthümlichen und außerordentlichen Krankheit* ergriffen waren (vergl. die Schilderung Globus IV, S. 272). Die Leute zitterten am ganzen Leibe, Gang und Bewegung waren schwankend, in Gesichtszügen und Ausdruck des Auges lag etwas Irres und Wirres. Sie stießen unartikulirte Laute hervor, liefen nach allen Richtungen umher, fielen die ihnen begegnenden Menschen an und versetzten denselben Fußtritte und Faustschläge. In den nur wenige Schritte breiten Straßen konnte ihnen Niemand ausweichen; aber die Würdenträger und Edelleute blieben von diesen Convulsionären unbehelligt, lachten über das Ganze und riethen den anderen, Rücksicht auf die Narrheit zu nehmen; denn auf Madagaskar sind die Wahnsinnigen (— wie im mohammedanischen Orient —) Gegenstand einer Art von scheuer Ehrfurcht. Man bezeichnete sie als *Ramenanzas* und ihre Zahl wuchs, als sie mit so großer Nachsicht behandelt wurden, und nicht minder stieg ihre Anmaßung; denn nicht nur schlugen sie nach wie vor um sich, sondern verlangten auch, daß man sie grüßen solle. Bei den Malgaschen hatte das weiter nichts auf sich; als aber ein Ramenanza den englischen Missionär X. (wahrscheinlich Ellis) zum Gruße aufforderte, versetzte der Geistliche ihm erst eine derbe Ohrfeige, und dann einen so kräftigen Fußtritt, daß jener kopfüber zu Boden fiel.

Die Krankheit griff immer mehr um sich und erregte in hohem Grade die Aufmerksamkeit der französischen Missionäre und eines ehemaligen Flottenapothekers, der in Tananarive als Arzt prakticirt. Sie alle kamen zu der Ueberzeugung, daß dieses Uebel nicht unter die gewöhnlichen Krankheitsformen klassificirt werden könne, und daß es gerathen sei, der Sache ihren Verlauf zu lassen. Die Ramenanzas trieben dann nach wie vor ihren Unfug, drangen nun sogar in die Häuser ein, zerschlugen Alles und verlangten, wenn sie abzogen, die Begrüßung. *Als eine Truppenmusterung stattfand, wurden auch Soldaten von der Krankheit ergriffen; viele warfen plötzlich ihre Waffen weg, bekamen Zuckungen, schlugen auf Kameraden und Offiziere los und mißhandelten sogar den General.* Sie würden selbst den König, dessen Person doch für geheiligt gilt, nicht verschont haben, wenn er zugegen gewesen wäre. Bald sprach man auch von *Geistererscheinungen*; Radama der Erste und Ranovalona seien aus ihren Gräbern hervorgekommen, um zu erklären, daß Radama der Zweite des Thrones unwürdig sei. *Er habe das Land an die Weißen verkauft* und über einen solchen Hochverrath am Lande stöhnten Vater und Mutter hinter dem Berge*); ihre Geister weinten und bäten alle ihre Unterthanen, sich an die *Sikidis* (Beschwörer, Zauberer, Priester der alten Landesgötter) zu wenden, um den Zauber zu entfernen, welcher auf dem Könige laste. Dieser erließ, auf den Rath seiner Oberbeamten, ein Dekret, in welchem er erklärte, daß die Kranken ein Anrecht auf Hochachtung hätten und vom Volke begrüßt werden müßten; die Ramenanzas seien eben so unverletzlich, wie der König selber, hätten ein Privilegium, Alles zu thun, was ihnen beliebe!

*) Dazu wollen wir bemerken, daß Radama der Zweite gar nicht Radama des Ersten Sohn war. Ranonavalo gebar diesen, als jener schon einige Jahre todt war. A.

Diese Volkskrankheit dauerte anderthalb Monate lang. Die Besessenen verübten die größten Unordnungen, täglich prophezeieten die Sikidis und Ramenanzas unheilverkündende Ereignisse, die nicht lange auf sich warten lassen würden. —

So der Arzt auf Réunion. Wir haben früher (Globus IV, 272) die Angabe der englischen Missionäre mitgetheilt, demgemäß diese Bewegung der Ramenanzas durch die Götzenpriester hervorgerufen und durch die Menamaso gefördert worden sei; diese Günstlinge hätten Leute bestochen, die als angeblich Besessene vom Land hereinkommen mußten. Aber das letztere ist sicherlich unwahr; denn wenn, wie wir später sehen werden, der König und die Menamaso von Ramenanzas ermordet worden sind, so ist doch gar nicht denkbar, daß die Menamaso Leute dazu aufgestachelt und dafür bezahlt hätten, sie selber und ihren königlichen Freund und Beschützer zu ermorden. Die Bewegung war ja gerade *gegen* die Menamaso gerichtet.

Wir erklären uns die Sache anders. In das ganze öffentliche Leben von Madagaskar war durch die Europäer und Radamas und seiner Günstlinge tolle Wirthschaft ein Bruch gekommen; die Leute konnten sich nicht mehr zurecht finden und in viele Köpfe zog Verwirrung ein. Den Verlauf, welchen die Dinge in solchen Perioden nehmen, hat der leider so früh verstorbene Rudolf *Leubuscher* in einer vortrefflichen Abhandlung über „*Psychische Epidemien und politischen Wahnsinn*" sehr gut geschildert. Es gibt psychische Epidemien, eine Fortpflanzung psychischer Zustände von einem Individuum auf eine größere Masse von Individuen, eine auf diese sich übertragende, gleichartig fortgehende psychische Erregung, die beim Einzelnen oder in vielen Einzelnen eins der Momente zur Entstehung psychischer Krankheit werden kann. In diesem Sinne kann von einem *socialen Wahnsinn*, gegenüber dem individuellen, gesprochen werden. Die psychische Erregung hat oft eine große Gewalt. „Die allgemeine psychische Erregung einer Zeit, die psychische Constitution, kann den Hintergrund bilden, auf welchem sich die einzelnen psychischen Krankheitsformen abheben; man kann in vielen einzelnen Fällen bestimmt erklären, daß die psychische Krankheit, welche noch in besonderen organischen Zuständen wurzelte und diesen zunächst ihre Entstehung verdankte, *nicht zum Ausbruche gekommen wäre, wenn sie nicht durch die psychische Constitution der Zeit von einer andern Zeit verbreitet gewesen wäre.* In vielen Tausenden schlummert der Keim der psychischen Krankheit, aber günstige Verhältnisse tragen sie über die Klippen, an denen sie scheitern könnten, hinweg. Dann kommt bei Einigen nur *ein einziger Windstoß*, der das Schiff über den Haufen wirft. Wir stehen oft staunend da, wenn die Besonnenheit eines Menschen plötzlich zusammenbricht und ein vollendetes psychisches Kranksein uns fertig entgegentritt, und meinen dann wohl, daß es plötzlich entstanden sei. Aber das hatte der Mensch längst fertig mit sich herumgetragen. *So finden wir in dem Leben der Völker, wie die langsame Arbeit der Geschichte Stoff auf Stoff herzuträgt, bis ein einziger Funke den ganzen Haufen in lodernde Flammen setzt, daß die Völker verwirrt aufstaumeln und nicht wissen, wie sie sich zurecht finden sollen!*"

Leubuscher erläutert diesen Satz eingehend und bemerkt weiter: „Es habe zu allen Zeiten psychische Epidemien gegeben und man könne in kleineren Kreisen ihre Entstehung alle Tage beobachten; ja, man könne wohl sagen, *daß ein gemeinsames Handeln großer Massen ohne psychische Contagion ganz unmöglich ist.* Das psychische Miasma wirkt viel schneller und unmittelbarer als die körperlichen Zustände; es hat scheinbar etwas Dunkles und Geheimnißvolles; es ist gleichsam Instinkt, wenn ein gegebener Impuls Tausende im Nu durchzuckt und fortreißt zu demselben Gefühle, derselben Aeußerung. Einzelne, welche den Anstoß geben, können sich ihres Ziels wohl

bewußt sein; in der Masse, die ihnen folgt, ist oft nur der bewußtlose Trieb lebendig. Begünstigende Momente für die Fortpflanzung der psychischen Erregung sind alle, welche die Phantasie erregen. Es sind vorzugsweise Zustände des Gemüths, welche sich fortpflanzen. Deshalb werden die psychischen Epidemien in Zeiten auftreten und sich ausbreiten, wo die Leidenschaften schon angestachelt sind, wo die Zeitverhältnisse die Neigung zu phantastischer Exaltation in vielen einzelnen Köpfen rege gemacht haben. Von jeher sind es am meisten religiöse Gedanken gewesen, die zu Schwärmerei und Fanatismus fortrissen."

Diese Bemerkungen passen, wie uns bedünkt, auf die Ramenanzas. Auf die Ereignisse in Tananarive wollen wir heute nicht weiter eingehen, sondern erst abwarten, was der französische Missionär Jouven, welchen die Leser des Globus kennen, darüber zu sagen hat. Doch müssen wir erwähnen, was der Arzt von Réunion über Radamas Ermordung mittheilt. Zwölf Ramenanzas, von den Ministern aufgestachelt, hätten ihn aus einem Saal in ein benachbartes Zimmer geschleppt, und ihn mit einem um den Hals geworfenen Strick erwürgt. Nach altem Brauch und Gesetz darf man nämlich des Königs Blut nicht vergießen.

Den neuesten Nachrichten zufolge ist zwar auf Madagaskar noch Alles ruhig, aber es herrschte Unzufriedenheit. Inzwischen haben sich die Franzosen auf alle Wechselfälle vorbereitet und der bekannte Lambert ist mit dem Flottenkapitän Dupré, demselben, welcher bei Radama's Krönung zugegen war, nach Madagaskar gegangen, um mit der neuen Regierung „Conventionen" abzuschließen. A.

Eisenbahnen über die Schweizer-Alpen.

Die Angelegenheit der Ueberschienung eines Schweizer-Alpenpasses ist in ein neues Stadium getreten.

Von den Unternehmungen der schweizerischen Bahngesellschaften*) streben drei nach einem Alpenübergang. Dieselben sind:

a) Die „Ligne d'Italie", auch Walliser Bahn genannt; führt von Bouveret**) nach St. Maurice, Martigny, Sitten, immer der Rhône entlang und hofft auf Fortsetzung über den Simplon (— Langensee).

b) Die „schweizerische Centralbahn"; führt von Basel (Hauensteintunnel 8300' lang) über Olten, dem Kreuzungspunkt der großen Schweizer Eisenbahnlinien, nach Luzern, um vom Vierwaldstätter-See über den St. Gotthard zu gelangen.

c) Die „Vereinigten Schweizerbahnen"***) beginnen mit der Rheinthallinie in Rorschach†) und führen über Sargans, wo die Wallensee-Zürich-Linie desselben Systems mündet, nach Chur, den Lukmanier (oder einen andern Bündner Paß) erstrebend.

Von diesen drei Alpenpässen, Simplon, St. Gotthard und Lukmanier, schien der letztere eine lange Zeit die gegründetste Hoffnung zu haben. Im größern Publikum konnte man kaum glaublich finden, daß durch die Gebirgsschlünde des Simplon und des St. Gotthard je das Riesenwerk der Ueberschienung oder Durchbohrung möglich sein würde. Der Lukmanier, in dem immer noch wenig bereisten und wenig bekannten „Lande dahinten", schien günstigere Verhältnisse zu bieten, und das ökonomisch bedrängte Unternehmen der „Vereinigten Schweizerbahnen" ließ es an Rührigkeit nicht fehlen, oft den Lukmanier zur Sprache zu bringen; es hoffte, die in Aussicht gestellte Alpenfortsetzung werde ein günstiges Licht auf das im Betrieb befindliche Werk reflektiren. Nach den Profilzeichnungen des Hrn. Forstinspektor Coaz*) wurde ersichtlich, daß — aber eben nur von den Graubündner Pässen — der Lukmanier den günstigsten Uebergang bietet, soweit es die absolute Höhe und die Neigung der beiderseitigen Abhänge betrifft.

Freilich, die „Vereinigten Schweizerbahnen" waren nicht in der Lage, das Unternehmen einer Lukmanierbahn auszuführen oder auch nur zu beginnen und ihre Rivalen hatten keine Ursache, um des ostschweizerischen Konkurrenten willen sich zu beeilen. Mittlerweile rückte jedoch der Bau des Mont Cenis rüstig vorwärts, der Brenner wurde in Angriff genommen und so mußte auch von Seite der Schweiz Etwas geschehen, wenn nicht ihre uralten Handelswege überboten werden sollten. Die beiden rentabeln Bahnsysteme, nämlich die (zürcherische) Nordostbahn und die (baslerische) Centralbahn, hatten unterdessen, ganz im Stillen, den Kredit ihrer Unternehmen fest begründet und Kräfte für weitere Anstrengungen gesammelt. Insbesondere hatte die erstere sich den Ruf eines weise verwalteten Systems erworben; sie zahlte den Aktionären 8% Dividende und erwarb zugleich die Ostwestbahnlinie Zürich—Zug—Luzern, unternahm auch den Bau einer kleinern Bahn in die Bezirke Bülach und Regensberg, so daß das reiche Zürich, welches durch die Koalition der Ostwestbahn-Schwindler hätte sollen bei Seite gestellt werden, nun der Knotenpunkt von fünf Bahnsträngen**) wurde. Unter diesen Bahnlinien war auch der Zugang zum Vierwaldstätter-See und somit zum Alpenpaß des St. Gotthard. Nun erst wurde klar, daß Zürich aus seiner bisherigen zuwartenden Stellung heraustreten und, in Verbindung mit Basel und im Verein mit der ganzen mittlern und nördlichen Schweiz, Hand an's Werk legen werde zu einer Gotthardbahn.

Nun aber, lieber Leser, nimm gefälligst eine gute Karte zur Hand! Da ist der St. Gotthard. Zu beiden Seiten, am unmittelbaren Fuße des Paßüberganges, liegen Hospenthal (und Andermatt) in einer Höhe von circa 1459 Met., sowie Airolo 1179 Met., und dazwischen das wilde Gebirge mit einer Paßerhebung von circa 2100 Met. Von den nackten, schneegestreiften Randbergen eingefaßt, bildet die Paßstücke ein kahles, ödes Felsplateau,

*) Nach dem Bundesgesetz vom 28. Juli 1852 ist das gesammte Bahnwesen der Schweiz Gegenstand beliebiger Unternehmungen der Kantone oder der Privatthätigkeit. „Das System des Staatsbaues als eidgenössisches Regale wurde in Rücksicht auf die eigenthümlichen politischen Verhältnisse der Bundeseinrichtungen, in Betracht der Abneigung gegen Staatsschulden und der Eifersucht zwischen den Kantonen und einzelnen Landestheilen verworfen." Man befolgte also hierin die Lehren der Nationalökonomie und das britische und französische Muster. Alle Bahnen sind Unternehmungen von Privatgesellschaften; nur eine ist in Folge ökonomischer Bedrängniß zur Staatsbahn geworden: Neuenstadt—Biel—Bern—Langnau, ein Bruchstück des verunglückten „Ostwestbahn"-Unternehmens. Sie wurde, als „Berner Staatsbahn", vom Kanton Bern übernommen.

**) Am Genfersee, nahe der Rhônemündung.

***) Diese Vereinigung dreier Ost- und Südost-Linien hat sich einen etwas pausbackigen Namen beigelegt (auch Union Suisse).

†) St. Gallischer Hafen, am Bodensee, an welchem Bassin nicht nur die „Schweizerische Nordostbahn", sondern auch die Staatsbahnen Baden's, Württemberg's und Bayern's auslaufen (nämlich in Romanshorn, Konstanz, Friedrichshafen und Lindau).

*) Reproducirt in Petermann's Mittheilungen 1862 (Taf. 8). Bei dieser Gelegenheit heißt es im Text (S. 9): „Aller Wahrscheinlichkeit nach wird auch die erste Eisenbahn über die Centralalpen innerhalb der Grenzen Graubündens ihren Gipfelpunkt überschreiten."

**) Die Zürich-Wallensee-Linie der Union Suisse eingerechnet.



etwa eine Stunde lang, einen wellig unebenen Thalgrund, in dessen Vertiefungen die zahlreichen Wasserrinnen sich zu kleinen Seen sammeln. Die Seelein schauen frostig drein, selbst an den schönsten Hochsommertagen; sie beherbergen keinen Fisch, kaum einige Lurche, und kaum zwei Monate zeigt sich ihr Wasser eisfrei *). So führt uns, mitten im Sommer, die große Verkehrsstraße zweier Erdtheils-Hälften durch eine nordischkalte Welt. Allein erst im langen Winter kommen all' die Unbilden, welche die Vereinigung der grönländischen mit der Gebirgsnatur mit sich bringt. Nur eine bewunderungswürdige Menschenliebe gibt die Kraft, in dieser Wüste zu wohnen. In dem Hospiz, wo ein Tessiner „Spittler" den Wirth macht und ein Kaplan den Gottesdienst besorgt, findet der ermüdete Wanderer Erquickung — unentgeltlich, wenn er arm ist **); bei schlechtem Wetter gehen muthige Männer nach beiden Seiten thalwärts, um Verirrte zu suchen. Wenn bei starkem, tagelang anhaltendem Schneefall erst noch die grausigen „Guggseten" ***) eintreten, dann bleibt eine Zeit lang alle Verbindung mit den Thalbewohnern abgeschnitten. So trat am 5. Januar 1860 furchtbares Wetter ein; die Urner Post mußte mit ihren zehn Passagieren drei Tage im Hospiz bleiben und brauchte dann sieben Stunden †), um nach Airolo zu gelangen. Im Januar 1863 blieben ††) 25 Passagiere 20 Tage lang im Hospiz eingeschneit und kamen endlich ohne ihr Gepäck in Bellinzona an.

Durch diese Wildniß kann die Eisenbahn nicht führen. Es handelt sich um eine Riesenröhre durch die Eingeweide des Berges. Es sind durch den Ingenieur Wetli, der schon am Lukmanier gearbeitet, genaue Studien für eine St. Gotthardbahn aufgenommen worden, und endlich war die Sache so weit reif, daß eine Versammlung von Deputirten aller betheiligten Kantone, sowie der Central- und der Nordostbahn-Gesellschaft angeordnet wurde. Diese Versammlung wurde in Luzern abgehalten; 17 Kantone †††) betheiligten sich daran. Der Präsident, Herr Regierungsrath Zingg von Luzern, gab u. A. folgende Daten über das vorliegende Unternehmen ††††).

*) Im Jahr 1855 lag am 28. Juli noch immer Schnee auf dem Lago grande; am 4. August war der Lucendrosee noch zu ⅔ mit Schnee und Eis bedeckt; am 17. August verschwand der letzte Schnee auf dem Platz vor dem Wirthshause (siehe „Archiv f. schweiz. Statistik", 1860, S. 121).

**) Jährlich werden 10 bis 12,000 arme Reisende gratis verpflegt.

***) Oder Gureten = Schneewirbelstürme, mit Lawinen häufig im Tremolathale (auf der Südseite).

†) Anstatt 2 bis 3.

††) Nach Zeitungsberichten.

†††) Von sämmtlichen 22.

††††) Vergleiche „Neue Zürcher Zeitung" vom 12. August 1863.

Die ganze Bergbahn von Flüelen bis Biaska ist auf die Länge von 106 Kilometer, auf eine mittlere Steigung von 18,1 ‰ und auf die Anwendung des gewöhnlichen Lokomotivbetriebs berechnet. Maximum der Steigung 26 ‰, kleinster Krümmungs-Halbmesser nicht unter 300 Met. Zur Ersteigung der Thalstufen sind an fünf Orten rückwärts gehende Linien von 1—1,6 Kilometer Länge, mit schwacher Steigung und geringer Krümmung eingeschaltet, die mit den Bahnzügen rückwärts befahren werden können. Der große Tunnel beginnt je circa 100 Met. über den Orten Göschenen und Airolo *), auf der Urner Seite 1200 Met. überm Meer und ist 15,4 Kilometer lang **). Der Tunnel ist durch zwei Schächte erreichbar, deren einer 166 Met. tief ist und von der ganzen Länge 5 Kilometer abschneidet, während der andere, 296 Met. tief, ziemlich den ganzen Tunnel in zwei Hälften theilt. Dadurch würde natürlich die Bauzeit auf ein relativ geringes Maß beschränkt ***). Auch würde die Bahn nicht in die eigentliche Alpenregion hinaufsteigen und mit deren schwierigen klimatischen Verhältnissen nicht gar zu viel zu kämpfen haben."

Immerhin geht aus diesen Daten hervor, daß die Gotthardbahn ein ungleich schwierigeres Unternehmen ist, als die energisch geförderte Tyroler Bahn über den Brenner. Diese erhält gar keinen eigentlichen Alpentunnel †), sondern führt — in 1367 Met. abs. Höhe — über den Berg, indem die beiden Thäler von Nord und Süd sich sanft gegen den Paß erheben. Die Maximalsteigung beträgt selbst auf der Nordseite nicht mehr als 25 ‰. Auch schildert man die klimatischen Verhältnisse des Brenners als äußerst günstige. Bleibenden Schnee hat er gewöhnlich nur von November bis April; auf der Paßhöhe reift noch Hafer.

In wie weit nun das Gotthard-Unternehmen gesichert sei, oder gar, wann der Bau beginnen werde, das läßt sich jetzt noch nicht sagen. Seine Gegner sind durch die Luzerner Konferenz unangenehm aufgeschreckt worden und werden ihm Schwierigkeiten machen; schon ist eine Gegenkonferenz der Lukmanier- und Simplon-Freunde angeordnet. Indessen werden auch die Gotthard-Freunde nicht müssig bleiben. E—i.

*) Eine Variante läßt den Tunnel in 1115 Met., resp. 1500 Met. beginnen (was ungefähr der absoluten Höhe von Hospenthal entspräche) und nur 9,8 Kilometer lang werden. Zwei Schächte von 268 Met. und 285 Met., unter sich 5,1 Kilometer entfernt, würden die Durchbohrung erleichtern.

**) Der „Mont Cenis"-Tunnel erreicht 1335 Met. absolute Höhe und wird 12,2 Kilometer lang.

***) Am Mont Cenis kann bekanntlich von Schächten keine Rede sein, da sich über dem Scheitel des Tunnels eine Gebirgsmasse von 1600 Met. erhebt. Maximum der Steigung bis 30 ‰.

†) Wohl aber mehrere Thaltunnels, deren längster 600 Met.

Aus allen Erdtheilen.

Verkehr der Stadt Meerane. Wie sehr der Verkehr in den letzten fünfzig Jahren gestiegen ist, läßt sich schlagend an dem Aufschwung der Stadt Meerane im Königreich Sachsen nachweisen. Meerane hat nach der letzten Zählung von 1861 13,718 Einwohner. Doch bestand hier im Jahre 1819 und ebenso in dem gewerbthätigen Glauchau noch keine Post! Die Geschäftsleute und alle übrigen Bewohner dieser Städte erhielten ihre Briefe, Gelder und Packereien wöchentlich zweimal durch einen Postboten von Gößnitz aus. Für jeden ankommenden Brief zahlte man einen Groschen, für jeden abgehenden sechs Pfennige Botenlohn. Uebrigens mußten die Absender selbstverständlich ihre abgehenden Postsachen selbst nach Gößnitz tragen oder schicken. Auf dringende Vorstellungen wurde vom Jahre 1820 an eine viermalige Fahrpost eingerichtet. Das Postgeschäft erhielt ein Bäcker nebenbei für den jährlichen Gehalt von 24 Thlr., der erst später auf wiederholtes Ansuchen auf 30 Thlr. erhöht wurde. Die Dienstmagd desselben beschäftigte sich mit dem Austragen der Briefe, da ein eigener Briefträger zu kostspielig gewesen wäre. Wie sieht es dagegen jetzt in Meerane aus? Die Fabrikation stieg immer mehr, der Handel breitete sich aus und die Bevölkerung wuchs mit dem Wohlstande von Jahr zu Jahr. Jetzt ist in Meerane ein Postamt erster Klasse und während noch im Jahre 1850 die Gesammtzahl der angekommenen Postsendungen 41,853 Stück ausmachte, betrug dieselbe im Jahre 1861 bereits die hohe Summe von 179,588 Stück. Der erste Briefträger war 1839 angestellt worden. Im November 1858 fuhr die letzte Postkutsche durch

die Stadt; seitdem ist Meeräne durch die Eisenbahn mit den gewerbthätigen Nachbarstädten verbunden. — So berichtet die „Chronik und Beschreibung der Fabrik- und Handelsstadt Meerane von Dr. J. H. Leopold."

Omnibusverkehr der Stadt Paris. Im Jahre 1861 waren in Paris im Ganzen 560 öffentliche Omnibus thätig, die zu ihrer Beförderung 6900 Pferde brauchten. Die Zahl der Personen, welche diese Omnibus innerhalb des Weichbildes der Stadt benutzten, ist die ungeheure von 76,285,538, wovon 30,319,757 auf dem Dach der Wagen saßen, die übrigen drinnen. Außerdem wurden auf den Pferdebahnen im Innern von Paris und nach Boulogne, Sevres und St. Cloud noch 2,864,041 Reisende befördert. Die Gesammtsumme der Einnahmen der Omnibusgesellschaften beträgt 16,133,218 Franken, worunter allein für Pferdedünger ein Satz von 364,687 Fr. vorkommt. Die Ausgaben betrugen 14,710,220 Fr., so daß ein Reingewinn von 1,422,998 Fr. erzielt wurde.

Bergbau in Spanien. Spanien ist sehr reich an nützlichen Metallen. Im Jahre 1858 allein wurden 7000 neue Bergwerke eröffnet, von denen im Jahre 1860 bereits gegen 2000 gewinnbringend waren. Im Jahre 1858 wurden nicht weniger als 8 neue zum Theil mächtige Kohlenlager entdeckt und zwar in Catalonien, Cordova, Cuenca, Leon, Oviedo, Valencia, Sevilla und Teruel. Bisher haben diese Bergwerke aus Mangel an Verbindungsstraßen nicht im Großen ausgebeutet werden können; seit dem vorigen Jahre sind aber zahlreiche Arbeiten im Gange, um diese mit den großen Eisenbahnlinien in unmittelbare Verbindung zu setzen. Sowohl in Hinsicht der Masse, als auch der Güte ihrer Erzeugnisse können diese Bergwerke den Wettbewerb mit den besten in Europa aushalten. Im Jahre 1858 betrug die Ausbeute an Steinkohlen: 170,900 Tonnen, an Coaks: 28,750 Tonnen und an Braunkohlen 2700 Tonnen.

Das allmälige Aussterben der irischen Sprache. Es ist eine bekannte Thatsache, daß da, wo eine von nur wenigen Menschen gesprochene, nicht sehr entwickelte Sprache, die keine bedeutende Literatur hat, mit einer großen, von vielen Millionen Menschen gesprochenen Kultursprache zusammentrifft, die erstere allmälig verschwindet. In diesem Falle befinden sich z. B. die niederdeutsche Mundart gegenüber dem Hochdeutschen und manche slavische Idiome gegenüber der deutschen Sprache. Recht auffällig ist aber das Verhältniß der englischen zur irischen Sprache. Zur Zeit des letzten Census, im Jahre 1861, sprachen von den 5,789,267 Einwohnern I r l a n d s nur noch 1,105,536 Ersisch, d. h. die ursprüngliche celtische Sprache Irlands. Von dieser Zahl hinwieder verstanden 163,275 (meist in den Binnengrafschaften, Tipperary u. a.) n u r Ersisch, die große Mehrzahl von 942,261 sprach zugleich Englisch. Von denjenigen, die blos Irisch verstehen, wohnen nicht mehr als etwa 3000 in städtischen Bezirken. Daß das celtische Idiom in Irland, wie in England (Wales) und Hochschottland, seinem Aussterben, wenn auch langsam, entgegengeht, erhellt aus dem Umstande, daß von allen Irischredenden sich nicht ein Drittel in der Generation unter zwanzig Jahren findet. Uebrigens geht mit dem Verschwinden der Landessprache die vordringende Schulbildung (wenigstens was Lesen und Schreiben betrifft) Hand in Hand, oder vielmehr ersteres ist die nothwendige Folge des letztern; denn das Englische beherrscht natürlich die Schulen. Für die g e l e h r t e Erhaltung der altirischen Sprache sorgen übrigens mehrere Gesellschaften und Zeitschriften in Irland, und ganz besonderes Verdienst darum hatte der verstorbene deutsche Gelehrte Karl Z e u ß, der Verfasser der Grammatica Celtica.

Alte Denkmäler der eingeborenen Mongolen in der transbaikalischen Provinz. Ueber dieselben machte Hr. Dawydoff, Mitglied der Petersburger geographischen Gesellschaft, umfassende Studien in dem Bezirke von Werchne Udinsk. Die in Rede stehenden Monumente sind dort unter dem russischen Namen M a i a k s bekannt, was so viel wie Markstein oder Signalthurm bezeichnet. Sehr selten findet man sie einzeln, meist in mehr oder minder zahlreichen Gruppen an den Abhängen der Berge oder in Thälern. Die Benennung Maiak kommt hauptsächlich denen zu, die aus Steinen erbaut sind, in denen sich eine viereckige Kammer ohne Decke befindet. Andere bestehen aus Erdhaufen, die oben in eine große Fläche endigen und von zusammenhaltenden Steinen gestützt werden, oder es sind abgestutzte Erdkegel, die von Steinplatten zusammengehalten werden. Die Aehnlichkeit eines solchen Denkmals mit einem Tumulus ist einleuchtend, doch erklärt sich Dawydoff dagegen, daß hier Grabhügel vorlägen. Er sagt, sie sind erstens nicht zahlreich genug, um als solche betrachtet zu werden, dann erheischen sie viel zu viel Arbeitskraft und scheinen auch nach ihren Maßverhältnissen zu etwas ganz anderem, als zu den Gräbern einiger elenden Nomaden gedient zu haben, welchen die gewöhnlichsten Gebrauchsutensilien unbekannt waren. Dawydoff ließ mehrere der Denkmäler aufgraben und fand in ihnen Menschenskelette o h n e K o p f, einzelne Knochen, sowie in anderen einzelne Schädel. Aber die Körper schienen sämmtlich im nackten Zustande unter die Steine gelegt worden zu sein; denn in ihrer Lagerstätte fand sich nicht die geringste Spur von Bekleidungsstücken irgend einer Art, kein Hausgeräth, nichts von Metall. Hierdurch kommt Dawydoff zu dem Schlusse: daß diese Monumente alte heilige Altäre waren, an denen Menschenopfer stattfanden.

Das Grab des Hafis. Die Stadt Schiras in Persien ist durch ihre Rosen und dadurch, daß sie die Vaterstadt des Dichters Hafis ist, bis weit in das civilisirte Abendland hin bekannt geworden. Wie Heinrich Brugsch im zweiten Bande seiner persischen Reise erzählt, besuchte er das Grab des weltberühmten erotischen Dichters. Am Ende der Stadt Schiras, im Angesichte des Felsenthores von Allahu-akber, befindet sich ein Friedhof, der im Viereck von einer hohen Erdmauer umgeben ist. Grabsteine aller Zeiten und aller Formen sind dort, von einem Kranze blühender Rosen umgeben, zu sehen. Linker Hand, nach dem Eingange zu, befindet sich ein Grabdenkmal, das vor allen übrigen sich auszeichnet. Es besteht aus einer mächtigen, wohlgeschliffenen, gelblichen Marmorplatte, auf welcher in erhabenen, schönen persischen Schriftzügen lange Inschriften eingemeißelt sind. Es ist das Grab des Dichterfürsten Hafis, der bereits im Jahre 1388 hier begraben ward. Sein eigentlicher Name war Schems-ed-din-Muhammed. Durch seine Lieder, deren begeisterungsvoller Schwung noch heute den Perser und uns Europäer mit unbeschreiblicher Wonne erfüllt, hat er sich die Unsterblichkeit für alle Zeiten errungen.

Die Man-gut-Grotte in Ostsibirien ward im Frühjahre 1852 von einem Russen, Herrn Juransky, aus Nertschinsk besucht. Der Bericht darüber findet sich in den Veröffentlichungen der kaiserlich russischen geographischen Gesellschaft für 1859 mitgetheilt. An der mongolischen Grenze fand Juransky bei dem Posten Man-gut sibirische Kosaken, von denen er zwei Führer erhielt, die ihn über den Ononfluß nach dem berühmten Granitfelsen von Man-gut führten. Die Gesammthöhe des Felsens beträgt 18 Saschenen. Der Eingang zur Grotte liegt auf der nördlichen Seite und über demselben befindet sich in der Höhe von 1 Saschene und 8 Warschock ein glatter, wie polirter Stein, der mit schrägliegenden Schriftzügen bedeckt ist. Dieser „beschriebene Stein", wie er in der Umgegend genannt wird, besteht aus grobkörnigem Granit und ist 1 Saschene lang und 2 Arschinen hoch; die anderen ihn umgebenden Felsblöcke sind zersprengt und zerrissen oder mit Flechten und Moos bedeckt. Die Vorderseite des erwähnten Steines trägt eine elfzeilige Inschrift in alten mongolischen Charakteren (oder Tangut-Vierecken); auf der Rückseite findet man siebenundzwanzig Zeilen alte uigurische Schrift; etwas höher sind noch drei minder gut erhaltene Zeilen angebracht. Zwischen den tangutischen und uigurischen Zeichen ist eine Zeile alte Sanskritschrift und etwas mehr unten bemerkt man die unleserlichen Spuren einer chinesischen Inschrift. Zuletzt sieht man etwa anderthalb Arschinen von der Seite des Steines noch eine Zeile alter Sanskritschrift, die unter dem Namen Lantzer bekannt ist und von den Buddhisten als heilig betrachtet wird. Sie ist augenscheinlich mit Zinnoberölfarbe geschrieben und sehr wohl erhalten.

Beim Eintritt in die Grotte gewahrt man zuerst die Bilder buddhistischer Gottheiten und allegorische Figuren, die durch einen tibetanischen Text erklärt werden, alles sehr grob auf Seidenvorhänge gemalt, die im Winkel von einem Stock herabhängen. Die Gemälde stammen aus neuerer Zeit, doch kann man sie kaum noch unterscheiden, so sehr sind sie von Vögeln beschmutzt, die in den Spalten des Felsens ihre Nester gebaut haben; durch die Anwesenheit der Menschen ließen sie sich nicht stören und zwitscherten ruhig weiter. Als in früheren Zeiten noch das Argali das sibirische Daurien bewohnte, soll es häufig vorgekommen sein, daß die Thiere sich vor den Jägern oder den brennenden Sonnenstrahlen in die Höhle flüchteten.

Die Man-gut-Grotte, welche von den Umwohnenden Puketuja genannt wird, ist 24 Fuß engl. tief, 14 Fuß breit und 5 Fuß hoch; die Wölbung ist unregelmäßig, der Boden uneben und die Wände bieten nichts besonders Bemerkenswerthes.

Heidnisches aus Böhmen. In den Mittheilungen des ungemein rührigen und nun bereits 1900 Mitglieder zählenden Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen, Jahrgang II, Nr. 1, finden wir einen interessanten Aufsatz des rühmlich bekannten Professors Grohmann über verschiedene noch bestehende heidnische Gebräuche und Sagen in Böhmen. Insbesondere sind hierbei die Wechselwirkungen zwischen deutscher und slawischer Sage und heidnischer Religion von Belang. Zur Zeit der Winter-Sonnenwende hielt nach dem Glauben der alten Deutschen die Göttin Freja ihren segnenden Umzug durchs Land. In dieser heiligen Zeit durfte nicht gesponnen werden, sonst strafte die Göttin. Bei den Deutschen im Erzgebirge heißt die Göttin Helda, hat also denselben Namen wie in Thüringen und Hessen, ein neuer Beweis, daß das Erzgebirge von jenen Gegenden aus bevölkert wurde. Auch östlich von der Elbe läßt sich Frau Holle nachweisen, nur heißt sie dort (z. B. in Albersdorf) Frau Hille.

Mit Frau Holle eins ist die Perahta (alte Form für Bertha), die noch heute bei den Tschechen als Parychta vorkommt. Es folgt daraus, daß die altdeutsche Form bei jenen Slawen noch im Gebrauch ist, daß auch schon vor dem Jahre 1000 eine so innige Verbindung deutschen und slawischen Volkslebens in Böhmen und Mähren vorhanden war, daß die Slawen, damals noch zum großen Theile Heiden, die Gestalten des deutschen Volksglaubens in sich aufnahmen und in späteren Jahrhunderten mit einer Zähigkeit festhielten, als ob sie ihr ursprüngliches Eigenthum gewesen wären.

Argentinische Mittagsmahlzeit. In Grashoff's Manuskript seiner Reisen durch Südamerika finden wir folgende Schilderung einer Mittagsmahlzeit in Catamarca. Zuerst trägt man eine Fleischbrühe, la sopa oder el caldo, in großen Obertassen auf, die aus Hühnern bereitet ist. Es folgt eine zweite Bouillon, el puchero, aus Hammel- oder Rindfleisch, in welcher Kohl, Kartoffeln, eine Art Kürbis (zapallo), Piment und andere Gewürze schwimmen. Nun kommen Tomatos oder Liebesäpfel, Bohnen in Fett schwimmend und verschiedenartig zubereitete Eier. Dann Pasteten mit Fleisch, Eiern und Zwiebeln gefüllt. Es ist Sitte, daß viele Gerichte zu gleicher Zeit aufgetragen werden müssen, auch ist der Geschmack vieler ein und derselbe. Hühner, Tauben und Truthühner (pavo), sowie der Asado oder Spießbraten sind schlecht bereitet und keineswegs für den Gaumen eines Feinschmeckers berechnet. Die Fleischbrühe ist dagegen durchgängig wohlschmeckend und kräftig. Da die Südamerikaner große Freunde von Süßigkeiten sind, so beschließt das Dulce, welches aus eingemachten Früchten oder reinem Honigseim besteht, allemal die Tafel. Die vielen verdorbenen Magen und schlechten Zähne, die bei älteren und jüngeren Damen häufig gefunden werden, ist Grashoff geneigt, der übertriebenen Leckerei von Süßigkeiten zuzuschreiben. Das Brod der Catamarqueños ist weiß und von angenehmem Geschmacke; seine Form, in der es gebacken wird, gleicht den Pfaffenmützen. Als Getränke dienen bei der Mahlzeit, außer etwas Wein, frischgemolkene Milch, die der gekochten vorgezogen wird, ein säuerlich süßes Getränk, das man aus der Schotenfrucht des Algarrobebaumes durch Gährung gewinnt.

Ueber die deutschen Kolonien bei Tiflis gibt Freiherr von Harthausen folgende Auskunft: Im Jahre 1818 wanderte eine große Anzahl Schwaben aus Würtemberg aus, weil sie sich im Vaterlande in ihren religiösen Anschauungen und Rechten tief verletzt glaubten. Das russische Gouvernement wies ihnen Grundstücke in der Gegend von Odessa an, allein sie wollten dort kein rechtes Gedeihen gewinnen und auf ihren Antrag wurden sie nun größtentheils in die transkaukasische Provinz übersiedelt. Auch hier hatten sie in den ersten Jahren mit vielen Drangsalen zu kämpfen, durch Fleiß und Ausdauer wurden aber viele Kolonisten reich.

Dann riß bei ihnen eine religiöse Seuche ein; sie glaubten, das Ende der Welt sei gekommen und wollten unter Anführung einer Prophetin nach Jerusalem auswandern. Dem widersetzte sich aber die russische Regierung und zwang die Leute zu bleiben.

Die deutschen Kolonien bei Tiflis sind sehr blühend; sie sind für die europäisch lebende Bevölkerung von Tiflis, das russische Militär und die russischen Beamten wichtig, fast unentbehrlich. Die ganze Gartenkultur ist in ihren Händen, sie ziehen und liefern alle Gemüse, das meiste Obst, sowie fast alles Geflügel. Ihre Grundstücke sind durch Bewässerungswerke genügend mit Wasser versehen.

Nicht selten gehen einige von den Kolonisten nach Persien, des Handels und mancher Spekulationen halber; sie sind dort sehr gerne gesehen, besonders bei den Großen, ihrer Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit halber. In einem Perserkriege in den vierziger Jahren drang ein persisches Corps bis zur deutschen Kolonie Helenendorf vor und diese ward vom ersten Schwarm geplündert. Allein der persische Obergeneral hatte kaum vernommen, daß es ein deutsches Dorf sei, so ließ er den Leuten Alles zurückgeben und ließ ihnen verkünden, sie möchten nach Persien kommen, wo sie Grund und Boden haben sollten, so viel sie möchten. — Bisher haben die deutschen Kolonien wenig Einfluß auf den Fortschritt der Kultur bei den umwohnenden Grusiern und Tataren geäußert; die Grusier sind indolent, die Tataren stehen als Mohammedaner zu fern.

So schildert Freiherr von Harthausen diese Kolonisten im Jahre 1841. Fast zwanzig Jahre später, 1861, besuchte sie Heinrich Brugsch. Die kräftigen Hausväter mit ihren deutschen Zügen und ihrer nationalen altdeutschen Tracht saßen, aus langen Pfeifen rauchend, unter den schattigen Bäumen vor den Thüren ihrer sauberen Gehöfte. Brugsch wäre gern bei ihnen eingetreten, aber der bekannte Haß dieser Kolonisten gegen ihre deutschen Landsleute hielt ihn davon ab. Obgleich sie Lutheraner sind, fällt ihr Kalender doch mit dem russischen zusammen und sie feiern nicht nur Ostern, sondern auch die übrigen Feste des christlichen Jahres nach dem Kalender ihres neuen russischen Herrn.

Chile. In dieser Republik, die unter allen ehemals spanischen Kolonien die am wenigsten mit Indianer- und Negerblut gemischte Bevölkerung hat, und wo das weiße Element ganz überwiegend vorwaltet, ist wachsender Fortschritt. Man hat jetzt die Strecke von Chillan bis Talcahuano vermessen, und der Bau einer Eisenbahn wird in Angriff genommen. Eine zweite soll von der Centralbahn abzweigen und bis an die andere geführt werden. — Die Kohlengruben im Süden des Landes ergeben eine wachsende Ausbeute; eben so die Guanogruben von Mejillones.

Im Hafen von Valparaiso sind 1862 eingelaufen: 1037 Schiffe; ausgelaufen 1038; die Zahl der mit Dampf- und Segelschiffen angekommenen Passagiere beträgt 10,257.

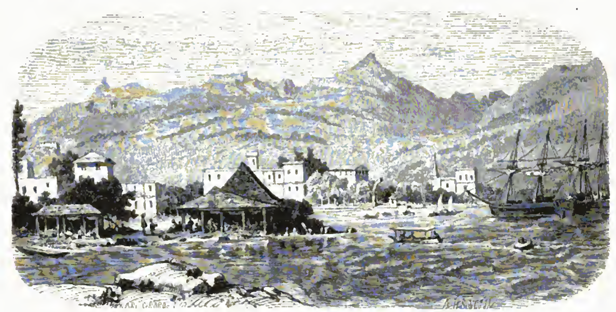
Die Abstammung der Hauskatze. Von dem bekannten Afrika-Reisenden, dem jetzigen Director des Hamburger zoologischen Gartens, Dr. A. Brehm, brachte der Globus vor einiger Zeit Nachrichten über dessen Reise nach Mensa. Brehm hat nun soeben die wissenschaftlichen „Ergebnisse meiner Reise nach Habesch" herausgegeben, in welchem das von ihm beobachtete Thierleben an der Nordostküste Abyssiniens und in Mensa behandelt wird. — Ueber die Abstammung unserer Hauskatze war man bekanntlich bisher im Unklaren; daß sie von unserer heimischen wilden Katze nicht abstamme, war ausgemacht. Erst in neuerer Zeit nahm man an, daß die in Nubien heimische felis maniculata Rüppels als Stammmutter anzusehen sei. Dieser Ansicht pflichtet auch Brehm bei. Er sagt darüber in dem erwähnten Werke: Die Hauskatze Abyssiniens und Sudahns gibt sich so recht eigentlich als Nachkomme der kleinpfötigen Wildkatze, felis maniculata, zu erkennen. Sie zeigt nicht nur eine ganz ähnliche Färbung, wie ihre wilde Stammmutter, sondern auch dieselbe Schlankheit und Schmächtigkeit, ich möchte sagen, Armseligkeit, welche diese vor ihren Verwandten auszeichnet. Allerdings hat sie nicht dasselbe Loos wie unsere Hauskatze. Ihre Herrschaft bekümmert sich kaum um sie und überläßt es ihr selbst, sich zu ernähren, so gut sie kann. Diese Vernachlässigung dürfte aber schwerlich als der Grund ihres erbärmlichen Aussehens anzunehmen sein, denn an Nahrung fehlt es einem Raubthiere in jenen Breiten zu keiner Zeit des Jahres. Für mich unterliegt es keinem Zweifel, daß die Katze Nord- und Mittelafrika's nur deshalb so schmächtig erscheint, weil sie am treusten die ursprüngliche Gestalt sich erhalten hat, d. h. am wenigsten den Einflüssen der Züchtung unterworfen gewesen ist. Sie hat sich ihre Freiheit in ungleich höherem Maße zu bewahren gewußt, als unsere Katze; sie scheint in ihrem Herren eben nur ihren Hauswirth zu erblicken. Niemals sieht man einen Sudahnesen, Abyssinier oder Araber mit der Katze spielen, niemals sie hätscheln und liebkosen; die Leute bekümmern sich kaum um sie und halten sie einzig und allein ihres Nutzens, nicht ihrer Anmuth wegen. Die gewöhnliche Färbung der innerafrikanischen Hauskatze kommt, wie bemerkt, der ihrer wahrscheinlichen Stammmutter am nächsten; doch gibt es auch hier schon ausgeartete, nämlich einfarbig weiße oder schwarze, rothgelbe und sogenannte dreifarbige Hauskatzen. Allein alle diese Ausartungen finden sich ungleich seltener als bei uns zu Lande.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Die maskarenischen Inseln Mauritius und Réunion im Indischen Ocean*).

Erster Artikel.

Die Inseln im indischen Ocean. — Gegensatz zum Stillen Weltmeer. — Die Maskarenen. — Mauritius. — Landschaftliche Eindrücke. — Die Hauptstadt Port Louis. — Handelstreiben. — Der botanische Garten. — Cascade de la Savane. — Ein Ausflug nach dem Grand Bassin. — Die Wilhelms-Ebene. — Zuckerrohr und Plantagen. — Der Borer und das Unkraut Calli. — Der Charakter von Port Louis und die buntscheckige Bevölkerung: Creolen, Chinesen, Parsis, Malgaschen, Malayen, Neger. — Die Malabaren als Plantagenarbeiter. — Gesetze über Kuli-Einwanderung.



Port Louis auf Mauritius. (Nach einer Originalzeichnung.)

Der weite Meeresraum zwischen den westlichen Küsten Ostindiens und Australiens und den lang hingestreckten Gestaden Ostafrika's erscheint nur spärlich mit Inseln besäet und bildet in dieser Beziehung einen auffallenden Gegensatz zum stillen Ocean. In diesem liegen die Eilandsfluren zu beiden Seiten des Erdgleichers in großer Fülle zumeist in geringer Entfernung von einander; im indischen Meere dagegen tritt das insularische Element nur sehr zerstreut auf; es fehlt hier ein eigentlicher Archipelagus und die wenigen vereinzelten Gruppen sind klein, auch zumeist nur im Süden des Aequators vorhanden. Dort finden wir die Seychellen, eine Haselung von etwa anderthalb Dutzend kleinen, mit Korallenriffen umzogenen Graniteinseln; südwestlich von ihnen die elf unbewohnten Amiranten, welche von Schildkrötenfängern besucht werden; nach Süden hin eine Anzahl kleiner Koralleneilande und die Granitinsel Rodriguez; sodann am Nordeingange des Kanals von Mosambik die vulkanischen Comoro-Inseln.

Daneben aber zieht sich, lang hingedehnt, nur 40 Meilen von der afrikanischen Küste entfernt, Madagaskar, diese „Perle des indischen Weltmeeres", reich an tropischen Produkten aller Art, und östlich von ihr, gleichsam als Vorposten, liegen die beiden „Zuckerinseln" Mauritius und Réunion. Als im Jahre 1505 der Portugiese Mascarenhas, nach welchem die Gruppe benannt wird, an den Küsten landete, war das Land nicht von Menschen bewohnt, wohl aber vom Dodo oder Dronte, jenem Riesenvogel, der nun längst verschwunden, und von welchem nichts übrig geblieben ist, als einige Knochen, die sich in einem holländischen Museum befinden. Es erscheint seltsam genug, daß beide Eilande unbevölkert waren, obwohl Madagaskar so nahe liegt und arabische Seefahrer Jahrhunderte lang den

*) Travels in Eastern Africa, by Lyons Mc Leod, London 1860, Bd. 2, S. 144 ff. — Ludwig Schmarda's Reise um die Erde in den Jahren 1853 bis 1857, Braunschweig 1861, Bd. 2, S. 11 ff. — Revue maritime et coloniale, Januar 1863, S. 29 ff. Sodann dieselbe in den Lieferungen vom März und Mai 1863. — Reise nach den maskarenischen oder französisch-afrikanischen Inseln Isle de France und Bourbon, von Bory de St. Vincent. Aus dem Französischen, Weimar 1805, S. 86 ff. — Séjour à l'île Maurice, par Alfred Erny, in le Tour du Monde Nr. 164 und 165. — Voyage à l'île de la Réunion, par L. Simonin, in le Tour du Monde Nr. 141 und 142.

südwestlichen Theil des indischen Oceans durchkreuzt haben. Die Portugiesen ließen beide Eilande unbeachtet; sie hatten in Indien, Ostafrika, im malayischen Archipelagus und in Brasilien überseeische Besitzungen genug. Ein Gleiches gilt von den Holländern, welche das nach dem Prinzen Moritz, Mauritius, von Nassau-Oranien benannte Eiland 1598 zu besiedeln anfingen, dasselbe jedoch 1712 freiwillig aufgaben, um ihre Kräfte mehr am Vorgebirge der guten Hoffnung und im indischen Archipelagus zu concentriren.

Aber den Franzosen, welche einst große Pläne auf Indien verfolgten, war die vortreffliche Welt- und Handelslage dieser Inseln nicht entgangen; sie nahmen 1721 Mauritius in Besitz und nannten dasselbe Isle de France. Bis 1810 blieb die Insel in ihrem Besitze, wurde dann von den Engländern besetzt und im Frieden von 1814 an diese abgetreten. Sie stellten den alten Namen wieder her. Das heutige Réunion, welches den Franzosen noch jetzt gehört, wird seit 1649 als ihr Eigenthum betrachtet. Man nannte es damals Bourbon, später eine Zeitlang Napoléon.

Beide Maskarenen sind in mehr als einer Beziehung von Wichtigkeit: sie liefern eine große Menge Zuckers in den Welthandel. Auf der einen waltet das französische Element vor, auf der andern geräth dasselbe ins Gedränge gegenüber dem englischen und wird durch die größere Ausdauer und Zähigkeit des letztern mehr und mehr verdrängt. Sodann ist in volkswirthschaftlicher Beziehung ein großes „philanthropisches“ Experiment gemacht worden; man hat die Neger emancipirt und dann jene Folgen geerntet, welche von unbefangenen Leuten mit Bestimmtheit vorausgesagt wurden.

Die Inseln stehen gegenwärtig in regelmäßiger Verbindung mit Europa und man erreicht sie über Alexandrien, Suez, Aden und Port Mahe auf den Seychellen durchschnittlich nach einer Reise von 26 bis 28 Tagen. Der Waarenverkehr freilich sieht sich noch immer auf die alte Straße um das Vorgebirge der guten Hoffnung angewiesen. Mauritius, das einige gute Häfen besitzt, hebt sich viel rascher als Réunion, das nur unsichere Rheden hat und wo die Franzosen gegenwärtig mit großen Kosten ein paar künstliche Häfen zu schaffen bemüht sind.

Ein Reisender aus Nordeuropa, welcher in Sicht von Mauritius kommt und in Port Louis ans Land steigt, ist erstaunt und entzückt über die üppige Fülle tropischen Pflanzenlebens und über das ungemein bunte Treiben der Menschen, welches seinem Auge sich darbietet. Auf einen schmalen Streifen sandigen Ufers folgt eine grüne Gestadefläche; aus reizenden Gärten und Pflanzungen blicken die rothen Dächer hervor. Strandbatterien und ein hochliegendes Fort beherrschen den von großen Seeschiffen und vielen kleinen Fahrzeugen belebten Hafen. Hinter der Stadt thürmt sich das Gebirge seltsam gestaltet empor. Man sieht den Pouce, den Signalthurm und den Pieter Boot, denn das ist die richtige Bezeichnung für den Berg, welcher in dieser Kette als der höchste dasteht. Auf seinem Gipfel steigt ein großer, unzugänglicher Fels empor, der einigermaßen einem Menschenkörper gleicht und auf dem Meere schon aus weiter Entfernung sichtbar ist. Er gilt den Schiffern als Landmarke und eine Art von Wahrzeichen, mehr als der eigentliche Hafensignal-Berg.

Port Louis zählt jetzt zwischen 30 und 40,000 Einwohner und hat breite, zum Theil schöne, mit Schwarzholzmimosen, Benzoëbäumen und theilweise auch mit Palmen bepflanzte Straßen. Die Häuser haben zumeist nur ein Erdgeschoß, andere nur ein Stockwerk, aber manche sind äußerst bequem eingerichtet und den klimatischen Verhältnissen angepaßt. Bei den wohlhabenden Leuten fehlt eine Veranda nicht und das Haus steht in einem Garten. Die Fensteröffnungen werden nur zur Hälfte mit Glasscheiben versehen, um das Licht durchzulassen; die andere Hälfte hat bewegliche Jalousien, welche der Luft freien Eingang oder Durchzug gestatten. Man gebraucht stets die Vorsicht, den Fußboden etwa eine Elle über den Hausgrund zu legen und hält auf diese Art das Eindringen der Feuchtigkeit ab.

Kein Reisender versäumt, den botanischen Garten zu besuchen, welcher etwa sieben Miles von der Stadt in der Nähe des durch Bernardin de Saint Pierre's Paul und Virginie so bekannt gewordenen Pampelmouse liegt. Schmarda bemerkt, daß er gar kein botanischer Garten in dem Sinne sei, welchen wir in Europa mit dem Worte verbinden, wohl aber eine prachtvolle Wildniß. Ursprünglich war eine große Fläche in französischem Styl durch rechtwinklige Gänge in Vierecke getheilt worden und mehrere derselben sind mit Zimmtbäumen eingefaßt. Aber gegenwärtig ist Alles ein Durcheinander von hohen Bäumen, die dort ursprünglich gewachsen oder aus irgend einem Grunde, z. B. wegen ihres ökonomischen Nutzens, ihrer hübschen Gestalt, oder aus wissenschaftlichem Bedürfniß angepflanzt sind. Namentlich findet man eine Fülle von Palmen aller Zonen, auch die schöne Lodoicea Sechellarum, welche wir im Globus eingehend geschildert haben (Bd. III, S. 150). Prachtvoller Bambus überwuchert die niedrigen Pflanzen. Der Garten, welcher durch die Fülle und Schönheit seines Baumschlags unerreicht ist, hat auch Wasser in Menge. In der Nähe befindet sich das fingirte Grab von Paul und Virginie; diese beiden Hauptpersonen des schönen Romans sind an einer ganz andern Stelle beerdigt.

Eine Wanderung durch diese gebirgige Insel, die einen Flächenraum von etwa 32 deutschen Geviertmeilen einnimmt, ist in jeder Hinsicht belohnend. Gleich am Fuße des Signalberges findet man einen langen Baumgang von Filao, welchen man als die Trauerweide der Kolonie bezeichnet hat. Sie führt zum Gottesacker, auf dem (wie zu Cincinnati und in anderen Städten des „freien“ Yankeelandes) die schwarzen Leichen von den Weißen durch eine Mauer getrennt worden sind. In manchen Gegenden wachsen Kokospalmen, die reichen Ertrag geben, und den Charakter des Pflanzenwuchses am Tamarindenflusse hat man mit dem nilotischen verglichen.

Mauritius bietet eine große Mannigfaltigkeit landschaftlicher Scenen dar. Die Insel ist vulkanischen Ursprungs; von den Bergen strömen Bäche in Menge herab, welche zum Theil prachtvolle Kaskaden und Wasserfälle bilden und die Thäler und Ebenen befruchten. Keiner von den vielen, zum Theil sehr eigenthümlich gestalteten Bergen übersteigt die Höhe von 2700 Fuß; die meisten sind kegelförmig. In der Configuration der Insel ist eigentlich gar keine Regelmäßigkeit; das Ganze erscheint gleich einem wirren Durcheinander.

Wir wollen den Reisenden Alfred Erny begleiten. Er unternahm von dem kleinen Orte Port Souillac aus einen Ausflug in's Innere. Dieser Hafen liegt in der Mitte der Südküste, im Bezirk Savane, ist sicher, hat aber eine gefährliche Einfahrt. Unweit von Souillac zeigt man den Fremden eine Naturmerkwürdigkeit, die Cascade de la Savane. Man denke sich eine schwarze Basaltmauer, welche durchweg aus regelmäßigen geometrischen Prismen besteht, die von Menschenhand behauen zu sein scheinen, so glatt und geordnet erscheinen sie. Das herabfallende Wasser bricht sich an diesem Gestein, bahnt sich aber einen Weg und fällt schäumend in ein rings umschlossenes Becken hinab, welches an manchen Stellen mit Teichrosen bedeckt und mit Bananenpflanzen umsäumt ist.

Sehr lohnend erscheint ein Ausflug nach dem Grand

Bassin, das nördlich von Sonillac landeinwärts liegt. Man geht zunächst nach dem Dorfe Combo, nimmt dort ein gutes Maulthier und reitet über das Bois See, eine traurige Gegend, in welcher verdorrte und umgefallene Baumstämme in unzählbarer Menge zu sehen sind. Weiterhin folgt grüner Wald, von welchem eben eine Strecke urbar gemacht wurde. Malabarische Arbeiter hieben die Stämme ab und verbrannten sie nachher sammt den Wurzeln; die Asche dient als Dünger, und man pflanzt Zucker in den auf solche Weise befruchteten Boden. Erny machte die Bemerkung, daß überall, wo auf Mauritius Durchhaue in den Wäldern vorhanden sind, die Umgegend solcher Lichtungen von den Orkanen weit mehr zu leiden hat, als die übrigen Waldestheile, und das erklärt sich leicht. Die Bäume erheben sich im Walde sehr nahe bei einander, streben in die Höhe, um Licht und Luft zu gewinnen und sind durch Schlingpflanzen, auf welche der Wind keine Gewalt ausübt, gleichsam zu einer festen Masse verbunden. Sie stehen geschlossen da wie eine Phalanx; sobald man aber eine Lücke hinein macht, bricht der wilde Orkan in diese hinein und übt seine Werke der Zerstörung aus.

Zu beiden Seiten eines engen Pfades stand verwilderter Tabak in großer Menge. Nicht ohne Ueberraschung sieht man in diesen Wäldern auf Mauritius natürliche Pfropfungen in großer Menge. Eine schwächere Pflanze kommt durch Zufall mit den Zweigen einer stärkern Art in Berührung, schlägt in denselben Wurzeln, wächst weiter und erscheint nun als ein Bestandtheil dieser andern Pflanze; eine Mimose z. B. auf einem Zimmtbaume, ähnlich wie bei uns in Europa die Mistel.

Weiter aufwärts beginnen die baumartigen Farrn, welche eine wahre Zierde der Landschaft bilden. Ein Blick abwärts zeigt eine malerische aber äußerst wilde Landschaft. Nach einer halben Stunde ist man auf einer ausgedehnten Hochebene und am Grand Bassin. Dieses Becken bildet auf dem höchsten Punkte des Plateau's der Insel, mehr als 2000 Fuß über der Meeresfläche, einen kleinen See. An demselben steigt ein Hügel empor, auf welchem die englische Flagge weht. Das Wasser ist rings von großen Bäumen umgeben; etwa in der Mitte liegt eine kleine Insel, und am Rande ist die Hütte eines schwarzen Aufsehers. Wasservögel besuchen das große Becken nicht; außer Goldfischen findet man nur Aale von gewaltiger Größe, und im Land erzählt man, daß schon mehr als einmal badende Menschen von ihnen aufgefressen worden seien. Aber allerlei Wild und lärmende Affen sind in der Umgegend in großer Menge vorhanden.

Von diesem großen Becken strömen nach allen Richtungen Gewässer ab, welche weit und breit dem Lande Feuchtigkeit spenden. Der See soll an manchen Stellen bis zu 60 Fuß Tiefe haben und an andern „unergründlich" sein. Der Umfang dieses alten Kraters beträgt etwa ein Viertel Lieue, und die ganze Ufergegend besteht aus Lava. Er ist zu allen Jahreszeiten mit Wasser gefüllt.

Nördlich vom Großen Becken dehnt sich ein Hochplateau aus, das den Bezirk der Wilhelms-Ebene bildet. Diese ist ungemein fruchtbar, hat eine milde Temperatur und die reichen Bewohner von Port Louis besitzen dort zum Theil ungemein hübsche und stattliche Landhäuser, in denen sie während der vier heißen Monate vom December bis März Sommerfrische halten. Von dort aus besuchen sie gelegentlich die Zuckerplantagen.

Wir haben weiter oben die Mascarenen als Zuckerinseln bezeichnet, und das sind sie in der That; Zucker bildet das Haupterzeugniß, um welches sich Alles dreht. Die Holländer brachten das süße Rohr aus Java nach Mauritius, wo dasselbe vortrefflich gedieh. Im Jahre 1860 waren auf der Insel 127,056 Acres unter Anbau und von diesen 118,284 Acres mit Zuckerrohr bepflanzt.

Inmitten einer Zuckerplantage sieht man allemal ein großes Gebäude mit Bogengängen und einem blechernen, gewöhnlich mit rother Oelfarbe angestrichenen Dache. In demselben befinden sich die Mühlen, Maschinen, Oefen ꝛc. zur Bereitung des Zuckers. Der Pflanzer wohnt mit seiner Familie in einem besondern Gartenhause. In einiger Entfernung stehen mehrere Reihen von strohgedeckten Hütten, welche man als Camp bezeichnet; in denselben hausen die Arbeiter. Der Neger ist ein unverbesserlicher Faullenzer, aber auch der Indier entzieht sich gern der Arbeit; doch ist er bei weitem nicht so träg als der Neger.

Der Pflanzer ist zugleich Fabrikant; er bereitet aus dem Safte des Rohres den Zucker. Im Juli wird dasselbe reif; die Arbeiter schneiden es über der Wurzel ab, beladen damit die überall bereit stehenden Karren, und so gelangt es in die Zuckermühle. Auf eine Beschreibung des Verfahrens gehen wir hier nicht ein, weil wir gelegentlich eine westindische Zuckerpflanzung zu schildern gedenken und bemerken nur, daß die Ernde auf Mauritius bis in die zweite Hälfte des Decembermonats zu dauern pflegt.

Eine Zuckerpflanzung erfordert große Aufmerksamkeit, besonders wenn junge Schößlinge dem Boden anvertraut worden sind. Diese haben einen äußerst gefährlichen Feind an dem Borer, einem Insekt, welches entsetzliche Verwüstungen anrichtet. Es ist aus Ceylon gekommen, wo man seinetwegen den Anbau des Zuckers hat aufgeben müssen. Mauritius zittert vor diesem kleinen Thiere. Das Insekt durchbohrt das Rohr der ganzen Länge nach, und das wässerige Fleisch desselben wird dann holzig und unbrauchbar. Dadurch gehen jährlich Millionen verloren. Man hat insektenfressende Vögel aus der Fremde eingeführt, und unsere Staare und Sperlinge würden, falls sie auf Mauritius zu finden wären, tapfer unter dem Borer aufräumen; inzwischen muß man sich begnügen, ihrer so viel als thunlich durch die indischen Arbeiter vernichten zu lassen. Sie überwachen das junge Rohr und suchen das Insekt und dessen Eier auf. Einige Bezirke, z. B. die Pamplemousses im Norden, haben sehr viel vom Borer gelitten, mehr als die im Süden, wo freilich der Schaden auch beträchtlich gewesen ist. Eine andere Plage im Norden ist das Cailli, ein Unkraut, welches vor etwa zwanzig Jahren zuerst auftrat und seitdem zu einer wahren Pest geworden ist. Man weiß nicht, auf welche Weise es nach Mauritius gebracht wurde. Es wuchert ganz entsetzlich um sich und thut den Zuckerplantagen großen Schaden.

Wir wenden uns wieder nach der Hauptstadt Port Louis, die einen interessanten Anblick gewährt. Die weißen Creolen haben nicht die Energie der eingewanderten Europäer, welche wenigstens eine Reihe von Jahren mehr Zähigkeit bewahren, dann aber auch die Einwirkungen des Klima's empfinden. Mauritius ist gesund, aber das Klima ist eben tropisch. Noch heute besteht die Mehrzahl der Weißen aus Creolen französischer Abstammung, und sie sind sehr mißvergnügt über die Engländer, weil sie von diesen überflügelt werden. Sie halten sich für gedrückt, und doch haben sie unbedingt gleiche Rechte mit allen anderen und werden von der Regierung mit der größten Rücksicht behandelt. Ein unbefangener Beobachter, unser Landsmann Schmarda, der als Augenzeuge spricht, bemerkt Folgendes:

„Der französische Creole kann bei seiner größern Unwissenheit, bei seinem Mangel an Energie, bei Leichtsinn, Sucht nach Vergnügungen und Neigung zum Aufwand bis zur Verschwendung, die Concurrenz der Engländer nicht

aushalten. Er muß sich reformiren oder wird allmälig verarmen, und nach der Meinung der mit den Verhältnissen Vertrauten ist die Zeit nicht fern, wo es auf Mauritius nur noch ein französisches Proletariat geben wird. Denselben germanischen Völker, der Transfusionsprozeß der Nationalität ein mehr natürlicher und daher auch leichterer ist."

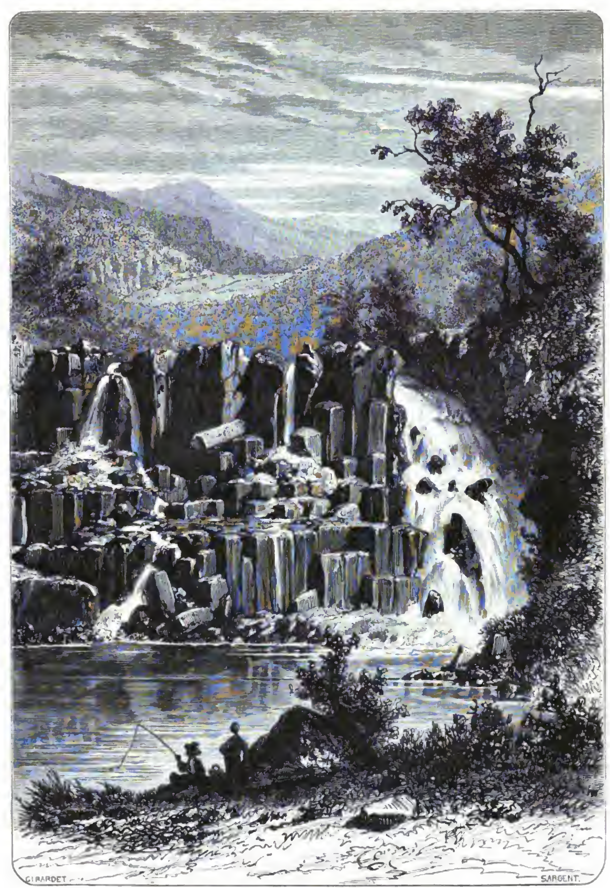
Auch Alfred Erny gesteht ein, daß die französischen Creolen an Charakterenergie weit hinter den Nordeuropäern



Der Pieter Boot auf der Insel Mauritius. (Nach einer Originalzeichnung.)

Einfluß der unwiderstehlichen Amalgamation, welchen die herrschende lebenskräftige Rasse naturgemäß auf die übrigen ausübt, werden auch die Reste der holländischen Ansiedler auf der südöstlichen Seite der Insel nicht widerstehen können. Doch werden die Folgen wahrscheinlich minder bedenklich sein, da, bei der Analogie im Charakter aller

zurückstehen. Allgemein wirft man ihnen Trägheit vor. Der Franzose sucht aber seine Stammesgenossen damit zu entschuldigen, daß sie unter einem heißen, entnervenden Klima leben. Uebrigens herrscht in Port Louis ein reges Handelstreiben, besonders auf dem Regierungsplatz, in der Rue royale und auf den Quais; dort findet man am Tage



Cascade de la Savane auf Mauritius. (Nach einer Originalzeichnung.)

keine Müssiggänger. Die Stadt besitzt ein Theater. Die Engländer haben Sauberkeit erzwungen, auch halten sie Pferderennen ab.

Betrachten wir uns das buntschäckige Gewühl. In der dunkelfarbigen Menschenmenge fällt uns zunächst der Chinese auf. Man führte anfangs weizengelbe Söhne des himmlischen Reiches ein, um sie als Arbeiter auf den Zuckerplantagen zu verwenden; aber sie zogen das Handeln und Schachern vor und gediehen dabei vortrefflich. Sie halten Buden für den Kleinverkauf, sind Wagenverleiher, treiben Handwerke, und an jeder Straßenecke findet man einen chinesischen Spezereiladen. Der „Himmlische" geht mit seinem großen Sonnenschirm, hat einen ledernen Geldbeutel in der Hand und findet sich überall ein, wo eine Versteigerung abgehalten wird, oder wo es etwas zu handeln gibt. Es würde selbst unseren europäischen Juden oder den Tataren schwer fallen, im Kleinhandel mit ihnen zu concurriren.

An der eigenthümlichen Gestalt der Kopfbedeckung erkennen wir sogleich den Parsi. Er ist aus Bombay oder Surat in Indien herbeigekommen und treibt nur Großhandel. An ihm vorüber geht ein dunkelfarbiger Mann mit schlichtem, wie Seide glänzendem Haar; er ist ein Malgasche. Sein Gesichtswinkel ist beinahe so gerade wie bei einem Europäer; nicht selten hat ein solcher Mann aus Madagaskar eine Art von Adlernase, die nicht gedrückt ist wie jene des Kaffern; zwar seine Lippen sind aufgeworfen, aber es ist Verhältniß und Feinheit darin. Der Blick ist eindringend und etwas wild; die Haut, man möchte sagen, olivenschwarz. Auch der Malaye hat auf Mauritius seine Vertreter. Dieser Mensch ist kastaniengelb oder kastanienbraun und führt seinen Kris, das gefährliche Dolchmesser, im Gürtel.

Aber diese Typen sind verhältnißmäßig nicht zahlreich; die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung besteht aus Negern und Indiern.

Auch auf Mauritius hat sich herausgestellt, daß der freie Neger nicht arbeitet und als ein nichtsnutziger Proletarier zur ärgsten Landplage wird. In Port Louis hat er eine Vorstadt inne, das Camp Creole, welches sehr malerisch liegt; die Weißen bewohnen die eigentliche Stadt, die Indier eine besondere Vorstadt, das Camp malabar, welches man auch wohl als Klein-Indien bezeichnet. Dort ist Alles asiatisch. Am Sonntage sieht man die Frauen im schönsten Putz einherwandeln; sie haben Ringe von Kupfer oder anderem Metall an Fingern und Zehen, an Arm- und Beingelenken, am Nasenknorpel, und in den Ohren Reife mit Muscheln. Als Bekleidung dient ein Shawl, der bis auf die Füße herabhängt. Nach unseren Begriffen sind die meisten nicht gerade hübsch, aber viele haben sehr bewegliche und ausdrucksvolle Züge, und an die dunkle Hautfarbe gewöhnt man sich bald, weil man sie in in so großer Menge sieht. Die Malabaren (man bezeichnet auf Mauritius alle aus Indien eingeführten Arbeiter mit diesem Namen) sind untereinander recht gesellig. Oft sieht man sehr lebhafte Gruppen, welche mit einander schwatzen und dabei die



Die Wilhelms-Ebene auf der Insel Mauritius. (Nach einer Originalzeichnung.)

Gugури rauchen, eine Wasserpfeife, deren Tabaksbehälter von einer Kokosschale gebildet wird.

Diejenigen Malabaren, welche sich zum Brahmanismus bekennen, feiern in jedem zweiten Jahr ein großes Fest, zu welchem sie vier Monate vorher alle Vorkehrungen zu treffen pflegen. Sie errichten nämlich aus Bambus eine hohe Pagode mit mehreren Stockwerken, die, etwa nach Art der russischen Kirchen, von einer Kuppel überragt werden. Die Pagode wird dann mit allerlei buntfarbigem Papier aufgeputzt und das Ganze nennen sie Ghun, während die Feierlichkeit selbst Yamse heißt; sie dauert elf Tage.

Die mohammedanischen Malabaren dagegen haben einige Moscheen und sind, gleich den Persern und den indischen Anhängern des arabischen Propheten, Schiiten. Demgemäß gilt ihnen Ali als der allein rechtmäßige Nachfolger Mohammeds, und die drei Khalifen Abubekr, Othman und Omar werden verabscheut. Alljährlich, beim Vollmond im Monat März, feiern sie den Tod Hosseins, der Ali's zweiter Sohn war und in der Schlacht bei Kerbela in Mesopotamien getödtet wurde, als er die Rechte seines Vaters vertheidigte. Dann herrscht allgemeine Trauer; zehn Tage lang bereitet man sich durch Fasten und Büßen zum Feste vor, bei welchem ein großer Umgang gehalten wird. Voran ziehen Männer, welche sich Arme und Gesicht mit verschiedenen Farben beschmutzt haben, Säbel schwingen und dabei verschiedene Rufe ausstoßen. Auch veranstalten sie Scheingefechte, die manchmal ein verhängnißvolles Ende nehmen; die Schiiten glauben, daß ein Mann, welcher dabei sein Leben einbüßt, geraden Weges ins Paradies gelange. Uebrigens haben die Malabaren bei diesem Fest eine Ceremonie, welche von jener der übrigen Schiiten völlig abweicht. Der Sarg, in welchem bei diesen letzteren eine Menschengestalt liegt, die den mit Wunden bedeckten Hossein bedeutet, enthält bei den Malabaren — ein Spanferkel. Sie haben nach Annahme des Mohammedanismus, der bei ihnen sehr äußerlich ist, manche heidnische Bräuche beibehalten.

Es ist bemerkenswerth, daß die Inder keine heiteren Lieder kennen, wohl aber Trauergesänge. Diese Menschen kennen Heiterkeit in unserm Sinne nicht. Sie leben mit Frau, Kindern und Hausthieren sehr zufrieden in einer Hütte, deren Geruch ein Europäer platterdings nicht ertragen kann. Der Malgasche dagegen macht sich Musik, so oft er kann. Er spielt auf dem Bobre, einer Art Zither mit einer Saite, welche er über einen Flaschenkürbis spannt, oder schlägt eine Art Trommel mit seiner Faust, oder er hat eine Art von Maultrommel und eine Marrauwane, eine „Harfe", welche sein Lieblingsinstrument bildet. Aber auch die Musik des Malgaschen ist melancholisch und sein Tanz hat etwas Ernsthaftes und Feierliches. Die Marrauwane ist eine walzenförmige Leier mit 7 bis 8 über ein Bambusgestell gezogenen Saiten.



Malgaschen auf Mauritius. (Nach einer Photographie.)

Von den Negern war Schmarda nicht im Mindesten erbaut. Er fuhr durch ihre Vorstadt hinaus nach Pampelmouse. „Beide Seiten der Straße waren mit zerstreuten Häuschen und Hütten besetzt, welche von der schwarzen und gemischten Bevölkerung bewohnt werden. Aber unter ihnen befand sich eine große Zahl von Branntweinläden, in denen es trotz des englischen Sonntags sehr lebhaft herging, und wo Lieder in einem Entsetzen erregenden, französischen Patois gesungen wurden. Die Straßen waren sehr belebt von Gehenden, Fahrenden und Reitenden aller Farben; ungeschlachte Neger und Mulatten, die aber alle emancipirt sind und faullenzen; Tercerons und Quarterons mit ihren koketten Weibern und Töchtern, in graziöser Haltung, europäischen Kleidern von den schreiendsten Farben; die meisten trugen schwarze Sonnenschirme. Dazwischen wandelten stattliche Malabaren, welche seit der Sklavenemancipation die eigentliche arbeitende Bevölkerung bilden. Die freigewordenen Neger sind in der Regel zur Arbeit in den Pflanzungen nicht zu bewegen, und wenn sie arbeiten, sind sie unzuverlässig und gehen ihren Dienstgebern bei der ersten Veranlassung davon. In ihrem Benehmen sind sie in der Regel unverschämt. Sie bestellen kleine Fleckchen Landes mit Yam und Bataten, und verdingen sich höchstens zu kleinen leichten Arbeiten, bis sie so viel erworben haben, um außer ihren Bedürfnissen sich den

Luxus der Rumflasche zu verschaffen." — Demnach sind die Ideale der Negerphilanthropen und Abolitionisten im indischen Ocean genau so verwirklicht wie im tropischen Amerika. Die Emancipation hat überall nichts weiter geschaffen, als ein faules und unverschämtes Negerproletariat*).

Gegenüber den laut redenden Thatsachen ist oftmals und sehr dreist die Behauptung aufgestellt worden, daß gerade Mauritius zeige, wie wohlthätig die Emancipation der Neger auf das Gedeihen der Insel gewirkt habe. Allerdings hat die Zuckerproduktion sich vermehrt, aber die Neger haben daran nicht den allermindesten Antheil. Die Emancipirten, welche seit dreißig Jahren vollkommen frei sind, arbeiten heute eben so wenig,



Straße im malabarischen Camp zu Port Louis. (Nach einer Originalzeichnung.)

wie ihre Söhne. Von diesen kann doch die pseudophilanthropische Floskel nicht behaupten, daß „Knechtschaft, barbarischer Druck und ein absolutes System der Bevormundung alle für einen vernünftigen Genuß der Selbstständigkeit erforderlichen Fähigkeiten des Menschen in einem erschreckenden Grade zu ertödten vermöge" **).

Auf Mauritius nahmen die Dinge folgenden Verlauf: Vom Jahre 1834 bis 1839 dauerte die sogenannte Lehrlingszeit der Sklaven, die Uebergangsperiode, nach deren Ablauf die Neger frei wurden. Während derselben zeigte sich schon, daß von Seiten dieser freien Leute auf gar keine regelmäßige Arbeit zu rechnen sei, und daß man sich „Hände" aus anderen Gegenden verschaffen müsse, wenn nicht aller Anbau aufhören solle. Deshalb holte man schon in den Jahren 1834 bis 1838 nicht weniger als 24,566 Indier, die sich auf 5 Jahre verdingen mußten und nach Ablauf dieser Frist wieder in ihre Heimath zurückkehren konnten.

Die Philanthropen sind mit folgender Unwahrheit bei der Hand: „Weil man aus Indien Arbeitskräfte genug bekommen konnte, vernachlässigte man die Emancipirten". Aber wenn diese letzteren hätten arbeiten wollen, so brauchte man ja keine Malabaren aus Indien mit so großen Kosten herüberzuholen, Leute, mit denen man ohnehin erst Experimente machen mußte, die möglicherweise fehlschlagen konnten. Man holte aber Malabaren, weil die Neger sich platterdings zu gar nichts verstanden.

*) Darüber sind alle Beobachter, welche fünf Sinne haben, durchaus einverstanden. So sagt Erny, wo er von der Hochebene spricht, von welcher die Rivière Noire herabkommt: „Elle est habitée par une population de noirs tellement paresseux, que même pour de l'argent, on ne peut les décider, à faire une course ou à porter un fardeau." In den Städten und auf den Plantagen: „Les Indiens ont remplacé dans tous les quartiers les travailleurs noirs, qui, depuis qu'ils sont libres, ne veulent plus rien faire".

**) Dieser Satz steht in einem Artikel: „Ueber freie Arbeit und Sklavenarbeit in den Kolonien". Berliner Zeitschrift für Allgemeine Erdkunde. 1856. I, S. 192. Der Verfasser behandelt den Gegenstand, ohne auch nur ein Wort darüber zu sagen, weshalb der Malabare arbeitet und weshalb der Neger nicht; er hat keine Ahnung von der verschiedenen Anlage und Begabung der Rassen, aber viele breite und oberflächliche Phrasen des gewöhnlichen Schlages. Er fragt gar nicht, was nach der Emancipation die Neger aus sich gemacht haben und was aus ihnen geworden sei. Die Antwort hätte allerdings sehr niederschlagend gelautet.

Die englische Regierung ließ sich von den angeblichen Negerfreunden, d. h. den Handwerksphilanthropen, zu einer eben so ungerechten als unklugen Maßregel verleiten. Man stellte ihr vor, daß die „armen guten" Neger um alle segensreichen Früchte der Emancipation und der Freiheit durch die habgierigen Plantagenbesitzer geradezu betrogen würden. Aus Aerger darüber, daß die Sklaverei beseitigt sei, hätten sie Malabaren hinüber gezogen und die Neger ohne Arbeit duktion im Jahre 1842 bis auf 36,542 Tonnen herabgesunken war, mußte man die Einfuhr von Kulis wieder gestatten, denn mit den Negern war platterdings gar nichts anzufangen. Auch jene 36,542 Tonnen Zucker waren nur durch Arbeit der Malabaren erzeugt worden; ohne sie würde gar keine Produktion stattgefunden haben.

Durch diese verhältnißmäßig fleißigen Leute ist damals



Eine Malabarin. (Nach einer Photographie.)

gelassen! Diese widersinnige und durchaus unwahre Angabe fand Glauben, und die Einfuhr indischer Arbeiter wurde verboten!

Nun war freilich den Negerfreunden ihr Wille geschehen, aber die „armen guten Neger" wollten auch jetzt nicht arbeiten, und selbst der höchste Lohn hatte keinen Reiz für sie. Die Neger also wollten nicht arbeiten, Malabaren sollte man nicht mehr haben, und so geschah, was nicht ausbleiben konnte: — der Plantagenanbau verfiel, und der Ruin der ganzen Insel war unabwendbar, wenn man bei dem widersinnigen System blieb, welches die englische Regierung, schlechtem Rathe folgend, beliebte. Nachdem dasselbe vier Jahre gedauert hatte, und die Zuckerpro-

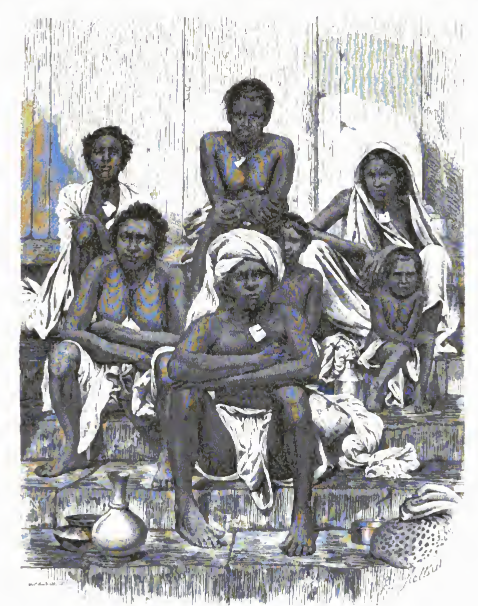
Mauritius vor dem gänzlichen Verfalle bewahrt geblieben, und als die Zufuhr von Arbeitern wieder erlaubt war, stieg der Anbau des Zuckers rasch. Folgende Zahlen beweisen.

	Malabaren.		Zuckerausfuhr.
	Männer.	Frauen.	
1842:	18,105.	888.	73,082,177 Pfund.
1857:	107,072.	35,452.	229,321,468 „

Während jener Verbotsjahre, 1838 bis 1843, folgte auf Mauritius eine Geldkrisis nach der andern und viele Pflanzer gingen zu Grunde. Und als dann wieder Arbeiter kamen, litt die Insel viel durch die Experimente, welche England in Betreff der Zuckerzölle vornahm; die Jahre 1847 und 1848 brachten abermals eine Krisis, und erst

seitdem sind die Dinge einigermaßen ins Geleise gekommen. Die Düngung mit Guano hat da, wo sie mit verständiger Benutzung der Bodenverhältnisse geschah, großen Nutzen gebracht, aber der eben erwähnte Borer und das Cailli-Unkraut machen den Pflanzern viel zu schaffen.

Die Zahl der Neger betrug 1857 nur noch 40,678, und es ist bemerkenswerth, daß ihre Zahl abnimmt, seitdem sie, zollfrei wie sie sind, sich unbeschränkt der Trägheit und dem Branntweingenuß hingeben können.



Malabar'sche Arbeiter auf Mauritius. (Nach einer Photographie.)

Mauritius aber verwendete im Durchschnitt (seit 1857) jährlich 550,000 Thaler (80,000 Pfd. Sterling), um Arbeitskräfte aus Indien kommen zu lassen. Es hat bei dieser Kuliverschiffung an Mißbräuchen nicht gefehlt, die Dinge sind aber nach und nach auf einen befriedigenden Stand gekommen. Anfangs fehlte die nöthige Kontrole, und die angeworbenen Arbeiter wurden von gewissenlosen Agenten betrogen. Die Kosten für den einzelnen Arbeiter betrugen von Indien bis Mauritius 10 Pfd. Sterling. Dann stellte die Regierung ihrerseits verantwortliche Agenten an, welche schon in Indien mit den Auswanderern einen auf fünf Jahre gültigen Vertrag schlossen; aber die Arbeiter waren damit nur der Kolonie als solche auf jene Zeitfrist verpflichtet, während sie beim Arbeitgeber sich nur auf ein Jahr zu verdingen brauchten und nach Ablauf dieser Zeit sich einen andern wählen konnten, wenn jener ihnen nicht zusagte. Die Regierung bewilligte den Leuten, welche Arbeiter importirten, eine Prämie oder Entschädigung von 6, später von 7 Pfd. Sterling für jeden männlichen Arbeiter und 3 Pfd. Sterling für jede Frau oder ein Kind unter zwölf Jahren; auch verpflichtete sich die Kolonie, alle Kulis, welche nach Ablauf ihres Contracts in ihre Heimath zurückkehren wollen, auf öffentliche Kosten dorthin zu schicken.

Unter solchen Verhältnissen erhielt Mauritius binnen vierzehn Monaten etwa 34,000 indische Arbeiter, Frauen und

Kinder ungerechnet. Aber die Ausgaben drückten schwer auf die Kolonialkassen, und die oben erwähnte Prämie wurde deshalb auf 4 Pfd. Sterling vermindert. Im Jahre 1844 verbot dann die Regierung jede Kulieinfuhr durch Privatpersonen, nahm die Einwanderungssache ganz in ihre Hand und bestritt alle Kosten, mit Ausnahme von 2 Pfd. Sterling, welche sie sich, als Stempelabgabe, für jeden angenommenen Arbeiter vom Pflanzer zahlen ließ. Die jährliche Einfuhr von Kulis wurde nun auf nicht mehr als 6000 Köpfe festgestellt. Darin lag wieder ein arger Fehlgriff; denn die Nachfrage nach Arbeitern war stärker, als das Angebot, und so entstand eine nachtheilige Concurrenz; die Kolonisten machten einander ihre Arbeiter abspänstig, trieben die Löhne in die Höhe und die weniger Reichen unter den Pflanzern kamen in schweren Nachtheil.

Erst nach elf Jahren, 1855, erlaubte die Regierung den Pflanzern wieder, sich, außer dem Regierungscontingent von 6000 Köpfen, so viele Kulis kommen zu lassen, als ihnen beliebte; die Contracte durften aber auch jetzt nur auf Mauritius abgeschlossen werden. Allerlei neue Uebelstände kamen dabei zum Vorschein. Manche Kulis, welche auf Kosten eines Pflanzers gekommen waren, nahmen Verding bei einem ganz andern, und daraus entstand viel Streit und Verwirrung. Man mußte also endlich gestatten, daß ein Abschluß der Contracte schon in Indien selbst stattfinden dürfe, und das geschieht denn auch seit dem Jahre 1858; 1861 verzichtete die Regierung ihrerseits auch darauf, ihr früheres Jahrescontingent von 6000 Köpfen einzuführen. Heute stehen nun die Dinge so, daß die Pflanzer alle Kosten für die Einführung männlicher Arbeiter tragen, und seit dem 4. März 1861 die Hälfte für jene von Frauen. Die Ueberschiffung jener Kulis, welche nach Ablauf des Contractes in ihre indische Heimath zurückkehren wollen, geschieht auf Kosten der Kolonialkasse.

Uebrigens wird die Anwerbung in Indien von Regierungsbeamten überwacht, und diese haben auch die Aufsicht über Alles, was bei der Verschiffung zu beobachten ist. Auf Mauritius sollen nun auch die Frauen, deren jeder Emigrantentransport mindestens 25 Procent enthalten muß, zu solchen Arbeiten verwandt werden, welche ihrem Geschlecht angemessen sind. Ihre Zahl beträgt gegenwärtig 40 Procent, und ihr bisheriger Müssiggang hat manche nachtheilige Folgen herbeigeführt.

Am 31. December 1861 waren auf Mauritius 158,992 indische Arbeiter beschäftigt; dazu kamen 65,928 Kulifrauen und Kinder, zusammen 224,920 Köpfe. In dem genannten Jahre kamen 13,985 Einwanderer, wovon 7184 aus Calcutta in 21 Schiffen, 1996 von Madras in 7 und 1805 von Bombay in 6 Schiffen. Die Einfuhrkosten stellten sich für einen Kuli aus Calcutta auf 10 bis 11, aus Madras 8¼, aus Bombay 7¼ Pfd. Sterling.

Die amtlichen Ausweise zeigen, daß verhältnißmäßig wenige Kulis nach Indien zurückkehren; die meisten bleiben. Zurückgeschifft wurden 1858: 8165 Köpfe; 1859: 5118; 1860: 2833; 1861: 2257 Köpfe.

Es ist bezeichnend, daß auf der ganzen Insel im Jahre 1861 sich nur 655 Neger (von mehr als 40,000!) zum Abschluß eines Contracts herbeigelassen haben. Dagegen gingen neue Contracte ein: 27,887 neueingewanderte Indier, 41,116 früher eingewanderte Indier und 457 Malgaschen.

Tantae molis erat, — um Mauritius vom Untergange zu retten, an dessen Rand es stand, weil die freien Neger nicht arbeiten wollten. Wir haben die Thatsachen angeführt, weil dadurch alle Sophismen aus dem Felde geschlagen werden. „Les faits sont les grands arbitres de la vérité" sagte einmal ein Franzose mit vollem Rechte. Mit den Malabaren hat man auf Mauritius freilich auch seine liebe Noth; auch bei ihnen tritt der Hang der dunkelfarbigen Südvölker zur Trägheit hervor; aber sie arbeiten doch, sind in Ordnung zu halten, und viele von ihnen haben es schon zu Wohlstand gebracht. Den freien Negern sind sie unendlich vorzuziehen.

Das Gesetz hat diese indischen Leute unter seinen besondern Schutz genommen, und eine Ordonnanz vom 22. April 1862 enthält manche sehr zweckmäßige Bestimmungen. Die Frauen dürfen, wie schon bemerkt, nicht zu harten Arbeiten verwandt werden; sie schließen ihre Verträge immer nur auf ein Jahr ab und stehen unter der besondern Obhut des „Emigrantenprotektors". Jeder indische Arbeiter, der erkrankt, bekommt auf Kosten des Arbeitgebers Wohnung, Nahrung und ärztliche Pflege. Außer dem baaren Lohn erhält der Arbeiter, neben seiner Wohnung, täglich 1½ Pfd. Reis, oder 2½ Pfd. Mais, oder 2½ Pfd. gekochten Manioc; monatlich 2 Pfd. Salzfisch, 1 Pfd. Oel und 1 Pfd. Salz und dazu noch einige Kleinigkeiten.

Wir gehen auf die einzelnen Bestimmungen nicht weiter ein. Gewiß ist aber, daß die „Malabaren" auf Mauritius vortrefflich gedeihen und die Mehrzahl derselben nicht wieder in die alte Heimath zurückgeht. A.

Vegetationsschilderung der Landschaft Sennâr.

Von Dr. R. Hartmann.

I.

In den nachfolgenden Seiten will ich eine Skizze der sennârischen Pflanzenwelt nach meinen eigenen Beobachtungen zu geben versuchen. Ich habe Sennâr im Sommer des Jahres 1860, also zur Zeit der Nilschwelle — Kharif — gesehen, zu einer Zeit, in welcher die tropisch-afrikanische Natur ihre größte schöpferische Kraft entfaltet. Andere, frühere Reisende, wie Russegger, Kotschy und Herzog P. W. von Würtemberg dagegen sind in Sennâr während der Wintermonate, also zur Zeit der dortigen Dürre — Hetbâ — gewesen. Der russische Botaniker Cienkowsky befand sich daselbst während der Frühlingsmonate des Jahres 1848. Die verschiedene Jah-

reszeit erlaubte daher sowohl Kotschy*), als auch Cienkowsky**) und mir, über die Flora eines der interessantesten Tropenländer der Erde verschiedenartige Beobachtungen anzustellen, auch dort zu verschiedenen Monaten blühende Pflanzen einzusammeln.

Wie ich hoffe, wird meine nachfolgende Arbeit nicht nur Fachmännern, sondern auch allen Denen willkommen sein, welche sich über den Charakter der Vegetation in einem Theile des tropischen Nordostafrika, über die landschaftliche Gruppirung der wichtigsten dort vorkommenden Pflanzenformen und deren Beziehungen zu Thier- und Menschenleben unterrichten wollen. Ferner kann diese botanisch-geographische Skizze zur Ergänzung des vorhin citirten Aufsatzes von Kotschy und der Plantae quaedam Niloticae, quas collegit R. Hartmann etc., des Dr. G. Schweinfurth, Berlin 1862, c. tab., sowie zur weitern Ausführung meiner früheren, theils in diesen Blättern, theils auch anderweitig, über Aethiopien publicirten Arbeiten dienen.

Djezîret-Sennâr, d. h. Insel Sennâr, selten Djezîret-el-Hôjeh, Insel Hôjeh, desto häufiger schlechthin El-Djezîreh***), die Insel, heißt bei den Eingebornen Sudâns das vom blauen und weißen Nil eingeschlossene Land. Die Türken nennen diese Gegend in ihrem Kanzleistyle: Dâr-Sennâr, d. h. Provinz, Distrikt Sennâr, als einen Theil des Bâschâlik-(Ejâlet-) Sudân. Der Name Sennâr darf eigentlich eben nur auf das genannte Zwischenflußland angewendet werden. Man hört bei uns und in Aegypten die am rechten Ufer des Bahhr-el-azraq und am linken Ufer des Bahhr-el-abjadt (zwischen letzterm Flusse und Kordûfân) gelegenen Landstrecken wohl Ost- und West-Sennâr nennen; allein das sind nur geographische Begriffe, denn Eingeborne und Türken haben für die letztgenannten Gegenden, die sie nicht mehr zur Djezîreh oder dem Dâr-Sennâr rechnen, besondere Namen, deren Anführung später erfolgen soll.

Djezîret-Sennâr beginnt, von Norden her gerechnet, am Râs-el-Khartûm, d. h. da, wo der weiße und blaue Nil in einander gehen. Die „Insel" erstreckt sich bis zum Bahhr-Sôbât, einem rechten Konfluenten des Bahhr-el-abjadt, etwa 9° n. Br. Von da ab nach Süden liegt Terra incognita, über deren Naturbeschaffenheit uns nur Vermuthungen, leider aber keine sicheren Nachrichten, zu Gebote stehen.

Sennâr†) ist in seinem nördlichen Theile völlig eben. Unter dem 13—14°, etwa in Höhe der Stadt Sennâr, ragen einzelne Granitberge aus der Fläche hervor, und von hier ab weiter nach Süden reiht sich dann Berg an Berg, dichter, immer dichter. Es entstehen Berggruppen, endlich auch jene Ketten und Joche, welche die Gebirgsländer Dâr-Fazoglo*), Dâr-Berthâ und Dâr-Djumûz bilden und als Vorgelände der südabyssinischen Alpengegenden betrachtet werden dürfen, mit welchen sie sehr viele physische Eigenthümlichkeiten gemein haben.

Ströme, deren Betten zur Zeit der Dürre sowohl theilweise, als auch gänzlich trocken liegen, durchfurchen das Niederland von Sennâr. Viele derselben gehen, in der Hauptrichtung von Ost nach West, in den mächtigen Bahhr-el-abjadt. So der Khôr-é-Delêb, der Khôr-é-Sumgerab, der Khôr-el-Djâal (Bahhr-el-Djâal), der Bahhr-Sôbât. Unzählbare kleinere Regenstrombetten von unregelmäßigem Verlauf münden in den blauen und weißen Fluß und in deren innerhalb der Djezîret-Sennâr befindliche Konfluenten ein.

Das Flachland von Sennâr, dessen Steigung von Khartûm bis an den Fuß der Fundj-Berge nur gering ist, südlich vom Khôr-el-Danah jedoch ziemlich plötzlich um 200 bis 300 Fuß zunimmt, besteht aus Thonlagern mit überliegenden Alluvien, die viele Konglomerate enthalten, eisenschüssig und nicht arm an Geschieben sind. In der Nähe der Ufer lagert der blaue Fluß seine glimmerreichen Sand- und Schlammbänke ab. Die Verwitterung der Granitberge im Süden erzeugt feldspathhaltige Trümmermassen, diejenige der Waldbäume ꝛc. dagegen stellenweise fußdicke Humusschichten. Eisen und Gold enthält das zwischen den Bergen befindliche Schuttland in Menge.

Die Flora Sennârs, zwar der Hauptmasse ihrer Repräsentanten nach an die Nachbarschaft der Ströme gebannt, entfaltet dennoch auch nach jeder andern Richtung hin, Dank sei es den tropischen Regen, eine große Ueppigkeit und Fülle. Die mächtige, undurchdringliche Ghâbah, der Urwald, wechselt hier mit heiteren Buschwäldern, mit frischgrünenden Wiesen, mit wogenden Feldern mannshoher Gräser — den Khalât — ab. Selten nur findet man ödere Strecken, Atmûr — Wüste — genannt, die aber doch eher Steppe als Wüste sind. Es herrscht ein ungemein großer Unterschied zwischen der Pflanzenarmuth der ägyptischen und nubischen Stein- und Sandwüste und dem Pflanzenreichthum der Ebenen und Berglandschaften Sennârs. Das mögen sich doch besonders Diejenigen merken, welche wohl einmal die vergnügliche Nilfahrt von Cairo bis Wâdi-Halfah gemacht und nun sich einbilden, Afrika sei auch selbst weiter nach Süden nichts und wieder nichts als ein Wüstenreich. Da wird denn später zu Hause etwas von „trostloser Einförmigkeit" u. dgl. des afrikanischen Kontinentes phantasirt und gänzlich falschen Vorstellungen Raum gewährt. Durch meine nachfolgende Schilderung hoffe ich die fernere Beurtheilung der tropisch-afrikanischen Pflanzenwelt ein für allemal auf richtigere Wege zu leiten.

Der Wanderer, welcher zu Anfang Mai das traurige Khartûm mit seinen brennendheißen, staubigen Straßen und seinen weiten Leichenäckern verläßt, südöstlich längs des linken Ufers des blauen Nils auf der Heerstraße nach Sennâr vordringt, fühlt sich anfänglich von der Vegetationsarmuth der weiten, grenzenlosen Ebene, durch welche jener knochenstarrende Kameelpfad führt, auf das Lebhafteste betroffen. Wo sind die tropischen Wälder und Grasebenen, von denen

*) Th. Kotschy, der hochverdiente Reisende und Pflanzenkenner, hat seine Beobachtungen in einem sehr lehrreichen Aufsatze übersichtlich zusammengestellt: S. „Allgemeiner Ueberblick der Nilländer und ihrer Pflanzenbekleidung". A. d. Mittheilungen der k. k. geograph. Gesellsch. zu Wien, 1. Jahrg., 2. Heft, S. 156 ff.

**) Cienkowsky hat Nichts über seine in Afrika gesammelten und in Petersburg deponirten Pflanzen veröffentlicht. Dr. G. Schweinfurth dagegen wird diese z. Th. recht werthvollen Specimina der Vergessenheit entreißen und, wie zu hoffen steht, das Wichtigste davon systematisch beschreiben.

***) Um diesen Aufsatz nach jeder Richtung hin möglichst brauchbar zu machen, habe ich die Orthographie der darin vorkommenden arabischen, nubischen und abyssinischen Namen so sorgfältig, als ich irgend vermochte, durch genaue Umschreibung wiederzugeben versucht.

†) Der Name Sennâr ist nach meinen Erkundigungen von dem berberinischen Sana oder Sena (?) und von Arti — die Insel — abzuleiten, daher eigentlich Senârti. Weil nun die Araber das Wort Arti mit einem Elif zu schreiben pflegen, so sollten auch wir lieber Sennâr oder Senâr statt Sennaar oder Sen'âr schreiben.

Die Gründe, wegen deren das Land von den Eingebornen für eine Insel gehalten wird, findet man in meiner „Skizze der Landschaft Sennâr u. s. w." S. 2 ausführlich erörtert.

*) Ich wähle hier den alten Berthâ-Namen der Provinz, obwohl die türkische Schreibweise Fezoghlu, auch Fezughli, welche in der Aussprache wie Fesógto, Fesóglě klingt, in Sennâr gar sehr gebräuchlich ist.

er geträumt? Nichts als eine unabsehbare, gelblichbraune, staubige Fläche, auf welcher der Wind mächtige Tromben emporwühlt, die sausend und knisternd dahinstürmen. Bei Qôz-Bûrt und Qerêf, unfern Kharthûm, sieht man wenigstens noch Buschwerk, von den dornigen Ruthen des Tundub (Sodada decidua *Forsk.*), von den schirmförmigen Büschen des Laôd (El-'Ûd, Acaciae spec.) und von knorrigen Hedjelidj (Balanites aegyptiaca *Del.*) gebildet. Hinter Qerêf lichtet sich das Gebüsch; da gibt es nur dünn gesäete, fußhohe Grashalme, welche von Ferne dem Boden ein mattgelbliches Kolorit verleihen; sowie denn vereinzelte Sodaden und Balanites die Einöde gar zu dürftig mit ihren blau- und graugrünen, schattenlosen, sparrigen Kronen schmücken. In der Nähe der meist seitwärts vom Flusse gelegenen Dörfer finden sich weite Strecken des dunklen, thonigen Erdreiches in viereckige Parzellen abgetheilt; dies sind Durrah-Felder, welche in Mitten der Regenzeit von wogenden, über mannshohen Sorgbumhalmen strotzen, in der Hethâ aber öd und trocken dastehen, kaum daß ein winziges Laôd- oder Senâbüschchen (Cassia acutifolia *Del.*), eine bizarre 'Oschûrstaude (Calortopis procera *R. Br.*) oder eine wollblättrige Crozophora mühsam über die in der Sonne aufklaffenden Schollen solcher Aecker hinwegkriechen. Träge windet sich hier, um den Monat Mai, der Bahhr-el-azraq durch das Land, eingeengt von seinen hohen, abschüssigen, bröckligen Böschungen, in seinem Bette strotzend von Sandinseln und verzogen durch niedrige, sandige Vorgebirge, auf denen ungestaltete Krokodile ihren Mittagsschlaf halten und wo unzählige Wasservögel (zu hunderttausenden) bei einander rasten. Ein schmaler Kranz dicht verwachsenen Gebüsches von Senth oder Nilakazien (Acacia nilotica *Linn.*), von Hedjelidj, Râk (Salvadora persica *Linn.*) und hin und wieder von Chamae-fistula Tora *Don.* drängt sich am Uferrande. Die Böschungen selbst sind mit Büscheln von Cypergräsern und mit mannshohen Gehegen der Mimosa Habbas *Linn.*, dem Ereqât-el-Qarn der Bewohner vom Atbarah, bewachsen. Dieser auch in Nubien und Dongolah gemeine Kosmopolit hat zartgefiederte Blätter, welche sich Abends schließen und fingerlange, mit steifen, röthlichbraunen Borsten bewachsene Hülsen, die ganz in Richtung der Ausbuchtungen, in denen die Samen liegen, mit glasartiger Sprödigkeit ausbrechen. Die Dornen dieses Strauches sind hin- und hergebogen und zeigen sich beim Durchdringen des Ufergebüsches als das Nichtswürdigste, was man sich denken kann, da an ihnen Alles haften bleibt. Salvadora persica, am Bahhr-el-abjadt und am Schendî auch Schâû*) genannt, hat spröde, lederartige Blätter und trägt einsamige Beeren, etwa vom Aussehen unserer Johannisbeere (Ribes rubrum *Linn.*), mit kressenartig scharfer Hülle und süßlicher Pulpe versehen. Diese Beeren werden unter dem Namen 'Eneb-e'-Dib, d. h. Wolfsbeere, auf den Märkten von Kharthûm und Berber verkauft. Die Nilakazie hat hier ein so sehr unregelmäßiges, verschrobenes Wachsthum, daß es schwer hält, dasselbe schärfer zu charakterisiren. Ihre hochgelben Blüthenköpfchen hauchen das feinste Aroma aus; ihr weinrothes, festes Holz wird an den Werften (Mândjerah's) zu Sennâr, Kârkûtsch, Rosêres und an der Mândjerah unfern Turah-el-Hadrah zum Bau roher, aber dauerhafter Nilbarken (Kajâqen, Qandjen) verwendet. Die moniliformen Hülsen dieses nützlichen Baumes, arab. Qarâdh genannt, dienen zum Ledergerben und, wie dessen getrocknete Blüthen und Blätter, als Volksmittel bei Reconvalescenz vom perniciösen Fieber und schwerer Dyssenterie.

Die größeren Nilinseln strotzen hier von Akazien, von Tharfâ (Tamarix nilotica *Ehrenb.*) und der einförmigen Nilweide (Salix nilotica *W.*). Etwas weiter landein wuchert mannshohes Schilfrohr (Phragmites communis *Trin.*) im Dickicht; besonders aber sammelt sich dieser Kosmopolit an solchen tieferen Stellen, welche sich während der Regenzeit in stehende Lachen verwandeln.

Ziemlich selten erheben sich über das Gewirr des Niederwaldes hinweg einsam stehende oder in kleinen Gruppen bei einander wachsende Harâs-Bäume (Acacia albida *Del.*). Ihr Wuchs ist nicht so deutlich schirmförmig, wie der der Sijâleh-Akazien und vieler anderer Arten der Gattung; ihre Krone erscheint vielmehr noch häufiger abgerundet; der Stamm, zuweilen von 3¼ bis 4½ Fuß Durchmesser, ist mit weißlicher, rissiger Rinde überkleidet, das Blattwerk zeigt sich matt graugrün. Der Baum würde sehr häßlich aussehen, wenn nicht seine dicht verschränkten, große Blättermassen tragenden Aeste den unangenehmen Eindruck wieder milderten. Die langen, eine trockne, süßliche Pulpe enthaltenden Hülsen werden von den Beduinen Kharrûb-el-'Arab genannt und von ihnen verspeist. Auch stellen diesen Früchten Hausvieh, Affen und Eichhörnchen (Xerus) nach. Das Holz des Harâs ist leicht, aber dennoch dauerhaft und dient den Schillûk und Kitch am weißen Nil zum Bau der Piroguen. Ein Paar schöne Exemplare dieses Baumes befinden sich bei Omm-Dermân unfern Kharthûm, andere bei Kamlin (-e-Scherqi) am Bahhr-el-azraq, und ein Harâs von seltener Größe erhebt sich auf dem Platze nicht weit von der Hauptwache zu Woled-Medineh. Die Thâlhah (Acacia gummifera *Del.*?), eine Art mit weißlich grauem Stamme, mattgelblichem Holze und frischgrünem, ein sparriges (selten schirmförmiges) Astwerk bekleidendem Laube, welche bei Qorosqo, Dérri und 'Oqmeh in Nubien, um Merâwi, Dâmer, Schendi etc. nicht selten ist, erinnere ich mich in Sennâr südlich vom 14° Br. nicht weiter beobachtet zu haben. Unfern Kharthûm bemerkt man sie aber noch hier und da am Uferdickicht.

Die bisher geschilderten Uferwälder haben, trotz ihrer stellenweise ganz undurchdringlichen Parthien, einen noch gewissermassen civilisirten Anstrich. Fußpfade und Viehbahnen, auf denen die Kameele und Buckelrinder der Nomaden, oft Heerden von vielen Tausenden, aus der Steppe zum Flusse getrieben werden, durchziehen das Dickicht die Kreuz und Quer. Abends drückt sich wohl ein Schakal oder Fuchs von Busch zu Busch; eine Omm-Rischâd (Felis caracal *Schreb.*) oder eine Wildkatze (Felis maniculata *Ruepp.*) ducken sich auf schrägliegenden Stämmen und erhaschen in leisem Sprung ein unbedachtes Vöglein; das weißgestreifte Eichhörnchen (Xerus leucumbrinus *Ruepp.*) huscht am Boden umher. Perlhühner (Numida ptilorhyncha *Licht.*) trippeln mit ihrem hellen, weit vernehmbaren Glucksen durch das Unterholz, picken die Sämereien und Insekten auf; in hochästigen Akazien rastet ein Weih (Meliërax polyzonus *Ruepp.*) oder ein Glatthornvogel (Rhynchaceros erythrorhynchus *Cab.*); das Gurren der Wildtauben (Turtur senecapensis *Linn.*, Peristera chalcospilos *Ruepp.*, Ectopistes capensis *Lath.*), ertönt von allen Seiten. Größere und gefährlichere Thiere kommen hier kaum vor. Alles athmet in dieser Gegend noch Frieden und idyllische Beschaulichkeit.

Begibt man sich nun aus dieser Ufer-Ghâbah landein, so trifft man nicht selten, z. B. zwischen den Dörfern Hesehêsa und Thâibah (l. Ufer) meilenbreites, fast gänzlich undurchdringliches Buschwerk von etwa vier bis fünf Fuß hohen Akazien, hier in Summa: Seghah und Laôd genannt (Ac. Ehrenbergiana *Hayne!*). Diese stets schirmförmig wachsenden Bäumchen zeigen spärliches Laub, tiefbraunrothe Zweige, zolllange, gerade, weißliche Dornen und mattgelbe

*) Unzweifelhaft corrumpirt aus dem koptischen Schoye (Schue).

Blüthen. Unzählige weiße, spindelförmige Nester von Psychiden haften an den Dornen und geben den Akazienbäumchen häufig das Aussehen, als seien sie mit weißlichen Schötchen überladen. Diese Gebüsche, in denen außer Hedjelidj und Gräsern kaum noch andere Pflanzen gedeihen, gewähren einen häßlichen, eintönigen Anblick. Sie dienen übrigens mancherlei Vögeln, besonders Finken, Bienenfressern und Keilschwänzen (Argya) zum Aufenthalt.

Stellenweise trifft man auch, so um die Stadt Weled-Medineh und das Dorf Zeribah, öde und unfruchtbare Strecken mit lehmigem Boden, auf welchem sich kaum mehr, als die sich dicht über den Boden ausbreitenden Stauden einer wollblättrigen Euphorbiacee (Crozophora obliqua *A. Juss.*) sehen lassen, welche Pflanze, ähnlich wie unser Schellkraut (Chelidonium majus *Linn.*), einen farbigen Saft enthält und an vielen Stellen Sennârs, Nubiens und Abyssiniens sehr häufig vorkommt. In großer Ausdehnung ist hier der Boden (in den Monaten Mai und Juni) mit der gelb blühenden Zygophyllee Tribulus terrestris *Linn.* bedeckt; auf Fels- und Waldboden, an Wegen, Rainen und um die Hütten der Dörfer sieht man diesen in warmen Regionen der alten Welt und Amerika's so weit verbreiteten Kosmopoliten. Den Waldboden bekleidete im Mai in ungeheueren Mengen eine nette, ½ bis 1 Fuß hohe Liliacee mit länglich-lanzettlichen Blüthen — Scilla obtusifolia *Poir.* — Ja auf Lichtungen der Ghâbah wächst dies Pflänzchen oft so massenweise, daß der ganze Boden dadurch einen bläulichen Anflug erhält.

Südlich von Weled-Medineh wird die Vegetation der Khalah streckenweise dichter; Qasch, d. h. hohes, sparriges Gras, schießt hier bis zur Mannshöhe massenhaft auf. Besonders häufig ist ein dem Androgrogon giganteus *Hochst.* der Bejûdah-Steppe ähnliches Bartgras mit glatten Halmen und langen, schmalen, etwa ½ Fuß langen Blättern (Andr. sennarensis *Hochst.*?). Das aromatische Maghreb-Gras (A. circinatus *Hochst.*) wächst häufig in größeren Waldlichtungen und auf ausgedehnten Steppen. Der Wurzelstock (Rhizom) dieses etwa 2½ bis 3½ Fuß hohen Bartgrases verbreitet einen angenehmen, säuerlichen Geruch und dient eine Abkochung desselben, als Volksmittel, bei Erkältungen 2c. Die harschen, scharfen Blätter dieser Graminee verletzen wie diejenigen des Bandgrases (Phalaris picta *Linn.*) leicht unbedeckte Körpertheile und erzeugen Verwundungen, welche im sudanesischen Klima bei langwieriger Eiterung nur schwer heilen. Alles „Qasch" zeigt sich während der trocknen Zeit dürr und mattgelb; seine verdorrten Halme krachen und knistern alsdann unter dem Huftritt der durch die Steppe ziehenden Lastthiere. Sobald aber die ersten Regengüsse das Erdreich befruchten, sprießen auch schon grüne Schößlinge an den Halmen auf und jedes mit Qasch bestandene Gefilde nimmt bereits im Monat Juni das Aussehen eines in Blüthe stehenden Kornackers an.

Weiter südlich gruppirt sich das Buschwerk der Steppen allmälig mehr und mehr an einander; man sieht hier zuweilen recht liebliche Boskets, denen eines englischen Parks vergleichbar, gebildet von Balanites, Acacia, Grewia und Zizyphus. Einzelne von der Ardbah (Termes destructor Smeathm. *Hag.*) zernagte Baumstämme ragen mit dürrem, in der Sonne gebleichtem Astwerk aus dem Dickicht. Zuweilen sieht man weißliche und braun oder bleigrau geringelte Lerchenschwämme (Boletus) an solchen windbrüchigen Stämmen hervorwuchern. Die hochgelben, aus kompakter Lehmmasse geformten, 10 bis 15 Fuß hohen Dome der Termiten streben überall zwischen dem Gebüsch empor. Hier flattern die prächtigsten, scharlachroth und grünlichblau gefärbten Bienenfresser (Melittotheres nubicus *Rchb.*) und Perlhühner, Didjâdj-el-Wâdi, fliehen gluchsend vor dem Beduinen oder dem seine Garnison wechselnden schwarzen Soldaten, von welchen Leuten ihnen gar gern nachgestellt wird. Diese ereilen nämlich das Perlhuhn im Lauf, strecken es mit dem an einem Ende gebogenen Wurfstocke nieder, schneiden dem zuckenden Thiere unter Hersagung einer frommen Gebetsformel die Kehle ab und bereiten dasselbe im nächsten Dorfe am Kochtopf zu. Auch kleine, langohrige Hasen (Lepus aethiopicus *Ehr.*) und scheue Gazellen (Antilope dorcas *Licht.*) beleben diese Khalen. Hin und wieder sogar werden die Leierhörner des stattlichen Wasserbockes, arab. Baqr-el-Ghâbah — Waldkuh — (Adenota leucotis *Licht. Pet.*) über der Krone des Buschwerkes sichtbar.

Der Flußwald nimmt unter diesen Breiten von Stunde zu Stunde einen großartigern, tropischern Charakter an. Eine ungeheure Wirrniß füllt schon südlich von Mesalamieh die Böschungen; das vom Wasser blankgespülte Wurzelwerk hängt tief in die Fluthen hinab und entzieht häufig die geschichteten Schlammbänke der Uferabdachung gänzlich dem Auge des Beobachters. Eine hübsche Pflanze mit oleanderartigen Blättern und Dolden weißlicher, rosenroth überflogener, wohlriechender Blüthen, welche beim Einschneiden dicklichen Milchsaft von sich gibt, schießt in dichtesten Büschen an der Uferböschung auf; Schlingpflanzen mit oft ungemein zierlichen, herzförmigen, pfeilförmigen und gefingerten Blättern klettern in den sich zur Wasserfläche hinabneigenden Zweigen auf- und niederwärts. In der ausgewaschenen Böschung, da wo gewisse Vertiefungen seit Jahr und Tag den destruktiven Einflüssen der schwellenden Sommerwasser des Bahhr-el-azraq widerstanden, haben Sonne und Wärme mancherlei Krautpflanzen das Dasein gegeben: Eclipta erecta *Linn.*, Amaranthus Blitum a sylvestris *Moq.*, Pupalia lappacea *Moq.*, Cyperus pygmaeus *Rottb.*, C. rotundus *Linn.*, Fimbristylis dichotoma *Vahl*, F. squarrosa *Vahl*, Poa aegyptiaca *Willd.*, P. megastachya *Koel.*, Diplachne poaeformis *Hochst.* 2c. Zuweilen wuchern hier, gleich einer Erscheinung aus anderer Welt, die kaum fingerlangen Wedel eines kleinen Farrn (Pteris longifolia *Linn.*). Denn Moose und Farrn sind in diesen Gegenden Afrika's gar selten; häufiger sind sie schon in den Bergwäldern der Berthât und Abyssiniens; mächtig üppige Farrndickichte schildern uns der wackere Burton vom Maongo ma Lôba oder Kamerûn-Gebirge, Decken vom Kilimandjâro. Weiter oben, am Rande der Böschung, sieht man ferner Croz, ophora obliqua *A. Juss.*, Abutilon asiaticum *Guill. Perr.*, *Rich.* und Glinus lotoides *Linn.*

Hin und wieder trifft man hier an sanften Flußabdachungen ein kleines Baumwollen- oder Tabaksfeld. Die Baumwollstauden wachsen 6 bis 8 Fuß hoch, werden in ganz regelmäßigen Reihen angepflanzt, treiben ihre schwefelgelben Blüthen im December und werden die Kapseln im Februar geschnitten. Wilde Baumwolle (Gossypium punctatum *Guill. Perr.*) kommt in den Wäldern des blauen und weißen Flusses, sowie in denen beider Hauptkonfluenten vor. Die Eingebornen bedienen sich der feinen, das beste Gespinnst liefernden Samenwolle dieses Strauches. Tabak wird am blauen Flusse gewöhnlich getrocknet und mit etwas Wasser zu Kuchen von grüner Farbe zusammengeknetet (Thúmbak-Qûraçah); derselbe dient im Sennâr mehr zum Kauen und Schnupfen, als zum Rauchen. Nur die Berthât sind starke Raucher, weniger sind dies schon die mohammedanischen Sudânesen. Die hiesige Tabakspflanze (Nicotiana Tabacum *Linn.*) bildet spannenhohe Stauden. In Dongolah nimmt man die höhere, vollblättrige Nicot. rustica *Linn.* lieber zum Kauen, N. Tabacum *Linn.* dagegen mehr zum Rauchen. Der Urwald erscheint

hier äußerst malerisch. Er bildet vollkommen undurchdringliche Gewirre, welche man nur auf den gewundenen Pfaden zu passiren vermag, die von zur Tränke eilendem Vieh und, näher am Wasser, auch von Flußpferden, gebahnt werden. Schlingpflanzen winden sich mit armsdicken Stämmen zwischen den Waldboden bedeckenden, steifen Gräsern und Schilfröhren (Phragmites), zwischen Dornstauden (Poivrea Hartmanniana *Schweinf.*) und niedlichen Liliaceen hin, kriechen an den zum Theil ungeheuer dicken Stämmen der Waldbäume empor, fallen in Guirlanden aus deren Zweigen herab, kriechen, schlingen sich weiter und erzeugen so ein Dickicht von zauberhafter Wirkung. Vermehrt wird die Verschlingung von Astwerk und Laub durch die gewaltigen, oft in mehreren Ellen langen Bündeln herabhängenden Luftwurzeln des Ficus populifolia *Vahl.* Neben diesem hübsch belaubten Baume, dessen aus vielen kleineren Stämmen combinirter Truncus an denjenigen der Baniane oder des indischen Feigenbaumes erinnert, streben gigantische Sonthe (Ac. nilotica *Linn.*), hohe baumartige Tamarisken (Tamarix nilotica *Ehr.*), knorrige Zizyphus Spina Christi, Cassien- und Bauhinien-Sträucher u. dgl. m. empor. Flaschenkürbisse (Cucurbita Lagenaria *Linn.*), deren Blätter und niedliche, birnförmige, hartschalige Früchte wir im Mai völlig vertrocknet sahen, auch Lawês (corr. aus El-ʿAwâz — Cissus quadrangularis *Linn.*) hier in diesen Wäldern neben Phaseolus-, Rhynchosia- und Convolvulus-Arten die gemeinsten Schlinggewächse. Den Lawês bemerkt man zuerst in Dongolah. An der sechsten Nilkatarakte überflicht derselbe die zwischen den Felsen hervorwuchernden Akazien. In der Bejûdah-Steppe wird dieser Cissus südlich vom 17° Br. häufiger. In Sennâr fehlt er keinem Urwalddickicht und keinem Steppenbuschwerk*); oft überzieht er die Bäume in solcher Menge, daß es auf den ersten Blick kaum möglich erscheint, den Pflanzenwirth, welcher den Schmarotzer beherbergt, herauszuerkennen. So befindet sich dicht beim Dorfe Bedûs oder Bedôs im Dâr-Rosêres ein mächtiger Hedjelidj, dessen Laubwerk unter der ungeheuern Fülle von Cissusranken, die wie ein grüner Teppich aus der Krone bis zur Erde herabhängen, völlig verschwindet. Kaum mag es eine phantastischere und doch zugleich angenehmere Pflanze geben, als den Lawês. Armsdick windet sich sein mit aschfarbener Rinde bekleideter Stengel schlangenartig in den Baum hinauf und treibt hier zahlreiche, sich immer dichotomisch verästelnde, gegliederte, vierkantige, geflügelte Zweige, welche sich in manchen Verschlingungen hin- und herwinden, aber auch massenweise in dichten Bündeln aus dem Astwerke des Pflanzenwirthes bis zur Erde niedergehen. Da, wo zwei der gegliederten Zweige auseinander treten, sprießen zu zwei entgegengesetzte, herzförmige, ziemlich fleischige, spröde Blätter, mit sägeförmigem Rande und zwei je den Blättern entgegengesetzte Ranken hervor; die Pflanze ist gewunden wie unser wilder Wein (Ampelopsis quinquefolia *R. et Schult.*). Jedem Blatte ist eine gestielte Blüthenrispe, mit vierblättrigen Kelchen ohne Blüthenblätter von grünlicher Farbe, entgegengesetzt. Die Beere ist roth, einsamig und ähnelt nach Q. Dillon in Aussehen und Geschmack der Weinbeere. Ich selbst habe die Frucht des Cissus nicht im reifen Zustande gesehen. Seine Stengel und Blätter sind glänzend grün; die Rinde der Zweige ist sehr spröde; die aus dicht liegenden Gefäßbündeln gebildete Markscheide dagegen ist so zähe, daß dieser Theil von den Fundj und Berthât zu Strickwerk verarbeitet wird. Vertrocknet werden die grünen Aeste aschgrau und ihr peripherischer Theil ist alsdann sehr zerreiblich. Dieses Gewächs gewinnt einen bizarren Anstrich durch die Gliederung der kantigen Stengel, wodurch es einem Cactus oder einer Euphorbie vergleichbar ist; einen angenehmen Eindruck macht dasselbe durch seine üppigen Verschlingungen und seine glänzend grüne Farbe, die oft wunderbar gegen das Graugrün der Balanites und das Braungrün der Akazien absticht, an denen der Cissus rankt. Ich halte diese Pflanze für eine der größten Zierden tropischer Waldungen. Wenn ich nicht irre, so ist es der Lawês gewesen, auf dessen Blättern A. de Malzac und Binder im Territorium der Denqa eine kleine Art rother Schildläuse (Coccus) (?) gefunden**).

Aus diesen Urwäldern ertönt bei Tage das sonderbare, nicht unmelodische Schnurren der Bartvögel (Bucco margaritatus *Ruepp.*), das Gurren der Wildtauben (Turtur aegyptiacus *Temm.*, Peristera chalcospilos *Wagl.*, Columba abyssinica *Lath.*, Ectopistes capensis *Lath.*), das Glucksen der Perlhühner. Meerkätzchen — Abû-Landj der Araber — (Cercopithecus griseoviridis *Desm.*) schwingen sich darin kreischend und zankend von Ast zu Ast. Zuweilen dringt selbst ein Leopard oder gar ein Löwe von Süden her hierhin vor.

Weiter nach dem Lande hin hört hier der dichte Wald auf; einzelne, oft wenig über manneshohe, seltsam verdrückte Zizyphus-Bäumchen und Balanites erheben sich da im grasbewachsenen Boden. Auch sie sind wieder mit Lawês behängt, um dessen Blüthen hübsch metallisch grün und weiß gezeichnete Käfer aus der Abtheilung der Cetoniaden schwärmen. In diesen Bäumen klettern unzählige, behende Eidechsen umher, die chamäleonähnlich ihre Farbe wechselnde Agama mutabilis *Merr.* und die buntgefleckte Eremias pardalis *Dum. Bibr.* oder der gestreifte Euprepes.

Die Dörfer befinden sich überall einige hundert Schritte weit vom Flußufer entfernt; zuweilen sind sie auf eine Erhöhung hingebaut, welche durch eine zur Zeit der Nilschwelle mit Regenwasser und aufgeschwemmtem Flußwasser bedeckte Niederung vom wiederum erhöhten Uferrande getrennt und E'-Dhahr oder E'-Dhahhereh, d. h. Rücken, genannt wird. Gruppen von Balanites, Acacia nilotica *Linn.* und vereinzelte Dôm-Palmen (Hyphaene thebaica *Mart.*) beschatten die Strohhütten der Dörfer zwischen Khartûm und Woled-Medineh. Die Simbilah, der niedliche schwarze Storch (Sphenorhynchus Abdimii *Lich.*) des Sudân nistet, vereint mit dem reizenden Kuhreiher (Buphus), in diesen Dorfbäumen und erhöht den freundlichen, echt ländlichen Charakter der hiesigen Niederlassungen. Termitenwohnungen sieht man hier überall, im Wald, in der Steppe, ja selbst zwischen den Häusern der Dörfer. Oefters lehnen sie sich an Zizyphus, Ficus und Grewien. In solchen Fällen ragt der mit dem Lehmbau umklebte Strauch oder Baum nicht selten entlaubt oder windbrüchig, total abgestorben, aus seiner ihm Verderben bringenden Hülle hervor; nur zuweilen grünt und blüht er jedoch lustig dabei weiter. An manchen Stellen ziehen sich fast nur von Dharfâ-Bäumen (Tamarix nilotica *Ehr.*) gebildete Dickichte längs der Ufer hin. Die Tamariske, in Unterägypten und im Maghreb (Nordwestafrika) ʿEthl genannt, ist im ganzen Nilgebiete gemein. In Nubien füllt sie, im Verein mit Sodaden, Pulicarien, Crozophoren u. dgl., die Wüstenthäler und Regenstrombetten, ist hier aber noch unansehnlich, strauchartig. Im Sennâr dagegen, ferner am Atbarah, Khôr-el-Qasch, Hâwasch, Kâsim ꝛc. tritt dies

*) Auch in Abessinien, ferner bei den Gâtâ, in Kâjâ, Euârgâ, am Râad, Dindir, Bahhr-el-abjadh und Bahhr-el-Ghazâl, bei den Djûr u. s. w. soll dieser Cissus sehr gemein sein.

**) Malzac sprach einmal die Vermuthung aus, daß diese Schildlaus ähnlich dem indischen Coccus lacca *Kerr*, welcher den rothen Lack gibt, zu industriellen Zwecken verwendbar sei.

Gewächs als nicht sehr hoher (20 Fuß), aber doch ganz stattlicher, waldbildender Baum auf. Tharfâ-Wälder erinnern an unsere nordischen Coniferenwälder und schwächen durch ihr einförmiges Wesen, durch das gesellige Beisammenstehen sehr vieler Individuen den sonst so tropischen Eindruck der hiesigen, aus gemischten Holzarten bestehenden Waldparthien. In einem dieser Tharfâgebüsche, zwischen Abu-Sakrah und Sennâr, glaubten wir uns — so seltsam das auch klingen mag — an die mit Kiefern bestandenen Ufer der Havel versetzt; indessen mahnte das vom Gegenufer herüberdröhnende Löwengebrüll bald an die afrikanische Umgebung. Diese Tharfâ-Wälder entbehren, in Sennâr wenigstens, der Schlingpflanzen, auch ist ihr Unterwuchs dürftig. — Qasch, d. i. sparriges Gras und Schilfrohr, Sandistel (Sonchus ciliatus *Lam.*), welche letztere auch besonders gern auf Baumwollenfeldern wuchert, Malvaceen (Abutilon asiaticum *Gll., Perr. Rich.*), Hibiscus spec.?, Ambrosia maritima *Linn.* und weniges andere Zeug wuchern zwischen den Tharfâ-Bäumen am Boden. Ein etwas pitteresfes Element gewinnt der Tharfâ-Wald durch den unregelmäßigen, zuweilen recht verworrenen Wuchs seines Astwerkes. Am Uferabhange mischen sich hier und da die Sésebân (Sesbania aegyptiaca *Pers.*, S. punctata *Dec.*) mit ihren langen, dünnen, vielsamigen Hülsen den Akazien, Mimosen, Tamarisken ꝛc. bei.

Die Wälder beginnen südwärts von Sennâr erst wieder bei Felâtab. Die Eingebornen berichten nach Ueberlieferungen, daß hier in früheren Zeiten die Flußwälder auch am linken Ufer weiter bis nach Kharthûm hinabgereicht und sogar landeinwärts sich weiter erstreckt hätten, als jetzt, wie dies an manchen Punkten auf der Höhe von Sérû und Hedebât ja noch heut stattfindet. Der Konfiguration des Landes und Bodens nach zu urtheilen, bezweifle ich jedoch, daß es früher in Sennâr nördlich vom 13° Br. Binnenwälder gegeben. Dagegen mag der Flußwald ehemals an solchen Stellen dichter und breiter gewesen sein, wo er zur Zeit nur dürftig ist oder wo derselbe jetzt, wie bei Sennâr, gänzlich fehlt. Es hat diese Veränderung des Waldbestandes ihren Grund in dem rohen und verstandlosen Abholzen, welches fortwährend, theils auf Antrieb der Regierung, theils auf Privatspekulation geschieht. Von dem geschlagenen Holze wird nur wenig, zu Flößen vereinigt, den Fluß hinab nach Kharthûm und gar nach Nubien geschwemmt. Vieles versault völlig unbenutzt. An einigen Orten, zu Mesalamieh, Abû-Harâs, Kûrkûtsch ꝛc. brennt man auch Kohlen aus Akazienholz. Besonders aber geschieht dies am untern Atbarah, bei dem Hamdâb und Awlâd-e'-Râgeh ꝛc. Da die Ausbeutung dieser schönen Tropenwälder so ganz ohne Sinn und ohne Nutzen für den Nationalwohlstand betrieben wird, so könnte man dies Holzschlagen hier zu Land bedauern, wenn nicht andererseits dadurch die Bürgschaft einer allmäligen Trockenlegung so mancher sumpfigen Strecke und eine allgemeine Verbesserung des furchtbaren Klimas gewährt würde. Uebrigens ist der Waldreichthum Sennârs auch jetzt noch immer sehr groß und wird es auch, bei der dünnen Bevölkerung, noch eine gehörige Zeit lang bleiben. Abgeholzte Stellen bewuchern hier mit Gräsern, Liliaceen und Amaryllideen, wildem Spargel, Aron, Poivrea, Tribulus ꝛc.

Wie die bisherigen Schilderungen ergeben, ist der Norden des Zwischenflußlandes von Sennâr bis gegen den 14° Br. hin, bis auf die unmittelbare Nähe des Flusses, dünnbewachsenes Steppenland. Wir haben gesehen, daß der Gras- und Baumwuchs der Steppe sich dann allmälig verdichtet. Südlich von Sennâr beginnt in größeren und kleineren Zwischenräumen sich ein Buschwald auszubreiten. Ja man könnte die ganze Landschaft südlich vom 13° 30' einen einzigen, von Lichtungen unterbrochenen Buschwald nennen. Freilich haben diese Lichtungen nicht selten einen bedeutenden Flächeninhalt. Sie stellen theils üppige Grassteppen, theils (seltener) dünner bewachsene, sogar recht öde, pflanzenarme Strecken dar, für welche letztere der Sennârier den Namen Atmûr, d. h. Wüste, gebraucht. Hauptsächlich bedecken Andropogon-Arten und Akazien von schirmförmigem Wuchs nördlich etwa von 12° 30' das Steppenland. Der Buschwald dagegen wird hier besonders von Acacia, Balanites, Bauhinia, Zizyphus und Calotropis gebildet.

Der Flußwald ändert südlich von Sennâr seinen Charakter, er wird noch tropischer, als weiter nördlich. Die Tamariske verschwindet hier mehr und mehr; die Gattungen Grewia, Adansonia, Tamarindus, Bauhinia, Ficus, Sterculia und Combretum treten in den Vordergrund. Fassen wir zunächst die Urwaldpartbien zwischen den Dörfern Abû-Schôkab und Baranqawwah ins Auge. Acacia nilotica *Linn.* (auch wohl A. seyal *Del.?*) behauptet noch immer einen hervorragenden Rang, sie bildet in dieser Gegend sehr stattliche Bäume. Ueber ihr streben prächtige Sykomoren (Urostigma) mit umfangreichen Stämmen und fast zwei Spannen langen, glänzend grünen, harschen Blättern empor. Das Unterholz wird zum Theil von Grewia echinulata *Del.* gebildet, mit ihren an die der Haselnuß (Corylus avellana) erinnernden Blättern, ihrer abgerundeten Krone, ihrem knorrigen, verdrückten Stamme, theils auch macht sich hier der Kither-Strauch bemerkbar; eine dornige, weißblühende Bauhinia mit kleinen, mehrfach getheilten Blättern von prächtigem, saftigem Grün, welche der von Kotschy in Kordûfân beobachteten Bauh. parviflora nicht identisch ist. Die Tamarinde, arab. Thamr-hindi (Tamarindus indica *Linn.*) ist einer der herrlichsten Bäume, die es gibt. Sein dicker, mit schwärzlicher, rissiger Rinde bedeckter Stamm erinnert durch seinen Wuchs an denjenigen unserer Eichen, die zartgefiederten, sehr dicht stehenden Blätter zeichnen sich durch köstlich frisches Grün aus. Die Krone ist meist abgerundet. Aus den braunen Hülsen bereiten die Eingebornen von Sennâr, Kordûfân und Dâr-Fûr einen Teig, den sie in der Sonne etwas aufgähren lassen, dann zu etwa pfundschweren, flachen, runden Broden zusammenkneten, und so, mit Schalenresten, Stielen und Samenkörnern vermischt, in den Handel bringen. Dieses, arab. 'Ardêb*) genannte Präparat gibt, in Wasser aufgeweicht, ein äußerst erfrischendes, leicht auflösendes Medicament.

Adansonia digitata *Linn.*, arab. El-Hamrah, ist der Riese unter den afrikanischen Bäumen. Sie ist, wie die Wellingtonia der bis jetzt bekannte höchste, so der dickste Baum. Ich maß häufig Exemplare der Hamrah von 40 bis 50 Fuß rh. Umfang; bei Roséres einige von 60 bis 70 Fuß, nicht weit von Gheri in Fazoglo einen von 85 Fuß. Das Wachsthum des Stammes zeigt vieles Eigenthümliche. Man sieht z. B. nicht selten, wie dieser sich über dem Boden in zwei, auch drei gleich große Stämme theilt. Die mächtigen Wurzeln des Baumes kriechen in langen Windungen über den Erdboden hin. In der Höhe von 10 bis 15 Fuß, wo sich der an der Wurzel besonders dicke Stamm verjüngt, zweigen sich gewaltige Aeste ab, die sich bald aufwärts, bald niederwärts beugen. Sie sind fast in ihrem ganzen Verlaufe drehrund und nur an einzelnen Stellen knollig, knorrig. Die Rinde ist glatt; nur selten sieht man einen jüngeren Ast als rundlichen Tuberkel daran hervorbrechen oder irgend eine Rauhigkeit in ihrer Fläche. Ein ziemlich feines Periderm überzieht die Rinde; dasselbe zeigt eine violette, röthlichbraun überflogene, zuweilen in Grauroth spielende Farbe, woher

*) Ardebb, nach anderer Schreibweise.

denn auch der Name des Baumes, „El-Hamrah, d. h. die Rothe", stammt. Wo das Periderm abblättert, da tritt eine saftgrüne Korkschicht zum Vorschein. Am Ende der nicht stark verästelten Zweige brechen Büschel langgestielter, gefingerter Blätter hervor, die eine mächtige, anmuthig grüne Krone bilden. Die Blüthen haben einen gegen 3 Zoll breiten Durchmesser, sind fünfblättrig, mit umgerollten Zipfeln, schneeweiß und von schwach käseartigem Geruch. Aus der Unmasse verwachsener Staubgefäße ragt der lange Griffel hervor. Viele dieser Blüthen fallen, namentlich leicht nach starken Regengüssen, sammt ihren Fruchtständen ab. Die Frucht bildet eine ovale, an beiden Enden etwas (am freien Ende mehr) zugespitzte Kapsel von 10 bis 15 Zoll Länge und 5 bis 8 Zoll Dicke; ihre harte, mit schmutzig grünem Flaum bedeckte Schale umschließt eine weißliche, durch zehn bis zwölf feste, netzartig verflochtene, fasrige Scheidewände getheilte, viele harte, nierenförmige Samen enthaltende Pulpe. Letztere ist in getrocknetem Zustande sehr mehlartig, zerreiblich und hat einen säuerlich süßen, höchst angenehmen Geschmack. Mit Wasser umgerührt gibt dieselbe ein recht erfrischendes, bei fieberhaften Krankheiten sehr zuträgliches Getränk. Diese Frucht — Qangelês genannt*) — wird deshalb in allen sennârischen Hütten für die trockene Zeit aufbewahrt. Affen und Erdeichhörnchen (Xerus) stellen ihnen eifrig nach. Aus ihren Samen hat man in Sennâr zuweilen ein erträglich schmeckendes Kaffeesurrogat zu brennen versucht. Von den schleimigen Blättern dieser Sterculiacee bereiten die südlichen Rôbah und einige Stämme des Bahhr-el-abjadt ein Gemüse, ähnlich wie die Bornuer mit den Blättern des bei ihnen Kúka genannten Baumes verfahren. Das sehr weiche Holz wird in Sennâr nirgend zu technischen Zwecken verwendet. Verwundungen desselben veranlassen leicht ein Absterben des Baumes.

Bei den in der Nähe der sennârischen Dörfer befindlichen Hamrah-Bäumen wird die Rinde in einiger Fuß Höhe von der Wurzel gleichmäßig ringsherum abgeschabt; durch Wucherung der korkbildenden Schicht entsteht da, wo die Abschälung aufhört, eine ringförmige Verdickung. Theils soll dies geschehen, um die Ziegen von dem für den Baum verderblichen Benagen der Rinde abzuhalten, theils um leichter die Lehmgänge zu entdecken, welche von der zerstörenden Termite am Baume emporgezogen werden und die auf dem hellen, rindenlosen Untergrund deutlicher bemerkbar sind.

Die Hamrah ist ein prächtiger Baum, dessen ungeheueres, dunkelgrünes Laubdach auch im dichtesten Urwalde heraus zu erkennen ist. Unfern Hellet-el-Qomr in der Gegend von Hedebât stehen auf einem Hügel etwa ein Dutzend mäßig starke Exemplare dieses Baumes; man sieht ihre Gruppe schon von Ferne wie einen begrünten Felsen über das Walddickicht hinwegragen. Aber nur in der Regenzeit ist die Hamrah schön; denn während der Monate Oktober bis Mai steht sie entlaubt da, ihre dann kahlen Riesenäste in gespenstischer Weise nach allen Richtungen ausreckend. Erst im Mai bedeckt sie sich mit Laub, im Juni mit Blüthen; im September reifen die Früchte. Ein völlig belaubter, blühender Hamrah-Baum gehört unstreitig zu dem Imposantesten, was pflanzliche Schöpfung darzubieten vermag.

Der Hamrah-Stamm zeigt seltsame Unregelmäßigkeiten des Wachsthums. Oefters ist derselbe hohl und dient dann als Ziegenstall, als Plauderstübchen ꝛc. Ein solcher hohler Riese, dessen zwei Hauptäste horizontal herabragen, erhebt sich an der steilen Böschung des blauen Flusses zu Omm-Dermân im Dâr-Roséres. Zuweilen gewährt eine hohle Hamrah innen den Anblick einer Grotte, in welcher Knorren und Knollen des Holzes die Formen von Stalaktiten nachzuahmen scheinen. Ein derartiges interessantes Exemplar traf ich am Begräbnißplatze des Berges El-Djerebîn in Inner-Sennâr. In kleinen Stammhöhlen, besonders in solchen, die zwischen den Aesten befindlich, sammelt sich nicht selten schönes, klares, kühles Regenwasser, dessen sich die Eingebornen gelegentlich zum Trinken bedienen.

Auch findet man Stämme, die, durch ihre eigene Schwere umgesunken, Seitenwurzeln in die Erde treiben und lustig weiter grünen und andere, welche sich völlig mit der Krone gegen die Erde neigen, wieder andere, deren Stämme ganz schräg stehen und sich von der Wurzel bis zur Krone so stark verschmälern, wie eine frisch ausschlagende Tulpenzwiebel. So gewährt diese merkwürdige Sterculiacee da, wo sie häufig, dem Reisenden einen stets wechselnden Genuß, ein immer wieder sich erneuerndes Interesse.

In Sennâr darf man sie erst südlich vom 13° nördl. Br. suchen; am weißen Flusse soll man sie zwischen dem 13° und 8°, etwa bis zur Breite der Ghâbah-Schambil*), treffen, von wo an südlich dieselbe nicht mehr so häufig sein, vielmehr öfter durch andere riesenhafte Sterculiaceen, wie den Kurulengi (spec.?) ersetzt werden soll. Bei den Djûr hat man die Hamrah, wie ich höre, vermißt. Die riesigsten Exemplare derselben bemerkt man in Roséres und Fazoglo.

Ein anderes schon öfter erwähntes Gewächs ist der Sidr (Zizyphus Spina Christi *Willd.*), der Lotos Paliouros des Theophrast (oder griechisch λωτός παλίουρος des Theophrast); derselbe zeigt sich über den ganzen Orient, über Kleinasien, Syrien, Arabien, Abessinien und die Nilländer verbreitet. Der Sidr wird bis 20 Fuß hoch, hat einen sehr unregelmäßig wachsenden Stamm, mit verschränkten Hauptästen, an deren Enden ruthenförmige, mit paarigen, geraden Dornen und abwechselnden, ovalen Blättern besetzte Zweige hervorwachsen. Die Blüthen des Sidr sind weiß, seine Steinfrüchte mit röthlicher Hülle und spärlichem, säuerlich süßem Fleisch — arab. Nebeq — kommen auf die Märkte, werden auch zu einer Art Kuchen verbacken und dienen Nomaden und Seßhaften als Vorrathsspeise, z. B. auf Reisen.

Südlich von Sennâr nun besteht ein großer Theil der Buschwälder hauptsächlich aus Sidr. Ein Sidr-Wald ist das Bizarrste, was man sich denken kann. Da sieht man eine Unzahl verkrümmter und verwachsener, kaum mannshoher, mit schwärzlicher, rissiger Rinde bekleideter Klötze aus der Erde hervorstarren. An den freien Enden dieser Klötze schießen die hellgrünen, dornigen Ruthen auf. Das erinnert oft an alte Bachweiden.

Zwischen die Sidr-Bäume mischen sich Balanites, Akazien, Calotropis, hin und wieder ein baumartiges Combretum, hohe Gräser (Andropogon, Saccharum, Cyperus) und Schilfrohr. Cissus quadrangularis durchflechtet Busch um Busch. Termitenkegel Schritt auf Schritt. Zwischen dem Dickicht Hasen (Lepus aethiopicus *Ehr.*), Wasser-Böcke (Adenota leucotis *Pet. Licht.*), die Baqr-el-wahsch (Bubalis mauretanica *Sunder.*) und Gazellen (A. dorcas *Licht.*), Perlhühner, zuweilen auch Rebhühner (Perdix Clappertoni *Ruepp.*), Bienenfresser (Melittophagus erythropterus *Brie.* Melitto-theres nubicus *Rchbg.*) ꝛc. Schakale (Canis lupaster *Ehrenb.*) und Füchse (C. niloticus *E. Geoffr.*, C. famelicus *Ruepp.*), die Omm-Rischâd (Felis caracal *Schreb.*), die Qéth-el-Khalah (Felis maniculata *Ruepp.*) und Qéth-Zabâth (Genetta vulgaris *Gr.*) schleichen darin ihrem Raube nach. Selbst Löwen sind hier nicht so gar selten.

---

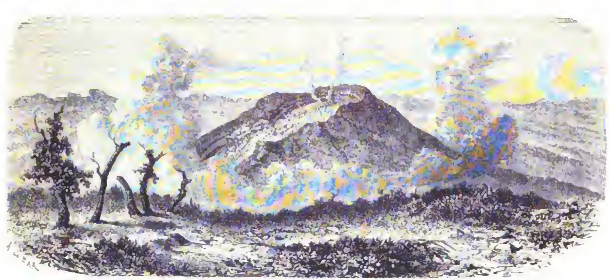
*) In vielen Reiseberichten wird auch der Baum fälschlich „Qangelês" genannt.

*) Corrumpirt aus Ghâbah-e'-Schambi — Wald des Schambi.

Der Boden dieser Sidr-Wälder ist, wie derjenige der meisten in der Nähe des Flusses gelegenen Waldpartbien, mehr humusreich, seltener lehmig und kiesig. Im Allgemeinen zwar zeigt hier der Waldboden den Charakter seiner Entstehung, als eines Produktes wiederholter Anschwemmung des Bahhr-el-azraq und Bahhr-el-abjadt. Seine Fruchtbarkeit ist ungemein bedeutend und der verhältnißweise großartige Ertrag des hiesigen, im Ganzen doch so geringfügigen Ackerbaues zeigt, was dereinst bei verständiger Bewirthschaftung daraus gewonnen werden könnte.

Der Vulkan Gedeh auf Java.

Wer sich längere Zeit in Batavia, der Hauptstadt der Insel Java, aufgehalten hat, versäumt schwerlich, einen Ausflug nach jenen hübsch geformten Kraterbergen zu machen, von denen Graf Görz sagt, daß sie, wegen ihrer unvergleichlichen Schönheit, unter den Bergen das seien, was unter den Bäumen die Palmen sind. Er sagt: „Während ich in Westindien oft die freie Aussicht auf bebaute Strecken vermißte, fand ich auf Java eine mehr als ewig grüne Kultur, die natürliche Vegetation der heißen Zone, die ich jedoch an Ueppigkeit jener von Guyana nicht gleichstellen will."



Vulkan Gedeh vom Gipfel des Pangerango aus gesehen. (Nach einer Originalzeichnung.)

Auch die Naturforscher der Novara-Expedition unternahmen im Mai des Jahres 1858 eine Reise nach den interessanten Vulkanen Pangerango und Gedeh. Der Weg führt zunächst über die bekannte Ortschaft Buitenzorg, das unweit von Batavia liegt; von da an kommt man durch eine reich kultivirte Gegend mit herrlichen Reisfeldern, dann durch Kaffeegärten und durch die unbewohnte Wildniß eines Gebirgspasses nach Tjipanas in den Preanger-Regentschaften am Fuße des Pangerango. Ein Reitweg ist bis auf den höchsten Punkt gebahnt worden, und obschon derselbe oft überaus steil hinaufläuft, so kann man sich doch den kleinen javanischen Pferden ganz sicher überlassen.

Bis zu etwa 4000 Fuß Höhe sind die Gehänge des Gebirges frei von Wald. Man sieht kleine Dörfer, reitet über Grasflächen, auf denen Büffel weiden, oder durch Tabak- und Kaffeepflanzungen. Dann beginnt der Wald, in dem man mit Freuden die heimischen Erdbeerfelder begrüßt. Chinapflanzungen treten auf, und der Weg führt durch einen unbeschreiblich großartigen Wald von 80 bis 100 Fuß hohen schnurgeraden Stämmen des Rasamalabaumes (Liquidambar Altingiana) weiter. Auf der 1500 Fuß hohen Thalfläche Tjiburum sind für die Reisenden Rasthäuser gebaut, die man Pasangrahans nennt. Steil, bergan in Zickzacklinien geht es weiter an heißen Schwefelwasserbächen vorbei, die in Kaskaden niederfallen und die Nähe vulkanischen Feuers anzeigen, ebenso wie das Stein- und Schuttfeld von der verheerenden Macht des nahen Kraters des Gedeh zeugt.

Bei der 7200 Fuß über dem Meere gelegenen Station Kadang-Badak ist der sogenannte Versammlungsort der Rhinocerosse; diese Dickhäuter sollen noch immer einzeln hier vorkommen, allein durch herannahende Reisende werden die furchtsamen Thiere leicht fortgescheucht. Von hier aus steigt der Pangerango als freistehender regelmäßiger Kegel mit einer Neigung von 25 bis 30° an. Die Luft wird kühler, die Vegetation nordischer. Zwar erscheinen noch immer Baumfarrn, aber zwischen verkrüppelten, zwergartigen Bäumen, die mit Moos überzogen sind, und von denen haarähnliche, graugrüne Tillandsien herabhängen. Alle Pflanzen zeigen eine kriechende Tendenz und tragen eine Verkümmerung des Wuchses und Einförmigkeit der Arten zur Schau. Als Dr. Junghuhn im Jahre 1839 zum ersten Male den Gipfel des Pangerango erstieg, flohen schnaubend Rhinocerosse vor ihm davon; jetzt kommen sie dort eben nicht mehr vor.

Der höchste Punkt liegt 9326 par. Fuß über dem Meeresspiegel und ist durch ein kleines Häuschen geschmückt, in dem sich ein großer eiserner Ofen, Tische, Betten und Stühle befinden. Als die Reisenden der Novara-Expedition oben angelangt waren, betrug die Temperatur nur 9°. Eine der schönsten Blumen, welche die Natur hervorgebracht hat, die von Junghuhn entdeckte Primula imperialis, welche noch an keinem andern Orte der Erde gefunden wurde, schmückt neben andern niedlichen Pflänzchen den

Gipfel. Als charakteristische Pflanze des höchsten Punktes kann eine Immortelle, Gnaphalium arboreum, gelten. Durch das Gebüsch schlüpft eine Drossel (Turdus fumidus), welche nebst einem kleinen, zierlichen, zaunkönigartigen Genossen der einzige Bewohner der Bergeshöhe ist.

Der Pangerango ist der größte aller erloschenen Eruptionskegel auf Java; er erhebt sich an der östlichen Seite eines ebenfalls erloschenen ungeheuren Kraterabgrundes. Dicht neben demselben, in einem Abstande von nur einer Meile gegen Südost, und mit diesem durch den 7000 Fuß hohen Rücken Pasču Alang verbunden, ragt ein zweiter Vulkankegel, der Gunung Gedeh, fast zu gleicher Höhe (9323 par. Fuß) empor. Sein Gipfel ist eingestürzt, und auf dem Boden des großen Einsturzkraters erhebt sich ein neuer, noch niederer Eruptionskegel, mit einem tiefen Kraterschachte, dem thätigen Feuerschlunde des Gedeh. Vom Pangerango aus gesehen, scheint der Gedeh so nahe zu liegen, daß man glaubt, einen Stein gerade in den Krater werfen zu können. Der Geolog der Novara-Expedition, der rühmlich bekannte F. v. Hochstetter, bestieg den Gipfel des Gedeh. Der Weg führte über lose Stein- und Schlackenfelder, welche, von niederem Gebüsch und Gras nur spärlich bewachsen, den obern Theil des Gedehkegels bilden. Ein starker Schwefelwasserstoff-Geruch entsteigt der Solfatara, die unter dem Krater in einer tiefen wilden Waldschlucht liegt. Heiße Wasser- und Schwefeldämpfe dringen aus dunklen, am obern Rande schwefelgelb beschlagenen Felsspalten hervor. Hochstetter schildert den Anblick des Kraters und seiner Umgebung, als er oben angekommen war, folgendermaßen:

„Rückwärts stand klar vom Fuße bis zur Spitze der schöne, üppig grün bewaldete Kegel des Pangerango; vor uns aber lagen öde, wüste, graue Steinmassen, die hohe amphitheatralisch geformte Felswand des Einsturzkraters, regelmäßig aufgebaut aus säulenförmig abgesonderten Trachytbänken und unter ihr der dampfende Eruptionskegel, ein wüster Stein- und Schutthaufen vom buntesten Farbengemenge. Aus dem gewaltigen Schlunde des Einsturzkraters, an dessen nackte Felswand der neue Eruptionskegel angelehnt liegt, zieht sich eine kahle Felsschlucht voll Stein- und Trümmermassen, die der thätige Krater von Zeit zu Zeit auswirft, zur Seite tief hinab, bis sie sich in den dunklen Waldmassen verliert.

Wir mußten noch hinabsteigen und dann zum thätigen Krater selbst eest wieder hinaufklettern. Indeß war dies leichter ausgeführt, als wir es uns nach dem Anblick von oben gedacht hatten, und ohne Unfall erreichten wir das Ziel.

Da standen wir nun am gähnenden Rande eines thätigen Kraters. Wir konnten keinen Schritt mehr vorwärts thun. Ein trichterförmiger Abgrund von 250 Fuß Tiefe lag vor uns, sein Boden mit Schlamm gefüllt, in dem da und dort gelbliche Wasserpfützen standen. Die uns begleitenden Javanesen behaupteten, daß sie es hier früher nie so ruhig gesehen, und daß der Krater sonst immer voll Dampf gewesen sei. Diesmal stiegen nur aus einzelnen Seitenspalten des Schachtes schwache Wasserdämpfe in die Höhe, sowie sie auch überall aus den Rissen und Spalten an der Außenseite des Schuttkegels hervorbrachen. Nur Wasser, Wasserdämpfe, Schlamm und eckige Gesteinstrümmer, die Schutt- und Trümmermassen der abgestürzten Felsen des Einsturzkraters sahen wie, aber keine Spur von geschmolzenen Massen oder Lavaströmen, welche der heutige Krater des Gedeh zu Tage gefördert hätte. Die ganze historische Thätigkeit des Vulkans läßt sich mit den Explosionen eines Dampfkessels vergleichen, welcher durch die, im Innern des Berges noch nicht erkalteten, in rothglühendem Zustande befindlichen Massen uralter trachytischer Lavaströme geheizt ist, die bei ihrem Hervorbrechen den Vulkankegel selbst aufbauten. Wasser, Schlamm und Steine hat der Berg zu wiederholten Malen bis in die neueste Zeit ausgeworfen, fein zerriebenen Sand und vulkanische Asche, die bis nach Batavia flog, auch feurige Steintrümmer und glühender Sand wurden mitgerissen und bildeten die von ferne bewunderten Feuergarben; aber bis zu heißflüssigen Lavaströmen, bis zu rund abgeschmolzenen Bomben hat es der Krater des Gedeh seit Menschengedenken nicht gebracht. Dazu reicht seine innere Lebenskraft nicht mehr hin; er ist ebenso in seinem letzten Stadium, im Absterben, wie alle übrigen Vulkane Java's. Es ist die letzte Reaction des innern Feuers gegen das von außen eindringende atmosphärische Wasser. Selbst die thätigsten Vulkane auf Java, der Gunung Guntur und Gunung Lamongan werfen nur glühende Gesteinstrümmer und glühende Asche aus, eigentliche Gesteinstrümmer hat man nie gesehen."

Kermanschah in Persien.

Ein paar Stunden westlich von der Bergkette, in welcher der berühmte Inschriftfelsen von Bisutun liegt, öffnet sich eine weite, prachtvolle, fruchtbare Ebene, an deren Südende die Stadt Kermanschah mit ihren schönen Moscheen und Minarets liegt. Im Nordosten erblickt man in einer wild zerrissenen Gebirgskette den steilen gewaltigen Fels Taki Bostan, d. i. der Gartendom, und zwischen diesem und der Stadt strömt von Norden gegen Süd der Karasu, an dessen westlichem Ufer die Stadt sehr hübsch an dem Südwestgehänge einer Berghöhe eebaut ist, so daß sie selbst mit ihren Terrassen und flachen Dächern weithin das Thal und die Ebene beherrscht. Der Strom durchfließt selbst einen Theil der Stadt, deren tiefer gelegene Gegend den Ueberschwemmungen ausgesetzt ist. Nach Kinneir ist die Lage von Kermanschah 34° 26′ n. Br. und 47° 12′ ö. L. von Greenwich.

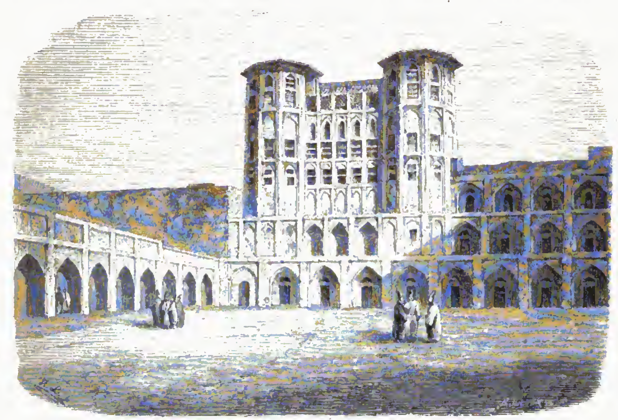
Ueberall umgeben den Ort Gärten mit Kiosks und kleinen Lusthäusern; Kanäle und Wasserbecken ziehen sich durch die pittoresken Anlagen und angenehme Laubgänge laden überall zum Spazierengehen ein. Das Innere der Stadt ist eng und schmutzig; sie ist mit einer Backsteinmauer umgeben, durch welche vier Thore führen. Eugen Flandin (Voyage en Perse I, 425) schildert Kermanschah als ganz in Trümmeen liegend. Der Handel ist trotz der günstigen Lage der Stadt beinahe verschwunden, und nur die wenigen nach Kerbelah wallfahrenden Pilger bringen einiges Leben in den Ort. Unter den Gebäuden Kermanschahs nimmt das Residenzschloß des Statthalters den ersten Rang ein. Von Herrn Major August Krziz, welcher es aus eigener Anschauung kennt, erhielten wir darüber folgende Mittheilung:

Wie bei den meisten orientalischen Gebäuden, so macht auch der Palast des Statthalters von Kermanschah keinen Anspruch auf ein schönes Aeußere; das Innere dagegen ist mit dem größten Luxus auf das Prachtvollste ausgestattet, wie es sich für einen Großen des Schahs von Persien geziemt. Die Hauptfront des Gebäudes ist aus gebrannten Ziegeln aufgeführt, die nicht einmal angestrichen sind; außer den Pfeilern und Fenstern gewahrt man äußerlich nicht die geringste Zierrath am Gebäude. Der Haupt-

eingang unterscheidet sich kaum von den vielen seitlich gelegenen Thüren, die zu Remisen führen.

Im ersten und zweiten Stockwerke der beiden Thürme, sowie in dem zwischen diesen liegenden Hauptgebäude, liegen Staatszimmer oder obere Gelasse (Balah-Chaneh), die vom Statthalter nur bei großen Festen betreten werden; dann wirft er von hier aus Gold- und Silbermünzen unter die gaffende Menge, die aus den niedrigsten Gesellschaftsklassen besteht und allerlei Gaukelspiele auf dem Hofraume treibt. Die Zellen des linken Seitenflügels sind mit großen Oeffnungen versehen, in denen aber keine Fenster sitzen. Wenn hier im Winter Soldaten einquartirt werden, so müssen die Oeffnungen durch Urussi, Schubfenster, geschlossen werden. Der rechte Flügel wird durch einfache offene Arkaden gebildet. Hinter diesen ist das eigentliche Wohngebäude des Statthalters. Es ist ungemein weitläufig und enthält eine große Menge von Zimmern, in denen die wahrhaft kolossalgroße Dienerschaft untergebracht wird. Ganze Schaaren von Ordonnanzen und allerlei Müssiggängern umschwärmen fortwährend diesen Theil des Schlosses. Da gibt es eigene Säle für den sogenannten Chalwet oder die geheimen Unterhandlungen; besondere Säle für den Empfang der Großen an Festtagen; Gemächer und Kammern, in welchen den mittleren Volksklassen Audienz ertheilt wird; Arbeitszimmer; Zimmer für die Günstlinge, die nichts anderes zu thun haben, als durch ihre fortwährende Anwesenheit in der Antichambre den Minister zu ehren, wenn er sie auch oft monatelang keines Blickes würdigt. Jede Jahreszeit erfordert wieder andere Empfangszimmer. So sucht man im Sommer die Gelasse an der Schattenseite oder ein halbunterirdisches Erdgeschoß (Zirzemin), im Winter dagegen die Sonnenseite auf. Reichen die Zimmer zu den verschiedenen Empfangsfeierlichkeiten nicht mehr aus, dann nimmt man die Terrassen oder die hübschen Kiosks in den Gärten als Aushülfe, oder man sitzt vom Morgen bis zum Abend auf ausgebreiteten Teppichen an den herrlichen Wasserbecken, plaudert, lacht, läßt sich etwas vordeklamiren und raucht das Kalium. Das ist das Tagewerk des großen Statthalters, und sehnt er sich am Abend nach all diesen Anstrengungen nach Ruhe und Geschäftslosigkeit, dann zieht er sich in seinen Harem zurück.

Bei größerer Thätigkeit der Regierung und der Bewohner könnte die fruchtbare Gegend von Kermanschah mit ihrem gesunden Klima ein wahrer Garten für Persien werden. Sie ist durch ihre reichen Ernten an Weizen, Gerste, Wein, Sesam und Baumwolle eine der einträglichsten Provinzen Persiens; die große Wohlfeilheit aller Lebensmittel zieht dorthin aus den minder fruchtbaren Gegenden, zumal aus Kaschan, Kom und Isfahan dürftige Kolonisten.



Residenz des Statthalters von Kermanschah in Persien. (Nach einer Originalzeichnung des Major Krziz.)

Außer diesen Eingewanderten sind Kurden, oder hier vielmehr noch Luren, die Hauptbewohner des Thales von Kermanschah; sie verlassen aber ihre Winterdörfer in der Sommerhitze, um unter schwarzen Pferdehaarzelten, auf den Yailaks mit ihren Heerden zu nomadisiren.

Aus den orientalischen Autoren und den Forschungen S. de Sacys ergibt sich, daß Kermanschah erst von den sassanidischen Königen erbaut wurde. Baram (Varenes IV.) soll zwischen 388 bis 399 die Stadt angelegt haben. Da er zu Lebzeiten seines Vaters Gouverneur der Provinz Kerman war, so hatte er den Beinamen Kerman-schah, und davon erhielt auch die Stadt ihren Namen.

Die Ethnographie im Sprüchwort.

Erster Artikel.

I.

Die Sprüchwörter machen den geistigen Hausschatz der Völker aus. In ihnen werden ebensowohl die Ergebnisse aller Beobachtungen und Erfahrungen, wie die Ergüsse augenblicklicher Stimmungen oder Verstimmungen niedergelegt, sorgsam aufbewahrt und zum allgemeinen Nutzen und Frommen nachfolgender Geschlechter von Mund zu Mund vererbt. Können wir daher diesen Hausschatz als den eigentlichen Codex der Lebensweisheit jedes Volkes ansehen, so ergibt sich von selbst die Wichtigkeit, welche die Vergleichung der Sprüchwörter der verschiedenen Nationen für den Ethnographen haben muß. Denn nirgends hat sich die Eigenthümlichkeit der Völker in Bezug auf ihren Geist, ihre Anschauungs- und Darstellungsweise bestimmter ausgeprägt, nirgends ist der Standpunkt der Moral und Bildung, die Nationalität der Stämme und der Einfluß der Geschichte, des Wohnsitzes und des Klima's deutlicher zu erkennen, als in den Sprüchwörtern, so daß man aus ihnen oft ein klareres Bild von dem eigensten Wesen und der geistigen und sittlichen Individualität der einzelnen Völker gewinnt, als aus bändereichen Beschreibungen. So genügt ein flüchtiger Blick in die Sprüchwörtersammlungen der Russen, um aus der großen Zahl der Sprüche, welche den Czaren betreffen, auf das innige Verhältniß zwischen Czar und Volk zu schließen, wie es wenigstens bisher bestand.

Die Sprüchwörter der Lithauer und Polen wiederum sind voll des Hasses gegen den Adel, als den Unterdrücker der Bauern; die der englisch und französisch sprechenden Neger dagegen ein Verdammungsurtheil in letzter Instanz aller Schwärmer für Oncle Tom.

Die orientalischen Völker, für welche das Sprüchwort, wie der Perser sagt, „der Schmuck der Sprache" ist, haben es meist ebenso schwungvoll und bilderreich ausgedrückt, wie die romanischen Völker, namentlich die Franzosen, sich bemüht haben, es einfach und epigrammatisch hinzustellen.

In der französischen Schweiz tragen die Sprüchwörter fast sämmtlich den Stempel der Spottsucht, welche den Bewohnern eigen ist, und bei allen niederdeutschen Stämmen ist das Sprüchwort so derb, daß prüde Damen es beinahe immer nur unter dem Schutze des Fächers mit anhören können.

Ueberhaupt sind die Sprüchwörter der Deutschen die wenigst poetischen, die der Araber die tiefsinnigsten, die der Hebräer die zartesten in der Auffassung, besonders in Bezug auf Alles, was die Frauen betrifft, die der Afrikaner die originellsten in der Ausdrucksweise und die der Finnen und Russen die poetischsten.

Am meisten tritt das hervor, wenn man die einzelnen Sprüchwörter, deren Grundgedanke verschiedenen Nationen gemeinsam ist, in den mannigfachen Varianten verfolgt, welche sich allmälig unter dem Einflusse des Nationalcharakters, Gesittungsgrades und der lokalen Verhältnisse jedes Volksstammes gebildet haben, und wir wollen daher der seit vorigem Jahr bei H. Fries in Leipzig erscheinenden Sprüchwörtersammlung aller Völker *), der umfassendsten Zusammenstellung dieser Art, welche es gibt, einige Beispiele entnehmen, um sie einer näheren Betrachtung ihrer ethnologischen Bedeutsamkeit zu unterwerfen.

Spricht der Deutsche:

Zwei Hähne auf einem Misthaufen vertragen sich nicht,

so stimmt ihm der Tscheche und Lithauer wörtlich bei. Der Däne meint zurückhaltend:

Zwei Hähne taugen nicht auf einen Misthaufen,

und der Albanese erklärt kurz:

Zwei Hähne nie auf einem Miste.

In Italien, wo die Hühner weniger persönliche Freiheit genießen, als in den deutschen Dörfern, sagt der Corse und Toskaner:

Zwei Hähne befinden sich nicht wohl in einem Hühnerhause,

der Venetianer aber:

Zwei Hähne auf einem Hühnerhofe beißen sich.

Der Pole hat statt der Hähne, die sich nicht vertragen:

Zwei Kater an einem Ort,

der Russe:

Zwei Bären in einer Höhle,

oder:

Zwei Wölfe in einem Wald,

gewählt, und der Afrikaner versichert seinerseits:

Zwei Krokodile leben nicht in einer Höhle,

oder:

Zwei große Fische trinken nicht Wasser an einer Felsschlucht.

Der Hebräer drückt dieselbe Idee mit den Worten aus:

Zwei Krähen schlafen nicht auf einem Brete,

während der Spanier behauptet:

Zwei Sperlinge auf einer Kornähre vertragen sich nie.

Nicht mindern Anlaß zu Streitigkeiten gibt ein Knochen zwischen zwei Hunden, weshalb man in Deutschland, Dänemark und Holland spricht:

Zwei Hunde an einem Bein
'Kommen selten überein,

und von den Franzosen und Magyaren hört:

Wenn zwei Hunde sich an einen Knochen machen, vertragen sie sich nicht.

In Böhmen, wo die Küche eine große Rolle spielt, stellt der Tscheche den Vergleich an:

Zwei Köchinnen in einer Küche, zwei Hähne auf einem Düngerhaufen,

und in Galizien macht der Ruthene die Bemerkung:

Zwei Hähne, zwei Rauchsäulen und zwei Herren vertragen sich nie,

welche wir ähnlich in dem dänischen Sprüchwort wiederfinden:

Zwei Herren, zwei Hähne und zwei Narren in einem Haus können sich nicht vertragen.

Unwillkürlich hat man die an Thieren gemachte Beobachtung auch auf die Menschen übertragen, und schon in der Ewe-Sprache in Afrika heißt es:

Zwei Könige sitzen nicht in einer Stadt.

Der Hebräer fragt:

Ist es möglich, daß zwei Könige sich einer einzigen Krone bedienen können?

und der Tscheche erklärt:

Ein Haus leidet nicht zwei Herren,

was der Russe durch ein Beispiel aus seinem Haushaltungswesen als unumstößlich zu beweisen sucht, indem er spricht:

Zwei Schafsköpfe legt man nicht in einen Kessel.

Wie hier, so sind es auch bei dem bekannten Sprüchwort:

Hinter'm Berg wohnen auch Leute,

die lokalen Verhältnisse, welche vorzugsweise die verschiedenen Auffassungen bedingt haben.

Daher sagt man in mehreren Gegenden Deutschlands:

Ueber'm Berg — oder: hinter'm Berge — wohnen auch Leute,

---

*) Das Sprüchwort als Kosmopolit. Von Ida v. Düringsfeld. 3 Bde. Leipzig 1863.

Die Frau im Sprüchwort. Von O. Frhr. v. Reinsberg-Düringsfeld. Leipzig 1862.

Internationale Titulaturen. Von Demselben. 2 Bde. Leipzig 1863.

Von demselben Verfasser im Druck: Der Mann im Sprüchwort. — Das Kind im Sprüchwort. — Das Wetter im Sprüchwort.

und die Bulgaren sprechen:

Hinter der Donau gibt's auch noch Leute.

Der Holländer, dessen Städte reich an malerischen Giebelhäusern sind, versichert:

Ueberall stehen die Giebel in die Höhe,

während der französische Schweizer in seinem Patois spottet:

Ueberall haben die Gänse einen Schnabel.

Dies ist allerdings ebenso wahr, wie die Bemerkungen des Deutschen:

Gänse gehen überall barfuß;
Zerbrochne Töpfe gibt's überall,

und:

Andere Leute haben auch Hände,

oder:

Andere Leute kochen auch mit Wasser.

Dann auch der Däne, der ferne Kolonien besitzt, erklärt:

Zerbrochenes Geschirr in allen Landen;

der Holländer, welcher als Handelsmann die Welt kennt, belehrt uns weise:

Ueberall kennt man Geld,

und der vielgereiste Engländer hat als Frucht seiner Fahrten die Entdeckung mit nach Haus gebracht:

In jedem Lande geht des Morgens die Sonne auf,

was freilich die Annahme des Deutschen:

Ueberall geht die Sonne auf,

wesentlich specialisirt.

Der Franzose, welcher immer denkt, man könne nirgends leben, wie in Frankreich, ruft, wenn er herauskömmt, ganz verwundert aus:

's ist ganz wie bei uns,

und auch der Plattdeutsche findet anderswo zu seinem großen Entzücken:

Helf Gott mit Gnaden, hier wird auch Seife gefatten!

wogegen der nicht platt sprechende Deutsche von seiner Wanderschaft erzählt:

G'rade wie bei uns zu Land
Hängt man die Wurst auch an die Wand,

und:

In anderen Ländern ißt man auch Brod.

Ueberhaupt ist das Brod ein Gegenstand, dessen Verbreitung nicht blos den Deutschen zur Beruhigung dient. Auch die Krainer, welche als Hausirer weit herumziehen, trösten einander:

Wo die Sonne geht, wird gebacken,

die Kroaten sprechen:

Ueberall wird Brod gegessen,

und die Tschechen sagen:

Ueberall wird Brod mit zwei Rinden gebacken.

Der Deutsche läßt sich sogar dadurch, daß es im Plattdeutschen heißt:

Anderswo wird auch Brod gebacken,

zu dem kosmopolitischen Ausspruch hinreißen:

Anderwärts ist auch gut Brod essen,

und glaubt irriger Weise hieraus folgern zu dürfen:

Ueberall bäckt man das Brod im Ofen,

ein Beweis, wie fern der Orient ihm liegt.

Um so auffallender ist es, daß er sein Sprüchwort:

Mit der Zeit pflückt man Rasen,

nicht blos mit einem Bilde deutscher Agrikultur und Industrie:

Mit Zeit und Geduld wird aus dem Hanfstengel ein Halskragen,

sondern auch mit einem den Türken entlehnten Beispiel:

Mit Geduld und Zeit
Wird 's Maulbeerblatt ein Atlaskleid,

bereichert hat. Denn der Türke spricht:

Mit Geduld wird die saure Traube Wein und das Maulbeerblatt Atlas,

und der Russe, welcher immer an seinen geliebten Czaren denkt, sagt:

Die Zeit verwandelt die Früchte des Maulbeerbaumes in den Sarafan der Kaiserin.

In England, wie in Italien, heißt es:

Mit Zeit und Stroh reifen die Mispeln,

in der Türkei:

Mit Zeit und Stroh reifen die Aprikosen,

und bei den Wallachen:

Dulden und Schweigen macht die Trauben süß.

Auch die alten Griechen meinten:

Zeit bringt Korn und nicht der Acker;

die Deutschen versichern:

Zeit macht Heu,

und die Zigeuner fassen sich kurz, indem sie sagen:

Die Zeit macht Alles (oder: alle Früchte) reif.

Melancholisch wie das Land, in dem er wohnt, ist das Sprüchwort des Letten:

Die Zeit verwandelt einen Kienapfel in einen Sarg,

oder:

Die Zeit wandelt eine Eichel in einen Königssarg,

obwohl er sich mit der Hoffnung zu trösten sucht:

Zeit und Eifer trocknen Sümpfe aus,

und:

Zeit macht aus einem Gerstenkorne eine Kanne Bier,

Beides zwei wirkliche Wohlthaten für den Letten.

Beim Engländer hört man den Seemann:

Eine Maus kann mit der Zeit ein Tau entzwei beißen,

und der Holländer hat nicht nur ebenfalls diesen Spruch, nur bestimmter ausgedrückt:

Mit der Zeit beißt die Maus das Tau in Stücke,

sondern auch noch folgende andere:

Mit der Zeit kommt die Henne auf die Eier;
Mit der Zeit wird der Bauer sein Geld los,

und:

Mit der Zeit wird das Kind ein Mann,

oder:

Mit der Zeit kommt Harmen in's Wamms.

Der letzte Spruch findet sich, mit Veränderung des Namens, auch im Plattdeutschen wieder:

All mit der Zeit kommt Jan in's Wamms und Gretchen in den Rock,

und um nicht hinter seinem Namensbruder, dem Holländer, zurückzubleiben, hat der Deutsche gleichfalls noch einige Beobachtungen über die Wirkungen der Zeit angestellt, indem er spricht:

Mit Zeit und Weile lernt ein wilder Ochse das Joch tragen;
Mit Zeit und Weile kommt man nach Rom;
Mit der Zeit wird dir hold,
Was dein nicht gewollt,

und:

Mit der Zeit
Verschwindet alles Leid,

während der englisch sprechende Neger keinen höhern Preis des Wartens zu verheißen weiß, als:

Wenn du Geduld hast, wirst du's morgen sehen,

oder:

Wirst du den Bauch der Ameise sehen.

Nicht minder charakteristisch pflegt jedes Volk auf seine Weise den Rath auszudrücken, einen günstigen Moment nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, oder, wie der Italier warnt:

Wer Zeit hat, warte nicht auf die Zeit.

Denn:

Wer auf die Zeit wartet, dem mangelt die Zeit (deutsch),

oder:

Wer Zeit hat und auf die Zeit wartet, der verliert die Zeit (polnisch).
Zeit und Flut zögern um keines Menschen willen,

sagt der Engländer;

Zeit, Ebbe und Flut wartet auf Niemand,

sagt der Deutsche, welcher des Meeres Wuth kennen gelernt, und der Holländer, seiner Mühlen gedenkend, spricht:

Man muß den guten Wind nicht über das Haupt hinwehen lassen.

In Böhmen, dem Obstland, heißt es:

Zur Zeit gehört es sich, die Erdbeeren zu suchen, die Weichseln zu pflücken und zur Zeit auch die Birnen abzunehmen (tschechisch),

oder:

Wenn die Birnen reif sind, dann muß man sie schütteln (tschechisch);

in dem noch immer waldreichen Oberschlesien dagegen:

Man geht Pilze suchen zur Zeit, wo sie im Walde sind.

Deshalb ermahnt der Araber, der Wüste seiner Heimath gemäß:

Ergreife die Gelegenheit, verliere in Geschäften keine Zeit; das Kameel, welches zuletzt zur Cisterne kommt, läuft Gefahr, kein Wasser mehr zu finden,

indem er hinzusetzt:

Dem Klugen geziemt es, der Zeit nachzugeben, sowie der Schwimmende dem fließenden Wasser nachgibt;

der Hindu empfiehlt an:

Wascht euch die Hände in fließendem Wasser,

und der Engländer, welcher sich die Vorstellung der alten Römer:

Die Gelegenheit hat eine lockige Stirne und ein kahles Haupt,

angeeignet, räth:

Fasse die Gelegenheit bei der Stirnlocke, bevor sie dir den Rücken zuwendet.

Der Holländer hat dieselbe Idee, wenn er sagt:

Man muß den Zufall beim Haar greifen,

und der Deutsche hat zwar ein ähnliches Bild in seiner Phantasie:

Gelegenheit hat vorn langes, hinten kurzes Haar,

zieht jedoch vor, etwas weniger poetisch, aber allgemein verständlich zu sprechen:

Wem das Ferkel gegeben wird, der soll den Sack bereit haben.

Auch der Vlaming sucht sich für Jedermann faßlich auszudrücken:

Schnappt zu, wenn euch der Bissen geboten wird,

und der Franzose wie der Tscheche wählen den Hasen zum Repräsentanten der Gelegenheit, indem der erstere als Regel aufstellt:

Man muß den Hasen beim Kragen nehmen,

und der Tscheche den Rath ertheilt:

Halte den Hasen, wenn du ihn hast; wenn du ihn losläßest, siehst du ihn nicht mehr.

Der Italiener, ein leidenschaftlicher Verehrer des Ball- oder Kugelspiels, gibt die Vorschrift:

Man muß den Ball schlagen, wenn er aufspringt;

der Lette, welcher selten allzuwohlhabend ist, warnt ängstlich:

Laß nicht das Brod bei der Thür vorbeigehen,

und der Kroate, an Entbehrungen gewöhnt, meint genügsam:

Man muß sich in die Zeit schicken.

Denn, wie der Finne weise bemerkt:

Die Zeit fragt nicht nach dem Mann, wenn nicht der Mann nach der Zeit.

Es ist nicht alle Tage Fest, daß wir immer Konfekt essen könnten,

meint der Perser, weil es die Gewohnheit der Mohammedaner ist, an den großen Festen mit Konfekt und Zuckerwerk zu bewirthen und zu beschenken, und aus ähnlichem Grunde heißt es in der Grafschaft Mark:

Es ist nicht alle Tage Kirmeß;

in Böhmen:

Es ist nicht jeden Tag Kirchweih;

in Rußland:

Es ist nicht alle Tage Markttag;

bei den Letten:

Es ist nicht alle Tage Brodtag;

oder:

Nicht alle Tage bäckt die Mutter Kuchen;

bei den Südslawen:

Nicht jeder Tag ist Christtag,

und in Spanien und Portugal:

August und Weinlese sind nicht alle Tage.

Das altgriechische Sprüchwort:

Eine Schwalbe macht keinen Frühling,

hat sich bei allen romanischen und slavischen Völkern in der Fassung, welche die Römer ihm gegeben:

Eine Schwalbe macht nicht Frühjahr,

erhalten. Nur die Franzosen sagen:

Eine Schwalbe macht nicht den Frühling;

die Polen:

Ein Schwälbchen bringt nicht das Frühjahr;

die Bulgaren:

Mit einer Schwalbe wird nicht das Frühjahr;

und die Slovaken gleich den Magyaren:

Eine Schwalbe macht nicht Frühjahr, ein Stamm ist kein Wald.

Auch die Walachen sprechen:

Eine Schwalbe bringt nicht das Frühjahr herbei, und ein Baum macht keinen Wald;

und im Albanesischen heißt es:

Ein (schöner) Tag bringt den Kuckuk (Frühling) noch nicht.

Die nördlicher wohnenden germanischen Völker dagegen, welche ursprünglich blos zwei Jahreszeiten, den Winter und Sommer annehmen, haben, gleich den Ehsten, statt des Frühlings den Sommer gesetzt und sagen, wie diese:

Eine Schwalbe macht keinen Sommer,

weshalb die Tschechen, von den Deutschen beeinflußt, behaupten:

Auch ohne eine Schwalbe wird Sommer.

Als Gegenstück dazu versichern die Holländer:

Eine einzige Elster macht keinen Winter,

oder:

Eine Elster macht keinen kalten Winter;

die Deutschen:

Eine Krähe macht keinen Winter;

und die Engländer, beide Ideen zusammenfassend:

Eine Schwalbe macht weder den Sommer, noch eine Schnepfe den Winter.

In Sicilien sagt man ausnahmsweise:

Eine Blume allein macht nicht Frühling,

während es im übrigen Italien nur heißt:

Eine Blume macht kein Gewinde;

im Dänischen:

Eine Blume macht noch keinen Kranz;

und im Russischen:

Eine Blume macht keinen Garten, und wär' sie auch eine Rose.

Ueberhaupt hat der Gedanke, welcher diesem Sprüchwort zu Grunde liegt, die mannigfachsten Abwandlungen erhalten. So finden wir in der Ewe-Sprache:

Ein Baum macht nicht den Wald,

womit das tschechische:

Ein Baum macht keinen Hain,

und das polnisch-oberschlesische:

Ein Baum ist kein Wald,

übereinstimmt; ferner im Lettischen:

Ein Blatt macht keinen Baum;

im Italienischen:

Ein Dorn macht keinen Zaun;

im Russischen:

Ein Grashalm macht keine Wiese;
Eine Feder macht keinen Pfühl;
Ein Haar macht noch keinen Pelz;
Eine Traube macht noch keinen Weinberg,

und:

Eine Welle macht kein Meer:

im Neger-Englischen:

Eine Schnepfe bedeckt den Teller nicht,

und im Hindostanischen:

Eine Hand bringt keinen Schall hervor,

eine Behauptung, welche durch das tamulische:

Um mit den Fingern zu knacken, genügt der Finger nicht;

das türkische:

Eine Hand klatscht nicht;

das italienische:

Eine Nuß im Sack klappert nicht,

und das dänische:

Ein Schilling in der Tasche klingt nicht,

bekräftigt wird.

Auch im Neger-Französischen heißt es:

Ein Finger kann nicht Kalalu (jene dünne, grüne Suppe, welche man auf den Antillen sehr liebt) essen,

und ganz ähnlich den Russen sprechen die Italiener:

Ein Korb mit Weintrauben macht noch keine Weinlese;

die Deutschen:

Aus einem Reis wird kein Besen,

und die Dänen:

Ein Tropfen Honig macht das Meer nicht süß,

während das lateinische Sprüchwort:

Ein Mann macht keine Stadt,

Anlaß gab, zu sagen:

Ein Mann macht keinen Tanz (italienisch);
Ein Mann macht keinen Ball (französisch);
Ein Mann kann keinen Tag machen,

oder:

Ein Mann macht keinen Tanz,
Eine Blume keinen Kranz (deutsch);
Eine Ameise macht keinen Haufen (russisch),

und:

Ein Jude macht keinen Jahrmarkt (kroatisch).

Ethnologische Beiträge.

VIII.

Wanderungen der Polynesier. — Mischung auf Neu-Caledonien. — Rasse und Schönheitsbegriff. — Zur Ethnologie Frankreichs. — Vermischung der Rassengruppen. — Pfahlbauten. — Die brachycephalen Rhätier in Graubünden. — Bemerkungen über die Bewohner abgelegener Thäler im Kanton Wallis. — Alte Sagen. — Ueber die Basken. — Die vorkeltische Uebevölkerung Europa's und ihre Verschiedenheit. — Alte Schädel. — Linguistische Untersuchungen. — Semitisch- und Indo-Europäisch. — Allerlei über den sogenannten Ursprung der Sprache. — Phantastische Ansichten.

In der pariser Gesellschaft für Anthropologie, über deren Arbeiten wir in unserer vorigen Nummer Mittheilungen gaben, fanden, nach Broca's Bericht, manche Erörterungen über die verschiedenen Völker Amerikas statt. Martin de Moussy schilderte jene in der La Plata-Region, Simonet die in den magellanischen Gegenden, Rameau und Landry sprachen über die Bewohner Canadas, Dally über die Indianer der Vereinigten Staaten. Der Satz, daß die uramerikanischen Völker eine Einheit bilden, ist mehrfach bestritten worden.

Auch über die Völker Oceaniens sind werthvolle Abhandlungen zum Vortrage gekommen, z. B. von Berchon über das Tättowiren auf den Marquesas-Inseln; von Rufz über die Ethnologie Polynesiens im Allgemeinen, von Bougarel und Rochas über Neu-Caledonien, die Neuen Hebriden und Tahiti. Die Neu-Caledonier (welche im Globus bereits geschildert worden sind) waren an einem schönen Tag, ohne daß sie etwas davon ahnten, „französische Unterthanen", wollen aber trotz aller gezogenen Kanonen noch immer nicht begreifen, daß es bei dieser Annectirung mit rechten Dingen zugegangen sei. Sie gehören zu den sogenannten oceanischen Negern, sind jedoch seit mindestens einem Jahrhundert mit braunen Polynesiern vermischt, und zwar von den Loyalty-Inseln her, die in der Nähe liegen, und wohin vor nun fünf Menschenaltern polynesische Leute von der Insel Wallis kamen, sich niederließen und mit den Eingeborenen vermischten. Aus einer polynesischen und einer melanesischen Rasse ist eine Mischung entstanden; die Produkte derselben erhielten vermittelst ihrer Zuthat an polynesischem Blut einen Hang zur Seefahrt, schifften nach Neu-Caledonien und vermischten sich dort ihrerseits wieder mit den Eingeborenen an der Ostküste. Diese ist jetzt von verschiedenen Stämmen bewohnt; einige sind fast ganz schwarz, andere zeigen in ihrer Hautfarbe alle verschiedenen Abstufungen zwischen Schwarz und Gelb. Im westlichen Neu-Caledonien, das aber noch nicht genau erforscht worden ist, scheinen sich die Melanesier ziemlich unvermischt erhalten zu haben.

Diese Wanderungen der Polynesier und ihrer Mischlinge sind noch nicht aus dem Gedächtnisse der Insulaner verschwunden, und ihre Ueberlieferungen wurden ethnologisch bestätigt durch 57 Schädel, welche Bougarel aus dem östlichen Neu-Caledonien nach Europa mitgebracht hat. Er theilte dieselben in drei Serien; die zwei extremen geben die Typen der eingeborenen schwarzen und der eingewanderten gelben Rasse, die mittlere enthält jene der Mischlinge. Dazu kommen noch 25 in Polynesien von ihm gesammelte Schädel. Bougarel hat für jede Serie das Mittel aller kraniometrischen Elemente festgestellt und nachgewiesen, daß die gelbe Rasse auf Neu-Caledonien intermediäre Merkmale aufweist, die zwischen jenen der melanesischen und der polynesischen mitten inne liegen. Die Kraniologie bestätigt, daß die gelben, von den Loyalty-Inseln herübergekommenen Leute Mischlinge waren.

Pihan Dufeillay hat die Bewohner der Andamanen in den Kreis seiner Untersuchung gezogen, Armand das transgangetische Indien, Pruner-Bey die Drusen. Cordier wies einen Türkenschädel aus dem 17. Jahrhundert vor und stellte einen anatomischen und artistischen Vergleich zwischen Köpfen der Türken, Griechen und Araber an. Er entwickelte seine Ansichten über die Darstellung ethnischer Typen vermittelst der Bildhauerkunst. Er weist nach, daß „Schönheit" nicht diesem oder jenem Typus eigenthümlich sei; daß jede Rasse ihre Schönheit habe, welche von der anderer abweicht; der ideale Typus derselben reflektirt sich in einem harmonischen Gleichgewichte der intellectuellen und moralischen Merkmale nicht weniger, als in den unterscheidenden äußeren Kennzeichen einer solchen Rasse. Die Gesetze der Schönheit sind demnach nicht universell, und eben so wenig ist es der Kanon der Verhältnisse des menschlichen Körpers; beide müssen für jede einzelne Rasse näher studirt und speciell bestimmt werden.

Die Kunst in ihren ethnologischen Beziehungen ist auch sonst mehrfach erörtert worden. Gratiolet sprach über den Typus der Köpfe bei den griechischen Statuen, Boudin über die Gestalt der Basis des Thorax bei denselben, Cordier über das Proportionssystem.

Für die ethnologische Forschung in Bezug auf Frankreich ist viel geschehen. Die Gesellschaft besitzt nahe an 500 Schädel, theilweise aus den alten Begräbnißstätten in Paris, theilweise aus anderen aus der merovingischen und der keltisch-römischen Zeit, namentlich auch aus einer alten Stadt der Suessionen bei Mont Berny, und aus den Kirchhöfen der alten Burgunder.

Unter diesen verschiedenen Reihenfolgen von Schädeln findet man, abgesehen von den Uebergangs- (mitten inne liegenden) Formen, zwei wesentlich von einander verschiedene Typen. Der eine ist brachycephal, hat also runden oder kurzen Kopf; die andere dolichocephal, mit langem Kopf; darin liegt der Beweis, daß auf dem Boden des heutigen Frankreichs vor der historischen Zeit und während derselben eine Vermischung zwischen den Rassengruppen stattgefunden hat, zwischen den brachycephalen und den dolichocephalen. Nun waren aber alle Völker von sogenannter indoeuropäischer Abkunft, welche nach einander Gallien eroberten und bevölkerten, Kelten, Kymri's und Germanen, dolichocephale Menschen, und dasselbe gilt, wenn auch in geringerm Grade, von den Römern. Es ist also keinem Zweifel unterworfen, daß der brachycephale Typus, der in Frankreich noch heute so ungemein häufig ist, herzuleiten sei von der Bevölkerung, welche vor Ankunft der Kelten im Lande war. Auch ist durch manche Untersuchungen ins Klare gestellt worden, daß im Steinzeitalter die britischen Inseln, Dänemark, die Schweiz und noch andere Länder Europas von brachycephalen Menschen bewohnt waren.

Diese Ursassen des Bodens, deren Namen unwiederbringlich verloren ist, wurden lange vor der historischen Zeit durch nach einander folgende Wogen dolichocephaler Völker heimgesucht, welche aus Asien nach Europa gekommen waren. Zwischen beiden Gruppen entstand ein Kampf, der ohne Zweifel Jahrhunderte hindurch gedauert hat und von Osteuropa bis zum atlantischen Ocean und zum Mittelmeere reichte. Aber die steinerne Art vermochte gegen Waffen aus Erz nichts auszurichten, und die

höher begabte Minderzahl blieb Sieger. Die bezwungenen Ursassen suchten in Sümpfen, an Seen und Stromufern eine Zuflucht, ähnlich wie später ihre Dränger und Eroberer selber. Die ruhigen Gewässer dieser Seen gewährten jenen Autochtonen wohl Schutz gegen wilde Thiere, aber nicht gegen Angriffe der Menschen; viele ihrer hölzernen Wohnungen wurden in Brand gesteckt, und noch heute finden wir verkohlte Ueberbleibsel in den Seen, und mit denselben Grundpfähle, Pfeile, Aerte aus Feuerstein und Messer. Gosse hat nachgewiesen, daß fast alle diese Wohnungen in und an den Seen, sowohl jene aus der Stein-, wie aus der Bronceperiode, durch Feuer zerstört worden sind. Diese „Pfahlbauten" nehmen ein hohes Interesse in Anspruch.

Die Besiegten wurden theilweise ausgerottet, die Uebrigbleibenden unterwarfen sich dem Sieger. Aber im Süden und Osten behaupteten die Ursassen das numerische Uebergewicht und vermischten ihr Blut mit jenem der Eroberer. So entstanden Blendlingsschläge, welche je nach der größern Blutzuthat in der Mischung von der einen oder andern Seite die respectiven Merkmale der Urschläge in ungleichem Grade an sich trugen. Sie büßten Nationalität, Sitten, Sprache und selbst ihren alten Namen ein.

Aber in einigen Gegenden, wo die Beschaffenheit des Landes einen natürlichen Schutz gewährte, und welche die Eroberer in Ruhe ließen, weil der Besitz derselben sie nicht reizte, z. B. in schwer zugängigen Thälern, entgingen einzelne Trümmer und Reste der Ursassen dem Schicksale, welches über die anderen gekommen war. Das war ohne Zweifel mit den Nachkommen der alten Rhätier der Fall, z. B. jenen, welche der berühmte Akademiker von Baer in Graubünden näher beobachtet hat. Er ermittelte, daß sie brachycephale Leute seien. Sie waren nicht zahlreich genug, um eine Nation zu bilden, haben aber ihren Typus bewahrt, nur die Sprache ist allmälig romanisirt worden.

Bei dem großen Interesse, welches die Forschungen über diesen Gegenstand in Anspruch nehmen, wäre eine genaue Untersuchung der am meisten abgelegenen, hohen Alpenthäler sehr wünschenswerth. Sie gäbe wahrscheinlich manche Ausbeute. Als ich das Obige schrieb, fielen mir manche Stellen ein, die ich vor etwa zwanzig Jahren in Julius Fröbels „Reise in die weniger bekannten Thäler auf der Nordseite der Penninischen Alpen", Berlin 1840, gelesen hatte, und da ich eben dies Buch wieder zur Hand nehme, finde ich, daß mein Gedächtniß mich nicht getäuscht hat.

Fröbel ging ins Val d'Heremence (Eringer-Thal); er bemerkt S. 34: „Jeden, der durch Tirol und durch manche Gegenden der Schweizer Alpen gereist ist und dann hierher kommt, muß das düstere Schweigen überraschen, das in diesen Thälern herrscht. Da hört man keine Kuhreigen, kein Jodeln, und die religiösen Gesänge, welche Sonntags nach dem Gottesdienst auf dem Kirchhofe, vor dem Pfarrhause oder auf der Straße von Weibern und Kindern mit lauter, gellender Stimme unisono gesungen werden, sind die einzigen Töne, die ich auf der ganzen Reise durch diese Gegenden zu hören bekam."

Der Führer erzählte dem Reisenden Folgendes: Die Alpen von Barma und Liapec gehören zu den Montagnes des chiè, d. h. den Alpen der Zehn, was so viel heiße, als Montagnes de dix larrons ou brigands. Unter Montagne versteht man dort immer nur eine Alp oder Viehweide; ein Berg heißt mont; chiè ist zehn. In alten Zeiten, so sagte der Führer, es könne mehr als tausend Jahre her sein, war das ganze Thal von Erremengse ein einziger großer Wald. In diesem ganzen Eringerthal wohnten damals Wilde, des sauvages. Als man das Thal entdeckt und darin Dörfer erbaut, sei die Canaille verjagt worden; on a chassé la canaille. Zuletzt seien von diesen „Brigands" nur noch zehn übrig geblieben, welche sich in der Höhle, die man darum la barma des chiè nenne, aufgehalten, bis sie dort entdeckt und getödtet worden seien. Das seien die zehn Räuber, les dix larrons. Vier Alpen hätten noch jetzt die Namen von diesen Räubern; jene der übrigen wisse man nicht mehr. In Bezug auf diese und andere Namen verweise ich auf Fröbel, S. 37.

In jener Erzählung liegt jedenfalls eine Erinnerung an Ursassen des Landes, „die Wilden", welche in Thälern Zuflucht gesucht hatten, die man erst später „entdeckte." Nicht ohne Belang ist auch die „Caverne des fées d'Arzinol". „In der Mitte einer Felswand sah ich etwas künstlich angebrachtes Holzwerk. Dort, sagte der Führer, sei der Eingang der Feenhöhle von Arzinol. Man sage, sie sei von Feen erbaut und bewohnt worden, doch er glaube, es hätten Menschen darin gewohnt. Vor einigen Jahren hätten sechs Bursche aus der Gemeinde Heremence sich von oben an Seilen hinabgelassen und sie besucht. Der Boden sei mit Steinen ausgepflastert; in der Mitte liege eine große ovale Steinplatte, welche von kleineren Steinen umgeben sei. In dem Felsen, zu beiden Seiten des Ausgangs, vorn über dem Abgrunde, seien Löcher eingehauen, in welchen die Zapfen einer noch erhaltenen hölzernen Walze ruhen, und diese haben, wie man deutlich sehe, dazu gedient, an einem Seile Gegenstände heraufzuziehen und herabzulassen. Davon, daß die Höhle in neueren Zeiten bewohnt gewesen sei, wußte der Führer nichts." Fröbel konnte leider die Höhle nicht besuchen, weil sie auf der andern Seite des Thales lag.

Die „Savans" haben ihr den Namen Hunnengrotten gegeben, ältere Bücher über die Schweiz fabeln, daß „Ungarn, Saracenen und Araber" in jenes Thal gekommen seien. Der Führer aber meinte, gewiß viel richtiger, man wisse noch, daß Solches einmal vor sehr alten Zeiten der Fall gewesen, als die Gletscher im Hintergrunde noch nicht so groß waren, und die Feinde seien damals hinten über die Gletscher gekommen. Nicht weit von der Höhle sei im Thal eine Stelle, la bataille genannt; dort sei damals der Feind geschlagen worden; von da an bis zur Franzosenzeit wußte man von keinem Feind etwas.

Man sollte eine genaue Untersuchung der Höhle und der Schlachtstätte vornehmen; sie ergäbe vielleicht wichtige Resultate. Uebrigens sah Fröbel (S. 165) im Eringer- und Einfischthale nur schöne Leute mit entschieden romanischer oder germanischer Gesichtsbildung; hellblonde mit blauen Augen, braunhaarige und schwarzhaarige. „Die letzteren scheinen mir im Ganzen von zarterem Körperbau zu sein. Die braunhaarigen herrschen vor und sind große, starke Leute."

An Keltisches erinnern die verschwenderischen Leichenmale der Einfischer und das vieljährige Zusammensparen dafür. „Wollte man aus dem formellen Zustande der Sprache in dem romanischen Dialekte des Wallis einen Schluß ziehen, so würde man am ersten die Bewohner des Val de Bagne für Fremdlinge unter den Romanen halten können, denn nirgends erscheinen die Wortstämme so unkenntlich wie in ihrer Mundart." Fröbel gibt davon, S. 171, eine Probe und äußert dann, es sei ihm wahrscheinlich, daß die Wilden, die Canaille, ferner die Bewohner des Einfischthales, welche noch bis in späte Zeit Heiden gewesen und erst durch die Bischöfe von Sitten bekehrt wurden, die letzten Ueberreste einer freien, also auch unter den Römern in ihren Thalwinkeln freigebliebenen keltischen Bevölkerung gewesen seien. Die Sage von den Hunnen und Ungarn könne sich wohl auf diese keltischen Ueberreste beziehen, welche, obwohl die Ureinwohner des Landes, doch später, als die neue Bevölkerung, die germanischen Stammes war, mit ihnen in den äußersten Thalwinkeln zusammenstieß, als Eindringlinge angesehen und verfolgt wurden. Das Thal von la Barma ist der beste Zufluchtsort für einen Haufen von Menschen in solcher Lage, den man sich denken kann, denn man vermuthet weiter vorn nicht einmal die Existenz eines solchen, und auch das Einfischthal ist an seinem Ausgange fast ganz geschlossen."

Diese Ansicht hat im Allgemeinen Vieles für sich; nur darin liegt, wie die neuere Forschung herausgestellt hat, ein Irrthum,

daß Kelten die ältesten Ureinwohner dieser Region gewesen seien. Jene „letzten Reste" können übrigens Kelten gewesen sein, doch ist es wahrscheinlich, daß sie den vorkeltischen Ursassen angehört haben. Schädelfunde würden darüber einigen Aufschluß geben können.

In den Pyrenäen haben die Basken Volksthümlichkeit, Sitten und Sprache bewahrt. Ueber dieses interessante Volk hat Pruner-Bey einen eingehenden Vortrag gehalten. Die baskische Sprache hat den Schiffbruch überlebt, in welchem alle übrigen Uridiome Europas gescheitert und zu Grunde gegangen sind; sie allein steht als lebendiger Beweis da für das Vorhandensein einer Urbevölkerung, welche den Boden inne hatte, als die Eroberer von Asien her einwanderten. Dieser unwiderlegbare linguistische Beweis zeigt, in Verbindung mit anatomischen Thatsachen direkt oder indirekt, daß wenigstens einige dieser Ursassen brachycephal waren. Retzius und alle anderen Anthropologen nach ihm haben dann den Schluß ziehen wollen, daß auch die Basken brachycephal seien. Diese Annahme stützte sich auf die Beobachtung zweier baskischen Schädel, welche man in Stockholm besitzt. Vor einiger Zeit erhielt jedoch die anthropologische Gesellschaft sechszig baskische Schädel von einem Kirchhofe in der Provinz Guipuscoa. Aber unter diesen sind nur drei wirklich brachycephal, die meisten übrigen durchaus dolichocephal. Man ist überrascht, daß der Durchschnittstypus dieser ganzen Reihe baskischer Schädel weit mehr dolichocephal ist als bei einer gleichen Anzahl nordfranzösischer Schädel*). (Ueber die baskischen Schädel haben in der pariser anthropologischen Gesellschaft höchst lebhafte Erörterungen statt gefunden; wir können aber jetzt nicht näher auf dieselben eingehen.)

Uebrigens beweisen diese dolichocephalen Baskenschädel nichts gegen den Satz, daß vor der Einwanderung aus Asien Europa schon eine Urbevölkerung hatte. Es ist unwiderlegbar nachgewiesen, daß die vorkeltischen Menschen in Dänemark, auf den britischen Inseln, in Frankreich und der Schweiz zumeist brachycephal waren. Diese geheimnißvolle Urzeit liegt weit hinter uns; wir stehen ihr gegenüber wie Wanderer, denen aus der Entfernung alle Bäume eines Waldes wie Eine Masse erscheinen. Unserm Geist, der seinen Weg nur durch Tasten findet, will es nicht einleuchten, daß vor dem Eindringen der aus Asien herkommenden Menschen nur ein einziges Volk, eine einzige Art oder Rasse von Ursassen, den Boden von ganz Europa inne gehabt habe. Finden wir doch heute noch die Erde besetzt mit einer Anzahl von Völkern, die an Sprachen und Typus wesentlich von einander abweichen; die verschiedensten Rassen leben, vermischt oder unvermischt, hart nebeneinander. Was könnte uns, solchen Thatsachen gegenüber, zu der Annahme berechtigen, daß vor, wir wollen sagen, fünftausend Jahren die Bevölkerung Europas eine durchaus gleichartige habe sein müssen? War denn die Menschheit damals noch jung? Hatten Wanderungen und Kämpfe nicht Zeit genug gehabt, in verschiedenen Theilen des Erdballs auch verschiedene Typen zu verbreiten? Doch die Thatsachen sprechen ja laut genug; die Verschiedenheit der europäischen Urvölker ist ausgemacht; die Paläontologie des Menschen liefert die Belege dafür; es kann nicht mehr bezweifelt werden, daß brachycephale Menschen vor unserer historischen Zeit vorhanden waren.

Zu einer Reihenfolge von Beobachtungen, welche das vorgeschichtliche Dasein von Brachycephalen beweisen, kommen noch andere, zwar weniger zahlreiche, aber nicht minder entscheidende, aus welchen sich das gleichzeitige, vielleicht ein früheres Vorhandensein eines dolichocephalen Typus ergibt. Ein mit Stalagmit überzogener Schädel, welchen Garrigou in einer Höhle in den Pyrenäen fand, ist dolichocephal; ein Schädel von Meilen am züricher See, aus einem Pfahlbau aus der Steinperiode, ist gleichfalls dolichocephal; nicht minder der berühmte Schädel aus der Höhle von Engis, welchen Schmerling zusammen mit Knochen vom Elephanten, Rhinoceros und anderen, ausgestorbenen, Thieren fand. Und der berühmte Schädel aus dem Neanderthal am Niederrhein, der von Professor Schaffhausen in Bonn beschrieben worden ist, hat eine so seltsame Gestalt, daß manche ihn für den ältesten aller bekannten Schädel halten. Er ist in hohem Grade merkwürdig durch Schmalheit und Länge. Gegenüber solcher Thatsachen kann man unmöglich in Abrede stellen, daß eine dolichocephale Rasse, oder auch mehr als eine, in einer unberechenbar weit zurückliegenden Zeit in Europa vorhanden gewesen sei.

Um auf die historischen Zeiten zu kommen, so hat Lagneau in seiner Abhandlung über Gaelen und Kelten nachgewiesen, daß diese beiden Volksstämme jedenfalls in ihrer Nationalität verschieden waren. William Edwards hatte früher die Identität beider behauptet. Boudin wies den Einfluß der ethnologischen Abstammung auf den Körperbau nach und benutzte dabei die Conscriptionstabelle für das Heer. Er entwarf Karten, in welchen er durch verschiedenartige Farbenbezeichnungen die hier in Betracht kommenden Verhältnisse geographisch veranschaulichte. Er hat ähnliche Karten über Kurzsichtigkeit, das Vorwalten schlechter Zähne ꝛc. entworfen. In dieser Beziehung und insbesondere auch in der Statur bieten die Bewohner der Normandie und jene der Bretagne die schärfsten Gegensätze dar; auch hat Bertillon nachgewiesen, daß beide, die an Ursprung so verschieden sind, die Extreme in der Mortalität bilden.

Die linguistischen Untersuchungen werfen bekanntlich in manchen Fällen Licht auf die Völkerkunde. Pruner-Bey erörterte die Sprache Afrika's, Westasiens, Amerika's und Australiens, namentlich in Bezug auf primitive Zählmethode. Chavée handelte über den Parallelismus der indoeuropäischen und semitischen Sprachen und betonte den urwesentlichen, radikalen, absoluten Unterschied, durch welchen beide große Sprachfamilien von einander getrennt sind. All und jeder verwandtschaftliche Zusammenhang beider wird an ihm in Abrede gestellt und eine ursprüngliche Verschiedenheit behauptet. Es handelt sich, sagt Broca, hier um eine Thatsache und um eine Schlußfolgerung. Die Thatsache ist von Halléguen in Zweifel gezogen worden, indem dieser einige Punkte nachzuweisen suchte, bei denen in der semitischen und der indoeuropäischen Grammatik Uebereinstimmung herrscht. Aber Pruner-Bey und Rénan nahmen die Thatsachen entschieden an und erklärten es für eine Unmöglichkeit, das Hebräische vom Sanskrit oder dieses von jenem abzuleiten, Chavées Folgerung dagegen sei wenigstens nicht erwiesen. Rénan betrachtet sie nicht nur als möglich, sondern auch als wahrscheinlich; fügt aber hinzu, daß Alles, was vor dem Ursprunge der Civilisation, vor der Bildung einer eigentlichen Gesellschaft, vor der Organisirung der Sprachen liege, den Linguisten unbekannt und auch unzugängig sei. — So weit Broca.

Wir unsrerseits meinen, daß er damit das Richtige getroffen habe. Pruner-Bey dagegen verstieg sich, was manche Linguisten gern thun, hoch in den Nebel, indem er von Möglichkeiten träumte, durch deren Annahme überhaupt gar nichts erklärt wird, und die lediglich auf Phantasiespiele hinauslaufen. Er gab zu, daß die arischen, semitischen und turanischen Sprachen gar keine direkte Verwandtschaft unter einander haben, „aber sie könnten doch möglicherweise von einem und demselben Stamme gekommen sein, von einer Sprachfamilie, die für uns auf immer verloren ist." Dies ist doch geradezu überflüssige Spielerei.

Man macht sich überhaupt in Betreff des „Ursprungs der

*) Retzius in Stockholm stellte zwei Schädel- und zwei Gesichtsformen auf: 1) die brachycephalische: Schädel kurz, rund oder viereckig, Länge und Breite nicht wesentlich ungleich, Hinterhaupt kurz, etwas platt, Gruben für das kleine Hirn aufsteigend, Scheitelhöcker stark, Hinterhauptshöcker oft fehlend; hintere Hirnlappen kurz, breit. 2) Dolichocephalische Form: Schädel lang, besonders durch Entwickelung des Hinterhauptes, oval; Gruben für das kleine Gehirn mehr horizontal, Scheitelhöcker oft fehlend, Hinterhauptshöcker sehr stark; hintere Hirnlappen besonders nach hinten entwickelt.

Sprache" viel ganz unnöthiges Kopfzerbrechen, und eine Zusammenstellung der Ansichten, welche darüber seit etwa einem Menschenalter geäußert worden sind, würde ergötzliche Proben von geistiger Abspurigkeit und von seltsamem Raffinement enthalten. Die Linguistik ist eine wichtige und erhabene Wissenschaft, welche ganz ungeheure Fortschritte gemacht hat. Deutschland steht auch in dieser Beziehung in vorderster Reihe, und wer einen Ueberblick über den gegenwärtigen Stand dieser Wissenschaft sich verschaffen will, den verweisen wir auf ein klar und anziehend geschriebenes Werk: Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, von Dr. Max Müller, Leipzig 1863. Unser Landsmann hielt sie zu London in englischer Sprache; sie haben aber durch die deutsche Bearbeitung des Professor Karl Böttger in Dessau noch gewonnen.

In seinen Bemerkungen über den „Ursprung der Sprache" (S. 277 ff.) bemerkt Herr Müller ganz richtig, „daß wir kein Mittel haben, das Problem des Sprachenursprungs auf historischem Wege zu lösen." Aber die Sprache und ihr Ursprung sind gar kein Problem. Die Sprache ist dem Menschen angeboren, und durch sie ist er eben Mensch. Jeder Mensch hat die Sprache von vorne herein; sie ist für ihn physiologische und psychologische Grundbedingung und Nothwendigkeit, ohne welche ein normaler Mensch, gleichviel auf welcher Stufe, gar nicht gedacht werden kann. Müller sagt:

„Die Geschichte fängt erst lange nach der Zeit an, wo die Menschheit das Sprachvermögen erlangt hatte, und selbst die ältesten Ueberlieferungen schweigen über die Art und Weise, in welcher der Mensch zu dem Besitz seiner frühesten Gedanken und Wörter gelangte."

An diesem Schweigen thun die ältesten Ueberlieferungen sehr wohl, und unseren Linguisten wäre ein Gleiches zu rathen; denn daß sie davon rein gar nichts wissen können, liegt auf der flachen Hand.

„Man sagt uns, daß der erste Mensch ein Sohn Gottes war, daß Gott den Menschen ihm zum Bilde schuf, daß er ihn aus Erdstaub bildete und in seine Nase den Athem des Lebens hauchte. Das sind einfache Thatsachen, und sie müssen als solche hingenommen werden; wenn wir über sie Urtheile zu bilden anfangen, so streift die Schneide des menschlichen Verstandes, ohne irgendwo zu haften, jedesmal vorbei."

Wer aber wird im Ernst heute noch von einem „ersten Menschen" reden? Wer mit einer mythologischen Ansicht von sehr handgreiflicher Natur sich noch im Ernst befassen mögen? Und was Müller als „einfache Thatsachen" hinstellt, das sind gar keine Thatsachen, sondern Phantasiegebilde.

Die Abschnitte, in welchen Müller den Ursprung der Sprache und Sprachen behandelt, enthalten manches Schätzbare, aber auch manche Concessionen an die bekannte Voreingenommenheit der Engländer. Es ist viel zu viel Hypothese, Wenn und Aber darin, zu viel Spielerei mit Möglichkeiten, z. B. in dem Satze: „Wenn es auch bewiesen werden könnte, daß alle Sprachen der Menschheit auf eine gemeinsame Quelle hinweisen, so würde doch daraus nicht folgen, daß darum die menschliche Rasse von einem einzigen Paare abstammen müsse." So weit ist Alles gut; Müller setzt aber hinzu: „denn die Sprache hätte ja das Eigenthum einer begünstigten Rasse sein können und sich den anderen Rassen erst im Laufe der Geschichte mitgetheilt haben." Das ist doch zu stark! Als ob überhaupt ein normaler Mensch, ein Volk ohne Sprache auch nur gedacht werden könnte! Und nun eine „Gottheit", die eine Rasse „begünstigt" mit einer Sprache, welche sie allen übrigen zeitweilig entzogen hätte, bis es ihr dann einmal einfällt, diesen sprachlosen Parias die Sprache zu schenken!!

Ein deutscher Gelehrter sollte doch den Grillen eines englischen Publikums nicht Zugeständnisse machen, wie sie im Folgenden enthalten sind: Nachdem darauf hingewiesen worden ist, daß das vermeintliche „Problem" des gemeinsamen Ursprungs der Sprachen mit den im Alten Testament enthaltenen Angaben über die sogenannte Schöpfungsgeschichte und die Genealogie der Patriarchen in keinem Zusammenhange steht, heißt es: „Wenn uns unsere Untersuchungen zu der Annahme verschiedener Anfänge der Sprachen des Menschengeschlechts hinführen sollten, so steht dieser Ansicht im Alten Testamente nichts entgegen. Denn obgleich die Juden glaubten, daß eine Zeit lang die ganze Erde nur eine Sprache und Rede besaß, so haben doch auch die bedeutendsten geistlichen Autoritäten, namentlich mit Bezugnahme auf die amerikanischen Dialekte, nachgewiesen, daß neue Sprachen in späterer Zeit entstanden sein dürften."

Es ist linguistisch und für den Gegenstand, welchen Müller behandelt, unendlich gleichgültig, was für Angaben darüber das Alte Testament enthält. Wir wissen, wo das Buch der Genesis redigirt wurde, und welche Zuthaten es am Euphrat erhielt. Die Juden aber hatten eine höchst beschränkte Vorstellung vom Umfang der Erde und kannten nur einen sehr geringen Theil derselben. Die Ansichten des Moses und der alten Juden haben ganz und gar keine Bedeutung. Sie kannten einige Punkte von Nordafrika, Aegypten und Nubien, Vorderasien und den Euphratländern; höchstens noch von den Gegenden zwischen dem schwarzen und dem kaspischen Meere. Sie kannten nicht den tausendsten Theil der Erdoberfläche. Was sie also meinten, ist so viel oder so wenig werth, als was etwa die alten Peruaner gemeint haben. Der Umfang ihrer höchst geringen und beschränkten Kunde ist graphisch angezeigt auf einer Karte zu Nott und Gliddon's Types of Mankind, Philadelphia, 6. Auflage, 1854, S. 552. „Geistliche Autoritäten" als solche sind in Bezug auf unsern Gegenstand von eben so irrelevanter Art, als z. B. juridische oder chemische Autoritäten wären; sie haben in die Sache gar nichts hinein zu reden.

Wir könnten noch mehr Seltsamkeiten hervorheben, wollen aber mit der folgenden schließen. Müller sagt: „Man hat gegen mich die Anklage erhoben, daß ich in meinen Forschungen von einem unbedingten Glauben an den gemeinschaftlichen Ursprung des Menschengeschlechts geleitet worden sei. Ich leugne nicht, daß ich diesen Glauben hege, und daß die Bestätigung desselben, wenn sie überhaupt nöthig ist, durch Darwin's Buch On the origin of species dargeboten worden ist." Diese Behauptung ist stark; denn Darwin's „geistreiche Seiltänzereien auf naturwissenschaftlichem Gebiete", — so hat sich ein ausgezeichneter Naturforscher ausgedrückt, — seine vielfach von Sachkennern und gründlichen Fachgelehrten nicht blos angefochtene, sondern auch völlig verworfene Theorie, für eine Bestätigung eines Glaubens auszugeben, — das kann zwar befremdlich erscheinen, es ist aber damit gar kein Beweis beigebracht. Sodann: mit der Erklärung des „Problems über den Ursprung der Sprachen" hat doch schwerlich der Linguist etwas zu schaffen, sondern das Urtheil stände eher den Anatomen, Physiologen und Anthropologen zu, welche ohnehin schon mehrfach gegen „Uebergriffe der Linguistik" sich ausgesprochen haben.

Wenn Leute wie Bunsen oder Prichard, Owen und Humboldt sich für die Einheit des Menschengeschlechts ausgesprochen haben, so ist damit die Einerleiheit noch gar nicht bewiesen. Und wenn, wie Hr. Müller hervorhebt, jede Nation, welche überhaupt eine Ueberlieferung über den Ursprung des Menschengeschlechts besitzt, „die menschliche Rasse von einem einzigen Paare oder gar von einem einzigen Individuum ableitet," so ist auch damit weiter nichts gesagt, als daß jedes Volk seine Anfänge sehr einfach und natürlich erklärte und sich einen Stammvater gab. Aber an den „Ursprung des Menschengeschlechts" hat es dabei nicht gedacht; so abstrakt war kein Volk, das auf einer frühern Entwickelungsstufe stand. Die Kosmogonien rc. gehören einer spätern an. A.

Abenteuer eines Seemanns unter den Kannibalen des Fidschi-Archipels.

I.

Wir gaben jüngst einige Mittheilungen über die Fidschi-Inseln, nach Berichten unseres Landsmannes Berthold Seemann. Die Bewohner dieser Eilande in der Südsee bieten dem Beobachter Stoff in Fülle zur Beobachtung, und sie gehören auf jeden Fall zu den interessantesten im großen Ocean. Aber ihr inneres Leben und ihre Eigenthümlichkeiten lernen wir weniger aus den Berichten kennen, welche wir durch wissenschaftliche Reisende erhalten, die nur zeitweilig unter den Insulanern sich aufhalten, als durch solche Europäer, welche jahrelang nothgedrungen oder freiwillig mit den „Wilden" verkehrten. So haben wir durch Mariner einen tiefen Einblick in das Leben der Tonga- (Freundschafts-) Insulaner gewonnen; und über die Fidschi-Inseln lesen wir in John Elphinstone Erskine's Journal of a cruise among the islands of the Western Pacific etc., London 1853, die merkwürdigen Erzählungen eines Matrosen, der zwei Jahre bei den Leuten auf Fidschi blieb (S. 411 bis 477). Damals, 1840, war der Einfluß der Engländer auf jener Gruppe noch nicht so groß wie jetzt; die Bewohner lebten noch ganz in ihrer alten Weise, und der Matrose konnte ihre Sitten und Gebräuche in aller Muße beobachten.

Dieser John Jackson erscheint uns als ein rechtes Urbild jener Klasse von Abenteurern, welche in der weiten Südsee durch eine Menge thatenlustiger Menschen vertreten wird, die überall umherschwärmen und sich zu keinem seßhaften Leben, zu keiner regelmäßigen und andauernden Beschäftigung verstehen wollen, bevor sie recht viel „von der Welt gesehen" haben. Jackson war im November 1820 in der englischen Landschaft Sussex geboren. Als er sechszehn Jahre zählte, konnte er es in seiner Heimath nicht mehr aushalten, verließ die Schule und ging „in die Welt". Im Juni 1837 fuhr er als Matrose nach Vandiemensland, wo er im Januar 1838 ankam. Nachdem er einige Zeit in Hobarttown verweilt, fuhr er längere Zeit auf Küstenschiffen von einem australischen Hafen zum andern, ging dann an Bord eines Südseefahrers, der von Sidney nach Tahiti steuerte und besuchte manche Inseln, z. B. auch die Kingsmill-Gruppe.

Auf den Samoa-Inseln (Navigatoren) nahmen die Eingeborenen der Insel Manna ihn gefangen, weil sie einen weißen Mann bei sich haben wollten. Er blieb einige Monate bei ihnen und ging später an Bord verschiedener Fahrzeuge. Eins derselben, das bewaffnet und mit etwa sechszig Spaniern bemannt war, schien ihm verdächtig zu sein und mochte wohl auf Seeraub ausgehen; er nahm also die erste beste Gelegenheit wahr, dasselbe zu verlassen und fand sie bei den Fidschi-Inseln, bei Somo-Somo, das auf einem Eilande, ganz in der Nähe von Vanua Levu liegt, also von der zweitgrößten Insel des Archipelagus. Nun lassen wir ihn seine Abenteuer erzählen:

—— Als ich mich entschlossen hatte, das gefährliche Schiff zu verlassen, zog ich eines Abends zwei Paar weite Matrosenhosen und zwei Röcke an, steckte ein scharfes Klappmesser zu mir und befestigte in meiner Mütze etwas Tabak und einige kleine Pfeifen. Mit diesen nothwendigsten Dingen versehen, ließ ich mich bei nächtlicher Weile an einem Strick in das Meer hinab und versuchte, das etwa eine halbe englische Meile entfernte Ufer durch Schwimmen zu erreichen. Ich hatte aber nicht bedacht, daß die vielen Kleider durch das aufgesaugte Salzwasser schwer wurden. Nur mit der größten Anstrengung konnte ich weiter schwimmen; ich fühlte, wie meine Glieder ermatteten und wie ich endlich untersank. Ich hatte bereits eine ziemliche Menge Wasser geschluckt, als ich meine letzten Kräfte zusammen nahm und mich der überflüssigen Kleider entledigte. Ich schwamm weiter, fühlte endlich Grund unter meinen Füßen, und erreichte das Ufer, wo ich, Gott dankend, fast kraftlos und wie todt zusammenstürzte.

Wenn auch mein Körper wie zerschlagen war, so war doch mein Gemüth durch die glückliche Rettung erleichtert. Ich ging dem Walde zu und ließ die Ansiedelung, die ich vom Schiffe aus gesehen hatte, zur Linken liegen. Die ganze Nacht wanderte ich fort, bis ich zu einem rauschenden Waldstrom gelangte. Die Sonne ging auf; ich erfrischte mich durch einen Trunk, badete mich und wusch das Salzwasser aus den Kleidern, die ich dann zum Trocknen auf Steine legte.

So saß ich nackt da, ließ mein vergangenes Leben an mir vorübergehen und dachte daran, was aus mir ferner wohl werden würde. Mein Hinsinnen ward durch die Erscheinung eines alten, wild aussehenden Eingeborenen unterbrochen. Wohl zwei Minuten blieb er sprachlos über meine unerwartete Erscheinung vor mir stehen. Er begann zu sprechen; seine Mienen wurden immer wilder, und obgleich ich ihn nicht verstand, vermuthete ich doch, daß er meine Kleider haben wollte, und daß er sonst mich „moku", tödten, würde. Doch kehrte ich mich nicht daran und schlürfte schnell in die Kleider; dann gab ich ihm durch Zeichen zu verstehen, daß ich Feuer für meine Pfeife verlange. Er führte mich zu einer Hütte, gab mir Feuer und wiederholte sein Verlangen nach meinen Kleidern und meinem Messer. Ich gab ihm Tabak, dessen Gebrauch er recht gut kannte. Doch das war ihm nicht genug. Er ward immer dringender und rief laut, worauf ein junger, hübscher Eingeborener mit einer Keule erschien. Der Alte nahm die Keule und wollte damit nach meinem Kopfe schlagen, doch trat ich so nahe an ihn heran, daß er seine Absicht nicht ausführen konnte. Damit ich in Gutem mit ihm auseinander käme, wollte ich ihm ein Paar meiner Hosen geben. Als ich nun zurücktrat, um sie auszuziehen, versuchte er mit der Keule nach mir zu schlagen; ich wich aber dem Streich aus und stieß ihm mein Messer in den Unterleib. Als der Bursch dies sah, lief er davon, der Alte sank um, und ich entfernte mich in einer anderen Richtung.

Von einem Hügel aus sah ich die oben erwähnte Ansiedelung wieder; was blieb mir übrig? In den Wäldern wäre ich von den Gebirgsbewohnern erschlagen worden; ich beschloß also, mich auf Gnade oder Ungnade dem „König" zu ergeben und ihm meine ganze Habe anzubieten.

Einige Knaben, die ich vor dem Orte traf, brachten mich zum Könige. Er gab mir zu verstehen, daß ich nicht wieder zum Schiffe zurückkehren solle, denn hier gebe es genug zu essen und genug Mädchen. Die Mädchen brachten einen Topf mit Fischen, gossen Suppe in eine Cocosnußschale, legten die Fische auf einen mit grünem Laub bedeckten Holzteller und reichten mir beides dar. Auf des Königs Geheiß schälte ein Mädchen Yamwurzeln für mich, ein anderes entfernte die Gräten aus dem Fisch, und ein drittes fächelte mir mit einem Palmenzweig die Fliegen fort.

Als ich so da saß, kam ein in der Nähe wohnender Missionär, Hunt mit Namen, auf mich zu und sagte mir, daß der Kapitän des Schiffes mich zurück verlange; er machte mich aufmerksam, daß die Eingeborenen falsche und verrätherische Leute seien, die mich heute mit Speisen versehen, morgen aber vielleicht tödten würden. Der König aber erklärte, ich müßte sein „Mann

Manu", d. h. Vogel, werden, und daß er mich unter keiner Bedingung frei ließe.

Als das Schiff die Insel verlassen hatte, sagte der König Tuithakau zu mir, er werde seine „Gali's", d. h. ihm unterthänige Orte, besuchen, und ich solle ihn auf der Fahrt begleiten. Es würde mir Vergnügen machen, wenn ich die Mädchen von Vanua-Levu (einer der größeren Fidschi-Inseln) tanzen sähe, und daß ein „Kana vonu", Schildkrötenfest, gefeiert würde.

Ich mußte den Sessel des Königs in das Kanoe bringen, was außer mir Niemand thun durfte; denn derselbe war tabu, „verboten." Der König nahm Platz darauf und befahl, daß ihm noch sein Lieblingshahn und ein Vogel mit rothem Schnabel gebracht würden; diese beiden waren, nebst mir, seine Manu Manus.

Die Flotille stach in See. Unser Kanoe segelte am besten, nächst ihm jenes des zweiten Sohnes des Königs, der Tui-kilakila hieß. Auf halbem Wege schwiegen Alle, die in den Kanoes saßen. Man warf Lebensmittel über Bord, um dem großen Gotte des Meeres, einem Haifische, der hier residirte, ein Speiseopfer zu bringen.

An dem Orte unserer Bestimmung blieben wir zwei oder drei Tage und lebten herrlich und in Freuden. Schildkröten, Schweine und auf vielerlei Art zubereitetes Geflügel, allerlei Pflanzenkost und Früchte wurden in Menge verzehrt und dazu Angona (die Ava oder Kava der Polynesier) getrunken. Dann begann der Tanz der Weiber und Mädchen zum Ergötzen des Königs und seiner Manu-Manu.

Sie stellten sich am Abend dem Hause des Königs gegenüber auf. Ein Feuer ward angezündet, damit man sie besser betrachten könne. Ihr Haar war zu einem ungeheuren Umfange aufgeputzt und mit Blumen besteckt, die Haut mit Oel eingerieben und mit Sandelholz roth gefärbt. Die Kleidung war aus Baumrinde verfertigt; der untere Theil, hübsch gefärbt, hing in Fransen bis auf die Kniee herab, der obere umgab den Oberkörper wie eine Art Trommel, so daß dieser sich darin frei bewegen konnte.

Als der Tanz zu Ende war, ging ich mit dem Sohne des Königs in dessen Hütte schlafen. Er hatte hier einen Harem, der aus nicht weniger als fünfzig Töchtern von kleinen Häuptlingen bestand, die mich alle sehr zuvorkommend aufnahmen, da ich ein Manu Manu war.

Als die Schweineställe leer und Früchte und Schildkröten verzehrt waren, brachen wir, zur Freude der Eingeborenen, die wir fast kahl gegessen hatten, auf. Als letzter Tribut wurden eine Menge irdener Kochtöpfe, die hier sehr hübsch angefertigt werden, in die Kanoes gebracht; der Prinz nahm noch zwei hübsche Mädchen für seinen Harem mit.

Auf der Rückfahrt legten wir bei Vuna, auf unserer Insel Taveuni an, wo die Ueberreste eines einst gefürchteten und von unserem Könige überwundenen Volksstammes wohnten. Der entthronte König war als Aufseher über sein ehemaliges Volk belassen worden. Als unser König Tuithakau heran kam, krochen sie ihm auf Händen und Füßen in demüthiger Weise entgegen, klatschten zuweilen in die Hände und wagten nicht eher zu sprechen, bis sie gefragt wurden; dabei gebrauchten sie stets den Ausdruck „saka", wenn es Euer Majestät gefällig. Später erhielt dieses Volk seine Freiheit wieder.

Unterwegs bemerkte man, daß ich vergessen hatte, den Lieblingshahn des Königs wieder auf das Schiff zu bringen. Man schickte deshalb ein eigenes Kanoe ab und er kam auch am andern Morgen glücklich an; der Mann, welcher ihn trug, hatte seine Hände mit Zeug umwickelt, da er es nicht wagen durfte, das geheiligte Thier mit bloßen Händen anzufassen. Ich meinte, was denn an so einem Thier gelegen sei, am besten wäre, es zu schlachten und zu kochen. Bei diesen Worten bemächtigte sich ein Entsetzen der Eingeborenen; sie sagten mir, daß, wenn einer der ihrigen dies gewagt hätte, er unfehlbar auf Geheiß des Königs getödtet und als ausgezeichnetes „Saka siga levu", d. h. Mittagsessen, zubereitet worden wäre. Der König aber sprach nur: „Was kann man von einem Papalangi, Europäer, Fremden, verlangen?"

Im Monate März des Jahres 1841 kam ein Abgesandter des Königs Tui Mativata, Namens Bonavidonge oder die „stinkende Mangrove", zu unserm König und forderte ihn auf, gemeinschaftlich einen Streit zwischen den Einwohnern von Mouta auf Vanua Levu und der benachbarten Insel Male beizulegen. Als unser König eine Menge von Tapa, Zeug, welches in großen Ballen, „Katobraus", zusammengeschnürt war, erhalten hatte, versprach er, mit seinen Hülfstruppen in einigen Tagen in Mouta zu erscheinen.

In vierzig Kriegskanoes mit zweitausend Mann brachen wir auf. An mehreren Orten legten wir an, um Nahrungsmittel einzunehmen. An einem Platze war aber nichts zu finden als Hunde, Katzen, Eidechsen und große weiße Würmer. Unsere Leute rösteten die ersteren und verzehrten die Würmer roh, was mir um so mehr auffiel, da sie sonst bei ihrem Essen sehr heikel waren. Sie aber meinten, das gehöre mit zum Kriegsgebrauch.

Wir kamen in Mouta bei unseren Bundesgenossen glücklich an. Der Weg zu dem Orte führte durch ein enges Flußthal, in welchem die Mangrovebäume so dicht standen, daß kaum das Sonnenlicht durchfiel. Die Stadt war auf einem Hügel erbaut und bestand aus etwa 150 Häusern. In der Mitte war des Königs, Tui-Mativatas, Haus, und diesem gegenüber der Tempel Bure.

Der fremde König führte uns in diesen Tempel, welcher von den Unsrigen mit dem Ausrufe: Dwa, Dwa, waa begrüßt wurde. Der Priester, eine prophetische, heilige Person, hielt eine kriegerische Rede, in der sehr viel von „Bakola", Menschenfleisch, die Rede war.

Am andern Morgen fuhren wir mit günstigem Winde nach der Insel Male. In Mitten derselben erhebt sich ein Berg, der wie ein Zuckerhut gestaltet und nur auf einem schmalen Pfade zugänglich ist. Auf diesem Berge liegt der Ort Male, dessen Einwohner, durch die Lage geschützt und übermüthig gemacht, häufig Raubzüge in die Umgebung unternahmen, die Weiber als Gefangene heimführten und die Männer verzehrten.

Als wir nahe genug herangekommen waren, sahen wir die Eingeborenen mit herausfordernder und drohender Miene oben stehen. Sie hatten sich schon seit langem recht gut auf unsern Besuch vorbereitet und sagten, daß sie mit großen Steinen reichlich versehen seien, und daß, wenn diese nichts nützten, ihnen genug „Kukuei Bulatangi" (britischer Sand, Schießpulver) und „Wua ei kau", Flintenkugeln, zu Gebote ständen. Ueber unsere vielen Hülfstruppen spotteten sie und meinten, sie würden nichts nützen, auch wenn unter ihnen Bulatangi (Briten), Franse (Franzosen), und Meriki (Amerikaner) wären. Das Spotten dauerte von beiden Seiten noch länger fort, bis drei Männer von Male und bis auf den halben Weg entgegenkamen. Alles, was bei uns Flinten hatte, schoß, und jene drei sanken todt nieder. Schnell stürzte man über die Körper her und bemächtigte sich ihrer, wobei aber einige Verwundungen durch die Leute von Male vorkamen. Hiermit war der Kampf zu Ende.

Die Todten wurden in sitzender Stellung in den Bug eines Kanoes gebracht, unsere Leute sangen ein Abschiedslied, die Trommeln wurden gerührt und die Rückfahrt nach Mouta angetreten. Die Körper der Erschossenen wurden mit Zinnober und Ruß bemalt und auf den Platz zwischen dem Tempel und Königshause in Mouta gesetzt. Hier trat ein „Dau wosa" oder Redner, ein alter Priester, vor die Todten hin und hielt eine Anrede an sie, welche die Umstehenden schweigend vernahmen; er spottete über die Erschlagenen und warf zuletzt dieselben um.

Nun zog man sie an Armen und Beinen über den Erdboden hin und brachte sie nach einem Tempel, der für die kannibalische Feierlichkeit bestimmt war. Ein großer Haufen gebleichter Menschenknochen vor der Thür deutete seinen Zweck genugsam an. *Drinnen saß der Priester an einem aus Menschengebeinen verfertigten Tische;* auf demselben lagen zwei Schädel, und aus diesen trank man Angona. Des Priesters langer Bart wallte bis auf den Tisch herab und seine Fingernägel erreichten die Länge von anderthalb Zoll. Andere Schädel lagen am Boden umher; Flinten und Keulen, mit denen Menschen getödtet worden waren, standen an den Seiten des Gemaches; sie waren dem Gotte des Tempels geweiht. Von der Decke bis auf den Boden hingen vorhangartig große Stücke Zeug herab und gaben dem Ganzen ein feierliches Ansehen.

Auf dem Platze flackerte ein lustiges Feuer um große Steine, auf welchen das Menschenfleisch gebraten werden sollte. Ein Fleischer, *Tafa tamata*, zerlegte die Körper, wobei er sich eines Messers, verschiedener Muschelschalen und scharfer Stückchen Bambusrohr bediente.

Der König war ungemein begierig darauf, daß die Mahlzeit begänne. Er spornte den Fleischer an, sich zu beeilen, und sagte ihm, *daß er wenigstens die drei Nasen gleich haben müsse.* Sie wurden ihm gereicht; er röstete sie und hatte bereits zwei derselben verzehrt, als er bemerkte, daß ich ihn voll Erstaunen anblickte. Er glaubte aber, ich sei selbst lüstern nach Menschenfleisch, und reichte mir die dritte Nase hin, indem er sich entschuldigte: es sei besser zu spät, als gar nicht. Voll Entsetzen schlug ich das Anerbieten aus, gab allerlei Vorwände an und bat zuletzt um etwas Schweinefleisch.

Der Fleischer hatte sein Zergliederungshandwerk vollendet, die Steine im Feuer waren rothglühend; man warf grüne Blätter darauf, um die Hitze etwas zu dämpfen und kochte dann das Fleisch. Nach Rang und Verdienst wurde es später vertheilt. Der König, der Priester, der Redner und Fleischer erhielten das erste, mancher Häuptling bekam nur etwa ein Pfund, mit dem er sehr sparsam umging und nur zuweilen davon naschte. Ein Tanz beschloß das Kannibalenfest.

Bonavidongo, die stinkende Mangrove, war unterdessen mein Freund geworden, und ich bat meinen König, daß er mir erlauben möge, ihn auf zwei Monate zu besuchen. Tuithakau willigte ein, und ich fuhr am andern Morgen nach Vanua Levu ab, dessen Inneres ich gern kennen lernen wollte. Die Bewohner der ersten zwei oder drei Dörfer, durch welche ich kam, standen weit hinter den Leuten von Somo-Somo zurück; sie waren nicht gut gebaut, betrachteten mich mit Neugierde und untersuchten auf allerlei Art, ob ich auch wirklich ein Mensch sei. Am zweiten Tage kamen wir in Nateva Matua (Alt Nateva) an, einem Orte, der etwa fünf Miles von der Nateva-Küste entfernt auf einem steilen, fast unzugänglichen Felsen liegt. Die fünfzig gut gebauten Häuser waren von einem starken Steinwall umgeben, der mit Schießscharten durchbrochen war. An jedem Hause befand sich eine Höhlung, in welcher ein vierjähriger Vorrath von „*Mandrai*", Brodfrüchten, für den Fall einer Belagerung aufbewahrt wurde. In der That hatten die Natevaner, begünstigt durch die feste Lage ihres Ortes, sich bereits einige Male gegen eine große Uebermacht gehalten.

Endlich erreichten wir *Nateva Sarana*, eine stark befestigte Stadt an der Küste. Ein tiefer Graben, der nur einen schmalen Eingang übrig ließ, umgab den Platz. In der Mitte stand das Haus des *Turanga levu, des großen Häuptlings*, auf einer Grundlage von Steinen, recht hübsch gebaut und mit Strauchwerk umgeben. Ich trat mit Bonavidongo ein; dieser überreichte dem König ehrerbietig ein Stück Menschenfleisch und trug eine genaue Erzählung aller seiner Erlebnisse vor. Der König war ein großer dicker Mann mit fast weißer Haut; sein Haar war silberweiß, der Bartwuchs dünn und die Fingernägel trug er so lang, wie der Mouta-Priester. „*Sa lotoma?*" Wie geht es dir? redete er mich freundlich an und versprach mir für meinen Aufenthalt in Nateva alles Gute, wenn es da auch nicht so schön wie in Somo-Somo sei; übrigens hoffe er, daß ich bei ihm und seinem Schwiegersohne Bonavidongo bleiben würde.

Nachdem ich mich einige Zeit in Nateva aufgehalten hatte, schickte der König an alle ihm untergebenen Häuptlinge Gesandte, damit sie zu einer Besprechung erschienen und Tribut leisteten. Die Gesandten erhielten kurze und lange *Stäbe*, durch die ihr Gedächtniß bei der Sendung unterstützt werden sollte, da die Stäbe eine, je nach ihrer Länge, gewisse Bedeutung besaßen. Die Nateva-Leute erwarteten, stattlich geputzt, die Fremden; ihre Gesichter waren roth und schwarz bemalt, bei einigen nur die Backen, bei anderen war Alles bis auf die Nase schwarz, und wieder andere hatten sich eine Brille um die Augen herum gezeichnet. Die Fremden rückten mit Speeren und Keulen bewaffnet heran, stets von ihren Häuptlingen angeführt und setzten sich im Halbkreise nieder. Als sie alle angekommen waren, zogen die Natevaner ihre Kleider aus und legten sie auf Haufen, während ein Mann umher ging und laut ausrief, für welche Abtheilung von Fremden jeder der Kleiderhaufen bestimmt sei. Mehrere Reden, die alle darauf hinausliefen, daß das gute Einverständniß bewahrt werden müsse, wurden gehalten. Als Zeichen der Freundschaft wurden Fischzähne ausgetauscht.

Die Fremden begaben sich dann in ein für sie hergerichtetes Haus, wo man sie bewirthete. Aus Dankbarkeit führten sie dann einen *Kriegstanz* auf, bei dem sie in die Hände klatschten, die Arme in die Höhe warfen und mit Bambusstäben gegen einander schlugen. Ein zu diesem Zwecke gedichteter Gesang begleitete das Ganze.

Des Königs Frauen waren alle gestorben und er hielt auch keine Diener; aber zwei Töchter pflegten ihn mit großer Sorgfalt. Sein Haus war immer voll Männer, die für ihn kochten, ohne daß man sie dazu anhielt. Oft kamen sie von sehr entfernten Orten und wurden dann von anderen abgelöst. Immer brachten sie Lebensmittel mit: Seegarnelen, Aale, Yamwurzeln oder Schweine, trugen dieses zu des Königs Haus, begannen ihr Kochgeschäft und brachten die zubereiteten Speisen nebst Angona auf Holztellern. Der König aß, hörte Neuigkeiten an und schlief. Das war sein Lebenslauf.

Als ich einst in dem benachbarten Orte Busaratu Aale aß, fragten mich die Insulaner, ob es in unserem Lande auch Aale gäbe, *und ob die Aale dort einen König hätten?* Als ich mit Nein antwortete, führten sie mich zu einem Wasserbecken, über dem ein Tempel gebaut war. In dem Wasser war ein ungeheurer Aal mit fürchterlichem Kopfe, wohl so dick wie mein Schenkel und, wie die Leute sagten, zwei Klaftern lang. Der Aal war ein „*Kalou*", *Geist*. Um zu sehen, in welcher Verehrung er bei ihnen stehe, legte ich meine Flinte auf ihn an. Sie aber baten mich, abzustehen und fütterten den Aal mit gekochten Brodfrüchten. Der Aal war sehr alt *und auch bereits einige Male mit Kindern von Gefangenen gefüttert worden!*

Mit Bonavidongo machte ich einst einen Ausflug nach der entgegengesetzten Küste von Vanua Levu, die wir mit unserem Kanoe bald erreichten. Wir gingen von da ins Innere, berührten mehrere Städte und kamen zuletzt nach *Wace Wace*. Im Tempel wurden wir begrüßt, worauf ich eine Anrede an die Eingeborenen hielt, in der ich ihnen sagte, daß ich aus dem Lande sei, wo die „*Dakai*", Flinten, gemacht würden, von denen sie glaubten, daß sie vom Teufel kämen. Nun fragte man mich, ob ich denn auch ein wirklicher Mensch sei, oder gar ein Teufel, der seinen Schweif nur in den Beinkleidern verborgen habe? Sie fragten, woron die Flintenläufe gemacht wären, die sie für hölzern hielten. Diese und andere Fragen erregten bei unserm Volke

Heiterkeit. Sie hielten sich für besser als die „Ai le kutu“, Landbewohner. Diese waren denn allerdings keine so stattlichen Leute als meine Insulaner von Somo-Somo; sie hatten eine viel dunklere Hautfarbe und einen weniger intelligenten Gesichtsausdruck. Sie wollten kaum ihren eigenen Augen trauen, als sie einen weißen Menschen sahen, betasteten mich, um sich zu überzeugen, ob ich auch leibhaftig sei, fuhren mit den Händen vor meinen Augen herum, um zu wissen, ob ich sehen könne; sie sagten, ich hätte Katzenaugen. Wieder andere hielten mich, der weißen Haut wegen, für einen Aussätzigen, andere erklärten, ich sei blos ein Schwein, welchem man die Borsten abgebrüht habe; die Mädchen wollten mir gar nicht nahe kommen, und wenn ein Mann solch ein schwarzes Fräulein packte, um mir dasselbe zu zeigen, erhob sich ein gellendes Geschrei der Weiber.

Als ich mit Bonavidongo die für unsern König als Tribut bestimmten, abseits liegenden Lebensmittel betrachtete, wunderte ich mich nicht wenig, auf einem großen Haufen Yamwurzeln ein junges Mädchen sitzen zu sehen. Sie war hübsch gewachsen, der Körper war mit Oel eingerieben, das Gesicht bemalt und das aufgeputzte Haar mit Blumen geschmückt. Sie war dazu bestimmt, mit den Yamwurzeln gekocht zu werden. Ich beschloß, sie zu retten, und wandte mich deshalb an Bonavidongo, indem ich das Mädchen zum Weibe verlangte. Die Eingeborenen aber, welche mich noch immer für einen Geist hielten, lachten mich aus. Ich ward wüthend darüber, riß das Mädchen zu mir heran und spannte den Hahn meiner Flinte. Da schrieen sie alle: „Walima, walima, sie ist dein Weib!“ Ich nahm sie mit mir und während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes in Nateva ist sie mir treu und dankbar geblieben.

Aus allen Erdtheilen.

Central-Amerika. In den fünf Republiken dieser Region gehört bekanntlich ein friedlicher Zustand zu den Ausnahmen, und sie haben seit ihrer Unabhängigkeit kaum jemals Ruhe gehabt. Der Versuch, einen centralamerikanischen Staatenbund zu schaffen, ist nach kurzem Versuche gescheitert, und seitdem haben die einzelnen Staaten unablässig innere Revolutionen oder Kriege untereinander gehabt. Gegenwärtig bekämpft der Dictator von Guatemala, Don Ramon Carrera, der ursprünglich ein indianischer Viehtreiber war, den Präsidenten Barrios von San Salvador; er ist aber bei Coatepec zurückgeschlagen worden. Als Carrera die Hauptstadt Guatemala verlassen hatte, um gegen den Feind zu ziehen, erhoben sich seine Feinde, erklärten ihn für abgesetzt und boten die Präsidentenwürde dem General Zavala an. Dieser ging scheinbar auf den Antrag ein, nahm aber die Rädelsführer gefangen.

Für den Handel von Guatemala ist das Jahr 1862 recht günstig gewesen. Amtlichen Berichten zufolge betrug die Einfuhr den Werth von 1,093,014 Piaster, die Ausfuhr 1,272,483 Piaster (Dollars) oder 387,000 mehr als im Vorjahr. Die Anzahl der Exportartikel ist von 23 im Jahre 1860 auf 41 im Jahre 1862 gestiegen. Der Anbau des Kaffee's, für welchen das Land vortrefflich geeignet ist, gewinnt eine immer größere Verbreitung; während die Ausfuhr 1858 erst 1040 Dollars betrug, ist sie 1862 auf 119,076 Dollars gestiegen. Auch die Zuckerausfuhr wächst; sie betrug 92,352 Dollars; fast doppelt so viel als 1858. Zum ersten Male erscheinen in den Ausfuhrtabellen Silberbarren, freilich nur erst im Belaufe von 32,375 Dollars. Uebrigens kommt der Antrieb zur Ausbeutung der Hülfsquellen des so reich von der Natur gesegneten Landes durch die Ausländer; jenes Silber wurde in den Gruben bei Chiquimula gefördert; sie werden von einer englischen Gesellschaft betrieben. Andere Ausfuhrartikel sind: Häute, Hölzer, Kautschuk, Sassaparille, Cochenille &c.

Ecuador. In diesem Staat ist immer eine extreme Partei am Ruder; aber die eine wird allemal von der andern bald fortgejagt, um gelegentlich wieder oben auf zu kommen. Gegenwärtig sind die Ultraradikalen unterlegen und die Ultramontanen in des Wortes verwegenster Bedeutung am Ruder. Der Präsident hat mit der römischen Curie ein Concordat abgeschlossen, dessen Bestimmungen interessant sind, weil durch dasselbe thatsächlich der Papst zum Beherrscher von Ecuador geworden ist und von einer weltlichen Staatsgewalt eigentlich gar keine Rede mehr sein kann. Diesem Concordat gemäß ist außer der römisch-katholischen-apostolischen Religion keine andere erlaubt, kein anderer Cultus soll geduldet werden. Der öffentliche Unterricht steht lediglich und allein unter Aufsicht der Bischöfe, und diese werden vom Papst ernannt. Sie veröffentlichen alle päpstlichen Bullen und Erlasse, gleichviel welches Inhalts, ohne daß sich die weltliche Obrigkeit irgendwie darum bekümmern darf, denn die geistliche Gewalt ist ganz und gar unabhängig. Die Bischöfe berufen nach Belieben Concilien, üben die kirchliche Jurisdiction und haben keine andere Obrigkeit über sich, als jene des Vaticans. Die Geistlichkeit erhebt den Zehnten, kann nach Belieben Eigenthum und Grundbesitz erwerben, alle Mönchsorden haben freien Zugang. Das ist der Inhalt. Es bedarf keines großen Scharfsinnes, um zu begreifen, daß dieses ungeheuerliche Concordat auf keine lange Dauer zu rechnen hat; denn sobald die Radikalen wieder ans Ruder gelangen, machen sie einen dicken Strich durch das Ganze und kümmern sich gar nicht darum, daß dann eine Excommunication nicht ausbleibt.

Peru. Am 3. April 1863 starb in Chorillos Präsident Miguel San Roman; er bekleidete sein Amt seit dem 24. October 1862. Dieser Mann war am 17. Mai 1802 zu Puno geboren und betheiligte sich schon als zwölfjähriger Knabe am Unabhängigkeitskriege. Sein Nachfolger ist General Pezet.

Die südamerikanischen Verfassungen und die Verordnungen, welche von Seiten der Regierung erlassen werden, lauten immer ganz vortrefflich; aber durchschnittlich bleiben neun Zehntel derselben lediglich auf dem Papier. Das muß man bei Beurtheilung südamerikanischer Angelegenheiten nie vergessen. Es gibt in jenen Ländern manche verständige Leute, welche Einsicht und guten Willen haben, sie scheitern aber mit ihren Bestrebungen an der Trägheit oder dem Uebelwollen; auch sind die Dinge nie so stätig, daß sich etwas Gutes dauernd bewurzeln kann. Das Alles gilt namentlich von Peru noch mehr als von den übrigen Creolenstaaten, Neu-Granada und Venezuela etwa ausgenommen.

Jüngst hat man einen großen Schritt zum Bessern gemacht, der uns Europäern freilich seltsam genug vorkommt, weil er sich eigentlich von selbst verstehen sollte. Es sind nämlich für die Städte Arequipa, Cusco und Trujillo Commissionen ernannt worden, vor denen jeder, der ärztliche Praxis ausüben will, eine Prüfung bestehen muß. Die Regierung hat auch anbefohlen: den Bau von sieben Brücken, drei Gefängnissen, zwei Kirchen, zwei Leichenäckern und die Anlage eines Spazierganges; ferner sollen Kanäle gegraben werden, damit der Rimac, an welchem die Hauptstadt liegt, mehr Wasser erhalte. Die Städte Tacna und Arica sollen jede eine öffentliche Uhr erhalten, dergleichen ihnen bis dahin böhmische Dörfer waren.

Man projectirt eine Eisenbahn von Iquique bis in die Salpetergruben. Für die Bahn von Arica nach Tacna gewährleistet die Regierung 6½ Procent Zinsen; dieselbe wird aber so schwach benutzt, daß 1862 eine Summe von 58,491 Piastern zugeschossen werden mußte.

Einen Einblick in die staatswirthschaftlichen Verhältnisse gewährt das Budget. Dasselbe beträgt, für einen Staat, der noch nicht zwei Millionen Einwohner zählt, und von denen wenigstens die Hälfte Halb- oder Ganz-Wilde sind, die ungeheure Summe von 54,496,902 Dollars für Ausgaben (sage mehr als 80 Millionen deutsche Thaler!), und 41,921,969 für Einnahme. Fehlsumme: 12,574,900 Dollars! Der Congreß hat die Ausgaben auf 42 Millionen abgemindert und die Einnahmen auf 46 Millionen gesteigert. Das Kriegsbudget, für die halbzerlumpte, zu vier Fünfteln aus Indianern und

Mischlingen bestehende Armee beträgt *fünfzehn Millionen* Dollars!

Uebrigens soll eine Normalschule gegründet werden; 100,000 Dollars sind zur Aufbesserung der Lehrerbesoldungen jährlich ausgeworfen, selbst Dörfer *sollen* Schulen bekommen. Für Maß, Gewichte und Münzen hat Peru das Decimalsystem angenommen.

Jetzt soll endlich auch die sogenannte *Feble* umgewandelt werden. Die Republik Bolivia treibt nämlich das Handwerk des Kippens und Wippens mit ihren Münzen, indem sie *Vier-Realen-Stücke* prägt, deren innerer Werth um ein Drittel geringer ist. Diese Münze wird als Feble (spanisch: Schwäche; nicht vollwichtig oder vollgültig) aber im Verkehr zu ihrem Nennwerth genommen. Bolivia prägte also immer darauf los und überschwemmte auch Peru mit solchen *Tostones*. Mehr als einmal drohete darüber sogar Krieg auszubrechen. Die Regierung will nun die etwa 6 Millionen betragenden Tostones zum Nennwerth annehmen, sie umschmelzen lassen und die bolivianischen Febles verbieten.

Die Guanolager und der *Salpeter von Iquique* sind eine große Einnahmequelle für Peru; von letzterem wurden 1860 ausgeführt 1,269,048 Centner; 1862 schon 1,629,016 Centner. Aber gerade diese Einnahmen reizen zur Verschwendung, und ein sehr großer Theil derselben wird auf sehr unnütze Weise vergeudet. Vorerst sind die *Guanolager* noch da und bringen Geld über Geld ein; sie werden aber auch ein Ende nehmen. Die Regierung hat sie vermessen lassen, und so stellte sich für den Anfang des Jahres 1863 Folgendes heraus:

Die *Guanolager* auf den *Lobos-Inseln* sind im Allgemeinen 10 bis 12, an manchen Stellen aber bis zu 40 Fuß hoch. Je dicker die Lage, um so besser der Guano. Den Guano erster Qualität auf beiden Lobos-Inseln schätzt man auf 3 Mill. Tonnen, jenen zweiter Qualität auf etwa 1 Million. Der Reinertrag der ersten beträgt 6, jener der zweiten 4 Pfd. Sterling für die Tonne; zusammen also 18 Millionen. Die *Macabi-Inseln* haben $1^1/_2$ Million, die *Guanape-Inseln* $2^1/_2$ Mill. Tonnen Guano. Damit hätte also Peru von diesem Vogeldünger eine Einnahme von 46 Millionen, sage etwa 320 Millionen Thaler, in Aussicht.

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß Peru einen großen materiellen Aufschwung gewinnen könnte, *wenn* es mit seinen Revolutionen ein Ende machte, und *wenn es fleißige* Menschen im Lande hätte. Die letzteren fehlen, und alle Zwangsmittel, die Trägen zum Arbeiten zu vermögen, hat man aus der Hand gegeben. Aber *Arbeitskräfte* wollte man haben, und deshalb experimentirte man in der weiten Welt umher.

Vor ein paar Monaten hat nun der Minister des Auswärtigen, Ribeiro (der Freund Tschudi's, mit welchem er gemeinschaftlich ein Werk über die peruanischen Alterthümer herausgegeben), einen Bericht abgefaßt, der einen interessanten Einblick gewährt. Also die Peruaner sind zu rechtschaffenem Arbeiten nicht aufgelegt. Man suchte Leute in *Nordeuropa*; sie ließen sich auch verlocken und kamen, aber nur, um zu finden, wie nachtheilig das Klima für sie sei, wie fremdartig Sitte und Sprache. Sie waren untauglich zur Feldarbeit, zum Plantagenbetrieb, und viele kamen um; die Ueberlebenden wurden Handwerker und dergleichen, und manchen geht es recht gut. Mit den *Deutschen* war demnach die Speculation fehlgeschlagen. Nun holte man *Kulis* aus Indien; sie waren fügsam, aber nicht kräftig, und ergaben sich, ihrem Elende gegenüber, dem Trunk. Man versuchte es dann mit *Chinesen*, die in schamloser Weise gestohlen und zwangsweise in die Guanogruben geschafft wurden, wo sie in grauenhafter Weise mißhandelt wurden und zumeist umkamen. Diesem chinesisch-peruanischen Sclavenhandel wurde dann in China selbst ein Ende gemacht.

Von allen diesen Dingen finde ich freilich in Ribeiro's Berichten nichts; dafür ist er aber um so ausführlicher über die *polynesischen Arbeiter*; doch stellt er die Dinge noch in viel zu günstigem Lichte dar und verschweigt, daß ein wahres Sclavenraubsystem von Peru aus getrieben wurde.

Die Inseln des großen Oceans lagen den Peruanern gleichsam vor der Thür. Mehrere Rheder erboten sich, dem Lande „diese so höchst erwünschten Hülfskräfte“ zu verschaffen. Sie schlossen mit den Pflanzern Verträge ab, welche den Arbeitern allerlei Vortheile in Aussicht stellten, — *natürlich auf dem Papier*. „Die Regierung gab ihre Genehmigung und umgab dieselbe mit allen durch die Civilisation geheiligten Garantien“ — *auf dem Papier*.

Von allen möglichen Inseln wurden nun Polynesier geholt. Ribeiro sagt uns nicht, in welcher Weise; ich finde aber, daß noch zu Anfang 1863 mehre peruanische Schiffe 680 Menschen von der Osterinsel holten. „Aber die Eingeborenen flohen ins Innere, um der Einschiffung sich zu entziehen.“ Diese Angabe ist bezeichnend; man nennt aber jetzt, nach französischem Vorbilde, solche geraubte und gepreßte Leute: „freie Auswanderer und freie Lehrlinge.“ Man begreift, daß solche Menschen keine Lust zum Arbeiten verspürten, und Ribeiro sagt: „Sie wollen nicht arbeiten; ihre Gewohnheit, in den Wäldern umher zu irren, ihr wildes Leben, ihre Empfänglichkeit für Krankheiten und *dann ein unaustilgbares Heimweh*, lassen eine solche Einwanderung als unpraktisch erscheinen.“ Der Minister fügt hinzu, daß die Pflanzer große Summen verloren hätten *durch eine Sterblichkeit, welche jene, die jemals durch Seuchen verursacht wurden, übertroffen hat!*

Die französische Regierung auf Tahiti legte sich ins Mittel und paßte den peruanischen Kapitänen auf. Sie nahm einige als *Seeräuber* beim Kragen und verurtheilte sie wegen Menschenraubes. Dann erst erschien eine Verordnung, welche jede fernere Einfuhr polynesischer Arbeiter untersagt. Die Diplomatie in Lima hat sich ins Mittel gelegt und ausgewirkt, daß die noch vorhandenen Polynesier auf Staatskosten in ihre Heimath zurückgeschickt werden.

Was bleibt nun für die Zukunft übrig? Ich ersehe, daß Peru sich an die Neger in der Yankee-Union wenden und diese einladen will. Diese Schwarzen kommen dann in eine eigene Lage. In den „freien Staaten“ Nordamerikas gebraucht man sie als Kanonenfutter im Namen der „Freiheit“ oder sie werden auf den Straßen todtgeschlagen, wie das z. B. wieder einmal in Neuyork der Fall war. Kommen sie aber nach Peru, so ist zu wetten, daß sie, obwohl Neger, bald zur Hälfte dem Klima und den Verhältnissen überhaupt erliegen.

Bolivia. In dieser Mischlingsrepublik herrschen auch jetzt wieder bürgerliche Unruhen und Fehden. Der gegenwärtige Präsident, General *Acha*, war kaum ein Jahr in seinem Amt, als schon eine Revolution gegen ihn ausbrach. Er selber kam durch einen Aufstand ans Ruder; aber in Südamerika frißt eine Revolution immer sehr rasch die andere auf. Das zerrüttete Land ist außerdem noch in einen Streit über die Guanolager von Merillones verwickelt, welche ein Chilene entdeckt hat. Nun möchte Bolivia sich diesen Schatz von Vogeldünger aneignen und behauptet, er läge innerhalb der bolivianischen Grenze. Inzwischen hat man bei *Copacabana* hoch oben im Land, in der Nähe des Titicaca-Sees, eine *Kohlengrube* entdeckt, was für die so holzarmen und doch an Erz so reichen Gegenden der Cordillere von der größten Bedeutung werden kann. Bis jetzt hat man dort zum Verhütten der Erze nur die *Tola*, das heißt einen harzigen Strauch, oder *Taquia*, Llamamist. Ob die Kohle Braun- oder Steinkohle sei, wissen wir noch nicht; in der Provinz Tarija ist vor einiger Zeit ein Braunkohlenlager gefunden worden.

Es ist im Plan, durch einen Chilenen eine *fahrbare Straße* in Bolivia bauen zu lassen. Sie soll von *Cobija* am stillen Meere nach *Oleria* geführt werden, das nur dreißig spanische Meilen von *Potosi* entfernt liegt. Sie wird, wenn sie zu Stande kommt, die *erste* fahrbare Straße in Bolivia sein!

Von Bedeutung erscheint, daß die Regierung die *Ausfuhr von Silbererz gestattet hat*; die Ausfuhrabgabe beträgt 4 Realen vom Centner. Seit der Eroberung des Inkareiches durch die Spanier mußte alles Silber in die Münze geschickt werden. Bolivia hat nun auch *Briefmarken*. — Auch von La Paz nach Tacna soll ein fahrbarer Weg in Angriff genommen werden, und in Cochabamba hat man Balsas, d. h. Rohr-Flösse, gebaut, die über aufgeblasene Thierschläuche gelegt werden und 60 Fahrgäste tragen können. Man will mit ihnen den Desaguadero und andere Binnengewässer befahren.

Expedition nach Albanien. Von Seiten der österreichischen Akademie der Wissenschaften ist eine Expedition nach Albanien veranlaßt worden, welche den Drinfluß erforschen soll, um die Möglichkeit seiner Schiffbarmachung festzustellen. Im Angesicht der ungeheuren Entwicklung der Land- und Seeverkehrsmittel sind die Karawanen ein Anachronismus, und das produktenreiche Albanien kann einen bedeutenden Verkehr im adriatischen Meer nähren. Von der theilnahmlosen türkischen Verwaltung ist aber in dieser Hinsicht nichts zu erwarten.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Die maskarenischen Inseln Mauritius und Réunion im Indischen Ocean.

Zweiter Artikel.

Réunion und die Hauptstadt St. Denis. — Erlebnisse des Consuls Mc'Leod in maskarenischen Gasthäusern. — Die schwarze Dienerschaft. — Boulevard Doret. — Volksleben auf den Promenaden. — Pariser Straße und botanischer Garten. — Die Production der Insel. — Ein Ausflug nach Cap Possession und St. Paul. — Ein idyllischer Monat. — Schwefelquellen und Feuerberge. — Unter dem Wind und im Winde. Klimatische Verhältnisse. — Die warmen Quellen von Salazie und das Quartier français. — Der Circus. — Der Grand Brulé und der große Vulkan. — Ein Blick in den Krater. — Die Stadt St. Pierre. — Die Orkane und die Raz du Marée. — St. Louis und der Zuckerbau. — St. Leu und St. Gilles. — Arbeiter aus Cochinchina.

Ein Dampfer legt die Strecke von der englischen Insel Mauritius nach Réunion in zehn bis zwölf Stunden zurück; von Europa aus erreicht man die Hauptstadt St. Denis, auf dem Wege über Aden, binnen vier Wochen. Sie hat



Boulevard Doret in St. Denis, Insel Réunion. (Nach einer Photographie.)

breite Straßen, ist von einem Boulevard umgeben und gewährt dem Auge des Europäers ein nicht minder buntes und anziehendes Gemälde, als Port Louis. Die Vegetation zeigt auch hier tropische Ueppigkeit. Aber auch auf Réunion hört man dieselbe Klage, wie auf Mauritius, daß die Neger nicht arbeiten und ihr böses Beispiel sehr nachtheilig auf viele indische Kulis einwirke.

Die weißen Leute haben ihre liebe Noth mit der Dienerschaft, und Consul Lyons Mc'Leod erzählt eine Menge ergötzlicher Vorfälle, welche er zu Port Louis erlebte. Im ersten Gasthofe mußten einmal alle Gäste anderthalb Stunden lang auf ihr Frühstück warten, weil es den schwarzen Dienern gefiel, das Pferdegeschirr des Gastwirthes zu putzen; ein anderes Mal konnten sie gar kein Trinkwasser bekommen und mußten es sich am Ende selbst holen. Abends war im Hause Alles dunkel, und da keine Neger sich bequemten, einen Leuchter zu holen oder zu tragen, denn die gesammte Dienerschaft lag toll und voll betrunken am Boden umher,

so war der Consul noch froh, ein brennendes Licht in einem Flaschenhalse zu finden. Er nahm die Flasche und leuchtete seiner Frau. In seinem „Hôtel de l'Europe" hatte er wohl ein Zimmer, bekam jedoch nichts zu essen.

Dann zog er in ein anderes, wo er aus dem Regen in die Traufe kam. Ein Diener trug ihm einen Papageienkäfig ins Zimmer; dafür gab ihm Mc'Leod einen Schilling, also zehn Silbergroschen. Der Neger nahm das Geldstück, besah es und sprach: „*Sie wollen doch wohl ein Gentleman sein, und bieten mir einen Schilling an?*" Dann klopfte er auf seine Tasche, in welcher Geld klapperte, zog seinerseits einen Schilling heraus, warf beide dem Consul vor die Füße und rief: „*Da, nimm du das, armer Teufel!*" und ging aus der Thür.

So sind die emancipirten Neger, die „armen, guten Schwarzen". The „poor blacks" have the upperhand at Mauritius. Alle Stände sind ihrer dunkelfarbigen Dienerschaft auf Gnade und Ungnade preisgegeben. Consul Mc' Leod erzählt Folgendes: Die Frau des Obersten B. war eine starke Philanthropin und wollte als solche nichts gegen das „Prinzip" aufkommen lassen. Wenn die Diener alle zusammen, oft den ganzen Tag, fortgelaufen waren und sich erst Abends wieder sehen ließen, bekamen sie einen „milden Verweis". Als das Ehepaar eines Sonntags aus der Kirche und von einigen Besuchen heimkam, fand es auf dem Mittagstische nur Brod und Käse stehen; der Tischdiener lag betrunken an der Erde; der Koch hatte die Küchenthür abgeschlossen und drohete, Jedem, der ihm nahe käme, den Hals abzuschneiden. Beide erhielten einen „milden Verweis", denn die Frau Oberstin war ja philanthropisch und Abolitionistin.

Freilich war sie noch sehr „grün" auf Mauritius, das heißt, erst einige Monate da. Es kam aber die Zeit, da eine größere Gesellschaft zum Mittagessen geladen worden war. Am Morgen jenes Tages waren die glanzledernen Stiefeln des Obersten verschwunden, und dieser erklärte seinem schwarzen Diener, daß er sie bezahlen müsse, denn sie seien offenbar durch Nachlässigkeit abhanden gekommen. Der Neger bäumte sich nun in so frecher Weise auf, daß der Oberst ihm einen Hieb mit der Reitpeitsche versetzte und dann anderes Schuhwerk anzog.

Die Gäste kamen und wurden in den Speisesaal geführt. Suppe und Fisch wurden aufgetragen, wie es in der Ordnung ist. Dann folgte eine Pause; kein Diener war zu erblicken. Die Oberstin steht auf, um nachzusehen, findet aber nirgends Diener oder Mägde, auch antwortet Niemand auf ihr Rufen. Nun ist sie in der Küche. Dort stehen alle Gänge in der Reihenfolge, wie sie aufgetragen werden sollten, aber in der Mitte waren die Glanzlederstiefeln des Obersten aufgepflanzt, und zwar so, daß in jedem Schaft eine gebratene, mit Puddingbrühe übergossene Ente steckte. Die übrigen Speisen waren mit Asche überstreut worden. Die philanthropische Oberstin sank ohnmächtig zu Boden, und so fand ihr Mann sie.

Doch wir wenden uns nach Réunion, wo in St. Denis die Diener Nachmittags aus dem „Bache der Schwarzen", welcher am Boulevard Doret fließt, Wasser zum Trinken für die Herrschaft holen. Sie füllen kleine Fässer, welche sie auf dem Kopfe forttragen, schwatzen aber unterwegs eine Stunde und länger und bringen allemal *lauwarmes* Wasser nach Hause. Simonin sagt 1862: „Seit der Emancipation von 1848 will der Neger für Niemand mehr etwas thun; er prunkt mit dem Namen Citoyen, und auf einen andern hört er nicht. Er will „*Proprietaire*" sein. Als solcher besitzt er eine Hütte nebst einem Stück Gartenfeld, welches seine Frau mit Mais, Erbsen, einigen Gemüsen und dergleichen bestellt; ein Schwein und Hühner, welche er gelegentlich zu Markte bringt, fehlen auch nicht; sodann hat er Maniok und Bohnen und noch mancherlei, das ihm die Natur spendet. *So kann er sich satt essen, ohne zu arbeiten.*"

Die Malabaren bauen auch Reis, Safran und Piment, haben größere Felder und bestellen dieselben mit weit mehr Umsicht und Verstand, als der Neger seinen Garten.

St. Denis hat keinen eigentlichen Hafen, kaum eine gute Rhede, und bei starkem Wind oder bei Sturmfluth müssen die Schiffe so schnell als möglich die Anker lichten und das hohe Meer suchen. Doch zu Ende des Märzmonats ist das schlimme Wetter vorüber und die Fahrzeuge liegen sicher. Von der Rhede aus gewahrt man die basaltische Kette des *Cap Bernard*, auf welchem ein Leuchtthurm steht. Man sieht auf den ersten Blick, daß die ganze Insel *vulkanisch* ist, denn dem Auge gähnen tiefe Spalten und Risse entgegen, spitze, jäh abfallende Felsen, Basaltsäulen, die oft an ihrem Gipfel gekrümmt sind. Die Erdrevolutionen, welchen diese Insel ihre Hebung verdankte, müssen über alle Begriffe furchtbar gewesen sein.

Am Sonntag geht es heiter zu auf den Promenaden von St. Denis. Man hört den Klang des *Bobre*, des *Cayambe* und des *Tamtam*; zu dieser Musik tanzen die Afrikaner unter hohen Filaobäumen. Da sieht man den hochgewachsenen Neger von der Zanguebarküste, den aus Mosambik, den tättowirten Kaffern und den Malgaschen. Sie alle tanzen in verschiedenen Gruppen und springen durch einander her, wie Teufel. Dieser hat sein Haar mit Federn geschmückt, ein anderer hat Brust, Beine und Arme mit Glasperlen und allerlei anderm Flitter behängt und verursacht ein wunderliches Geklapper. Das wilde Geschrei der Tanzenden ist eben so unharmonisch wie die Musik, aber die Leute fühlen sich offenbar sehr glücklich bei diesen Höllenquadrillen. Als Zuschauer stehen einige weiße Soldaten da, und wohl auch Mulatten; diese Mischlinge sind aber viel zu stolz, viel zu sehr „Gentlemen", als daß sie sich so gemein machen könnten, am Tanzen der schwarzen Leute Theil zu nehmen. Auch Simonin betrachtete sich den seltsamen Ball und fand ihn schon deshalb interessant, weil er nie zuvor etwas Aehnliches gesehen hatte.

Auf dem Regierungsplatze zu St. Denis erhebt sich ein Standbild des Herrn *de la Bourdonnais*, der sich um die Verwaltung der beiden maskarenischen Inseln große Verdienste erworben hat. Es erging ihm, wie manchen anderen wackeren Leuten. Zur Zeit Ludwigs des Fünfzehnten wurde er drei Jahre lang in der pariser Bastille festgehalten, ohne sich auch nur vertheidigen zu können. Er war verleumdet worden, aber die Nachwelt wußte den Mann zu würdigen, und er hat nun sowohl in St. Denis wie zu Port Louis ein Denkmal.

St. Denis hat auch eine „pariser Straße", an welcher die Kathedrale, das Stadthaus und das Militärkrankenhaus liegen. Etwas höher hinauf kommt man durch eine Seitengasse zum *Bazar*, auf welchem die indischen Physiognomien vorwalten. Der *botanische Garten* ist in weit besserm Stand, als jener auf Mauritius, den wir in unserer vorigen Nummer geschildert haben; der Direktor desselben hat Palmen aus Cayenne dorthin verpflanzt. Auch das naturwissenschaftliche Museum enthält viele werthvolle Gegenstände, namentlich eine reiche Sammlung von Fischen, die im Indischen Ocean vorkommen.

Die Stadt liegt in 53° 10′ östlicher Länge von Paris und 20° 52′ südlicher Breite, nur 35 Lieues westlich von Mauritius, 1020 Lieues westlich von Pondichery in Ostindien und 140 östlich von Madagaskar. Die Länge der

Insel beträgt etwa 17 Wegstunden, die größte Breite nur 13, der Umfang 58 Stunden, der Flächeninhalt 231,550 Hektaren von je ungefähr 200 Quadratruthen. Die Volksmenge betrug im Jahre 1860 schon 178,238 und hatte sich, gegen 1859, durch Einwanderung aus Indien, um 11,680 Köpfe vermehrt. Von der Gesammtsumme kommen nahe an 20,000 Seelen auf die Hauptstadt.

Auch Réunion ist, wie Mauritius, vorzugsweise eine Zuckerinsel, und durch die Einführung indischer Arbeiter ist es möglich geworden, den Zuckerbau sehr beträchtlich auszudehnen. Wir wollen hier, nach den neuesten amtlichen Quellen (Revue maritime et coloniale, Mai 1863, S. 33) einige Ziffern über die Produktion der Insel mittheilen. Réunion lieferte:

		1855		1860
Zucker	Kilogr.	51,563,567	. .	82,436,358
Syrup u. Melasse	„	4,363,800	. .	6,232,095
Kaffee	„	678,615	. .	368,200
Baumwolle . . .	„	1,000	. .	450
Cacao	„	1,000	. .	1,000
Gewürznelken . .	„	286,250	. .	6,350
Tabak	„	424,671	. .	523,350

Dazu kamen 1860 noch 3,488,903 Litres Zuckerbranntwein (Tafia), 5250 Kilogramme Vanille und 500 Kilogr. Pfeffer und andere Gewürze. Die Tabelle zeigt, daß der Anbau von Gewürznelken zurückgegangen ist, während jener des Tabaks um ein Fünftel gestiegen ist, daß aber jener des Zuckers ungemein zunahm. Mit Zuckerrohr waren 47,039 Hektaren bepflanzt worden und 24,119 Hektaren mit Lebensmitteln.

Wir wollen nun den Reisenden Simonin auf seinem Ausfluge begleiten. Er ging im Anfange des Aprilmonat nach St. Paul, der frühern Hauptstadt von Réunion. Sie liegt nach Südwesten hin. Ein Mulatte lenkte das mit sechs Ruderern bemannte Boot und die Fahrt ging zunächst nach dem Cap de la Possession. Die Neger und Indier ruderten um die Wette, um einem andern Fahrzeuge zuvorzukommen. Dabei schrien sie, einander aufmunternd, ganz entsetzlich, und der im hohen Grad übelriechende Schweiß troff den Afrikanern in Strömen vom Leib herab. Es gelang ihnen übrigens, ein paar Minuten früher als ihre Nebenbuhler das Kap zu erreichen, wo sie, gleich den alten Griechen vor Troja, ihr Boot auf den Strand zogen.



Ansicht von St. Paul. (Nach einer Photographie.)

Vom Kap Bernard, das sich bei St. Denis erhebt, bis nach Possession fallen basaltische Spitzberge steil zum Meer ab und zeigen die seltsamsten Gestaltungen. An einigen Stellen fließen Wasserläufe in schäumenden Kaskaden herab und gewähren einen freundlichen Anblick gegenüber den dunklen Gebirgsmassen. Unten vor der Schlucht der Grande Chaloupe liegt ein Spital für indische Kulis.

Die Ortschaft Possession ist neuern Ursprungs, aber die Stelle, auf welcher sie liegt, ist schon früh, wenn auch nur spärlich, bewohnt gewesen. Wir haben bereits in der vorigen Nummer gesagt, daß Réunion um 1505 von den Portugiesen entdeckt und 1513 vom Seefahrer Mascarenhas besucht worden sei. Man nannte sie Insel der heiligen Apollonia; die Portugiesen nahmen aber keinen Besitz von ihr und brachten nur eine Anzahl von Ziegen ans Land, welche verwilderten und noch heute als wilde Cabri's

im Innern vorkommen. Die Franzosen, welche in der ersten Hälfte des siebenzehnten Jahrhunderts auf Madagaskar Niederlassungen angelegt hatten, nahmen das herrenlose Eiland mit allen Förmlichkeiten in Besitz; die Feierlichkeit fand an einem Kap statt, das seitdem Possession heißt, und der Name Mascarenhas oder Sta. Apollonia wurde in Bourbon umgewandelt. Das genannte Dorf ist sehr belebt und versorgt den Markt der Hauptstadt mit Gemüse, Früchten und Geflügel. An vielen Stellen sieht man Haufen von Orangen, Bananen, Erdnüsse, Mangofrüchte, Kokosnüsse und eine besondere Art kleiner grüner Citronen, welche, außer auf Réunion, nur noch auf den Seychellen vorkommen.

Von Possession führt eine von Tamarinden und Schwarzmimosen beschattete Straße über die Ebene des Galets und den gleichnamigen Fluß, und auf ihr gelangt man nach St. Paul, das an einer schönen, anmuthig ausgeschweiften Meeresbucht liegt. Aus der Ferne gewahrt man Zuckerpflanzungen u. Mühlen; die „Remparts von Bernica" (man nennt auf Réunion alle Basaltberge Remparts) steigen bis über 1800 Fuß empor, und die Abhänge sind mit Eisenholz, Ebenholz und anderen werthvollen Bäumen bestanden, in deren Gezweig Vögel flattern und nisten, namentlich der anmuthige Jungfernvogel und eine von den Philippinen eingeführte Amsel mit gelbem Schnabel, welche von großem Werth ist, weil sie unter den Heuschrecken große Verwüstungen anrichtet.

St. Paul war bis 1738 Hauptstadt der Insel. Simonin fand den Ort so anmuthig und malerisch, daß er den ganzen Aprilmonat dort blieb. Er wohnte in einem von Palmen beschatteten Gartenhause, die sternenhellen Abende waren entzückend, die Lüfte balsamisch und weit und breit herrschte tiefe Stille. Nur durch das Brausen der fernen Brandung wurde sie unterbrochen und dann und wann ging ein singender Neger, mit einer Laterne in der Hand, vorüber, oder ein Nachbar, der Inder Mutasama, sprach ein inbrünstiges Gebet zu Brama. Auch kam es vor, daß ein Malabare vor seiner Hütte das Tamtam schlug. Freilich wurden die angenehmen Eindrücke gestört, wenn der Blick auf kriechende Skorpione oder Tausendfüße fiel; aber an dergleichen gewöhnt man sich in den tropischen Ländern bald.



Der indische Doktor Kanakapule zu St. Paul. (Nach einer Photographie.)

Eine interessante Figur war ein indischer Doktor, Namens Kanakapule, der an jeder Hand sechs Finger hatte und alle Krankheiten mit Quecksilber kuriren wollte; auch glaubte er ein Mittel gefunden zu haben, dieses Metall zu consolidiren.

Am Rivière des Galets liegen großartige und wilde Landschaften, und jenseits des Brulé de St. Paul gelangt man zu den Schwefelquellen von Mafatte, die erst vor wenigen Jahren aufgefunden wurden und nun ein vielbesuchtes Bad sind. Aurère liegt in einer hohen, wilden Gegend, in welcher Aprikosen, Oliven, Pflaumen und Mandeln gedeihen; das Tiefland ist für diese Fruchtbäume viel zu heiß; aber dort oben kommen selbst Fichten und Eichen fort. Bei Aurère hat man eine Aussicht, die geradezu majestätisch genannt werden kann. Das Auge fällt nach der einen Seite hin auf den Cimandef, 7080 Fuß, nach der andern auf den Großen Benard, 8960 Fuß hoch, und fern am Horizonte steigt der höchste Berg der Insel auf, der Piton des Neiges, dessen Gipfel mehr als 9000 Fuß über der Meeresfläche liegt.

Die Insel wird in zwei Abtheilungen geschieden; jene unter dem Winde, mit dem Hauptorte St. Paul und die im Winde, mit der Hauptstadt St. Denis. Diese letztere ist die fruchtbarere und frischere, weil sie fast das ganze Jahr hindurch Regen hat, welcher in der andern Abtheilung nur während der eigentlichen Regenzeit fällt, nämlich in den Monaten März bis Oktober. Dann steigt die Hitze manchmal auf 35° C., aber während der trockenen Zeit ist bei stets heiterm Himmel die Temperatur viel niedriger.

In den ersten Maitagen ging Simonin wieder nach St. Denis zurück, um von dort nach anderen Richtungen hin Ausflüge zu unternehmen, namentlich nach den Warmen Quellen von Salazie, wohin der Weg durch eine wahre Gartenlandschaft führt. Dort wachsen Mangobäume, Vanille, Zuckerrohr und Mais; Dörfer lugen zwischen Kokos- und Tamarindenhainen hervor, folgen einander wie Ringe in einer Kette, und die ganze Gegend hat etwas Bezauberndes. Zur Rechten zieht sich, von Nordwest nach Südost,

eine lange Reihe von basaltischen Spitzbergen hin, welche des Feuers Gewalt aus dem Schooße des Oceans emporgehoben, und die Abhänge dieser steilen Berge sind mit Wäldern von nutzbarem Holze bestanden.

So gelangt man in das Quartier Français, wo Reis und Mais, welche früher dort gebaut wurden, dem Zuckerrohr haben weichen müssen. Dieses bedeckt nun den ganzen Raum vom Meeresstrande bis an die Abhänge des Gebirges. Es überwuchert Alles; Reis, ein Hauptnahrungsmittel der malabarischen Kulis, bezieht man jetzt aus Indien, Schlacht- und Federvieh kommt aus Madagaskar. Schade, daß auch der Kaffeebau zurückgeht. Man hat im vorigen Jahrhundert die Bohne direkt aus Mokka nach Bourbon gebracht und sie gedieh hier vortrefflich; dasselbe gilt von den Gewürznelken und Muskatnußbäumen von den Molukken, mit welchen die Insel gleichsam bedeckt war. Aber die gewaltigen Orkane der Jahre 1806, 1807 und 1829 rissen fast alle Gewürzbäume um und zugleich viele schwarze Mimosen, welche den Kaffeebäumen Schutz und Schatten geben. Da wechselte man die Kulturen und 1815 wurde das Zuckerrohr eingeführt, welches auf Mauritius guten Ertrag gab.



Indischer Barbier auf Réunion. (Nach einer Originalzeichnung.)

Die Warmen Quellen von Salazie liegen am Ende von Schluchten, welche die Rivière du Mât bildet, in etwa 3000 Fuß Höhe über dem Meere. Dort erinnert nichts an eine tropische Landschaft, man glaubt sich vielmehr in eine Alpenregion versetzt. Von dem kleinen Orte Salazie aus kommt man in den sogenannten Circus, wo die Quellen liegen. In der Nähe stehen ein Krankenhaus und einige ländliche Wohnungen. Die Quellen sind eisenhaltig, gasig und alkalinisch und wurden 1831 durch ein paar Ziegenjäger entdeckt. Das Wasser schmeckt angenehm und perlt wie Selterserwasser.

Dieser Circus von Salazie bildet, neben dem Vulcan du Grand Brulé und dem Circus von Cilaos, einen der merkwürdigsten Punkte auf Réunion. Die umliegenden Berge

sind alle spitz und die Gipfel oft von Wolken umhüllt — hinter dem Circus erheben sich der Piton des Neiges, der Gros Morne und die Drei Salazes. Im Osten der Salazes-Ebenen liegt der Bezirk St. Benoit an der Ostküste, der einen beträchtlichen Zuckerertrag liefert. Die gleichnamige Stadt liegt am Meere. Weil das Innere der Insel so wild und gebirgig ist, geht die Poststraße an der Küste hin, rund um das ganze Eiland. Von St. Benoit nach Süden hin, schon bei der Stadt Sainte Rose, tritt der durchaus vulkanische Charakter von Réunion stärker hervor als weiter nördlich; Lava und Schlacken liegen offen zu Tage. Nachdem man durch eine duftige Waldlandschaft gekommen, erreicht man das große „verbrannte" Gelände, den Grand Brulé de Sainte Rose, und geht vier Stunden weit nur auf Lava. Auf der einen Seite liegt das Meer, wohin alle Lava fließt, welche der Vulkan auswirft, und es ist ein großartiger Anblick, wenn Feuer und Wasser sich vermählen. Der Ocean scheint sich vor der Gluth, welche zischend in ihn hineinfährt, zurückzuziehen, braust aber bald wieder hervor, bedeckt die brennende Masse und dann steigen Dampfsäulen hoch in die Luft empor.

Insel, daß sie von sehr heftigen Erderschütterungen verschont bleibt.

Die Landstraße, welche unweit vom Meere den Grand Brulé durchschneidet, ist im Jahre 1858 von der Lava durchbrochen worden. Der Feuerstrom hatte sich bei seinem Hinabdrängen zum Ocean in drei ungeheure Arme getheilt, die zusammengerechnet wohl eine Achtel deutsche Meile breit waren; majestätisch floß er hinab, aber er bedurfte mehrerer Tage, um bis an die Straße zu gelangen. Der Schaden an derselben wurde rasch ausgebessert.

Bevor Simonin den Grand Brulé verließ, warf er noch einen letzten Blick auf den Vulkan. Aus dem Krater stieg langsam eine Rauchwolke empor und stand, bei der ruhigen Luft, hoch über dem Feuerberge wie ein Federbusch, der sich röthete, als die Dunkelheit hereinbrach. Die ganze Erscheinung erinnerte ihn genau an eine ähnliche, welche er 1857 am Vesuv beobachtet hatte. Aber der Vulkan auf Réunion ist ruhiger und bei weitem nicht so gefährlich als jener bei Neapel und sendet allemal seine Lava dem Meere zu. Gewöhnlich besteigt man ihn von St. Philippe aus, das am Südostende der Insel liegt; die Creolen gehen übrigens



St. Gilles auf der Insel Réunion. (Nach einer Photographie.)

Der Vulkan von Réunion hat nicht in jedem Jahr Ausbrüche, gibt aber doch alljährlich Anzeichen seiner Thätigkeit und 1862 und 1863 ist es wieder sehr lebhaft in seinem Innern zugegangen. Die jüngsten Abläufe sind allemal schwärzlich, glänzend und scheinen kaum erst einige Festigkeit gewonnen zu haben; auf den frühern findet man weißlichen Ausschlag und wohl auch einige Flechten und Moose, auf den älteren wächst allerlei Gesträuch und die alleräLtesten sind mit Palmen und andern hohen Bäumen bestanden. Wenn der Krater brennt, wirft er nicht immer Lava aus, sondern manchmal Aschenregen oder eine leichte glasartige, faserige Materie, welche von den Creolen Vulkanshaare genannt wird. Feinem Aschenregen geht allemal ein dumpfes, donnergleiches Rollen vorher. Das sogenannte Gehäge (l'Enclos), von welchem das Grand Brulé förmlich umschlossen ist, endigt in seinem obern Theile mit demjenigen Krater, welcher in unseren Tagen vorzugsweise thätig ist. Er wird als la Marmite, also etwa Kochtopf, oder Piton de Fournaise bezeichnet. Das „Gehäge" bildet nun der Vulkan selber und entlang dem ganzen Abfall zum Meer eine wahre Mauer. Das Gelände senkt sich gen Osten sehr rasch, während der Piton de Fournaise 2600 Metres hoch ist. Sein offener Krater ist bisher ein wirkliches Sicherheitsventil gewesen und ihm verdankt die durchaus vulkanische

nicht gern hinauf. Oben kriecht man bis an den Rand des Kraters, legt sich an denselben platt nieder und gewinnt dann einen Einblick in den Krater, den „Brunnen", der 600 bis 800 Fuß tief ist und einen Durchmesser von etwa 450 Fuß hat. Unten ist ein schwarzer Pfuhl, in welchem sich eine ungeheure kugelförmige Masse von dickflüssigen Stoffen umhertreibt; sie war hellroth und brodelte auf und nieder. Manchmal wurde das Brodeln und Gähren stärker; dann spaltete sich der schwarze Pfuhl sternförmig, und die von dem Gewicht der schwarzen Masse gedrückte oder von einer innern Kraft gehobene rothe Materie drang dann wie eine gewaltige Wulst empor. Oft bildeten sich gleichzeitig eine ganze Menge solcher ringförmigen Wülste. Da, wo die Masse kochte, stiegen Schwefeldünste auf, welche einen großen Theil der Kraterwände gelb gefärbt haben. An der Südküste liegt auch das Quartier St. Joseph, und dort bildet, wie zu St. Philippe, die Verfertigung von Vacoa-Säcken einen Haupterwerbszweig: die Leute schneiden die Blätter des Vacoa in Streifen und flechten aus denselben Säcke, in welchen Zucker und Kaffee verpackt werden. Diese Industrie ist so bedeutend, daß sie jährlich etwa zwei Millionen Francs einträgt. Auf Mauritius beschäftigt sich auch ein ganzes Dorf mit derselben.

Den Hauptort an der Südküste bildet die Stadt St.

Pierre. Dort wendet die Regierung große Mühe und Kosten auf, um der Insel endlich einen guten Hafen zu schaffen. Wir haben schon oben darauf hingewiesen, daß es ihr an einem solchen fehlt und das ist ein höchst empfindlicher Mangel, weil vom November bis März die Orkane und Wirbelstürme außerordentlich gefährlich sind. Ihr Herannahen wird durch das rasche Fallen des Barometers verkündigt; bald nachher braust der Wind mit ungewöhnlicher Heftigkeit heran und der Regen fällt in Strömen herab. Am Lande werden Bäume entwurzelt und Dächer abgedeckt, und auf dem Meere — wehe dem Schiffe, das sich im Bereich des wüthenden Windes befindet! Auch die sogenannte

Von dort aus kann man einen Ausflug nach dem berühmten Circus von Cilaos unternehmen, der einem ungeheuern Krater gleicht. Auf dem Wege dorthin hat man einen Blick auf alle höchsten Punkte der Insel. Dort oben glaubt man sich in die Schweiz versetzt; denn man sieht Hütten, welche an jene in den Alpen erinnern; dort wachsen Brombeeren und die Leute bauen europäische Gemüse, selbst Linsen und Kartoffeln fehlen nicht und Birnbäume sind gar nicht selten. Die warmen Quellen im Circus von Cilaos ähneln jenen von Salazie, nur schmecken sie etwas säuerlich und metallig, bekommen übrigens ganz vortrefflich. In der Umgegend stellen die Jäger den wilden Ziegen nach.



Indische und Neger-Arbeiter auf den Zuckerpflanzungen, Insel Réunion. (Nach einer Photographie.)

Raz de marée stellt sich gewöhnlich zur Zeit der Orkane ein. Das hohe Meer erscheint ganz ruhig, aber plötzlich entsteht an der Küste eine Springfluth und bricht sich mit ungeheurer Macht am Gestade. Sie rollt das Gestein wirr und wild durch einander und man glaubt einen Donner zu hören. Dabei bleibt der Himmel heiter, auch die Luft ganz ruhig; nach und nach besänftigen sich die Wellen und das Meer wird wieder glatt. In St. Pierre hat die Raz de marée manchmal großen Schaden angerichtet, z. B. bei den Arbeiten zur Herstellung eines Hafens. Sie warf Steinmassen von 80,000 Pfd. Schwere oben vom Hafendamm herab, welcher ihr Widerstand leistete. Auch in St. Paul schreiten die Hafenarbeiten voran.

St. Pierre ist eine recht anmuthige Stadt und hat gut gepflasterte Straßen, die von Bächen durchzogen werden, auch ist die Luft frisch, denn fast alle Tage wehet ein kühler Wind.

An der Südwestküste liegt die Stadt St. Louis, in deren Umgegend viel duftiger Faham wächst, dieser „Thee von Bourbon“, welcher es gut und gern mit dem chinesischen aufnehmen kann. Auch wird viel Zucker gebaut, dessen Ernte schon im Juni beginnt. Die „Roulaison“ fängt dann an, d. h. man bringt das Rohr zum Auspressen zwischen die Walzen. Der holzige Theil heißt Bagasse, wird getrocknet und als Brennstoff verwandt. Die Arbeiter sind, wie wir schon mehrfach hervorhoben, durchschnittlich Indier, die zwar bei weitem nicht so körperkräftig sind wie die herkulischen Neger, aber doch arbeiten und folgen. Am Tag über sind sie auf den Plantagen zerstreut, Abends kommen sie heim zu ihren Paillotes, d. h. Hütten aus Bambus. Versuche, die Chinesen als Feldarbeiter zu verwenden, sind auch auf Réunion mißlungen, denn die Himmlischen liefen vom Feld in die Städte, um Kleinhandel zu treiben.

Von St. Louis aus führt die Landstraße in nördlicher

Richtung nach St. Leu, das an der Westküste liegt. In diesem Bezirke wurde früher Baumwolle gebaut und der dortige Kaffee war weit und breit berühmt. Von diesen Kulturen ist jetzt kaum noch eine Spur übrig; Alles baut Zucker und wieder Zucker. Auf der Strecke von St. Leu nach St. Paul an der Nordküste passirt man eine ganze Reihenfolge pittoresker Schluchten, in denen überall Bambusgruppen stehen,



Ein Feldhüter auf Réunion. (Nach einer Originalzeichnung.)

und häufig reichen ausgedehnte, noch nicht urbar gemachte Wiesen bis ans Meer. Ganz reizend liegt das Fischerdorf St. Gilles am Ausgang einer tiefen Schlucht und man nimmt dort Seebäder, ohne von Haifischen belästigt zu werden. Auf den Wiesen weiden Rindviehheerden, deren Hirten allemal Malgaschen sind. Weiterhin liegen Zuckerpflanzungen, auf denen Kaffern oder Mosambikneger, eine Lanze in der Hand tragend, als Feldhüter angestellt sind, und auf dem Wege nach St. Paul fehlt es nie an Negern, welche ab und zugehen.

Zum Schlusse wollen wir noch darauf hinweisen, daß am 2. März 1863 Réunion wieder einmal von einem gewaltigen Orkane heimgesucht worden ist. Er brach mit ungeheurer Gewalt herein und auf der Rhede von St. Denis gingen sofort drei mit Zucker beladene Schiffe mit Mann und Maus im Angesichte der Stadt zu Grunde. Der Ocean rollte seine wilden Wogen weit landeinwärts, überfluthete die Felder und verschlang viele Menschen. Am 7. März waren von 27 Schiffen, welche vor der Stadt lagen, nur 2 ohne Beschädigung geblieben, 5 hatten leichte, 6 sehr schwere Havarien, bei 3 gingen die Masten über Bord, 1 wurde an die Küste geworfen, 7 fehlten ganz. Von diesen ist 1, entsetzlich zugerichtet, auf Ste. Marie in Madagaskar eingelaufen.

Schon vor einiger Zeit haben wir im Globus darauf hingewiesen, daß die Franzosen seit Anfang dieses Jahres auch aus Cochinchina Feldarbeiter geholt haben. Dadurch

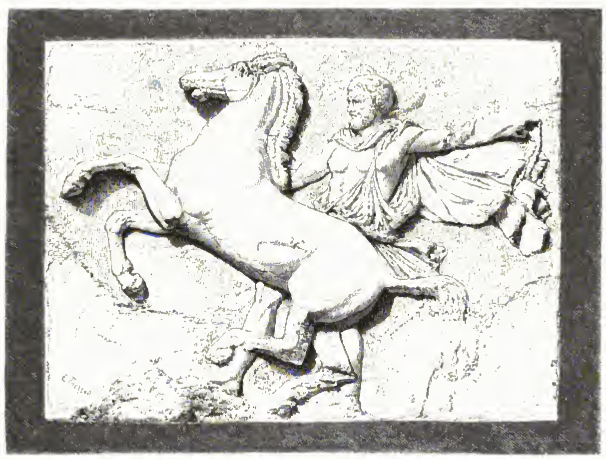
wird die Buntscheckigkeit der Bevölkerung immer ärger. Zwischen Indern und Negern sind Verbindungen häufig und man sieht schon viele afrikano-malabarische Mulatten. Jene Mulatten, welche ihr Dasein der Vermischung zwischen Weißen und Schwarzen verdanken, bilden auf Mauritius eine zahlreiche Klasse, die ungleich respektabler ist als die Neger. Diese letzteren nehmen seit der Emancipation an Zahl ab; das ist eine ausgemachte Thatsache, denn wie M. le Chesnais in der Revue du Monde colonial (März 1863, S. 208) schreibt: „Le plus grand nombre croupit dans l'oisiveté et dans le vice.“ Also überall dasselbe alte Lied!

Aus dem alten und neuen Athen.

Erster Artikel.

Das heutige Athen. — Die Akropolis. — Das Erechtheum. — Die Propyläen. — Tempel der Nike Apteros. — Die Pinakothek. — Der Parthenon.

Die alte Stadt des Perikles rückt uns immer näher. Das moderne Leben, welchem sich der Südosten Europa's am meisten abgewandt hatte, dringt unaufhaltsam auch in



Metope am Parthenon. Hautrelief des Phidias. (Nach einer Photographie.)

Griechenland und die Türkei ein und Telegraphen und Dampfer haben Athen und Konstantinopel gleichsam an die Häfen von Triest und Marseille gekettet. Nicht blos neugierige Touristen und Reisende, welche die klassische Schönheit des griechischen Himmels aufsuchen, setzen ihren Fuß auf hellenischen Boden; nein, der immer mächtiger sich aufschwingende Handel und die Einflüsse der Politik flößen dem europäischen Publikum heutzutage das meiste Interesse an jenen Gegenden ein.

Und doch, wer jemals von der Schönheit des griechischen Götterhimmels, von der Schönheit und Mannichfaltigkeit griechischer Kunst, von der Höhe und Vielseitigkeit der geistigen Bildung, von den Sitten freier Anmuth und dem würdigen Ernst des öffentlichen Lebens der alten Hellenen gehört hat, betritt diesen geweihten Boden, obwohl Zwerge auf den Trümmern einer Riesenwelt vegetiren, mit der tiefen Empfindung einer heiligen Scheu. Die prosaische Gegen-

wart, das heutige verkommene Griechengeschlecht, die ärmliche Mittelstadt Athen, sie verschwinden vor seinen Blicken und im Geiste baut er sich aus den Resten und Ruinen der edlen Bauwerke, welche ihn umgeben, die Stadt des Perikles wieder auf. Ueberall in der organischen wie in der unorganischen Natur umgab den griechischen Menschen die Kunsttrieb weckende Schönheit. Sie lachte ihm ins Herz mit dem hellen Lichte ihrer Sonne und mit der Zauberpracht der Farben. Sie grüßte ihn aus der strahlenden Bläue seines Himmels und Meeres und aus der Reinheit und Klarheit seiner Luft; sie lockte und bildete sein Auge durch die Linien und Formen des schön gestalteten Bodens, wie durch die anmuthig wallenden Wogen des rauschenden Meeres.

Der Hauptort, in dem sich das Schönheitsleben Griechenlands zusammenfand, war stets Athen. Es liegt in einer Ebene und ist im weiten Bogen von felsigen Bergen umgeben, die mit niederm Gestrüpp und Gebüsch bedeckt sind. Getreidefelder, kleine Wiesen und Gärten wechseln mit einander ab in dieser Ebene, durch deren Mitte in einem Olivenwalde der alte Kephissos sich hinwindet. Im Sommer bietet die Gegend einen dürren verbrannten Anblick; aber die Sonne Griechenlands ist die alte geblieben, sie verleiht dem Bilde ihre bezaubernden Töne und Tinten. Der Kephissos schlängelt sich träge zum Meere hin, auf dem felsigen Hymettos finden die Bienen nur wenige Honigblumen und eine einzige niedrige Cypresse erhebt sich statt jenes Hains des Poseidon, in den Antigone den blinden Vater geleitete*). Im Uebrigen zeigt der dürre Fels nur Disteln und Thymian und spärliche Anemonen und Asphodelosblumen. Aber am Horizonte heben sich von der untergehenden Sonne beleuchtet in scharfen Umrissen violette Felsrücken mit tiefblauen Schluchten und lichtrothen Kanten ab; in der Mitte ragt die stolze Trümmerstätte der Akropolis mit den riesigen Säulen des Parthenon. Seitwärts schimmern die Säulen, welche die Stelle bezeichnen, wo der Zeustempel des Hadrian stand. Im Süden tauchen aus dem weinfarbigen Meere das vielgipfelige Aegina, Salamis, durch die Perserschlacht berühmt, und die östlichen Zacken der Morea mit ihren Buchten und Felsrippen auf.

In dieser Ebene liegt Athen, eine kleine weiße Stadt, die von der vorspringenden Höhe, welche sie beherrscht, gleichsam zusammengedrängt wird. Die ersten Häuser erheben sich unordentlich, ohne Styl, sie sind meist mit rothen Ziegeln gedeckt; lang und breit, aber ungepflastert ziehen sich durch die Stadt einige Straßen, von ärmlichen Buden eingesäumt, welche Schilder mit französischer Aufschrift tragen. Fünf oder sechs andere, engere und kürzere Straßen durchschneiden die ersteren rechtwinklig. So ist das heutige Athen; aber außerhalb desselben liegen die Ruinen der Vergangenheit, die wunderbaren Denkmale des Alterthums. Die hochtrabenden Namen der Straßen, wie Minervastraße, Straße des Aeolus, des Hermes, zwingen uns höchstens ein Lächeln ab. Das königliche Schloß, welches im Jahre 1843 vollendet wurde, liegt am Fuße des Lykabettus am Ende der Hermesstraße. Es ist ein großes weitläufiges Gebäude aus pentelischem Marmor, das den Eindruck einer Kaserne macht. Unter den Kirchen ist nur die im byzantinischen Styl erbaute alte Kathedrale bemerkenswerth; die Universität, vom Architekten Hansen erbaut, ist ein hübsches Gebäude, dazu gesellen sich noch eine Blindenanstalt, ein Seminar und einige andere öffentliche Gebäude, die aber alle mit der Kunst nichts zu schaffen haben. So sieht es im heutigen Athen aus, das jetzt etwa 20,000 Einwohner in 2000 Häusern zählt. Das Wenige aber, was hier auf Kultur hinweist, verdankt nicht etwa seinen Ursprung der gräkoslavischen Mischungsbevölkerung; es ist von Fremden, zumeist Deutschen, geschaffen worden, die aber für ihre Bemühungen von jenen Gräken mit Undank belohnt wurden.

Inmitten der attischen Ebene, deren Halbkreis durch die Bergzüge des Hymettos, Pentelikon, Parnes und Aegaleos gebildet wird, erhebt sich, schroff und steil aus der Ebene aufsteigend, in einer Höhe von nahezu 400 Fuß, der Felsenhügel, welcher in vorhistorischer Zeit die Stadt Athen trug. Dieser Felsenhügel ist die Akropolis (Hochstadt). Von drei Seiten, nach Norden, Osten und Süden zu, verleihen die steil abfallenden Wände natürlichen Schutz. Nur auf der Westseite senkt sich der Fels allmälig mit einer breiten Erdlage in das Thal, aus welchem darum auch nur von dieser einzigen Seite ein Aufgang zur Burg führt. Aus der befestigten Hochstadt wurde später, als die Stadt selbst am Fuße des Felsens auf dessen nördlicher Seite sich ausbreitete, eine Burg, welche die Heiligthümer der Stadt, die vornehmsten Tempel der Götter und den Staatsschatz schirmend umschloß. Diesen Charakter der befestigten Burg bewahrte die Akropolis auch noch in jenen glänzenden Zeiten der höchsten Macht Athens, als Perikles und Phidias sie mit den Meisterwerken der Architektur und Plastik schmückten. Noch heutigen Tages ist ein freier Anblick der Propyläen und des Parthenon nur von außerhalb der Stadt möglich, von der Piräischen Straße her und von den Hügeln, welche sie umgeben.

Die alten Tempel und Heiligthümer, welche die Akropolis bedeckten, gingen in Flammen auf, als die Perserschaaren Hellas überschwemmten. Aber sie stiegen unendlich herrlicher empor aus der Asche, nachdem in den glorreichen Siegen von Salamis und Platää Griechenland seine Freiheit erkämpft und Rache genommen hatte an den Städteverwüstenden Barbaren. Zuerst beeilte man sich nur, die Akropolis als Festung herzustellen und die gebrochenen Mauern wieder aufzubauen. Die Trümmer der zerstörten Tempel mußten dabei als Baumaterial dienen und noch heute gewahrt der Beschauer an den regellos eingefügten Fries- und Giebelstücken, Gebälkresten und Säulentrommeln, aus denen die Nordseite der Mauer (die sogenannte Pelasgische Mauer) besteht, die Spuren jener eilenden Hast, mit welcher Themistokles das Werk der erneuerten Befestigung der Stadtburg betrieb.

Mit kaum 500 Schritten durchmißt man die Länge, mit 225 die größte Breite des künstlich geebneten Felsrückens der Akropolis. Aber dieser kleine Raum war genügend, um die größten und herrlichsten Werke aufzunehmen, welche die bauende und bildende Kunst in Griechenland geschaffen. Die Summen, welche Perikles auf sie verwendete, würden den Finanzminister des mächtigsten Staates von Europa erschrecken. Sie betrugen, wenn wir den Geldwerth jener Zeit in Anschlag bringen, weit über 10 Millionen Thaler unseres Geldes. Zwei Jahrtausende später bedurfte es langer Berathungen, ob das mächtigste Volk der Erde, dessen Hauptstadt mehr Einwohner zählt, als der ganze athenische Staat zu Perikles Zeit, den fünfzigsten Theil dieser Summe verwenden sollte, um die von Lord Elgin geraubten Reste der Parthenonssculpturen zum Eigenthum Englands zu machen!

*) Sophokles schildert ihn in dem herrlichen Chorgesange im Oedipus auf Kolonos. Ich übersetze den griechischen Text folgendermaßen: „Fremdling, du kamst zum leuchtenden Kolonos, in dieses roßtummelnden Gaues herrlichste Flur. Wo helltönend flötet und emsig flattert die Nachtigall, im grünen Thalgebüsch verborgen, im dunkelfarbigen Epheu, unter des Gottes üppig sprossendem Laubgewölbe — —, wo nicht hinscheint der Sonne Strahl, wo nicht webet des Windes Hauch, wo schwärmend Dionysos immer wandelt, Hand in Hand mit den göttlichen Ammen." A.

Von uralter Zeit her waren auf der Akropolis alle Keime des öffentlichen Lebens, Religion, Regierung, Gericht wie in einer Knospe verschlossen. Hier stand der Tempel des alten Königs Erechtheus, des Stammheroen der Athener. In diesem Tempel, den schon Homer kennt und preist und dessen Neubau Perikles nach dem Perserbrande begann, der aber erst ein Menschenalter nach seinem Tode zu Ende geführt ward, thronte im uralten, vom Himmel gefallenen Bilde die Göttin **Athene-Polias**, die Stadtbeschützerin, auf derselben Stätte, wo sie ihren Streit um die Herrschaft des Landes mit Poseidon geführt und wo noch neben dem Salzquell, dem Geschenke Poseidons in jenem Wettstreite, der heilige Oelbaum stand, die Gabe der siegreichen Pallas. Noch heutigen Tages sind die Trümmer dieses Erechtheums, gereinigt von den türkischen und mittelalterlichen Verunstaltungen, das Entzücken der kunstsinnigen Betrachter, und die in ihrer Art einzige, von allen anderen griechischen Tempelbauten abweichende, Komposition dieses wundervollen Bauwerkes ist eben nur die von Meisterhand gelöste Aufgabe: die zahlreichen Heiligthümer, Altäre und Wundermale in einem Ganzen zu vereinen, das jedes derselben in seiner Selbstständigkeit bestehen ließ, während der Bau als Ganzes zugleich doch den Anforderungen architektonischer Schönheit Genüge leistete.

An der Westseite der Akropolis befindet sich das großartige Eingangsgebäude derselben, die **Propyläen**. Bis zum Jahre 1853 war die eigentliche alte Eingangsthür zu diesen unbekannt; Alles auf der Westseite war mit Schutt und Sand bedeckt. Da gelang es dem Franzosen **Beulé**, in der Achse des Mitteleinganges der Propyläen nach Westen zu die alte Eingangsthür zu entdecken. Mit Unterstützung der französischen Regierung hatte er zwei Jahre lang gegraben und verewigte dann seine Entdeckung in etwas prahlender französischer Weise durch eine Inschrifttafel, des Inhalts: La France a découvert la porte de l'Acropole, les murs, les tours et l'escalier. Beulé 1853.

Von dieser Thür führte eine große Freitreppe von Marmor zu den Propyläen hinauf. Die Stufen der Treppe waren durch eine mit gerillten Steinen belegte Bahn in der Mitte unterbrochen, auf der selbst Reiter zur Burg heraufziehen konnten. Zur Rechten begrüßt den Hinaufwandelnden zunächst ein leichter, zierlicher Tempelbau, dessen Façade von nur vier kannelirten jonischen Säulen gebildet wird. Es ist der **Tempel der Nike Apteros**, der flügellosen Siegesgöttin; denn nicht unbeständig hin- und herschwebend, sondern gleichsam in seiner eigenen Heimath weilt der Sieg in der geliebten Stadt Athen. Die archäologische Gesellschaft Athens ist jetzt mit der Wiederherstellung des kleinen, aber herrlichen Tempels beschäftigt. An ihm vorbei führt der Weg weiter zu den Propyläen. Mit ihren Marmorhallen und breiten Seitenflügeln überspannen sie 168 Fuß breit die ganze Westseite des Felsens. Phidias und Perikles erdachten den großartigen Bau, welchen Mnesikles ausführte. 58 Fuß, der Breite der Treppe entsprechend, nimmt der Mittelbau des eigentlichen Thores ein, den Rest des Raumes zur Rechten und Linken füllten zu beiden Seiten, um 26 Fuß nach der Treppe zu vortretend, zwei tempelförmige Gebäude, die Giebelfronte mit den offenen Säulenhallen der Treppe zukehrend, welche an ihnen vorüber dem mittlern Hauptgebäude zuführt. Es sind die bildergeschmückte*) **Pinakothek** und das **Zeughaus**. Jetzt stehen wir vor dem eigentlichen **Burgthor**. Sechs dorische Säulen von pentelischem Marmor, 4½ Fuß im Durchmesser, 29 in der Höhe, trugen den dorischen Fries, gekrönt von dem mächtigen Dreieck des Tempelgiebels. Beim mittlern Eingang stehen die Säulen 13 Fuß von einander, während sie bei den beiden Seiteneingängen nur 7 Fuß von einander entfernt sind. Der Bau der Propyläen ward im Jahre 437 vor Christus begonnen und in fünf Jahren zu Ende geführt.

Die Pinakothek dient jetzt als Antikenkabinet. Die Aufzählung all der Statuen, Metopen, Haut- und Basreliefs, Büsten, Cameen, Vasen, Mosaiken, gebrannten Erden, Gläser und Bronzen, die hier aufgestellt sind, würde allein einen Band ausmachen. Man kann hier die griechische Kunst von ihrem Beginn in der äginetischen Epoche bis zur römischen Verfallzeit durchstudiren.

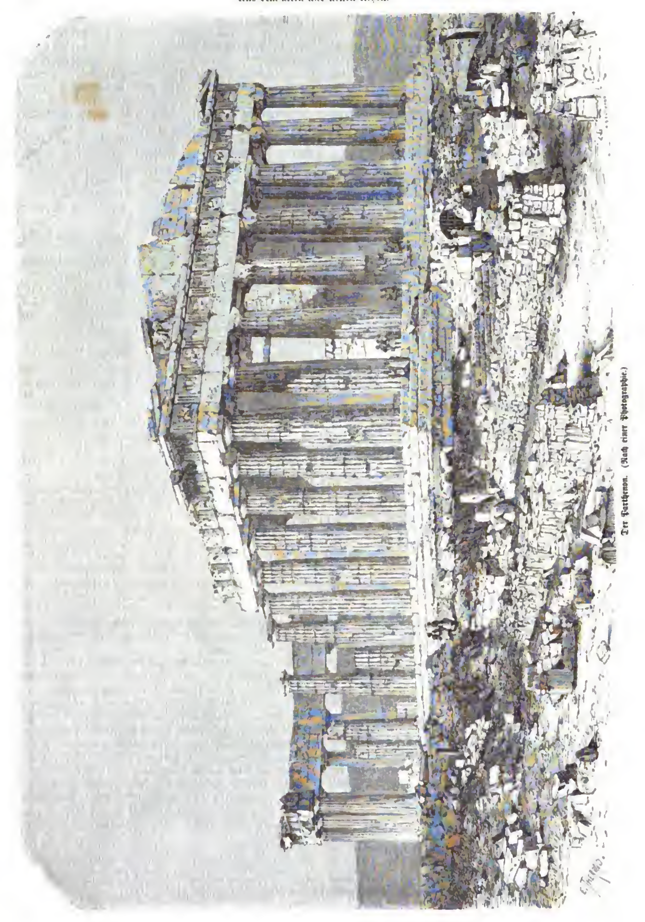
Als noch die Akropolis unzerstört in ihrer vollen Pracht und Schönheit dastand, zeigte sich dem durch die Propyläen Eintretenden zunächst zur Linken vor dem Erechtheum stehend das 70 Fuß hohe Riesenbild der ehernen **Athene Promachos**, des Phidias Werk, in der Linken den Schild erhoben, in der Rechten den Speer schwingend. Aber Alles überstrahlte, zur Rechten auf der höchsten Bergfläche gelegen, der neue Tempel der Göttin Jungfrau, der **Athene Parthenos**, des Meisters Phidias herrlichste Schöpfung, der säulenwaldumgebene **Parthenon**, ein Wunderbau, der einzig dasteht unter den Tempeln Griechenlands, so hoch erhaben über den anderen, wie die Gesänge Homers über den Epen der späteren Zeit.

Wohl erfüllt noch heute ein Wald hochaufstrebender Säulen, von reichen Gesimsen gekrönt, durch Schönheit der Formen und Verhältnisse das Auge mit Entzücken. Aber im ersten Augenblick ist selbst die stärkste Phantasie unvermögend, aus der wüsten Verstümmelung sich das Ganze wieder in seiner alten Herrlichkeit herzustellen. Die Säulen, jetzt des Daches und zum Theil selbst der Kapitäler beraubt, starren klagend hinein in die blaue Luft. Verstreut im wirren Durcheinander füllen die schönsten Baustücke den Schuttboden des innern Tempelraumes, — ein verlassenes Schlachtfeld, bedeckt mit verstümmelten Leichen und Gliedern. Verschwunden ist der Schmuck der Metopen, zertrümmert sind die herrlichen Giebel, entführt die verstümmelten Reste der schönheitstrahlenden Giebelgruppen, ausgebrochen bis auf wenige Platten der reiche Bilderschmuck des Cellafrieses!

So ist der ergreifende und niederschlagende Anblick des Parthenon jetzt. Wie aber war er einst, als er im Jahre 436 vor Christus, herrlich über die Ebene von Athen leuchtend, vollendet dastand?

Ein altes griechisches Kultusgesetz wollte, daß das im Tempel aufgestellte, dem Eintretenden entgegenblickende Gottesbild nach Osten schaue. Darum hatte auch der Parthenon seinen Eingang auf der Ostseite. Die Cella, das eigentliche Tempelhaus, war umgeben von einer weiten, offenen Säulenhalle, welche an den beiden Giebelseiten von je 8 dorischen Säulen, an den beiden Langseiten von je 17 Säulen gebildet ward. In der ganzen Architektur des Tempels, vom Kranze bis zum Unterbau hinab, war keine einzige Linie wirklich horizontal, sondern alle entsprachen einer Kurve, deren Anfang sich schon an der untersten Tempelstufe zeigte, nach oben hingebogen. Dadurch ward der Eindruck der Schwere, der sich bei einer vollkommen geradlinigen

*) Nach den Untersuchungen des Franzosen Raoul Rochette konnte der Saal der Pinakothek nur bewegliche Bilder enthalten haben. Denn auf den Marmorwänden selbst findet man keine Spur von Malerei und eben so wenig sind daran Löcher bemerkbar, die zur Befestigung von Haken dienen konnten, an welchen die Gemälde aufgehängt waren. Sie müßten wohl auf Staffeleien gestanden haben. Beulé meint, daß die Beleuchtungsverhältnisse der Pinakothek so ungünstiger Natur seien, daß Mnesikles sie schwerlich zu einem Bildersaal bestimmt habe und daß erst viel später darin Bilder aufgestellt worden sind.



Der Parthenon. (Nach einer Photographie.)

Architektur in langen Säulenstellungen geltend macht, auf das Glücklichste vermieden. Der Parthenon war kein Kolossalwerk der Baukunst. Bei einer Länge von 227 Fuß betrug seine Höhe vom Säulenfuße nur 65 Fuß. Die Höhe der einzelnen Säulen war wenig über 34 Fuß.

Dem herrlichen harmonischen Bau entsprach nun auch an Sinn und Gehalt die Ausschmückung durch die bildenden Künste. Die äußeren Bildwerke des Parthenon waren ein Inbegriff und eine bildliche Darstellung der attischen Religion und des attischen Lebens in ihren höchsten und bedeutsamsten Elementen.

In dem hochragenden Dreieck des östlichen Giebelfeldes über dem Eingange war von Phidias die Geburt der Pallas Athene dargestellt — wie der homerische Hymnus sang:

Und Ehrfurcht faßte die Götter
Allzumal; und sie sprang von dem Aegistragenden Vater
Nieder im hurtigen Schwung, von seinem unsterblichen Haupte,
Schwingend den ragenden Speer.

War so der östliche Giebel dem ersten Auftreten der Göttin geweiht, so zeigte die große Statuengruppe des westlichen Giebelfeldes ein poetisches Bild der Verherrlichung des Landes selbst, um dessen Besitz einst Pallas und Poseidon gestritten. Der Wettstreit ist entschieden, der Sieg ist der Göttin zugesprochen, auf deren Geheiß soeben der fruchtspendende Oelbaum aufgesproßt war, welchem man den Preis zuerkannte vor der Gabe des Poseidon, dem Salzquell. Zur Seite des Oelbaumes standen Athene in Siegesfreude und Poseidon voll Unmuth.

Und wie solchergestalt die beiden großen Hauptdogmen der Landesgottheit: das Mysterium ihrer Geburt und die Sage von ihrer ersten Großthat, auf beiden Giebelfeldern in erhabenster Gestaltung, prangend in Farben, Gold- und Marmorglanz zu schauen waren, so umschlossen Darstellungen anderer Großthaten, von ihr selbst oder unter ihrer schützenden Leitung vollbracht, rund um den äußern Fries des Tempels laufend und auf 92 Metopen künstlerisch geordnet, den Prachttempel der Göttin.

Nachdem so Phidias in den Giebeln und Metopenfeldern die Herrlichkeit und Macht der Landesgöttin geschildert, schloß er das Ganze seiner tiefsinnigen Komposition durch den Fries der Cella, auf dem er das gottgeliebte Volk der Athener selbst darstellt, wie es, in der Feier der Panathenäen begriffen, in festlichen Zügen, geschmückt und lebensfroh hinaufwandelt zu der Schutzgöttin seiner erhabenen Stadtburg, ihr seine Verehrung und dankbare Huldigung darzubringen.

Nach dem Siege des Christenthums über das Heidenthum zog die „heilige Jungfrau“, die „Mutter des Gottessohnes“, ein in den Tempel der Pallas Athene. Aber nach der Eroberung durch die Türken ward sie wieder daraus vertrieben und im Jahre 1456 der Parthenon zu einer Moschee umgewandelt, von deren Minarete auf dem westlichen Giebel der Muezzin zum Gebete rief.

Doch selbst der Türken Barbarei zerstörte nichts von den größeren Monumenten und die Akropolis erreichte in ihren wesentlichen Denkmälern wohlerhalten das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts. Aus dem Jahre 1676 haben wir noch vollständige Beschreibungen derselben durch den Franzosen Spon und den Engländer Wheeler. Kurz vorher hatte der Franzose Carrey die Bildwerke des Parthenons in einer Reihe von Bildwerken gezeichnet, deren Originale die Pariser Bibliothek bewahrt.

Aber am 28. September 1687 geschah das Entsetzliche. Der Feldmarschall der Republik Venedig, Graf Otto von Königsmark und der Generalkapitän Morosini belagerten die Akropolis, um sie den Türken zu entreißen. Auf der steilen Höhe der Pnyx standen die Mörsergeschütze und eine Bombe traf das Pulvermagazin, welches die Türken im Parthenon errichtet hatten. Der Tempel, dessen Herrlichkeit zwei Jahrtausenden getrotzt hatte, ward mitten auseinandergerissen und in zwei große von einander geschiedene Ruinen verwandelt.

Der Nachfolger Königsmark's und Morosini's in der Verwüstung des Parthenon war der Schotte Lord Elgin. Mit Erlaubniß der türkischen Regierung ließ er die noch vorhandenen Giebelstatuen herunterschleifen, die Metopen und den Cellafries bis auf wenige Stücke ausbrechen, um die so geraubten letzten Reste der Kunst des Phidias für eine hohe Summe an die englische Regierung zu verkaufen. Bei dieser grausamen Verwüstung ging noch vieles Alterthum zu Grunde, indem durch die Ungeschicklichkeit der Arbeiter Manches zerstört und herabgestürzt wurde. „Als der türkische Beamte, so erzählt ein Augenzeuge, die letzte Metope ausbrechen und dabei einen großen Theil des Gesimses herabstürzen sah, nahm er seine Pfeife aus dem Munde, trocknete eine Thräne ab und sagte in einem bittenden Tone zu dem Helfershelfer des Lords: *Τέλος*! (Laßt's genug sein!)“

Vegetationsschilderung der Landschaft Sennâr.

Von Dr. R. Hartmann.

II.

Einer der schönsten und interessantesten Punkte Sennârs — in pflanzlicher Beziehung — ist das Dorf El-Amboâ, unsern Sêrû und schräg gegenüber dem Kreisflecken Kârkûsch gelegen. Hier erheben sich auf einem mit Grasbüscheln, Calotropis und Sidr-Büschen bewachsenen, während der Regenzeit zum Theil auch mit wiesenartigem Graswuchs bedecktem Plane, ungefähr 600 Schritt weit vom Ufer entfernt, Gruppen der prachtvollsten Tropenbäume: kolossale Tamarinden und Akazien, Sykomoren, Hamrâu und Delêb-Palmen, sogar, wie eine seltene Erinnerung an Dongolah, eine vereinsamte Dattelpalme. Eine der hier befindlichen Tamarinden ist von gigantischem Wuchse und gewährt ihre ungeheuere, beinahe tischförmig ausgebreitete Blätterkrone einen Schatten, in welchem, wie die Eingeborenen sich ausdrücken: „eine Schwadron Schêgieh-Reiterei oder eine Kompagnie Nidzâm Rast machen könnte“. Stechapfel blüht in ihrer Nähe. Die Sykomore (Ficus sycomorus *Linn.*), arab. Djimmêz, ist ein gar herrlicher Baum. Mag man nun die

berühmte Sykomorenallee hinunterreiten, welche von Cairo nach Schloß Schubrah führt oder einen jener vereinzelten Baum-Patriarchen betrachten, wie sie in wüster Gegend bei Esneh, Assuân oder Qorosqo schon aus weiter Ferne das Auge des Nilreisenden erquicken, oder mag man endlich jene stolzen Gruppen bewundern, welche die Regenstrombetten des sennârischen Waldes beschatten, überall bewährt sich der Djimmêz als ein köstliches Produkt pflanzlicher Schöpfung. Zur Zeit, als die alten Aegypter noch die Felsengräber zu Memphis, Theben, Ma'abdeh 2c. mit Särgen „von Sykomorenholz“ füllten, da mag der „Baum der Eselsfeige“ am untern Nile häufiger gewesen sein, als jetzt, wo er hier halbwild und, mit Ausnahme größerer Städte, immer nur vereinzelt angetroffen wird. Noch heut ist der Sykomorbaum dem ägyptischen Stadtbewohner und Dörfler ein sehr wichtiges Erzeugniß; er ist unter den laubarmen Bäumen der Wüstenregion ein schattenspendender Freund, unter dessen kühlendem Dache sich oft das ganze Gemeinleben einer Ortschaft koncentrirt. Da betrachte man den gigantischen Djimmêz vor der Moschee zu Dërri in Nubien. Am Fuße seines mächtigen Stammes halten Kaufleute und feilschen um Getreide; Mädchen und Frauen ruhen hier einen Augenblick von der Arbeit des Wasserholens und klatschen mit südlicher Lebhaftigkeit; bärtige arnautische Soldaten dampfen da den Schibûq und erinnern einander an manche blutige Kriegsthat im „schlechten Südlande“; Jungen fechten im Schatten des Patriarchen ihre Straßenfehden aus, Hunde und Esel recken hier die Glieder. So geht es von früh bis spät; alles Leben der Stadt bewegt sich unter dem altehrwürdigen Djimmêz, der manches Jahrzehent gesehen, der unter den Memlûken gegrünt, wie er gegrünt und grünen wird in der neuen Aera des Reformators Mohammed 'Ali und seiner rüstig fortschreitenden Thronerben. Der Stamm der Sykomore zeigt viele Rauhigkeiten, Knollen, Astlöcher 2c. Die silbergraue Borke springt leicht ab und entblößt tiefer liegende bräunlichrothe Partien und die grünen Korkschichten. Dadurch erscheint denn die Sykomore häufig wie gescheckt. Ihre Blätter ändern von rundlich herzförmiger Form in eine länglich-elliptische, mit herzförmiger Basis, ab. Die Früchte, sogenannte Eselsfeigen, haben einen faden Geschmack und werden von Unmassen kleiner Chalcididen (Blastophaga Sycomori *Linn.*) bewohnt.

Die gemeinsten Palmen Aegyptens und Nubiens sind die Dattelpalme (Phoenix dactylifera *Linn.*) und die Dôm-Palme (Hyphaene thebaica *Mart.*). In der nubischen Wüste findet sich noch zerstreut der Delûkh (Hyphaene Argun *Mart.*). In Sennâr kommt ferner der stolze Delêb (oder Dulêb, Dilêb, Borassus Aethiopum *Mart.*) hinzu. Dieser findet sich kaum nördlicher als Sabaâh-Delêb, kommt überhaupt nördlich vom 12° Br. nur vereinzelt oder in kleinen Gruppen vor; am obern blauen Nil, südlich vom 11° Br., im Jebûs- und Tumât-Thale wird er dagegen häufiger. Er verbreitet sich bis nach Senegambien und ist nach Barth's Mittheilungen auch in Baghirmi, Musqû 2c. keineswegs selten. Unter allen Palmenbäumen, die ich gesehen, ist der Delêb einer der schönsten. Sein kerzengrader Stamm steigt bis 80 und mehr Fuß auf; die Blattstiele lösen sich, sobald die Blätter vertrocknet, so rein ab, daß keine Reste davon zurückbleiben, weshalb denn der Stamm ziemlich glatt, kaum nur geringelt, erscheint. Er schwillt dicht über der Wurzel leicht an, verjüngt sich, schwillt in der Mitte tonnenförmig, verschmälert sich nochmals und schwillt endlich wiederum ein wenig unter der Krone. Diese besteht aus einigen 20 prachtvollen Fächerblättern mit langen, dornigen Stielen und herabgebogenen Zipfeln. Jeder der Fächer ist obenher lederartig, glänzend grün und hat einen Durchmesser von je 3 bis 5 Fuß bei etwa gleicher Länge. Die Früchte brechen in 10 bis 15 Trauben hervor, sind eiförmig, orangefarben, erreichen die Größe eines Kindskopfes und besitzen bei ananasartigem Geruch einen faden, süßlichen Geschmack. Ihr Fleisch ist von zähen Fasern durchwachsen; der harten Samen sind drei. Den Delêb-Früchten gehen die Eingeborenen, außerdem aber große Flatterthiere (Pteropus), Affen und Elephanten nach. Diejenigen Elephanten, welche von den Eingeborenen gerade mit Verzehren von Delêbfrüchten betroffen werden, erhalten bei den einfältigen Halbwilden den Namen E'-Delêbi — der Delêb-Fresser — und gelten als eine besondere Varietät der Art.

Die Dattelpalme, arab. Nakhleh, Kensi: Nakhel-dji, kommt südlich von Kharthûm nicht gut mehr fort. Versuche, welche man in früheren Jahren auf Antrieb des Generalgouverneurs Ahhmed-Bâschâ-el-Djerkesi mit Anpflanzung dieses Baumes bei Kamlin und Woled-Medineh gemacht, haben keinen Erfolg gehabt, und südlich vom 14° Br. trifft man jetzt nur noch wenige, verkümmerte Exemplare. Der fette, feuchte Boden der äquatorialen Regionen scheint der Dattelpalme nicht so zu behagen, als der trocknere der nördlichen Gegenden Afrikas. Ihr Verbreitungsbezirk bleibt ein mehr subtropischer. Im Schatten der Bäume zu El-Ambea' wuchert auch Stechapfel (Datura Stramonium *Linn.*), der in Sennâr auf Schuttland, z. B. bei Sennâr selbst an der Uferböschung, nicht selten ist und zuweilen mannshohe Büsche bildet.

Die obengenannten Bäume zusammen bilden hier die aller-malerischeste Gruppe. In ihrem Schatten liegen die netten Strohhütten des Dorfes. Niedliche grüne Papageien (Palaeornis cubicularis *Hasselq.*) und Corviden (Ptilostomus senegalensis *Swains.*) umflattern die Delêb-Palmen; in den Zweigen der Hamrân und Djimmêz ruht der Abû-'Anq (Ardea atricollis *Vieill.*) und nistet die Simbilah (Sphenorhynchus Abdimii *Licht.*).

Um Sêrû dehnen sich weite, niedrig liegende Wiesenpläne aus, auf denen Buschwerk von Calotropis, Zizyphus und Combretum steht. Solche Plätze werden besonders gern von den Termiten zum Aufbau ihrer zackigen Lehmdome erkoren, welche letztere wie lauter riesige Maulwurfshügel über den Rasen emporragen. Der Boden ist überall von den subterranen Bauen des Abû-Dlaf (Orycteropus) unterwühlt, dem Hauptfeinde der Termiten. Weiter südlich hält sich auch die Omm-Girfa (Phatages Temminkii *Smuts.*) auf. Wiesen, wie diese, werden von Sêrû ab weiter stromauf häufiger und finden sich auch landeinwärts nicht selten. Stellenweise sind sie recht malerisch, von Wald eingeschlossen und zur Regenzeit mit gutem, dichtstehendem Rasen bewachsen. Das Vieh findet auf ihnen treffliche Weide und sieht man hier um Mitte Mai, wenn die Regen noch nicht so heftig und das Gras in rechter Fülle, viele Duâr's (Lager) der Abu-Rôf-Beduinen und dabei große Heerden von Zebus, Schafen und Ziegen. Schon öfter ist in diesem Aufsatze des 'Oschûr*) (Calotropis procera *R. Br.*) Erwähnung geschehen. Diese sonderbare Asclepiadee, welche auch über Syrien, Vorderasien und Ostindien verbreitet ist, theilt sich dicht über der Wurzel in eine Anzahl verästelter Zweige, welche mit ovalen, kurzgestielten Blättern besetzt, mit röthlichen Blüthendolden geschmückt sind und ovale, viele Samen enthaltende Früchte tragen. Wenn diese Früchte gereift platzen, so werden ihre mit feinen Haaren besetzten Samen überall hin verweht. Auch zernagen Insekten (Lygaeus militaris *Fabr.*, Poecilocera Calotropidis *Gerst.*) die 'Oschûr-Früchte und

*) „Fetmeh“ in Oberägypten (nach Burckhardt) genannt.

Blätter und wird schon dadurch eine weite Verstreuung des Samens in den Luftströmen ermöglicht. Mit den Samenhaaren des 'Oschâr stopft man im Nilthale gelegentlich Kissen aus. Ziegen fressen, trotz des scharfen, in dieser Pflanze enthaltenen Milchsaftes, die frischen Blätter begierig ab. Dieser Saft, der bei jeder Verletzung des Strauches reichlich hervorquillt, dient als Ferment bei Gährung des Durrah-Bieres (Merisi, Bilbil, Dabç-e'-Thôr), wird aber keineswegs zur Vergiftung der Pfeile benutzt. Die geraden Zweige des Strauches werden, wie die des Tundub (Sodada decidua *Forsk.*) zu Peifenröhren verarbeitet. 'Oschârholz ist leicht, brüchig, mit zerreiblicher Rinde versehen, widersteht jedoch, wie alle Theile dieser Pflanze, den Termiten, die nicht gern daran gehen.

Man begegnet dem 'Oschâr von der Thebaide an südwärts. Er liebt die Nähe des Wassers und findet sich in der Bejûdah-Steppe zunächst da, wo reichlichere Brunnen, so an den Bijâr-el-Qomr und Abû'l-'Oschâr. In Sennâr tritt die Pflanze überall auf, in Steppe und Wald, bis nach Fazoqlo hin. Wo sie hoch und dicht wächst, so z. B. bei Dabbeh im Dâr-Donqolah und bei Lôni im Sennâr, da gewähren ihre hellbläulich-grünen, wie bereift aussehenden, gespreizten Stengel den sonderbarsten, den bizarrsten Eindruck. Oft möchte man sich in eine vorweltliche Landschaft versetzt glauben, eine so fremdartige Erscheinung bietet das massenhaftere Beisammenstehen dieses keineswegs s c h ö n e n Gewächses dar.

Unsern Hedebât ändert die Landschaft wiederum allmälig ihren Charakter. Während hier das rechte Stromufer, mit steiler Böschung, unmittelbar vom Wasser bespült wird, zieht sich am linken eine Niederung hin, welche streckenweise mit Sand und Schlich bedeckt, theilweise auch bewachsen ist und endlich, oft aber erst auf 1000 bis 2000 Schritte Entfernung vom Wasser, durch die Böschung begrenzt wird. Hinter der Uferböschung dacht sich das Land ab, wird vertieft, um, allmälig wieder emporsteigend, in eine vollkommene Ebene oder in ein wellenförmiges Hügelland überzugehen. Wie schon erwähnt, wird die zu beiden Seiten abfallende Böschung von den Sennâriern Dhâhher oder Dhâhhereh, Rücken, genannt. Das Erdreich ist hier überall, wie ja auch weiter stromab, thoniges, eisenschüssiges, an Konglomeraten und Geschiebstücken reiches Schwemmland, stellenweise aber, besonders in den Niederungen, mit leichter, schwärzlicher Humusdecke versehen. Sobald im Mai die ersten Regen fallen, dann wird auch die Uferniederung alsbald mit Tümpeln bedeckt, ja wenn gegen Ende Juli der Bahhr-el-azraq seinen höchsten Stand erreicht, wird die ganze Gegend überschwemmt und aus dem trüben, schlammigen Wasser ragen alsdann nur noch verworrene Baumdickichte hervor. Nun treiben Massen der mit am freien Ende eingeschnittenen Blättern versehenen Pistia aethiopica *Fenzl* von Süden her stromab, wuchern zwischen den unter Wasser stehenden Bäumen und verkommen hier theils beim Sinken der Gewässer, theils werden sie von der Strömung hinweggeführt. Zur trockenen Zeit dagegen ist diese Pflanze erst in Fazoqlo und in Dâr-Djumâz in seichteren Flußbuchten anzutreffen.

Die sommerlichen Regengüsse erzeugen aber auch seitwärts vom Dhâhher an allen vertieften Stellen zahlreiche Sümpfe, die oft untereinander zusammenhängend, ganze Ketten bilden und sich selbst ganz tief im Lande vorfinden. Die Eingeborenen haben für diese Regenteiche den Kollectivnamen Fûlah, pl. Fûlât. Die meisten derselben trocknen während der dürren Jahreszeit aus; nur wenige behalten Jahr aus Jahr ein Wasser und führen in solchem Falle die Namen Mōjê oder Birket (aus Birkeh), so der Birket-Kurah unsern Hedebât und das Mōjê-Dî'isah, gegenüber vom Dorfe Bedûs im Dâr-Roşêres. Während der Regenzeit schwellen auch diese Sümpfe an und nun sammeln sich in ihnen Flußpferde und Krokodile. Die Oberflächen der Wässer beschlagen um dieselbe Zeit mit grünlichem Confervenüberzuge und Lotosblumen, arab. Beschinin (Nymphaea coerulea *Sav.*), sprießen dann sowohl im Mōjê-Dî'isah, wie auch in mancher größern Fûlah und in stillen Buchten des Bahhr-el-azraq auf. Zu anderen Perioden dagegen würde man diese Pflanzen meist vergebens suchen. Die klassischen N i r b l u m e n entfalten eine große Blüthenpracht. Ueber ihre schönen, breiten Blätter huschen die langzehige Parra africana *Linn.*, in Fazoqlo auch Rallus abyssinicus *Ruepp.* Die Samen des Beschnin werden am weißen Nil mit Durrah- und Dokhn-Korn zu Brod verbacken; seine Wurzelknollen von Kitchnegern und nubischen Schiffsleuten gekocht verzehrt.

Das merkwürdige K o r k h o l z — 'Ambâdj, 'Ambâk — (Aedemone mirabilis *Kotschy*), welches am Bahhr-el-abjadt, im sumpfigen Gebiete oberhalb der Schillûk, so häufig, wird am blauen Flusse nur an wenigen Stellen gefunden und auch dies nur im Frühherbste. Der „rübenartige" Stamm schießt dann 15 bis 20 Fuß hoch über dem Wasser empor, treibt nur wenige, mit gefiederten Blättern bewachsene Aeste und blüht gelb, ganz von Farbe des Goldregen (Cytisus), aber nicht in solcher Fülle, wie dieser. Das sehr leichte, mattgelblich-weiße, schwammige Holz der Aedemone dient zu mancherlei technischen Zwecken, zur Konstruktion von Flößen, zu Schwimmklötzen für Harpunen beim Flußpferd- und Krokodilfang und besonders zu Flaschenstopfen, wie denn „'Ambâdj" im Sennâr zugleich soviel wie „Stopfen" bedeutet. So leicht ist dies Holz, daß ein daraus verfertigtes Floß, welches zwei Menschen und mehrere Stück Kleinvieh zu tragen vermag, doch nur 8 bis 12 Pfund wiegt und daher von einem Manne bequem umhergeschleppt werden kann.

Der vorhin genannte Birket-Kurah, 1½ Stunden südöstlich von Hedebât gelegen, füllt die Mitte eines mit kurzem Rasen bewachsenen, fast kreisrunden Beckens, und schöne, von vielerlei Schlingpflanzen berankte Tamarinden, Akazien-, Balanites-, Zizyphus- und Ṭabâhh-Bäumchen umgeben diesen Sumpf. E'-Ṭabâhh wird hier das schon erwähnte Combretum (C. Hartmannianum *Schweinf.*)*) genannt, vom 13° an südwärts einer der gemeinsten Waldbäume des Sennâr und nach Schilderungen befreundeter Personen auch am Ostufer des Bahhr-el-abjadt, bis zum Sôbât hin, nicht selten. Dieser Ṭabâhh bildet 5 bis 30 Fuß hohe Bäume mit knorriger, rissiger, schwarzfarbiger Rinde und lineallanzettlichen unteren, ovallanzettlichen oberen Blättern, deren Rand wellenförmig. Die Spitze jedes Blattes ist fadenartig 3 bis 4 Zoll lang vorgezogen, die Farbe derselben ist glänzend saftgrün (vert de vessie), wie gefirnißt. Die Blüthchen sind ganz unscheinbar. Der Wuchs des Ṭabâhh ist sehr unregelmäßig und zeigt fast bei jedem Individuum einen anderen Habitus, immer jedoch ist derselbe verdrückt und knorrig, bis zur Bizarrerie. Oft glaubt man einem zufällig in die Erde gesteckten, armdicken Baumaste zu begegnen, an dem nur wenige Büschel der stets etwas hängen-

*) Ist durch Dr. G. Schweinfurth in den von mir gesammelten Plantae quaedam Niloticae, Berlin 1862, S. 27, als Apocynaceae spec. mit einem ? aufgeführt und gezeichnet worden. Ich selbst hatte nur Blätterexemplare des Ṭabâhh gesammelt und die winzigen Blüthen wohl deshalb übersehen, weil dieselben an den mit noch ganz unentwickelten Blättern bewachsenen Zweigen (zu Anfang Mai) hervorbrechen, oder es waren dieselben zur Zeit, als ich den Ṭabâhh besichtigte (Mitte Juni) schon abgeblüht. Cienkowsky hat Blüthen dieses Baumes von Roşêres mitgebracht und Dr. Schweinfurth darin ein C o m b r e t u m entdeckt.

den Blätter grünen; dort bildet man sich ein, man habe eine Birke vor sich; hier wieder biegt sich ein schenkelsdicker Ṣabâhhstamm über den Erdboden hin, sendet viele verschränkte Aeste empor und trägt erst, nachdem er sich aufgerichtet, seine dichte Blattkrone; wieder einmal glaubt man, ganz von ferne, eine Kugelakazie (Robinia) zu sehen. Zwischen 13 und 12° Br. kommt dieser Baum zwar nicht selten vor, immer jedoch mit anderen Holzarten gemischt; südlich vom 12. Breitengrade jedoch bildet er ziemlich ausgedehnte Wälder, die ein Lieblingsaufenthalt der Elephanten, welche Blätter und junge Zweige des Ṣabâhh, sowie Blätter und Wurzeln des Kitbr sehr gern fressen. Es ist zu verwundern, daß Ṣabâhh und Kitbr, beides recht auffällige Formen, von den bisherigen Reisenden so gut wie gänzlich übergangen worden. Um Hedebât finden sich, wie bei Sêrû, viele mit niedrigen Gräsern bewachsene Wiesen und darauf gruppenartige Gebüsche, unter denen Ṣabâhh, Sidr und Hedjelidj die Hauptgewächse. Einzelne knorrige Sidr und Ṣabâhh streben hier und da aus dem Wiesenboden empor oder lehnen sich gegen Termitenhaufen. Cissus und prächtige Convolvulus, unter letzteren eine der Ipomaea repens ähnliche oder mit ihr identische Art, deren große, purpurne Blüthentrichter den herrlichsten Eindruck machen, klettern an den Bäumen. Hier in diesen südsennârischen Wäldern ist eine rechte Heimath für Ipomaeen und zwar für weiße, rosenrothe und purpurne; man vermißt dieselben namentlich im Gebiete von Roséres fast in keinem dichteren Gebüsche. Auch weitkletternde Rhynchosien mit hochrothen Blüthen kommen hier und da in den Wäldern vor; häufig sind diese Pflanzen auch in den reichen Forsten der Djûr, Kitch und Schir im weißen Flußgebiete.

Auf den Wiesen um Hedebât streckt sich wilder Wein (Vitis abyssinica *Hochst.*) im Grase dahin. Dieser ähnelt im Habitus unserer Vitis vinifera *Linn.* und bringt zu Ende August reifende Trauben hervor, deren kleine Beeren ganz angenehm schmecken sollen. Ferner schießen hier auf: weißblühende Liliaceen (Uropetalum tacazzeanum *Hochst.*, var. angustifolia *Schweinf.*), Aronstauden (Arum abyssinicum *Rich.*) mit fast spontonpfeilförmigen, nicht gefleckten Blättern, deren Blüthen erst im Juli hervorbrechen, sowie eine niedere, stammlose Fächerpalme.

Die muldenförmigen Bodenvertiefungen dieser Gegend, wie sie mitten im Walde nicht selten, sind mit steifen, sparrigen, bald an Phragmites, bald an Donar erinnernden, mannshoch wachsenden Röhren bedeckt. Während der Regenmonate wird der Boden dieser Rohrdickichte sumpfig. Kleine mit trüblichem Wasser erfüllte Regenströme durchfurchen dann das fette Alluvium nach allen Seiten. In den Wäldern südlich von Hedebât, besonders auf dem Westufer des Bahhr-el-azraq, z. B. gegen den Djebel-Thâbi und Khôr-el-Djamûs hin, tritt Bauhinia tamarindacea *Del.* mit fein netzförmig geaderten Blättern auf. Sie wird hier Laôd genannt, bildet mäßige Bäume und trägt lange, glatte, mit grünlichgelbem Flaum bekleidete Hülsen, Kharrûb-el-Abid genannt, von fein aromatischem Geruch, jedoch ziemlich fadem Geschmack. An dieser Frucht laben sich Affen, Eichhörnchen (Xerus), Wildschweine (Sus sennarensis) und Elephanten. Bauhinia-Arten scheinen auch südlich vom Aequator mit Wald bildend aufzutreten; in dieser Eigenschaft erwähnt ihrer z. B. Livingstone. Alle Bauhiniendickichte zeigen einen freundlichen, man möchte sagen, fast nordeuropäischen Charakter, da ihnen die fremdartige Bizarrerie der Sidr- und Ṣabâhh-Waldungen fehlt.

Betritt man, von Hedebât aus, die nach dem Djebel-(Dull-) Ghûle, dem Hauptberge der Djebâl-e'-Fundj, führende Karawanenstraße, so passirt man zunächst Mischwald und Rohrdickichte der schon beschriebenen Art, alsdann aber riesiges, mit Oschûr bewachsenes, wellenförmiges und reich mit Termitenbauten besetztes Land. Endlich berührt man eine weite, nur mit vereinzelten Hedjelidj-Bäumen, mit der niedrigen Laôd-Akazie, sodann auch mit schmalen Calotropis-Büschen und mit zerstreuten Grasbüscheln bewachsene Ebene, von den Eingeborenen nicht ganz unpassend El-Atmûr — die Wüste — genannt, da ihre Oede und Dürre allerdings seltsam mit dem kräftigen Buschwuchs der nördlicheren Khalât kontrastirt. (Vergl. Globus Bd. IV, S. 202.)

Der an mannichfachen Geschieben reiche Boden dieser „Atmûr“ zeigt zahlreiche, kreisrunde und muldenförmige Einsenkungen, gewissermaßen Wiederholungen im Kleinen der charakteristischen Bodenformation im Karstgebirge. Diese Einsenkungen, die übrigens einen völlig andern Ursprung haben, wie die Dolline des Karst, indem sie nämlich ein Produkt der Regengüsse und sich sielender, wilder Thiere, z. B. der Elephanten und großen Antilopen ꝛc., strotzen von (im Mai und Juni noch vergilbtem) harschem Grase. Viele sind die Betten größerer und kleinerer Regenteiche, deren allermeiste schon im Monat Januar versiegen, wenn auch ihr Boden häufig bis in den April hinein eine weiche, schlammige Beschaffenheit behält. Zu Ende Mai füllen sie sich allmälig wieder mit Wasser und werden dann von den in ihnen trinkenden und sich behaglich in ihnen wälzenden Thieren vergrößert. Schalen von Kopffüßern (Lanistes carenata *Ol. Mont.*), zuweilen auch von kopflosen Weichthieren (Anodonta rubens *Lam.*) liegen auf dem Grunde dieser Vertiefungen umher. Von diesen Mollusken entwickeln sich, wie ich selbst zu beobachten Gelegenheit gehabt, mit den ersten Regen sehr viele Jungen, was darauf hindeutet, daß ihre Keime nicht völlig eintrocknen und daß ihnen gewissermaßen latentes Leben innebleibt.

Schaaren von Klaffschnäbeln (Anastomus), Nashorngänsen (Sarkidiornis, Plectropterus), schwarzen Störchen (Sphenorhynchus) und Regenpfeifern (Pluvianus) finden sich von Mai bis September an diesen Fûlât ein, wo ihrer hinlängliche Beute an Schneckenbrut, an Wasserkäfern und Larven von Fröschen (Cystignathus) wartet.

Wenn man nun von Hedebât aus in südwestlicher Richtung gegen den Djebel-el-Djerebin vordringt, so betritt man zunächst wieder dichtbewachsene Khalah, deren Gräser so dicht wie Getreidehalme aufschießen. Zwischen diesen Gramineen wuchern schirmförmige Büsche des Daqamûth (Acacia campylacantha *Hochst.*) von 6 Zoll bis zu 6 Fuß Höhe, ferner Oschûr, Hedjelidj, Uropetalum und Zwergpalmen. Am Abhange des Hügels, an welchem noch vor etwa 30 Jahren die Fungi-Stadt Hellet-Sihhah gestanden, wächst außer Laôd noch eine krautartige, im Habitus ihrer Blätter an eine saniculeenartige Umbellifere erinnernde Pflanze, deren oftmals wie ein Alraun (Radix Atropae Mandragorae *Linn.*) getheilte Wurzel, Bebûn genannt, in Zeiten der Noth als Brodsurrogat dient. Sie hat einen holzigen, faden, schwach selerieartigen Geschmack. Wir trafen dies Kraut leider nicht blühend. An solchen Stellen soll auch die Ṣûb-el-Ardhah oder Iberthûs wachsen, eine auf der Bruchfläche, wie Radix Ratanhae, hochrothe Wurzel, welche zur Heilung der Dysenterie benutzt wird*).

*) Wir geben später noch eine Mittheilung über die Vegetation in Sennâr. Red.

Ethnologische Beiträge.

IX.

Einwendungen gegen die Bezeichnungen Turanisch, Arisch und Semitisch.

Die Anthropologen und die Linguisten liegen über mancherlei Gegenstände im Streit, insbesondere über die Namensbezeichnung mehrerer Stammgruppen von Völkern. Kollektivbenennungen sind in der Regel mehr oder weniger willkürlich; wenn aber die Gelehrten ein für allemal wissen, was dieselben bedeuten und der allgemeine Gebrauch sie einmal angenommen und festgestellt hat, dann erscheint es bedenklich, an denselben etwas zu ändern. Auch Max Müller sagt (in seinen Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache, S. 253 der deutschen Ausgabe), daß jede Abänderung der Terminologie im Allgemeinen eben so viele Verwirrung hervorbringe, als sie Nutzen schaffen möge.

Aber gerade gegen ihn ist Broca in einem Vortrage „über Linguistik und Anthropologie" aufgetreten. Mit Recht verlangt er, daß eine neu aufgestellte Terminologie derart beschaffen sei, daß sie keine Verwirrung anrichte. Das aber sei der Fall mit drei von den Linguisten erfundenen Ausdrücken über drei der wichtigsten Stammgruppen. Es erscheint von Interesse, zu hören, was ein so ausgezeichneter Mann wie Broca in dieser Beziehung zu sagen hat. Seine Beweisführung ist im Wesentlichen folgende.

Die asiatischen Rassen zwischen dem Kaspischen See und dem Japanischen Meere, zwischen Tibet und dem nördlichen Eismeer erscheinen als eine natürliche Gruppe, und ihre gemeinschaftlichen Merkmale bilden den mongolischen Typus. Sie reden sehr verschiedene Sprachen, die unter sich viel weiter von einander abweichen als z. B. das Griechische und Französische, das Deutsche und das Bas Breton. Sie können folglich keine so augenfällig zusammengehörige Familie bilden, wie jene der indo-europäischen Sprachen, bieten jedoch, wenn auch nicht in ihren Vokabularien, doch wenigstens in ihrem Grundbau einige gemeinsame Züge, und man hat sie deshalb, vermittelst mehr oder weniger kühner oder entscheidender Annäherungen, als eine und dieselbe Gruppe hingestellt. Baron Bunsen fühlte das Bedürfniß, derselben einen Namen zu geben; deshalb ersann er oder vielmehr er wagte (denn so drückt er selber sich aus) die Benennung turanische Gruppe.

In Folge dieses abenteuerlichen Neologismus hat man nun jetzt zwei Bezeichnungen für eine und dieselbe Sache. Da, wo der Anthropolog Mongolisch sagt, gebrauchen die Nachfolger Bunsens den Ausdruck Turanisch. Aber das ist eine sehr unnütze und schädliche Verwicklung.

Das südwestliche Sibirien, also das Land im Norden der unabhängigen Tatarei, welches vom Irtysch durchströmt wird, stand im 15. Jahrhundert unter einem Tatarenchan, dessen Gebiet Klaproth auf seiner Karte als Chanat Sibir (1404) bezeichnet. Auf der Karte von 1479 ist abzunehmen, daß dasselbe im Laufe des 15. Jahrhunderts den Namen Chanat Turan erhalten hatte. Dieses wurde von den Russen erobert. Im Jahre 1840 nun machte Omalius d'Halloy den Vorschlag, die gegenwärtigen Abkömmlinge der Tataren im Lande Turan als Turanier zu bezeichnen. Diese Benennung war verständig und verständlich; man wußte sofort, was damit bezeichnet werden sollte. Nun kam aber Bunsen und wandte diesen, an sich begränzenden und specifisch bezeichnenden, Namen auf die größte Stammgruppe der Welt an. Damit schuf er Verwirrung. Das sah Omalius d'Halloy sofort ein und verzichtete deshalb in der neuesten Ausgabe seiner „Elemente der Ethnographie", Paris 1859, S. 56, auf einen Namen, der so unbestimmt geworden war. Man hörte also jetzt auf einmal von turanischen Völkern, statt von mongolischen, und bald rollte dann die Kugel weiter. Nun hatte man eine Verwandtschaft, eine Filiation, und von da bis zur Genealogie war nur ein Schritt. „Aus dem von Bunsen riskirten Neologismus entpuppte sich eine ethnogenische Fabel. Die Sylbe Tur, die Wurzel des Wortes Turanisch, ist schon zum Namen einer patriarchalischen Person gemacht worden, zum gemeinsamen Stammvater der Türken, Tataren, Japaner, Mongolen, Sibirier und Chinesen, ja sogar der Malayen, der Polynesier und Amerikaner!"

Im Jahre 1847 wagte Bunsen seinen Ausdruck turanisch, und zehn Jahre später schrieb Max Müller in Oxford Folgendes:

„Die Trennung des turanischen Urstammes fand statt, lange ehe die Vorfahren der arischen Familie ihren gemeinschaftlichen Wohnsitz verließen. Denn überall, wohin arische Kolonisten auf ihrer Wanderung von Osten nach Westen drangen, fanden sie das Land von Wilden besetzt, welche Abkömmlinge Tur's waren. In allen Zeiten der Geschichte, bis auf unsere Tage herab, hat Tur den größten Theil der Erde besessen; die von Sem und Japhet in Anspruch genommenen Länder erscheinen nur als kleine Theile, wenn man sie mit dem weitausgedehnten Gebiete der turanischen Sprache vergleicht. Die arische und semitische Sprache haben nur vier Halbinseln inne: Indien, Arabien, Kleinasien und Europa; das übrige Asien gehört den Nachkommen Tur's."

So schreibt Max Müller. Wir hätten somit im Handumdrehen einen ehrwürdigen Altvater, von dem zwar Moses nichts wußte, dem man aber einen Platz neben Noah's Söhnen einräumt! Aber wer ist denn dieser Tur, der im 10. Kapitel der Genesis keine Stelle fand? Ohne Zweifel ein anderer Noah, vielleicht gar ein anderer Adam, den wir wohl auch bald den Chinesen anoktroiren werden? Wir lachen manchmal über die Romandichter und die Genealogen des Mittelalters, welche die Franken von einem Francus, Urenkel Hectors, herleiten, und die Türken von Turcus, den man auch vom alten Priamus abstammen ließ. Aber wir wollen es doch nicht eben so machen, wie jene Romandichter*).

*) Max Müller hat in seinen „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache", deutsch von C. Böttger, Leipzig 1863, diesen fabelhaften selbst erfundenen Patriarchen Tur stillschweigend wieder fallen lassen, und es wird nun wohl nie mehr die Rede von ihm sein. Ueber seine Auffassung dessen, was von ihm als Turanisch bezeichnet wird, wollen wir einige Stellen hersetzen. Da, wo er von Arya spricht, sagt er:

„Ich will die Vermuthung aussprechen, daß die Etymologie des Wortes Arya uns auf einen Pflüger oder Ackermann hinführt und mit der Wurzel von araro zusammenhängt. Die Arier haben vielleicht diesen Namen für sich gewählt im Gegensatze zu den Nomadenrassen, den Turaniern, in deren Originalnamen Tura die Schnelligkeit eines Reiters liegt." S. 204. Also: Vermuthung, — vielleicht — und wo ist der „Originalname Tura" zu finden?

S. 244. „Der Name Turanisch wird im Gegensatze zu Arisch gebraucht und auf die Nomadenrassen Asiens im Gegensatz zu den ackerbautreibenden arischen Rassen angewandt. Die turanische Familie oder Klasse besteht aus zwei Hauptabtheilungen, der nördlichen und der südlichen.

In Zeiten, wo die wissenschaftliche Kritik noch nicht entwickelt ist, sehen wir bei vielen Völkern das Bestreben, den Namen des Volkes von einem gemeinsamen Stammvater abzuleiten. Heute ist man darüber einverstanden, daß das berühmte zehnte Kapitel der Genesis nicht einen biographischen Charakter trägt, sondern einen ethnologischen. Die Namen der Männer bezeichnen Völker, und diese sind in einer genealogischen Tabelle gruppirt, je nach der Verwandtschaft, welche man unter ihnen zu erkennen glaubte. Diese Tabelle enthält die ältesten schriftlichen Nachrichten über die Ethnologie des westlichen Asiens und die Nilregion, und sie ist gerade deshalb weit richtiger, als eine wirkliche Genealogie sein würde. Ein Theil der Verwandtschaften, welche der Verfasser jenes Kapitels annimmt, ist von der wissenschaftlichen Kritik als richtig erkannt worden; ein anderer Theil steht mit geschichtlichen Thatsachen, Linguistik und Anthropologie im Widerspruche.

Es erscheint längst nicht mehr angemessen, alle Völker der Erde auf drei Familien zurück zu führen, welche angeblich von Noah's Söhnen abstammen sollen; die weißen von Japhet, die gelben von Sem, die schwarzen von Ham. Ein gelbhäutiges Volk ist in der Genesis gar nicht erwähnt, und der Augenschein belehrt uns ohnehin, daß die Abkömmlinge Sem's eben so weiß sind, wie jene Japhets. Auf diese Dreitheilung mußte man also verzichten. Die Erfindung eines Patriarchen Tur kam offenbar zu spät, aber als Stammvater der gelbhäutigen Völker hätte er die Reihe der „Urväter der Völker" um einen vermehren können! Den Anthropologen geziemt es nicht, diesem von der Phantasie aufgenommenen Patriarchen Tur Gastrecht zu gewähren, oder ihn gar an die Spitze einer großen natürlichen Abtheilung des Menschengeschlechtes zu stellen. Wir haben für diese eine seit langer Zeit in der Wissenschaft gültige Bezeichnung: jene der mongolischen Völker. Sie ist einer Nation entlehnt, welche sehr scharf kennzeichnende Merkmale aufweist. Wir haben seit Blumenbach immer sehr gut gewußt, was wir unter der Bezeichnung „mongolische Völker" uns zu denken haben; wir verstehen darunter solche, welche um den anthropologischen Typus, den man als Mongolisch bezeichnet, sich gleichsam von selbst gruppiren. Wollte man aber die mongolischen Völker, welche zu dem großen Urstamm gehören, von dem specifisch als Mongolen bezeichneten einzelnen Volk unterscheiden, dann könnte man jene mit dem sehr bezeichnenden Worte Mongoliden belegen; das wäre verständlich.

Die Sprachwissenschaft wird ihren schönsten Triumph erringen, wenn sie nachweisen kann, daß die Annäherungen oder Unterschiede, welche sie ermittelt, mit den natürlichen Abtheilungen zusammenfallen, welche sich aus dem Studium des physischen Menschen ergeben. Bunsen u. A. glauben die Möglichkeit zu sehen, die Sprachen der bislang als mongolisch bezeichneten Völker als eine große Familie betrachten zu können. Sie haben aber dann nicht den alten guten Namen beibehalten, sondern, wie schon gesagt, einen neuen erfunden, der viel mangelhafter ist, als der andere, ohne irgend einen triftigen Grund die Synonymie verwirrt und zu seltsamen, geradezu albernen mythologischen Interpretationen Anlaß gab. —

Broca ging dann zu einem andern wichtigen Gegenstand über. Die Sprachwissenschaft hat festgestellt, daß seit Anbeginn der geschichtlichen Zeiten die europäischen Völker, mit Ausnahme einiger sehr eng begrenzten Bruchtheile, sodann jene Kleinasiens, Persiens und des bramanischen Indiens, Sprachen reden oder einst geredet haben, welche von einem gemeinsamen Urstamm abzuleiten sind und eine große Familie bilden. Ferner, daß es eine Zeit gegeben habe, da die Vorfahren der Arier, Iranier, Pelasger, Kelten, Germanen und Slaven nebeneinander lebten. Man bezeichnete diese Sprachen und die Völker, von denen sie geredet werden, als indo-europäisch. Dieser Ausdruck ist bezeichnend, gibt unmittelbar die Vertheilung der Völker zu erkennen und läßt die Fragen über deren Ursprung, welche noch jetzt der Erörterung unterliegen, bei Seite. Die Sache selbst ist durch die Sprachwissenschaft und die Anatomie bestätigt worden, und die Anthropologen haben gern die Bezeichnung indo-europäisch angenommen. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß möglicherweise nicht etwa ein besserer aufgefunden werden könnte. Er bezeichnet ja lediglich die geographische Ausdehnung der indo-europäischen Völker. Wenn man dermaleinst definitiv den Ursitz oder das Urstammvolk kennen wird, aus welchem jene unvermischt oder vermischt hervorgegangen sind, dann wird allerdings an die Stelle dieser vorläufigen Bezeichnung ein geographischer oder ethnologischer Name treten müssen, der schärfer und bestimmter ist. So weit sind wir aber noch nicht. Die Linguisten geben uns bis jetzt nur Wahrscheinlichkeiten, aber keine Gewißheit, und die Bezeichnungen, welche man einführen will, bezeichnen viel mehr eine Theorie, als eine festgestellte Thatsache. Ich will nicht davon reden, daß von Einigen diese große Menschengruppe nach Noah's Sohne Japhet, oder nach des Prometheus Vater Japet, als eine japetische bezeichnet wird. Andere haben das Problem auf wirklich wissenschaftlichem Wege zu lösen gesucht, alle in Betracht kommenden Umstände reiflich erwogen, die Sprachen verglichen, das relative Alterthum der verschiedenen Zweige des indo-europäischen Stammes zu erforschen gesucht und den Wanderungen in vorgeschichtlichen und historischen Zeiten und nicht minder dem gemeinschaftlichen Ausgangspunkte nachgespürt. Sie haben dann die gesammte Gruppe mit einem Namen belegt, welcher auf den angeblichen Ursprungspunkt Bezug hat. So erhielten wir die Bezeichnungen Arier und Iranier für die Indo-Europäer. Beide Ausdrücke, auf denselben Gegenstand angewendet, sind aber keineswegs synonym; jeder hat eine besondere Bedeutung und bezeichnet eine der sechs partiellen indo-europäischen Sprachen und Völkergruppen. Die iranische erhält ihren Namen von Iran, also Persien, die arische Gruppe von den Arvas, den ersten Eroberern Indiens. Der ersten Gruppe entsprechen die Sprachen, welche das Zend zur Grundlage haben, der zweiten, bei denen das Sanskrit dieselbe bildete. Diese Wörter drücken zwei besondere Ideen aus, zwei einander entgegengesetzte Urfakta, zwei in ungleichem Maße wahrscheinliche Hypothesen, über welche noch hin und her gestritten wird. Wer uns Iranier nennt, spricht damit eben so wohl eine Theorie aus, als der, welcher uns als Arier bezeichnet. Für die Anthropologen aber erscheint es gerathen, ihre Nomenklatur erst dann zu ändern, wenn

---

Die nördliche wird bisweilen auch die ural-altaische oder ugro-tatarische genannt und in fünf Abtheilungen getheilt: die tungusische, mongolische, türkische, finnische und samojedische. Die südliche, welche den Süden Asiens inne hat, zerfällt in vier Klassen: die tamulische oder die Sprache Dekhans; Bhotija oder die Dialekte Tibets und Bhotans; die taische oder die Dialekte von Siam und die malayische oder die Dialekte der Malayen und Polynesiens."

Dann heißt es weiter: „Wenn wir nun in dieser ungeheuern Menge von Sprachen und Dialekten dieselbe Familienähnlichkeit entdecken wollten, welche die semitischen und arischen Sprachen zusammenhält, so würden wir ohne Zweifel in unseren Erwartungen getäuscht werden; aber gerade das Fehlen jener Familienähnlichkeit macht einen der charakteristischen Unterschiede der turanischen Dialekte aus (!). Es sind Nomadensprachen, die eben als solche gegen die semitischen und arischen contrastiren."

S. 371 hebt Müller in einer Anmerkung hervor, daß Professor Boller in Wien den turanischen Charakter auch der japanesischen Sprache festgestellt habe.

Wir haben keinen Raum, um abzuschreiben, was Müller weiter über diese turanische Nomadensprache äußert; aber wir wollen darauf hinweisen, daß die Japaner, die Tamulen, die Siamesen, Malayen und Polynesier eher alles andere sind als Nomaden. Sie waren es auch niemals. Sie bilden Staaten, Japan z. B. bildet einen sehr charakteristischen Agrikultur- und Industriestaat. Es ist offenbar, daß das Wort turanisch in der abenteuerlichen Weise, wie es nun im Schwange geht, gar keine Berechtigung hat und sehr überflüssig ist. Die Linguisten werden wohl selber daran gehen, der Logik zu ihrem Rechte zu verhelfen und eine Remedur eintreten zu lassen, damit die Spielerei mit diesem Wort aufhöre.

einmal das Problem der indo-europäischen Ursprungsangelegenheit zu einem sichern und festen Abschlusse gediehen sein wird. Uebrigens sind die Bezeichnungen arisch und iranisch durchaus wissenschaftlich. (Es mag hier beigefügt werden, daß die „arische Theorie" an dem alten John Crawfurd in London einen sehr eifrigen Gegner hat. Wir werden gelegentlich die Einwendungen, welche er gegen dieselbe vorbringt, zusammenstellen.)

Aber turanisch ist keine wissenschaftliche Bezeichnung, eben so wenig wie eine andere, gegen welche eigentlich Jedermann protestirt und die trotzdem im allgemeinen Gebrauch ist. Sie erscheint falsch, trügerisch, unwissenschaftlich, ist der Bibel entlehnt und entspricht doch dem biblischen Texte nicht. Ich meine die Bezeichnung Semiten und semitische Völker, womit man die angeblichen Abkömmlinge des Patriarchen Sem bezeichnet. Als Eichhorn zuerst diese Namen anwandte, hielt er selber dieselben gewiß nicht für genau. Man wendet sie an auf eine Sprachenfamilie, als deren Typus gewissermaßen das alte Hebräische gilt, und auf eine andere, deren Hauptrepräsentanten die arabischen Völker bilden.

Diese Völker zerfallen allerdings in mehrere sehr erkennbare Unterabtheilungen, bilden aber sowohl für Anthropologen, wie für Linguisten einen einzigen großen Hauptstamm, welchen Cuvier als den aramäischen, Bory de St. Vincent als den adamischen bezeichnet. Der letztere Ausdruck wurde von Bory einer Tradition entlehnt, die er selber verwarf, und war unannehmbar sowohl für die Polygenisten, welchen der sogenannte „erste Mensch" für weiter nichts gelten kann, als für ein Fabelwesen, wie für die Monogenisten, die Einpaarler. Diesen müssen ja alle Menschenrassen für gleich sehr adamisch gelten. Die Bezeichnung aramäisch war nicht so unwissenschaftlich, mußte aber fallen, als die fortgeschrittene Sprachwissenschaft der aramäischen Sprache ihre richtige Stellung anwies. Es ist nun, auch durch Renan, ausgemacht, daß die aramäische Periode erst die zweite Epoche in der Entwickelung der sogenannten semitischen Sprache bildet, und daß die hebräischen älter sind.

Die Anthropologen haben nun eine weniger mangelhafte Bezeichnung gewählt und dieselbe der Geographie entlehnt. Sie belegen die sogenannten Semiten mit dem Ausdrucke syro-arabische Völker. Syrien und Arabien bilden die wichtigsten und zugleich die äußersten Länder derjenigen Region, welche zu Anbeginn der geschichtlichen Zeit von diesen Völkern bewohnt war. Diese Benennung hat dieselbe Grundlage, wie die Bezeichnung indo-europäisch und drückt eine durchaus sichere Thatsache aus.

Renan spricht sich in seiner „Allgemeinen Geschichte der semitischen Sprachen" folgendermaßen aus:

„Die Benennung Semitisch, semitische Völker ist durchaus fehlerhaft, schon deshalb, weil eine beträchtliche Anzahl von Völkern, welche semitische Sprachen redeten, z. B. die Phönicier und mehrere arabische Stämme, dem zehnten Kapitel der Genesis zufolge, von Ham abstammten, und andererseits Völker, welche in jenem Kapitel als Abkömmlinge Sems figuriren, z. B. die Elamiten, gar keine semitische Sprache redeten."

Selbst Leuten, die einen beschränkten biblischen Standpunkt einnehmen, ist es nicht entgangen, wie unpassend die Bezeichnung Semitisch ist, z. B. Pritchard, der sich auch mit guten Gründen für „Syro-arabisch" ausspricht. Renan hebt weiter hervor, daß die Bezeichnung Semitisch noch lange Zeit die Ursache einer Menge von Verwirrung sein werde. Wenn er selber ihn gebraucht habe, so bezeichne er damit nur Völker, welche Hebräisch, Syrisch, Arabisch oder eine verwandte Mundart redeten, aber keineswegs die Völker, welche im zehnten Kapitel der Genesis als Sem's Nachkommen aufgeführt werden, denn diese sind zum guten Theil arischen, d. h. indo-europäischen Ursprungs. Broca betont, daß die Anthropologen sich der so ungenauen und trügerischen Bezeichnung Semitisch gar nicht bedienen sollten; man solle sagen: Syro-arabisch. A.

Aus dem Oetschergebiet in Niederösterreich.

Der Oetscher. — Die Flüsse des Gebietes. — Die Wälder. — Das Holzschwemmen und die Holzknechte. — Die Weiden und Almen. — Viehzucht. — Der Halder und die Schwaigerin.

In dem Zuge der österreichischen Alpen, da wo diese sich zwischen der Enns und Leitha schon in niedrigeren Stufen gegen das Donauthal absenken, gewahrt man an beiden Enden des Höhenzuges Berge, die sich durch Höhe und scharf ausgeprägte Umrisse auszeichnen. Der östliche ist der oft besuchte und viel beschriebene Schneeberg (6567'). Der westliche ist der durch auffallend massige Gestalt und isolirte Stellung höher erscheinende, wenngleich niedrigere Oetscher (5970').

Das Berggebiet des letztern ist überaus reich an Wasserquellen. Mehr als vierzig Gewässer, größere und kleinere, leiten aus seinen unterirdischen Behältnissen und Vorrathskammern ihren Ursprung und gehen wie Strahlen nach allen Seiten. Der bedeutendste Fluß ist die Ybbs, im Volksmunde Ois, dann die Erlaf, Melk und Traisen, welche alle der Donau zufließen. Einen eigenthümlichen Reiz erhält das Oetschergebiet durch die theils noch vollen, theils schon im Ablauf begriffenen Seebecken, die sich in demselben befinden; unter diesen zeichnen sich der Lunzer- und Erlaffee durch Größe aus. Romantische Thäler, Wasserfälle, interessante Kalksteinhöhlen und eine Rundschau vom Gipfel des noch wenig besuchten Berges, die einen Flächenraum von beinahe 700 Geviertmeilen umfaßt, machen das Gebiet des Oetschers zu einem der schönsten Punkte in Oesterreich. In geologischer Beziehung stellt der Oetscher einen Theil der nördlichen Kalk-Alpenzone dar, und demgemäß verhält sich auch seine Flora als eine Kalk-Alpenflora, die auf den höchsten Punkten den Charakter einer ächten Alpenflora annimmt und viele seltene Alpenblumen neben vielfach verschlungenen Zwergföhren und Zwergwachholder zeigt.

Noch drei Fünftel der Gesammtbodenfläche werden von Waldungen bedeckt, und das Gebiet kann jetzt noch als reich an Wald bezeichnet werden. Seit 1850 werden die letzten Reste des Urwaldes in den innersten Schluchten und auf den steilsten Höhen und Wänden dem vertilgenden Beile überliefert und bald gänzlich verschwunden sein. Die Plenterwirthschaft oder der Femelbetrieb, eine förmliche Raubwirthschaft, fand bis vor nicht langer Zeit noch statt, und wegen geringer Nachpflanzungen rückt die Vegetationsgrenze von den Höhen immer mehr herab, die Abspülungen und Wasserrisse werden vergrößert und die fruchtbaren Niederungen mit Geröll bedeckt.

Der Ackerbau am Oetscher ist natürlich nicht von Bedeutung, dagegen blüht die Eisenindustrie, namentlich die Sensenfabrikation. Der Betrieb findet meist mit Holzkohlen statt;

aber neben dem Kohlenbrennen ist es das Schwemmen, der Handel mit *Holz* nach Wien, der in bedenklicher Weise verwüstend auf die Wälder einwirkt. Jene drei schon erwähnten Flüsse, die Traisen, Pielach und Erlaf, bieten sich als natürliche Straßen dar, auf welchen das Holz auf billige Weise nach Wien geschafft werden kann. Es läßt sich annäherungsweise berechnen, daß jährlich zwischen 50,000 und 60,000 Klafter Brennholz von diesem einen Punkte aus verschwemmt werden. Mit der Abstockung des Holzes sind die *Holzknechte* betraut. Sie fällen und schneiden die Stämme, holen sie geschickt von Orten, die man früher für unzugänglich hielt, und verschwemmen sie dann.

Zur ersten Herabbringung des Holzes von den Bergen dienen die *Riesen*. Dieselben sind zweierlei: Holz- und Wasserriesen. Beide sind von kleinen Holzstämmen zusammengesetzte, abwärts laufende Rinnen, in deren oberes Ende die Scheiter nach einander gelegt werden, um darin schnell abzufahren und am untern Ende an ihren Bestimmungsort zu gelangen. Solche Riesen, gewöhnlich mehrere hundert Klafter lang, findet man in den höheren Bergen, wo die Holzschläge sind, häufig. Unten am Berge, bei nur geringen Neigungen, bringt man wasserhaltige Riesen (Wasserriesen) an, in deren oberes Ende man Wasser einfließen läßt, das die Scheiter möglichst mit fortreißt.

Als Schwemmwasser benutzt man die Bäche zwischen den Bergthälern, die im Frühjahr bei Thauwetter anschwellen. Durch Schleusen, hier *Klausen* genannt, werden sie aufgestaut und, wenn sie genug Wasser enthalten, mit dem Holze abgelassen. Zum Auffangen des geschwemmten Holzes dienen große Rechen, die querüber im Wasser angebracht sind.

Die *Holzknechte*, welche sich mit dem Fällen und Schwemmen der Stämme befassen, bilden einen eigenthümlichen, kräftigen Menschenschlag. Im Hochgebirge ist ihre Heimath; dort, auf einer grünen Wiesenmatte, einem Bergquell nahe, steht des Holzknechtes *Kaische*, eine niedrige, aus übereinandergelegten Baumstämmen gezimmerte, mit Brettern gedeckte Waldhütte. Hier hat er seinen Ein- und Ausgang oft nur auf Waldesdauer. Gewöhnlich stehen mehrere Kaischen beisammen und bilden die Ansiedlung aller Knechte, welche in einem Schlag arbeiten. Das Jahr hindurch hat der Holzknecht sein Brod im Walde und verdient es sich mit der Axt; im Holzschlag arbeitet er mit mehreren Genossen unter Leitung des *Paßknechtes*. Eine Partie von Arbeitern heißt *Paß*.

Mit Beginn der schönen Jahreszeit zieht der Mann in den Schlag. Er trägt seine Sägen, Keile, Bohrer, Klafterstange und den Schleifstein. Auf dem Rücken hat er die hölzerne „*Kraxe*", beladen mit Mehl, Schmalz, Gries und Salz, sodann ein Paar Schüsseln und Töpfe.

Das Fällen der Bäume und Klieben der Scheiter geschieht mit staunenswerther Umsicht, und bald stehen da, wo früher Wald war, die „*Zaine*", Stöße von geschichteten Scheitern. Während des Winters geschieht nun das *Bringen*. Der Holzknecht setzt seine Handschlitten und Steigeisen in Bereitschaft, richtet sich Bahnen her, baut Riesen und Schwemmwerke. Hat der Schnee den gefrorenen Boden unter sich, so ist die Zeit zum Bringen da. Da schnallt er die Steigeisen an, ladet die Scheiter auf den Schlitten und bringt sie mit reißender Schnelligkeit abwärts zur Riese.

Außer der Arbeitszeit ist die Lebensweise der Holzknechte eine einförmige. Im Geschäft des Kochens wechselt einer mit dem andern ab; ein wie allemal werden die unvermeidlichen „Holzknechtsnocken" genossen. Sie bestehen aus kleinen Mehl- oder Griesklößen, die in Fett abgeschmälzt werden. Dazu ein Stück schwarzes Brod und ein Schluck aus der gemeinsamen Flasche.

Den Holzknecht erkennt man an der grünen oder grün verbrämten grauen Lodenjuppe, dem grünen, mit Gemsbart und Schildhahnfedern gezierten Hut und dem schlanken, festen Körperbau, dem freien, oft kecken Blick und dem zierlich geschnittenen Stutzbärtchen. Aber Holzknecht und Wildschütz galten und gelten ortweise noch jetzt als sich gegenseitig einschließende Begriffe. Die Leute sind treffliche Schützen, und manchmal hilft der Erlös für einen gewilddiebten Rehbock dem kargen Verdienste aus. Unter die freien Beschäftigungen des Holzknechts gehört noch das Wurzelgraben, das Sammeln von Wurzeln heilkräftiger Pflanzen, die in die Apotheken verkauft werden.

Als Gegenstück zur Schilderung der Holzknechte und der Wälder am Oetscher theilen wir Einiges über die Viehzucht und die Almweiden im Gebirgstocke jenes Alpenberges mit. Große Strecken desselben sind mit Weiden bedeckt, die im Hochgebirge theils als Hutweiden, theils als Bergweiden immer mehr an Ausdehnung gewinnen, bis in der Höhe zwischen 4000 und 5000 Fuß die eigentliche Alpenweide, *Alm*, Platz greift.

Die Ausdehnung dieser Weiden ist so groß, daß manche schon am Fuße des Berges beginnt und sich neben Felspartien und Waldungen mit dem üppigsten Graswuchs bis zum Gipfel hinanzieht. Die Güte der Weide nimmt aber mit ihrer höhern Lage nicht ab, sondern es findet vielmehr das umgekehrte Verhältniß statt: *je höher der Berg, desto besser die Weide*. Das beste nahrhafteste Futter wächst erst über 3000 Fuß hinauf in üppiger Fülle, während auf diesen sonnigen Triften hie und da eine Quelle frisches, gesundes, krystallhelles Wasser zum Trunke darbietet. Eine Kultur der Weiden, abgesehen vom Reinigen derselben von Disteln und Brombeersträuchern, besteht nicht. Von Zeit zu Zeit bewachsen aber die tiefer in den Voralpen liegenden Weideplätze mit Nadel- und Laubholz, welches in solcher Menge emporschießt, daß die ganze Fläche mit jungem Wald besetzt ist. Um nun die Weide wieder ihrer Bestimmung zuzuführen, wird der Grund „*gebrandet*": man umgrenzt ein Stück Weide, haut das niedrige Gestrüpp aus, legt das Laub und Reisig reihenweise auf den Boden und zündet es an. Dies geschieht im Sommer und bei günstigem Winde. In das ausgebrannte und mit Asche gedüngte Erdreich wird Roggenkorn, zuweilen auch Rübe gesäet und geerntet. Im nächsten Jahre begrünt sich der Brand schon mit Futterkräutern und die Weide ist wieder verjüngt.

Auf diesen Almen gestaltet sich nun die *Jungviehzucht* und die *Almwirthschaft (Schwaigen)* zu einer einträglichen Erwerbsquelle. Sobald im Frühling der letzte Schnee gewichen ist und das zarte Grün der jungen Gräser hervorschießt, wird den jungen Stallbewohnern die Thür zum Austrieb geöffnet. Auf der Hausweide bleiben sie nun bis in den späten Herbst hinein ohne Hut; damit man weiß, wo das Jungvieh steht, hängt man ein Paar Stück Glocken um; nur von Zeit zu Zeit sieht der Bauer nach, ob die Thiere gesund sind, und reicht ihnen die Maulgabe, Salz und Brod. Was die Hausweide im Kleinen, das ist die *Alm*, Alpenweide, im Großen; da kommen hundert und auch mehrere hundert Stück Vieh, zum Theil eigenes, meistens aber fremdes, gegen Weidegeld aufgenommenes Vieh, zusammen. Zur Kontrole wird jedes Stück gebrannt.

Die Aufsicht über das Weidevieh führt der *Almhirt* oder *Halder*; er hat ein schwieriges Geschäft und steht bei den Bauern in großem Ansehen. Er kennt jedes Stück und muß wissen, wo es den Tag über weidet; er kennt auch die Krankheiten und gibt den Vieharzt ab, wobei sich seine Praxis auch oft auf Menschen erstreckt; eine kleine Apotheke führt er stets bei sich. Aber diese Halder sind oft unzuverlässig, sie begehen ihr „*Gai*", den Weidedistrikt, nicht oft genug, zechen im Wirthshaus und geben den Leichtgläubigen vor, der heilige Patrizius, oder St. Leonhard, St. Oswald und St. Wendelin hielten statt ihrer Wache auf der Alm. Im Herbst, wenn der Abtrieb der Thiere stattfindet, kehrt der Halder beim Bauer ein, der ihn trefflich verpflegt, damit er im künftigen Sommer gut auf sein Vieh passe; dafür ertheilt er dem Bauernhaus den *Haldersegen* mit dem Spruch: „Glück herein! Unglück hinaus!"

In der Aufsicht über das Vieh hilft dem Halder die *Schwaigerin*, von deren Schönheit in Liedern und Reisebeschreibungen

viel gefabelt wird, die aber, wenig Ausnahmen abgerechnet, nur in der Phantasie poetischer Alpenfreunde zu finden ist. Die Schwaigerin ist eine gewöhnliche Dienstmagd, bisweilen eine Bauerntochter, aber immer eine Person, die mit dem Melkrieh und der Almwirthschaft vertraut ist und das gesellige Leben im Thale mit der Einsamkeit der vom Wetter umtoseten Bretterhütte vertauscht. Ein kräftiger Körperbau und frisches Aussehen charakterisiren sie in ihrer äußeren Erscheinung.

Die einfache Hütte der Schwaigerin besteht aus einem länglichen Viereck, das aus behauenen Stämmen zusammengefügt ist; die Fugen werden mit Moos verstopft; das Bretterdach ist mit Steinen beschwert, um dem Winde das Gegengewicht zu halten. Eine Thür dient für Vieh und Menschen. Das Innere der Schwaig ist ebensowenig anziehend, wie das Aeußere. Nicht nur unter einem Dache, sondern zwischen denselben Wänden wohnt die Hirtin mit der Heerde; das einzige, was jene voraus hat, ist die erhöhte Bettstätte zur Nachtruhe. Wo die Schwaigerin einen besondern durch Bretter vom Stalle abgeschiedenen Raum bewohnt, findet man als Luxusgegenstände Tisch und Bank und einige Heiligenbilder an der Wand. Das Milchbehältniß ist von der Wohnung abgesondert.

In diese Einsiedelei zieht die Schwaigerin zu Urbani oder Johanni mit der Heerde hinauf. Auf der steiermärker Seite holt man am Tage zuvor Erdreich von der Alm und mischt es dem Vieh mit drei Ameisen unter das Futter. Dadurch soll die Heerde für den künftigen Aufenthalt vorbereitet werden. Jedenfalls erhält das Vieh als Schutzmittel die „Maulgabe", bestehend aus Steinneidkraut (Asplenium ruta muraria), Teufelspeitschen (Silene acaulis), Rahmplötscherl (Homogyne discolor), Speik (Achillea clavennae) und Salz. Diese Mixtur nebst „Pöchl", d. i. Pechöl, dient denn auf der Alm täglich als Maulgabe. Unter frommen Wünschen wird die Heerde noch mit Dreikönigswasser besprengt und zieht nun fort.

Des Morgens nimmt die Schwaigerin ihren „Melksechter", Melkkübel und melkt die Kühe in der Hütte; dann werden sie ins Freie entlassen. Mittags wird im Freien gemolken, und jede Kuh folgt willig auf den Ruf ihres Namens, um ihren Tribut zu entrichten. Die Behandlung der Milch, das Buttermachen und ähnliche Geschäfte nehmen den Rest des Tages ein, der am Abend wieder mit Melken beschlossen wird.

Heftige Gewitter, trübe, lang andauernde Nebel oder die Krankheit eines Stücks Vieh unterbrechen das ewige Einerlei. Die Schwaigerin kennt die Heilmittel und wendet z. B. gegen das Verlieren der Milch „Hahnakampl" (Ranunculus hybridus) oder Polygonum viviparum an; letztere Pflanze führt den Namen: „Bringmir'swieder", nämlich die Milch. Auch viele sympathetische Mittel laufen mit unter; so gibts gegen „d'Manka", geschwollene Füße, ein untrügliches Mittel. Die Rasenfläche, auf welcher der kranke Fuß steht, wird ausgestochen und verkehrt wieder hingelegt.

Mit St. Michael endet die Almzeit und die Schwaigerin muß ans „Abfödeln" denken. Der Heimtrieb geschieht mit einer gewissen Feierlichkeit und die Hörner der Kühe werden mit Blumenkränzen und Goldflitter geschmückt.

Im Thale angelangt, finden wir die Schwaigerin an langen Winterabenden beim Kienspan am Spinnrocken sitzen. Sie erzählt von der Alm oder summt ein Lied, das sie im vorigen Sommer auf der Höhe gesungen und im nächsten Sommer dort wieder singen wird.

Eine sehr eingehende Beschreibung finden wir in einem Buche M. A. Becker's: „Der Oetscher und sein Gebiet", Wien 1859, das wir mit Vergnügen gelesen haben. Wir können es denen, welche einen Ausflug in jene noch wenig bekannte, aber an Naturschönheiten reiche Gegend unternehmen wollen, aufrichtig empfehlen.

Die Ethnographie im Sprüchwort.

Zweiter Artikel.

Höchst originell in Bezug auf die verschiedene Anschauungsweise der Völker sind auch die Varianten der Frage:

Was nützt der Kuh Muskate?

Schon der Deutsche hat nämlich diese Frage, die er gewöhnlich mit dem spöttischen Zusatz begleitet:

Sie frißt wohl Haberstroh,

mehrfach umgewandelt, indem er bald den Bauern, bald den Esel zum Stellvertreter der Kuh erwählt und demgemäß spricht:

Was weiß ein Bauer vom Gurkensalat? —

oder:

Er ißt ihn mit der Mistgabel,

und:

Was versteht ein Bauer vom Safran?
Was soll der Honig in Esels Maul?
Was soll dem Esel der Psalter?
Was soll dem Esel die Leier (der Dohle die Harfe)?
Was thut der Esel mit der Sackpfeife?

In den anderen Sprachen sind es vorzugsweise die Kuh und der Esel, an welche man denkt, und zwar fragt der Tscheche:

Was versteht die Kuh von der Muskatenblüthe?

der Italiener:

Was weiß eine Kuh vom Safranessen?

der Englisch sprechende Neger:

Was weiß die Kuh vom Sonntag?

und der Lette:

Was sollen der Kuh Perlen?

der Perser dagegen:

Was versteht der Esel vom Preis des Brodzuckers und des Zuckerkands?

oder:

Was weiß ein Esel vom Safran?

und der Franzose:

Was hat der Esel mit der Lyra zu thun?

Nur der Pole in Oberschlesien hat gleich dem Deutschen den Bauer ausgewählt und sagt:

Was nützt dem Bauer die Uhr, wenn er sie nicht aufzuziehen versteht?

Der Engländer erklärt:

S' ist nicht für den Esel, Honig zu lecken,

und:

Perlen werden von hungrigen Schweinen schlecht geschätzt;

der Toskaner versichert:

Die Perlen sind nicht für die Eber gemacht,

und der Venetianer ruft spöttisch aus:

Die Muskatnüsse den Ebern geben!

Auch der Deutsche meint:

Der Sau gehören nicht Muskaten,

und fügt scherzhaft hinzu:

Sind auch Kleien da? fragte die Sau an der Tafel des Löwen;
Wenn das Ferkel träumt, so ist's von Trebern,

und:

Ich gäb' eine Perle für ein Gerstenkorn, sagte der Hahn.

Aehnliche Bedeutung haben auch folgende, etwas weniger prosaische Fragen des Russen:

Was soll der nackten Fürstin der Schleppenträger?

oder:

Was soll dem Kahlkopf der goldne Kamm?

des Finnen:

Was frommt das Boot Dem, der nicht rudern kann?

des Hindu:

Was weiß der Blinde von der Schönheit der Tulpe?

des Persers:

Was soll der Thau den Papierblumen?

und des Deutschen:

Wer wird den Sack mit Seide nähen?

Dergleichen thun heißt im Venetianischen:

Den Wein den Fröschen geben,

oder:

Das Zuckerwerk den Hühnern (Schweinen) hinwerfen;

im Persischen:

Unter Blinden einen Spiegel in die Höhe halten,

oder:

Eine Orange in der Hand eines Affen;

im Holländischen:

Es ist Rosen vor die Ferkel gestreut;

im Hindostanischen:

Ein Weingarten für die Krähen,

und im Deutschen, wie im Französischen:

Perlen vor die Säue (Schweine) werfen.

Ebenso verschiedenartig bunt sind die Abwandlungen des deutschen Sprüchworts:

Die Trauben sind sauer, sagte der Fuchs.

Der Franzose spricht:

Von den Maulbeeren sagt der Fuchs: sie wären zu grün;

der Spanier:

Der Fuchs sagt von den Trauben, die er nicht erreichen konnte: sie wären nicht reif;

der Araber in Aegypten:

Wer nicht an die Weintraube reichen kann, sagt von ihr: sie ist sauer;

der Engländer:

Pfui, die Hagebutten! sagte der Fuchs, als er sie nicht erreichen konnte;

der Tatar in der Krim:

Wenn dir der Stock fehlt, um die Pfirsich herabzuwerfen, sagst du: ihr Geschmack sei zu herbe;

der Finne:

Von der Tanne fiel das Eichhorn:
Hohl sind ihre Nüsse, sprach es;

der Bulgare:

Die weiße Feige gilt für eine braune, die nicht in unsern Magen kommt;

der Englisch sprechende Neger:

Wenn der Affe keine reifen Bananen bekommen kann, so sagt er: sie seien sauer;

der Russe:

Die Arbuse hat keinen Saft, von der wir nicht einen Schnitt abbekommen;
Wer den Wein nicht bezahlen kann, verachtet ihn,

oder:

Wer die Pasteten nicht bezahlen kann, dem sind sie zu fett;
Ich mag ihn nicht haben, sagte die Dirne, als der Freier an ihrem Hause vorüberging,

und:

Der Hecht nennt die Karpfen unschmackhaft, nachdem er drei Mal umsonst versucht hat, durch's Meer zu kommen;

der Türke:

Es ist heute Fasttag, sagte die Katze, als sie Leber sah, an die sie nicht kommen konnte;

der Pole:

Als der Fuchs die Wurst nicht erreichen konnte, sagte er beim Weggehen: aber das ist nur ein Strick!

der Lette:

Die Taube, die in der Luft fliegt, hat mageres Fleisch,

oder:

Wenn man den weißen Gaul verkaufen will, so liebt man die Schimmel nicht, und will man den schwarzen Gaul verkaufen, so liebt man die Rappen nicht,

und in der Grafschaft Mark heißt es nicht blos:

Die Trauben sind sauer, sagte der Fuchs, als er nicht dabei konnte,

sondern auch:

Wenn keine kommt, will ich auch keine, hat der Fuchs gesagt, da hat er mit dem Schwanz an den Birnbaum geschlagen,

oder:

Es war mir doch nur Spaß, hat der Fuchs gesagt, da hat er in der Eile ein Birnenblatt für eine Birne angesehen. Wenn du auch eine Birne gewesen wärst, ich hätte dich doch nicht gefressen,

und:

Sie ist mir zu krumm, sagte der Fuchs, da saß die Katze mit 'ner Wurst auf 'n Baum.

Bei dem Spruche:

Neue Besen kehren gut,

welcher auf Englisch:

Ein neuer Besen kehrt rein;

auf Italienisch:

Ein neuer Besen kehrt das Haus gut;

auf Tschechisch:

Jeder neue Besen fegt gut,

oder, wie in Krain:

Neue Besen fegen gut;

auf Serbisch:

Neue Besen fegen schön;

in Parma:

Neuer Besen fegt das Haus gut;

in der Picardie, wie in Kroatien:

Neuer Besen kehrt gern;

auf Lateinisch:

Neuere Besen (sind) immer besser;

in Brescia:

Neuer Besen, schöner Besen,

und auf Französisch:

Es geht nichts über einen neuen Besen,

lautet, macht das Sieb den Besen vielfach Konkurrenz. Denn schon die alten Römer behaupteten, wie noch jetzt die Polen es thun:

Das neue Sieb hängt an neuem Nagel,

und Russen, Serben, Bulgaren und Magyaren sagen:

Neues Sieb hängt man an den Nagel.

Auch der Wallache meint:

So lange das Sieb neu ist, hängt man 's an den Nagel;

der Neugrieche fragt:

Mein neues Sieb, wo häng' ich dich hin?

und der Serbe versichert:

Neues Sieb siebt allein.

Die Polen, Kleinrussen und Kroaten geben als üblich an:

Den neuen Durchschlag an den Nagel, den alten unter die Bank;

die Russen:

Die alte Peitsche legt man unter die Bank, und die neue hängt man auf,

und die Tschechen, wie die Polen in Oberschlesien:

Neuen Hut hängt man an den Nagel.

In ähnlicher Weise erklärt der Englisch sprechende Neger:

Junges Wälschkorn schmeckt süß;

der Deutsche:

Neue Töpfe kochen gut;

der Perser:

Ein neuer Topf erhält das Wasser kühl,

oder:

Neue Diener sind geschwind,

und der Hindu:

Ein neuer Diener fängt viel Wild,

während der Venetianer spottet:

Neuer Verwalter drei Tage gut;

der Deutsche scherzt:

Neue Regenten können elf Kegel schieben,

und der Franzose Jeden, der sich beeifert, ironisch mit den Worten bezeichnet:

Er spielt den neuen Besen.

Sehr interessant in ethnographischer Beziehung sind auch die mannichfaltigen Formen, unter denen das Sprüchwort:

Schenken heißt Angeln,

oder, wie es im Venetianischen lautet:

Schenken heißt Fischen,

erscheint. Bei dieser Art des Schenkens nämlich, von welcher der Baske sagt:

Ein Geschenk erwartet etwas Besseres,

und der Türke warnend äußert:

Nimm kein Geschenk an, denn man wird es dir wieder abverlangen, sei's am Hochzeitstag, sei's am Festtag.

wird am häufigsten mit Fischen nach Fischen geangelt, und zwar ist sowohl der Köder, wie der Fang bei jedem Volke ein anderer. Der Spanier spricht:

Mit einer Sardelle eine Forelle fischen;

der Italiener:

Eine Brachse auswerfen, um einen Hecht zu fangen,

oder:

Einen Wurm wegwerfen, um einen Hecht zu fangen;

der Franzose:

Man muß eine Elritze opfern, um einen Lachs zu fischen,

oder:

ein Rothauge zu bekommen,

und im Allgemeinen:

Er gibt einen kleinen Fisch, um einen großen zu fangen,

und der Holländer endlich:

Er wirft einen Häring aus, um einen Kabeljau zu fangen.

Der Engländer will nicht einmal einen Fisch daran wenden, sondern meint:

Um einen Lachs zu fangen, kann man schon einen Angelhaken verlieren;

der Spanier will sogar:

Einen Kiesel hineinthun, und eine Pflugschaar herausziehen,

und der Franzose räth mit ächt gallischer Unverschämtheit:

Ein Ei geben, um einen Ochsen zu bekommen,

und:

Eine Erbse geben, um einen Scheffel Bohnen zu bekommen.

Indessen läßt er auch mit sich handeln, denn es heißt auch im Französischen:

Er sä't ein Gerstenkorn, um eine Taube zu fangen.

Mäßiger von Haus aus ist der Italiener mit seinen Anweisungen:

Ein Kügelchen auswerfen, um einen Täubrich zu fangen,

oder:

Eine Magnetnadel auswerfen, um eine Eisenstange zu bekommen;

am bescheidensten aber tritt der Deutsche in seiner Redensart auf:

Die Wurst nach der Speckseite werfen,

welche im Plattdeutschen:

Mit der Mettwurst nach dem Schinken schmeißen,

und in Franken:

Die Wurst nach dem Saufack werfen,

lautet. Denn sowohl der Saufack oder die große Magenwurst, wie die Speckseite oder der Schinken, so kolossal er auch sein möge, sind immer unbedeutender im Verhältniß zu der Wurst, die dafür angeboten wird, als Alles, was andere Völker für ihre Geschenke beanspruchen, und selbst wenn der Deutsche sagt:

Er gibt — den Hut um einen Rock,

so gibt er mehr, als der Tscheche, welcher

Mit einem Gänserich einen Widder erschleichen

will und nur aus Nachahmung des Deutschen sich dazu versteht, daß es von ihm heißt:

Mit der Bratwurst schlug er die Speckseite herab.

So dürfte fast jede der 300 Sprüchwortkategorien, welche in der oben erwähnten Sammlung aus mehr als 90 Sprachen und Dialekten vergleichend zusammengefaßt worden sind, den Ethnographen Blicke in das innerste Leben der einzelnen Völker thun lassen, die ihm sonst gänzlich versagt sind, und ihn am leichtesten und richtigsten erkennen lassen, welche Verschiedenheiten oft Nachbarvölker für immer geistig von einander trennen, und welche Aehnlichkeiten bisweilen zwischen weit von einander wohnenden Nationen obwatten. v. R.-D.

Abenteuer eines Seemanns unter den Kannibalen des Fidschi-Archipels.

II.

Einige Zeit nach diesem Ereignisse begleitete ich Bonavidongo wieder nach einem Orte, Navii genannt, der auch auf Vanua Levu, auf dem Kap Udu, am Eingange der Bucht Waitue-male, liegt. Des Morgens um zwei Uhr weckte mich Bonavidongo und bat mich, meine Patronentasche mit recht viel Patronen umzuhängen. Er wollte der Küste entlang nach einer unbewohnten Insel fahren, um dort Kalabassen zu sammeln. Diese Kalabasseninsel lag aber der Stadt Namuka gegenüber, deren Einwohner mit denen von Navii im Kriege lebten, und bei den letzteren waren wir zu Gaste. Es war also Vorsicht nothwendig. Wir landeten an der Namuka abgekehrten Seite der Insel und gingen nach der andern quer durch das Land; bei den Kanoes ließen wir Wache zurück. Als wir am Ufer angekommen waren, bemerkten wir acht oder zehn Kanoes mit Männern von Namuka. Bonavidongo beschloß sogleich, sie von zwei Seiten anzugreifen. Ein Theil unserer Leute erwartete sie an der Küste, während wir zu unseren Kanoes zurückliefen, um die Insel herumruderten und so ihnen in den Rücken kamen. Der Kampf mit unseren zurückgelassenen Leuten war bereits im vollen Gange, als wir mit unseren Kanoes ankamen und den Sieg vollständig machten. Einige entkamen jedoch in ein paar Kanoes und auf Einen, welcher noch durch Schwimmen sich retten wollte, ward von uns aus fortwährend gefeuert. Ich bat für diesen Menschen, und trotz vieler Widersprüche Bonavidongo's rettete ich ihn und zog ihn, als wir nahe genug an ihn heran gekommen waren, in unser Kanoe hinein. Ehe wir mit ihm nach unserm Stationsplatze Navii zurückkamen, erzählte er uns die interessante Neuigkeit, daß die Einwohner von Male, das wir neulich bestürmt hatten, aus Rache für die drei Erschossenen, welche verzehrt worden waren, die Stadt Moula zerstört hätten, und daß Bonavidongo's Vater, Tui Mativa, sich nach Namuka geflüchtet habe, nach eben der Stadt, deren Kanoes wir gerade überfallen hatten. Bonavidongo war jetzt erfreut, daß wenigstens einer von den Namuka-Leuten durch mich gerettet worden war.

Die Todten wurden als Beute nach Navii gebracht, um dort gekocht zu werden. Das Kannibalenfest in Navii begann, und besonders die Weiber und Mädchen zeichneten sich durch pöbelhaftes Betragen gegen die Todten aus, die von ihnen herumgezerrt und auf alle mögliche Art verspottet wurden. Ich sah der Scene von Ferne zu. Mit dem Menschenfleisch zugleich wurden Schildkröten gekocht, und die Eingebornen, welche glaubten, daß ich Menschenfleisch nur deshalb nicht äße, weil ich seinen guten Geschmack nicht kenne, versuchten mich zu täuschen, indem sie ein Stück Menschenfleisch unter Schildkrötenfleisch mischten und es mir so anboten. Ich erkannte aber die List und warf das Ganze von mir.

Der Mann, dem ich das Leben gerettet hatte, betrachtete sich als meinen „Kaisi", Sklaven. Er hatte Weib und Kinder und sagte mir, daß das erstere, wenn er nicht heimkehre, nach einigen Tagen gehängt werden würde. Mit des Häuptlings Erlaubniß schenkte ich ihm die Freiheit. Nach einigen Tagen kam er dankbar wieder und brachte mir „Kakafanibula", Lösegeld, das in verschiedenen Gemüsen, einigen fetten Schweinen und fünf oder sechs „Tambuadamu", rothen Fischzähnen, bestand. Diese letzteren, sowie die weißen Fischzähne zirkuliren hier als Geld. Die rothen sind seltener und gelten mehr als die weißen, welche gleichsam als Scheidemünze dienen. Der Gebrauch der Fischzähne als Geld stammt von den Tonga-Inseln, von wo aus auch die

großen Doppelkanoes und das Augonagetränk nach den Fidschi-Inseln eingeführt wurden.

Als wir von Navii nach Nateva zurückkehrten, überfiel uns auf halbem Wege ein Sturm. Statt aber mit den Segeln und Rudern zu arbeiten, waren die Natevaner ganz unthätig und wie vom Blitz geschlagen; sie fangen und riefen ihren Götzen Turanga an, während ich große Noth hatte, das Segel wenigstens einigermaßen in Ordnung zu erhalten. Später fand ich, daß nicht alle Fidschi-Insulaner so schlechte Seeleute sind, und daß sie sich in „Ai vanua", Landratten und „Ai wai", Seeleute, eintheilen. Glücklich erreichten wir noch das Land, was natürlich dem Götzen des Salzwassers, Turanga, zugeschrieben wurde.

Ich war nun schon lange Zeit in Nateva und wurde ganz melancholisch, besonders deshalb, weil man mich mehr wie ein Kuriosum, denn als einen Menschen behandelte. Bonavidongo hielt mich zurück und erlaubte mir nicht, nach Somo-Somo heimzukehren, wo man mich doch als einen Menschen behandelt hatte. Ich bat einige Fremde, welche zum Besuch gekommen waren, mich in ihre Heimath mitzunehmen, damit ich wenigstens eine Abwechselung hätte; sie versprachen es mir auch, entfernten sich aber immer heimlich, ohne mich mitzunehmen, wahrscheinlich aus Furcht vor Bonavidongo. Jetzt setzte ich auch meinen Kopf auf. In einer Fehde mit dem benachbarten Orte Tuneola waren die meisten Flinten der Natevaner unbrauchbar geworden; da sie dieselben nicht auszubessern verstanden, so besorgte ich dieses Geschäft, so lange es mir gefiel und erklärte endlich, daß ich es nicht mehr wolle. Man berieth nun darüber, ob man mich erschlagen solle, kam aber zu dem Beschlusse, daß ich lebend mehr nützen könne, als todt. In dieser Zeit begab es sich, daß ein junges Mädchen an einen abscheulich häßlichen Krüppel verheirathet werden sollte, vor der Hochzeit aber erklärte, daß sie ihn unter keiner Bedingung nehmen wolle. Dieses Mädchen war in mich verliebt und machte mir den Vorschlag, daß wir zusammen flüchten sollten. Ich überlegte mir die Sache hin und her und stellte ihr vor, daß, wenn wir glücklich auch nach einem fremden Orte entkämen, wir doch Gefahr liefen, dort verzehrt zu werden. Ich ging nun zu den Aeltesten des Ortes und fragte, ob ich das Mädchen bekommen könne. Sie waren über diese Anmaßung höchlich erstaunt und sagten, wie ich es mir beikommen lassen könne, die Tochter eines Häuptlings, die im Range so hoch über mir stehe, zu verlangen. Auf meine Antwort, daß der geringste Mann in Bulatangi, England, besser sei, als der höchstgestellte auf den Fidschi-Inseln, lachten sie nur.

Zugleich machte man mir wieder den Antrag, die unbrauchbar gewordenen Flinten auszubessern. Ich verlangte eine hohe Summe an Fischzähnen dafür, die man nicht aufbringen konnte und rückte endlich mit dem Vorschlag heraus, daß man mir die „Maramei", Häuptlingstochter, dafür geben sollte. Es ward eine große Berathung gehalten und mir endlich das Mädchen zugesagt, wenn ich alle Flinten wieder in brauchbaren Zustand setzen würde. Ich ging ans Werk. Mit meinen einfachen Werkzeugen, die aus einem Schraubenzieher, Feile, Messer und Segeltuchnadel bestanden, besserte ich einige glücklich aus; bei anderen aber waren die Federn zerbrochen und jetzt war guter Rath theuer. Doch half mir der Zufall.

Eines Tages waren viele Schweine geschlachtet und gekocht worden. Nur wenig von dem Fleische ward vertheilt und das meiste hatte man für die Götter im Tempel aufgehängt. Ich bekam Hunger und schlich Nachts in den Tempel, schnitt mir ein Stück Fleisch von einem Schweine ab und verzehrte es. Damit man dies aber nicht merken solle, warf ich den Rest des Schweines in den Wald, wo es von den wilden Hunden aufgefressen wurde. Im Tempel aber fielen mir zum Glück die alten verstaubten Gewehre auf, die zu Ehren des Gottes dorthin gesetzt waren. Ich schraubte die Schlösser ab, nahm die Federn heraus und setzte alles wieder in den frühern Stand, so daß Niemand etwas merkte. Mit den Federn besserte ich die Flinten aus, erhielt das Mädchen zum Weibe und galt nun als ein „Malai levu", großer Künstler. Als ein Wunder aber wurde es betrachtet, daß eins der Schweine im Tempel verschwunden war; man glaubte, der Gott habe seine besondere Gnade zeigen wollen und habe ein ganzes Schwein auf einmal verschlungen.

Ich hatte nun zwei Weiber und beschloß, meine Tage in Nateva hinzubringen. Mein kleines Haus war in gutem Stande; ich pflanzte mir Taro und Kokosnußbäume, legte eine Schweinezucht an und hielt Geflügelvieh.

Es ereignete sich, so fährt der Matrose Jackson fort, daß das Volk von Tuneola, mit dem wir bereits früher Krieg geführt hatten, häufige Raubzüge in unser Gebiet unternahm und unsere Pflanzungen verwüstete. Es ward nun Alles zum Feldzuge gegen Tuneola vorbereitet. Die Männer schwärzten ihr Gesicht, legten neue Gürtel an, putzten ihre Haare und banden sich Kniebuckeln aus Wurzelfasern um die Beine, wodurch die Kraft der Fußmuskeln erhöht werden soll. Auch die Bärte waren schwarz gemalt und aus den grimmigen Gesichtern schauten nur das Weiße des Auges und die weißen Zähne unheimlich hervor. Einzeln rannten sie vor das Haus des Königs, reckten ihre athletischen Glieder, zeigten nach der Gegend von Tuneola und verlangten, in den Kampf geführt zu werden. Wir legten uns in der Nacht in einen Hinterhalt; Feuer durfte nicht gemacht werden, damit wir uns nicht verriethen; dafür aber peinigten uns die Stechmücken entsetzlich. Am Morgen kam der Feind heran und ein fruchtloses Schießen begann von beiden Seiten, während die nicht mit Flinten versehenen Insulaner sich im Hintergrund hielten und nur einer dem andern mit dem Tode drohten. Endlich unternahm Bonavidongo einen Sturm auf den Feind. Das Schießen hatte etwas nachgelassen und mit den Keulen in der Hand stürmten die Unsrigen vorwärts. Der Feind floh, kehrte dann aber plötzlich zurück und nun wichen Bonavidongo's Leute. Dies wiederholte sich einige Male, bis es zum Handgemenge kam, wobei viele verwundet und getödtet wurden. Nun war es die größte Sorge auf beiden Seiten, die eigenen Todten und Verwundeten in Sicherheit zu schaffen und soviel wie möglich Fremde zum kannibalischen Mahle zu erlangen. Ich errettete Bonavidongo aus großer Gefahr, indem ich einen starken Mann aus Tuneola, der ihn bereits überwältigt hatte, niederschoß. Die Feinde zogen sich zurück, nachdem noch von beiden Seiten Drohungen ausgestoßen waren. Die Unsrigen behaupteten die Wahlstatt und gingen gleich daran, einige der erbeuteten Feindesleichen zu kochen und zu verzehren.

Bonavidongo's Lebensrettung durch mich war aber auch gleichsam meine eigene. Denn ebenso wie hier nach dem Tode eines Häuptlings diejenigen seiner Weiber, welche bereits Kinder gehabt haben, aufgehängt werden, so müssen ihm auch seine Lieblinge und nächsten Genossen die letzte Ehre erzeigen, indem sie sich für ihn hängen lassen. Dieses Schicksal würde auch mich betroffen haben. Man hängt übrigens von den Weibern nur jene, welche bereits Kinder hatten; dadurch wird die Legitimation der letzteren dargethan.

Es trat wieder eine Festlichkeit bei den Insulanern ein, bei welcher den Göttern abermals Schweine geopfert wurden. Sogleich warf man die Frage auf, ob der Gott auch diesmal so gnädig sein werde, ein ganzes Schwein zu verschlingen? Mich wandelte das Lachen an und ich beschloß, sie von ihrem lächerlichen Glauben zu heilen, indem ich ihnen den wahren Hergang der Sache mittheilte. Ich glaubte nicht, daß dadurch für mich eine Gefahr entstände, da ich doch schon so lange unter ihnen lebte und Hausbesitzer war. Ich sagte also, daß ich der „Kalou" (Gott) gewesen sei, der das Schwein verzehrt habe, und daß, wenn sie dieses nicht glauben wollten, sie an einer gewissen Stelle im Walde noch die Knochen des Schweines finden müßten. Alle waren sehr bestürzt, glaubten aber nicht an die Möglichkeit meiner Angaben. Einige liefen in den Wald und

brachten mit dem Ausruf „Dina sara", es ist wirklich wahr! den Schädel des Schweines herbei. Nun entstand ein solcher Aufruhr, daß mir klar wurde, wie ich durch mein Bekenntniß eine Dummheit begangen habe. Sie riefen: „Wenn dich unser Gott nicht bestraft hat, so werden wir dich bestrafen!" Die Blicke wurden immer drohender, die Erzürnten drängten sich an mich heran und als ich gerade im Begriff war, einen Schluck Angona zu trinken, warfen sie mich hinterrücks durch die Thür eine wohl zehn Fuß hohe Treppe hinab. Doch geschah mir nichts; ich dachte an meine Rettung und lief dem Ufer zu. Mittlerweile war es dunkel geworden und der Schwarm meiner Verfolger konnte mich nicht entdecken, da ich mich in einem Busch verkrochen hatte. Als sie an mir vorüber gelaufen waren, schlug ich eine andere Richtung ein, um an die Küste zu gelangen, welche Somo-Somo gegenüber liegt. Nur des Nachts ging ich weiter und nährte mich von Kokosnüssen, indem ich dabei die den Natevanern befreundeten Orte vermied. Nach drei Tagen mühsamen Umherirrens erreichte ich eine kleine zu Somo-Somo gehörige Stadt, wo ich zum Häuptling ging, ihm schmeichelte und verschiedene Auskunft von ihm erhielt.

Am andern Tage segelte ein zu Somo-Somo gehöriges Kanoe an der Küste vorüber; es trug den stolzen Namen Rama-rama, das Licht, und hatte über zweihundert Mann an Bord. Ich schwamm zu ihm hin und verlangte aufgenommen zu werden, damit ich zu Tui kila kila, meinem alten Bekannten, käme. Die Leute aber erklärten, mich nicht aufnehmen zu wollen, da sie Magi Magi, Taue, und Katodrans, Tuchballen, nach Bau, dem größten Orte der Fidschi-Inseln, zu bringen hätten. Um nur weiter zu kommen, bat ich sie, mich dorthin mitzunehmen. Statt dessen aber stießen sie mich mit ihren Rudern in das Wasser, warfen nach mir und wiesen mich nach Nateva zurück, indem sie bemerkten, ich könne noch von Glück sagen, wenn sie mich nicht erschlügen. Betrübt schwamm ich ans Ufer zurück; wußte ich doch nicht, was nun aus mir werden sollte!

Nicht weit vom Städtchen traf ich einen einäugigen Insulaner, der mich fragte, weshalb ich auf das Kanoe zugeschwommen sei? Als ich sagte, ich wolle nach Bau, gab er sich als einen Häuptling aus diesem Orte zu erkennen, und daß er Mala, ein Gesandter sei, der aber seine Geschäfte hier schon beendigt habe. Gern wolle er mich mitnehmen und zwar auf demselben Kanoe, das mich eben verstoßen hatte. Thakombau, der König von Bau, sei der mächtigste Häuptling auf den Fidschi-Inseln, von ihm seien mehr oder weniger alle anderen abhängig, und die Einwohner von Somo-Somo wären eigentlich nicht besser als seine Sklaven, da sie alle Zimmermannsarbeiten für Bau verrichten müßten.

Ich ging auf seinen Vorschlag ein; wir bestiegen die Ramarama und kamen am ersten Tage bis Koro, einem tributpflichtigen Städtchen. Hier wurde das Nachtquartier aufgeschlagen. Am zweiten Tage kamen wir nach der Niederlassung Levuka auf der Insel Ovalau. Hier fand ich fünfundzwanzig Weiße, meist Amerikaner, welche von Schiffen, die sich mit dem Fange von Tripang (Holothurien) beschäftigten, fortgelaufen waren und sich hier niedergelassen hatten. Sie schienen sich ganz wohl zu fühlen, jeder besaß vier bis fünf Weiber und manche hatten ebensoviel Kinder. Ich hätte bei ihnen bleiben können, doch glaubte ich mich unter den Kannibalen sicherer, als unter diesen halbcivilisirten Leuten.

Wir trafen in Ovalau noch mehrere Kanoes, selbst von den Tonga-Inseln und der Wallis-Insel, die alle nach Bau zu einer großen Festlichkeit hinwollten. Unser Kanoe aber, an dem man sieben Jahre lang gebaut hatte, war das größte, wenigstens hundert Fuß lang, und konnte dreihundert Mann aufnehmen. Die Flotte setzte sich in Bewegung; in Molurifi, das unter der Botmäßigkeit von Bau steht, waren Lebensmittel für uns bereit. Biwa, eine Missionsstation, ließen wir zu Linken liegen und kamen dann in Bau an, wo alle Mann an Bord den Palast Thakombau's begrüßten. Eine Art Lootse kam uns in einem kleinen Kanoe entgegen; er war vom König abgesandt, um den ankommenden Fremdlingen anzuzeigen, daß sie aus Ehrfurcht für ihn die Haare abschneiden müßten. Nun lassen die meisten Fidschi-Insulaner ihre Haare zehn bis zwölf Jahre hindurch wachsen und drehen sie zu kleinen Zöpfchen zusammen. Bei vielen, namentlich den Leuten von Somo-Somo, erregte der Befehl Unwillen, doch fügten sich alle, und die Haare wurden abgeschnitten.

Der Mast unseres großen Kanoe sollte niedergelassen werden. Thakombau kam dazu heran und fragte, ob das Kanoe auch gehörig eingeweiht sei; als man ihm antwortete, daß allerdings während der siebenjährigen Bauzeit desselben viele Menschenopfer veranstaltet seien, damit es ein guter Segler werde, war er doch nicht zufrieden, weil man das Schiff nicht über die Körper von Sklaven hinweg in das Meer hineingezogen habe; daran sei wohl der böse Einfluß englischer Missionäre Schuld. Als der große Mast niedergelassen wurde, riß ein Tau; der Mast entglitt den Händen der Leute und einer wurde erschlagen. Sogleich schrieb man dies dem Einflusse böser Götter zu und der König befahl, zehn Leichen herbeizubringen, die für die Götter gekocht werden sollten. Doch waren diese zehn noch nicht genug und weitere elf wurden auf den Platz vor dem „Ulu ni puaka", dem Empfangshause für Fremde, geschafft. In diesem Hause und auf den Plätzen und Straßen der Stadt wurden nun so lange große Schmausereien von Menschenfleisch, Schweinen und Yamswurzeln gehalten, bis Thakombau die Erlaubniß zur Rückkehr ertheilte.

Zwei Monate hatte die Schmauserei gedauert, und an jedem Tage waren über zweihundert Schweine geschlachtet worden; ungeheure Mengen Schildkröten und Fische wurden herangeschleppt. Die letzteren waren in so großer Menge vorhanden, daß man von ihnen nur die Augen genoß und das Uebrige den Hunden vorwarf. Die Speisereste, sowie die ungeheuren Mengen von Yams und anderer Pflanzenkost bedeckten buchstäblich den ganzen Boden von Bau.

Am Morgen ward das Tika- oder Titika-Spiel gespielt. Man stellt sich dabei in zwei Parteien an beiden Enden der Hauptstraße auf und wirft mit leichten Rohrstäben, Tikas, auf einander. Die Insulaner verstehen dieselben ungemein weit zu werfen. Nachmittags wird im Hause „Lavo" gespielt. Zwei Parteien setzen sich dabei auf eine glatte am Boden liegende Matte und werfen kleine, aus Kokosnußschale gefertigte flache „Lavos" gegeneinander, wobei man die Lavos der Gegenpartei durch geschicktes Anwerfen von der Matte verdrängen muß. Es ist also eine Art Fidschibillard.

Thakombau fragte mich, ob ich ihm nicht Bleikugeln gießen könne, und als ich dies bejahte, führte er mich in seine Wohnung, wo ich zu meinem Erstaunen vierzig oder fünfzig Bleibarren und über zweihundert Fäßchen Pulver fand. Er sagte, daß er jetzt schlecht mit Munition versehen sei und daß er nur wünsche, bald wieder mehr von einem der Schiffe einhandeln zu können, die hierher zum Fang der Seekühe kommen, denn gewöhnlich habe er sechshundert Fäßchen Pulver und die entsprechende Menge Blei vorräthig. Fünftausend Flinten hatte er unter seine Leute vertheilt. Nun gab er mir ein Schlüsselbund; ich öffnete damit mehrere Kisten und fand in ihnen alle zum Kugelgießen nothwendigen Werkzeuge, Formen und Schmelzpfannen, meist aus amerikanischen Fabriken herstammend. Als ich meine Arbeit zu seiner Freude vollendet hatte, stellte er mich förmlich unter seinen Schutz und gelobte mir Freundschaft, die er mir gegenüber auch hielt; aber gegen sein Volk war er ein arger Tyrann.

Um die Fidschi-Inseln recht kennen zu lernen, war es mir gestattet worden, öfter Ausflüge in die Umgebung zu machen. So begleitete ich einst Revelita, den Bruder des Königs, nach der Insel

Batiki, wo den tributpflichtigen Einwohnern Lebensmittel abverlangt werden sollten. Diese armen Menschen, welche bereits in der letzten Zeit zu wiederholten Malen mit großen Tributforderungen heimgesucht waren, erschraken, als sie unsere Kanoes erblickten, und begannen sogleich Schweine und Yams zu kochen. Als wir herankamen, brachten sie uns eilig Speisen entgegen, welche aber noch halb roh waren. Revelita war darüber erzürnt und ließ alle vor sich rufen. *Auf Händen und Füßen krochen sie demüthig heran.* Wüthend fuhr er sie an und sagte, er wisse nicht, wie er sie strafen solle, da es nicht Gebrauch sei, sie zu tödten. Einer der Begleiter Revelita's rieth, *die Eingeborenen sollten den Bimsstein, der am Bachufer lag, verschlingen, weil sie es gewagt hätten, uns hartes Fleisch vorzusetzen. Und nun mußten die armen Menschen massenhaft Bimsstein verschlingen!*

Nach und nach besuchte ich alle Vanua-Kaisis oder *Sklavenstädte Baus*, z. B. Kaba, Tautata, Vure atuu u. a. Sie müssen Thakomban's Wirthschaft mit Speisen versehen, auch die Häuser desselben bauen und ausbessern. Andere Städte dagegen geben nur zeitweise Tribut, z. B. Holzteller, Ruder, kleine und große Kanoes und andere Holzwaaren; wieder andere liefern Zeug und Tauwerk, oder Matten, Körbe, Töpfe, Fischernetze, eine Art Kurkumä und Loa. Dieses letztere ist ein Kienruß, mit dem sich die Krieger schwärzen.

Eine eigenthümliche Figur in Bau war der Vater des Königs, *Tanoa*, der wegen seines Schnaufens und durch die Nase Sprechens von den Weißen „der alte Schnaufer" genannt wurde. Oft trat er singend aus seinem Hause heraus und ein Mädchen hielt ihm mit einem Fächer die Stechmücken ab. Je nach Laune rief er dann, daß man ihm „*Puaka bina*", ein Schwein, schlachte; rief er aber scherzend: Bringt mir „*Puaka balava*", *ein langes Schwein, so meinte er damit einen Menschen, und sogleich ward irgend ein armer Sklave für ihn abgeschlachtet.*

Die Europäer sind in Bau sehr angesehen, denn mit ihrer Hülfe kam dieser Ort zu seiner Blüthe und erlangte die Oberherrschaft über viele andere Inseln und Orte. Im Jahre 1808 verunglückte bei Bau ein amerikanisches Schiff, durch dessen Mannschaft zuerst die Feuerwaffen bei den Fidschileuten eingeführt wurden.

Es war schon lange meine Absicht gewesen, einmal *Rewa* zu besuchen, einen gleichfalls mächtigen Staat der Fidschi-Inseln, in dem sich besonders europäische Einflüsse geltend machen. Auf halbem Wege kam ich nach *Nakelo*, einem Orte, der sich bald zu Rewa, bald zu Bau hält, und dessen König bei den ewigen Streitigkeiten gern neutral bleiben möchte, aber meist mit in den Kampf hineingezogen wird. Dieser Ort fiel mir besonders dadurch auf, daß ich in ihm *keine Menschenknochen* fand. Der König erklärte mir, *daß ihr Gott Menschenfleisch verabscheue*, daß sie sich desselben gleichfalls enthielten und deshalb viel glücklicher wären, als die Leute in dem benachbarten Orte *Tokotoko*, das auf der andern Flußseite läge und schon zu Rewa gehöre.

Ich überschritt eine große Brücke und kam auf der andern Seite des Flusses in das Gebiet von Tokotoko, das als besonders starke Festung weit und breit berühmt ist. Wenigstens vier englische Meilen in die Runde um die Stadt zieht sich ein labyrinthisches Gewirr von Wassergräben, Erdwällen und Fußpfaden hin, in dem sich ein Uneingeweihter gar nicht zurecht findet. Auch ich verirrte mich und kam statt nach Tokotoko, stets wieder an meinen Ausgangspunkt zurück. Endlich führte mich ein Knabe zum Häuptling, der mich freundlich aufnahm. *Burebasanga*, der nächste Ort auf meiner Straße, war ebenso wie Tokotoko befestigt; hinter diesem Städtchen dehnen sich nach Rewa zu, so weit der Blick reichen kann, mächtige kultivirte Ebenen aus. Yams, Zuckerrohr, Taro und andere Kulturgewächse gediehen in üppiger Fülle, dazwischen standen Joi-Bäume, welche eine ölige Nuß liefern und Bergäpfelbäume mit ihren herrlichen Laubkronen. Endlich erreichte ich Rewa, welches von drei Brüdern zu gleicher Zeit regiert wird. Was mir zunächst auffiel, waren die nach europäischer Art gebauten Häuser; eins bewohnte ein Missionär, die anderen beherbergten Handwerker und Mechaniker; sie beschäftigten sich mit dem Ausbessern von Flinten, machten Zimmermannsarbeiten, bauten Boote und dergleichen. Sie nahmen mich freundlich auf und gaben mir zu essen.

Ohne weiteres ging ich nun zu einem der drei Könige hin; er besaß drei Häuser, die von einem saubern Zaune, der ein Thor hatte, umgeben waren. Sein Name war *Thakonauto*, die Engländer aber nannten ihn „*Herr Phillips*". Das Aeußere dieses Fürsten war nicht sehr ansprechend; seine Haut war dunkler als die der meisten anderen Eingeborenen, das Gesicht breit, die Nase flach, der Mund sehr groß und besonders durch das Fehlen der Vorderzähne unschön. Als ich an die Thür kam, trat er auf mich zu und fragte in englischer Sprache: „Wie geht's? Ach, ihr kommt, um mich zu sehen; so machen es alle Weißen; alle Fremden sind mir willkommen!" Ein Kredenztisch mit Gläsern, einige Speiseschränke, eine große Uhr, Stühle, Theekessel und allerlei bunt durcheinander gestellte Dinge machten die Einrichtung des Zimmers aus. Zur Theezeit gab es Fisch und Schweinefleisch nebst Thee; die Weißen des Ortes fanden sich ein, eine gemüthliche Unterhaltung begann, und „Phillips" sprach ziemlich fließend Englisch, Spanisch, die verschiedenen Fidschidialekte und die Sprache von Tahiti und den Tonga-Inseln. Für einen Fidschi-Insulaner konnte er als sehr gebildet gelten; er fühlte sich glücklich in der Gesellschaft von Fremden, obgleich sie ihm nicht wenig kosteten. Nach dem Thee mußte sein Diener, der aus Manila stammte, in einem Pulverfäßchen Grog bereiten. Wenn der König und seine europäischen Genossen betrunken waren, was sich zuweilen ereignete, dann wurden allerlei Späße und Rohheiten getrieben.

Zwei von den drei eingezäunten Häusern Thakonauto's waren von seinen Weibern bewohnt, und mehr als siebenzig verschiedene Ortschaften sind verpflichtet, seinen Haushalt mit Lebensmitteln zu versorgen. Wenn dabei die unglücklichen Ueberbringer sich etwas langsam zeigten, dann verschlug es dem Könige nichts, den ersten besten *niederzuschießen*. Der Leichnam ward in den Fluß geworfen, wo ihn dann die Haifische fraßen.

In dieser Zeit ereignete es sich, daß der baufällige Palast des *Königs Drekete*, Thakonauto's Bruder, neu gebaut werden mußte. Eine große Menge Sklaven waren beschäftigt, die Blätter zuzubereiten, aus welchen das Dach verfertigt wird. Nach der Vollendung sollten große Festlichkeiten und Tänze stattfinden. Als alle Vorbereitungen zum Bau vollendet waren, wurden ein oder zwei *Sklaven geopfert*, damit das Werk gut von statten gehe; diese Opfer waren heimlich; sowenig ich, als die anderen Europäer sahen etwas davon; es schien mir, als ob hier in Rewa schon eine gewisse Scheu unter den Eingeborenen herrsche, da sie ihren Kannibalismus nicht öffentlich zeigten. Die großen Festlichkeiten, das Austauschen der Fischzähne rc. begann gerade so, wie ich es schon früher oft beobachtet hatte; doch war ich noch immer neugieriger, als die übrigen hier ansässigen Weißen, welche blos ihren Geschäften nachgingen und Geld oder vielmehr Schildkrot verdienen wollten. Ich erwähne dies, da ich das Folgende allein sah und dafür außer mir keinen Augenzeugen anführen kann.

Die Löcher für die Grundpfosten wurden gegraben, in jedes derselben stieg ein Sklave hinein, lebendig ward er mit Erde überschüttet und auf ihm wurden dann die Pfosten errichtet. So baute man das neue Königshaus auf lebendig Begrabenen! Ich habe später noch oft Gelegenheit gehabt, mit den Sklaven in

ihren Dörfern zusammen zu kommen. Diese unglücklichen Menschen befanden sich in einer so traurigen Lage und waren durch die fortwährende Bedrückung so um alles Selbstbewußtsein gebracht worden, daß sie es als eine Ehre betrachteten, geopfert, oder von den Häuptlingen verspeist zu werden. Und so wie die Häuser der Häuptlinge auf Menschen erbaut werden, so benutzt man auch lebende Sklaven als Walzen, wenn ein neuerbautes Königskanoe vom Stapel gelassen wird. In beiden Fällen haben die Fidschi-Insulaner die Vorstellung, daß die dazu verwendeten Sklaven immerdar entweder das Haus oder das Kanoe über der Erde und dem Wasser aufrecht erhielten.

Bei den meisten Großen und Königen auf den Fidschi-Inseln ist es Sitte, daß sie sich mit einem Hofstaate umgeben, in dem sich allerlei körperlich auffallende Leute, wie Krüppel, Zwerge und dergleichen befinden. Nun ereignete es sich, daß von den Tonga-Inseln ein Kanoe nach Rewa kam, in dem sich ein amerikanischer Neger befand, welcher in Tongatabu von seinem Schiff entlaufen war. Sogleich fiel es der Königin, Drekete's Frau, ein, ihren Hofstaat mit diesem Schwarzen zu vermehren, und damit er bei ihr aushielte, wies sie ihm eine ihrer Sklavinnen zum Weib an; das Mädchen aber wollte den dicklippigen, häßlichen „Koch“ nicht nehmen. Es ist nämlich auf den Fidschi-Inseln Gebrauch, alle Neger Köche zu nennen; die europäischen und amerikanischen Schiffe, welche hier verkehren, haben auch gewöhnlich Schwarze als Köche. Bei den Eingeborenen ist aber das Kochen der Speisen die niedrigste Beschäftigung, und von den Negern glaubt man, daß sie durch die fortwährende Beschäftigung mit dem Feuer endlich schwarz geworden wären.

Das Mädchen sträubte sich fortwährend, entlief nach ihrer Heimath, ward aber zurück gebracht. Sie wäre unfehlbar getödtet worden, da aber der Neger erklärte, wieder fortgehen zu wollen, wenn er sie nicht bekomme, so stand die Gefahr in Aussicht, daß der Königspalast eine Merkwürdigkeit verlieren würde. Das Mädchen blieb also am Leben, lief aber bald zum zweiten Male fort und wurde wieder eingefangen. Wüthend rannte die Königin auf das arme Geschöpf zu, schlug es und warf es zu Boden. Dann ergriff sie einen Feuerbrand, mißhandelte damit das Mädchen auf empörende Weise und gab schließlich Befehl, ihr die Beine abzubrechen. Ich war Zeuge aller dieser Scheußlichkeiten; als aber zwei Männer auf das Mädchen zugingen, um den Befehl der Königin auszuführen, hielt ich mich nicht länger, stürzte auf sie zu und warf sie zurück. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich aller Anwesenden; die Königin wechselte ihre Farbe und gab den Befehl, mich zu binden und zu tödten. An Widerstand war nicht zu denken; mit auf den Rücken gebundenen Händen ward ich in des Königs Haus geführt. Die Königin schimpfte fürchterlich und sagte, dafür, daß ich des Mädchens Leben gerettet hätte, solle ich nun selber sterben. Der Neger war gleich erbötig, mir den Garaus zu machen, weil ich ihn mit einigen, gerade nicht sehr schmeichelhaften Ausdrücken bedient hatte. Die Königin war neugierig geworden, zu erfahren, was ich dem Schwarzen auf Englisch gesagt. Ich übersetzte ihr, daß die Neger die niedrigsten aller Menschen seien, und daß es schade wäre, wegen einer so niedrig stehenden Kreatur ein Fidschimädchen aufzuopfern. Sie war darüber erstaunt und fragte die Tonga-Insulaner, ob das wirklich an dem sei? Diese bestätigten ihr mein Urtheil und sagten noch, daß ich als englischer Gentleman noch weit über den Herren der Neger, über den Amerikanern, stände. In Folge dessen erhielt ich meine Freiheit wieder und ward wegen meines unerschrockenen Auftretens überall hoch geehrt. Die Königin, eine hübsche und noch junge Person, war wie umgewandelt gegen mich, und als einst Drekete, der König, neben ihr saß, rief Ra di ni Bau, Ihre Majestät die Königin von Bau, ihm zu: Kaisi mata vaka puaka, du schweinsgesichtiger Sklave! Der König mußte Platz machen und ich an ihrer Seite niedersitzen. Sie war aus adligerm Blute, als ihr Gemahl, machte sich nicht viel aus ihm und wechselte oft mit ihren Liebhabern.

Ich beobachtete die Sitten und Gebräuche dieser Leute fortwährend. Ein kleiner Krüppel fiel mir auf, weil er als Improvisator und Hofpoet angestellt war; auch hörte ich ihren Bauchrednern zu. Allerlei medizinische Künste gehen im Schwange und besonders sind sie geschickt im Gebrauche von Giften und Gegengiften. Sie sollen es verstehen, Gifte zu bereiten, die erst nach längerer Zeit zu wirken beginnen und einen schleichenden Tod herbeiführen. Auch Maskeraden sah ich, die gewöhnlich zum allgemeinen Ergötzen von den Sklaven aufgeführt werden. Einst stellte ein Sklav einen weißen Matrosen dar, als dessen charakteristische Eigenschaften eine lange angeklebte Nase und schlechte Zähne gelten, die durch abgebrochene kleine Stückchen eines schwarzen Thonpfeifenrohrs dargestellt wurden.

Oft machte ich mit Thakonauto Ausflüge in die Wälder, um Enten und Tauben zu schießen. Einst zeigte er mir einen Baum, der so mit Stechmücken bedeckt war, daß man mit Leichtigkeit von einem einzigen Zweig soviel abstreifen konnte, um buchstäblich eine Mütze damit zu füllen. Es war der „Akau ni namu“, Baum der Stechmücken. Dieser Baum war so bekannt, daß man in Rewa sagte, er sei von den Knaben geschüttelt worden, wenn dort die Moskitos häufiger wurden; man glaubt auch fest daran, daß er alle Stechmücken des ganzen Landes anziehe.

Bei einem Ausfluge nach dem vierzig englische Meilen entfernten Inselchen Benga lernte ich die Art und Weise kennen, wie man geistige Getränke abzieht. Die zwanzig oder dreißig Dörfer des felsigen, von hübschen Gewässern durchströmten Eilandes waren unter die drei Könige von Rewa zu gleichen Theilen vertheilt. In Thakonauto's Gebiete gehörte der Ort, in dem ich die Destillation mit ansah; ein großer dreibeiniger Pechkessel stand auf drei Steinen über einem lustig prasselnden Feuer. Er enthielt eine gegohrene Mischung von Bananen, Zuckerrohr, Ti-Wurzeln nebst anderen zuckerhaltigen Pflanzenstoffen und war mit einem lehmverklebten Holzdeckel verschlossen, in dessen Mitte sich ein Loch befand; in diesem steckte ein alter Flintenlauf, damit die geistigen Dämpfe abziehen konnten. Der Flintenlauf führte in ein langes und weites Bambusrohr, das in kaltem Wasser lag; in diesem kühlten sich die Dämpfe ab und liefen an dessen vorderem Ende als Branntwein in ein vorgehaltenes Gefäß.

Bei einem andern Ausfluge nach der kleinen Insel Kantavu hatte ich Gelegenheit, eine der scheußlichsten Scenen zu beobachten, welche mir auf den Fidschi-Inseln vorkamen. Als wir dort bei dem uns tributpflichtigen Volke anlangten, fanden wir auch eine Menge Leute von Na buke levu bei den Kantavuanern zum Besuche. Mit Rewa aber standen sie in einem feindlichen Verhältnisse. Im Vertrauen auf die Gastfreundschaft der Leute von Kantavu blieben sie über Nacht da, wurden aber von unseren Leuten im Schlafe überfallen. Die meisten entrannen, aber ungefähr vierzig wurden zu Gefangenen gemacht.

Die Insel Kantavu besteht aus zwei Theilen, die durch eine schmale Landenge verbunden sind, und über diese sollten unsere großen Doppelkanoes weggewälzt werden, um in ein anderes Fahrwasser zu gelangen. Als die besten Walzen zu diesem Zwecke wurden nun die lebenden Körper der Gefangenen betrachtet. Große Bananenbäume wurden gefällt und zerschnitten, und an jede Seite der Schlachtopfer band man einen großen Klotz fest, so daß sie sich nicht bewegen konnten. Auf dem Weg, über den das sehr schwere Doppelkanoe gewälzt werden sollte, wurden die Unglücklichen in gleich weiten Abständen hingelegt. Unsere Leute begannen ein Kriegsgeheul, das große Kanoe ward vorwärts geschoben, und ich ging auf die Seite, um mir den gräßlichen Anblick zu ersparen. Trotz des Gesanges und des Geheules konnte ich das Schreien der armen Menschen hören. Als Alles vorüber war, ging ich hinaus. Mit

dem Gesichte nach oben lagen die vierzig zermalmten Körper da, sie hatten als Walzen gedient und wurden dann — verzehrt.

Die Leute von Kantavu sind sehr abergläubig. Sie schreiben z. B. die vielen Erdbeben, welche oft großen Schaden verursachen, einem Drachen zu. Dieser „A Dage" genießt göttliche Verehrung. Er ist ungeheuer groß und trägt die ganzen Inseln auf sich. Sein Schlaf dauert immer sieben Jahre, und wenn er sich einmal im Schlafe umwendet oder gähnt, so erschüttert er das ganze Gebäude der Inseln, und so entsteht ein Erdbeben. Damit er sich nun recht sanft umwende und nicht zu laut gähne, werden ihm werthvolle Dinge geopfert.

In den Legenden und Sagen der Insulaner spielen die Riesen eine große Rolle. Unter den Riesen war einer, der in einem ungeheuer großen Schiffe einst auf Kantavu anlangte; als Anker diente ihm ein noch auf der Insel liegender Felsenberg, in dem sich eine Höhle befindet. Durch diese Höhle hatte er sein Ankerseil gezogen. Er war so groß, daß er von Insel zu Insel durch das Meer schritt, aber das Wasser reichte ihm nur bis an die Kniee.

Die Phantasie dieser Leute ist immer ungemein rege. So sind sie ungeheure Lügner, die einem auf die glaubwürdigste Weise allerlei Geschichten erzählen. Es begegnete mir oft, daß mir ein Eingeborner entgegentrat und erzählte, so eben habe ein europäisches Schiff Anker geworfen und sei dann von den Insulanern überfallen worden. Er malte Alles bis aufs Kleinste aus, und wenn ich am Ufer weiter nachforschte, ergab sich stets, daß auch nicht ein Wort an der ganzen Sache richtig war.

Bei unserer Rückkehr von Kantavu wurde in Rewa dem König Bericht über alles Vorgefallene erstattet; aus jedem verzehrten Schwein wurden zehn gemacht und die Gefangenen und Getödteten zählten gleich nach Hunderten. Der Erzähler war einmal in Sydney gewesen und belustigte oft den König mit den unglaublichsten Dingen, die er dort gesehen haben wollte. „Seht, König", sagte er, „Ihr wundert Euch über die Geschicklichkeit der Weißen, mit der sie hier unsere großen Bäume in Bretter zersägen. Das ist noch gar nichts. Ich wollte mir die in einem Wald bei Sydney gelegenen Sägemühlen ansehen. Schon vier Tage vorher, ehe ich an dem Platze ankam, war die Luft so sehr mit Sägespänen angefüllt, daß ich kaum sehen konnte. Je näher ich kam, desto schlimmer wurden die Wolken und ich mußte die Augen schließen, um nicht stockblind zu werden. Endlich kam ich ganz im Dunkeln herangetappt und was sah ich? Mehrere hunderttausend Sägemühlen, die von einem Bache getrieben wurden." Ein anderer Reisebericht dieses Fidschi-Insulaners lautete dahin, daß er in Sydney die Länge der dortigen Soldatenkasernen habe ausmessen wollen; aber, nachdem er volle drei Monate lang gemessen habe, sei er noch nicht zum Ende gelangt und habe dann nicht weiter messen mögen, weil es doch vergebliche Mühe gewesen wäre.

An der Küste von Viti Levu liegt ein Ort Namens Suba, den ich mit einem alten Engländer aufsuchte, um dort aus den herrlichen Baumstämmen Bretter zu sägen. In einem Tempel (Bure) fand ich einen magern, kränklichen jungen Mann von etwa zwanzig Jahren. Als ich eintrat, wickelte er die Matte, auf welcher er gelegen hatte, zusammen und wollte hinaus gehen. Er sagte, daß er zu seinem Begräbniß wandere. Auf meine Anfrage, wie das zuginge, sagte er, seit drei Tagen habe er nichts gegessen; er werde nun abmagern und die Frauenzimmer würden ihn „lila", Skelett, schimpfen; das könne er nicht vertragen und müsse sich nun begraben lassen. Auf alle meine Einwendungen sagte er nur, daß wir Weißen weniger Schamgefühl als sie besäßen, er könne es nicht ertragen, verlacht zu werden. Seine Verwandten hatten sich unterdessen versammelt. Der Vater stand mit einem Spaten bereit, um das Grab zu graben, die Mutter trug ein Stück Zeug und die Schwester Zinnober in der Hand. Er ging voran, alle folgten ihm, aber nicht etwa klagend und betrübt, sondern ganz vergnügt. Man machte Halt. Der Vater begann zu graben, die Mutter legte dem Sohne den neuen Stoff um, und die Schwester bemalte ihn mit Zinnober und Ruß. Das Grab war fertig. Die Mutter und Schwester rieben zum Abschied ihre Nasen an jener des Jünglings. Ein Trunk Wasser war seine letzte Labung. Dann wünschte er sich an einer Weinrebe aufhängen zu dürfen; der Vater aber ward böse und sagte: „Stirb, wie ein Mann!" Nun legte er sich auf seiner Matte in das nur vier Fuß tiefe Grab, und unter dem Rufe „Sa tiko", Leb' wohl, ward Erde auf ihn geschaufelt, die der Vater feststampfte. Das Begräbniß war zu Ende; Vater, Mutter und Schwester wuschen sich im Bache und kehrten ruhig zur Stadt zurück, wo eine Todtenfestlichkeit mit Tanz stattfand. In der letzten Wohnung des Selbstmörders ward auf Muschelschalen geblasen und mit Bambusstäben geklappert, damit er aus der unsichtbaren Welt nicht wieder zurückkehre.

Hier endet Jackson's Erzählung. Er verließ bald darauf die Fidschi-Inseln, lebte zwei Jahre in Neu-Caledonien und auf den Neu-Hebriden und kam im Juni 1850 nach Sydney.

Ein Bericht Petherick's vom Obern Nil. — Miani gegen Speke.

Es war uns sehr auffallend, daß Kapitän Speke nach seiner Rückkehr so wenig über Konsul Petherick mittheilte, mit welchem er doch in Gondokoro zusammengetroffen war. Er hatte doch in England gehört, welche Gerüchte über den Tod dieses Reisenden in Umlauf gewesen waren, und welche Theilnahme man dem angeblich Verschollenen widmete. Dieser Lakonismus erschien um so unbegreiflicher, da gerade Petherick ausgesandt worden, um den beiden Männern, welche die Nilquellen entdecken sollten, Hülfe zu leisten. Jetzt erfahren wir aus dem Athenäum (Nr. 1870), daß zwischen Petherick und Speke in Gondokoro „Mißverständnisse" obgewaltet hätten. Das Athenäum unterdrückt aber die darauf bezüglichen Stellen eines Briefes, welchen Petherick an einen seiner Verwandten geschrieben hat.

Dieser Bericht ist datirt: Insel Kyt, im Bahr el Gasal, 12. Mai 1863; er gibt eine ins Einzelne gehende Darstellung der vielen Beschwerden und Gefahren, welchen Petherick nicht entgehen konnte. Im November 1861 wurden zwei starkbemannte Boote nilaufwärts dem Kapitän Speke entgegen geschickt. Sie drangen, sagt P., ins Innere, siebenzehn Tagereisen weit in gerader südlicher Richtung von meiner Station in 4° 48' n. Br., 700 Miles westlich von Gondokoro, wurden aber von den feindlich gesinnten Eingeborenen bedroht und weit und breit herrschte Hungersnoth. Nachdem sie vergeblich nach einer gastlichern Region gesucht, mußten sie umkehren.

Ich war überzeugt, daß für Speke gerade der Mangel an Hülfsmitteln ein Haupthinderniß bilden würde, aber die in England unterzeichneten Summen reichten nicht hin; ich machte deshalb alles Werthvolle, das ich besaß, zu Geld und verschaffte mir damit weitere 4000 bis 5000 Pfd. Sterling. Sodann kaufte ich mir Vorräthe aller Art, schaffte vier Boote an und gab meinem

sehr zahlreichen Gefolge Vorschüsse; es war meine Absicht, in Gondokoro ein großes Depot zu errichten, aus welchem ich mich versorgen konnte. —

Petherick erzählt dann seine Reiseabenteuer. Im März 1862 verließ er Chartum; seine Begleiter waren die Herren Murce, der amerikanische Botaniker Grownell und Forcroft. Es war schon spät in der Jahreszeit, doch verzweifelte er trotzdem nicht, bis Gondokoro vordringen zu können. Das war jedoch eine Täuschung. Der Südwind, welcher den Fahrzeugen entgegen war, trat sechs Wochen früher als gewöhnlich ein, und dieser Umstand wurde geradezu verhängnißvoll. „Das Schiff Kathleen, das von Kairo erwartet wurde, war nicht angekommen und wir mußten uns mit einem alten Dampfer begnügen, den wir Lady of the Nile tauften." Dieses Fahrzeug wurde sehr oft leck und war oft dem Untergange nahe, die Vorräthe litten Schaden, und am Ende mußten die Reisenden es um Mitternacht verlassen, weil es sank. Auf Koffern, Kisten und Waarenballen retteten sie sich; in aller Eile wurde ein Floß aus Sparren und Rohr oder Binsen angefertigt, und auf diesem befanden sie sich nun auf unübersehbaren Morästen, welche sich am Stromufer hinziehen! Mitten in dunkler Nacht wurde noch vom Boote gerettet, was nur zu retten war, und zwar beim Schein von Laternen und unter den schmerzhaften Stichen von Myriaden Mostitos. Petherick's Frau, Katharina, ermuthigte die Männer und ging in bewundernswürdiger Weise Allen mit Eifer und gutem Beispiele voran, während sie von Mückenstichen entsetzlich gepeinigt wurde. Als die Reisenden späterhin bei stürmischem Wetter von Negern angegriffen wurden, die darauf rechneten, daß während des Regens die Gewehre nicht losgehen würden, lud sie die Flinten.

Die Leidensgeschichte dieser Fahrt auf dem Weißen Nil ist lang. Ein Mast fiel über Bord und zerschlug die Kajüte; auch richtete er unter Stangen und Segelwerk große Verwüstungen an. Der unaufhörliche Regen war in hohem Grade nachtheilig; Taue und Wanten verfaulten, und als wieder ein Gewittersturm kam, rissen sie auseinander. Bei Tage sah man nichts als unendliche Sümpfe und Abends hörte man nichts als das Summen der Mücken. Endlich, unter etwa 6° n. Br., waren auch die letzten Taue und Stricke unbrauchbar geworden und deshalb war nun eine Fortsetzung der Reise nicht mehr möglich. Aber umkehren wollte Petherick nicht, und er landete deshalb an einer Stelle, wo er, rings von Sumpf und Rohr umgeben, einen theilweise nicht flüssigen Schlamm fand. Ein Kytch-Häuptling lieferte Träger, aber in so unzulänglicher Zahl, daß ein ganzer Monat erforderlich war, um alle Habseligkeiten fortzuschaffen.

Die Reisenden mußten oft bis an den Gürtel im Wasser waten, kamen aber in einem Tage bis zu der Jagdstation eines piemontesischen Handelsmannes. Dort zeigten sich jedoch die Neger sehr feindselig, und die Gegend war so arm, daß an ein Vordringen in gerader Richtung nach Süden gar nicht zu denken war. Petherick mußte nach Westen gehen, nach einer andern Station, die in Rohl liegt und demselben Handelsmann gehört; sie war aber mehr als hundert Miles entfernt. Nur dort waren Träger zu haben. Der Weg führte unablässig durch Sümpfe und Moräste; die Neger wagten Angriffe, viele Güter und der photographische Apparat gingen verloren, mehrere Leute starben und Fieber in verschiedener Gestalt nahmen überhand. Nachts ruhete man auf Schlamm oder auf feuchtem Boden in der Nähe irgend eines Viehkraals und die Europäer wären ohne Zweifel erlegen, wenn sie nicht ein kleines Boot aus Kautschuk bei sich gehabt hätten.

Nach sechs Wochen konnten sie endlich eine südliche Richtung einschlagen, weil sie nun wieder festen Boden unter den Füßen hatten. Aber sie litten sehr am Fieber, und erst nach zwei weiteren Monaten gelangten sie zu der Station unter den More, westlich am Gondokoro; dort verweilten sie vierzehn Tage, verschafften sich Träger, wurden wieder einigermaßen gesund, kamen durch ein anmuthiges Hügelland und langten nach einer Wanderung von acht Tagen endlich in Gondokoro an. Dort fanden sie eins von ihren vier Chartumer Booten und noch vier andere mit ergänzten Vorräthen, eine Anzahl bewaffneter Männer und Briefe aus Charthum vom Decembermonate. Zu ihrer freudigen Ueberraschung befanden sich auch Speke und Grant dort.

Petherick machte dann einige Bemerkungen über die Zustände am obern Weißen Nil, die während der letztverflossenen Jahre sich in grauenhafter Weise umgestaltet haben. Was er bemerkt, stimmt ganz mit den Berichten Baker's überein, welche wir früher im Globus mitgetheilt haben (Bd. IV, S. 23). Früher, sagt Petherick, tauschte man Elfenbein gegen Glasperlen, Kaurimuscheln und kupferne Arm- und Beinringe ein; man bezahlte damit auch Träger und Lebensmittel; aber nun ist Viehraub an der Tagesordnung. Von da bis zum Sklavenraub und Sklavenhandel war nur ein Schritt, und dem rechtschaffenen Handelsmann ist nun jede Aussicht auf Mitbewerb verschlossen. Ich habe deshalb meine Station am Niambara oder eigentlich More, westlich von Gondokoro, bis wohin meine Leute von arabischen Freibeutern verfolgt worden sind, nach den Niam Niam verlegt, wo es kein Hornvieh gibt. Dasselbe beabsichtige ich jetzt hier (auf der Insel Kyt, am Bahr el Gasal) und sobald ich die ausstehenden Schulden eingetrieben habe, will ich froh sein, alle Geschäfte am weißen Nil aufzugeben.

„Zu meinem großen Mißvergnügen beauftragte Speke mit der Erforschung des zweiten See's (der nordwestlich vom Nyanza See liegt) Herrn Baker, dessen Boote er zur Rückfahrt angenommen hatte. Ich aber beschloß, um auch meinerseits etwas zu thun, in einer andern Richtung dorthin vorzudringen." Daran aber, sagt er weiter, wurde er durch seine Pflicht als Consul verhindert; er schritt gegen die Sklavenhändler ein, verhaftete mehrere derselben und schickte 45 Betheiligte als Gefangene nach Kairo. Darüber waren aber die Bösewichter in Gondokoro dermaßen erbittert, daß sein Leben in steter Gefahr schwebte. Sie machten ihm seine Leute abspänstig und zuletzt blieben ihm nur noch 15 übrig. Baker, auch ein Feind der Sklavenhändler, machte eine ähnliche Erfahrung, und um nur weiter zu kommen, mußte sich derselbe an arabische Handelsleute anschließen, welche eine vier bis fünf Tagereisen südöstlich von Gondokoro gelegene Station besitzen.

In Folge so vieler Widerwärtigkeiten und des schlechten Klimas von Gondokoro wurde Frau Petherick krank. Man vertauschte also diesen Punkt und schiffte stromab bis zur Insel Kyt, wo es sich mit der Gesundheit besserte. Am 12. Mai wollte Frau Tinne, mit welcher Petherick dort zusammentraf, nach dem Innern aufbrechen, er selbst aber demnächst sich an den Sobat begeben, um dort den Sklavenhändlern aufzupassen.

So viel über Petherick. Was nun den Venetianer Miani anbelangt, so war derselbe im August 1863 zu Wien, um dort beim Kaiser Franz Joseph um eine Unterstützungssumme nachzusuchen. Er will nämlich eine neue Expedition nach dem Obern Nil unternehmen. Daß es mit Speke's bisherigen Angaben nicht in allewege seine Richtigkeit habe, ist allgemach zu einer europäischen Ueberzeugung geworden. Auch Miani, der von Norden her weiter nilaufwärts gekommen war, als irgend ein Reisender vor ihm, spricht scharfe Zweifel aus. Einem Wiener Bericht in der Allgemeinen Zeitung zufolge behauptet er sogar, Speke und Grant hätten den Tamarindenbaum, in welchen er, Miani, seinen Namen eingeschnitten hat, gar nicht gesehen, obwohl sie das behaupten. Dieser Baum stehe am östlichen Ufer des Nil, während Speke und Grant ihn am westlichen Ufer einzeichnen, und zwar an einer Stelle, wo sie den Nil eine Krümmung machen lassen. Diese sei aber gar nicht vorhanden. Auf der Stelle, wo Speke auf seiner Karte den Nzige-See einzeichnet, befinde sich der große Fluß Giei. Auf Speke's Karte fehlen alle Namen der Länder, welche Miani durchwandert hat;

eben so fehlen die verschiedenen Namen, welche der Nil während seines Laufes durch die zwei Länder annimmt. Von Gondokoro nach Galuffi gebrauchte Miani 15 Tagereisen und eben so viele zurück, während er sich in Galuffi 5 Tage lang aufhielt. Dort, im 2.° n. Br., schnitt er seinen Namen in eine große Tamarinde. Da aber die englischen Reisenden nach ihren eigenen Angaben von Kamrasi nach Karuma den Lauf des Flusses verließen und eine nordöstliche Richtung einschlugen, so konnten sie weder jene Tamarinden noch den Fluß Mero, gegenüber von Galuffi, gesehen haben. Dieser aber sei kein anderer als der Nil, welcher hier einen andern Namen führt; an seiner Quelle in Patico, im Lande der Galla, heiße er, nach der Aussage der Eingebornen, Amé, und entspringe keineswegs in einem See.

Miani ist inzwischen nach Triest gegangen, um dort Vorbereitungen zu seiner Reise zu treffen. A.

Aus allen Erdtheilen.

Ostindien. Am 30. April ist in Bombay die Flotte der ehematigen Ostindischen Compagnie, wenn der Ausdruck erlaubt ist, begraben worden. Zehn Minuten vor Mittag ging Kommodore Frushard an Bord der Adschdaha, und als die Glocke Zwölf schlug, wurde die Flagge der Kompagnie, welche noch flatterte, mit elf Kanonenschüssen begrüßt. Dann verschwand sie für immer.

In Calcutta schwärmt man für eine Eisenbahn nach St. Petersburg und London; sie soll durch Centralasien geführt werden und nur im Kaspischen Meere, das aber mit Dampfern befahren wird, eine Unterbrechung erfahren. Auf europäischer Seite würde Astrachan an den Mündungen der Wolga den Anfangs- resp. den Endpunkt bilden. Man nimmt gewiß irrthümlich an, daß diese, ohnehin im weiten Felde stehende Bahn einer Euphratbahn und dem Suezkanal Wettbewerb machen werde, so sehr, daß diese beiden Anlagen überflüssig erscheinen.

Zwei eigenthümliche Dinge machen in Indien viel von sich reden: die Schweine und die Schuhe. Mit der Schweineangelegenheit verhält es sich folgendermaßen. Der Vicegouverneur Sir Charles Trevelyan hatte in Calcutta eine große landwirthschaftliche Ausstellung veranstaltet. Er selber ist ein ausgezeichneter Schweinezüchter und wollte seine Schweine zeigen. Aber diese Thiere gelten sowohl bei Brahmanen wie bei Mohammedanern für unrein. Der Engländer glaubte trotzdem durchdringen zu können, sah aber bald, daß ihm nichts anders übrig blieb, als klein beizugeben. Die reichsten Grundbesitzer erklärten, daß sie ihre geheiligten Kühe nicht ausstellen würden, wenn der Engländer darauf bestehe, die Schweine auszustellen. Also blieben diese fort.

Die „große Schuhfrage" hat eine politische Tragweite. Seit Anbeginn der englischen Herrschaft in Ostindien ist es herkömmlich, daß Briten und Eingeborene bei amtlichen Feierlichkeiten sich gegenseitig Höflichkeitsbezeigungen nach ihrer Landes- und Volkssitte erweisen. Demgemäß behält der Indier seinen Turban auf dem Kopfe, legt seine Pantoffeln ab und erscheint barfuß vor dem Engländer; dieser behält die Schuhe an und nimmt den Hut ab. Damit sind beide Theile seit vielen Jahren ganz zufrieden gewesen. Dann aber fiel es dem Generalstatthalter Lord Canning ein, zu befehlen, daß die eingeborenen Offiziere nach europäischer Art vor ihm erscheinen sollten. Natürlich erhob sich die Frage, was sie mit ihren Schuhen anfangen sollen, und diese ist noch nicht beantwortet worden. Einige Offiziere legen dieselben nach wie vor ab, ohne sich um den Befehl zu kümmern. Andere behalten sie an. Aber keiner will sich dazu verstehen, die Kopfbedeckung abzunehmen, schon deshalb nicht, weil man an der Art und Weise, wie der Turban getragen wird, und an der Gestalt desselben die Kaste des Trägers erkennt. Zu Simla, wo der jetzige Generalstatthalter Lord Elgin Sommerfrische hält, ist ein Ausschuß niedergesetzt worden, um über diesen allerdings wichtigen Gegenstand zu berathen. In Calcutta ereignete sich ein Vorfall, welcher ein Schlaglicht auf die Frage wirft. Ein Eingeborener hatte die Vorkehrung getroffen, sich seine Schuhe an den Beinkleidern festzunähen; aber ein englischer Offizier beging die Brutalität, ihm dieselben abschneiden zu lassen. Darüber hat der Hindu eine Klage bei den Gerichten anhängig gemacht.

Freimaurerei unter den Hindu's. Darüber ist in Delhi eine interessante Entdeckung gemacht worden. Während der großen Sipahi-Meuterei wurde ein verwundeter englischer Offizier an einen sichern Ort gebracht und verbunden. Dabei erzählte er, daß er sich verloren und dem Tode nahe geglaubt und dann vielleicht unwillkürlich das in größter Noth gebräuchliche Maurerzeichen gemacht habe; auch sprach er ein Wort aus, das nur Eingeweihete kennen. Zu seiner Ueberraschung wiederholte ein vornehmer Hindu Zeichen und Wort und nahm sich des Bruders an. Seitdem haben sich die Engländer große Mühe gegeben, um der Verbindung unter den Eingebornen, von welcher sie nicht einmal eine Ahnung hatten, auf die Spur zu kommen. Man weiß, daß in Indien sehr viele Geheimbünde vorhanden sind, aber sie haben keine schriftlichen Urkunden, sondern nur Zeichen und Symbole. Vor dem Ausbruche des großen Aufstandes wurde in geheimnißvoller Weise eine Lotusblume unter den verschiedenen Sipahiregimentern umhergeschickt; bald nachher spielten Honigkuchen eine ähnliche Rolle.

Soll Calcutta die Hauptstadt des indischen Reiches bleiben? Diese Frage wurde schon 1857 gestellt und man erörterte seit jener Zeit den Plan, eine der großen Städte im Nordwesten zur Hauptstadt zu erheben. Calcutta eignet sich allerdings jetzt nicht mehr zu einer solchen, denn es liegt am äußersten Ende des Landes, und der Sitz der Regierung muß mehr nach der Mitte hin verlegt werden. In Calcutta leben etwa 30,000 Europäer unter ungefähr einer Million Eingeborner; im Fall einer Revolution wäre sie vom übrigen Land abgeschnitten und die Regierung gleichfalls. Die Verlegung scheint jetzt ausgemacht zu sein, doch schwankt man noch zwischen Delhi und Agra. Delhi liegt an der Einmündung der Yamuna (Dschamna) in den Ganges, war Hauptstadt des Großmogul, und es knüpfen sich an diese Stadt große geschichtliche Erinnerungen. Agra galt einst für die reichste Stadt der Welt, hat eine treffliche Lage, von der aus der ganze Norden leicht überwacht werden kann, prangt noch heute mit vielen Tempeln und Palästen und ist Knotenpunkt für die Bahnen von Lahore, Delhi und Calcutta und für den Handel von großer Wichtigkeit.

Die Eisenbahnen haben in Ostindien einen Erfolg, der jede Erwartung übertrifft. Lange wollten die Hindu's von dem neuen Verkehrsmittel nichts wissen, denn die Priester waren demselben nicht gewogen; als sie aber einmal das Vorurtheil überwunden hatten, wurden sie leidenschaftliche Passagiere. Eine Fahrt auf den indischen Bahnen hat für den Europäer einen ganz ungemeinen Reiz; namentlich der Geograph und Ethnolog findet bei derselben seine Rechnung. Die Schienenwege führen bald durch freundliche, sorgfältig angebaute Gegenden, dann wieder durch wildes Waldgestrüpp, wo der Tiger brüllt, wenn die Lokomotive pfeift. Man kommt über riesenhafte Viadukte und schaut hinab in Flüsse, an deren schlammigen Ufern Krokodile sich sonnen. Anfangs eilten sie ins Wasser, wenn die Lokomotive heransauste; jetzt haben sie sich daran gewöhnt und bleiben ruhig liegen, ähnlich wie unser wiederkäuendes Hornvieh auf Feldern und Wiesen. An allen Bahnhöfen hat man ein ungemein buntes Schauspiel. Der Bahnhofinspector ist allemal ein Engländer, ein schweigsamer Mann, der eine ähnliche Tracht hat wie die Polizeileute in London; er versteht aber etwas Hindustanisch. Es kostet ihn große Mühe, die Ordnung zu erhalten; denn Alles drängt und lärmt durcheinander. Im Leben dieses Volkes ist noch Vieles wie vor drei Jahrtausenden. Da kommen Träger in hellen Kleidern und setzen im Bahnhof eine Sänfte nieder. Wer sitzt darin? Eine mit Juwelen und Edelsteinen reich geschmückte Braut von vier Jahren; sie erwartet ihren sechsjährigen Bräutigam, welcher mit dem nächsten Zug eintreffen wird. Da zieht eine Schaar von Pilgern an; sie alle sind nur mit einem rosenrothen Lendenschurz und mit einem Turban bekleidet; jeder trägt ein

Gefäß, das mit Wasser aus dem heiligen Gangesstrome gefüllt ist, und das er wie einen Schatz hütet; er will es mit in seine, vielleicht weit entfernte Heimath nehmen. An einem Pfeiler liegt ein ekelhafter, mit Ungeziefer bedeckter Fakir und stellt seine widerwärtigen Wunden, welche er sich selber zugefügt hat, zur Schau aus. Die Hindu können sich an den Gedanken fester Preise nicht gewöhnen; deshalb sucht am Schalter des Einnehmers jeder etwas vom Betrage der Fahrkarte abzuhandeln. Davon kann allerdings keine Rede sein, dann wird geschimpft über die „europäischen Schweine", deren Ammen, Väter und Mütter. Im Jahre 1862 ist die indische Centralbahn von mehr als 6 Mill. Fahrgästen benutzt worden.

Die Hindu's fahren zumeist in der dritten Klasse. Dort sind sie zusammengedrängt wie Häringe, sitzen halbnackt, schreien, gestikuliren, rauchen ihre Hadbelbabbel oder kauen Betel und speien den rothen Speichel umher in eben so widerwärtiger Weise, wie die Yankees den braunen Saft ihres Kautabaks. Die Eisenbahnen nützen dem Land ungeheuer, doch ist vorerst ein großer Nachtheil mit ihnen verbunden. Die Regierung hat nämlich kein Mittel, zu verhindern, daß auch Thags und Dakoits, Angehörige der Würger- und Mörderbanden, welche ein Schrecken für ganz Indien sind, sich dieses Transportmittels bedienen und weiter als je zuvor über das ganze Land sich verbreiten. Wer heute an einer Stelle einen Raubmord begangen hat, kann morgen schon hundert Meilen weit von derselben entfernt sein. Es ist eine Schwäche der Aeltern, ihren kleinen Kindern so viele Kostbarkeiten als möglich anzuhängen, und das reizt die Mörder. Diese Kinder werden in den Dörfern überfallen, und im vorigen Jahre sind hunderte derselben unter der Würgeschnur der Thags oder unter dem Messer der Dakoïts ums Leben gekommen. Man hat die Polizei auf dem Lande beträchtlich vermehren müssen, aber trotzdem dauern die Unthaten fort.

La Plata-Region. In der Provinz Rioja ist ein sehr reichhaltiges Petroleumbecken gefunden worden; eine wissenschaftliche Untersuchung hat ergeben, daß dasselbe sich mit jenem in Pennsylvanien messen kann. Es fehlt aber an genügenden Arbeitskräften zur Ausbeute. — Die Umgegend von Tucuman hat viel durch Ueberschwemmungen gelitten; der Regen fiel 21 Tage hintereinander ununterbrochen in gewaltigen Strömen; die Zuckerfelder standen völlig unter Wasser, bei Molino de Ojedo mußten die Menschen Rettung auf den höchsten Zweigen der Bäume suchen. Als der Gouverneur mit einer Hülfsmannschaft Rettung bringen wollte, liefen die Soldaten vor Schrecken davon; nur drei Mann und der Gouverneur hielten aus und retteten wenigstens einige Menschen. Auch Santiago del Estero ist schwer heimgesucht worden; das linke Uferland des Rio Hondo bildete einen weiten See, die Ortschaften Malvinas und Manantial ragten nur mit den Dächern über die Flächen; die Stadt Leales, aus welcher sich kaum einige hundert Menschen retten konnten, ist bis auf drei Häuser völlig verschwunden; selbst die Kirchen sind fortgeschwemmt worden. Der Fluß Gajon hat eine Strecke Landes von wenigstens zwölf Quadratmeilen unter Wasser gesetzt.

Paraguay. Dieser Staat ist durch die mit Unrecht viel verschriene Politik des Doktors Francia, welcher das Land vom Verkehr nach Außen abschloß, von Revolutionen und Bürgerkriegen befreit geblieben und fristet sich ein bescheidenes und friedliches Dasein. Auch fehlt der Forschritt nicht und Paraguay ist nun längst den Fremden eröffnet. Wir begreifen sehr wohl, weshalb es sich nicht in engere Verbindungen mit den übrigen Republiken einläßt. Peru möchte einen Gesammtbund aus allen südamerikanischen Staaten bilden, und 1856 hatten Chile und Ecuador sich in demselben Sinn ausgesprochen. Jüngst hat Peru den Plan wieder in den Vordergrund geschoben. Derselbe ist aber von Seiten Paraguays entschieden abgelehnt worden.

In Asuncion, der Hauptstadt des Landes, ist ein statistisches Bureau errichtet worden, und an Vollendung der Eisenbahn, welche den Paraguaystrom mit dem Parana verbinden soll, wird eifrig gearbeitet. — Der Staat besitzt mehrere sehr tüchtig gearbeitete große Kriegsdampfer und neun kleinere, die auch für den Handelsverkehr benutzt werden. Sie alle sind auf den Werften des Landes gebaut worden.

Die Ausfuhr von Tabak, der ein vortreffliches Blatt liefert, wird mit jedem Jahre beträchtlicher; im Jahre 1862 wurden 374,000 Centner in Blättern, zumeist nach England und Spanien, exportirt. Auf die Bedeutung, welche der Tabaksbau in Paraguay gewinnen werde, hat der Schreiber dieser Zeilen schon vor zehn Jahren im Bremer Handelsblatte hingewiesen; die Hanseaten haben aber diese Winke unbeachtet gelassen.

Barbarei der Engländer auf Neuseeland. Wir wiesen vor einiger Zeit darauf hin, daß die Eingeborenen Neuseelands rasch an Zahl abnehmen. Hr. v. Hochstetter entwarf darüber ein ergreifendes Bild. Inzwischen hat der Krieg gegen diese Maori's, welcher schon so viele Menschenleben verschlang, eine immer gräßlichere Gestalt angenommen, wie sich aus folgendem Bericht ergibt:

Die Dinge, welche gegenwärtig in Neuseeland vorgehen, sind zwar nur eine beschränktere Auflage von dem, was vor 6 Jahren in Indien geschah, aber sie sind sehr lehrreich als Kommentar zu der englischen Philanthropie. Freilich handelt es sich um eine sehr prosaische Realität. Von den habgierigen englischen Kolonisten werden die unglücklichen Eingebornen allmälig, aber mit unwiderstehlicher Konsequenz, aus dem Lande verdrängt, auf dem sie und ihre Vorfahren seit Jahrhunderten gewohnt haben. Allerdings geschieht Alles auf sehr „gesetzlichem" Weg. Das Parlament von Auckland macht das Gesetz, daß das Land individuelles Eigenthum und nicht Stammesbesitz sei. Auf dieses „Gesetz" gestützt, greift man ein beliebiges Individuum auf und läßt es für eine Flasche Rum, für eine alte Uniform oder auch für gutes Geld das verkaufen, was ihm nicht gehört, und der Kolonist erwirbt so ein Eigenthum, zu dessen Schutz er die bewaffnete Macht Englands aufzubieten befugt ist. Die Maoris jedoch haben von ihren Vätern den Rechtsgrundsatz ererbt, daß das Land dem Stamm gehöre und kein einzelnes Individuum darüber verfügen könne. Diese sogenannten „Käufe" sind also für sie nichts als Räubereien. Sie greifen daher ganz natürlich zur Büchse und schießen den räuberischen Eindringling, der seinen Raub nicht gutwillig fahren lassen will, nieder. Dies ist das Vorspiel aller bereits chronisch gewordenen Maorikriege. Und wie werden diese Kriege nun geführt? Ein britischer Offizier, Oberstlieutenant Hutchins, entblödet sich nicht, in seinen offiziellen Bericht über den letzten Zusammenstoß mit den Eingeborenen folgende Stelle aufzunehmen: „Eine oder zwei Frauen befanden sich unter den Gefallenen, und verschiedenen verwundeten Männern wurde bei dem Schlußangriff mit dem Bajonnett der Garaus gemacht (despatched). Die Zahl der Getödteten wird verschieden, von 50 bis 100, angegeben. Der Verlust auf unserer Seite ist: einer getödtet und vier verwundet." Ein Augenzeuge, dessen Bericht unmittelbar unter dem des Herrn Hutchins in der Times abgedruckt wird, fügt hinzu: „Eine Frau warf sich über ihren verwundeten Gatten, um ihn zu schützen, und wurde mit dem Bajonnett durchbohrt." Wohlverstanden! Dies waren nicht die Handlungen einer kleinen desperaten Bande, überfallen und umschwärmt von einer Uebermacht heulender Wilden, sondern die Uebermacht war auf Seite der Engländer. In dem Verhältniß von 3 zu 1 hatten sie die Eingeborenen im Schlaf überfallen und schossen sie mit Armstrongkanonen vom Land und mit Bomben vom Meer aus fast ohne Widerstand nieder. Wie wenig die Schlächterei ein Kampf genannt werden konnte, geht aus der Thatsache hervor, daß von den Angreifenden nur ein Mann getödtet wurde.

Eine neue Faserpflanze in Queensland, Australien. Es scheint, als ob dieselbe von großer Bedeutung und ein Ersatzmittel der Seide werden solle. Man hat aus ihr schon Gewebe verfertigt, die feiner sind, als die zartesten von der Alpacawolle. Die Pflanze ist die Sida retusa und wurde zuerst auf der londoner Ausstellung gezeigt. Ihre Vorzüge leuchteten den Fabrikanten ein, und gegenwärtig sind die Versuche schon derart gelungen, daß es heißt, man werde die ganze Weberei revolutioniren. In Queensland betrachtete man die Sida als ein schädliches Unkraut, das ausgerauft und verbrannt wurde. Ein Ansiedler aber hatte den glücklichen Gedanken, eine Partie davon nach London zu schicken und jetzt gehen schon tausende von Tonnen Sida nach Europa. Das Sidazeug ist wasserdicht, hat schönen Glanz und ist billiger als Seide. — In Betreff der letztern wollen wir Folgendes hinzufügen. Von Turin aus wurde im vorigen Jahr eine Gesandtschaft nach Japan geschickt. Auf dem Rückwege hat dieselbe eine Reise durch Indien gemacht und will über Rußland nach Italien heimkehren. An der Spitze steht Doktor Orio aus Mailand; seine Hauptaufgabe ist, aus dem Morgenlande den Samen von Seidenwürmern mitzubringen; denn in Europa scheint der Seidenwurm sich erschöpfen zu wollen. Man hat es namentlich auf die berühmten Zuchtarten in Kaschmir abgesehen.

Der Essigfluß in Neu-Granada. Ludwig Schmarda besuchte auf seiner Reise um die Erde in den Jahren 1853 bis 1857 auch die Republik Neu-Granada. Bei dem Dorfe und Vulkan Puracé sah er den berühmten Essigfluß oder Rio vinagre, der, zwischen Trachytwänden hervorschäumend, verschiedene Wasserfälle bildet. Das Wasser war trübe von erdigen Theilen und schmeckte sehr bemerkbar säuerlich mit einem süßlich zusammenziehenden Beisatz; es enthält vorzugsweise Alaun und etwas freie Salz- und Schwefelsäure, doch in solcher Menge, daß der Staubregen des Wasserfalles ätzend auf die Augen wirkt. Diese Bestandtheile des Wassers rühren von vulkanischen Einflüssen her. Fische kommen im Essigfluß natürlich nicht vor, und selbst noch zwei oder drei Meilen unterhalb seiner Einmündung in den Cauca kommen auch in diesem Strome keine lebenden Wesen vor. Dagegen vegetiren einige Algen in dem Flusse. Eine industriöse Bevölkerung hätte hier Alaunsiedereien oder Sämischgerbereien anlegen können — allein die Neu-Granadesen thun eben lieber gar nichts.

Die Newyorker Jugend. Wir finden in einem Newyorker Blatte Folgendes: Jene Altersklassen, in denen der civilisirte Mensch die Schule zu besuchen pflegt, müssen unter den 850,000 Einwohnern Newyorks wenigstens 185,000 Kinder zählen. Von diesen waren im vergangenen Jahre 120,000 in den verschiedenen Schulen eingeschrieben worden. Dieses Verhältniß wäre nicht so ungünstig, wenn sich der durchschnittliche Schulenbesuch nicht bedeutend geringer herausstellte. Die durchschnittliche Anzahl der in den Schulen wirklich anwesenden Kinder betrug nicht mehr als 43,000. Somit schwänzten unter 3 Schülern stets 2 die Schule, und von 4 Kindern war kaum 1 ein regelmäßiger Schulbesucher.

Die Straßen Newyorks sind viel besser mit diesen Altersklassen bevölkert. Man kann annehmen, daß wenigstens 50,000 junge Newyorker zwischen 6 und 15 Jahren den größten Theil des Tages auf der Straße zubringen; hierbei wird die Zahl der Kinder, die zwar keine Schule besuchen, aber zu Hause unter Aufsicht der Aeltern sind, oder schon Geld verdienen müssen, auf 90,000 angenommen.

Diese 50,000, wenn nicht mehr, die ihre Erziehung auf der Straße holen, sind es nun, aus denen die meisten Verbrecher ihre Armee rekrutiren. Man ist in Newyork an das Entsetzliche, daß die größere Hälfte der Verbrecher aus Unmündigen besteht, bereits so sehr gewöhnt, daß ein 14jähriger Einbrecher oder ein 8jähriger Taschendieb nicht das geringste Aufsehen erregt. Wenn ein Todtschläger 19 Jahre alt ist, überrascht seine Jugend nicht mehr.

Diese Thatsachen bilden einen seltsamen Kontrast gegen den Eifer, mit welchem die Metropolitan-Polizei die Biertrinker und Kartenspieler verfolgt. Es gibt ein Gesetz, erlassen am 12. April 1843, welches alle Aeltern, die ihre Kinder zwecklos durch die Straßen streichen lassen, einer Geldstrafe von 50 Schilling unterwirft. Warum bleibt es ein todter Buchstabe? Wenn man demselben in seiner ganzen Ausdehnung nachkommen würde, dann hätte die Polizei genug zu thun; sie würde nicht, von langer Weile geplagt, stundenlang an den Straßenecken zu stehen brauchen, um Frauen mit Bierkrügen abzufassen.

Jeder, dem die Abnahme der Verbrechen am Herzen liegt, würde ihnen viel dankbarer sein, wenn sie ein, die Sittlichkeit der unteren Volksschichten betreffendes, vernünftiges Gesetz zur Ausführung brächten, statt unvernünftige, gegen ein unschuldiges Getränke gerichtete Polizeiverordnungen mit einem Eifer durchzuführen, der einer bessern Sache würdig wäre.

Ein Berliner Kind unter den Afghanen. Wir haben früher im Globus (Bd. III, S. 288) die Abenteuer des Schuhmachers Friedrich Wilhelm Gebhardt in Afghanistan erzählt. Herr Dr. med. Häntzsche in Dresden nahm davon Anlaß, sein Zusammentreffen mit diesem eigenthümlichen Wanderer in Persien zu erzählen (Globus Bd. IV, S. 287); er bemerkte, daß es erfreulich sein werde, wenn irgend Jemand im Orient durch seine Notiz im Globus sich bewogen fände, Nachforschungen über des ehrlichen Gebhardt weitere Schicksale anzustellen.

Nun erfahren wir, daß die Afghanen diesem unserm Landsmanne den Hals nicht abgeschnitten haben; denn wir erhielten von einem deutschen Kaufmann, Herrn Rudolf Karl Pleimes, folgende Zuschrift:

Alexandria, Aegypten, 15. Sept. 1863.

„In den letzten Nummern des Globus, welche mir zukamen, las ich mit Interesse den „Fr. W. Gebhardt“ betreffenden Artikel des Hrn. Dr. Häntzsche. Sie wähnen den Mann in der Gefangenschaft der Afghanen; ich kann Sie jedoch darüber beruhigen, wie Sie aus Folgendem ersehen werden.

Im August 1859 kehrte ich von einem längern Aufenthalt in Suakim am Rothen Meere nach Dschebdah zurück. Da meine Fußbekleidung sich in ziemlich mangelhaftem Zustande befand, erbat ich mir von einem Bekannten in Dschebdah die Adresse eines zuverlässigen Schusters. Derselbe berichtete mir zu meinem Erstaunen, daß sich ein deutscher Schuster in Dschebdah aufhalte, und ließ mich auf mein Ersuchen zu demselben führen. Mein Begleiter brachte mich auf den Marktplatz, wo wir uns durch eine Masse von Arnauten, Melonenhändlern rc. durchdrängen mußten und hielt plötzlich vor einem schlicht aussehenden Manne in arabischer Kleidung, d. i. blauem bis an die Knöchel reichendem Hemd und Fes. Ich hätte den Mann nie für einen Deutschen gehalten, wenn nicht sein klares blaues Auge, noch mehr aber ein „Guten Tag, Landsmann“ mich von seiner Nationalität überzeugt hätte. Ich kam bald in ein längeres Gespräch mit ihm, worin er mir in Kurzem seine Wanderungen durch den Orient erzählte, welche genau mit Ihrem Artikel im Globus übereinstimmen, weshalb ich ein Wiederholen derselben unterlasse. Damals kam er von Bagdad und war auch in Mekka gewesen. Sein nächstes Ziel wäre Indien. Die Schuhe, die ich mir von ihm machen ließ, stellten mich sehr zufrieden und leisteten mir auf späteren Wüstenreisen, wo ich des unbequemen Schaukelns auf dem Kameele wegen manche Strecke zu Fuße zurücklegte, gute Dienste.“

Ludwig Schmarda am Adriatischen Meere. In Oesterreich tritt in preiswürdiger Art ein Bestreben zu Tage, die reichen Hülfsquellen des schönen Kaiserstaates immer mehr zu entwickeln. So hat in allerjüngster Zeit das Marine-Ministerium die Ausarbeitung eines neuen zeitgemäßen Gesetzes über die Seefischerei in Angriff genommen; es will zugleich Maßregeln treffen, um die österreichische Seefischerei und die Produktion der übrigen für die Volkswirthschaft bedeutenden Meeresprodukte auf einen höhern Ertrag zu bringen. Das Marine-Ministerium hat, wie man uns aus Wien schreibt, einen ausgezeichneten Mann, den durch seine Reisen und seine zoologischen Arbeiten bekannten Professor der Wiener Universität, Dr. Ludwig K. Schmarda, mit der wissenschaftlichen Erforschung dieser Angelegenheit betraut, um eine Grundlage für die beabsichtigten Maßregeln zu gewinnen. Professor Schmarda hat Ende August seine Reise an das Adriatische Meer angetreten.

Eisenbahnen in Mexiko. Der Bau der Eisenbahn zwischen Veracruz und Orizaba schreitet rasch vorwärts; sie wird schon bis Soledad befahren und soll dieses Jahr noch Chiquihuite erreichen. Mehrere Brücken sind bereits vollendet, andere im Bau, namentlich ein Meisterstück über die Baranca von Metlac, von 1000 Fuß Höhe über dem Abgrund und 220 Meter Länge.

Eisenbahn von Moskau nach Sebastopol. Der Kaiser von Rußland hat einem englischen Hause die Bewilligung zum Bau einer Eisenbahn von Moskau nach Sebastopol ertheilt. Der Bau soll in sechs Jahren ausgeführt werden. Durch diese Bahn wird das Eisenbahnnetz, das sich durch das europäische Rußland schlingt, vollständig, insofern jetzt auch für den Osten eine Eisenbahnverbindung zwischen St. Petersburg und dem Schwarzen Meer hergestellt wird. Der Westen erhält eine solche durch die schon in Angriff genommene Odessa-Kiewer Eisenbahn. Der Handel und der Wohlstand der bevölkerten östlichen Provinzen Rußlands werden dadurch einen außerordentlichen Aufschwung nehmen, besonders da Sebastopol zu einem Freihafen erklärt wird.

Volksmenge in Holland. Die Ergebnisse der jüngsten Volkszählung in Holland sind jetzt bekannt geworden. Die Gesammtbevölkerung des Königreiches beläuft sich auf 3,293,577 Seelen (1,616,357 männlichen und 1,677,220 weiblichen Geschlechts). Von dieser Gesammtzahl waren 1,808,311 niederländische Reformirte, 9689 wallonische Reformirte, 5270 Remonstranten, 65,470 abgeschiedene (?) Christen, 41,865 Mennoniten, 54,318 evangelische Lutheraner, 9822 Altlutheraner, 334 Herrnhuter, 1,223,171 Katholiken, 5337 Altrömische (?), 60,409 niederländische und 3018 portugiesische Israeliten.

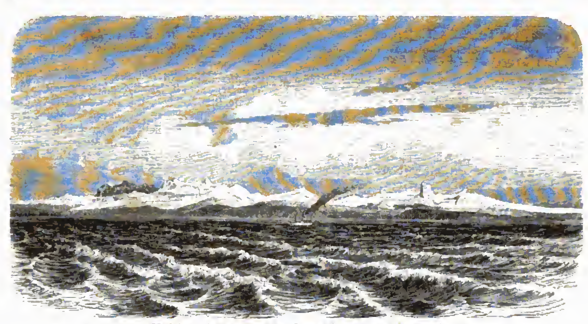
Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Die Südslaven.

Vom Frhrn. v. Reinsberg-Düringsfeld.

Das Gebiet der Südslaven. — Religiöse Verschiedenheit und nationale Uneinigkeit. — Patriarchalische Sitten. — Hochzeiten. — Die Morlaken und ihre Lebensweise. — Glaube an Vampyre und Hexen. — Niedrige Stellung der Frauen. — Kleidertrachten. — Blutrache. — Die Montenegriner.

Wenn man mit dem Dampfschiff von Triest nach Venedig fährt, erblickt man in der Ferne malerisch geformte Berge, welche den Horizont begrenzen: es sind die Frianler Gebirge. Kahl und hell, wie alle Bergketten, welche die Küsten des Adriatischen Meeres begleiten, zeichnen sie sich vor diesen weder durch ihre Höhe, noch durch ihre Farbe aus, aber dem Ethnographen sind sie wichtig, weil sie die Grenzscheide zwischen den Slaven und den Westromanen bilden. Denn von den Alpen Kärnthens bis zu den Bergen Montenegro's und von den Ufern des Isonzo bis zur Westküste des Schwarzen Meeres wohnen fast ununterbrochen die Völkerschaften slavischen Stammes, welche man mit dem Namen Südslaven bezeichnet. Obwohl sie mit ihren Kolonien am Plattensee und in den Komitaten Wieselburg, Oedenburg und Eisenburg bis in die Kreise unter dem Wiener Walde und dem Mannhartsberge hineinreichen und so gewissermaßen mit den Slovaken, den südlichen Vorposten der Nordslaven, in unmittelbarer Verbindung stehen, sind sie doch körperlich und geistig, in Sprache und Sitten so verschieden von den Nordslaven, daß sie mit Recht als ein besonderer Zweig der slavischen Rasse angesehen werden, der in Vereinigung mit den Russen den großen südöstlichen Hauptast ausmacht.



Die Frianler Gebirge. (Nach einer Originalzeichnung von Philipp Kanitz.)

Ihr Kernland bildet das Gebiet zwischen dem Adriatischen und dem Schwarzen Meere, südlich von der Drau und der Donau bis zu einer Linie, die man sich durch die Städte Antivari, Novi Bazar, Prisrend, Ochrida, Kasteria, Niausta, Saloniki, Adrianopel, Siseboli, Burgas, Slivno und Razgrad gezogen denken muß. Nur an der Theiß, Marosch und Temesch, in der Vojvodina, der Batschka und dem Banat, der Kornkammer Ungarns, haben die Südslaven auch von dem linken Ufer der Donau Besitz genommen, und im äußersten Westen der beschriebenen Länderstrecke haben sich die Slovenen oder Wenden (Winden), deren Hauptsitz Krain mit dem Marburger Kreise ist, früh schon in dem österreichischen Küstenlande, in Istrien, in den Frianler Gebirgen und den westlichen Komitaten Ungarns ausgebreitet.

So ausgedehnt aber der Flächenraum ist, den die Südslaven inne haben, so beträgt doch ihre Gesammtzahl, den neuesten Angaben gemäß, kaum acht Millionen Seelen, von denen über vier Millionen unter der Herrschaft

Oesterreichs und die übrigen unter der Hoheit der Pforte leben. Die Sprache scheidet sie in Slovenen, Kroaten, Serben und Bulgaren, obwohl die zwischen ihren Sprachweisen bestehenden Abweichungen, welche nur im allmäligen Uebergange eintreten, so gering sind, daß der unparteiische Beurtheiler blos Mundarten der serbischen Sprache darin erkennt und namentlich zwischen dem Kroatischen und Serbischen fast keinen nennenswerthen Unterschied herauszufinden weiß.

Dennoch hat die Verschiedenheit des Glaubensbekenntnisses eine solche Spaltung herbeigeführt, daß der Serbe sich beleidigt fühlt, für einen Kroaten gehalten zu werden, und dieser wiederum nur kroatski oder kroatisch, nicht srbski oder serbisch sprechen will. Ja, dieser Zwiespalt hält sogar die Glieder eines und desselben Volkes ab, einen gemeinschaftlichen Stammnamen zu führen. Denn außer in Serbien nennen sich die fünf Millionen Slaven serbischen Stammes nirgends mehr Srbi oder Srblji, sondern entweder nach der Gegend, in welcher sie wohnen, wie z. B. Montenegriner, Herzegowiner, Bosnier, Dalmatier, Slavonier, Banater, Batschker, Ragusaer ꝛc., oder, was häufiger vorkommt, nach ihrem Glauben. So geben die Slaven, welche den Islam angenommen haben, sich selbst den Namen echte Türken (Pravi Turci), während die Anhänger der griechischen und römischen Kirche sich gegenseitig als Krschtjanin und Hrischtjanin oder Rischcan bezeichnen, weil die Katholiken Isu Krst und die Griechen oder „rechtgläubigen Christen“ Isus Hristos sagen, und beide Namen werden auch im gewöhnlichen Leben ohne allen Anstoß angewendet. Dagegen ist Vlah, Vlasi (Walache) der Schimpfname, mit welchem in der Türkei die mohammedanischen und katholischen Slaven die Griechen höhnen, und diese rächen sich, indem sie die Katholiken je nach den Gegenden Lateiner, Hrkaci, Bunjevci oder Sokci*), und die Renegaten, welche von den eigentlichen Türken nie anders, als mit dem Ausdruck Aftertürken oder Bartlose (Cosi) bezeichnet werden, Unreine (Peksijani), in der Bulgarei Pemaken nennen.

Aus demselben Grunde bedienen sich die Serben römischen Glaubens, gleich den katholischen Slovenen, zu Druck und Schrift des lateinischen Alphabetes, die drei Millionen Serben griechischen Glaubens aber, welche in Montenegro oder Tschernagora, der Zeboc und Herzegowina, in Bosnien, dem Fürstenthum Serbien und den südslavischen Provinzen Oesterreichs wohnen, gleich den Bulgaren, des cyrillischen Alphabetes (cirillica oder azbuka), das seinen Ursprung den Heiligen Cyrillus und Methodius, den Aposteln Mährens, verdankt. Nun pflegen die Serben zu außerheiligen Büchern und zum häuslichen Gebrauche die aus diesem Alphabet gebildete Civilschrift der Russen anzuwenden, während die Bulgaren die in den Kirchenbüchern übliche Schrift**) auch im täglichen Leben beibehalten, die Bosnier sich früher eines eigenen Alphabetes bedienten, das azbuki bosanski genannt wird***), und die römisch-katholischen Slaven Dalmatiens ehedem als heilige Schreibweise die sogenannte glagolitische Schrift benutzten.

In manchen Distrikten der Herzegowina unterscheiden sich die Katholiken sogar äußerlich von den Griechischgläubigen, indem sie ihre torba, d. h. die Tasche, welche der Serbe bei jedem weitern Gange entweder auf dem Rücken oder am Halse bei sich trägt, aus rother Wolle und nicht aus blauer, wie die Griechen, anfertigen, und in Slavonien ist selbst die Formel des Grußes eine andere. Denn während die Anhänger der römischen Kirche sich der Worte: „Faljen Isus! Gelobt sei Jesus!“ mit der Antwort: „Urik faljen! In Ewigkeit gelobt!“ bedienen, sprechen die Bekenner griechischen Glaubens: „Pomozi Bog! Gott helf!“ worauf die Antwort: „Bog te pomogao! Gott helfe dir!“ erfolgt.

Um eine Einigung der Glieder des so vielfach gespaltenen Stammes herbeizuführen, versuchten vor ungefähr dreißig Jahren bei dem Beginn der südslavischen Nationalitätsbestrebungen mehrere Führer der Bewegung den Namen Ilirci, Illyrier, als Bezeichnung aller slavischen Völker zwischen dem Adriatischen und Schwarzen Meere zur Geltung zu bringen und so zugleich die Idee der Wiederherstellung des alten illyrischen Reiches anzubahnen, das sich einst von Aquileja bis Epirus, vom Adriatischen Meere bis Mösien erstreckte.

Es gelang zwar, diesem Namen in den literarisch gebildeten Kreisen der Slovenen, Kroaten und Dalmatier, sowie im Ausland das Bürgerrecht zu verschaffen, aber bei dem Volke selbst fand derselbe keinen Anklang, weil er nicht im Wesen der Nation wurzelte. Wenn auch einige südslavische Gelehrte behaupten, die frühesten Bewohner Dalmatiens und der angrenzenden turkoslavischen Provinzen seien Slaven gewesen, so steht doch fest, daß die alten Illyrier nicht slavischen, sondern thrakisch-pelasgischen Stammes waren, und ihre Sprache sich zum Theil noch in dem Idiom der heutigen Schkipetaren oder Albanesen erhalten hat, welche die letzten Ueberreste dieses einst so mächtigen Volkes sind. Selbst der Name Illyrien, welchen zur Zeit des römischen Reiches ein bald größerer, bald kleinerer Ländercomplex südlich der Drave und der Donau führte, verschwand, als in den Jahren 634 und 638 die Hrvaten und Serben, vom Kaiser Heraklius gegen die Avaren zu Hülfe gerufen, herbeizogen, die Avaren vernichteten oder unterjochten und das Land derselben für immer in Besitz nahmen.

Erst Ende vorigen Jahrhunderts ward wiederum ein Illyrien geschaffen, und diese Benennung blieb mit verschiedenen Modifikationen ihrer Bedeutung sowohl unter französischer, wie unter österreichischer Herrschaft bis zur neuesten Organisation des Kaiserreiches die Bezeichnung einer administrativen Abtheilung des Staatsgebietes, welche zuletzt die Herzogthümer Kärnthen und Krain, die Grafschaft Görz und Gradiska, die Markgrafschaft Istrien und die Stadt Triest umfaßte.

Das alte illyrische Wappen, ein Stern über dem Halbmond, ward zwar schon 1842 in Agram als gemeinsames Banner der Südslaven gegen die Uebergriffe der Magyaren erhoben, aber obwohl die Serben Oesterreichs sich nicht minder thätig an dem Kampfe gegen Ungarn betheiligten, als die Kroaten, vermochte es doch nicht, beide Völker bleibend zu verbinden. Nur die Slovenen, welche 1,200,000 Seelen zählen, haben sich seit der Annahme des neukroatischen Alphabetes in ihren Büchern auch in ihrer Sprach-

*) Die Benennung Latin ist besonders bei Ragusa und an den Bocche di Cattaro; Hrkac oder Chrkac (Schnarcher) bei Spalato und Sign in Dalmatien; Bunjevac (vom Flusse Buna, wo sie früher gewohnt haben sollen) in der Batschka und Schokac in Bosnien, Syrmien, Slavonien und Kroatien üblich.

**) Bekanntlich sind die Kirchenbücher aller griechischgläubigen Slaven in der kirchenslavischen Sprache verfaßt, die zu den jetzigen slavischen Sprachen in demselben Verhältniß steht, wie das Gothische zu den germanischen Sprachen, und welcher die heutige Mundart der Bulgaren am nächsten geblieben ist.

***) Es enthält eben so viel Buchstaben als das altslavische Kirchenalphabet, aber die Bedeutung einiger Lettern in Betreff der Zahlen, die sie bezeichnen, ist eine andere und die Form der Schrift die der sogenannten skoropis oder rukopis, der Schnellschrift, welche man vor Erfindung der Buchdruckerkunst zum täglichen Gebrauch anwandte, während man die Krasnopis oder Schönschrift nur zu Büchern und wichtigeren Schriften benutzte und später in den kirchenslavischen Bücherdruck übertrug.

weise mehr und mehr ihren Nachbarn, den Kroaten, genähert, und die anderthalb Millionen Bulgaren wiederum, welche östlich vom Timok und den Serben an den Nord- und Südabhängen des Balkan wohnen, sind in neuester Zeit unirte Griechen und so den nichtunirten Serben fremder geworden.

Indessen trotz der verschiedenen Stammesnamen und trotz des religiösen Hasses, welcher die Serben in drei feindliche Lager: in Anhänger der orientalischen Kirche, römisch-katholische Christen und Bekenner des Islam, theilt, sind doch die moralischen Eigenschaften, die Sitten und Gewohnheiten bei Allen dieselben geblieben, und selbst in ihrer äußern Körperbeschaffenheit, ihrer Kleidung und Lebensweise unterscheiden sie sich nur wenig von einander.

Schon ein flüchtiger Blick auf die vom Maler Kanitz mit vollendeter Kennerschaft skizzirten Köpfe einiger Begs und Raja's der Herzegowina genügt, um die Aehnlichkeit der südslavisch-nationalen Typen im Gegensatz zu dem eines wirklichen Türken zu erkennen.

Während nämlich Raja, wie man weiß, der Kollektivname für alle nichttürkischen Unterthanen der Pforte ist, sind die Begs meist Nachkommen des alten slavischen Adels, welcher nach dem Falle des Serbenreiches (1389), Bosniens (1463) und der Herzegowina (1483) den Islam annahm, um nicht seine Güter zu verlieren. Sie bilden gegenwärtig die Herrscher oder den besitzenden Stand des Landes, zeichnen sich aber weder durch mehr Bildung oder größeres Wissen, noch äußerlich irgendwie vor der ihnen untergebenen Klasse des Volkes aus. Der niedrigste Bauer und Ackersmann trägt, wenn er das Geld dazu hat, dieselben Kleider und Waffen, wie der vornehmste Grundbesitzer und reitet und lebt, wenn er kann, wie der reichste Aga oder Beg. Selbst die Geistlichen tragen die Landestracht, und nur die Kaludjeri oder griechischen Mönche behalten ihren Ordensanzug bei. In den Städten ist allerdings mehr türkische Kleidung und Lebensweise Mode geworden, weshalb das Landvolk dafür die Städter mit Geringschätzung straft und diese wiederum sich ungern mit den Landbewohnern vermischen; aber auch der Städter hat gleich den türkisch gewordenen Slaven auf dem Lande noch viel Gebräuche und Ideen bewahrt, die ihren christlich-slavischen Ursprung nicht verläugnen können, und man darf im Allgemeinen dreist behaupten, daß die lange türkische Herrschaft auf die Sitten der Turkoslaven ebensowenig Einfluß ausgeübt hat, wie auf die Sprache derselben. Daher finden wir bei den Südslaven der Türkei, wie bei denen Oesterreichs, noch immer dieselbe unbegrenzte Gastfreundschaft, dasselbe patriarchalische Familienleben, dieselbe Tapferkeit und Lust am Kampfe, die strenge Religiosität, die Rechtlichkeit unter einander und die Unverbrüchlichkeit der Freundschaft; aber auch dieselbe unversöhnliche Feindschaft, dieselbe blutige Rachsucht, dieselbe Indolenz in Bezug auf den morgigen Tag. Die Nähe des Islam hat diese Indolenz noch vermehrt, und der Fatalismus hat nirgends tiefere Wurzeln geschlagen, als bei den Südslaven. „Tako je sudjeno!“ (So ist es beschlossen!) heißt es bei jeder Gelegenheit, und die Türken selbst wenden ihr „inschallah!“ (So Gott will!) kaum öfter an, als die Südslaven ihr „hrala“ oder „fala Bogu!“ (Gott Lob! Gott sei Dank!)

Auch die südslavischen Gewohnheiten haben sich bei allen Stämmen fast unverändert erhalten. Ueberall brennt am Weihnachtsabend oder badnjak dan (Klotztag) der mächtige Klotz, der unter besonderen Ceremonien geholt und angezündet wird; überall gilt die Feier des Namenstages als eines der größten Feste des Jahres, und überall ist der Kolo oder Rundtanz das Lieblingsvergnügen der Jugend, welche ihn mit ihrem Gesang begleitet. Denn, wie Schafarik mit Recht sagt: „Wo eine Slavin ist, da ist Gesang; sie erfüllt Haus und Hof, Berg und Thal, Wiesen und Felder, Gärten und Weingärten mit dem Schall ihrer Lieder“, und bei den Südslaven scheinen die Männer nicht weniger sanglustig zu sein, als die Frauen. Wenigstens pflegt kein Serbe ein Geschäft ohne Singen zu verrichten. Ihre Lieder sind theils Helden-, theils Frauenlieder und ebenso poetisch in den Worten, wie eigenthümlich in der Melodie. Das verbreitetste musikalische Instrument, das bei keiner Festlichkeit fehlen darf, ist eine Art Mandoline, Gusle genannt, deren eine Saite in der Stärke einer Violoncellsaite aus Pferdehaaren besteht. Ein Bogen mit einer gleichen Saite dient zum Streichen. In Bosnien hat man zur Begleitung des Gesanges auch mehrseitige Violinen und Tamburins, in Serbien trifft man fast in jedem Dorfe einen Dudelsackpfeifer an, und in Dalmatien ist eine Art Pfeife üblich, welche aus zwei nebeneinander liegenden Röhren besteht, die ein gemeinschaftliches Mundstück haben.

Da fast alle Slaven serbischen Stammes von ihrem Boden und ihren Heerden leben, steht auch die Leitung der Familie überall unter einem Oberhaupt oder Aeltesten, welcher das Haus und das ganze Vermögen verwaltet, die Familie in allen Angelegenheiten vertritt, das Gebet, so oft es zu verrichten ist, beginnt und schließt, die Gäste empfängt und unterhält und die nöthigen Feldarbeiten anordnet, während seine Frau oder die älteste Schwiegertochter das Hauswesen leitet und die häuslichen Arbeiten unter die weiblichen Mitglieder vertheilt, deren es oft viele gibt, weil es Sitte ist, daß die Söhne auch nach ihrer Verheirathung im Hause der Aeltern bleiben. Wird der Vater oder Großvater zu alt, um die Obliegenheiten des Oberhauptes erfüllen zu können, so übergibt er seine Würde dem Verständigsten der Familie, wenn er auch der Jüngste wäre, und diesem sind nun alle Hausgenossen zu gehorchen schuldig. Ihm steht es auch zu, die jungen Leute der Familie zu verheirathen, ihre Wahl zu prüfen und zu billigen oder zu verwerfen, oder auch eigenmächtig zu treffen und alles zur Hochzeit Nöthige zu besorgen.

Die früher ziemlich allgemein übliche Sitte, Mädchen, bei deren Aeltern man mit seiner Bewerbung abgewiesen zu werden fürchtete, gewaltsam zu entführen, kommt in Folge der strengen gegen den Mädchenraub erlassenen Verbote jetzt nur noch selten vor. Dagegen ist das Werben sowohl, wie die Hochzeit mit vielen Förmlichkeiten verbunden, welche mit geringen Modifikationen fast überall gleich sind.

Zu den Hochzeitgästen (svati) gehören: der Pathe oder Trauungszeuge (kum), der Vicepathe (prikumak), der Aelteste oder stary svat, der Ordnung zu halten hat, der Zugführer (vojvoda), der Brautführer oder Schwager (dever), weil es gewöhnlich ein Bruder oder naher Anverwandter der Braut ist, und der Hochzeitsbitter, der zugleich der Improvisator und Spaßmacher bei der Hochzeit ist. Bei wohlhabenden Familien darf auch ein besonderer Fahnenträger (bairaktar) nicht fehlen. Wohnt die Braut nur irgend weit genug, um zu Pferde geholt zu werden, dann steigen die festlich gekleideten Svati auf reichgeschirrte Pferde und reiten unter vielem Schießen und fremdartigen Rufen zum Haus des Mädchens. Dort werden unendliche Gesundheiten getrunken und Geschenke gewechselt, nachdem der Brautpreis, bestehend in Gaben an die Aeltern und Geschwister, bereits bei der förmlichen Werbung gezahlt worden ist, und dann wird unter mancherlei anderen Ceremonien die junge Frau in das Haus des Bräutigams gebracht, wo die Festlichkeiten in altVhergebrachter Weise noch mehrere Tage lang dauern.

Auch bei Leichenbegängnissen wird, wo es die Verhältnisse gestatten, einige Tage hindurch geschmaust und gezecht,

und die Frauen, oder eigens gedungene Klageweiber stimmen während des Zuges am Grabe ihre Todtenklagen an. Dasselbe thun die weiblichen Anverwandten, so oft sie die Grabstätte des Verstorbenen besuchen, um für sein Seelenheil zu beten, und während die Leiche noch im Hause auf der Bahre liegt, halten die Nachbarn, Freunde und Verwandten Wache, damit der Todte nicht ein Vukodlak oder Vampyr werde. (Vergl. Globus IV, 371.)

Die Gefahr ist groß: selbst ein ehrenwerther Mensch ist nicht gesichert davor, wenn ein Hausthier unter der Leiche wegläuft, oder ein Vogel über sie hinfliegt; und wie leicht geschieht das in Häusern, deren Thüren und Fenster Tag und Nacht offen stehen! Ist das Unglück durch die Wächter nicht verhindert worden, so steht der Todte nach 40 Tagen des Nachts als Vukodlak wieder aus dem Grabe auf, geht in die Häuser, würgt die Schlafenden und trinkt ihr Blut. Sterben daher viele Leute in einem Dorfe, so sagt man, ein Vukodlak gehe um, und sucht nun zu erfahren, in welchem Grabe er liege, indem man in einer bestimmten Nacht ein schwarzes Fohlen ohne alle Abzeichen auf den Kirchhof führt und über jedes Grab hinwegtreibt. Wo es den Sprung verweigert, vermuthet man den Vukodlak, gräbt die Leiche aus und durchstößt sie, wenn sie noch nicht ganz verwest ist, mit einem spitzen Weißdornpfahl.

Auch gegen die Mora oder den Alp, welche, je nachdem sie männlichen oder weiblichen Geschlechtes ist, die schlafenden Weiber oder Männer quält, am Athmen hindert und ihnen die Zunge lähmt, werden ernstliche Vorkehrungen durch Tragen von Amuletten und anderen Dingen getroffen, und auf die Hexen, welche die Herzen der Kinder essen, Menschen und Vieh verzaubern und Hagel und Gewitter machen, wird mit Kugeln aus geweihtem Wachs in die Wolken geschossen, sobald ein Unwetter droht. Denn der Aberglaube hat sich bei den Südslaven, namentlich denen griechischen Glaubens, in voller Kraft erhalten, und der Vukodlak, die Vila, eine Art Fee oder Nymphe, und die Hexen spielen fast überall eine gleich bedeutende Rolle. Erst in neuester Zeit fängt die Vermehrung und Verbesserung der Schulen in Oesterreich und Serbien an, Früchte zu tragen, obwohl die Theilnahme am Unterricht sich noch immer nur in Kroatien, Slavonien und an der Militärgrenze auf die Hälfte, in Krain, Istrien und dem Küstenland auf ein Drittel, und in Dalmatien gar blos auf achtzehn Prozent der Kinder zwischen sechs bis zwölf Jahren beschränkt. In der Türkei ist außer in Bulgarien, wo es über 50 Knabenschulen gibt, kaum in den Städten von Volksunterricht die Rede.



Türkischer Mudir und herzegowinische Begs. (Nach einer Originalzeichnung von Philipp Kamtz.)

Als ein Urtypus des serbischen Stammes in Bezug auf Körperbeschaffenheit, Charakter und Lebensweise gelten die Morlaken in Dalmatien, welche das ganze Innere des Landes vom Gebiet von Zara an bis zur Mündung der

Narenta bewohnen und sich selbst Vlah, Vlasi oder Wlachen nennen.

Die Meisten haben eine hohe, kräftige Gestalt, einen starken und gewandten Körper und schöne männliche Züge. Das graue oder blaue Auge ist voller Ausdruck, die Stirn breit und hoch, das Haar blond, röthlich oder ganz schwarz. Die Zähne sind glänzend weiß, die Haut ist von der Sonne gebräunt, denn die Knaben laufen beim Hüten des Viehes stets mit bloßem Kopfe, oft halbnackend herum, und die Erwachsenen setzen sich mit offener Brust der Sommergluth aus, vor der weder die rothe Mütze, noch der Turban schützt. Sehkraft und Gehör sind so scharf, daß sie schon genau unterscheiden, wo Andere kaum sehen, und von Felsspitze zu Felsspitze in einer Entfernung mit einander sprechen, wo diejenigen, welche neben ihnen stehen, nur unbestimmte Töne vernehmen. Die Stimme ist stark und sehr klangvoll, die Körperstärke ganz ungewöhnlich. Mit der größten Leichtigkeit tragen sie die übermäßigsten Lasten auf den Schultern und ziehen dabei die allerunbequemsten Fußpfade, welche etwas kürzer sind, den besten Fahrstraßen vor. Ihr Schritt ist lang, aber gemessen und gleichmäßig, ihre Haltung gerade. Nie gehen sie, selbst als Greise, gebückt, selten mit Stock, und dabei legen sie die weitesten Strecken ebenso ruhig in den heißesten Augusttagen, wie in Sturm-, Regen- und Frostnächten zurück, gleichviel ob sie in der Ebene, oder im Gebirge wandern.

Obwohl sie meist wenig Kleider und Decken und fast gar keine Betten besitzen, haben sie doch weder Oefen, noch Kamine, noch Fensterscheiben in ihren Häusern, und die Wintermonate ausgenommen, wo sie beinahe immer am Feuer sitzen, schlafen sie fast stets auf der Tenne, oder unter einem Baume.

Die Häuser selbst bestehen entweder aus Steinmauern mit oder ohne Kalk, oder aus vier großen, in die Erde geschlagenen Pfählen mit Wänden aus geflochtenen Ruthen, die mit Kuhmist übertüncht sind. Die Dächer sind von Steinplatten, Stroh oder Schilf, der Fußboden ist die Erde, die Thür zugleich Fenster und Schornstein. Wohnen mehrere Familien in einem Hause, so theilt eine Ruthenwand den innern Raum, welcher als Empfangs- und Eßsaal, Schlafstube, Garderobe, Vorrathskammer und nicht selten auch als Viehstall dient. Vier Bretter an ebensoviel Pfählen, etwas Gerstenstroh darauf und eine Ziegendecke darüber, bilden in einer Ecke das Bett; eine nur wenig über dem Erdboden erhabene, mit Steinen ausgelegte Herdstelle die Küche und ein Tisch, eine Kleiderkiste und ein Kornkasten, einige Schemel und Ackergeräthschaften das Mobiliar des Hauses.

Von frühester Kindheit an jedem Wind und Wetter ausgesetzt, da Knaben wie Mädchen oft schon mit vier, fünf Jahren helfen müssen, die Schafe zu hüten, sind weder die härtesten Strapazen und Entbehrungen, noch die größten Schwelgereien, denen sich die Morlaken gelegentlich über-



Herzegowinische Raja. (Nach einer Originalzeichnung von Philipp Kanitz.)

lassen, im Stande, ihrer eisernen Gesundheit zu schaden. Wird aber Jemand krank, so wendet er sich lieber an die landesüblichen Heilkundigen, als an wirkliche Aerzte, weil die Morlaken kein Vertrauen zu deren Weisen haben und fürchten, beim Tode, wie sie sich ausdrücken, „ein doppeltes Begräbniß bezahlen" zu müssen. Es gibt daher viele Familien, in welchen die Ausübung der Heilkunst, oder auch blos die Heilung gewisser Krankheiten vom Vater auf den Sohn forterbt. Hauptarzneimittel sind Wein und Branntwein mit Pfeffer oder Schießpulver. Die Chirurgie wird ebenfalls von Einigen und zwar mit Glück betrieben, und zwei alte Frauen, Mutter Barka aus Cattaro und Mutter Topussa aus Makarska, haben sich durch die Heilung offener Schäden einen großen Ruf erworben.

Die Nahrung der Morlaken ist wie die ihrer Väter, einfach und ärmlich. Haben sie Ueberfluß, dann schwelgen sie unmäßig — haben sie Noth, was bei ihrer schlechten Wirthschaft häufig vorkommt, so leben sie mit so Wenigem, wie es kein anderes Volk Europa's auszuhalten vermöchte, und ertragen gefaßt den äußersten Mangel.

Brod bereiten sie täglich, meist aus Gerste mit allerlei Beimischungen, wie Hirse, Haidekorn, Spelt und Sorgo; selten aus reinem Weizen, und zwar nur zur Bewirthung von Gästen oder an besonders festlichen Tagen. Sie backen es in Form von flachen Kuchen auf der heißen Platte des Herdes, indem sie auf den gesäuerten oder ungesäuerten Teig einen glühend gemachten Deckel von Eisen oder Thon stürzen und diesen mit brennenden Kohlen bedecken. An den hohen Festen sind Wecken oder Brezeln, welche man im Ofen bäckt, üblich.

Milch von Schafen und Ziegen ist das Hauptnahrungsmittel. Sie genießen dieselbe auf alle Art und machen Rahm, Butter und Käse, namentlich den beliebten Schlauchkäse (sirenja) daraus, indem sie einfachen Käse 24 Stunden lang pressen, ihn dann zerreiben, Salz und Knoblauch darunter mischen und diese Masse in einen Schlauch stopfen, den sie möglichst luftdicht verschließen, damit der Käse nicht verderbe. Frischer Käse in Butter gebacken (cievara) gilt als Leckerspeise, Eier mit Butter, Zwiebeln und Schinken gibt man besonders den Wöchnerinnen. Als Suppe kochen sie harte Polenta (Maisbrei) mit Milch oder Wasser und Mehl in Wasser. Fleisch essen sie selten gesotten, noch seltener als Ragout. Dagegen lieben sie eine Mischung aus gestampfter Gerste, Blut, Kaldaunen, Leber, Lunge und getrocknetem Fleisch mit Speck und Zwiebeln, Naurma genannt. Zwiebeln und Knoblauch dürfen überhaupt nie fehlen und werden in Unmasse genossen. Vom Knoblauch erzählt man die Sage, er habe Gott um einen Platz unter den Zugemüsen gebeten, und es sei bestimmt worden, er solle allemal eintreten, wenn keine anderen da wären. Statt dessen sind für den Morlaken alle anderen Zugemüse nie da ohne den Knoblauch.

Auf Braten sind die Morlaken besonders lüstern. Hammel braten sie ganz an hölzernen Spießen, andere Fleischsorten auf Rost und Kohlen. Ihr größtes Festessen aber, suparnjik, eine Art Torte, besteht aus wohlschmeckenden Kräutern, Nüssen, Mandeln, Aepfeln, Käse und Honig in einer Art Teig gebacken, der auswendig mit kleingeschnittenen Nüssen, Mandeln und Knoblauch belegt ist.

Von Getränken lieben sie vorzugsweise die geistigen, namentlich reinen alten Wein und Branntwein, wenn sie welchen haben. Wein mit Wasser zu mischen, halten sie für schimpflich. Dagegen trinken sie Wein mit Milch, Essig mit Wasser und Molken, und ist nichts Anderes da, begnügen sie sich mit bloßem Wasser, obgleich es oft schmuzig und stinkend ist, weil es in heißer Sommerszeit nicht selten mehrere Meilen weit aus Lachen geholt werden muß.

Ueberhaupt ist die tägliche Kost des Morlaken erbärmlich schlecht. Zum Frühstück Brod mit Schlauchkäse oder Knoblauch und Milch, etwas Wein oder Wasser. Zu Mittag Suppe, Zwiebeln oder Knoblauch und Käse, selten Fleisch. Zum Vesper- und Abendbrod äußerst wenig. An Fasttagen nehmen sie fast gar nichts zu sich, aber an den Festtagen muß es um jeden Preis Reis, Braten, Weizenbrod und Wein geben, und sollte man das ganze Jahr kaum Brod von Sorgo haben.

Bei den Mahlzeiten sitzen die Morlaken auf dreibeinigen Schemeln rings um einen niedrigen ungedeckten Tisch herum, auf welchem ein hölzerner Napf (zdila), für Alle gemeinsam, Schüsseln und Teller ersetzt und ein einziger hölzerner Becher (bukvara) zum wechselseitigen Gebrauch steht. Sind keine Schemel da, so hockt man auf den Hacken, während die Frauen bedienen und das jüngste Mädchen im Hause den Sitzenden mit einem Stück brennenden Kiens leuchtet. Denn die Frauen dürfen nie mit den Männern an einem Tische sitzen: sie sind die Dienerinnen, die Sklavinnen und werden als untergeordnete Wesen behandelt. Ein Knabe von acht Jahren wird schon höher geachtet, als eine Frau, und während der Mann der Trägheit und dem Müssiggange fröhnt, ist die Frau die Arbeiterin des Hauses. Ihr liegt es ob, das Holz zu sammeln, das Wasser zu holen und für die Kleidung der ganzen Familie zu sorgen. Reitet der Mann zur Stadt, muß sie, oft noch belastet, neben dem Pferde herlaufen; ist ein Gast da, muß die älteste Tochter oder Schwiegertochter ihm das Wasser zum Händewaschen bringen, ihn kämmen, frisiren und bei Tisch bedienen, und erwähnt ein Mann der weiblichen Glieder seiner Familie, so thut er es nie, ohne hinzuzufügen: „um Verzeihung, meine Frau", oder „meine Schwester".

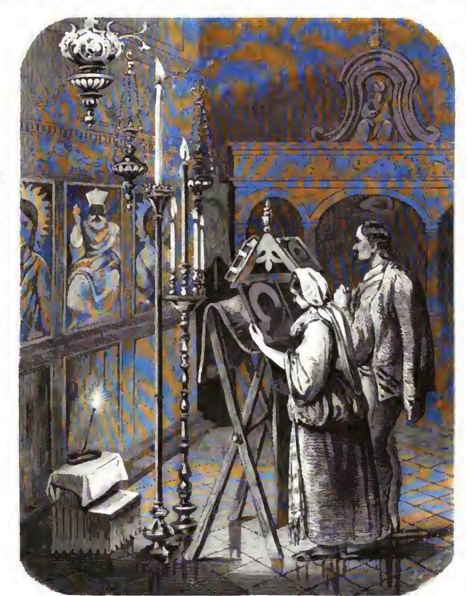
Daher kommt es, daß die Weiber beinahe alle ein verkümmertes Aussehen haben, nur in der ersten Jugend hübsch sind und sehr rasch verblühen, während man unter den Männern viele klassisch schöne Leute trifft.

Die moralischen Eigenschaften der Morlaken hängen mit ihrer Lebensweise und Religiosität zusammen. Geistig begabt, edelmüthig und tapfer, sind sie zugleich arbeitsscheu, rachsüchtig und Feinde alles Zwanges. Ihre Gastfreiheit artet oft in Verschwendung, ihre Anhänglichkeit an das Alte in fanatischen Haß gegen alles Neue aus, der sich in Excessen Luft macht und jede Verbesserung ihrer Lage unendlich erschwert. Diebstahl ist an einigen Orten unbekannt, Mordthaten kommen zwar häufig, indessen meist nur aus Zorn und in der Trunkenheit oder aus Rachsucht vor, und in Bezug auf weibliche Sittsamkeit sind sie äußerst streng. Die Freundschaft ist für sie nicht blos ein einfaches Gefühl, sondern eine moralische Verpflichtung, die sie durch einen Akt der Religion weihen, indem eine besondere Ceremonie der Kirche zwei Freunde oder Freundinnen vor dem Altare zu Halbbrüdern (pobratimi) oder Halbschwestern (posestrimi) verbindet. Nicht minder feierlich, wenn gleich nicht in der Kirche, wird der Racheeid geleistet, sobald ein Mitglied der Familie getödtet worden ist, und trotz aller gegen die Blutrache erlassenen Verbote kann in manchen Gegenden noch immer nur der Blutpreis (kärvarina) dem Schuldigen das Leben retten. Denn, wie das Sprüchwort sagt: Wer sich nicht rächt, wird nicht heilig, und die Griechischgläubigen setzen hinzu: Lieber einen Menschen aus Rache tödten, als Fleisch in den Fasten essen.

Alle Vorschriften der Kirche werden streng beobachtet und während des Gottesdienstes selbst die Waffen abgelegt, die sonst den Morlaken nie verlassen, indem, wie bei allen Serben,

der höchste Schmuck der Männer in der Pracht des Handjar (einer Art Dolch) und in der Schönheit des Gewehres und der reich ausgelegten Pistolen besteht, welche ihrer ganzen Erscheinung ein kriegerisches Gepräge geben, dem auch ihre übrige Kleidung entspricht.

Im Allgemeinen ist dieselbe ziemlich einerlei: auf dem Kopf eine rothe Mütze, um welche an der türkischen Grenze und bei Ragusa ein farbiges Tuch turbanartig gewunden wird, das Haar in einen Zopf gebunden, der mit schwarzen wird; die Beinkleider entweder weitgefaltet, wie bei den Türken, oder eng anliegend, wie bei den Magyaren, aber ohne Verzierung mit Schnüren und an den Füßen rothe Schuhe oder Sandalen (opanke), welche aus einer Sohle von rohem Rindsleder und Schnüren aus rohem Schafsleder bestehen, buntgestrickte Strümpfe und goldgestickte Kamaschen. Die Frauen tragen dieselbe Fußbekleidung und außerdem über dem gestickten Hemde, das über der Brust offen und am Hals mit Spangen oder Hefteln zugemacht ist, ein vorn offenes



Morlaken in der griechischen Kirche zu Sebenico. (Nach einer Originalzeichung von Philipp Kanitz.)

Bändern durchflochten und mit Quasten und Zierrathen geschmückt ist, eine braune, unten mit einigen Streifen von buntem Tuch besetzte Jacke oder ein grüner, reichverzierter Spenser (koparan) über der mit mehreren Reihen kleiner Silberknöpfe besetzten Weste (jacerma) von blauem oder rothem Rasche und dem auf der Brust gekreuzten Leibchen (krożet) von rother oder roth und weiß gestreifter Leinwand, und dieses beides von der rothwollenen Binde (pas) festgehalten, über welche der Ledergürtel mit den Waffen und den zum Rauchen und Schießen nöthigen Materialien getragen Unterkleid mit Aermeln, das modrina, bialka oder bernjica heißt, je nachdem es von blauer oder von weißer Sersche oder von Leinwand ist. Ueber denselben haben sie einen meist rothen Rock ohne Aermel von Flanell oder Leinwand, kuozec genannt, der vorn zugeknöpft und mit dem Unterkleid zusammen an den Hüften durch einen Bund von Wolle oder Leder festgehalten wird, eine in Wolle gewirkte Schürze (preujaca) und ein enganschließendes Oberkleid (sadak) ohne Aermel von schwarzer, weißer oder blauer Sersche, das vorn offen und mit einem Rand von buntem Tuch eingefaßt ist.

Auf den von Butter glänzenden Flechten, welche mit Münzen, Flittern und Quasten durchwunden sind, tragen Frauen ein weißes Kopftuch, Mädchen die rothe Mütze, die sie sticken und mit Münzen und Muscheln, Federn und Blumen behängen. Halsbänder von bunten Glasperlen mit Münzen daran, Ohrgehänge von Zinn oder Messing, Armbänder von Leder mit Silber- oder Zinnzierrathen, Ringe aus Zinn oder Messing und ein kleines halbmondförmiges Taschenmesser (britva), an einer Kette hängend, machen den Schmuck der Morlaken aus.



Montenegriner nach der Schlacht bei Rjeka. (Nach einer Originalzeichnung von Philipp Kanitz.)

Fast ganz dieselbe Kleidung finden wir in den türkisch-slavischen Provinzen. Auch dort besteht der Hauptschmuck der Männer in kostbaren Waffen, die Jeder bei sich führt, und schon mancher Bosnier oder Herzegowiner ist zum Islam übergetreten, weil es den Raja's mitunter verboten wird, Waffen zu tragen. Als Kopfbedeckung ist der Turban am üblichsten, obwohl man in der Herzegowina auch rothe, dem Fes ähnliche Mützen trägt, und bei verheiratheten Frauen ist eine Art Krone gebräuchlich, welche aus Zinn oder Silber besteht und mit Reihen vergoldeter Para's oder Silbermünzen behangen ist.

Bei den Montenegrinern dient eine rothe, bis hinauf umgeschlagene Mütze oder Kappe den Männern und Mädchen, ein Kopftuch den Frauen als Kopfbedeckung, Kamaschen, Strümpfe und Opanken als Fußbekleidung. Ein anschließender, bis an die Knie reichender Rock mit engen

Aermeln aus grobem weißen Tuch fällt über die ziemlich weiten Hosen aus blauem Rasch. Unter demselben tragen Viele eine rothe über einander geschlagene Weste, während Wohlhabende noch eine rothe oder grüne Jacke ohne Aermel überziehen, die gleich der Weste mit goldenen Borten und Schnüren besetzt und mit vergoldeten Knöpfen und Schnallen versehen ist. Um die Lenden tragen sie meist eine rothwollene Binde und über derselben vorn einen ledernen Gürtel, in welchem Handjar und Pistolen stecken und an dem zwei kleine mit Zinn eingelegte Patrontaschen und eine ähnliche kleinere Tasche für Geld und andere Gegenstände, eine Oelbüchse zum Schmieren der Waffen und ein Schraubenzieher hängen. Die Patronen werden auf dem Kopfe zwischen dem Umschlag und der Kappe aufbewahrt und über der Achsel trägt fast jeder Montenegriner eine Art Plaid, die graue Struka, mit welcher er bei Regenwetter sich und seine Waffen schützt und in der Nacht sich einhüllt.

Die Strnka ist auch den Frauen eigen, welche über dem buntgestickten Hemd einen langen weißen Rock mit engen Aermeln, eine buntfarbige wollene Schürze und ein weißes Oberkleid ohne Aermel tragen. Der Gürtel, an welchem die Britwa und ein mit Zinn eingelegtes Täschchen hängen, ist aus Leder, mit Messing und rothen Steinen besetzt; an den Füßen tragen sie lange Strümpfe und Opanken.

Die Kroaten nähern sich in ihrer Kleidung am meisten den Morlaken, und ihre Körperkraft, ihre Unempfindlichkeit gegen Wetter, Strapazen und Entbehrungen, sowie ihre Tapferkeit machen sie zu Kerntruppen der österreichischen Armee.

Aus dem alten und neuen Athen.

Zweiter Artikel.

Das Theater des Herodes. — Die Wiederentdeckung des Dionysostheaters. — Der Zeustempel. — Die Abstammung der Neugriechen. — Die Volkslieder der Neugriechen.

Die Akropolis ist es nicht allein, welche bemerkenswerthe alte Monumente enthält. Am Fuße derselben, namentlich nach Süden, Osten und Westen zu, treffen wir noch auf viele Stellen, die durch geschichtliche Ereignisse geheiligt sind oder die Ueberreste herrlicher Kunstwerke aufweisen.

Recht interessante Nachgrabungen hat man an der Südseite der Akropolis angestellt, wo das Theater des Herodes Atticus sich befindet. Sie wurden im Jahre 1857 durch den thätigen Konservator der Alterthümer Athens, Pittakis, eingeleitet. Das Theater, welches unsere Abbildung vorführt, ward zur Zeit der Antonine von dem reichen Herodes Atticus zu Ehren seiner Gemahlin Regilla errichtet. Unter den Theatern Griechenlands war es eines der bedeutendsten; es konnte sechstausend Personen fassen und war mit einem herrlichen Dache aus Cedernholz gedeckt. Das Proscenium ist noch gut erhalten; gegenüber den herrlichen griechischen Bauten macht aber dieses mit Fenstern und über einander gestellten Arkaden versehene Gebäude den Eindruck der verfallenden Kunst.

Von weit größerm Belange aber für die Kunstgeschichte Athens als dies römische Theater war das altgriechische Theater des Dionysos, das erste aus Steinen überhaupt erbaute Theater Griechenlands. Mit all seinen Herrlichkeiten, dem Schmuck der Bildsäulen und anderen Skulpturen, war es in den Stürmen der Barbarenzeit völlig zu Grunde gegangen; Schutt und Erde häuften sich über den Trümmern, und fast jede Spur war verloren, bis auf die Notiz aus den Alten, daß sich das Theater des Dionysos unterhalb der Südseite der Akropolis befunden habe.

Seit vierzig Jahren trachtete man danach, das Theater des Dionysos wieder aufzufinden; die griechische Regierung und die archäologische Gesellschaft in Athen stellten vergebliche Nachforschungen an. Aber ein Deutscher sollte der glückliche Entdecker sein. Im Frühjahre 1862 gingen von Berlin aus mehrere Architekten und Archäologen nach Athen zur Untersuchung der dortigen Baudenkmäler, unter ihnen der Hofbaurath und Professor Strack. Schon eine lange Reihe von Jahren hatte sich dieser tüchtige Mann mit dem altgriechischen Theatergebäude beschäftigt. Er suchte und maß alle muthmaßlichen Spuren des Dionysostheaters und fand durch Kombinationen, daß der unterste Theil des Zuschauerraums einige zwanzig Fuß unter dem jetzigen Boden verborgen sein müsse. Er begann, ganz dem Interesse der Wissenschaft hingegeben, auf eigene Kosten die Ausgrabungen und fand endlich nach fünftägigem Suchen die ersten wohl erhaltenen Sitzstufen in einer Tiefe von vierzehn Fuß. Siebenzehn zusammenhängende Sitzreihen, eine Treppe, sechs Marmorsessel und zwei Piedestale für Bildsäulen förderte er zu Tage. An den Sesseln befinden sich Inschriften, welche anzeigen, daß sie die Plätze für den Herold, Feldherrn &c. waren. Nach der Größe des Zuschauerraums zu schließen, welcher die Form eines Kreisausschnittes hat, konnte er mehr als 20,000 Personen fassen, also die ganze Bürgerschaft von Athen zur Zeit der Blüthe der Stadt.

So haben wir es unserm Landsmanne Strack zu verdanken, daß einer der bedeutendsten und großartigsten Schauplätze in der Geschichte des menschlichen Geistes und der gesammten Weltkultur wieder an das Tageslicht gezogen worden ist. Das Dionysostheater ward im Jahre 500 v. Chr. aufgeführt; es war, wenn wir von den Anfängen des Thespis absehen, die wahre Wiege der dramatischen Kunst. Es war die Stätte, wo den Göttern zu Ehren, nicht zur bloßen sinnebestrickenden Kurzweil Aeschylos, Sophokles und Euripides ihre erhabenen Schöpfungen in lebendiger Verkörperung dem hellenischen Volke zuerst vorführten, wo Prometheus am Felsen seufzte und Orest vor den Eumeniden bebte; wo Oedipus sein trauriges Schicksal erfüllte und die herrliche Antigone dem grausamen

Spruche Kreons erlag; wo Medea und Phädra in wilder Leidenschaft tobten und Iphigenia in zartem Weh nach der Heimat schmachtete. Hier erblickten das Licht jene erhabenen Gestalten, welche ihre Erkenntniß wie ihre Leiden den spätesten Generationen zum Trost und zur Mahnung hinterließen; hier entfaltete sich eine Kunstform, die den Gipfel aller Kunst erklomm, und welche auf dieser Höhe den Sterblichen die Geschicke des Daseins, den Auf- und Niedergang der Geschlechter und Völker im Spiegel erblicken ließ, — ein Bild von der Nichtigkeit alles Irdischen und von dem, was einzig und unerschütterlich im Wechsel besteht.

Doch wie der Ernst an dieser Stätte wohnte, so erhob hier auch die ausgelassene Laune ihr unsterbliches Gelächter. Im Theater des Dionysos ließ Aristophanes genial, mit unerhörter Kühnheit, die Pfeile seines Spottes fliegen und das Feuerwerk seines Witzes aufflackern, und der feine, geistreiche Menander fesselte hier seinen Zuhörerkreis durch die anmuthige Heiterkeit der neuern attischen Komödie.

Oestlich vom Theater des Dionysos, nach den Abhängen des Hymettos und dem altberühmten Flusse Ilissus zu, ragen Säulen und Bogen in die Luft, welche an die römische Herrschaft in Griechenland erinnern. Zunächst fällt uns der Bogen des Hadrian in die Augen, der aber in einem so wunderlichen Geschmack erbaut ist, daß man an seiner Erbauung durch den kunstsinnigen Kaiser Hadrian zweifelt. Er ist aus pentelischem Marmor in zwei Stockwerken aufgeführt. Das untere Stockwerk enthält den Bogen, über ihm ist noch eine zweite Etage mit Nischen und einem Frontou angebracht. Die Säulen gehören zur korinthischen Ordnung. Die nordwestliche Seite des Bogens, die nach der Akropolis hinschaut, trägt am Fries die Inschrift: „Hier ist das alte Athen, die Stadt des Theseus". Die südöstliche dagegen, welche nach den römischen Bauten, nach „Hadrianopolis" hinweist, bedeutet uns: „Hier ist die Stadt des Hadrian, nicht die des Theseus".

Der Tempel des olympischen Zeus, welcher am rechten Ufer des Ilissus liegt, war einer der größten Griechenlands. An ihm ist sieben Jahrhunderte lang gebaut worden. Pisistratus begann ihn 530 vor Christus, und nach ihm bauten Perseus, König von Macedonien, Antiochus Epiphanes und der römische Kaiser Augustus daran; aber erst Hadrian ließ ihn vollenden.

Wegen der Isolirung dieser Ruinen in der nackten Ebene, wegen ihrer kolossalen Verhältnisse und wegen des Reichthums ihres Schmuckes ist ihr Eindruck ein großartiger. Gegenüber der ernsten Einfachheit der griechischen Tempel aber, die sich auf der Akropolis im Hintergrunde erheben, tritt dies römische Bauwerk sehr in den Hintergrund. Jetzt sind nur noch sechzehn große Säulen übrig; an einer derselben bemerkt man eine ausgemauerte Nische, die einem der letzten Säulenheiligen zum Aufenthalt diente. Unter dem Vorplatze des Tempels entdeckte unser Landsmann Forchhammer große Gewölbe und Cisternen. Der freie Platz nach Südwesten zu vor dem Tempel dient zu allerlei Belustigungen des griechischen Volkes, namentlich in der Fastnachtszeit.

So groß der Unterschied zwischen dem neuen Athen, von dem wir im ersten Artikel gesprochen haben, und dem alten ist, dessen herrliche Trümmerstätten wir dem Leser vorgeführt haben, so groß ist auch der Unterschied zwischen der griechischen Bevölkerung von einst und jetzt. Bis auf ganz kümmerliche Reste ist die alte hellenische Bevölkerung gänzlich verschwunden, sie ist aufgegangen in einer gräkoslawischen Mischlingsrasse, in der aber das slavische Element bei weitem vorwiegt. Es hat lange Zeit gebraucht, ehe diese Ansicht über den ethnologischen Charakter der Neugriechen zum Durchbruch und zur Anerkennung gelangte, obgleich sie auch heute noch manche Gegner zählt. Vor allem war es Jakob Philipp Fallmerayer, der „Fragmentist", welcher, unbekümmert um zahlreiche Anfechtungen, für die Slavicität der Neugriechen auftrat und den Beweis dafür mit einem erstaunlichen Aufwande von deutscher Gelehrsamkeit und einer scharfen Argumentation lieferte*).

Neu-Athen, Neu-Lacedämon und Neu-Hellas mit Inbegriff des großen illyrischen Länderdreiecks stellen ihm zufolge nicht mehr den heitern Geist des hellenischen Wesens dar, sondern sie haben überhaupt gar keinen eigenthümlichen Geist, kein lebendiges Prinzip, keine selbstständige Idee zu versinnlichen; da sie als Fragment, als Aggregat und gleichsam als verlorner äußerster Wandelstern Licht und Wärme von dem slavischen Rußland aus empfangen.

Wie weiland die alten Germanen das weströmische Reich zertrümmerten und sich in dessen Provinzen ansiedelten, so verhängten die Slaven ein ähnliches und noch viel tiefer einschneidendes Geschick über das östliche Reich; Slavenblut, Sitte und Sprache drangen bis in die innersten Sitze der Hellasstämme vor und der Peloponnes war Jahrhunderte lang dem Namen und der Sache nach ein „slavisches Barbarenland". Die altbyzantinischen Länder, welche man heute Slavonien, Kroatien, Dalmatien, Bosnien, Serbien, Ober-Albanien und Bulgarien nennt, sammt allen Thälern des großen dardanischen Gebirgsstockes und vier Fünftel von Thracien und Macedonien sind heute fast rein slavische Gebiete. Für Alles aber, was südlich von diesen Ländern liegt und das eigentliche Hellas bildet, hielt man am Griechenthum fest, „weil daselbst nicht nur heute griechisch geredet werde, sondern auch der Bevölkerungsstock zu keiner Zeit eine wesentliche Verwandlung erlitten habe". Aber nicht einmal das halbbarbarische Vulgargriechisch ist in Hellas gegenwärtig überall Muttersprache. Vom Dasein der vier alten Dialekte als Volkssprache ist ohnehin keine Rede. Mehr als die Hälfte der Bewohner des Königreichs, und zwar in den vorzugsweise als klassisch berühmten Distrikten, sind jetzt noch albanische Schkypetaren.

Fallmerayer gelangt zu folgender Ansicht: „Die einst zwischen dem macedonischen Olymp und der Südspitze des Peloponneses ansässigen, Dorisch, Attisch, Jonisch und Aeolisch redenden Hellenen wurden in nachweisbarer Zeit auf gewaltsamen Wegen dem größern Theile nach vernichtet, die Reste aber mit eingewanderten, transdanubischen Slaven und anderen Fremdlingen in einer Weise vermischt, gekreuzt und zersetzt, daß die gegenwärtigen Bewohner jener Distrikte, wenn sie jetzt auch griechisch reden, doch nicht mehr als ächte Nachkommenschaft der alten Bevölkerung zu betrachten sind. Um das Jahr 1000 war die Halbinsel Peloponnes mit dem ganzen nordwärts liegenden hellenischen Kontinent, Weniges ausgenommen, von Slaven bebaut und von den Zeitgenossen als Slavenland anerkannt".

Flächen, Höhen, Berge, Wälder, stehendes und strömendes Gewässer, Hütte, Dorf, Stadt und endlich das Land selbst erhielten theilweise oder im Ganzen neue und aus dem Genius der neuen Bevölkerung geschöpfte, meistens physische Eigenschaften, Lokaleindrücke oder Erinnerungen an die alte Heimath wiedergebende Benennungen. So finden wir griechische Ortschaften mit den slavischen Namen War-

*) Vergleiche namentlich: „Fragmente aus dem Orient" von Jakob Ph. Fallmerayer, Bd. II, 367 ff., und viele Stellen in der „Geschichte der Halbinsel Morea".

schau, Kamenz, Melnik, Wolgast, Glogow, Beresow, Lewetzow, Glaz rc. Die alten Flüsse Pamisus und Helisson in Messenien heißen gegenwärtig mit ihren slavischen Namen Pirnatscha und Warmutzena. *Τί ἰσβορίζεις*, Was sprichst du da? *Εἶναι ἐπάνω εἰς τὴν πολίτζα*, Es steht oben auf dem Sims. So reden die thessalischen Hellenen von Turnowo! Die Buchstaben dieser Doppelphrase und die Endsilbe des einen der beiden begriffgebenden Wörter sind allerdings griechisch, aber der Kern ist illyrisch-slavisch, wo „isvoriti“ reden und Polica den an der Wand hinlaufenden Sims bedeutet. Die gebildeten Griechen legen allerdings diese Slavismen allmälig ab, nur den slavischen Infinitiv will sich das Volk noch nicht nehmen lassen. In Athen und Osthellas verliert das schul- und alphabetlose Albanesen-Schkypi mit jedem Jahre an Boden und wird nach einigen Menschenaltern verlöschen, gerade wie das Slavische in den anderen griechischen Landschaften nach einander und zuletzt in Lakonien allmälig erloschen ist.

Zu Anfang des sechsten Jahrhunderts begann die regelmäßige Slavenströmung über die Donau und die theilweise Seßhaftmachung derselben auf byzantinischem Boden. Unter den byzantinischen Kaisern fanden sich viele Slaven, ja von 866 bis 1034, also 156 Jahre regierte fast ununterbrochen eine Slavenfamilie über das Land. Die slavischen Dragubiten und Sagudaten wohnten bei Saloniki; die Belezeguiten, Bajuniten und Berziten in Thessalien; die Kribitschen in Messenien, die Milinzi im Taygetus, die Ezeriten im Eurotasthal, die Serben im größern Theile Illyricums; Stämme mit der allgemeinen Benennung „Sklaben, Sklabinier und Sklabesianen“ in Elis, Arkadien, in Lakonien, in Tzakonien, in ganz Peloponnes.

Nur in großen Städten und festen Plätzen, deren sich die Barbaren nicht bemächtigen konnten, haben sich Reste der byzantinischen Griechen, jenes unkriegerischen, verschmitzten und trügerischen Krämervolks erhalten, welches man im Abendlande so zärtlich liebte und „Hellenen“ nennt. In Europa hat man es gleich anfangs darin versehen, daß man an das Dasein eines wirklich griechischen Volkes im Sinne des Alterthums glaubte. Denn „Volk“ im eigentlichen Sinne, hat schon Hobhouse gemeint, könne man die Griechen gar nicht nennen, weil sie weniger ein charakteristisch ausgeprägtes, von eigenthümlichem Geiste beseeltes und eine Idee repräsentirendes Weltindividuum, als eine von der herrschenden Staatskirche der Osmanli abweichende religiöse Sekte darstellen und nicht einmal eine nationale Benennung führen (sie nennen sich ja „Römer“). Die Griechen sind den Künsten abgeneigt und attische Lebenseleganz ist ihnen von Natur zuwider.

Das sind die für die Neugriechen harten aber kaum ungerechten Ansichten des Fragmentisten. Hören wir dagegen den Franzosen Proust. Er sagt: Die geistige Begabung der heutigen Griechen ist dieselbe wie zu den Zeiten Homers; er hat noch dieselbe Fähigkeit, Alles schnell und leicht zu begreifen und drückt sich noch mit derselben Leichtigkeit elegant und fließend aus. Diese Eigenschaften geben den Griechen gegenüber den anderen Völkern des Orients eine so überlegene Stellung, daß sie bei den meisten mißliebig sind. Die Türken werfen ihnen vor, daß sie herausfordernd und heuchlerisch seien, weil sie der Gewalt List entgegen setzten; die Levantiner (welche bekanntlich selber in sehr üblem Rufe stehen) dagegen beschuldigen sie der Untreue im Handel und Wandel, weil sie sich nach ihnen gerichtet haben und sie nun übertreffen. Auch mit den anderen das Mittelmeer umwohnenden Nationen stehen sie auf keinem bessern Fuße. Auch About (freilich ein oberflächlicher Schöngeist) spricht sich für das Hellenenthum der heutigen Griechen aus. Nach ihm ist es ein Leichtes, den feingeformten Griechen von dem kräftigen Albanesen zu unterscheiden; er nimmt also an, daß sich beide Rassen neben einander unvermischt erhalten haben, was schwerlich der Fall gewesen sein kann. Die griechische Rasse sei nur sehr wenig degenerirt; freilich sei sie in den Unabhängigkeitskriegen großentheils zerstört worden, doch habe sie sich wieder ersetzt und namentlich durch die Einwanderung der reichen und intelligenten Bewohner des Phanar in Konstantinopel, der Phanarioten, Zuwachs erhalten. Andere „Griechen“ kamen aus Thessalien und Albanien und bildeten mit den Ersten der Morea die Pallikaren, die Tapferen. Sie haben sich ihre kriegerischen und räuberischen Sitten, wenngleich mit einiger türkischen Beimischung, und die Nationaltracht (die aber wesentlich südslavisch oder arnautisch ist!) bewahrt. Die Männer tragen ein Schnürleibchen, die Frauen dagegen nicht. Die Phanarioten aber kleiden sich nach europäischer Weise und sprechen viel Französisch; sie sind lackirt.

Die Volkslieder der Neugriechen sind vielfach gesammelt und beachtet worden. Es sind Liebeslieder, Hochzeitsgesänge, Legenden, Arbeitslieder und Balladen, die oft einen historischen Hintergrund haben, Schlachten und Heldenthaten besingen. In den meisten waltet das Ernste und Melancholische vor, wie in den Volksliedern der Slaven. Ueberhaupt läßt sich ihnen eine sehr große Aehnlichkeit mit den südslavischen Liedern nicht absprechen. In einer Schenke zu Athen hörte Proust folgendes Liedchen:

Kizi weint, sie weint wie eine Turteltaube,
Kizi grämt sich wie ein Rebhuhn.
„Mädchen, weiß wie Schnee, fragt sie Yachos,
Süß, wie die Melone, sage deinen Kummer mir.“

„Ach, ich suche, Yachos, doch kann ich nicht finden,
Jene Blume, die unsterblich macht.“
Yachos schritt zu dem Berg und kehrte wieder:
„Deine Augen küss' ich, hier hast du die Blume.“

Kizi drückt die Blume an die Lippen,
Aber weint dabei wie eine Turteltaube,
Weint dabei gerade wie ein Rebhuhn.
„Das ist nicht die Blume, die unsterblich macht,
Yachos, es ist die Blume der — Liebe!“

„Aber, Kizi, ist's denn nicht die Liebe,
Die unsterblich macht? Was weinst du?“
Kizi trocknet sich die Thränen, und vereinigt
Schritten sie zur Kirche als ein Paar.

In einem Kaffeehause zu Burnabat in Kleinasien vernahm Proust noch folgende Romanze, die sich in einer Variante in den „Erzählungen und Gedichten der Neugriechen von Mraino Betos“ wieder findet: —

Jedesmal, wenn er bei ihrem Fenster vorüber ritt, hielt er an. Sie wollte sich vom Fenster zurückziehen, doch konnte sie nicht. Sie blickte ihm nach, bis sein Pferd verschwunden war, und bis der Staub, den es aufgewühlt hatte, sich legte.

Eines Tages fragte er sie: Liebst du mich? — Ich weiß nicht, ob ich dich liebe, aber wenn ich die Augen niederschlage, sehe ich dich, wenn ich sie wieder erhebe, sehe ich dich, und schließe ich sie auch noch so fest, ich sehe dich doch.

Ein andermal sagte er zu ihr: Gib mir einen Kuß! Wo wäre das bestellte Feld, das die Ernte verweigert? Wo ist das Mädchen zu finden, in deren Herz man die Liebe gesäet hat und das die Ernte des Kusses den Lippen nicht darbeut?

Aber die Brüder dachten anders; wie er fort war, tödteten sie sie.



Griechische Fastnachtsfeierlichkeit beim Zeustempel. (Nach einer Originalzeichnung.)

Freudig kehrte er am Morgen wieder. Er hatte seinen schönsten Talagani angezogen, mit den besten Waffen sich geschmückt und trug den goldnen Handjar, den er den Türken abgenommen hatte. Als er sich dem Hause nähert, hört er Todtenlieder klingen — und sein Pferd sträubte die Mähne.

Wem gilt das Kreuz und wem das Todtenlied? so fragte er. Der, die dich liebte, und der deine Liebe den Tod bereitete, erhielt er zur Antwort. Da zog er seinen Handjar und stieß ihn sich in die Brust.



Das Theater des Herodes Atticus unterhalb der Akropolis. (Nach einer Photographie.)

In einem Grabe wurden sie begraben; darauf pflanzte man eine Cypresse und eine Blume, die sich gegen einander neigen.

Leben und Treiben der Zigeuner in Deutschland.

Als ich jüngst das vortreffliche Buch des reußischen Kriminalraths Richard *Liebich* über die „Zigeuner, ihr Wesen und ihre Sprache, nach eigenen Beobachtungen dargestellt" (Leipzig 1863) las, tauchten recht lebendig Erinnerungen aus früher Jugend in mir auf. Vor länger als 30 Jahren sah man diese Fremdlinge häufiger als jetzt in Niedersachsen umherziehen, und wenn sich braune Leute mit dem pechschwarzen Haar und dem eigenthümlich funkelnden Blicke, der ärmlichen Kleidung und dem seltsam von dieser abstechenden Flitterputze blicken ließen, dann lief die Jugend zusammen. „*Die Tatern sind da! Die gelben Tatern kommen!*" Wir gingen dann näher heran und betrachteten diese Wanderer mit gespannter Neugier und einer Art von ängstlicher Scheu. Glaubte man doch, daß sie es auf das Stehlen von Kindern abgesehen hätten, daß sie hexen könnten und daß sie „Schweinigel fräßen". Noch lange Zeit gaben dann die fremden Zugvögel Stoff zu Gesprächen.

Späterhin sind mir nicht selten Zigeuner begegnet; einigemal habe ich im Harze sie auf weiten Strecken begleitet und, neben einem Kohlenmeiler gelagert, mir Manches von ihnen erzählen lassen. Diese waren aus Friedrichslohra bei Nordhausen, wo vor etwa einhundert Jahren Friedrich II. von Preußen einen Versuch gemacht hat, sie an feste Wohnsitze zu ketten. Später bin ich den „Tatern" in der Güldenen Aue begegnet, dann auch auf der Schwäbischen Alp und am obern Neckar, von wo ich mit ihnen zwei Tage lang im Schwarzwald umherstreifte. Es ging sich vortrefflich mit diesen Leuten um. Sobald sie fanden, daß ich näheres Interesse an ihnen nahm, waren sie unbefangen, und die Auslagen für Wein und Branntwein, für Tabak und Eßwaaren belohnten sich reichlich durch die Erzählungen, welche sie zum Besten gaben. Jene im Harze fand ich weniger unreinlich, als die Zigeuner sonst zu sein pflegen; bei ihnen war ein junges Mädchen von etwa 16 Jahren, dessen Körperbau gradezu wunderschön genannt werden konnte. Das Gesicht trug vollkommen indische Züge, die bräunliche Haut war glatt, weich wie Sammet und glänzend und die Beweglichkeit dieser Zigeunerin so gelenk und behend, daß ich sie als kleine Tigerkatze bezeichnete. Sie wußte, daß sie schön war und kämmte auch ihr Haar sorgfältig; an den Kleidern war kein Riß und kein Schmutzfleck, und die Hände waren sauber gewaschen. Das Alles ist eine Seltenheit unter diesen Asiaten; vielleicht ist jene Schöne jetzt eine Zigeunermutter mit abschreckend häßlichen Zügen geworden!

Liebich's Charakteristik ist außerordentlich zutreffend; der Kriminalrath, ein genauer und scharfer Beobachter, ist der Zigeunersprache in der Weise mächtig, daß manche „Tatern" ihn für einen der ihrigen gehalten haben. Es ist ihm also ergangen wie jenem wunderbaren Manne *George Borrow*, mit welchem unsere Leser in einem folgenden Artikel näher bekannt werden sollen. Dieser Engländer ist wohl tiefer als je zuvor ein anderer Mann in das innerste Wesen des eigenthümlichen Volkes eingedrungen.

Ich habe vergeblich nach einer Uebersicht der *Volkszahl* gesucht; wir wissen nicht einmal annähernd, wie viele Zigeuner Europa beherbergt. In Liebich's vortrefflichem Buche wäre ein statistischer Nachweis über die Vertheilung der Zigeuner in Deutschland, ihre Wohnorte und eine Erörterung über den Erfolg, welchen die Versuche zur Ansässigmachung der Zigeuner gehabt haben, ganz am Platze gewesen; leider fehlt das Alles. In *Grellmann's* Werk, das 1787 in zweiter Auflage erschien, finde ich nur allgemeine Angaben über die Verbreitung und die Kopfzahl aus jener Zeit.

Doch betrachten wir uns die Zigeuner, wie sie auch heute noch in Deutschland sind. Daß sie aus dem nordwestlichen Indien stammen, ist nun längst ausgemacht; eben so, daß sie 1417 zuerst in Deutschland erschienen und im *Wesentlichen* geblieben sind, wie sie damals waren. So werden sie auch sein, so lange sie überhaupt existiren; unsere „Civilisation" vermag ihnen nichts anzuhaben; sie prallte, trotz alles Köpfens, Räderns und Verbrennens, trotz aller Bibeln und Gesangbücher und Kerker völlig von ihnen ab; sie eignet sich platterdings nicht für diese Leute. Auch jetzt noch gilt, und der Augenschein sowohl wie Liebich's Buch liefern den Beweis, was *Grellmann* vor beinahe 80 Jahren schrieb: „Weder Zeit, noch Klima, noch Beispiele haben bisher auf diese irrenden Fremdlinge merklichen Einfluß gehabt. Seit vierthalb hundert Jahren wandern sie auf ausländischem Boden umher, sind zu finden im Süden und Norden, im Morgen- und Abendlande, unter rohen und gebildeten, faulen und fleißigen Menschen, und bleiben noch immer und überall, was ihre Väter waren, — *Zigeuner*. Afrika macht sie nicht schwärzer, Europa nicht weißer, in Spanien lernen sie nicht faul, in Deutschland nicht fleißig sein, unter Türken nicht Mohammed, unter Christen nicht Christum verehren. Um und neben sich sehen sie stäte Wohnungen ansässiger Menschen, *folgen aber nichts desto weniger ihrer Weise*, sind noch immer unstät und ziehende Räuber."

Der alte Sebastian Münster im 16. Jahrhundert bezeichnete sie als „ein schwarz, wüst und unflätig Volk, das sonderlich gern stiehlt". Es hält streng fest an seiner Eigenart und an seinem Wesen, aber es tritt nicht als ein geschlossenes Ganze auf, sondern ist zerflossen und zerstreut und nur Familien und kleinere Gruppen halten enger zusammen. Aber woher auch ein Zigeuner kommen mag, er wird in fremdem Lande von seinesgleichen als Bruder und Freund behandelt.

Wir haben schon angedeutet, daß man ihn nicht nach dem allgemeinen Maßstabe unserer Civilisation beurtheilen dürfe und Liebich spricht ganz dieselbe Ansicht aus. *Der Zigeuner ist ein vollständiger Gegensatz dieser Civilisation*, er verneint sie, will mit ihr gar nichts zu schaffen haben, verachtet und verwirft alle Vortheile, die sie ihm bieten könnte, denn er ist ein *Rôm*, ein selbstständiger Mensch; Sitte, Verfassung und Religion anderer Menschen sind ihm unverständlich und ganz gleichgültig. Nur selten wird er seine Abstammung verheimlichen oder verleugnen; man erkennt ihn ja ohnehin auf den ersten Blick, und gegen Eingeweihete ist er stets offen. Daß er, wie Liebich hervorhebt, auch dem Nichteingeweihten, der für ihn und seine Lebensweise Interesse zeigt, gern vom Zigeunerwesen erzählt, habe auch ich zu erfahren Gelegenheit gehabt.

Er redet mit seinesgleichen nur die Zigeunersprache, über welche wir wohl später Einiges bemerken, lernt aber mit großer Leichtigkeit die Sprache anderer Menschen. Die Mischung seiner Charakterzüge ist merkwürdig und vereinigt manche scheinbare Gegensätze, ähnlich wie bei anderen barbarischen Völkern. Der Zigeuner ist zugleich zerstreut und unachtsam, aber auch klug und verschmitzt; er hat eine scharfe Beobachtungsgabe, große Wachsamkeit, kann den Schlaf willkürlich herbei rufen und nach Belieben ihn wieder abschütteln. Als ein unstäter, vielfach verfolgter und gehetzter Mensch, ohne irgend einen innern Zusammenhang mit den Völkern, unter denen er sich umhertreibt, ist er scheu, mißtrauisch, versteckt und furchtsam oder feig; gegen Andere zeigt er knechtischen Sinn, wenigstens in den äußeren Formen, z. B. durch Handkuß und Kniebeugung. Er ist zudringlich, bettelhaft,

eigennützig; üppig und doch genügsam, verschwenderisch und zugleich geizig, mit einem Wort ein Barbar, und Mitleid gegen ein Thier kennt er nicht.

Der Religion ist der Zigeuner völlig abgekehrt; es ist, als ob ihm jede Empfänglichkeit dafür fehle. Kein Gebrauch, kein Symbol, kein Kultus weist darauf hin, daß er einen Schöpfer aller Dinge auch nur ahne; er hat nicht einmal Erinnerungen aus heidnischen Tempeln. Er spricht zwar von einem höchsten Wesen, o baro dewel an o polopenn, d. h. der große Gott im Himmel, verbindet aber damit nur eine höchst dunkle Vorstellung. Von diesem Wesen kommt Blitz und Donner, Schnee und Regen; seine Lichter (die Sterne) brennen am Himmel. Ueber die Erde, welche dem Zigeuner heilig ist, hat er eine sehr schöne Vorstellung; er betrachtet sie als die Mutter alles Guten; sie bestand durch sich selbst von Anfang an und ist nicht erst erschaffen. Das Kind, welches stirbt, ist vom großen Gott „gefressen" worden, und dieser wird dafür verflucht und verwünscht. Der Teufel, welcher wohl erst von den Christen entlehnt worden ist, erscheint als eine höchst unbedeutende Persönlichkeit; Himmel und Hölle sind nicht vorhanden, und nichts deutet an einen Glauben auf Fortleben nach dem Tode. Der Schwur: bei den Todten! ist unverbrüchlich, und man geht nie am Grabe eines Stammgenossen vorüber, ohne auf dasselbe etwas Bier, Wein oder Branntwein auszugießen.

Eine alte Zigeunerin erzählte Herrn Liebich einen Traum, den sie gehabt haben wollte. Demzufolge hatte sie sich nach dem Tode wiedergefunden in einem großen schönen Garten (also in einem Paradiese), der mit zahllosen fetten Igeln bevölkert gewesen sei. Der Igel ist das Lieblingsgericht aller Zigeuner. Er heißt in ihrer Sprache Stachelléngèro oder Soretto und wird durch abgerichtete Hunde in seinem Lager aufgesucht. Man sengt ihm, manchmal vom lebendigen Leibe, die Stacheln ab, er wird gereinigt, gebrüht, ausgenommen und reichlich mit Knoblauch oder Zwiebel gespickt und dann am hellem, von dem herabträufelnden Fette genährten Feuer am Spieße gebraten oder mit Essig und Zwiebeln gedämpft; Pfeffer, Salz oder anderes Gewürz kommt nicht hinzu. Ueberhaupt steht der Igel in so hohen Ehren, daß er das allen Zigeunern gemeinschaftliche Wappen bildet.

Da der Zigeuner sich um das Christenthum nicht bekümmert, so sind ihm auch dessen Lehren und Gebräuche gleichgültig, aber er läßt seine Kinder womöglich mehrmals taufen, um das übliche Pathengeschenk zu bekommen. (Siehe das Gedicht am Ende.) Aber zum Gevatterstehen nimmt er Nichtzigeuner; er gibt sich für einen Katholiken, Protestanten, griechischen Christen rc. aus, wie es ihm eben paßt. Der Katholik heißt bei ihm ein Kreuzmacher, Truschultengèro, der Protestant ist ihm ein Dickkopf, Pessoscherestèro.

Als die Zigeuner in Deutschland auftraten, hatten sie ein gemeinschaftliches Oberhaupt, einen König, Graf, oder wie man ihn nennen will. Im Fortgange der Zeit haben sie sich in einzelne Landsmannschaften gesondert, die in sich unabhängig sind, obwohl mit den übrigen in Beziehung stehen. Jede hat ihren eigenen Hauptmann.

Kriminalrath Liebich bemerkt, daß nach den ihm gewordenen Berichten die Zigeuner Deutschlands in drei Landsmannschaften zerfallen: die altpreußische, welche besonders in Schlesien und Posen sich aufhält, die neupreußische und die hannoverische. Aber hier ist offenbar eine Lücke; denn die Zigeuner im mittlern und südlichen Deutschland, in Oesterreich rc. sind doch da, und wir erfahren nicht, wie es mit ihnen stehe. (Es wäre zu wünschen, daß wir darüber nähere Nachrichten erhielten *).

Jede dieser drei Landsmannschaften führt ihre eigenen Farben und verehrt einen besondern Baum oder Strauch.

Die Altpreußen haben Schwarz und Weiß und halten die Tanne (oder nach andern Angaben den Hagebuttenstrauch) für heilig. Die Farbe der Neupreußen ist Grün und Weiß, ihr Baum der Mai- oder Pfingstbaum (das wäre also die Birke). Die Hannoveraner haben Schwarz, Blau und Gold und verehren den Mehlbeerbaum, Crataegus oxyacantha. Das Allen gemeinsame Wappen ist, wie schon bemerkt, der Igel. Die Landsmannschaften unterscheiden sich dadurch, daß man demselben bald ein Birkenblatt, bald ein Mehlbeerbaumblatt in das Maul gibt.

Der Hauptmann ist eine sehr wichtige Person; er hatte in früheren Zeiten uneingeschränkte Gerichtsgewalt, selbst über Leben und Tod, und übt auch heute noch ausgedehnte Befugnisse. Der Zigeuner nennt ihn zutraulich seinen Vetter, Gako *).

Er führt die Standesregister und überhaupt die öffentlichen Papiere der Landsmannschaft, hat Siegel und Stempel, bestätigt Ehen und Scheidungen, schlichtet Streitigkeiten, ertheilt Rügen, verhängt Strafen, z. B. körperliche Züchtigungen, Verstümmelungen, Ausschließung aus der Gemeinschaft, kann auch für infam erklärte Zigeuner wieder zu ehrlichen Leuten machen, indem er ihnen in öffentlicher Versammlung seinen Becher, aus dem er zuvor selber getrunken, darreicht. Damit ist dann jede Schuld getilgt.

Alle sieben Jahre versammelt sich zur Pfingstzeit jede Landsmannschaft um ihren Hauptmann an einem Orte, welchen dieser bestimmt hat, und daraus erklären sich die in bestimmten Zeiträumen wiederkehrenden zahlreichen Züge von Zigeunerbanden nach einer und derselben Richtung. In solchen Versammlungen werden die inneren Angelegenheiten geordnet. Der Hauptmann hat in Ausübung seines Amtes, insbesondere bei öffentlichen, feierlichen Gerichtssitzungen eine Art Generalanwalt, einen Tschatschopaskèro, der Wahr und Recht spricht, zur Seite und außerdem einen Protokollführer. Der Hauptmann trägt bei Ausübung seines Amtes oder bei Feierlichkeiten als Zeichen seiner Würde einen dreieckigen Hut mit silberner Quaste und am linken Arm ein Band mit Wappen und Farben seiner Landsmannschaft. Seine Würde ist nicht erblich; man wählt den Mann, welcher für den tüchtigsten gehalten wird, ruft ihn unter Jubel und Trompetenschall aus und überreicht ihm zwei über das Kreuz gelegte Zweige von dem heiligen Baume oder Strauche der Landsmannschaft. Dann nimmt er einen mit Wein gefüllten Krug von einem bekränzten Teller, trinkt und setzt den Quastenhut auf. Der Krug muß auf einen Zug geleert werden. Dann wirft der Hauptmann ihn in Scherben, redet zu den Versammelten und gelobt, die Zigeunergesetze unverbrüchlich zu halten und zu handhaben. Darauf gibt ihm Jeder den Handschlag der Treue, und nachher beginnt der Schmaus. Jeder neugewählte Hauptmann muß einen, seiner Landsmannschaft heiligen Baum oder Strauch pflanzen und für dessen Gedeihen Sorge tragen.

Der Familienvater fordert und erhält unbedingten Gehorsam; aber in der Bande wird nichts unternommen, was nicht zuvor von der Zigeunermutter, dem ältesten Weibe, gut geheißen worden ist. Selbst ihr Schweigen wird geachtet und

*) Unter den Lesern des Globus sind gewiß Mehrere, welche im Stande wären, über die Zigeuner in den südlichen Landschaften, in der Rheingegend, Westfalen, in Böhmen, an der Donau rc. Nachrichten mitzutheilen. Wir würden es ihnen Dank wissen, wenn sie uns Notizen oder Schilderungen über deren Verhältnisse, Zahl, Wohnorte, Erwerbsverhältnisse rc. zukommen lassen wollten. A.

*) Liebich bemerkt: „Mit dem Prädikat Gako sind sie auch gegen andere als ihresgleichen freigebig. Sie ertheilen es jedem, dem sie schmeicheln, dessen Gunst sie gewinnen wollen, und auch sonst als Zeichen großer Achtung und besonderen Respekts. Es wird wohl dasselbe sein wie Gachó in der spanischen Zigeunersprache, das Borrow (the Zincali or an account of the Gypsies in Spain etc., London 1841, Thl. II, S. 48) erklärt als: a gentleman; Caballero. Properly: any kind of person who is not a Gypsy. A.

gilt als Mißbilligung eines Vorschlags; ihr bloßer Blick bändigt den Muthwillen der Kinder. Bei *Ehen* wird großes Gewicht darauf gelegt, daß der Bräutigam ein wahrhafter, *ächter Zigeuner*, ein *Tschatschopaskero rôm*, aus unvermischtem Blut entsprossen sei, daß er zur „Schwarzpartie", *Melleli Torin*, gehöre und „väterliche Hand", *Dadeskuro wast*, habe. Ohne Genehmigung des Hauptmanns ist keine Ehe gültig; die Hochzeiten hält man am liebsten am *Pfingstsonntage*. Pfingsten scheint überhaupt eine große Bedeutung zu haben. *Vor Pfingsten darf kein Zigeuner einen Zweig von seinem verehrten Baume, ja überhaupt von keinem laubtragenden Baume brechen.* Auf die kirchliche Trauung wird an und für sich gar kein Gewicht gelegt; man läßt sie aber vornehmen, um Legitimationspapiere zu bekommen.

In früheren Zeiten ist es vorgekommen, daß lebensmüde, altersschwache, zum Erwerb nicht mehr fähige Personen mit ihrer Einwilligung *lebendig begraben* wurden. Vor den Augen des zum Sterben Bereiten wurde im tiefen Wald eine Grube gegraben und der mit seinen besten Kleidern angethane Mensch langsam, unter Gesang, hineingethan. Der Tod eines Zigeuners erfüllt die ganze Bande mit großer Betrübniß; aber die Wittwe schweigt. Aeußere Zeichen der Trauer sind nicht üblich. Jedem Todten gibt man einen Zweig des heiligen Baumes oder Strauches mit ins Grab; die Kleider des Verstorbenen, sein Bett oder was ihm sonst zum Lager oder als Decke gedient hat, brennt man zu Asche; wenn sie erkaltet ist, tritt ein bejahrter Verwandter mit dem Fuß hinein, und aus der Fußspur will man dann am andern Morgen erkennen, ob ein erwachsenes oder unerwachsenes Glied der Familie dem Verstorbenen zunächst nachfolgen werde. Auf das einsame Grab pflanzt man einen heiligen Baum und sucht es nach einem Jahre, am Todestage, wieder auf.

Ueber die *Erwerbszweige* der Zigeuner brauchen wir nicht in ausführliche Erörterungen einzugehen; sie sind bekannt genug. Der Mann ist musikalisch in hohem Grad; er lernt *mit Leichtigkeit solche Instrumente spielen, welche er mit sich umhertragen kann, aber keins, das einen festen Platz einnimmt*; deshalb befaßt er sich nicht mit dem Klavier, wohl aber mit Geige, Clarinette, Tamburin, Horn, Harfe &c. In seiner eigenthümlichen, melodienreichen Musik schlägt das feurige, wilde und stürmische Element vor, aber auch das Zarte, Sanfte und Wehmüthige weiß er vortrefflich zum Ausdrucke zu bringen.

Zum eigentlichen seßhaften Handwerk bequemt er sich nie, weil er es nicht ertragen kann, an einem Orte festgebannt zu sein, er ist auch als Arbeiter Nomade, z. B. als Schlosser und Schmied; er verfertigt Drahtgeflechte, Siebe, Mausefallen, Vogelkäfige, schnitzt Löffel und Teller. Auch ist er ein gewandter Seiltänzer, zieht mit einem Marionettentheater umher und handelt gern mit Pferden. Auch ist er Schatzgräber, und die Weiber ziehen einen nicht geringen Theil ihres Erwerbes aus Wahrsagen und Traumdeuterei. Aber diese Dinge, an welche die Zigeuner selber nicht glauben, haben sie erst von den Christen gelernt, ebenso das Kartenlegen und das Prophezeien aus dem Kaffeesatze. Dann und wann heilen sie auch Krankheiten bei Vieh und Menschen durch „Zaubermittel"; sie sind auch rattenvertilgende „Kammerjäger" und mit dem Eigenthum anderer Leute haben sie es nie genau genommen.

Schon weiter oben deuteten wir an, daß der Zigeuner großen Werth auf *Reinhaltung des Blutes legt*; er will unvermischt bleiben und dadurch fremde, zersetzende Elemente von sich fern halten. Manche Eigenthümlichkeiten, die er bei seinem ersten Auftreten in Europa hatte, sind allerdings im Fortgange der Zeit verloren gegangen oder abgeschwächt worden, aber an den meisten Merkmalen, die ihn allezeit kennzeichneten, hält er fest.

Der Zigeuner ist gesellig; er will sich ohne alle Beschränkung frei bewegen, die Wanderlust liegt unvertilgbar in seinem Blute. Oft hat er gar keine Heimath, aber er sucht eine solche auch nicht, weil er sich aus ihr nichts macht, ihrer gar nicht bedarf. Seine Heimath ist die weite Welt.

Es ist ungemein bezeichnend, daß die Zigeunersprache *keinen Ausdruck für Wohnen* kennt; um den Begriff anzudeuten, hat sie: *me beschawa*, ich sitze, und *me atschawa*, ich bleibe. Das *Haus* heißt *Ker*, häuslich: *keresuno*, und dieser Begriff ist dann auf einen andern, dem Zigeuner selber fremden, jenen der *Heimath*, übertragen worden. Der Zigeuner nennt sich gern den *armen Mann*, *Tschorulo rôm*; er zieht ein Nachtlager im Walde, überhaupt unter freiem Himmel dem Schlafen in einem geschlossenen Raume vor. Auf körperliche Reinlichkeit legt er keinen Werth, aber so armselig auch seine Kleidung sein möge, es müssen doch Flitter und Putz daran sein. Er trägt an abgerissenen Schuhen mächtige klirrende Sporen, hat gern einen breitkrämpigen Filzhut und an der Mütze dürfen Troddeln nicht fehlen. *Grün* ist seine Lieblingsfarbe; wer sie trägt, ist in den Augen der Zigeuner ein unbescholtener Mann, ein *Tschatschopaskero rôm*; wer der Acht verfallen ist, darf an seinen Kleidern kein Grün haben. Großer Werth wird auf den Besitz eines *silbernen* Trinkbechers gelegt, der aber nicht ferner gebraucht werden darf, wenn er einmal zur Erde gefallen ist; denn durch die Berührung der Erde wird er geheiligt und ungeeignet für menschlichen Gebrauch. Der Mann, obwohl sehr unkriegerisch, besitzt gern Waffen, gleichviel, welcher Art.

In Bezug auf Speise ist der Zigeuner nicht wählerisch; wir sagten schon, daß der Igel sein Lieblingsgericht bilde; aber auch der *Fuchs*, welcher ein paar Tage im fließenden Bach ausgewässert worden ist, wird nicht verschmäht, eben so wenig die *Romaneskeri madschka*, „*Zigeunerkatze*", d. h. das Eichhörnchen. Während man keinen Anstand nimmt, Fleisch von kranken oder gefallenen Thieren zu verzehren, wird auch der stärkste Hunger den Zigeuner nicht zum Genusse des Pferdefleisches bewegen; er verschmäht dasselbe unter allen Umständen, weiß aber selber nicht anzugeben, aus welchem Grunde das geschieht. An die Stelle des Bilsenkrautes, vermittelst dessen in früheren Jahrhunderten die Zigeuner sich berauschten, ist nun der Branntwein getreten, der in so großer Menge getrunken wird, wie nur irgend die Mittel erlauben. Während das Feuerwasser den nordamerikanischen Indianer zu Grunde richtet, hat es dem Zigeuner nichts an und bringt bei ihm niemals Säuferwahnsinn hervor. So verschieden sind die körperlichen Anlagen.

Nach Liebich ist der Zigeuner, als ein Mensch von gutmüthiger, versöhnlicher Natur, nicht fähig, Rachegedanken gegen seinesgleichen zu hegen oder Rache zu üben. Aber Zweikämpfe kommen vor, und es gibt beleidigende, sehr schmutzige Redensarten, welche nur durch sofortige Abbitte und Widerruf oder durch Zweikampf gesühnt werden können; Niemand darf sich dergleichen ungestraft gefallen lassen. Aber grundlose Beschimpfungen und Herausforderungen werden vom Hauptmann mit Peitschenhieben oder Ausstoßung bestraft. Ein ausgestoßener Mann ist unehelich; er wird es auch, wenn er mit einem Henker irgendwelche Berührung gehabt hat. Stiefel, Schuhsohlen und Kleider der Frauen gelten für unrein. Wer nach einem Andern mit einem Schuh wirft, macht sich einer tödtlichen Beleidigung schuldig. Die Frauen sind sehr achtsam auf ihre Kleider, mit denen sie nicht einmal Kochgeschirr berühren dürfen; es wird deshalb, gleich allem Tischgeräth, an Drahtringen aufgehängt.

Wo ein Zigeuner unter Dach übernachtet hat, macht er seinen „Zinken", wie es in der Gaunersprache heißt. Er zeichnet das Bild einer Harfe oder eines Harfenschlüssels an die Wand,

schreibt auch wohl, wenn er es versteht, seinen Namen darunter; wer im Freien geschlafen hat, schneidet das Zeichen in einen Baum ein, oder hängt einen Fetzen von seiner Kleidung am Strauch auf. Auch auf Kreuzwegen wird ein Zeichen zurückgelassen, z. B. ein Baumästchen mit wenigstens drei Zweigen, und zwar dergestalt, daß die Spitze des mittlern die eingeschlagene Richtung andeutet. Man schichtet auch wohl drei Steine übereinander oder macht drei parallel laufende, durch einen Querstrich verbundene Striche, deren mittlerer länger ist als die beiden andern.

Außer den Geschlechtsnamen, die übrigens erst spätern Ursprungs sind, führen die Zigeuner **Beinamen**, welche den körperlichen oder geistigen Eigenschaften entsprechen, z. B. der Eiserne, Starke, Rothe; der süße Gott, das schwarze Mädchen: **Gali minsch**. — Liebich verweist über das Wort **Minsch** auf sein Wörterbuch, aber dort ist es unter M nicht zu finden, wohl aber S. 235 im deutsch-zigeunerischen Wörterbuche. Bei **Borrow** II. Vocabeln ꝛc., S. 70 finde ich **Minchi**; bei den englischen Zigeunern heißt das Wort **Mitschi**; es stammt aus dem Sanskrit. Borrow erklärt es als Pudendum feminae. — Ferner: der schwarze Knabe, die Gans ꝛc. Bei der Taufe gibt man den Mädchen gern vornehm klingende Namen, z. B. Apollonia, Crescentia, Lila, Enda. **Mantscherle** ist Magdalena, **Koberli** ist August, **Stamlo** Wilhelm, **Weiberle** und **Muta** Karoline. Untereinander bedient man sich lediglich der Zigeunernamen, der deutschklingenden nur in Reisepässen, Tauf- und anderen amtlichen Zeugnissen. So heißt Hanstein: Lamo; Christian Bayer: Bola; Petermann: Bello ꝛc.

Wir sind Herrn Liebich dankbar dafür, daß er mehrere **geographische Benennungen**, welche bei den Zigeunern üblich sind, zusammengestellt hat. Viele derselben sind bezeichnend und wir wollen deshalb einige mittheilen.

Oesterreich heißt das **Weinland**, moljakro temm; **Preußen** ist das **blaue, hochbeinige Land**, blawäbo temm, baro herengêro temm; **Brandenburg** heißt chadscherdino temm, omime chadschewawa, **ich brenne**; **Bayern** ist, wegen der dort herrschenden polizeilichen Strenge, das **nichtswürdige Land**, tschiwâlo temm; **Hannover** und **Braunschweig** heißen, wegen des Rosses in ihrem altsassischen Wappen, das **Pferdeland**, graieskero temm; **Sachsen**, nach den Kurschwertern im Wappen, das **Schwertland**; **Rußland** ist das **kalte Land**, schilêlo temm; die **Schweiz** das **Käseland**, kiratengero temm; **Böhmen** das **stumme Land**, kaltêro temm; **Altenburg** das **breithosige Land**, baro cholewengêro temm, von Cholib, Hose, weil die Bauern weite Beinkleider tragen; **Hessen** ist das **Herenland** (Verwechselung von ss und r); **England**, panineskero temm, **Wasserland**; **Frankreich**, walschlikko temm, **Wälschland**.

Auch die Städtenamen sind oft sehr bezeichnend. **Wien** ist **Honigstadt** oder **untere Weinstadt**; **Berlin** — wie vortrefflich ausgedrückt! — ist baro herengero foro, die **hochbeinige Stadt**, auch wohl große Glockenstadt; **Schweidnitz** und **Schweinfurt** werden, allerdings sehr uneigentlich, als **Schweinestadt**, **Halle** und **Sulza**, wegen der Salzwerke, **gesalzene Stadt**, londo foro, genannt; **Erfurt** ist die **große Glockenstadt**; **München** — auch das ist wieder bezeichnend und Fallmerayer, der so viel von Derwischabad zu erzählen wußte, würde einverstanden sein — ist **Pfaffenstadt**, raiaschêskero foro, vom raschen Priester; **Bern** und **Pirna**: **Birnenstadt**, broleskero foro; **Nürnberg** ist **Nierenstadt**. Man sieht aus diesen und anderen Beispielen, wie sich die Zigeuner ihre Städtenamen zurecht gemacht haben.

Als Flußbezeichnungen finden wir für die **Oder**: baridir panin, das größere Wasser; die **schwarze Elster** ist galo panin, das schwarze Wasser; die **Elbe**: das schiffbare Wasser, dero jengêro panin, von dero, Schiff; der **Rhein** heißt rino, der **Rheinfall** stiga. —

Schon Grellmann hat die Frage erörtert, was der Staat mit solchen Menschen machen solle? Die Antwort ist eigentlich leicht; er muß suchen, sie so viel als möglich unschädlich zu machen. Einordnen in unsere bürgerliche Gesellschaft, der sie nun einmal wildfremd sind und für welche ihnen jedes Verständniß fehlt, lassen sie sich platterdings nicht. Sie wollen bleiben, was sie immer waren, weil sie nichts anders werden können: „wild und frei“. Sie sind gleich einer unstät umherirrenden Völkermumie, durch große Völkerstürme in Bruchstücken über die weite Welt umhergeschleudert, ohne Zusammenhang und doch überall dieselben — Zigeuner. Die Verschiedenheit der Länder, in welche diese Trümmer hineingeworfen worden sind, hat allerdings in äußeren Dingen manche Modifikationen zur Folge gehabt, die Zigeuner mußten sich den äußeren Verhältnissen anbequemen und wurden von den verschiedenen Nationalitäten wenigstens äußerlich angestreift. Der **Gitano** in Spanien, der **Gipsy** in England, der **Bohemien** in Frankreich, der **Heidane** in Holland, (und welche Landesbenennungen sie in Ungarn, in der Moldau und Walachei — wo sie, beiläufig bemerkt, nicht mehr Leibeigene oder Sklaven sind, wie Liebich meint —, in Persien, Aegypten*) oder sonst wo haben mögen)

---

*) Liebich hebt, S. 9, ganz richtig hervor, es sei „eine charakteristische Eigenthümlichkeit aller Zigeuner, daß sie überall unter allen Himmelsgegenden in dem Verkehr mit allen anderen Völkern mit ungemeiner Zähigkeit an ihrer ursprünglichen Sprache festhalten.“ Er möchte deshalb „der Vermuthung Raum geben, daß die von **Kremer** beobachteten Leute (in Aegypten) am Ende **gar keine Zigeuner** gewesen seien.“ (Wir haben sie im **Globus** Bd. IV, S. 122 geschildert.) Er druckt zu diesem Zweck ein von Kremer mitgetheiltes Wörterverzeichniß wieder ab, das allerdings mit der Sprache der Zigeuner in Deutschland nichts gemein hat.

Ich möchte mir aber einige bescheidene Bemerkungen erlauben. Ein Vergleich des Vocabulars Borrow's über die spanische Zigeunersprache mit jenem Liebich's zeigt zwischen beiden eine große Menge von Abweichungen, und Wörter, die da oder dort ganz fehlen oder ganz verschieden lauten. Und Borrow wie Liebich sind ausgezeichnete Kenner, und die spanischen Gitanos sind doch unbezweifelt ächte Zigeuner. Um gleich beim Buchstaben A stehen zu bleiben, so hat Borrow für Vater: **Abatica**, Liebich, S. 250, **Dad**; B. hat **abelar**, haben, besitzen; bei L. fehlt das Wort, er hat unter: haben und besitzen: **mande hi**, d. h. mir ist; **Abertune**, a foreigner, fehlt bei L., der für Fremdling **Duradunno** hat; **Abernear**, to repent, span.: arrepentirse, fehlt bei L.; dieser hat für bereuen: **me koldawawa**, und so fort. Ich komme wohl demnächst, wenn ich Auszüge aus Borrow's Werke gebe, auf die Sprachverhältnisse zurück und stelle dann die Aehnlichkeit zwischen der deutschen und spanischen Zigeunersprache zusammen.

Hier soll nur die Ansicht aufgestellt werden, daß die Abweichung in der Sprache der ägyptischen Zigeuner von jener unserer Zigeuner nichts für die Annahme beweist, daß diese ägyptischen deshalb keine Zigeuner seien. In **Persien** bezeichnet man die Zigeuner als **Gurbat**, **Duman** und **Kaoli**; in **Syrien** und **Oberägypten** als **Nuwar**; im übrigen Aegypten als **Ghagar**; diese sind ganz wie unsere Zigeuner, Kesselflicker, Affenführer, Seiltänzer ꝛc. Ghagar, sagt von Kremer, ist als ein ganz allgemeiner Name bezeichnet worden; am zahlreichsten ist der Name **Ghawazi**, „alle sprechen den allgemeinen Zigeunerdialekt“.

Ich finde nun in **Latham**, Elements of comparative philology, London, 1862, S. 248, ein kleines Vocabularium der persischen und ägyptischen Zigeunersprache und will einige Wörter nebeneinander stellen:

	Persien.		Aegypten.	
	Khurbat.	Duman.	Ghagar.	Helebi.
Kopf:	Sir,	Murras,	Sir,	Ras.
Haar:	Bal,	Khalluf,	Bal,	Schara.
Ohr:	Kan,	Brink,	Hanka,	Hazara.
Zähne:	Dandir,	Ghiolu,	Dandi,	Sinnan.
Sonne:	Gaham,	Gaham,	Kam,	— — —
Mund:	Heinf,	Heinf,	Kana,	— — —
Feuer:	Ag,	Ar,	Ag,	Megumdara.

Mir scheint, als ob schon die Wörter **Dandi** und **Ag**, da sie indischen Stammes sind, bezeichnend wären. Hier ist Uebereinstimmung mit der Sprache der persischen Kurbat, deren Zahlwörter übrigens fast genau jenen der norwegischen Zigeuner entsprechen. Ich habe Professor Pott's bekanntes Werk gerade nicht zur Hand; was das von Latham anbetrifft, so ist es ein dickleibiges (744 Seiten!) wüstes und ganz unkritisches Buch, das über die Zigeuner weiter nichts enthält, als dürftige Auszüge aus den Vocabularien jener in Aegypten und Persien und eine Aufzählung der Kardinalzahlen von 1 bis 10 der norwegischen Zigeuner und der „**Tater**“, welche Latham als „a variety of the ordinary Gipsy“ bezeichnet!! A.

— ist in seinem innern Wesen überall der alte urwüchsige Zigeuner geblieben, derselbe Sinte, Mamusch, Róm (d. h. Mann, Mensch), wie er sich selber nennt; derselbe Dadeskor tschawo, d. h. des Vaters Sohn, als ein unvermischter Róm, der Galo, „schwarze“, dunkelhäutige Mann, der er schon war, als er, zur Verwunderung der Europäer, im ersten Viertel des 14. Jahrhunderts Europa zu durchstreifen begann. Und so ist er, ein Landstreicher von Geblüt, einem Ahasverus vergleichbar, immer und immer rastlos unterwegs, und noch der letzte Zigeuner wird ein unstäter Vagabund sein.

Er kann eben nicht anders. Und glaube man nicht etwa, daß er sich bei seinem Leben und Treiben nicht behaglich fühle; er mag es für kein anderes hingeben und verschönert es sich, er, der „arme Mann“, durch Musik und Poesie. Er selber erscheint den Dichtern als ein interessanter Gegenstand; wir wollen nur an des Cervantes liebliche Novelle von der Gitanilla, dem Zigeunermädchen, der Preciosa, erinnern; an Alexander Mussin Puschkin's, Lenau's und Karl Beck's Gedichte.

Der Zigeuner selber dichtet, so wie er kann und wie sich ihm eben eine äußere Veranlassung bietet, welche ihn bewegt, seine Gefühle im Lied auszusprechen. Er hat freilich nur Gelegenheitsgedichte, welche er aber singt, und die durch die Melodie poetischer werden, als sie im bloßen Text erscheinen. Dieser ist doch oft von tiefer Empfindung eingegeben und lieblich. Ich finde im Anhang zu Daumer's schöner Uebersetzung des herrlichen Hafis 17 Zigeunerlieder, die zum Theil recht hübsch sind. Zum Beispiel:

Komm Mädchen an dein Fenster,
Komm, wenn die Schatten düstern,
Komm, wenn die Sterne funkeln,
Und halte deine Wacht!
Ich werde dir im Dunkeln
Ein Wörtchen, ein geheimes,
Zigeunerisches flüstern;
Dann rette dich in's Freie,
Dann wirf dich an die Brust mir,
Dann fliehe mit dem Liebsten
Vertraulich in die Nacht.

Ein anderes bei Daumer (S. 201) lautet:

Laß Jahr auf Jahr vergangen sein,
Seitdem ich in die Nacht hinein
Gesunken aus der Sonne Schein;
Du komme nur, du rufe nur
In meine dunkle Stube!
So wie du meinen Namen nennst,
Tief wird dir aus der Grube
Antworten mein Gebein.

Auch Liebich hat einige Gedichte mitgetheilt, die von tiefer Empfindung zeugen, und die er in Text und Uebersetzung mittheilt. Eines derselben lautet:

Ach, wenn ich von dir geh,
Thut mir das Herz so weh,
Find' Rast und Ruhe nicht,
Bis ich wieder seh dein Angesicht.
Die Aeltern wollen nicht,
Daß wir uns frein.
Ich aber lasse nicht ab,
Und gält es gleich mein Grab,
Du mußt einmal die meine sein.

Aber auch die hochlöbliche Polizei und die Gefahren und Strafen, mit welchen der arme Mann von Seiten der Gerechtigkeit bedroht ist, veranlassen ihn zu poetischen Stoßseufzern. So bei Daumer S. 204 bis 206:

Zigeuner ist unter die Truppen gegangen,
Ist mit dem Handgeld durchgegangen,
Man hat ihn aber eingefangen,
Und jetzo muß der Arme hangen. —

Sah in einer Gasse
Einen Galgen hübsch und fein;
Sprach zu mir der Galgen:
Hüte dich, Zigeunerlein.

Ganz ächt, ur- und vollwüchsig zigeunerisch ist das Nachstehende, womit wir heute unsere Mittheilungen über den „armen Mann“ schließen:

Ich ging zu einem Priester,
Ich warb mir einen Pathen
Für mein zu taufend Kindelein.
Ich fischte zwei Dukaten.
Es ist nunmehr das zehnte Mal
Daß es ein Christ geworden ist;
Das ist ja wohl kein Schaden?

A.

Mosaik aus dem Yankeelande.

III.

Die frommen Kriegschristen. — Wie der Neger auf die Schlachtbank geführt wird. — Negerverfolgung in Harrisburg. — Benehmen der Unionstruppen im Felde. — Abscheulichkeiten derselben in Missouri und Florida. — Brandstiftung und Meuterei.

Die Hunderte von puritanischen Geistlichen, welche den Krieg predigen und für schweres Geld, das die Zuhörer beim Lösen der Eintaßkarten an der Kasse zu zahlen haben, bluttriefende Reden halten, nennen sich Kriegs-Christen, „War Christians.“ Das Feldgeschrei dieser Fanatiker lautet: „Gott und die Neger!“ Nachdem es bisher mißlungen ist, vermittelst 1,300,000 Mann weißer Truppen die südlichen „Rebellen“ zu unterjochen, soll nun der Nigger als „auserkorenes Werkzeug des HERRN“ dieselben zu Paaren treiben. Man führt also den Neger auf die Schlachtbank. Die Schwarzen haben nämlich nur geringe Lust, sich als Kanonenfutter verwenden oder, wenn sie gefangen werden, sich aufhängen zu lassen. Ihre Freunde, die „Kriegs-Christen“, machen aber kurzen Prozeß, fangen Neger ab, wo es sich irgend thun läßt und stecken sie in Uniformen. In den östlichen Staaten hat man viele durch hohe Prämien veranlaßt, Dienste zu nehmen. In den ersten Tagen des Juni war es, nach sechsmonatlichen Bemühungen, gelungen, ein schwarzes „Freiwilligen-Regiment“ in Boston zusammen zu bringen. Ein Correspondent schreibt: — „Bevor dasselbe nach Süd-Carolina abgeschickt wurde, hielt der Gouverneur Andrew Musterung über die Truppen. Die abolitionistischen Redenhalter, Prediger, Lehrer und alten Jungfern, also eine Klasse von Leuten, die in jener bigoten Stadt sehr zahlreich vertreten ist, waren in Masse versammelt und riefen den Negern Beifall zu. Diese stolzirten in funkelnagelneuen Uniformen hinter einer mächtigen Unionsfahne und einer schwarzen Musikbande her. „Massachusetts liebt den Neger sehr, versteht sich nur in der Theorie, denn praktisch steht er in gesell-

schaftlichem Bann und ist lediglich ein ausgestoßener Paria, ein Auswürfling. Deswegen hört man auch ganz rund heraussagen, daß man sich über die Abreise der Niggers weit mehr freue als über eine eventuelle Rückkehr derselben. Es ist aber eben keine große Aussicht vorhanden, daß viele den Kugeln oder dem Galgen entgehen werden."

Der ehematige Holzhacker (Railsplitter) Lincoln hat in seiner Eigenschaft als Präsident der Nordunion erklärt, er werde gern 100,000 Neger in Dienste nehmen; denn die Schwarzen seien „offenbar auserkoren, die Union zu retten und den Feind niederzuschmettern". Der irische Janhagel aber, welcher einen großen Theil der Nordarmee bildet, will mit den Negern nichts zu schaffen haben. Als der Generaladjutant Thomas eine irische Brigade bei der Musterung der Leute aufforderte, in den Lebehochruf einzustimmen: „Es lebe der Präsident und der Neger!" schwiegen alle; kein Mund that sich auf, worüber die Irischen dann derb angelassen wurden. „Wenn Ihr das nächste Mal kein Lebehoch für die Neger schreit, dann stecke ich euch in Arrest und lasse euch als Meuterer vor ein Kriegsgericht stellen." So sprach der Generaladjutant in dem „freien Lande".

Zu Harrisburg in Pennsylvanien zechten Unionssoldaten in der Schenke eines Negers, den sie arg mißhandelten. Der Schwarze führte darüber Klage bei der Behörde, welche dann einige Krieger verhaften ließ. Darüber gerieth das ganze Regiment in wilde Wuth; nachdem die tapferen Männer sich toll und voll bezecht hatten, rückten sie vor das Haus des Negers, das von unten bis oben zertrümmert wurde. Nachdem sie diese Heldenthat verübt hatten, zogen sie in den Stadtvierteln umher, in welchen die meisten Schwarzen wohnten, und richteten an allen Negerhäusern arge Verwüstungen an. Daß sie dafür bestraft worden wären, hört man nicht.

Auf die Mordbrennereien, deren Schauplatz Neuyork vier Tage lang war, und die dortige Negerhetze wollen wir heute nicht näher eingehen, wohl aber auf die scheußlichen Barbareien, welche von Seiten der Yankees im Felde verübt werden.

Ein Engländer, welcher länger als ein Jahr im Staate Missouri lebte und Gelegenheit hatte, die dortigen Verhältnisse genau zu beobachten, gibt im Montreal Commercial-Advertiser folgende haarsträubende Schilderung der amerikanischen Kriegführung. —

„Die Scheußlichkeiten, welche von föderirten Truppen in den Theilen von Missouri, welche an Kansas grenzen, verübt wurden, übertreffen die Grausamkeit der Russen in Polen oder im Kaukasus bei weitem. Man würde in der That den Kosaken eine schimpfliche Beleidigung anthun, wollte man sie mit den Unionstruppen vergleichen, denn die letzteren hausten auf die unmenschlichste Weise in einem Lande, in dem sie durchaus keinen organisirten Widerstand, keine Waffen und Munition vorfanden. Ich habe jammernde Frauen gesehen, die mit ihren kleinen Kindern in Schuppen und Vorhäusern wohnen mußten, weil betrunkene Soldatenbanden ihre Häuser aus Uebermuth angezündet und die Männer aufgehängt oder in die Gefangenschaft abgeführt hatten. Selbst Frauen sperrte man ein und behandelte sie auf die brutalste Weise; Kinder wurden als Geißeln abgeführt; das Sengen und Brennen nahm kein Ende, und die unglücklichen obdachlosen Bewohner wurden halbnackt in die Prairie hinausgestoßen. Pferde und Rindvieh schoß man nieder; ganze Wagen wurden mit der geraubten Beute beladen. Offiziere behingen ihre Pferde mit seidenen Damenkleidern und Shawls."

„Scheußlich ist folgender Vorfall. Ein Posten ward abberufen; er hatte drei Gefangene, einen Soldaten von Price's Armeecorps und zwei Farmer, bei sich. Es war ihm nicht der Mühe werth, diese paar Gefangenen zu transportiren. Der Gefängnißwärter mußte sie also an das Fenstergitter ihrer Zelle rufen; als sie dort erschienen, ward auf sie Feuer gegeben. Einer blieb gleich todt, die zwei anderen waren verwundet, man führte sie in den Wald, wo man sie unbarmherzig niederschoß. Ein junger Bursch, Namens Tveley, ward nur deshalb hingeschlachtet, weil einige seiner Brüder in der Südarmee dienten, und weil er zuviel sprach. Am hellen lichten Tag drangen die Unionssoldaten in seine Wohnung, rissen ihn aus den Armen seiner Schwester und schossen ihn nieder. Es ist dies eins unter hundert Beispielen, das ich aufführen will, fast jeden Tag ereignen sich ähnliche Dinge. In den nördlich und westlich von uns gelegenen, einst sehr reichen und bevölkerten Counties, werden von den Buschklepern (Jayhawkers) unter Montgomery's*) Führung noch schändlichere Thaten vollbracht. Ganze Distrikte wurden ausgemordet, Männer und Frauen vertilgt und das Land in eine Wüste verwandelt. Missouri ist augenblicklich ganz der Gnade soldatischer Meuchler anheimgegeben; Menschen ohne Bildung und Erziehung haben die öffentlichen Aemter inne; von Kirchen, Schulen und Gesetzen ist gar keine Rede mehr. Nur Leute aus dem Norden dürfen Handel treiben, und die commandirenden Offiziere haben sich das Monopol des Handels mit St. Louis vorbehalten! Es gibt genug Leute hier, welche die Einwohner dazu verleiten, sich gegen die Union auszusprechen, und sie dann anzeigen, damit ihr Vermögen zum Besten einiger treuen Abolitionisten eingezogen werde. Die Yankee-Offiziere verkaufen Sittenzeugnisse oder stellen Pässe aus, gerade wie in der alten guten Paßzeit Europa's, wo man den nächsten Ort nicht ohne ein Zeugniß seiner Behörde betreten durfte. Missouri ist unterworfen und „Ordnung regiert", aber die eingeborenen Missourier, welche das Land kultivirten und Städte gründeten, sind durch die Nordländer in ihrer Heimath zu Fremdlingen gemacht worden." —

Die Auswanderung aus Missouri nach dem weiten Westen war unter solchen Umständen in diesem Frühjahre beispiellos stark, geradezu „ungeheuer". Viele Hunderte von Bürgern zogen fort, um der Zwangsaushebung zum Kriegsdienste zu entgehen; so gewaltig ist noch immer der Exodus, daß die Staatsbehörden alle Fährstellen und Flußübergänge am Missouristrom militärisch besetzt halten; ein Profoß forscht jeden Reisenden aus. Wer nicht den Nachweis führt, daß er keineswegs darauf ausgehe, der Conscription zu entfliehen, wird verhaftet. Die verschiedenen Compagnien, welche sich regelmäßig mit der Waarenbeförderung nach Westen beschäftigen, werden förmlich bestürmt, weil Hunderte sich herbeidrängen, um als Dienstleute in den Karawanen zu dienen, und unter dem Vorwande, daß sie Angestellte der Compagnie seien, über die Grenze kommen möchten. „We are in a free country." (Aus der Cincinnati Gazette vom 23. Mai.)

Im Staate Missouri liegt die kleine Stadt Palmyra. Dort verschwand ein Unionist Namens Allsmann. Der Yankeegeneral Mac Neill nahm ohne Weiteres an, derselbe sei von secessionistisch-gesinnten Bürgern umgebracht worden, ließ zwölf derselben verhaften, verurtheilte sie zum Tode und ließ sie erschießen. Er zwang die Frauen und Verwandten

---

*) Dieser Montgomery ist ein sehr berüchtigter überwiesener Raubmörder aus Kansas. Um zu zeigen, welcherlei Art von Leuten Lieblinge der Abolitionisten und Stützen der Lincoln-Regierung sind, wollen wir gelegentlich aus Blättern der herrschenden Partei zur Würdigung dieses Obersten in der Unionsarmee Thatsachen zusammenstellen. Dieser Montgomery ist eine Yankee-Charakterfigur. A.

der Schlachtopfer, bei der Ermordung anwesend zu sein.

Vier Tage nach der Gräuelscene erschien Allsmann wieder; er hatte Freunde in der Umgegend besucht. Der Mörder Mac Neill hat aber nicht einmal einen Verweis erhalten.

Als im Herbst 1862 im Staate Newyork die Gouverneurswahl stattfand, trat als Candidat ein Advokatengeneral, Wadsworth, auf; er erklärte in seiner Bewerbungsrede: Man müsse den Präsidenten auf den rechten Weg leiten; er verlangte Unterjochung des Südens durch Feuer und Schwert. Dieser Forderung genügen nun allerdings die Unionstruppen in vollem Maße; eine Menge von Städten und Dörfern ist bereits eingeäschert und ausgemordet worden. Wie dabei verfahren wird, können wir an Beispielen aus der jüngsten Zeit zeigen.

Der Bundesgeneral Hunter sandte in der ersten Märzwoche einen abolitionistischen Pastor, Higginson, nach Florida. Der Geistliche hat das Schwert umgegürtet und steht als Oberst an der Spitze eines Negerregiments, das er aus dem Abschaum schwarzer Müssiggänger gebildet und denen er alles Eigenthum der Weißen versprochen hat. Am 10. März überfiel er mit dieser Bande das unvertheidigte Städtchen Jacksonville. Die Einwohner flohen vor den wilden betrunkenen Negern. Hunter schickte von Hilton Head zwei Regimenter, echte neuengländische puritanische Yankees aus Connecticut und Maine, zur Verstärkung nach Jacksonville, rief aber dieselben nach einigen Tagen zurück, da er ihrer in Nordcarolina bedurfte. Am 20. März zogen sie ab aus Jacksonville, wo sie keinen Widerstand irgend einer Art gefunden hatten. „Zuvor", so schreibt ein unionistischer Augenzeuge, „wurde die Stadt ausgeplündert, an allen Ecken angezündet und in einen Schutthaufen verwandelt. Jacksonville liegt in Ruinen; die herrliche Stadt, seit so manchen Jahren ein Lieblingsaufenthalt der Kranken aus dem Norden, wurde völlig zerstört von den Soldaten unserer nationalen Armee. Kaum ein Haus, kaum eine Negerhütte oder ein Waarenlager ist geblieben. Es fand ein Einverständniß unter den Brandstiftern statt, denn in allen Theilen brachen die Flammen gleichzeitig hervor. Eine Compagnie Neger betheiligte sich dabei unter Anführung eines weißen Leutnants." Diesen Bericht brachte die New York Tribune, das Hauptblatt der Vernichtungspartei; er ist also unverdächtig.

Dergleichen Abscheulichkeiten der Unionssoldaten stehen aber nicht vereinzelt da, sondern sie liegen im Systeme der Kriegsführung. Eine lange Reihe von eingeäscherten Orten in Virginien, Nordcarolina, Tennessee, Mississippi, Alabama, Arkansas und Missouri geben Zeugniß für das System, das auch auf Florida Anwendung gefunden hat. Das gleiche Schicksal wie Jacksonville ist auch Pensacola zu Theil geworden. Dieses bildet die wichtigste Stadt und den Haupthafen von Florida, hat das größte Arsenal mit ausgedehnten Werften am mexikanischen Golf und war seither von Unionisten besetzt. Auch diese waren echte Neuengland-Yankees aus Maine und Connecticut, Hauptabolitionisten und Temperanzleute. General Banks rief das 28. Maine-Regiment nach Neworleans, wo er Truppenverstärkung nöthig hatte. Da schwur dieses Regiment, es wolle Pensacola, dessen Bewohner sich durchaus friedlich verhalten hatten, nicht verlassen, „ohne das Nest niederzubrennen."

Diese Drohung wurde zur Wahrheit. Die Maine-Soldaten gingen mit kaltem Vorbedacht an die Arbeit und legten in unberauschtem Zustande Feuer an die Häuser; als aber die Flammen emporprasselten, brachen sie in die Wein- und Branntweinläden ein und wütheten dann wie Furien; sie steckten sogar ihre eigenen Quartiere und Kasernen in Brand. Die Offiziere hatten allen Einfluß über die „Bestien" verloren; von Mannszucht und Gehorsam war keine Spur vorhanden. Sie wollten wenigstens einige öffentliche Gebäude retten und stellten Wachtposten vor dieselben, aber gerade diese Wachtposten legten Feuer an die ihnen zur Beschützung übergebenen Häuser! Oberst Dyer ritt in Verzweiflung umher, um seine Leute zur Ordnung zu rufen, aber Alles war vergebens. Er befahl, Jeden zu erschießen, der Feuer anlege, aber keiner hörte auf den Befehl. Dann wurde Reveille geschlagen, und mit genauer Noth brachte man die Soldaten ins Arsenal. — Auch dieser Bericht steht in einem Organ der republikanisch-abolitionistischen Partei, in der zu Newyork erscheinenden Evening Post.

Am 30. März wurden zwanzig Reiter vom Regiment Anderson als Meuterer vom Kriegsgericht zum Tode verurtheilt. Aber General Rosenkranz zu Murfreesborough in Tennessee wagte nicht, das Urtheil vollstrecken zu lassen, weil er Meuterei des Regiments fürchtete. Er hielt deshalb eine freundliche Ansprache an die Verurtheilten, begnadigte sie, bat sie aber, sich in Zukunft gut aufzuführen.

Die Beziehungen des Menschen zu den Affen.

Eine Untersuchung über die Beschaffenheit und die Nähe der Beziehungen, welche den Menschen mit jenen sonderbaren menschenähnlichen Affenarten, dem Gorilla, Orang-Utan, Tschimpanse u. s. w. verbinden, ist der Zweck eines vor Kurzem von dem englischen Naturforscher Thomas Henry Huxley herausgegebenen kleinen Werkes, welches nicht nur unter den Fachgelehrten, sondern auch unter den gebildeten Laien bedeutendes Aufsehen macht und, wie dies bei derartigen Erscheinungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften gewöhnlich der Fall ist, von den Einen grimmig angefeindet und von den Anderen fast über Gebühr erhoben wird. Huxley, ein entschiedener Anhänger der Darwinschen Theorie, weist nämlich nach, wie z. B. der Gorilla in seinem Bau und seinen Körpereigenthümlichkeiten dem Menschen weit näher stehe, als vielen anderen Affenarten, z. B. dem Gibbon.

Huxley verlangt, daß man der Frage gegenüber: ob Mensch und Affe in eine und dieselbe zoologische Ordnung gehören, einen möglichst vorurtheilsfreien Standpunkt einnehmen solle und sich z. B. einmal an die Stelle wissenschaftlich gebildeter Bewohner des Saturn versetze, die hinreichend mit solchen Thieren, wie sie jetzt unsere Erde bewohnen, bekannt wären. Wir ständen damit bei einer Erörterung über die Beziehungen dieser Thierwelt zu einem neuen und eigenthümlichen „aufrechten und federlosen Zweifüßler", den irgend ein unternehmender Reisender (welcher die Schwierigkeiten des Raumes und der Schwerkraft überwunden hätte), von jenem entfernten Planeten wohl verwahrt, vielleicht in einem Fasse Rum, vom Saturn mitgebracht hätte. Wir würden alle sofort darin übereinkommen, ihn unter die Wirbelthiere und unter die Säugethiere einzureihen; und sein Unterkiefer, seine

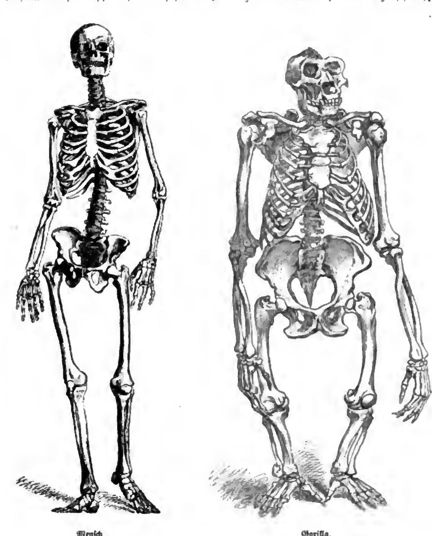
Backenzähne, sein Gehirn würden uns keinen Zweifel darüber lassen, daß die neue Gattung ihre systematische Stellung bei den placentalen Säugethieren finden müsse, d. h. unter denjenigen, deren Junge während der Trächtigkeit mittelst einer Placenta (Mutterkuchen) ernährt werden. Zu den Walen, Hufthieren, Katzen, Hunden, Bären und den anderen placentalen Säugethieren kann man aber den Menschen nicht stellen, und es bliebe daher nur die *Ordnung der Affen* zur Vergleichung übrig.

Die Frage würde sich nun so stellen: *Ist der Mensch von irgend welchem dieser Affen so verschieden, daß er eine Ordnung für sich bilden muß? Oder weicht er weniger von ihnen ab, als sie unter einander abweichen, und muß er deshalb seine Stelle in derselben Ordnung mit ihnen einnehmen?*

Wir nehmen an, daß wir auf dem Saturn von jedem wirklichen und eingebildeten Interesse frei seien; nur dann würden wir die Fragen ruhig wissenschaftlich beantworten und zu dem Schlusse gelangen, *daß der Mensch mit den Affen in dieselbe Ordnung gehört.*

Es ist völlig ausgemacht, daß die Affenform, welche dem Menschen in der Gesammtheit des ganzen Baues am nächsten kommt, entweder der Tschimpanse oder der Gorilla ist; um nun die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten zwischen dem Menschen und den Affen zu erläutern, wählt Huxley den *Gorilla*.

Nimmt man die Länge der Wirbelsäule des *Gorilla* zu 100 an, so sind dessen Arme gleich 115, die Beine 96, die Hände 36 und die Füße gleich 41. Am Skelett eines männlichen *Buschmanns* (*Saab*, im südlichen Afrika) sind die Verhältnisse zur Wirbelsäule, diese gleichfalls zu 100 angenommen, wie folgt: Arm 78, Bein 110, Hand 26, Fuß 32. Am Skelett eines *Europäers* fand man: Arm 80, Bein 117, Hand 26, Fuß 35. Das Bein ist daher in seinem Verhältniß zur Wirbelsäule beim Gorilla nicht so verschieden von dem des Menschen, wie es auf den ersten Blick erscheint; es erscheint beim erstern unbedeutend kürzer als die Wirbelsäule und zwischen $^1/_{10}$ und $^1/_5$ länger als



Mensch. Gorilla.

die Wirbelsäule bei letzterm. Der Fuß ist beim Gorilla länger und die Hand viel länger; die große *Verschiedenheit* beruht aber in den *Armen*, welche beim Gorilla *sehr viel länger* als die Wirbelsäule sind, beim Menschen aber *sehr viel kürzer* als diese letztere.

Vergleicht man nun das Skelett des Gorilla mit dem anderer Affen, so ergibt sich, daß, in welchem Verhältnisse auch der Gorilla vom Menschen abweichen mag, *die anderen Affen noch weiter vom Gorilla abweichen*, und daß folglich solche Verschiedenheiten der Verhältnisse keinen Ordnungswerth haben können.

Beim Gorilla ist die Wirbelsäule in Hals-, Rücken-, Lendenwirbel, Kreuzbein- und Schwanzwirbel ähnlich wie beim Menschen eingetheilt, und die Gesammtzahl der Hals- und Rückenwirbel zusammengenommen ist dieselbe; aber die Ent-

wicklung eines freien Rippenpaares am ersten Lendenwirbel, die ein ausnahmsweises Vorkommen beim Menschen bildet, ist beim Gorilla die Regel. Es besitzt indessen nicht blos der Mensch gelegentlich dreizehn Rippenpaare, sondern der Gorilla hat auch zuweilen deren vierzehn. Die Wirbelsäule des Gorilla als Ganzes weicht von der des Menschen in dem weniger ausgesprochenen Charakter ihrer Krümmungen ab, besonders in der geringern Convexität der Lendengegend. Ob wir nun diese Charaktere oder untergeordnetere nehmen, so kann doch irgend welcher Zweifel mit Bezug auf die ausgesprochene Verschiedenheit des Menschen und des Gorilla nicht bestehen; ebensowenig aber darüber, daß gleich scharf ausgeprägte Verschiedenheiten derselben Art zwischen dem Gorilla und den niederen Affen obwalten.

Das Becken oder der knöcherne Gürtel an den Hüften des Menschen ist ein auffallend menschlicher Theil seines ganzen Baues; die verbreiterten Hüftbeine bieten eine Stütze für seine Eingeweide während seiner beständig aufrechten Stellung und Raum zu Ansatz für die großen Muskeln dar, die ihn befähigen, jene Stellung anzunehmen und zu behaupten. In dieser Beziehung weicht das Becken des Gorilla bedeutend von dem des Menschen ab. Man braucht aber nicht tiefer hinunter zu gehen, als bis zum Gibbon, um zu sehen, wie unendlich mehr dieser vom Gorilla abweicht, als der letztere vom Menschen, selbst in diesem Gebilde.

Wir wollen uns jetzt zu einem edlern und charakteristischern Theile wenden, durch den der menschliche Körper so streng von allen übrigen geschieden zu werden scheint und wirklich geschieden wird, zum Schädel. Die Verschiedenheiten zwischen dem Schädel eines Menschen und dem eines Gorilla sind in der That ungeheuer. Bei dem erstern überwiegt das vorzüglich von den massiven Kieferknochen gebildete Gesicht über die Gehirnkapsel oder den eigentlichen Schädel, beim letzteren ist das Verhältniß der beiden Hälften umgekehrt. Beim Menschen liegt das große Hinterhauptloch, durch welches das Rückenmark durchtritt, unmittelbar hinter der Mitte der Basis des Schädels, welcher hierdurch in der aufrechten Stellung genau balancirt wird; beim Gorilla liegt er im hintern Dritttheil jener Basis. Beim Menschen ist die Oberfläche des Schädels verhältnißmäßig glatt und die Augenbrauenhöcker ragen nur wenig vor, während beim Gorilla ungeheure Knochenleisten auf dem Schädel entwickelt sind und die Augenbrauenhöcker die Augenhöhlen wie große Wetterdächer überragen. Und was die Größe der vom Schädel eingeschlossenen Gehirnmasse anbetrifft, so läßt sich im Durchschnitte annehmen, daß ein mittelgroßes europäisches Kind von vier Jahren ein zweimal so großes Gehirn hat, als ein erwachsener Gorilla.

Das ist ohne Zweifel ein sehr auffallender Unterschied; er verliert aber viel von seinem systematischen Werthe, wenn er im Lichte gewisser anderer, gleichfalls unbezweifelter Thatsachen in Betreff der Schädelmasse betrachtet wird.

Die erste derselben ist, daß die Verschiedenheit im Umfange der Schädelhöhle bei verschiedenen Rassen des Menschengeschlechts absolut viel größer ist, als die zwischen dem niedersten Menschen und dem höchsten Affen, während sie relativ ungefähr als dieselbe erscheint. Die Menschen weichen daher selbst in diesem wichtigen Zuge des Schädelinhalts viel weiter unter einander ab, als von den Affen, während die niedrigsten Affen im Verhältniß ebensoweit von den höchsten abweichen, wie diese vom Menschen.

Mit den Zähnen verhält es sich ebenso, da das Gebiß des höchsten Affen, so weit es auch von dem des Menschen verschieden ist, doch noch viel weiter von dem der niederen und niedrigsten Affen abweicht.

Welchen Theil des thierischen Baues, welche Reihe von Muskeln, welche Eingeweide wir auch immer zur Vergleichung auswählen möchten, das Ergebniß müßte immer dasselbe sein: die niederen Affen und der Gorilla würden verschiedener von einander sein, als der Gorilla und der Mensch. Es bleiben aber noch gewisse oder nur muthmaßliche anatomische Verschiedenheiten zwischen dem Menschen und den Affen übrig, auf welche so viel Gewicht gelegt worden ist, daß sie eine sorgfältige Betrachtung verdienen. Wir meinen hier die Charaktere der Hand, des Fußes und des Gehirns.

Der Mensch ist charakterisirt worden als das einzige Thier, welches zwei Hände, in welche die Vordergliedmaßen ausgehen, und zwei Füße besitze, in denen die Hintergliedmaßen enden, während gesagt wird, daß alle Affen vier Hände haben. Ferner ist versichert worden, daß der Mensch in den Charakteren seines Gehirns fundamental von allen Affen verschieden sei, welches allein, wie wunderbar genug immer und immer wieder behauptet wurde, die Gebilde haben soll, welche dem Anatomen als hinterer Lappen, hinteres Horn des Seitenventrikels und Hippocampus minor bekannt sind.

Die äußere Form der menschlichen Hand ist hinlänglich bekannt. Wesentlich charakteristisch für die Hand erscheint der Daumen; in Folge seiner Verhältnisse und Beweglichkeit wird er, wie man sich ausdrückt, gegenüberstellbar; mit anderen Worten, seine Spitze kann mit größter Leichtigkeit mit den Spitzen aller übrigen Finger in Berührung gebracht werden. Die äußere Form des Fußes ist weit von jener der Hand verschieden. Die Zehen oder Finger des Fußes sind im Verhältniß viel kürzer als die Finger der Hand und weniger beweglich. Dieser Mangel an Beweglichkeit fällt besonders bei der großen Zehe auf, welche im Verhältniß zu den übrigen Zehen viel größer ist, als der Daumen zu den übrigen Fingern. Bei uncivilisirten und barfüßigen Völkern behält aber die große Zehe einen großen Theil ihrer Beweglichkeit und selbst eine Art Gegenüberstellbarkeit. Mit ihrer Hülfe sollen die chinesischen Bootsleute rudern können, die bengalischen Handwerker weben, die Carajas Angelhaken stehlen; übrigens ist dabei nicht zu vergessen, daß der Bau ihrer Gelenke und die Anordnung ihrer Knochen nothwendig ihre Fähigkeit zum Greifen viel unvollkommener macht, als die des Daumens. Das vielleicht absolute Unterscheidungsmerkmal zwischen Hand und Fuß ist aber das Vorhandensein des sogenannten langen Wadenbeinmuskels, des Peronaeus longus, dem kein Muskel an der Hand genau entspricht, so sehr sonst auch alle Verhältnisse zwischen Fuß und Hand sich gleichen mögen. Im Ganzen genommen unterscheidet sich der Fuß des Menschen von seiner Hand durch die Anordnung der Fußwurzelknochen, durch den Besitz eines kurzen Beugemuskels und eines kurzen Streckmuskels, sodann durch den Besitz des erwähnten Wadenbeinmuskels.

Und wenn wir bestimmen wollen, ob die Endabtheilung einer Gliedmaße bei den Affen eine Hand oder ein Fuß genannt werden muß, so müssen wir uns durch das Vorhandensein oder Fehlen dieser Merkmale leiten lassen und nicht durch die bloßen relativen Verhältnisse oder die größere oder geringere Beweglichkeit der großen Zehe, welche unendlich variiren kann ohne irgend welche Grundabweichung in dem Bau des Fußes.

Wir wenden uns nun, diese Betrachtungen im Auge behaltend, zum Gorilla. Die Hand bietet keine Schwierigkeit: Knochen für Knochen und Muskel für Muskel finden sich ebenso angeordnet wie beim Menschen. — Auf den ersten Blick sieht das Ende der Hintergliedmaßen sehr handähnlich aus, und da dies bei vielen der niederen Affen noch mehr der Fall ist, so darf es nicht verwundern, daß der Ausdruck „Quadrumana" oder Vierhänder eine so verbreitete Ausdehnung als Name für die Gruppe der Affen finden konnte. Aber die oberflächlichste anatomische Untersuchung weist sofort nach, daß die Aehnlichkeit der sogenannten „hintern Hand" mit einer wirklichen Hand nur bis auf die Haut geht, nicht tiefer, und daß in allen wesentlichen Beziehungen die Hinterextremität des Gorilla so entschieden mit einem Fuße endigt, wie die des Menschen.

Die Fußwurzelknochen gleichen in allen wichtigen Beziehungen der Zahl, Anordnung und Form denen des Menschen. Was die Muskeln anbelangt, so ist ein kurzer Beuger, ein kurzer Strecker und der charakteristische Wadenmuskel vorhanden. Die hintere Gliedmaße des Gorilla endet daher in einen wahren Fuß mit einer sehr beweglichen großen Zehe. Es ist allerdings ein Greiffuß, aber in keiner Weise eine Hand: es ist ein Fuß, der in keinem wesentlichen Charakter, sondern nur in bloß relativen Verhältnissen, im Grade der Beweglichkeit und der untergeordneten Anordnung seiner Theile von dem des Menschen abweicht. Aber mögen die Differenzen zwischen der Hand und dem Fuße des Menschen und denen des Gorilla noch so groß sein — die Unterschiede zwischen denen des Gorilla und der niedrigeren Affen sind noch größer. So weichen schon Daumen und Fuß des Orang weit mehr von dem des Gorilla ab, als Daumen und Fuß des letztern vom Menschen.

Man kann daher kaum irgend einen Theil des körperlichen Baues finden, welcher besser als Hand und Fuß jene Wahrheit klar machen könnte: daß die anatomischen Verschiedenheiten zwischen dem Menschen und den höchsten Affen von geringerm Werthe sind, als die zwischen den höchsten und niedersten Affen. Und doch gibt es ein Organ, dessen Studium uns denselben Schluß in einer noch überraschenderen Weise aufnöthigt, und dies ist das Gehirn.

Als ob die Natur an einem auffallenden Beispiele die Unmöglichkeit nachweisen wollte, zwischen dem Menschen und den Affen eine auf den Gehirnbau gegründete Grenze aufzustellen, hat sie bei den Affen eine fast vollständige Reihe von Steigerungen des Gehirns gegeben, von Formen an, die wenig höher sind als die eines Nagethiers, bis zu solchen, die wenig niedriger erscheinen als die des Menschen. Huxley legte der Untersuchung des Gehirns das des Tschimpanse zu Grunde (da das Gehirn des Gorilla noch nicht genügend bekannt ist) und weist an ihm diejenigen anatomischen Eigenthümlichkeiten nach, worauf es bei der Vergleichung ankommt, nämlich das Vorhandensein der hinteren Lappen, des hintern Hornes und des Hippocampus minor. Der Unterschied zwischen den Gehirnen eines Menschen und eines Tschimpanse wird aber fast bedeutungslos, wenn man ihn mit dem zwischen dem Gehirn des Tschimpanse und eines Lemur's vergleicht.

Es darf indessen nicht übersehen werden, daß eine sehr auffallende Verschiedenheit in Bezug auf absolute Masse und Gewicht zwischen dem niedrigsten Menschengehirn und dem Gehirn des höchsten Affen vorhanden ist, — eine Verschiedenheit, die um so auffallender wird, wenn wir uns daran erinnern, daß ein erwachsener Gorilla wahrscheinlich zweimal so schwer ist als ein Buschmann oder als manche Europäerin. Es darf bezweifelt werden, ob ein gesundes Gehirn eines erwachsenen Menschen je weniger als 52 Unzen gewogen hat, oder ob das schwerste Gorillagehirn schwerer als 20 Unzen gewesen ist.

Dies ist ein sehr bemerkenswerther Umstand, der uns einst wohl helfen wird, den großen Abstand, welcher in Bezug auf intellektuelle Fähigkeit zwischen Menschen und Affen besteht, zu erklären. Systematisch betrachtet sind die Differenzen im Gehirn beim Menschen und Affen nur von generischem Werthe; seine Familienmerkmale liegen hauptsächlich in seinem Gebiß, seinem Becken und seinen unteren Extremitäten.

Wir mögen daher ein System von Organen vornehmen, welches wir wollen, die Vergleichung ihrer Abänderungen in der Affenreihe führt uns zu einem und demselben Resultate: daß die anatomischen Verschiedenheiten, welche den Menschen vom Gorilla und Tschimpanse scheiden, nicht so groß sind als die, welche den Gorilla von den niedrigeren Affen trennen.

Darum sind aber die anatomischen Verschiedenheiten zwischen dem Menschen und Gorilla nichts weniger als gering und unbedeutend. Im Gegentheil, sie sind groß und bedeutend, denn jeder Knochen des Gorilla trägt Zeichen an sich, durch welche er leicht von dem entsprechenden Menschenknochen unterschieden werden kann. Jedenfalls fehlt in der jetzigen Schöpfung noch ein Zwischenglied zwischen den Geschlechtern Homo und Troglodytes.

Es würde Unrecht sein, diese Kluft zu leugnen, aber es würde nicht weniger Unrecht sein, ihre Größe zu übertreiben und, sich mit der zugegebenen Thatsache ihrer Existenz beruhigend, jede Untersuchung über die Weite oder Enge derselben zurückzuweisen. Die anatomischen Verschiedenheiten zwischen dem Menschen und den menschenähnlichen Affen berechtigen uns sicher zu der Ansicht, daß er eine besondere, von jenen getrennte Familie bildet; da er aber weniger von ihnen abweicht, als sie von anderen Familien derselben Ordnung verschieden sind, so haben wir kein Recht, ihn zu einer besondern Ordnung zu erheben.

Als entschiedener Anhänger von Darwin's vielgepriesener und vielbestrittener Theorie folgert Huxley nun weiter: „Wird aber der Mensch durch keine größere anatomische Scheidewand von den Thieren getrennt, als diese von einander, dann scheint mir auch zu folgen, daß, wenn irgend ein natürlicher Causalvorgang nachgewiesen werden kann, durch welchen die Gattungen und Familien von Thieren entstanden sind, dieser Causalvorgang auch völlig hinreicht, die Entstehung des Menschen zu erklären. Dann würde auch kein vernünftiger Grund vorhanden sein, daran zu zweifeln, daß der Mensch in dem einen Falle durch allmälige Modifikation eines menschenähnlichen Affen, oder im andern Falle ebenso als eine Abzweigung desselben ursprünglichen Stammes wie jene Affen entstanden sei."

Huxley ist sich des Widerspruches bewußt, den diese Anwendung der Darwin'schen Hypothese auf die Entstehung des Menschen aus den menschenähnlichen Affen bei vielen Lesern hervorbringen wird und sagt daher weiter: „Von allen Seiten höre ich ausrufen: wir sind Männer und Frauen und nicht blos eine bessere Art von Affen, mit etwas längeren Beinen, etwas compakterm Fuß und größerm Gehirn als die thierischen Tschimpanses und Gorillas. Die Kraft der Erkenntniß, das Bewußtsein von Gut und Böse, die mitleidsvolle Zartheit menschlicher Gemüthsstimmungen erheben uns weit über alle Genossenschaft mit den Thieren, wie nahe sie auch an uns heranzutreten scheinen."

Hierauf kann ich nun entgegnen, daß dieser Ausruf äußerst gerecht erschiene und meine ganze Sympathie besäße, wenn er nur irgend erheblich wäre. Ich, sicherlich, bin es nicht, der die Würde des Menschen auf seine große Zehe zu gründen sucht, oder der zu verstehen gibt, daß wir verloren wären, wenn ein Affe einen Hippocampus minor hat. Ich habe im Gegentheil diese eitlen Fragen zu beseitigen gesucht. Ich habe mich bemüht zu zeigen, daß zwischen uns und der Thierwelt keine absolute Linie anatomischer Abgrenzung gezogen werden kann, die breiter wäre, als jene zwischen den unmittelbar auf uns folgenden Thieren; und ich will noch mein Glaubensbekenntniß hinzufügen, daß der Versuch, eine psychische Trennungslinie zu ziehen, gleich vergebens ist, und daß selbst die höchsten Vermögen des Gefühls und Verstandes in niederen Lebensformen zu keimen beginnen. Gleichzeitig ist Niemand davon so stark überzeugt wie ich, daß der Abstand zwischen civilisirten Menschen und den Thieren ein ungeheurer ist, oder daß der Mensch, mag er von den Thieren stammen oder nicht, zuverlässig nicht eins derselben ist"*).

*) Man's place in nature, by T. H. Huxley. London 1863. Eine deutsche Uebersetzung: V. Carus, Zeugnisse für die Stellung der Menschen in der Natur. Leipzig 1863.

Ermordung Moritz v. Beurmann's an der Grenze von Wadai.

Es sind einige Wochen verflossen, seit wir die Meldung vom Tode Dr. Steudener's brachten, und schon wieder müssen wir die traurige Pflicht erfüllen, unsern Lesern Kunde zu geben von einem neuen Opfer des afrikanischen Klima's. Steudener, Mitglied der Heuglinschen Expedition, erlag dem Fieber in dem Dschurdorf Wau am 10. April dieses Jahres, und jetzt eben erhielt Heinrich Barth in Berlin die Nachricht, daß Moritz v. Beurmann höchst wahrscheinlich an der Grenze von Wadai ermordet worden sei.

Der kühne Reisende ist der einzige Sohn des ehemaligen Oberpräsidenten der Provinz Posen, v. Beurmann, und wurde im Jahre 1835 zu Potsdam geboren. Auf dem Gymnasium entwickelte er eine besondere Vorliebe für die Naturwissenschaften, besonders für Physik und Chemie. Im Jahre 1853 trat er bei den Gardepionnieren in Berlin ein, besuchte dann in den drei folgenden Jahren die Ingenieurschule und gehörte seit dem Jahre 1857 als Offizier der aktiven Armee zuerst in Erfurt, dann in Luxemburg, zuletzt in Neisse an. Barth's Reisen und die Lektüre einiger afrikanischen, insbesondere abessynischer Reisewerke, hatten inzwischen in dem jungen Mann eine Sehnsucht nach ähnlichen Reisen erregt, die sich allmälig zu einem festen Vorsatz gestaltete. Als er im Jahre 1859 seinen Abschied aus dem Heere genommen, brachte er sofort seine Pläne zur Ausführung.

Nachdem er sich in Breslau einige Monate durch fleißiges Studium der orientalischen Sprachen, der Astronomie und Naturwissenschaften vorbereitet hatte, ging er im Februar 1860 nach Kairo, um eine größere Reise nach den Nilländern anzutreten. Elf Monate lang bereiste er unter höchst ungünstigen Verhältnissen und von Fieberanfällen heimgesucht, die Gegenden zwischen Massana und Chartum, war auf dem Rothen Meere und mit Werner Munzinger in den Bogosländern.

Im Sommer 1861 kehrte Beurmann in die deutsche Heimath zurück und knüpfte Verbindungen mit dem Gothaer Komité zur Erforschung der Schicksale Eduard Vogels an. Man setzte schon damals einiges Mißtrauen in das Gelingen der Heuglinschen Expedition und beschloß deshalb, Herrn v. Beurmann über Udschila und Kebabo durch Wadschanga und Borgu nach Wadai zu entsenden.

Am 26. December 1861 verließ der rüstige junge Mann freudigen Muthes, wenn gleich nur mit geringen Mitteln ausgerüstet, Deutschland. Nach einem Monate war er in Bengasi an der afrikanischen Küste angelangt, wo er leider erfuhr, daß aller direkter Karawanenverkehr mit Wadai abgebrochen sei. Es mußte also ein mehr westlicher Weg eingeschlagen werden.

Am 13. Februar 1862 brach Herr v. Beurmann nach der Oase Udschila auf, die er auch nach einer mühevollen Reise am 22. Februar erreichte. Von hier aus sah er sich genöthigt, über Dschalo nach Murzuk zu gehen. Von Dschalo aus schlug er einen überaus mühevollen und noch völlig unbekannten Weg nach Murzuk ein. Er verirrte sich in der Wüste und war schon dem Verschmachten nahe. Murzuk ward aber noch glücklich am 15. April erreicht, und dort fand Beurmann beim Pascha einen überaus freundlichen Empfang. Von Murzuk führte dann sein Weg weiter ins Innere.

Am 7. September 1862 schrieb er von Kuka am Tschadsee an Dr. H. Barth in Berlin: „Was nun meine eigenen Angelegenheiten anbetrifft, so bin ich leider durch die Feigheit meiner Diener, von denen kein einziger selbst gegen doppelten Gehalt zu bewegen war, mich von Kuja an der Westgrenze von Kanem nach Wadai zu begleiten, gezwungen worden, Bornu zu berühren. Doch werde ich den 12. September nach Wadai aufbrechen. — — — Die politischen Verhältnisse, namentlich zwischen Bornu und Wadai, sind für meine Reisepläne augenblicklich sehr günstig, da diese beiden Reiche jetzt in den freundschaftlichsten Verhältnissen stehen. In einer Privatunterredung mit dem Scheich hat mir derselbe aber doch versichert, die Leute von Wadai wären sehr schlechten Charakters. —“

Unterm 20. September 1862 schreibt Beurmann von demselben Orte weiter: „Am Abend des 11. September fand ich hier Grema vor, das Factotum des Veziers, der mir ziemlich kurz mittheilte, ich dürfe nicht reisen, der Scheich verbiete es mir und wolle, daß ich noch hier bleibe. Auf meine weiteren Erkundigungen erfuhr ich als Ursache dieses sonderbaren Befehls, daß ungünstige Nachrichten von Kanem eingetroffen. — —“

Beurmann machte nun zuerst einen Ausflug nach Jakoba, von dem er am 13. December 1862 zurückkehrte. Er schreibt dann am 24. December an Barth: „Ich kehrte zurück, mit einer Gesundheit indeß, die, fürchte ich, wenig für die Folge verspricht, da es mir nicht einmal möglich gewesen ist, einen ordentlichen Bericht über meine letzte fast dreimonatliche Thätigkeit auf höchst interessantem, zum Theil ganz neuem Gebiete zu Stande zu bringen. Auch in pekuniärer Beziehung hat mir diese Reise große Verluste eingebracht; denn ich verlor auf derselben ein Pferd und drei Kameele, so daß es mir nur mit Aufopferung eines Theils meiner eigenen Waffen möglich ist, sofort nach Wadai aufzubrechen. Freitag, den 26. December, werde ich von hier nach Kanem aufbrechen. — — Die Straße ist wieder frei. Doch droht im Innern selbst dem Reiche von Wadai Gefahr. — — —“

Dies ist, schreibt Dr. Barth, die letzte vom Reisenden an mich gelangte Nachricht. Eine weitere, leider nicht erfreuliche Mittheilung enthält aber ein von ihm unterm 6. Jan. 1863 an Herrn Reade, englischen Vicekonsul in Tripoli, gerichteter Brief. Er benachrichtigt denselben darin, daß er am 26. December wirklich seine Reise nach Wadai angetreten habe, jedoch schon in der Entfernung von nur zwei Tagen von zweien seiner drei Diener beraubt und verlassen worden sei; selbst seine Uhr hätten sie mitgenommen. In Folge dessen sei er nach Kuka zurückgekehrt und habe dort von dem Kaufmann Titiwy 450 Maria Theresienthaler auf Wechsel nach Tripoli geborgt. Er fügt leider hinzu, daß seine Gesundheit noch immer nicht besser sei.

Barth erhielt aber auch mit obigen Briefen ein Schreiben vom englischen Generalkonsul in Tripoli vom 14. August dieses Jahres, worin dieser die tief betrübende Meldung macht, daß in Tripoli mit der soeben aus Bornu angekommenen Karawane briefliche und mündliche Nachrichten eingetroffen seien, daß Herr v. Beurmann auf jenem zweiten Versuch, nach Wadai zu gelangen, gestorben sei.

Unterm 17. Oktober d. J. berichtet Barth in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde“ weiter: „Zu tiefster, schmerzlichster Betrübniß erhielt ich soeben einen neuen Brief vom Generalkonsul Hermann in Tripoli, datirt vom 6. Oktober d. J., der nur zu sehr dazu angethan ist, den ernstesten Befürch-

tungen um den kühnen und hochverdienten Reisenden die bestimmteste Form zu geben."

Die neuen Nachrichten gründen sich auf die offizielle Meldung des zeitweiligen englischen Agenten in Murzuk, Busuttil, enthalten in einem italienischen Brief vom 20. September d. J. Der Kourier, welcher Beurmann's Briefe nach Murzuk überbracht hatte, theilte ihm, Busuttil, den Tod des Reisenden, wie er ihn in Bornu erfahren, folgendermaßen mit:

„Er wäre gerade im Begriff gewesen, seine Reise von Bornu (oder Kuka, der Hauptstadt dieses Landes) nach Murzuk anzutreten, als dort eine Karawane von Wadai eingetroffen sei, deren Mitglieder die Nachricht gebracht hätten, daß der Christ getödtet sei. Auf Grund dieser Nachrichten habe ihn der Sultan von Bornu an der Abreise verhindert und ihn vierzig Tage lang zurückgehalten, während der Sultan zwei Kouriere nach Wadai schickte, um zu erforschen, ob die Nachricht wahr sei. Als diese Boten dann nach Bornu zurückkehrten, hätten sie gemeldet, die Nachricht sei wirklich begründet, indem der Reisende an der Grenze von Wadai getödtet worden sei und zwar auf Befehl des Sultans von Wadai. Ja der Kourier fügte noch die merkwürdige Thatsache hinzu, jene beiden Boten des Sultans von Bornu hätten das Gepäck des Reisenden nach Bornu gebracht."

Heinrich Barth, der gründliche Kenner Afrikas, zweifelt keinen Augenblick an der Wahrheit aller dieser schmerzlichen Nachrichten; seiner Vermuthung nach hätte Beurmann's Tod im Februar oder März d. J. in Mao an der Grenze Wadais stattgefunden. Er schließt mit den Worten: „Schwere Opfer hat uns Deutschen besonders schon die Erforschung dieses fürchterlichen Innern Afrikas gekostet, wir müssen um so mehr danach trachten, die durch diese Opfer erkauften geistigen Resultate zum Gewinn der Menschheit auszubeuten."

Neue Reisen in Afrika.

Richard Thornton gestorben. — Herr von Heuglin. — Georg Schweinfurth. — Bischof Massaya's Gefangenschaft in Gudern. — Lejean's Gefangenschaft und Abenteuer in Abessinien. — Kaiser Theodor und die Missionäre.

Auch Richard Thornton, derselbe Engländer, welcher unsern Landsmann Karl von der Decken bei dessen erster Besteigung des Kilimandscharo begleitete, ist ein Opfer des afrikanischen Klimas geworden. Livingstone meldet den Tod des jungen Reisenden in einem von den Murchisonkatarakten am Schire datirten Briefe unterm 25. April 1863. Thornton hatte von dort eine sehr anstrengende Wanderung nach der portugiesischen Stadt Tete am Sambesi und von dort nach dem Schire zurückgemacht; seitdem war er völlig erschöpft, litt an Durchfall und Fieber und starb im Delirium. Man hat ihn etwa 500 Schritte vom Fuße des ersten Katarakts, am rechten Ufer des Schire, begraben. Thornton war Geolog und Topograph bei Livingstone's zweiter Expedition, entwarf Karten und Skizzen vom Sambesi und ging dann nach Sansibar, wo er mit Karl von der Decken zusammentraf. Nach dem Versuche, den Kilimandscharo zu besteigen, faßte er den Plan, das äquatoriale Afrika von Osten nach Westen zu durchwandern, ging aber zunächst an den Sambesi zurück, um seine dort früher begonnenen Arbeiten fortzusetzen. Dort erlag er, wie manche Andere, welche auf Livingstone's Rath sich in jene Gegenden gewagt haben, dem Klima.

Theodor von Heuglin war im Mai von einer heftigen Dyssenterie befallen worden und verweilte am 4. Juni noch am See der Rek. Frau Tinne war zehn Tage früher nach Westen hin gefahren, um in die inneren, bisher noch nicht bekannten Regionen der Bahr el Gasal-Region, wo möglich bis zum Kosanga-Gebirge vorzudringen.

Georg Schweinfurth aus Berlin tritt zu Ende dieses Jahres eine botanische Reise nach Aegypten, Nubien und den oberen Nilländern an, die einige Jahre in Anspruch nehmen wird. — Karl Mauch aus Würtemberg will Wanderungen im tropischen Afrika unternehmen und in Steudeners Fußtapfen treten. — Karl von der Decken und Dr. Kersten hatten, wie ihre letzten Briefe melden, die Absicht, den vom Keniaberg herabkommenden Danafluß mit einem Dampfer zu befahren. Darüber werden wir nun wohl nach von der Decken's eben erfolgten Zurückkunft Näheres vernehmen. (Herr von der Decken ist inzwischen in Deutschland eingetroffen.)

Dr. Schläfli aus Zürich hat eine Reise nach Madagaskar unternommen. Da die Zustände auf dieser höchst interessanten Insel bisher zumeist nur vom Standpunkte des englischen oder französischen Interesses dargestellt worden sind, so ist es gut, daß auch einmal ein unbefangener und unparteiischer Reisende sich die Dinge in der Nähe ansieht.

Der achtzig Jahre alte Bischof Massaya ist tapfer bis in die südabessinische Landschaft Kaffa vorgedrungen und dort vom König Abba Begibbo freundlich empfangen worden. Als er aber diesem christlichen Monarchen zu Gemüthe führen wollte, daß es sich für seine Majestät nicht schicke, einen Harem von Frauen zu halten, bekam er zur Antwort: „Das ist ganz richtig. Aber es steht in der Bibel geschrieben, der Bischof soll eines Weibes Mann sein, und du hast gar keine Frau. Nun sage ich euch abendländischen Priestern: Jeder von euch heirathet hier in Kaffa, oder ich schicke euch aus dem Lande fort." Ein katholischer Diakonus erfüllte diesen Befehl des Königs, ein anderer that es nicht und wurde ausgewiesen, und der Bischof zog gleichfalls ab. Als sie dann durch Gudern kamen, wurden sie gefangen genommen, und nun sind sie seit zwei Jahren ihrer Freiheit beraubt. Damit hat es eine seltsame Bewandtniß: Vor etwa fünfzehn Jahren hatten durch die Hand der Engländer Bell und Plowden zwei guderuner Krieger ihr Leben verloren, und die Eingeborenen beschlossen dafür, am ersten besten Weißen Rache zu nehmen. Diese Leute in Habesch bekümmern sich nicht darum, welchem Volke ein Weißer angehöre, sie unterscheiden in dieser Beziehung eben so wenig, wie die nordamerikanischen Indianer.

Lejean über Abessinien und Kaiser Theodor II. Der französische Reisende Wilhelm Lejean war am 30. April dieses Jahres nach einer Bereisung Abessiniens glücklich wieder in Massawa am Rothen Meere angelangt. Den Briefen, die er nach Paris schrieb und in denen er über seine Reise berichtet, entnehmen wir Folgendes:

„Ich ging den blauen Fluß bis Messalamieh hinauf, erreichte von da zu Kameel Oued Medineh und ging von da nach Sennâr, um Kameele zu einer Reise nach Gallabat, Bohin und

Tschelga zu miethen. Diese letztere Stadt ist die Residenz des Belembras-Guelmo, eines abessinischen „Markgrafen", der jeden Fremden, welcher bei ihm ankommt, zum Staatsgefangenen macht. Man wird dort zugleich Gast und Gefangener des Kaisers, und Guelmo läßt es an nichts fehlen; nur dauert es oft lange, ehe es ihm beliebt, die Gefangenen wieder frei zu lassen.

Ich traf den Kaiser Theodor am Fuße der Gebirge, von denen er monatlich drei- oder viermal herabkommt, um Unruhen zu schlichten. Ich habe eine in geographischer und zoologischer Beziehung höchst interessante Reise durch die beinahe noch unbekannten Länder zwischen dem Blauen Nil und Gallabat gemacht. Gallabat ist ein kleines neutrales Ländchen, dessen Regent vom Kaiser Theodor ernannt wird und das 2000 Dollars Tribut an Aegypten und ebensoviel an Abessinien zahlt. Die Bevölkerung besteht aus mohammedanischen Negern, welche von ihrer Pilgerreise nach Mekka zurückkehren und, weil sie ermüdet sind, hier sitzen bleiben. Sie treiben Handel und Ackerbau mit einem Eifer, der sehr vortheilhaft gegen die Faulheit der Nachbarn absticht.

Als ich vernahm, daß der Negus nagart za Aitiopya, der „Kaiser der Kaiser von Aethiopien", in Gafat angekommen sei, zog ich meine Consuluniform an und ging zu ihm. Ich traf ihn inmitten eines großen Gefolges von eingeborenen Offizieren, die in Sammet und Seide gekleidet waren. Er mochte etwa 44 Jahre alt sein, war mager und von kräftiger Figur, hatte lebhafte Augen und eine hübsche Stirn. Ich mußte mich auf seinen Teppich mit niedersetzen und ihm einige Fragen über europäische Wurfgeschosse beantworten.

Kaiser Theodor II. ist ein organisatorisches Talent. Die äußere Sicherheit ist in seinem Lande so groß wie in Europa; das Räuberwesen wurde unterdrückt, der Handel hebt sich und regelmäßige Steuern werden bezahlt. Als Theodor den Thron bestieg, fand er in Abessinien drei Königreiche neben einander und etwa vierzig kleine Lehensstaaten, die mit einander im Kampfe lagen. Nicht ohne große Mühe hat er aber alle zu einem einzigen Reiche vereinigt. Bei der Einrichtung seines Staates greift Theodor in die alte Geschichte Abessiniens zurück. Die Reformen im Justizfache, in der Sklaverei, der Verwaltung und der Todesstrafe sind alle dem alten nationalen Codex entnommen."

Von Massawa aus wollte Lejean, wie aus einem Brief desselben an Perthes' geographische Anstalt in Gotha vom 22. Februar hervorgeht, folgende fünf Projekte ausführen:

1. Eine Reise nach Kuara und Tonkor, zwei sehr interessanten Landschaften, wo die Quellen des Rahad und Dender liegen und wo die berühmten Zabala mit langen blonden Haaren vorkommen.
2. Detaillirte Aufnahme des Tzanasees.
3. Reise nach Guragué, einer Provinz, die zu den Ländern des Kaisers Theodor gehört.
4. Reise von Massawa zum Langay und zurück über Kassala und Keren.
5. Reise in die Kolla, nach Waldubba, Wolkaït, Armetschoho und das Land der Wad Nimr. Dort sind in topographischer wie ethnographischer Beziehung interessante Studien zu machen.

Den neuesten Nachrichten vom 20. Mai zufolge ward Lejean vom Kaiser Theodor in Deughiaghie-Gafat bei Debra Thabor noch als Staatsgefangener festgehalten. Er mußte also seine Reisen von Massawa ins Innere schon wieder angetreten haben.

Wir haben die Berichte Lejeans, welche wir seither in verschiedenen Blättern fanden, unsern Lesern eben mitgetheilt. Jetzt kommt uns wieder ein Brief dieses französischen Vicekonsuls vor Augen, der freilich ganz anders lautet als die früheren. Es heißt darin:

„Der Kaiser Theodor II. hat mich am 2. März, während ich Audienz bei ihm hatte, in Eisen schlagen lassen. Ich bin also schön dafür belohnt worden, daß ich in Frankreich als sein Fürsprecher auftrat. Nun bin ich sein Gefangener, denn als Seine Majestät den Rausch ausgeschlafen hatte, scheint er wegen der Folgen besorgt gewesen zu sein und behält mich nun als Geisel zurück."

„Theodor II. ist von einem Dutzend protestantischer Missionaire aus Basel umgeben, die ihn zu lenken trachten; er ist aber ein Mann, der sich nicht leiten läßt und bringt vielmehr jene in eine Stellung, welche der Würde von Europäern keineswegs angemessen erscheint. Er ist eine Art von Ludwig XI., nur etwas toller; er hat wie Augustus angefangen und endigt wie Nero. Alles, was man Gutes über ihn sagte, hat bis zum Jahre 1858 seine volle Richtigkeit; seit jener Zeit ließ er aber allen Leidenschaften den Zügel schießen. Nebenbei treibt er aber auch Theologie, freilich in seiner Weise."

„In der Nähe der Stadt Gondar liegt das berühmte Kloster Azazo; in demselben befindet sich der Kern einer kleinen Sekte, welche behauptet, daß Christus, als er bei der Taufe den heiligen Geist in sich aufnahm, noch einmal geistig geboren worden sei. Diese Sektirer gewannen in Gondar viele Anhänger, namentlich unter den Kaufleuten. Theodor berief ein Concilium nach Gondar, auf welchem die Sektirer erscheinen mußten. Nach langen Verhandlungen befahl er ihnen, bei Todesstrafe, den herrschenden Kirchenglauben anzunehmen. Der Henker stand mit seinem langen Schwert bereit, und so ist denn Erleuchtung über die Sektirer gekommen."

„Auch Muselmänner, Juden und Katholiken sind von Theodor verfolgt worden, aber die Protestanten nicht. Das hat seinen guten Grund; ihre Missionäre nämlich, welche seit sieben Jahren hier im Lande sind, haben noch keinen einzigen Proselyten gemacht. Das hat Seine Majestät ihnen auch ausdrücklich verboten; wohl aber erlaubt er ihnen, schlechte Kanone und sehr guten Branntwein zu machen, und mit beiden treibt er Mißbrauch. Diese Missionäre, ganz gute Leute, sind nicht gerade Abenteurer, haben aber die alberne Eigenliebe, um jeden Preis hier bleiben zu wollen, damit nicht die „Papisten" ihren Platz einnehmen; auch haben sie eingeborene Frauen geheirathet, werden von Seiner Majestät gut bezahlt und fühlen keinen Drang in sich, Märtyrer zu werden. Unsere Lazaristen in Massaua handelten ganz anders, sie ließen sich aus dem Lande treiben und retteten die europäische Ehre." —

So weit Lejean. Seine einseitige Darstellung soll hier kurz berichtigt werden. Theodor ist allerdings ein Halbbarbar, und es mag wahr sein, daß er ein Trunkenbold geworden ist. Aber er weiß recht gut, was die französische Politik will. Schon 1840 kauften die Franzosen bei Mokulla, ganz in der Nähe von Massawa, einen Fleck Landes, wo sie 1848 Missionshaus und Kapelle erbauten. Die Herrscher von Abessinien haben allezeit Anspruch auf den Küstenstrich gemacht, wo Massawa liegt. Dieses letztere, eine Insel, ist türkisch, Frankreich aber will, daß die Küste „unabhängig" sei, d. h. unter sein Protektorat komme. Als Theodor mächtig wurde, vertrieb er die französischen Missionäre, und seitdem hat Frankreich alle Feinde desselben unterstützt, z. B. den König Ubie von Tigre.

Man muß wissen, daß seit nun schon einem Vierteljahrhundert Franzosen und Engländer in Abessinien einander entgegen arbeiten; die letzteren haben den König Theodor unterstützt, während jene ihm viele Verlegenheit bereiteten.

Was nun die Stellung der beiderseitigen Missionäre betrifft, so wird dieselbe aus einer Aeußerung klar, welche der Abuna, d. h. der Patriarch der abessinischen Kirche, gegen Theodor that, als dieser sich um den Beistand der Landeskirche bewarb. „Die katholischen Missionäre haben gegen mich gearbeitet und dahin getrachtet, mich aus Gondar zu vertreiben; auch mischen sie sich in meine Kirchengewalt ein, indem sie ihre Proselyten zum zweiten Male

tauften und ordinirten, als ob die abessinische Taufe und Ordination ungültig sei. Sie wären von mir nicht beunruhigt worden, wenn sie sich mit Lehren begnügt, oder die heidnischen Galla getauft und bekehrt hätten, denn ich wünsche, daß die Galla Christen werden. Die protestantischen Missionäre schaden meiner Kirche nicht, denn sie verbreiten nur die Bibel."

Man sieht, daß in Habesch zweierlei Hierarchien gegen einander geplatzt sind, und daß die römische der einheimischen weichen mußte. Uebrigens hatten, wie wir aus L. Krapf's Reise in Ostafrika wissen, die katholischen Missionäre früher die Vertreibung der protestantischen durchgesetzt; später kehrte sich dann der Spieß um. Ich habe diese abessinischen Verhältnisse ausführlich erörtert in der Einleitung zu den „Expeditionen Burton's und Speke's rc. von Karl Andree". Leipzig 1861.

Nachschrift. So eben, am 8. November, lesen wir in pariser Blättern, daß König Theodor nach der Landschaft Schoa gezogen war, um dort einen Aufstand niederzuschlagen. Das gelang ihm nicht. Lejean war in die Gewalt der Aufständischen gefallen, die ihn gut behandelten.

Der Telegraph zwischen Europa und Indien.

Vor einer Reihe von Monaten ließ die englische Regierung erklären, daß die Telegraphenverbindung zwischen London und Calcutta vor Ablauf des Jahres 1863 hergestellt sein werde, und daß man tagtäglich an der Themse die Coursnotirungen aus der großen Handelsstadt am Hughly, und umgekehrt, erhalten werde. Man hat freilich die gestellte Frist nicht genau einhalten können, gab sich aber die äußerste Mühe, und die Arbeiten schreiten rüstig vorwärts. Das Ergebniß wird für den Verkehr von tief eingreifender Bedeutung sein; es handelt sich um nichts Geringeres, als eines der wichtigsten Mittelglieder für den Welttelegraphen herzustellen. Denn der russische Telegraph durch Sibirien und nach dem Amurlande rückt immer weiter nach Osten und wird nach Peking weitergeführt; in China selber hat man bereits mehrere Linien, und die ostindische reicht nach Südosten hin bis an die Mündung des Irawaddy. Die Lücken im indischen Archipelagus und nach Australien hin werden ohne Zweifel im Fortgange der Zeit, allen etwaigen technischen Schwierigkeiten zum Trotz, ausgefüllt werden.

Schon im Jahre 1848 machte sich die türkische Regierung gegen England anheischig, auf eigene Kosten einen Telegraphen von Konstantinopel nach Basra herzustellen, der als ein Glied für einen künftigen englisch-ostindischen zu betrachten sei; diese Linie reicht jetzt bis Bagdad am Tigris, und ihre Länge beträgt, vom Bosporus an gerechnet, 1314 Miles. Man wollte anfangs den Draht von Bagdad bis Basra im Strome weiter legen und die Fortsetzung nach Indien sollte submarin sein; aber diesen Plan ließ man fallen und faßte einen Landweg ins Auge. Die persische Regierung hat schon seit einigen Jahren einen Telegraphen von ihrer Hauptstadt Teheran einerseits bis zu der wichtigen Handelsstadt Täbris in Aserbeidschan hergestellt (bis wohin, wie wir eben lesen, die russische Regierung Drähte von Tiflis aus spannen will), andererseits bis Mesched in Chorassan. Man will englischer Seits diese Linie gern bis zum persischen Meerbusen fortgesetzt sehen und sie auch mit jener, die bis Bagdad führt, verbinden, damit man im Fall von Krieg oder Unruhen oder überhaupt irgend einer Unterbrechung nicht in Verlegenheit gerathe. Der Gegenstand ist seit ein paar Jahren sehr oft, auch in der geographischen Gesellschaft zu London, erörtert worden.

Das geographische Element spielt natürlich, von der Technik abgesehen, die Hauptrolle bei der Sache. Oberst Rawlinson sprach sich vor zwei Jahren für die Fortführung der persischen Linie von Teheran über Schiras nach Bender Abbas am persischen Golf aus, von wo man bis Karratschi in der Nähe der Indusmündung (also dem nordwestlichen Endpunkte des großen indischen Telegraphennetzes) nur 731 Miles Draht zu spannen habe. Kapitän Lynch bemerkte aus eigener Anschauung, daß auf der Strecke von Schiras bis Bender Abbas die Bodengestaltung nicht die geringste Schwierigkeit darbiete. Ein anderer Reisender, Kapitän Selby, gab interessante Mittheilungen. Der Telegraph nach Bagdad sei durch hohes Gebirgsland geführt worden und arbeite sehr gut. In Mossul sagten ihm aber die Leute, daß sie kein Vertrauen zu der ganzen Sache hätten, wenn nicht England eine strenge Aufsicht über die Türken halte. „Die Kurden und die Araberstämme sind nun einmal überzeugt, daß von den Türken ihnen nichts Gutes kommen könne; sie sehen in der Linie nur die Werkzeuge zu ihrer Unterdrückung. In Diarbekir war ich Zeuge einer Besprechung zwischen einem Araberscheich und unserm Consul Taylor. Dieser fragte, ob die Araber einen Telegraphen durch ihre Wüste dulden würden, und die Antwort lautete: „Ja, wenn er in Euren Händen ist; wenn ihn aber die Türken anlegen, dann zerstören wir ihn, weil er nur ein Vorläufer von Zwangsmaßregeln sein würde."

Man hat es nun längst definitiv aufgegeben, das Rothe Meer zu einer Telegraphenverbindung mit Indien zu benutzen, nachdem der Versuch 800,000 Pfund Sterling gekostet hatte. Es wurde beschlossen, die Drähte von Karratschi nach Norden hin der Küste entlang weiter zu legen und eine Verbindung mit der mesopotamischen Linie herzustellen. Zu diesem Zwecke ließ die englische Regierung die betreffenden Oertlichkeiten untersuchen. Major Goldsmid erhielt den Auftrag, die Küste von Mekran bis Guader (Gwadur) zu erforschen.

Er ging am 12. December 1861 von Karratschi aus und hatte am 23. Januar 1862 seinen Zweck erreicht. Er schildert das Land, welches seither nur in sehr geringem Maße bekannt gewesen ist und einen Theil von Beludschistan bildet, soweit es zwischen 62. und 67.° östl. L. liegt, als eine kahle Wüstenei, die dann und wann von niedrigen Hügeln durchzogen wird und nur periodisch, nicht regelmäßig Wasser hat. Die Strecke beträgt 389½ Miles; und zwar 1. von Karratschi bis Sonmeani 45¼; 2. von da bis Hormara 172¼; 3. bis Pusini 91½; 4. bis Guader 80¼ Miles.

Die erste Strecke ist bei trockenem Wetter für beladene Thiere praktikabel; kleine Züge können an den Haltplätzen immer Wasser finden; aber was man sonst braucht, muß man aus Karratschi mitbringen. — Die zweite Strecke, von Sonmeani nach Hormara, ist an manchen Stellen beschwerlich und hat Umwege; an vielen Haltestellen ist es ungewiß, ob man Wasser findet, und zwischen Hingor und Hormara ist die Gegend rauh und steil. Dagegen ist drittens die Strecke von Hormara nach Pusini zwar keineswegs bequem, aber doch auch nicht allzubeschwerlich. Allerdings ist die große Ebene am Kalmatflusse in der Regenzeit nicht zu passiren und man muß deshalb den Weg am Fuße der Tullar-Hügel nehmen. — Zwischen Pusini und Guader hat man nur

eine schwierige Tagereise, jene bei Karwat. Die Hügel, welche man überschreiten muß, bestehen aus Salzschlamm, Sandstein und Gyps; aber für Telegraphenstangen ist das Alles kein Hinderniß.

Die ganze Küstenstrecke von Karratschi bis Bender Abu-Schähr und noch weiter westlich hat ein großes antiquarisches Interesse. Namen, die schon im Arrhian, Strabo und Ptolemäus vorkommen, sind heute noch fast unverändert vorhanden, z. B. Malam und Kalmut; Guader soll, wie man meint, die Stelle des von Ptolemäus erwähnten Alam Bater einnehmen.

Diese von Goldsmid durchwanderte Küstenstrecke von Mekran bildet einen Theil der gedrosischen Wüste, in welcher das Heer des macedonischen Alexanders so viele Mühseligkeiten zu bestehen hatte. Vor Goldsmid war nur Mac Leod in dieselbe eingedrungen, dessen Tagebuch aber nicht veröffentlicht worden ist. Rawlinson hat einige Erläuterungen gegeben. Am untern Euphrat, oder vielmehr am Schat el Arab, hat man die Häuptlinge der Araberstämme dadurch ins Interesse gezogen, daß man ihnen für den Schutz der Telegraphendrähte Jahrgelder zahlen will.

Von der gedrosischen Küste legt man ein unterseeisches Tau durch den Golf von Oman bis Maskat auf der ostarabischen Küste, von dort ein anderes auf dem festen Lande bis über Kap Mussendem hinaus und dann im Persischen Meerbusen bis an die Mündung des Schat el Arab.

Die ganze Strecke von Karratschi bis Guader war schon im Mai vollendet; der Ingenieur Walton hatte alle Schwierigkeiten überwunden. Sie waren nicht gering. Die Arbeit wurde von 25 Europäern und 600 Asiaten gethan; jede der eisernen Telegraphenstangen, die aus England gekommen sind, wiegt zwei Centner; der Draht, welcher in zwei Linien gespannt ist, für jede Mile 12 Centner. Auf jede Mile kommen achtzehn Stangen, und das 2000 Fuß hohe Matangebirge mußte überschritten werden. Manchmal war Wasser so selten, daß alles Waschen verboten werden mußte; Walton stellte Wachen mit gezogenem Schwert an trübe Pfützen, damit nicht sofort alles Wasser ausgeschöpft würde. Alle Lebensmittel u. s. w. mußten von Karratschi herbeigeschafft werden; aber trotz aller Beschwerden und der großen Hitze sind nur wenige Menschen und Kameele ums Leben gekommen. —

Die fünf Schiffe, welche mit den unterseeischen Tauen befrachtet sind, verließen England zu Ende des Oktobers 1863; diese halten zusammen 1250 nautische Miles Länge. Außerdem befand sich am Bord eines jeden Fahrzeuges eine vollständige Telegrapheneinrichtung für die fünf Stationen am Persischen Meerbusen, sodann auch je ein Mitglied des „elektrischen Stabes", über welchen Bright die Oberleitung hat. Jede einzelne Station erhält zwei Oberaufseher und sechs Gehülfen, lauter geübte Männer. Viel Zeitvertreib werden sie nicht haben, am wenigsten bei Chasab, einer öden Felsgegend an der Küste Arabiens; dort kann man auf die Friedfertigkeit der Eingeborenen nicht rechnen, und die Telegraphisten sind auch darauf vorbereitet, am Bord eines Schiffes leben zu müssen, das dort vor Anker gelegt werden soll. Aber an geistiger Unterhaltung wird es nicht fehlen, weil eine ausgewählte Bibliothek von 2000 Bänden den Beamten zur Verfügung steht. Ein kleiner Dampfer, die Bernsteinhere, wird fortwährend die Verbindung zwischen den fünf Stationen aufrecht erhalten, und alle drei Monate werden die Beamten vertauscht, damit sie nicht ewiger Einförmigkeit preisgegeben sind.

Die fünf Stationen sind: Von Karratschi, unweit der Indusmündung, bis Guadel, 250 Miles; — von Guadel über den Golf nach der Insel Chasab; — von Chasab nach Bender Abuschär (Buschir), und von dort nach einem Punkte, der Faw heißt. Er ist ein kleiner Ort an der Mündung des Schat el Arab, und dort treffen die unterseeischen Drähte mit den Landlinien zusammen. Diese gehen dann nach Bagdad, Mossul, Diarbekir und Scutari am Bosporus, wo sie in Verbindung mit den verschiedenen europäischen Telegraphen stehen. Die ganze Linie steht unter der Oberaufsicht eines Deutschen, des Doktor Esselbach; er hat in Karratschi eine beträchtliche Anzahl von Arbeitern 2c. zur Verfügung.

Die Legung der Drähte wird wahrscheinlich zu Ende Januars 1864 stattfinden und in etwa vierzehn Tagen vollendet sein. Man ist darauf gefaßt, große Noth mit den türkischen Telegraphisten in Mesopotamien zu haben, weil sie sehr nachlässig sind. Dieser Umstand, und weil man in Bezug auf ein so wichtiges Verkehrsmittel nicht von einer einzigen Linie abhängig sein will, hat die Engländer bewogen, noch eine Landlinie anzulegen, von Buschir nach Teheran und von Teheran nach Bagdad. Dadurch wird der Telegraph von den Arabern unabhängig. Von Teheran geht er dann, wie schon oben bemerkt wurde, über Täbris, das mit dem russischen Telegraphen zu Tiflis in Verbindung steht.

Doch das sind nur Hülfslinien; der Hauptstrang ist der oben angegebene. Wir finden es sehr begreiflich, daß die Engländer Alles aufbieten, um die türkische Strecke unter ihre unmittelbare Aufsicht zu bekommen; nur dann haben sie auf Regelmäßigkeit zu rechnen. A.

Eine Diebsgallerie in Newyork.

Ein Berichterstatter der deutschen Newyorker Staatszeitung hatte vor einiger Zeit Gelegenheit, dieses interessante Kabinet zu besuchen; ein deutscher Offizier, welcher der geheimen Polizei angehört, diente ihm als Führer und gab ihm sehr umfassende Erläuterungen. Ein Freund des Globus hat uns die nachfolgende Schilderung zugesandt. —

In einem halbdunkeln Zimmer des Erdgeschosses, in zwei großen Rahmen hängt in Reih und Glied die kleine Armee, welche auf hundert verschiedenen Wegen den Krieg gegen das Eigenthum führt. Der Rahmen Nr. 1 ist durch zwei Gasflammen erleuchtet, und 120 bis 130 Gauner starren dem Beschauer aus demselben entgegen. Aber was für Gaunerphysiognomien sind es? — Sollte Einem nicht beinahe unheimlich werden, zweihundertfünfzig Verbrecheraugen mit einem Male auf sich gerichtet zu sehen? Ist es nicht etwa ein grausenerregender Anblick, auf einer Fläche von vielleicht neun Quadratfuß das Verbrechen durch mehr als hundert seiner Vertreter abgebildet zu sehen? —

Nein. Der erste Eindruck, den diese Portraitsammlung auf den Unbefangenen macht, ist derselbe, wie ihn jede andere Daguerreotyp-Ausstellung hervorbringt. Wie wenige unter diesen Gesichtern würden, wenn man ihnen irgendwo anders begegnete, den geringsten Verdacht rege machen. Unter zehn dieser Physiognomien sind kaum zwei, die den Schurken verrathen. Gefällige, freimüthige Gesichter, denen man die gute Erziehung, intelligente

Blicke, denen man die Bildung ansieht, sind stärker vertreten, als der lauernde Blick, die hinterlistige Miene des Gauners.

Gutmüthige Bursche, denen man keinen argen Gedanken zutrauen würde, Muttersöhnchen, von denen man glauben sollte, daß sie sich fürchten, zur Nachtzeit allein über die Straße zu gehen, wohlwollend darein sehende Greise, die keinem Armen ein Almosen versagen, feine Herrchen, deren einzige Sorge eine tadellose Toilette ist, blicken dem Beschauer so unbefangen entgegen, als hätten sie sich eben für ihre Verwandten, für die Erkorenen ihres Herzens abnehmen lassen.

Wenn man bedenkt, daß all' diese Gauner in dem Momente, wo ihr Daguerreotyp abgenommen wurde, als verhaftete Verbrecher mit dem vollen Bewußtsein dasaßen, vielleicht schon in den nächsten Tagen vor den Assisen zu stehen, — so muß man über die Unverschämtheit der großen Mehrzahl derselben staunen.

Die heitersten Gesichter findet man unter ihnen. Der rechtschaffenste Mann, der eben vor den Spiegel tritt, um vor einem Spaziergange seine Toilette flüchtig zu überblicken, kann nicht vergnügter aussehen, als viele dieser Subjekte. — Einzelne lachen gerade zu, als wollten sie sagen: „Portraitire du mich, so oft du willst; ich bleibe doch dabei, daß Stehlen bequemer ist, als Arbeiten".

Viele Physiognomien verrathen auch eine gewisse Selbstzufriedenheit, einen hohen Grad von Ueberzeugung, daß das, was sie gethan, nicht gerade entehrend sei. Nur Wenige drücken inneren Gram oder äußere Bestürzung aus. Häufiger findet man jenen fatalistischen Blick, der Alles gleichgültig über sich ergehen läßt und der einem ehrlichen Menschen den Anschein geben würde, mit der Welt abgeschlossen zu haben.

Die Haltung Vieler beweist, daß es ihnen auch darum zu thun war, in möglichst vortheilhafter Stellung portraitirt zu werden. Die zerlumpten Gestalten sind schwach vertreten und beschränken sich größtentheils auf die Altersklassen von 14 bis 20 Jahren. Die älteren sind fast immer anständig, sehr häufig elegant gekleidet.

Mit Ausnahme einiger Negerköpfe und mehrerer Dandyphysiognomien ist schlichtes Haar auffallend stark vertreten. Glatte Gesichter sind gleichfalls eine häufige Erscheinung; Schnurrbärte kommen nur hier und da, volle Bärte noch seltener vor. Jung-Amerika beweist, daß es dem Kamme abhold ist, denn die Taschendiebe und Einbrecher unter 20 Jahren haben gewöhnlich ihre Haare in zwangslosen Büscheln nach allen Richtungen hin und her hangen.

Die Gesichter sind größtentheils mager; die Augen selten glotzend, hingegen häufig etwas zugezwinkt; häßlich sind wenige, sehr viele haben regelmäßige, mitunter sehr einnehmende Züge. Die weiblichen Ladendiebe sind größtentheils über dreißig Jahre alt, unschön und sehen fast durchgängig boshaft aus. Boshafte Männerphysiognomien sind selten, resolute häufig; die letzteren sind gewöhnlich Einbrecher, während die gutmüthigen Gesichter den sogenannten Hôteldieben angehören.

Auf dem Bureautische des Sergeanten liegt ein großes dickes Buch — es ist das S ü n d e n r e g i s t e r Newyorks. In diesem gehaltreichen Buche sind sie Alle verzeichnet, die der Schande verfallen, die theils ihren Cursus in Zuchthäusern und Staatsgefängnissen überstanden, theils noch in denselben wohnen oder durch geschickte Vertheidiger der strafenden Hand der Gerechtigkeit entschlüpften. Von Vielen weiß man mit Bestimmtheit, daß sie blos durch eine Reihe von Diebstählen ihren Lebensunterhalt erwerben, allein es gelang noch nicht, sie auf frischer That zu ertappen oder eines Verbrechens zu überführen. Leute, die durch Hehlerei und Stehlerei ein bedeutendes Vermögen erworben haben, stehen mit in diesem Buche, die Aufzählung ihrer Grundstücke unter ihrem Namen.

In alphabetischer Ordnung mit genauer Personbeschreibung, Familienverhältnissen, Geburtsland, Alter und Wohnung sind mehr als tausend Namen verzeichnet; blos zu einem kleinen Theile derselben sind die Illustrationen vorhanden, da das Institut der „Diebsgallerie" noch sehr jung ist. Jedes Portrait ist numerirt; will man den Text zum Bilde haben, so schlägt man die numerirte Namensliste nach, diese nennt den Namen, so wie alle alias des Gauners, die sich manchmal auf vier bis fünf belaufen. Eine alphabetische Namensliste zeigt nun die Seite des Hauptbuches an, die man nachzuschlagen hat, und da findet man nun: N. N., alle Neben- und Spitznamen, ein genaues Signalement, wohnt da und da, war so und so viel Jahre im Zuchthause rc. Nun folgt die Species; da heißt es z. B. „working stages" — „macht in Eisenbahnwägen und Omnibussen" — oder „working theatres" — „macht in Theatern" — oder „working churches" — „macht in Kirchen". Häufig findet man die Bezeichnung „sneak", ein Schleicher, ein Hausdieb; oder „knuck" ein ordinärer Beutelschneider; oder „trick" ein schlauer Betrüger von bedeutender Erfindungsgabe rc. Am Schlusse der Beschreibung stehen gewöhnlich die Compagnons des Betreffenden verzeichnet; da heißt es „doing with N. N." — „macht Geschäfte mit N. N." Nach diesen Connexionen sind gewöhnlich auch die Portraits geordnet, so daß die verschiedenen Compagnons neben einander hängen.

Leider ist auch unser Vaterland vertreten, zwar nicht so stark, wie die anderen Nationen, zwar nicht in den gefährlichsten Gattungen, aber doch stärker, als wir geglaubt hätten. Namentlich sind es die privaten, heimlicheren Arten, in denen unsere Landsleute „working" betroffen wurden. Ein deutsches Frauenportrait fanden wir nicht. Doch mögen vielleicht welche im Hauptbuche verzeichnet sein.

Und nun einige Proben.

Im Portrait Nr. 21 lächelt dem Beschauer eine der freundlichsten Physiognomien entgegen. Ein Mann von etlichen Dreißig, feine Gesichtsbildung, äußerst wohlwollende Miene — ein Gentleman, der keinem Manne, viel weniger einer Dame, einen Höflichkeitsdienst versagen wird. Die kleinen Aeuglein sagen: „Ein Wunsch von Ihnen ist mir Befehl." — Aber was hat der große Shawl zu bedeuten, mit dem diesem Herrn die Hände bedeckt sind? — Wenn wir im Hauptbuche nachschlagen, finden wir: N. N., geboren in Schottland, 32 Jahre alt, sieht sehr „respectable" aus, — „working theatres" — er macht in Theatern. Die Kunstanstalten des Broadway sind der Schauplatz seiner Gaunereien. Namentlich bemüht er sich, wenn irgend ein Gastspiel ein volles Haus und den Andrang von Equipagen erwarten läßt, den Damen am Schlusse der Vorstellung behülflich zu sein, ihre Chaisen zu erreichen, er hilft ihnen auch in den Wagen zu steigen — und stiehlt ihnen dabei, während seine Hände unter dem schottischen Shawl manipuliren, die Börse oder die goldene Uhr. Diese letzteren pflegt er mit einer sehr kleinen, künstlich gearbeiteten Zange von der Kette abzuschneiden. Vor einigen Wochen wurde er vor Laura Keene's Theater bei einer solchen Operation ertappt.

Nr. 28. — Hieraus spricht uns eine vaterländische Physiognomie entgegen; dieses lange helle Haar, der buschige Schnurr- und Knebelbart, der biedere Zug um die Nase herum, das treue Auge kann nur einem Deutschen angehören. Er sieht aus wie ein junger Maler, oder ein reisendes Genie. Schlagen wir nach: — „N. N., 25 Jahre alt, in — richtig in Deutschland geboren, „wohlerzogener Jüngling", sagt eine Anmerkung; „working bills", heißt es weiter; er beschäftigt sich auf seinem Zimmer mit Banknotenfälschung und war in einem andern Staate schon zwei Jahre im Zuchthause. In Newyork hat er sich noch nicht ertappen lassen; doch vermuthet man, daß er seit neuester Zeit auch in Gold macht.

Nr. 42. — Eine von den weniger echten Galgenphysiognomien; der Bursche sieht aus, als könne er um 10 Cents einen Menschen umbringen. Er scheint sehr jung, aber sein Gesicht hat hier und da merkwürdige Linien, als ob er bedeutend über sein

Alter gelebt hätte. In der Hand hält er etwas, was einem Stabe ähnlich sieht. Sein Blick ist starr, als wollte er sagen: „Ruhig, ich bin noch nicht fertig.“ Im Hauptbuche steht: N. N., 17 Jahre alt, der berüchtigte Bleiröhrendieb; er ist in Newyork geboren, in den Five Points erzogen und dringt seit acht Jahren in neue Gebäude, um Gasvorrichtungen und Bleiröhren zu stehlen. Vor zwei Monaten wurde er zum vierten Male nach dem Zuchthause geschickt; diesmal aber auf eine etwas längere Zeit als die früheren Male — auf fünf Jahre.

Nr. 13. — Ein scharf markirtes Gesicht; das einzige, das im Profil aufgenommen ist. Die hohe Stirne, die eng aneinander geklemmten Lippen, der nachdenkende Blick geben ihm beinahe das Ansehen eines Gelehrten. Allein ein kleiner boshafter Zug um den Mund, das keck gehobene Kinn verrathen den Geschäftsmann. — Er ist der Rothschild der Gauner, er ist der reichste Gauner in Newyork, vielleicht in der Union. Sein Grundbesitz in Newyork und Umgebung ist sehr bedeutend, durchgängig, wie das dicke Buch sagt, auf verbrecherischem Wege erworben. Er soll nicht nur lange Zeit der unsichtbare Leiter einer sehr gefährlichen Diebsbande gewesen sein, sondern auch jetzt noch Connexionen in allen Strafanstalten besitzen und der Fürst der Hehler sein.

Nr. 55. — Ein schöner Mannskopf von beiläufig 30 Jahren, energische Züge und im Blick jene Zuversicht, die weiß, daß ihm der Sieg bei Frauen gewiß ist. „Er hat viel gelebt, das sieht man ihm an, er ist aber noch immer interessant“, lispelt eine Dame zu ihrer Nachbarin, wenn er in einem Salon ihnen gegenüber sitzt. — Zwei Falten auf der Stirne verrathen, daß er in dem Augenblicke, wo er abgenommen wurde, weniger an seine Schande, als bereits an die Mittel dachte, wie er aus dem Gefängnisse ausbrechen könne. Er ist ja im Einbrechen ein Meister, warum sollte er es nicht auch mit dem Ausbrechen versuchen? — In seiner Charakteristik steht oben an: „Ein äußerst gefährlicher Schurke.“ Er bricht in Bankgebäude ein, sprengt die „Safes“ mit Pulver und bestreitet so die Kosten seiner extravaganten Lebensweise.

Vor vielen Jahren fing er als Knabe mit Entwendung einer Zweidollarsnote an. Er ist in Newyork geboren, seine Mutter ist eine Irländerin, sein Vater aus den Neuengland-Staaten. An den Spieltischen des Broadway war er wohl bekannt. Vor einigen Wochen brach er im Gewölbe einer Versicherungsgesellschaft ein, sprengte die Safe mit Pulver und vertheidigte sich, als er überrascht wurde, mit einem Revolver auf Leben und Tod. Vor vierzehn Tagen stand er vor den Assisen und wurde zu mehreren Jahren Zuchthausstrafe verurtheilt. Zehn bis zwölf „retired Ladies“ haben ihn als „Hauptmöbel ihres Haushaltes“ — wie die Emancipirten in Mozartshalle sagten — reclamirt; und dessen ungeachtet war er „single man“, d. h. er huldigte dem Grundsatze: „Spitzbüberei darf man nicht in Compagnie treiben“; er hatte keine Mitschuldigen.

Nr. 91. — Ein freches, zerlumptes Individuum von 18 Jahren, mit zu Berge stehenden Haaren, eine Five Points-Pflanze erster Sorte; in Gaunerzirkeln unter dem Namen „Rotznase“ sehr vortheilhaft bekannt und wegen seiner Geschicklichkeit als Taschendieb allgemein bewundert. Er kann weder lesen noch schreiben, doch meinen seine älteren Collegen, er könne es noch ganz gut zum Galgen bringen. Bei den „Revivals“ machte er gute Geschäfte und wurde vor Kurzem zum dritten Male auf einige Monate nach dem Zuchthause geschickt.

Aus allen Erdtheilen.

Madagaskar. Es geht das wohl sehr unwahrscheinliche Gerücht, der König von Madagaskar sei nicht ermordet worden, sondern werde in einer Festung in der Nähe von Tananarivo gefangen gehalten. Dieses Gerücht wird erzählt durch einen Howa, der ein Hauptagent der revolutionären Partei war und sich nach Réunion flüchtete, als er fand, daß man seine Mitschuldigen zu ermorden trachtete, um sich ihres Stillschweigens zu versichern. Viele Stämme im Innern der Insel halten das Gerücht für wahr und weigern sich, die Königin anzuerkennen, und selbst in der Hauptstadt verlangt man, daß der Leichnam des Königs ausgestellt werde. Auch die Sakalaven an der Westküste wollen sich in den Regierungswechsel nicht fügen und stehen mit bewaffneter Macht in der Nähe von Tananarivo. Der französische Generalconsul Laborde war bemüht, dem Gerüchte auf den Grund zu kommen. In Paris ist inzwischen ein Schreiben der Königin angelangt, in welchem der Tod Radama's II. offiziell angezeigt wird. Vor der Küste haben die französischen Schiffe eine drohende Stellung eingenommen.

Vom obern Nil. Vom obern Nil hören wir, daß mehrere Kähne sogenannter Elfenbeinhändler von den Schwarzen überfallen, die Mannschaften getödtet und die Ladungen weggeschleppt wurden. In Chartum, dem Mittelpunkte des Elfenbein- und Sklavenhandels, machten in Folge der Verluste mehrere Häuser Bankerott, was bisher fast noch nie dort vorgekommen ist. Das Schicksal dieser Menschen verdient kein Mitleid, die Neger übten nur eine rohe Justiz aus. Häufig haben Reisende auf das niederträchtige Treiben der Weißen am obern Nil aufmerksam gemacht. Von Chartum aus werden bewaffnete Banden in großen Kähnen den Nil hinaufgeschickt; sie überfallen friedliche Dörfer, ermorden die Männer, schleppen Weiber und Kinder in die Sklaverei und stehlen das Vieh, um es gegen Elfenbein zu vertauschen. Ein Reisender, der mehrere Ausflüge auf dem Weißen und Blauen Nil gemacht hat, sagte aus, daß das Treiben der Händler die „Weißen“ so verhaßt gemacht habe, daß die Neger von ihnen nur in Ausdrücken des Hasses sprechen. Die ägyptische Regierung sollte umgehend Maßregeln ergreifen, die räuberischen Expeditionen von Chartum aus und den Sklavenhandel zu unterdrücken. Allerdings werden die Nilboote an festgesetzten Stationen zwischen Chartum und Kairo untersucht und mit Beschlag belegt, wenn Sklaven auf ihnen angetroffen werden. Sklaven werden aber nie angetroffen, denn etwas oberhalb der Station schifft man sie aus, läßt sie einen Marsch von drei oder vier Miles machen und schifft sie unterhalb wieder ein. Ohne Mitwissen der Beamten könnte dies nicht geschehen, aber wenn die Regierung die Sache mit Ernst in die Hand nähme, ließe sich dem Sklavenhandel bald steuern. Einige schnelle Polizeiboote, welchen das Recht zustände, alle den Nil herabkommenden Boote zu untersuchen, gleichviel wo sie angetroffen würden, und eine gehörige Beaufsichtigung der Land-Karawanen würden den Sklavenhandel bald unmöglich machen. Die ägyptische Handelsgesellschaft hat soeben einen Agenten für den Weißen Nil ernannt, der vollkommen mit den Nilländern vertraut ist und sich eines guten Rufes erfreut, weil er sich nie an dem gesetzlosen Treiben der Elfenbeinhändler betheiligt hat. Seine Gegenwart und der Einfluß einer so mächtigen Gesellschaft wird wesentlich dazu beitragen, die gesetzlosen Handlungen der Händler zu hintertreiben. — Diese Mittheilungen entlehnen wir einer Korrespondenz der Times aus Alexandria.

Sklavenhandel in Dahome. König Badahung von Dahome ist nächst dem Könige von Aschanti der mächtigste Fürst in West-Afrika. Der Herrscher von Aschanti und sein Volk sind friedlich gesinnt, treiben bedeutenden Handel mit den englischen Besitzungen an der Küste und sind mehr oder weniger englischem Einflusse unterworfen. Ganz anders der Herrscher von Dahome.

In Whydah besitzt er einen Hafen und er mißbraucht die Vortheile, die ihm dadurch geboten werden. Jährlich werden 6000 Sklaven ausgeführt und 1000 werden in den Dörfern an der Seeküste untergebracht. Die meisten läßt er auf systematischen Sklavenjagden einfangen; die Anzahl von als Sklaven verkauften Verbrechern und von Sklaven, die der König als Tribut erhält, ist verhältnißmäßig gering.

Jährlich zieht der König an der Spitze seiner Armee auf zwei oder drei Monate gegen die schwachen, zersplitterten Stämme an der Reichsgrenze ins Feld. Nachdem er die Dörfer an der Grenze zerstört hat, dehnt er seine Streifzüge bis zu 12 und 24 Tagemärschen von der Hauptstadt aus. Zu einer „Schlacht" kommt es sehr selten, denn der Afrikaner ist nicht kriegerisch.

Bevor eine Sklavenjagd unternommen wird, schickt der König schwarze Handelsleute ins feindliche Gebiet. Nach ihrer Rückkehr berichten diese über die Vertheidigungsmittel jedes Dorfes und übernehmen dann die Führung der Armee. Gewöhnlich finden Ueberfälle von Dörfern während der Nacht statt. Wer sich widersetzt, wird niedergemacht, aber in der Regel fügen sich die Leute in ihr Loos, ohne Widerstand zu leisten. Blut fließt nur selten.

Die Gefangenen werden Eigenthum des Königs, der den Einfängern eine Summe von 3 Thalern Pr. in Kaurimuscheln für jeden Sklaven zahlt. Ein Theil der Gefangenen wird an Häuptlinge verschenkt, andere bleiben in königlichen Diensten oder werden zu Menschenopfern auserkoren, und der Rest findet seinen Weg in die Hände der Sklavenhändler an der Küste. Für jeden Sklaven wird bei der Ausfuhr ein Zoll von 7 Thlr. 15 Sgr. erlegt und der königliche Schatz gewinnt dadurch allein 6000 Pfd. St. jährlich. Außerdem muß aber der eingeborne Sklavenhändler an jedem Zollhaus im Binnenlande eine Abgabe zahlen; dadurch wird gewiß eine Summe von 4500 Pfd. St. gewonnen, und nehmen wir an, daß 2000 aller exportirten Sklaven Eigenthum des Königs sind und er für jeden 18 Pfd. St. erhält (also zusammen 36,000), so stellt sich heraus, daß der König von Dahome jährlich über 47,000 Pfd. St. am Sklavenhandel verdient.

Whydah liegt etwa 3 Miles von der Küste und 70 von der Hauptstadt Abomeh. Die Bevölkerung ist sehr zahlreich (einst schickte die Stadt dem Könige 10,000 Mann zur Hülfe). Der Markt ist reichlich versorgt mit Nahrungsmitteln und europäischen und afrikanischen Mannsfakturwaaren. In Whydah sind eine französische und brasilianische Faktorei. Erstere zahlt dem Könige jährlich 10,000 Dollars für das Recht, Sklavenhandel zu treiben, letztere 20,000 Dollars. Die Kapitäne der englischen Schiffe, welche den Palmölhandel an der Küste treiben, machen aus Furcht keine Mittheilungen über die Bewegungen der Sklavenschiffe. Angeber werden vergiftet, wenn sie sich in Whydah sehen lassen.

Die Rebellion auf Sanct Domingo. Der östliche, größere Theil dieser Insel ist bekanntlich vor einigen Jahren wieder in den Besitz Spaniens gekommen, und damit hatte die dominikanische Republik ein Ende. Die Bewohner, so weit sie rein weiß sind, oder überwiegend weißes Blut in den Adern haben, waren mit diesem Wechsel sehr zufrieden, nicht aber die Neger und Mulatten. Von diesen gingen viele in die angrenzende Republik Haiti, von wo aus sie eine Verschwörung anzettelten. Diese ist am 18. August zum Ausbruche gekommen. Die Flüchtlinge drangen in den nördlichen Theil von Domingo ein, erschlugen den größten Theil der schwachen spanischen Besatzungen in den Ortschaften Dajabon, Savaneta und legten Guayabin in Asche. Eine Truppenabtheilung von 300 Mann wurde von ihnen aufs Haupt geschlagen und nach der Hauptstadt Santiago zurückgedrängt und am 27. August die Hafenstadt Porto Plata besetzt, welche späterhin von den Spaniern bombardirt worden ist. Dieser Aufstand hat wohl keine Aussicht auf Erfolg, denn Spanien hat auf Cuba mehr als 20,000 Mann stehen und sofort eine beträchtliche Streitmacht nach dem nahen St. Domingo hinüber gesandt. Wir erwähnen desselben nur, weil dabei die Wildheit der Farbigen wieder einmal in höchst barbarischer Weise zum Vorschein gekommen ist. Sie waren fast so arg wie die weißen Yankees, denn sie machten nicht nur bewaffnete Leute nieder, sondern steckten alle Ortschaften in Brand und ermordeten auch Frauen und Kinder.

Europäische Generale bei den Chinesischen Rebellen. Wir haben früher mehrfach hervorgehoben, daß die Kämpfe in China einen ganz neuen und eigenthümlichen Charakter erhalten haben, seitdem englische und französische Offiziere in kaiserliche Dienste getreten sind und die Soldaten des Himmelsreichs in europäischer Weise drillen. Neuere Berichte aus China geben uns nun einen Einblick in diese wunderlichen Verhältnisse. An der Spitze der anglo-chinesischen Truppen des Kaisers steht ein Major Gordon, welcher den Rebellen schon manchen Abbruch gethan und zu Ende Juli die wichtigste Stadt Wokong am großen Kaiserkanal, südlich von Su tschëu, eingenommen hat. Seine Aussichten waren auch für die Zukunft günstig; nun stellt sich aber heraus, daß General Burgevine, ein kühner Abenteurer, der früher im kaiserlichen Heere diente, mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache gemacht hat. Bei ihm sind etwa 300 Europäer, Alles gediente Leute, zum Theil auch Offiziere, wie Hayes, Gibb und der deutsche Rohde. Wenn Burgevine den Oberbefehl über die Rebellen bekommt, dann ist dem Major Gordon ein Riegel vorgeschoben; jener befindet sich im Besitze der wichtigen Stadt Su tschëu. Das Ganze macht einen Strich durch die anglo-chinesische Politik, und die Dinge sind eben jetzt kritischer als je. Bisher hatten die Rebellen in den Provinzen Sche kiang und Kiang si manche Schlappen erlitten, aber Gordon sah sich an weiterm Vordringen durch das Mißtrauen der kaiserlichen Mandarinen gehemmt. Sie lassen es ihm an Mannschaft, Geld und Kriegsbedarf fehlen. Uebrigens gibt es zwei verschiedene europäisch-chinesische Truppenabtheilungen. Die franko-chinesische steht unter einem vormaligen französischen Seeoffizier, Rigabelle; aber wie die Chinesen sagen, „sie stinkt in die Nase der Mandarinen und des Volks"; die Offiziere seien nichtsnutzige Subjekte und die übrigen Leute nicht besser. Die anglo-chinesische wird von einem Oberst Cooke befehligt und sei nicht so arg. In Summa: wir sehen, daß am Yangtse kiang das mittelalterliche Landsknechtswesen in einer andern Gestalt wieder auflebt und daß verwegene Abenteurer im größten Reiche der Welt eine merkwürdige Rolle spielen.

Die Russen in Kokan. Der König von Bochara hat Kokan in Besitz genommen und an die russischen Befehlshaber zu Agha Mesdsched, Karkarak und Hutrat Sueran geschrieben, diese Forts zu verlassen, da sie zu Kokan gehörten. Die Russen haben das erste dieser Forts bereits geräumt.

Wittwenstand und Vielweiberei in Indien. Zwei sociale Fragen beschäftigen die indo-britische Presse, sowohl die in englischer als in den verschiedenen Landessprachen erscheinenden Zeitungen, lebhaft, nämlich die von der englischen Regierung angestrebte Ermöglichung der Wiederverheirathung von Hindu-Wittwen, deren Loos jetzt ein so trauriges ist, indem zwar ihre Mitverbrennung auf dem Scheiterhaufen der verstorbenen Gatten so ziemlich abgestellt ist, sie aber in deren Familien ein einsames und verachtetes Dasein hinschleppen; wobei die Zahl der Wittwen sehr zahlreich ist, indem oft Mädchen in zartem Kindesalter an abgelebte Greise verlobt werden. Allein die Wiederverheirathung der Wittwen stößt bei strenggläubigen Hindus auf starken Widerspruch. (Die Wedas kennen jedoch noch kein eigentliches Verbot der Wiederverheirathung einer Frau.) Die andere Frage betrifft die Polygamie der Brahmagläubigen. Diese hat ebenfalls einen religiösen Hintergrund. Freiwillig, aus bloßer Sinnenlust, darf kein Hindu zwei Frauen ehelichen, aber da er zur Hölle fährt, wenn er keinen Sohn besitzt, der ihm die vorgeschriebene Leichenfeier hält, so darf er eine zweite Frau nehmen, wenn ihm die erste keinen Sohn gebärt, und so fort. In der Regel, d. h. wenn Söhne den Hausstand zieren, heirathet der Hindu nur einmal, doch wäre es eine gewagte Neuerung der Engländer, ihm durch Verbot der Vielweiberei unter Umständen den Himmel verschließen zu wollen. Man müßte den Kulins, jener angesehenen Brahmanenkaste, die so hoch gestellt ist, daß ihnen die Väter bedeutende Summen zahlen, um die Ehre zu haben, ihnen eine Tochter zur Frau geben zu dürfen, das Handwerk legen. Ein solcher Kulin heirathet zuweilen ein ganzes Rudel von Schwestern und Basen und verlangt nachträglich für jeden Besuch, den er der einen oder andern seiner Frauen abstattet, Honorar von der Familie. Diesem Mißbrauch sind selbst die anderen Brahmanensekten abhold, und gegen diesen, nicht aber gegen das Recht, mehrere Frauen zu heirathen, wird die neue Bill gerichtet sein.

Expeditionen in Westaustralien. Es ist jetzt große Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß der zwischen Albany und der Spitze der Australian-Bight liegende Strich Landes von den Herren Larnach und den drei Brüdern Dempster genau erforscht werden wird. Diese letzteren sind in Westaustralien geboren und erfahrene Buschleute. Sie drangen schon im vorigen Jahre von Kap York aus in östlicher Richtung 200 Meilen im Lande vor, waren aber gezwungen, wegen Wassermangels umzukehren. Bei

dieser Expedition ergab sich, daß das Land immer besser wurde und sich vorzüglich für Weideland eignet, je weiter man ostwärts vordrang. Bei der jetzigen Reise haben die Entdecker 12 Pferde bei sich und zugleich einen kleinen Schooner gemiethet, welcher längs der Küste hinauf fahren und an gewissen Punkten anlegen wird, um jene mit Lebensmitteln und Futter zu versorgen, bis sie die Küste verlassen und ihre Richtung ostwärts ins Land nehmen. Bei dieser Gelegenheit werden sie auch genaue Nachforschungen über das Vorhandensein von Kohlenlagern und werthvollen Metallen in der Nähe der Küste anstellen.

Neue Karte von Australien. In der zu Melbourne erscheinenden deutschen Zeitung „Germania", von welcher uns dann und wann Exemplare zugesandt werden, finden wir folgende Mittheilung: Jedenfalls die schönste Karte bezüglich der artistischen Ausführung, von den bis jetzt in Australien angefertigten, wahrscheinlich auch eine der richtigsten, ist die von J. Hamel in Melbourne, „**Map of Australia, shewing de Routes of the Explorers, compiled from the Government Maps, and published by J. Hamel, Melbourne, Victoria, 1863.**" Der Druck läßt hinsichtlich der Reinheit nichts zu wünschen übrig. Mit sehr großer Akuratesse sind sowohl die Situation der Gebirgszüge und der besonders in Australien sich merkwürdig eng windenden Flüsse so wie sehr genau die verschiedenen Routen der Erforscher und zwar durch veränderte Punktirung bezeichnet, so daß alle sehr deutlich von einander unterschieden werden können. Die auf der Karte angegebenen Expeditions-Routen sind von Neu-Südwales, Queensland, Victoria und Südaustralien, also von den östlichen und südlichen Kolonien aus, die von Oxley (1817), Sturt (1828, 29, 30, 44, 45), Eyre (1840), Leichhardt (1845), Mitchell (1846), Kennedy —, Gregory (1855, 59), Babbage (1852), Warburton (1859), Stuart (1858, 59, 60, 61, 62), Burke und Wills (1860, 61), Walker, Landsborough, McKinlay und Howitt (letztere 1861 bis 1862); von Westaustralien aus die von A. Gregory (1846), Roe (1848), R. Austin (1854) und F. Gregory (1858 und 61). In anderer Hinsicht ist dieses Produkt zugleich auch eine Seekarte zu nennen, denn die Bezeichnung der Fahrt des im April 1803 von Timor abgesegelten Schiffes „Investigator", welches zur gründlichen Erforschung des Australien umschließenden Meeres ausgesandt wurde, so wie die der Meeresströmung, welche dasselbe beobachtete, als auch der Fadentiefe, der Klippen und Untiefen des Meeres an den Küsten und der Linien der verschiedenen Post-Dampfschiffe ist sehr genau, so daß auch Jedermann, der keine Kenntniß nautischer Karten besitzt, sich eine ziemlich richtige Vorstellung von dem Vorhandensein der Häfen, Buchten, Meerengen, z. B. der gefahrvollen Torresstraße u. dgl. m. machen kann. Die Zeit, zu welcher die Erforschungsreisenden an merkwürdigen Plätzen verweilten, sowie die entferntesten Punkte, die sie von ihrem Abgangsorte aus erreichten, sind ebenfalls mit angegeben, und somit bietet diese Karte ein vortreffliches Hülfsmittel zu deutlicher Orientirung bei Lesung der Reisebeschreibungen australischer Landerforscher.

Eine Negerzeitung. Zu Abbeokuta, der Hauptstadt des Landes Joruba, erscheint eine von Negern herausgegebene Zeitschrift in der Landessprache, welche den Titel: „Iwe Irohin" führt.

Dänischer Vertrag mit China. Zu Anfang des Sommers 1863 erschien eine dänische Gesandtschaft in Peking, um mit dem Kaiser von China einen Handels- und Freundschaftsvertrag abzuschließen. Es ist derselben gelungen, alle Schwierigkeiten zu besiegen und ihren Zweck zu erreichen. China hat nun Verträge mit acht westlichen Staaten, welche der Reihe nach abgeschlossen wurden: mit Rußland, Nordamerika, Großbritannien, Frankreich, Preußen und Zollverein, Belgien, Portugal und Dänemark. Schweden unterhandelte schon 1845 wegen eines Traktates, hat aber seitdem keine weiteren Schritte gethan.

Der Verkehr in der Indusregion. In dem großartigen Bahnnetze, mit welchem die Engländer ganz Indien überziehen, bildet der Schienenweg in der Provinz Sindh (Scinde) ein wichtiges Glied. Er verbindet den Hafen von Karratschi mit dem ganzen Industhale und läßt das Delta dieses Stromes, welches der Schifffahrt so manche Schwierigkeiten bietet, derart bei Seite, daß es für den Verkehr überflüssig wird. Diese Bahn ist auch das erste Glied in der Verbindungsstraße vom Meeresgestade zum Pendschab und weiter nach Centralasien. Gegenwärtig soll diese Sindhbahn im Industhale weiter hinaufgeführt werden und zwar in der Weise, daß ein Anschluß an die Pendschabbahn bei Multan erzielt wird. Die Kompagnie hat vom gegenwärtigen Endpunkt der Sindhbahn bei Kotri am Indus eine Dampfschifffahrt stromauf hergestellt und ist nun im Stande, die Erzeugnisse des Pendschab sicher und rasch bis ans Meer zu schaffen. Sobald aber die Bahn am ganzen Indus entlang läuft, wird die Güterbeförderung eine noch weit schnellere sein. Der Verkehr in jenen Gegenden Indiens hat sich während der letzten Jahre großartig gestaltet und über alle Erwartung gesteigert. Karratschi ist schon jetzt einer der wichtigsten Häfen Asiens und wird nach Vollendung jener Bahn einer der bedeutendsten Weltstapelplätze werden. Der Hafen ist verbessert worden und gewährt nun Schiffen von jedem Tiefgange Sicherheit. Die Handelsbewegung von Karratschi betrug im Jahre 1862 mehr als 50,000,000 Thlr.; die Dampfflotte auf dem Indus reichte nicht aus für den Transport. Zwischen Kotri und Multan gehen jetzt alltäglich Dampfer; die Eisenbahn nach dem letztgenannten Orte soll im Laufe des Jahres 1864 vollendet sein; dann ist auch der lange Strang von Karratschi bis Calcutta, 2200 Miles, auf der ganzen Strecke fahrbar.

Die Handelsbewegung Indiens. Der materielle Aufschwung Indiens läßt sich am besten am Handel Calcutta's ersehen. Während in den Jahren 1852 auf 1853 die maritime Handelsbewegung dieser Stadt 20,057,337 Pfd. Sterl. betrug, hat dieselbe sich in dem abgelaufenen Geschäftsjahr 1862 bis 1863 auf nicht weniger als 35,129,253 Pfd. Sterl. belaufen. Die Zolleinkünfte haben sich in diesen 10 Jahren von 955,807 Pfd. Sterl. auf 3,081,518 Pfd. Sterl. erhöht. Die Gesammteinnahme von Bengalen stieg von 11,250,000 Pfd. Sterl. auf 14,500,000 Pfd. Sterl. und die Gesammteinnahme von ganz Indien in derselben Periode von 28,500,000 Pfd. Sterl. auf 45,125,000 Pfd. Sterl.

Von den erwähnten 35,129,253 Pfd. Sterl., welche die maritime Handelsbewegung Calcutta's im Jahre 1862 bis 1863 ausmachen, entfallen auf eingeführte Waaren 11,274,946 Pfd. Sterl., auf ausgeführte 17,714,064 Pfd. Sterl. Eingeführtes Metallgeld 4,911,453 Pfd. Sterl. und ausgeführtes 1,228,722 Pfd. Sterl. Nicht weniger als 1013 Schiffe mit einem Gehalt von 708,656 Tonnen segelten aus dem Hafen. Ein bedeutender Theil an dem Aufschwung Calcutta's kommt dem Baumwollenhandel zu; bis zum Jahre 1861 bis 1862 führte Calcutta nur sehr wenig Baumwolle, und zwar nach China hin, aus. Im verflossenen Handelsjahre aber gingen bereits 396,830 Centner im Werthe von 1,545,191 Pfd. Sterl. nach Großbritannien. Von dieser Baumwolle kamen im Werthe von 83,000 Pfd. Sterl. aus Pegu, für 517 Pfd. Sterl. aus Chittagong und für 15,395 Pfd. Sterl. von Madras. Alle übrige stammte aus dem innern oder nördlichen Indien und war den Ganges herab oder auf der Eisenbahn angekommen.

Assam führte im Jahre 1852 bis 1853 für 25,064 Pfd. Sterl. Thee aus; im abgelaufenen Jahre betrug der Werth desselben schon 180,130 Pfd. Sterl., während England nur für 35,232 Pfd. Sterl. Thee von China einführte.

Die ganze Handelsbewegung Indiens im Jahre 1862 bis 1863 wird auf 100,000,000 Pfd. Sterl. geschätzt, die sich folgendermaßen vertheilen:

Calcutta	35	Mill. Pfd. Sterl.
Bombay	40	„ „ „
Madras	14	„ „ „
Britisch Barma	6	„ „ „
Scinde	5	„ „ „

Baumwollenkultur in Aegypten. Die Baumwollenkultur in Aegypten hebt sich immer mehr, besonders seit sich der Vicekönig für die Sache interessirt. Er hat selbst 4000 Acker im verflossenen und 19,000 Acker im laufenden Jahre mit Baumwolle bepflanzen lassen. Leute, die sich zur Baumwollenkultur verstehen, erhalten den Samen gratis und außerdem noch alle möglichen Erleichterungen, so daß man schon im folgenden Jahre 70,000 bis 100,000 Acker mit Baumwolle zu bestellen hofft.

Die Pflanzungen, welche bis jetzt bestehen, liegen in kleinen Abtheilungen am Nil und werden von Fellahs sorgfältig bebaut. Um aber die Kultur im größern Maßstabe zu ermöglichen, ist es nöthig, die Nilüberschwemmungen abzuhalten und das Land durch Dämme und Deiche zu schützen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Colomieu's Zug durch die nördliche Sahara nach der Oase Warghla.

Erster Artikel.

Das Vordringen der Europäer nach dem Innern der Sahara Warghla, der Sultanin der Oasen. — Anarchie und Prätendenten. — Leben und Abenteuer Mohammed ben Abdallah's. — Aufregung unter den Stämmen der Oasen. — Kämpfe der Franzosen. — Si Hamsa und dessen Sohn Si bu Beker. — Allerlei Wechselfälle. — Colomieu's Karawanenzug von Géryville nach Warghla. — Einrichtung des Zuges. — Die Wüste und das Wasser. — Das Salzgebirge. — Der Ksar Tadscheruna. — Die Mondsucher. — Ein furchtbarer Wüstensturm. — Wirkungen des Simum. — Der Durst. — Die Dayas. — Charakter der Hochebenen und der Schebchas. — Ankunft in Metlili. — Dattelgärten und Bewässerung der Felder.

Schon oftmals haben wir darauf hingewiesen, daß die Franzosen von Algerien aus mit preiswürdiger Ausdauer und unablässigem Nachdruck ihre Herrschaft ausbreiten und die Stämme der Wüste in ihr Interesse zu ziehen suchen. Mit manchen Duarels ist ihnen das gelungen, und jetzt gehört ihnen schon die Oase Warghla, 32° nördl. Br. Sie liegt tief in der Wüste, südsüdwestlich von Constantine.

Durch den Commandanten V. Colomieu erfahren wir, in welcher Weise im Jahre 1862 die Obergewalt der Franzosen definitiv dort befestigt wurde. Seine Reiseschilderung ist vortrefflich; sie gewährt einen tiefen Einblick in die durchaus eigenthümlichen Verhältnisse jener Region und gibt ungemein anschauliche Bilder über das Leben und Treiben in der Wüste und über die Beschwerden, mit welchen die Karawanen zu kämpfen haben. Colomieu unternahm seine Wanderung von Géryville aus, einer vorgeschobenen Militärstation im westlichen Algerien, die auf allen guten Karten verzeichnet steht. —

Warghla wird von den Stämmen der Wüste als Sultanin der Oasen und als Oase der Sultane bezeichnet. Sie war einst der Sitz eines kleinen Reiches, das aber große Ansprüche machte. Die stolze Hauptstadt liegt in der Sahara, von Sand umgeben, einem grünen Eiland inmitten eines Oceans von Feuer vergleichbar. Sie pochte auf ihre aus gestampftem Schlamm gebauten Mauern und den tiefen Graben, welcher sie umzog, und die Streitigkeiten über den Besitz des Thrones wollten kein Ende nehmen. Aber allemal war dem erfolgreichen Prätendenten nur eine kurze Lebensdauer gegönnt; stets erhoben sich Bewerber gegen ihn und das Ende war allemal ein Mord. Viel Lärm und Kampf, Blut und Grab; das ist die Geschichte von Warghla.

Im Gestadelande, am Mittelländischen Meere, war man immer gespannt auf Nachrichten aus der fernen palmenreichen Oase, mit ihrer von Palmengärten umgebenen Hauptstadt. Die Karawanenreisenden, welche von dort mit dattelbeladenen Kameelen und Negersklaven zurückkehrten, wußten wahre Wunderdinge zu erzählen. Sie kamen von Warghla mit tiefgebräuntem Gesicht, die Beine mit Schaffellen umwickelt und der Burnus war gelb vom Wüstensande. Alle diese Reisenden waren bewaffnet und gewährten selber einen phantastischen Anblick. Sie berichteten, daß in der Stadt der Sultane eine Straße mit der andern in blutiger Fehde liege, daß man mosabitische Kaufleute ermordet habe; zwischen den Leuten von Warghla und jenen von N'gussa hatte eine Schlacht stattgefunden. Aber sie sprachen mit Wohlgefallen auch von den schattenspendenden Dattelhainen, von der königlichen Kasbah (Burg), den Kobbas mit den weißen Kuppeln. Diese Gebäude sind zum Andenken an fromme Marabu's errichtet und werden von Taubenschwärmen umflattert. Auch brachten sie Gesänge von dort mit, welche das Ohr erfreuen. „Wie oft habe ich auf meinen Wanderungen in der Sahara den Erzählungen der Kameeltreiber und der Dellil's, dieser Wüstenpiloten, gehorcht, für welche die ungemessene Wüste keine Mysterien zu haben scheint! Ich lag dann neben dem mit dürrem Gesträuch unterhaltenen Feuer, trank Kaffee und lauschte noch,



Der Ksar Tadscheruna. (Nach einer Originalzeichnung.)

wenn schon der Morgenstern aufging. Und wie ausdrucksvoll waren die Geberden dieser Leute!

Mir sagte einmal ein Araber: „Der Ksar von Wargla macht alle Sultane todt.“ Ksar bedeutet eine befestigte Stadt, in der Mehrzahl Ksur. Die Oasen sind gewöhnlich mit Mauern umgeben und diese befestigten Plätze dienen als Magazine für die Nomaden, welche dort ihre Habe bergen, wenn sie weit wegziehen, um ihre Heerden zu weiden.“ —

In den letzten Zeiten wurden die Herrscher Wargla's gewählt, aber immer nur auf Ein Jahr. Alljährlich kam also ein neuer Tyrann obenauf und damit wurden die Zustände immer ärger. Da wurde eines schönen Tages, vor nun etwa dreißig Jahren, die Kasbah der Sultane zerstört; darauf folgte Anarchie und auf diese ein Diktator. In diesen wenigen Worten liegt die ganze Geschichte des letzten Sultans von Wargla, des Scherifs Mohammed ben Abdallah, den die Franzosen als Gefangenen erst nach Perpignan und später nach Bona brachten, wo er jetzt im Regierungsgebäude wohnt.

Dieser Mann war ein angesehener Marabu im Stamme der Trara's und spielte im Bezirk von Tlemsen, das bekanntlich zum französischen Algerien gehört, eine wichtige Rolle. Ein den Franzosen ergebener Eingeborner hatte ihn 1843 als einen Mann empfohlen, welcher gegen Abd el Kader zu verwenden sei, und deshalb ernannte General Bedeau diesen Mohammed Ben Abdallah zum Chalifa von Tlemsen. Als solcher bekam er 18,000 Francs Jahrgehalt. Aber er leistete nichts und man suchte ihn deshalb wieder los zu werden und rieth ihm, eine Pilgerreise nach Mekka zu machen.



Si Seliman, Bruder Si bu Beker's. (Nach einer Originalzeichnung.)

Diese trat er auch an, mit tiefem Groll im Herzen. Nun erwachten auch religiöse Bedenklichkeiten in ihm; es verdroß den Gläubigen, daß er sich mit den Ungläubigen eingelassen hatte, die ihm nicht Geld genug gaben. Am Grabe des Propheten wollte er sich von seinen Sünden reinigen und schwur in Mekka den Christen Kampf auf Tod und Leben.

Im Jahre 1848 befand er sich in Tripolis, ganz von dem Streben erfüllt, die Christen aus Algerien zu vertreiben und die Rolle eines Abd el Kader zu spielen. Im Tell, dem Küstenstriche, war aber die Macht der Christen zu wohl befestigt, als daß er dort seine Hebel hätte ansetzen können. Er gehört zu der berühmten Familie der Uled Sidi Schich, die im Süden großen Einfluß hat; er kannte die Sahara und alle ihre Verhältnisse ganz genau und warf seine Augen zunächst auf Wargla. Dieses sollte den Ausgangspunkt für seine kriegerischen Unternehmungen bilden. Mit dem Pilgerstab in der Hand, dem Rosenkranz am Halse und mit dem grünen Mantel auf der Schulter, kam der Exchalifa nach dem kleinen Ksar Ruissat, der etwa eine gute Wegstunde von der Stadt Wargla entfernt liegt.

In Wargla hatte man viel von den Eroberungen der Christen gehört und verfluchte ihren Namen. Der Mekkapilger wetterte gegen die Ungläubigen und fand ein geneigtes Gehör. Ohnehin galt er für einen äußerst heiligen Mann, dem man Vertrauen schenkte, und ehe ein Jahr verfloß, übte er große Autorität und eine Schaar von Fanatikern schloß sich ihm an. Allah habe ihm offenbart, daß es seine Pflicht und Aufgabe sei, die Ungläubigen auszurotten. Mohammed ben Abdallah machte der Anarchie ein Ende; man rief ihn, den frommen Mekkapilger, zum Sultan aus. Er war aber klug genug, seine Residenz nicht in der Hauptstadt Wargla selbst zu nehmen, sondern ließ sich außerhalb der Oase, in dem schon oben erwähnten Ruissat eine Kasbah bauen; um diese herum standen die Wohnungen seiner höchsten Beamten, z. B. des Chodscha oder Geheimschreibers, des Chrasnadschi, Schatzmeisters, des Kadi, Oberrichters, des Fahnenträgers u. s. w.

Der neue Sultan begann den Kampf, als er sich stark genug glaubte. In Folge des Vordringens der Franzosen waren in einigen großen Familien der Sahara Uneinigkeiten entstanden. Mohammed ben Abdallah zog nun die Mißvergnügten in sein Interesse, unternahm einige glückliche Razzias und bemächtigte sich der Oase Laghuat, nordwestlich von Wargla. Im Jahre 1852 wurde er von den Franzosen dort aufs Haupt geschlagen und entkam selber nur mit äußerster Noth nach Ruissat. Aber der französische Chalifa im südlichen Theile der Provinz Oran hatte ihm unversöhnlichen Haß geschworen. Dieser Mann, Si Hamsa, war Oberhaupt der Familie der Uled Sidi Schich, deren mißvergnügte Mitglieder bei Mohammed ben Abdallah eine günstige Aufnahme gefunden hatten. Während der Scherif von Laghuat (El Aouad) nach Süden floh, nahm Sidi Hamsa den Stämmen, welche jenem gefolgt waren, die Heerden weg, drang bis Ruissat vor und schlug den Feind bei Areg bu Serual. Nun rettete dieser sich nach Insalah, das beinahe zweihundert Wegstunden südsüdwestlich von Wargla, im Gebiete von Tidikelt, in der Oasengruppe von Tuat liegt.

Nach diesem Siege wurde Wargla für eine französische Besitzung erklärt, bekam den bisherigen Titel als Aghalik wieder und wurde unter den Befehl von Sid Zubir, Si Hamsa's Bruder, gestellt. In Bezug auf die Verwaltung und das Abgabenwesen gehörte die neue Besitzung zum Kreise von Geryville, welcher 1852 gebildet wurde, als die Franzosen Laghuat besetzt hatten. Es war allerdings ein kühnes Wagniß, eine Handvoll europäischer Truppen so tief ins Innere vorzuschieben, mitten zwischen eine Bevölkerung, die zum großen Theil feindlich gesinnt war; aber es schlug zum Guten aus. Erst seitdem ist auch ganz Kabylien ruhig geworden.

Mohammed ben Abdallah war nun, wie bemerkt, zu Insalah, fünfzehn bis zwanzig Tagereisen weit von Wargla, ergab sich als guter Mohammedaner fatalistisch in sein Schicksal und wurde wieder Marabu, also frommer Mann und Heiliger. Aber seine Pläne ließ er darum doch nicht fallen, sondern spähete umher, lauerte auf eine günstige Gelegenheit und unterhielt mit Hülfe der Karawanenreisenden Verbindungen mit dem Norden und Osten. So verstrichen acht Jahre und während derselben machten die Franzosen so bedeutende Fortschritte, daß die Stämme auch weiter im Innern für ihre Unabhängigkeit besorgt wurden, z. B. jene in Tuat, und die Tuarek's. Nun trat der Scherif wieder hervor und versammelte Streiter. In Wargla aber hatte sich inzwischen ein unerhörtes Wunder begeben: die Ruhe war acht Jahre lang ungestört geblieben. Die Ränkeschmiede hatten freilich dem Statthalter der Franzosen, Sid Zubir, genug zu schaffen gemacht, obwohl sie seine Autorität anerkannten. Sie verklagten ihn und seinen Bruder Si Hamsa bei der

Regierung in Algier. Si Hamsa wurde vorgeladen, um über die Anschuldigungen Auskunft zu geben, starb aber gleich nach seiner Ankunft in Algier eines plötzlichen Todes. Als Erben seiner religiösen Gewalt hinterließ er einen Sohn, von welchem man bisher wenig gehört hatte; auch machte sich sein Vater nicht viel aus ihm und man glaubte, daß er überhaupt die Eigenschaften, seines Vaters tauglicher Nachfolger zu sein, nicht habe. Dieser Sohn hieß Si bu Beker, und bald zeigte sich, daß man ihn falsch beurtheilt hatte, denn er war seiner Aufgabe vollkommen gewachsen.

Mohammed ben Abdallah hatte eben damals einige hundert Tuarek's und Männer aus Tuat um sich geschaart, gewann die Schambaa hab er rih, einen Räuberstamm, den man auch als „weiße Tuarek's" bezeichnet, für sich und rückte vor Warghla. Diese Schambaa gehörten als Unterthanen zum Aghalik; ihr Abfall verleitete andere Stämme der Oase, sich gleichfalls unter die Fahne ihres früheren Sultans zu stellen; sie riefen ihn wieder zum Herrscher aus, überfielen unter seiner Führung die den Franzosen treugebliebenen Stämme und raubten ihnen das Vieh. Aber die Aufgebote, Gum's, welche aus Tuggurt und Laghuat ihnen entgegenzogen, gaben der Sache eine andere Wendung. Als ernstliche Kämpfe in Aussicht standen, wichen die Stämme, welche sich dem neuen Sultan angeschlossen hatten, zurück, um ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Als er sich nach Warghla zurückzog, drangen die Tuarek's und Tuat's auf Theilung der Beute, und als diese stattgefunden hatte, ritten sie von dannen. Gerade damals erhielt Mohammed ben Abdallah Nachricht, daß Si bu Beker mit einer beträchtlichen Streitmacht heranziehe, und nun wollte er in Gesellschaft der Tuarek's die Flucht nehmen. Indeß die Schambaa, welche als Unterthanen Warghla's compromittirt waren, weil sie mit ihm gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, ließen ihn nicht fort und leisteten ihm einen neuen Eid der Treue. Er fürchtete aber den religiösen Einfluß Si bu Beker's auf diese Leute und zog deshalb mit ihnen in die Wüste südlich von Warghla. Dorthin wurde er aber von Si bu Beker und dessen Oheim Sid Lala verfolgt, zwei Tage lang auf einer Sanddüne belagert und dann, mit den Waffen in der Hand, gefangen genommen. Die Schambaa unterwarfen sich und Si bu Beker, der Freund und Verbündete der Franzosen, verzieh ihnen.

Dann zog dieser in Warghla ein, wo er Alles in voller Anarchie fand. Fast alle Leute waren mehr oder weniger compromittirt, lebten nun ganz zurückgezogen, traten dem neuen Häuptlinge nicht näher, und dieser wußte eigentlich nicht, was er beginnen sollte. Er wandte sich an seine Schutzherren, die Franzosen, um guten Rath, und die Regierung beschloß, den Stand der Angelegenheiten genau untersuchen zu lassen, bevor sie weitere Schritte unternähme. Si bu Beker mußte seinen Gefangenen Mohammed ben Abdallah ausliefern, und der Vorsteher des arabischen Bureaus in Gerville, Hauptmann Burin, ging nach Warghla, um sich dort die Dinge genau zu betrachten.



Grabmal eines Marabu zu Sidi Tifur. (Nach einer Originalzeichnung.)

In Folge seines Berichtes sollte das Aghalik eine neue Organisation bekommen. Der vorige Aga Sid Zubir wurde durch seinen Bruder Sid Lala ersetzt, der sich durch Eifer und Nachdruck ausgezeichnet hatte, und zwischen Gerville und Warghla wurde eine Verbindung vermittelst der Mehari, Rennkameele, hergestellt. Um die neue Ordnung der Dinge zu befestigen, ging Colomieu, Kommandant von Gerville, mit einer Anzahl Soldaten nach Warghla. Er sollte dort den neu ernannten Aga einsetzen, die Steuern eintreiben und sich der gefährlichsten Gegner bemächtigen. Er trat seine Reise durch die Sahara, welche wir nachstehend schildern, mit frischem Muthe an.

Manche Dichter haben die Wüste mit dem Ocean, die Karawanen mit Flotten verglichen, und dagegen ist auch nichts einzuwenden. Aber das Meer ist besser bekannt und gekannt als die Wüste. Diese hat zwar auch ihre Riffe und Klippen und Dünen, aber keine Leuchtthürme. An Piraten fehlt es in dem Sandocean auch nicht. Eine Specialkarte ist nicht vorhanden, und wäre man auch im Besitz einer solchen, so müßte man doch landeskundige Führer mitnehmen, welche jeden Schlupfwinkel u. alle Wasserstellen kennen. Hier eine Erläuterung.



Der Ksar Bu Alem. (Nach einer Originalzeichnung.)

Im Jahre 1860 zogen wir in jener Strecke der öden Sandwüste umher, welche zwischen den französischen Besitzungen und Tuat liegt. Wir hatten reinen Flugsand unter den Füßen, seit sechs Tagen gar keinen Brunnen gesehen und, bei äußerst drückender Hitze, das Wasser aus unseren Schläuchen getrunken. Nun sollten wir am Abend bei einem sehr reichhaltigen Brunnen unser Lager aufschlagen; die Führer hatten uns das fest versprochen. Um vier Uhr Nachmittags zeigten sie uns eine hohe Düne, hinter der eine kleine Hochebene lag; auf derselben läge der Brunnen. Ich ritt mit mehreren Arabern voraus und wir kamen auf der bezeichneten Stelle weit früher als die übrigen an. Natürlich suchten wir emsig nach dem Wasser, kratzten umher, berochen den Boden, fanden aber nichts. Als unsere Führer anlangten, lachten sie; wir saßen gerade über dem Brunnen, ohne davon

auch nur eine Ahnung zu haben. Er war völlig mit Sand überdeckt.

Für eine Wanderung durch die Sahara muß man sorgfältige Vorbereitungen treffen und darf nichts vergessen, was nöthig ist. Zum Nachschaffen findet sich keine Gelegenheit mehr. Mit der Einrichtung unserer Kolonne verhielt es sich folgendermaßen. Den Stab bildete: Kommandant Colomieu, ein Beamter des arabischen Bureaus in Geryville, zwei Spahi (Reiter-)Offiziere; der Oberingenieur des Bergamtes, welcher die Wasserverhältnisse, unterirdischen Brunnen u. s. w. ins Auge fassen sollte; noch ein Ingenieur, der zugleich ein tüchtiger Paläontolog und Botaniker war; der Historienmaler Couverchel, der Tourist Louvier de Lajolais, der Basch Aga Si bu Beker und dessen Bruder Si Seliman. Die Abtheilung regelmäßiger Truppen zählte 30 Spahi's, 2 Ordonnanzen, 1 Koch und 2 eingeborne Reil's. Die unregelmäßige Truppe bestand aus einem Gum, Aufgebot von 100 Reitern, das Gefolge Si bu Be-

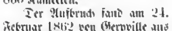


Auf dem Zuge durch die Wüste. (Nach einer Originalzeichnung.)



Der Paß in Uled Sergum. (Nach einer Originalzeichnung.)

ker's mit inbegriffen. Für Menschen und Pferde mußten auf zwei volle Monate Lebensmittel mitgenommen werden; jeder Reiter bekam vier Kameele, die Mundvorräthe und Wasser trugen; von dem letztern waren sechs Bocksschläuche voll für das Pferd und zwei für den Mann bestimmt. Außerdem waren einhundert Kameele für den Transport von 110 Reservefässern vorhanden; jedes der letzteren hielt 50 Litres; dazu kamen noch 200 Bocksschläuche von je 20 Litres; 6 Kisten Patronen, sodann allerlei Geräthschaften, Arzeneien, Seile zum Herablassen der Eimer in die Brunnen, acht Atatisch's, das heißt Tragsessel für Kranke oder Verwundete und mehrere Arzneikisten. Mit diesem Reservezuge gingen auch eine Hammelheerde und 120 unbeladene Kameele, letztere, um mit den beladenen Kameelen zu wechseln. Auf je 3 Kameele kam ein Treiber; er hatte außer seinen Mundvorräthen und zwei Schläuchen allerlei nothwendiges Geräth. Im Ganzen bestand die Karawane aus 150 Reitern, 280 bewaffneten Kameeltreibern, die zu Fuße gingen, 160 Handpferden und 860 Kameelen.



Der Aufbruch fand am 24. Februar 1862 von Geryville aus statt. Jede Kameelabtheilung wurde unter die Obhut eines Obertreibers gestellt, der für Alles verantwortlich ist. Die Kameele jeder Abtheilung bekamen ein besonderes Abzeichen, welchem jeder Treiber dann noch ein besonderes hinzufügt. Das ist nöthig, damit keine Verwechslungen vorkommen.

Am ersten Tage kamen wir bis Ain Farsch, wo d. h. der Engpaß des Salzes, am Salzgebirge. An diesem letztern bemerkten wir viele weiße Stellen, welche gegen das Blau mancher Felsen und das zarte Violett anderer Punkte einen scharfen Abstand bildeten und einen sehr eigenthümlichen Eindruck machten.

Als wir den Engpaß des Salzgebirges hinter uns hatten, kamen wir an die Große Sahara, denn die von ihm durchzogene Kette bildet den letzten Zug der Gebirge, durch welche die Dahara, d. h. die kleine Wüste, von der Großen, der Sahara, durchzogen wird. Ebeneg el Melh ist bei den Sahariern berühmt; er bildet einen der wenigen Durchgänge, welche aus der Provinz Oran nach der Großen Wüste führen und wird deshalb ziemlich stark besucht; sodann bildet er einen Punkt, an welchem viele verschiedene Stämme sich mit Salz versorgen. Auch sieht man noch Ueberbleibsel von dem Lager, welches Abd el Kader dort einst aufgeschlagen, sodann Hügel, die nach berühmten Räubern benannt sind; auch liegt eine Anhöhe dort, die man als Blutberg bezeichnet. Ferner sieht man Steinhaufen; ein darüber angebrachter Lappen deutet an, daß an einer solchen Stelle ein Mann meuchlings erschossen wurde. Der Sage zufolge hausen im Ebeneg Dschennum, wohlwollende wie böse Nachtgeister. Nur wohlbewaffnete Leute wagen sich durch diesen etwa vier bis fünf Stunden langen Engpaß; der Weg geht zumeist in dem salzigen Flusse hin, oder hart an demselben, neben Tamarinden- und Rosenlorbeergebüschen. Der schmale Wasserlauf bildet dann und



Eine Wohnung in Tadscheruna. (Nach einer Originalzeichnung.)



Aim Mahsin. (Nach einer Originalzeichnung.)

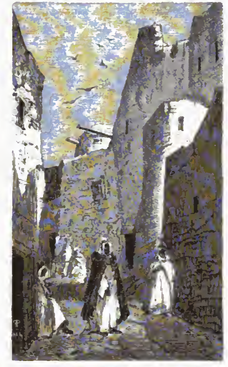
ein klarer kühler Bach zwischen Thuya's und Terebinthen rieselt. Nachdem wir das Lagerfeuer angezündet hatten, wurden alle Fässer und Schläuche noch gefüllt. Am 26. übernachteten wir beim Ksar Bu Alem (S. 131), einer kleinen Oase, am Eingang zu einem kahlen Thale, an dessen anderer Seite der Ksar Sidi Tifur liegt. Dieser letztere wird von Marabu's bewohnt, welche von den Durchreisenden ein Almosen erbitten, weil dort in einer Kubbah, d. h. einem überwölbten Grabe, der Marabut Sidi Tifur liegt. Die Ukil's, Curatoren, der Kubbah empfingen uns; sie hatten das Banner des Heiligen entfaltet und wünschten uns Glück und Segen; dafür bekamen sie etwas Getreide und Geld. Dann schlugen wir unser Lager bei der bradigen Ain Teiba-Quelle auf; sie liegt da, wo der Ebeneg el Melh beginnt, wann größere Wasserflächen, die von Enten und anderen Wasservögeln belebt werden.

Nach einem sechsstündigen Ritt gelangten wir zum Ksar Tadscheruna, einer Oase, die aber weder Grün noch Datteln hat und in einer muschelartigen Vertiefung der Ebene liegt. Der Ued Melh tritt in der Regenzeit aus und bewässert diese Muschel, weil man ihn abdämmt. Das überschwemmte Erdreich wird sofort umbrochen und bestellt, und auf solche Weise erzielt man eine Ernte. Auch haben die Leute in Tadscheruna einigen Erwerb dadurch, daß sie dem mächtigen, mit ihnen blutsverwandten Wanderstamme der Ued Yaqub die Getreidevorräthe aufbewahren und dafür ihr Vieh auf die Weide jener treiben dürfen.

Als wir ankamen, lagerten die Ued Yaqub unter den

Mauern der Oase, und unserer Kolonne wurde eine aus gebratenem Schöpse, Milch und Datteln bestehende Diffa vorgesetzt; noch mehr, der Kaid hatte Wein und Brot aus Laghuat kommen lassen. In Tadscheruna, wo wir zwei Tage verweilten, stieß der Basch Aga Si bu Beker zu uns. Leider war ihm nur ein kurzes Leben beschieden; er starb bald nachher. Er war ein tapferer Mensch, kannte unsere Sitten und Gewohnheiten und würde uns durch sein Schwert und seinen religiösen Einfluß den Weg nach dem innern Sudan über Insalah geöffnet haben. Er erlag dem Fieber.

Am 2. März, dem Abend vor unserer Abreise, waren wir Zeugen eines religiösen Schauspiels, das sich alljährlich wiederholt. Die Mohammedaner erwarteten am Ende des Monats, welcher jenem des Ramadan vorausgeht, den Eintritt des Neumondes. Sie rechnen bekanntlich in Allem, was auf religiöse Angelegenheiten Bezug hat, nach Mondsjahren. Zu Mohammed's Zeit gab es unter den Arabern keine Astronomie, welche für weit auseinander liegende Gegenden Tag und Stunde, wann der Neumond eintritt, genau hätte bestimmen können; deshalb rechnet man den Anfang des neuen Monats von dem Augenblick an, da der Neumond sichtbar wird; die wahren Gläubigen blicken dann nach Sonnenuntergang zum Himmel empor, und wenn der Mond erscheint, ist der Jubel groß.



Straße in Metlili. (Nach einer Originalzeichnung.)

Zelten unseres Lagers Mondsucher, und wir Europäer hatten unsere Ferngläser zur Hand genommen. Eine gute halbe Stunde verlief, während Alle im hohen Grade gespannt waren. Niemand sah etwas, bis endlich ein Mann rief: „Da ist er!" Sein Luchsauge hatte einen schwachen weißlichen Streifen bemerkt, der bald deutlicher hervortrat. Es hatte mit der Sache seine Richtigkeit.

Die Nacht verging unter Festlichkeiten und Vorbereitungen zur Weiterreise. Während der vier ersten Reisetage hatten manche Kameele gelitten und diese ließen wir bei den Tadscherunaleuten zurück; wir nahmen Wasservorräthe ein, tränkten Hammel und Kameele und sandten noch während der Nacht einige Reiter voraus, die sich bei Hirten und Reisenden nach dem Zustande der Weiden näher erkundigen mußten. Es trifft sich nämlich zuweilen, daß ein Regenguß an irgend einer Stelle Gras ins Leben gerufen hat. Solche Punkte, bei denen man auch wohl einige Wassertümpel findet, werden von den Karawanen gern aufgesucht, vorausgesetzt, daß sie nicht allzuweit vom Wege abliegen. Solche Redir's, denn so heißen derartige Pfützen, welche nach dem Regen eine Weile stehen bleiben, sind von großer Wichtigkeit, weil sie dem Vieh Tränke gewähren und das Wasser in den Schläuchen gespart wird.

Am 3. März schlugen wir die Richtung nach Dayet el



Metlili auf der Ostseite. (Nach einer Originalzeichnung.)

Man feuert Schüsse ab und speist gut, denn am andern Morgen beginnt ja der Ramadan, der Fastenmonat. In Tadscheruna nun standen auf allen Dächern und vor den

Rumel ein und mußten nun ohne Unterbrechung weiter reisen bis nach Metlili, das nicht weniger als 53 Lieues (also etwa 60 Wegstunden) entfernt liegt. Auf dieser

ganzen Strecke ist kein Wasser vorhanden, außer zu Ain Massin, das nur 12 Stunden von Metlili liegt und einen Brunnen hat, dessen Wasser jedoch stark schwefelhaltig ist und Ekel erregt.

Bald nachdem wir Tadscheruna verlassen hatten, wurden wir von einem *Wüstensturm* heimgesucht, einem *Simun*, der stoßweise kam und den die Araber als El Asedsche bezeichnen. Er ist für die Wüste, was für die ostasiatischen Meeresregionen ein *Taifun*. In den sandigen Gegenden erscheint der Simun nicht, wie man lange geglaubt hat, als ein pesthauchender Wind, auch begräbt er die Karawanen nicht unter dem Sande. Den Gefahren, welche er bringt, ist der Mensch gewachsen. Er macht sich bemerkbar als ein sehr heftiger Windstoß und erzeugt im Sande eine unzählige Menge von kleinen Staubwirbeln, welche so lange fest zusammen halten, bis sie an den Dünen zerschellen. Solch ein Simun ist brennend heiß und verfinstert nicht selten die Luft durch den Staub, welchen er aufstreibt. Die große Gefahr liegt darin, daß im Sommer ein starker Asedsche im Verlauf eines halben Tages einen Wasserschlauch leert; so stark ist das Ausschwitzen, die Verdunstung. Das wissen die Araber wohl, aber ihre Vorkehrungen, durch welche sie das Unglück abzuwenden suchen, sind mangelhaft. Sie füllen aus einem Schlauche Wasser in einen andern, umwickeln denselben mit Gras, wenn sie solches haben, und stellen sie dann in *Gharas*, große Wollsäcke, mit welchen Kameele beladen sind. Manchmal ist doch der Wasservorrath erschöpft, bevor man zur nächsten Tränke gelangt. In der Noth schlachtet man Kameele und trinkt das Blut; aber auch damit kann man sich, unter Umständen, nicht retten. Die größte Gefahr in der Wüste bildet der Durst, denn in jenen glühheißen Regionen, wo der gelbe Boden wie Feuer ist und ein nicht minder heißer Sand den Wanderer umgibt, *tödtet der Durst oft schon nach wenigen Stunden*. Man denke nur an das, was *Heinrich Barth* erlebt und geduldet hat! *Also der Durst tödtet, und dann werden die Leichen vom Sande begraben.*



Eine junge Frau in Metlili. (Nach einer Originalzeichnung.)

Es gibt ein sehr einfaches Mittel, um den übeln Folgen des Asedsche vorzubeugen; man braucht nur eine Anzahl

hermetisch verschlossener Fässer mit sich zu führen. Das hatten wir gethan. Heute, um zehn Uhr Morgens, war der Horizont mit dicken, weißlichen Wolken umzogen. Um vier Uhr Nachmittags kamen wir zum „Sandpfuhl“, Dayet el Rumel, wo wir Nachtrast halten wollten. Die Luft war beklemmend, die Hitze erstickend, der Horizont bräunte sich, und bald vernahmen wir Rollen und Grollen. Nun wußten die Kameeltreiber, daß das Unwetter nicht mehr fern sei; in aller Eile banden sie die Kameele gruppenweise zusammen, damit sie sich während des Sturmes nicht verlaufen könnten. Bald jagten einige Staubwirbel durch unsere Karawanenreihe; sie waren Verläufer des Orkans. Hinter ihnen her zog eine röthliche Masse drohend gegen uns heran und wälzte Sandwellen vor sich her. Die Kameele mußten niederknien. Der erste Windstoß ging rasch wie ein Blitz vorüber. Nun suchten die Männer Schutz hinter den Kameelen und zogen den Burnus über den Kopf; die Pferde kehrten ihr Hintertheil dem Wind entgegen. Bald kam ein zweiter Stoß; jetzt waren wir im Nu ganz von Nacht umhüllt und die Sandmasse wurde so dick und dicht, daß wir nicht zwei Schritte weit sehen konnten. Dann kam ein entsetzlicher Donnerschlag, welcher die Pferde erschreckte, und dadurch wurde die allgemeine Verwirrung nur noch gesteigert.

Diese entsetzliche Qual dauerte länger als fünf Minuten. Während dieser Zeit blieben wir unbeweglich. Was hätten wir dem wilden, entfesselten Elemente gegenüber auch thun können? Endlich fielen einige dicke Regentropfen und die erstickende Sandwolke wurde etwas lichter. Nun schüttelten wir die dichte Staublage von unseren Kleidern und nach einiger Zeit kam die Erlösung in Gestalt eines fürchterlichen, mit Hagel untermischten Platzregens. Jetzt konnten wir auch wieder sehen und athmeten frischere Luft. Der Regen netzte unsere Schläuche.

Daya bedeutet eine Vertiefung, welche dem Wasser keinen Abzug läßt; aber die meisten „Dayas“ haben niemals Wasser, andere nur während der Regenzeit, und dann sind sie für die Karawanen von großer Wichtigkeit. In Dayet el Rumel, wo wir unser Lager hatten, wächst Drinn, ein Gras, das nur im Sande vorkommt und hohe, dicke Büschel bildet; die Thiere fressen das Drinnhen recht gern. Diese Pflanze ist die „Versehung des Sandes“; ihre Aehre enthält ein dünnes, langes Korn, Luhl, das von den Nomaden der Sandgegenden eingeerntet wird. In Ermangelung anderer Getreidearten wird Luhl von den Schambaa, den Tuarek's, den Mebarsa von Gurara und den Chenassa und Tuat gegessen. Im Dayet el Rumel fanden wir auch Terebinthen, mit deren trockenen Zweigen wir ein Feuer unterhielten.



Si du Beker. Na'mi. Si Lalla, Kaid von Wargla.
(Nach einer Originalzeichnung.)

Am andern Tage erreichten wir die Stelle, wo der Ued Maïguen und der Ued Menschar (d. h. Sägenfluß, weil seine Uferwände sägenartig vortreten) sich vereinigen. Dieser Punkt heißt Bel Zaddin, nach einem Felsen, welcher, wie die Sage behauptet, die Versteinerung eines Mannes ist, der Bel Zaddin hieß. Aber der Ued Maïguen hat niemals Wasser, selbst nicht zur Zeit der Stürme und Ungewitter. Sein Bett, etwa eine gute Wegstunde breit, bildet eine kaum einhundert Fuß tiefe Einsenkung in der Hochebene und verliert sich in einer sehr ausgedehnten Daya, welche an die Areg's oder großen Dünen gränzt; es ist durchaus sandig und hat eben deshalb Pflanzenwuchs. Die Araber reisen gern in diesen Ued's, trockenen Thalgründen, welche in großer Menge die Plateau's durchziehen; denn man kann

sich in ihnen nicht verirren, auch sind sie nicht so einförmig wie die weiten Ebenen und die Thiere finden allerlei Futter. Wir tränkten in diesem Thalgrunde Menschen und Thiere; das ergab für unsern Wasservorrath einen Abgang von 6000 Litres. Am nächsten Tage stiegen wir auf die Ebene zu den Sieben Steinhaufen, Seba Redschem, welche zum Andenken an eben so viele dort erschlagene Männer errichtet worden sind, und nahmen dann unsere Richtung nach Südosten.

Diese Hochebene war trostlos öde, platt wie die Oberfläche eines Teiches, aber mit spitzigen Steinen übersäet. Die Führer mußten sehr aufmerksam sein, um die Richtung nicht zu verlieren. Unser Karawanenzug nahm die Länge von vier guten Wegstunden ein und die einzelnen Kameelabtheilungen hatten allemal einen Raum von ein paar hundert Schritten zwischen sich. In dieser Weise zogen wir etwa vier Stunden lang über die Gada (denn so bezeichnen die Araber diese Hochebenen) von Seba Redschem und kamen dann an die Schebcha des Msab, eine Felsenerhebung, wo wir rasten wollten. Aber mehrere Gruppen Kameele trafen dort erst in der Nacht ein; viele waren derart angegriffen, daß sie in kleinen Tagereisen uns bis Metlili nachgeschickt werden mußten. Auch an diesem Abend wurden 6000 Litres Wasser vertheilt. Uebrigens fanden wir dort in einem Ued viel Drinn und auch Retem, einen Ginster mit weißen Blüthen. Daran thaten sich dann die Kameele eine Güte.

Wir gelangten auf die Schebcha des Msab. Schebcha bedeutet ein Netz; jenes, das wir nun erreicht hatten, verdankt seine Benennung wohl der eigenthümlichen Gestalt von Schluchten, von welchen diese Felsenerhebung nach allen Richtungen hin durchzogen wird. Diese Erhebung ist flach; den Aussagen der Araber zufolge verlängert sie sich nach Südsüdwesten, sechzig oder siebenzig Stunden weit bis Geliab; gegen Osten bildet sie eine große Sandschranke zwischen der Provinz Oran und Gurara.

Diese Hochebenen der Schebcha gewähren einen äußerst trostlosen Anblick. Der Boden ist mit glänzenden schwarzen Steinen und zerbrochenen Massen bedeckt, welche aussehen wie Lava; das Auge gewahrt keine Pflanze, der Horizont ist unendlich, die Sonne, welche auf den schwarzen Boden fällt, gibt dieser Landschaft eine Art von Trauerfarbe. Den Menschen überkommt der Gedanke, daß hierher nur ein Herrscher passe: der Tod. Aber an manchen Stellen öffnen sich diese düsteren Ebenen und der Blick fällt in lachende Thalschluchten, die von Steilwänden eingeschlossen sind. Aus dem Sande haben sich Gräser und Sträuche emporgearbeitet. Am Fuße der Wände ziehen sich goldgelbe Dünen hin und bilden einen Rahmen für das Grün. Das Alles liegt so plötzlich vor uns wie eine Schaubühne, wenn der Vorhang sich erhebt. Das Aïn Massinthal zum Beispiel ist eine gigantische Schlucht in der ungeheuern Felsenplatte der Schebcha, und wir erblickten sie erst, als wir am Rande der Steilwand hielten, von welcher eine Titanentreppe zu ihr hinabführt.

Das Aïn Massinthal hat seinen Namen von einer schmutzigen Pfütze, neben welcher drei Brunnen liegen, welche von demselben unterirdischen Wasserlaufe gespeist werden. Jene Pfütze liegt zwischen einem Ufer, das Steinsalz enthält, und einem andern, das aus Gyps besteht. Das Auge ist erstaunt, dort einige Palmbäume zu sehen; wer mag sie gepflanzt haben? Vielleicht sind einige Dattelkerne an jener Stelle liegen geblieben, vom Wasser befruchtet worden und zum Keimen gelangt. Das Wasser ist brakig und wirkt abführend, aber im „Lande des Durstes“ hat man keine Wahl; es wird von Menschen und Thieren getrunken. Unsere Gelehrten beschäftigten sich mit einer Analyse dieses Wassers, stellten mit dem Barometer Höhenmessungen an, und dann brachen wir nach Mader ben Messauad auf, das noch im Massinthale liegt. An diesem, vier bis fünf Stunden entfernten Punkte fanden wir viel Drinn, Ginster und andere Sandpflanzen; an Lefaa oder gehörnten Vipern fehlt es dort nicht.

Nun waren wir noch eine Tagereise von der Oase entfernt und brauchten mit dem Wasser nicht mehr zu geizen. Der Kaid von Metlili und jener der Schambaa waren uns entgegen gekommen und mit ihnen ritten wir am folgenden Tage, immer noch im Massingrunde, bis Arghub Sbah, d. h. Löwenhügel. Unterwegs trafen wir mehrere Duar's, Zeltdörfer, der Schambaa mit ihren Heerden. Die Häuptlinge feuerten Schüsse zu unserer Begrüßung ab und boten uns eine Diffa an, die wir aber ablehnten. Endlich gelangten wir durch die „düstere Schlucht“ nach Metlili.

Der Ued Metlili ist von Weiden umgeben und von hohen, steilen Wänden eingeschlossen. Nachdem wir etwa eine Stunde weit im Grunde der Oase geritten waren, kamen wir an eine Biegung und nun lag plötzlich in geringer Entfernung der Palmenwald vor uns. Die Karawane jubelte, alle Beschwerden waren auf einmal vergessen; die Bewohner der Gärten und der Stadt kamen mit Fahnen herangezogen, schossen ihre Gewehre ab und machten Musik mit Trommeln und Pfeifen. Unsere Reiter erwiderten den Gruß und dann entstand ein wirres und wildes, aber sehr freudiges Durcheinander. Nach einer Weile kam jedoch Ordnung in das Ganze und man traf Vorkehrungen, um die großen Bewässerungsbecken zu füllen, damit unsere Kameele sich recht satt trinken und auch die Fässer gefüllt werden könnten. Nachdem wir eine Stunde ausgeruht und uns satt gegessen hatten, zogen wir dann unter Palmen hinweg nach unserem Lagerplatze. Auf den Gartenmauern saßen Frauen und Kinder und riefen uns Grüße zu; unsere Reiter machten allerlei Kapriolen oder sangen, die Leute vom Fußvolk schossen dann und wann, und das Alles begab sich im Schatten der Dattelpalmen, zwischen Pfirsich- und Aprikosenbäumen und blühenden Granaten. Die ganze Luft war balsamisch.

Während die Lagereinrichtungen getroffen wurden, betrachtete ich mir die Oase etwas näher. Metlili bietet anfangs einen eigenthümlichen Anblick dar; man erwartet etwas ganz Anderes. Man denkt eine hübsche, saubere Stadt zu finden, aber ich sah nur eine Gruppe von Häusern, zwischen welchen manche Trümmerhaufen liegen. Der Ort befindet sich auf einem Hügel zusammengedrängt, und auf der höchsten Stelle des letztern erhebt sich eine Moschee, die in schlechtem Stande ist. Das Alles war keineswegs einnehmend, aber man gewöhnt sich rasch an den Anblick der aus Schlamm und Steinen gebauten Häuser und überzeugt sich, daß die Lage recht zweckmäßig gewählt ist. Jener Hügel liegt nämlich an einer Stelle, wo mehrere Thäler zusammenstoßen; diese sind in Gärten umgewandelt, und vom Minaret der Moschee überblickt man weithin eine grüne Landschaft. Zwei Flußbetten, welche in Folge von Regengüssen alljährlich ein paarmal Wasser bekommen, vereinigen sich am Fuße der Stadt und spenden der ganzen Oase Leben. Man hat die Gärten derart angelegt, daß alle Dattelbäume bewässert werden können; und allemal, wenn Ungewitter eintreten, ist der Jubel groß. Heransprengende Reiter verkünden die frohe Botschaft, daß bald Wasser kommen werde; dann beeilt sich jeder, seine Dämme zu untersuchen und die Löcher, welche Wasser einlassen sollen, in guten Stand zu setzen. Sobald man die Fluth heranrauschen hört, ertönen Freu-

denschüsse und Jubelgeschrei. Nun darf man ja mit Sicherheit auf eine gute Ernte hoffen; Allah selber sorgt für die Bewässerung. Aber freilich, wenn der es nicht thut, muß der Mensch arbeiten und selber nachhelfen. Die Bewässerung der Gärten ist eine mühsame Arbeit.

Metlili nämlich hat nur ein unterirdisches Wasserbecken, das etwa 50 bis 60 Fuß tief liegt. Jeder Garten besitzt einen Brunnen und ein großes Becken, aus welchem der Besitzer jeden zweiten oder dritten Tag die Palmen und die Obstbäume bewässert. Gemüse und Getreide bekommen täglich zweimal Wasser. Nun ist aber eine fast ununterbrochene Arbeit erforderlich, um die Bewässerungsbecken in einem jeden Garten zu füllen. Männer und Weiber, Kinder und Lastthiere sind Tag und Nacht am Werke, um Wasser aus dem Brunnen heraufzuziehen und lösen einander ab.

Vermittelst der Bewässerung wird jeder Fußbreit ertragfähigen Bodens nutzbar gemacht; man begräbt nicht einmal die Todten in der Erde, sondern gibt ihnen Gräber in den Felsen.

Uebrigens hat Metlili keine Mauern, weil es derselben nicht bedarf, denn es wird von den Schambaa Berasya beschützt, welche ihm treue Verbündete sind. Zum Ueberfluß hat es noch einen Schutzpatron, den großen Marabu Sidi Schich, welcher vor mehr als hundert Jahren den Nomaden ausdrücklich verboten hat, diesen Ort anzugreifen. Er sagte auch den Leuten von Metlili, daß sie nie Mauern errichten dürfen, denn sonst werde er ihnen für alle Zeit sein Wohlwollen entziehen. Uebrigens gehören sehr viele Gärten den Nomaden und die ansässigen Leute sind zumeist nur deren Pächter.

Die Nordsee-Insel Borkum.

Von **Hermann Meier.**

I.

Lage der Insel. — Meer und Klima. — Die Vorzeit und die Verwüstungen des Oceans. — Wohnungen; der friesische Giebel. — Einrichtung der Häuser; Piesel. — Charakter der Bewohner; friesische Eigenthümlichkeiten. — Liebe zur Heimath. — Die guten Tage von ehedem.

Emden in Ostfriesland, im October.

Zwischen den beiden Ausflüssen der Ems oder zwischen der holländischen Insel Rottum und der hannoverschen Insel Juist liegt die größte und fruchtbarste der hannoverschen Inseln, die Badeinsel **Borkum**. Dieselbe ist in zwei Theile getheilt, in **Ost- und Westland**; auf diesem liegt das Dorf mit Kirche, Leuchtthurm &c. Die Insel hat nach der neuesten Zählung etwa 500 Einwohner und 700 Stück Vieh.

An drei Seiten von Dünen umgeben und nur im Osten offen, ist sie hier im steten Zunehmen begriffen, während sie an der entgegengesetzten Seite von Jahr zu Jahr abnimmt. An jener Seite stimmt ihr Boden ganz mit der Marsch des Festlandes überein; der wesentliche Theil der Insel besteht aber aus Sand, welcher durch die Wogen und Strömungen angespült wurde. Aus Sand besteht auch der alte Urboden der Insel; dazwischen liegen regelmäßige dickere oder dünnere Targschichten, mehr oder weniger mächtige Thonlager und das Ganze wird meistentheils wieder von Flugsand bedeckt. Auf dem Westland wie auf dem Ostland befinden sich mehrere hunderte Morgen guten Marschbodens.

Das **Klima** ist wegen der Nähe des Meeres feucht und mild und oft rasch abwechselnd. An heißen Sommertagen wird die Luft durch den plötzlich entstehenden dicken grauen Nebel (hier, wie überall im Sassisch-Niederdeutschen, „Mist" genannt) oft eiskalt, so daß man recht gern einen Griff in die Wintergarderobe thut. **Gewitter** ziehen häufig an der Insel vorbei und umkreisen dieselbe, entladen sich aber äußerst selten über ihr. Das Meer ist ja ein so ausgezeichneter Leiter der Elektricität, daß ein Einschlagen am Lande zu den allergrößten Unwahrscheinlichkeiten gehört. Der **Winter** ist ziemlich strenge und wegen des Treibeises die Verbindung mit dem Festlande eine Zeit lang unterbrochen. Der **Frühling** tritt ziemlich spät ein. Im **Sommer** sind Seewinde vorherrschend, daher ist es selten drückend heiß, sondern meistens nur mäßig warm. Windstille Tage sind selten, die Luft ist also stets reiner, als auf dem Festlande.

Kein Wunder, daß die Leute hier meistens alt werden, denn die Seewinde bringen nicht nur größere Reinheit, sondern auch größere Feuchtigkeit (wissenschaftliche Untersuchungen haben ergeben, daß an einem und demselben Tage die Luft hier um ⅓ reicher an Wassertheilen war, als in Berlin) und führen zu gleicher Zeit Kochsalz mit sich.

Herrschende Krankheiten kennt unser Insulaner nicht, Greise und Greisinnen sind nicht selten; sie bleiben meistens rüstig bis ins höchste Alter hinein und häufig sieht man von ihnen noch die schwersten Arbeiten mit leichter Mühe verrichten. Die Sterblichkeit ist nicht groß, durchschnittlich stirbt jährlich 1 bis 1½ %, gewiß ein sehr günstiges Mortalitätsverhältniß. —

Die jetzige Insel ist ein trauriges Bild gefallener Größe. Es ist ihr ergangen, wie vielen großen Reichen, die, von Jahrhundert zu Jahrhundert ohnmächtiger und nichtiger werdend, nur noch durch ihren Namen an ihre vormalige Macht und Bedeutung erinnern. Was aber dort ruhmsüchtige Eroberer oder die Trägheit und andere Untugenden der Einwohner verschuldeten, das verdankt Borkum einzig und allein seinem immer kampfgerüsteten und kampflustigen Nachbarn — dem Meere.

Wenn wir einen Blick auf die Karte werfen, so zeigt sich uns von dem Dorfe **De Helder** an der Nordwestspitze Hollands bis nach **Jütland** nur eine vom Meere zerrissene Fläche früheren festen Landes. Plinius zählte hier zu seiner Zeit noch 23 Inseln; jetzt ist nur kaum noch die Hälfte da, die noch täglich einen ohnmächtigen Kampf um ihre Existenz durchkämpfen. **Wangeroog**, diese so freundliche Badeinsel Oldenburgs, ist wenig mehr als eine Sandbank; bald wird sie ganz verschwunden sein. **Das ist das Schicksal aller unserer Inseln: einem Abend voller Schrecken wird einst kein Morgen mehr folgen.**

Den Römern, die von allen deutschen Flüssen die Ems am häufigsten besuchten, war Borkum wohlbekannt; Plinius schildert sie als sehr groß, als die größte aller Nordsee-Inseln. Er nennt sie Fabaria, auch Burchana; bei Strabo heißt sie Burchanis. Daß sie nicht schwach bevölkert war, geht daraus hervor, daß ihre Bewohner sich der Landung eines Römerheeres unter Drusus mit bewaffneter Hand widersetzen konnten. Damals hatte die Insel aller Wahrscheinlichkeit nach eine Größe von 20 Quadratmeilen. Ueber die Auflösung dieses Landstriches ist nicht die geringste Kunde auf die Nachwelt gekommen. Später wurde Borkum in vier Theile zerrissen; zwei davon sind längst untergegangen, wie lange wird die Sonne noch die beiden vorhandenen bescheinen?

Das erste, was schon in weiter Ferne dem Besuchenden die Insel andeutet, ist der im Jahre 1576 von der Stadt Emden erbaute Leuchtthurm. Früher ohne Leuchtapparat, erhielt er später ein Reverberenlicht und später ein katadioptrisches Licht nach Fresnelschem System. Dasselbe steht 139¾ Fuß über dem gewöhnlichen täglichen Hochwasserstande des Meeres und zeigt bei klarer Luft ein 20 bis 24 Seemeilen weit sichtbares, festes, weißes Licht. Von Sonnenuntergang an bis Sonnenaufgang erhellt es die Ems und die Nordsee und der aus See kommende Schiffer wird es als ersten Gruß des Vaterlandes gewiß mit dankbarem Herzen erblicken. Unmittelbar am Thurme steht das bescheidene Gotteshaus. —

Die meisten Häuser des Dorfes sind einfache, einstöckige Gebäude mit aufstehendem friesischem Giebel und vereinigen unter Einem Dache Wohnung, Stall und Scheune. Tritt man in die Thür, so hat man an der einen Hand das kleinere Vorderhaus, an der andern Stall und Scheune. Das Vorderhaus besteht aus dem geräumigen „Vorhaus“, aus der mit Steinen gepflasterten Sommerküche, der gedielten Winterküche, dem Milchkeller und der Piesel. Letztere ist eine mit kleinen, bunten, viereckigen Steinen belegte Stube, welche früher nie bewohnt wurde und in welche man nur die Todten bis zur Beerdigung hineinsetzte. Man wohnte lieber auf den Kuhställen als in der Piesel. In derselben herrschte stets eine eigenthümliche Luft, denn selten wurden hier die Fenster geöffnet und auch die Laden derselben blieben fast immer verschlossen. Die besten Sachen wurden dort aufbewahrt und mancher Geizhals soll früher unter den Steinen derselben seine Schätze begraben haben. Wenn man hineinging, zog man die Schuhe aus und trat leise auf, Kinder kamen selten dahin. Seitdem Borkum aber in die Reihe der Bäder getreten ist, verschwinden die Pieseln immer mehr.

In der Winterküche befindet sich ein mächtiger Feuerherd, dessen Rückseite aus weißen oder bunten „Esters“ (Estrichen) besteht. In demselben hängt Kette, Zange und Aschenschaufel, alles blank gescheuert und wie Silber glänzend. An der andern Seite der Küche sind ein oder zwei Betten angebracht; diese befinden sich wie die Schiffskojen in der Wand und sind meistens so hoch, daß man nur vermittelst einer davorstehenden, häufig kunstvoll geschnitzten, grell gefärbten und theilweise vergoldeten Bank hineinsteigen kann.

Im Hinterhause findet man die in hohem Grade reinlich gehaltenen Kuhställe; die Sauberkeit ist immer um so leichter zu erzielen, da das Vieh in den Sommernächten draußen beim Hause eingepferchт und angebunden wird, und den Raum fürs Heu. Wenigstens eine Kuh und einige Schafe hat fast jede Familie.

Im Frühling wird alles Vieh auf die Wiese getrieben, später aber hinter den Deich auf die Außenweide, da man des Heues für den Winter bedarf; sobald dieses und das Korn ꝛc. ins Haus gebracht ist, kommt das Vieh, bis es aufgestellt wird, wieder ins „Land“. Der Kuhmist wird von den ärmeren Leuten an Ort und Stelle getrocknet und als Feuerungsmaterial unter dem Namen „Schoolden“ ins Haus geschafft.

Bei allen Häusern befindet sich ein größerer oder kleinerer Garten, in welchem Gemüse allerlei Art, Kartoffeln und auch Korn gebaut werden. Obstbäume trifft man nur wenige, denn theils werden ihre Blüthen in ungeschützten Gärten ein Raub gewisser verheerender Seewinde, die oft in einem Sturm alles Laub schwarz färben, theils glaubt die halberwachsene Jugend, daß das siebente Gebot auf das reifende Obst keine Anwendung finde. Sonstige Bäume, als Weiden, Erlen, Linden, Pappeln, Eschen ꝛc. kommen gut fort.

Unsere Insulaner sind ächte, wahre Friesen: ein hartes, rauhes, tüchtiges Geschlecht mit schwerem Körper und wettergebräuntem Gesichte. Die Frauen sind groß und schlank und haben meistens scharf markirte Gesichtszüge. Auch in ihnen steckt ein Geist seltener Unruhe, der sie ewig aus den vier Mauern ins Freie treibt. Unter den Jungfrauen fehlt es nicht an stattlichen Figuren mit hübschen Gesichtern, und da sie nicht, wie die Frauen vieler anderer Inseln, die schweren und schwersten Arbeiten zu verrichten haben, so welkt der Blüthenkelch ihrer Anmuth nicht so früh wie dort. Die meisten verheirathen sich frühzeitig und nur in seltenen Fällen mit Festländern. Dem einmal Erwählten bleiben sie treu, so daß Ehebruch und andere Sünden wider die Keuschheit zu den seltensten Ausnahmen gehören, wenn auch die Idee der Sittlichkeit nicht mehr so weit getrieben wird wie vor Zeiten, da sich keine Witwe, im Glauben an ewige Liebe und Treue, zum zweiten Male verheirathete. — In den letzten zwanzig Jahren wurden hier nur fünf uneheliche Kinder geboren; gewiß ein äußerst günstiges Verhältniß.

Der Umgang zwischen beiden Geschlechtern ist genau geregelt. Im Winter findet man jeden Sonntag nach „Melkavend“ in den verschiedenen Häusern Gesellschaften junger Mädchen, die nicht ungern auch Jünglinge daran Theil nehmen lassen. Daran stößt sich Niemand, denn dies geht in aller Zucht und Ehrbarkeit von statten; nur darf der Besuch nicht länger als bis zum zwölften Glockenschlage dauern. Weiß man aber, daß ein Jüngling sich heimlich zu einem Mädchen geschlichen hat und bis nach zwölf Uhr bei ihr verweilt, so wird das Haus in Belagerungszustand erklärt. Jede Thür und jedes Fenster wird bewacht, um das Entschlüpfen des Anbeters zu verhindern; ein „Parlamentär“ wird abgesandt, die Uebergabe auf Gnade und Ungnade zu verlangen, aber in den meisten Fällen bleiben Thür und Fenster verschlossen und es erfolgt keine Antwort. Das auf diese Weise blockirte Paar hat nun hinreichend Zeit, sich über seine gegenseitigen Gefühle klar zu werden, denn bevor nicht das Tagesgestirn dem Meere entsteigt, ist Niemand befugt, in das Haus einzudringen, es sei denn, daß die Bewohner desselben freiwillig die Thür öffneten. Dies geschieht aber selten und die Sittenrichter harren bei Gesang und Trank bis zum folgenden Morgen. Kaum ist dieser angebrochen, so wird draußen Ernst gemacht, man verstopft die Schornsteine mit Schnee oder allerlei Unrath, so daß man im Hause vor Rauch umkommen muß; man versucht Fenster zu öffnen und Thüren

*) Auf den nordfriesischen Inseln heißt der ansehnliche Vorraum vor dem eigentlichen Wohnzimmer „Piesele“. Hier vergnügt sich das junge Volk mit Tanz, was sie „pieselen“ nennen.

zu sprengen, und will das Alles nicht gelingen, so nimmt man die Ziegel vom Dach und steigt auf diese Weise ins Haus, aber dann findet man meistens das Mädchen allein. Die nun stattfindende Untersuchung wird so genau und vollkommen vorgenommen, als wenn alle ausgelernte Polizisten wären; das Unterste wird zu Oben gekehrt und kein Plätzchen undurchsucht gelassen, bis man endlich den Verlobten aus seinem Verstecke hervorzieht. Ein lautes Hurrahgeschrei verkündet den Fang. Man richtet an den jungen Mann die Frage, ob er mit dem Mädchen verlobt sei? Bejaht er solche, so wünscht man dem Paare Glück, bringt ihnen ein Hoch und verkündet, den jungen Bräutigam in ihrer Mitte mit sich fortziehend, der ganzen Insel das frohe Ereigniß einer neuen Verlobung. Erfolgt indeß auf jene Frage ein „Nein!", so wird dem Liebhaber ein Tau um den Leib gebunden und er, alles Sträubens ungeachtet, durch das Lynchgesetz verurtheilt, zur Abkühlung drei Mal hin und zurück durch ein dazu bestimmtes Gewässer geschleift zu werden. Gesteht er während der Procedur seine Verlobung ein, so wird dadurch sein Strafmaß selbstredend abgekürzt. Daß die ganze Bevölkerung diesem tragi-komischen Schauspiele beiwohnt und daß der wider Willen zum Bräutigam Gewordene Jahre lang ein Spott seiner Kameraden bleibt, läßt sich denken.

Daß das Meer seine Söhne mit Geistesgegenwart, mit Kühnheit, Entschlossenheit und Tapferkeit ausgerüstet hat, braucht nicht weiter erwähnt zu werden. Wie die Sage erzählt, nahmen einst Borkums Frauen und Jungfrauen durch List und Gewalt die ganze Besatzung eines sie bedrohenden Korsarenschiffes gefangen. Die ganze männliche Bevölkerung war nämlich auf den Walfischfang ausgefahren, als einige auf den Dünen auslugende Jungfrauen ein gefürchtetes Seeräuberschiff bei Borkum anhalten sahen. Die ganze weibliche Bevölkerung legte eiligst Männerkleidung an, bewaffnete sich, schleppte eine alte Schiffskanone an den Strand und erwartete nun den berüchtigten Korsaren. Kaum war derselbe vor Anker gegangen, als die erste Kugel durch die Luft sauste und ihm den großen Mast über Bord warf, eine zweite schlug in die Planken seines Schiffes ein. Es dauerte nicht lange, da erschien die weiße Flagge am Topp. Man verspricht den Seeräubern das Leben, wenn sie einzeln und ohne Waffen ans Land kommen. Das geschieht und alle werden geknebelt in den Thurm gebracht. Das Piratenschiff wird verbrannt und am folgenden Tage fährt man mit den Gefangenen nach dem Festlande, sie der Justiz zu überliefern. Aber in der Nacht löste der ungefesselt gebliebene Sohn des Anführers die Bande der Gefangenen und alle machten sich davon. Doch kaum entronnen, schlug das Boot um und sie fanden ihren Tod in den Wellen.

Treue, Gastlichkeit und Ehrlichkeit sind hier wohl bekannt und im Winter, wenn man nur unter sich ist, werden des Nachts sehr wenige Hausthüren verschlossen. Diebstahl und Betrug kommt selten vor; zu betteln, unter welchem Vorwande es geschehen möge, gilt für eine Schande. Der Insulaner würde lieber verhungern, als Andere um eine Gabe ansprechen. Eigensinn und zähes Festhalten am Alten, Hergebrachten gehören zu seinen Hauptfehlern. Von vornherein ist er gegen jede Neuerung eingenommen und schüttet nicht selten das Kind mit dem Bade aus, wenn einsichtige Freunde ihm eine reiflich überlegte Verbesserung seiner heimischen Zustände vorschlagen. Unter seines Gleichen gern schwatzend, verschließt er sich wortkarg gegen Fremde und betrachtet alles Werben um sein Vertrauen mit Argwohn.

Seine Heimath liebt er über Alles; wenn die Seefahrer im Herbst heimkehren, so bleibt er gewiß nicht draußen. Nie versäumt er alsdann, am ersten Sonntag die Kirche zu besuchen und öffentlich ein Dankgebet für sich sprechen zu lassen. Denn der kalte ruhige Insulaner hält fest an dem Glauben seiner Väter und keiner Macht der Erde würde es gelingen, ihm seinen Gott zu nehmen. Eben so wenig wird aber auch der kranke Pietismus unserer Tage hier seinen Thron aufschlagen können. — Während z. B. Sylt der Sagen und Märchen unzählige hat, ist Borkum daran sehr arm, dagegen fehlt andererseits auch wiederum alle Gespensterfurcht und sonstiger Aberglaube.

Man hat den Insulanern und auch den Borkumern den Vorwurf der Trägheit gemacht, aber dieser ist ein ungerechter.

Ins vorige Jahrhundert fällt die goldene Zeit unserer Insel, die damals über 1000 Bewohner zählte, welche im Vergleich zu jetzt in glänzenden Verhältnissen lebten. Denn verschiedene hier ansässige Kapitaine, Kommandeure genannt, wie fast die ganze männliche Bevölkerung, fuhren theils für eigene Rechnung, größtentheils aber auf amsterdamer und hamburger Schiffen nach Grönland auf den Walfischfang und kamen dann gegen den Winter, reich mit Geld und anderen Schätzen beladen, wieder in die Heimath zurück. Aber diese reiche Erwerbsquelle versiechte: die Engländer vernichteten den holländischen Handel, dann kam die französische Zeit und 1806 die Wegnahme der ostfriesischen Schiffe durch die Engländer und endlich, um das Maß zu häufen, die Kontinentalsperre. Damit war alle Gelegenheit zum Verdienst zu Grabe getragen und Viele zogen nach Amsterdam oder Hamburg. In Folge dessen wurden über 100 Häuser abgebrochen. Antike Möbeln, kostbare Schnitzarbeiten, seltnes chinesisches Porzellan und die immer mehr und mehr verschwindenden Walfischrippen und Kinnladen, die noch hier und da um Gärten und an Thorwegen stehen, erinnern laut an jene Zeit.

Man mußte sich nun bequemen, zu anderer Arbeit zu greifen und es ging. Die Regierung half. In den letzten Jahren des 18. Jahrhunderts schickte der König von Preußen, dem damals Ostfriesland gehörte, Spinnräder, Haspeln und Flachs hierher, um den Weibern Gelegenheit zur Beschäftigung und zum Verdienst während der langen Winterabende zu geben und theilte den fleißigsten Spinnerinnen Prämien aus.

Das soll nun dem weiblichen Theil der Bevölkerung nicht sehr gefallen haben. Mädchen und Frauen steckten die Köpfe zusammen und hielten förmliche Berathungen, wie man der aufgedrungenen Neuerung gegenüber sich zu verhalten habe. Und eines Morgens früh vor Tagwerden sah man auf der Insel Thür um Thür sich öffnen und heraus schritten Frauen und Jungfrauen, die geschenkten Spinnräder und Haspeln in der Hand, in feierlichem Zuge. Die Schaar bewegte sich in gemessenem Schritt zur Wiese. Dort angekommen, zündete man ein hellloderndes Feuer an und mit dem Ausdruck der größten Verachtung warf jede aus dem Zuge ihre Sachen hinein.

Wäre diese Erzählung wahr, so ließe sich wirklich eine ganz allerliebste Novelle daraus spinnen, aber — sie ist erdichtet.

Es läßt sich übrigens leicht denken, daß sowohl männliche als weibliche vom Ueberfluß verwöhnte Bevölkerung nicht sofort die goldene Mittelstraße der Thätigkeit hat finden können. Der unerwartete Schicksalsschlag mag freilich Manchen enttäuscht zu Boden geworfen haben, als aber die Noth ernstlich an den Mann trat, standen alle gerüstet da.

Man legte sich auf Gartenbau und Viehzucht, Fischfang und Handwerk. Viele blieben auch bei der früheren Beschäftigung und befuhren als Steuerleute oder Matrosen das Meer. Solche sind noch jetzt gesucht, denn Treue, Bieder-

keit, praktischer Blick und unermüdliche Thätigkeit sind ihnen keine unbekannten Tugenden.

Auf Helgoland und anderen Inseln überläßt der Mann dem Weibe alle Arbeit des Hauses und des Feldes; auf Borkum aber greift auch der Mann wacker zu und muthet der Frau gewiß nicht die schwersten Beschäftigungen zu, so daß nur Oberflächlichkeit oder Bosheit diesen Leuten Trägheit vorwerfen kann.

Ihre Liebe zur Thätigkeit gewahrt man, sobald man nur ein Haus betritt, indem man dort eine Ordnung und Reinlichkeit findet, die wirklich musterhaft genannt zu werden verdient.

Die tägliche Lebensweise weicht wenig von jener der ostfriesischen Küstenbewohner ab, nur daß hier nicht oft Fleisch, aber desto mehr Fisch auf den Tisch kommt. Ohne Fisch wäre es mit Vielen übel bestellt, Fisch ist dem ärmeren Mann oft Brod und Fleisch, Butter und Käse. Wer zu seinem Schwarzbrod ein Stück Schellfisch, Scholle oder Rochen hat, die im Sommer an der Sonne getrocknet sind, der fühlt sich noch lange nicht beklagenswerth.

Die Kleidung ist möglichst einfach und ohne alles nationale Gepräge. Die eigenthümlichen Kopfbedeckungen früherer Zeit sind ganz, die sog. Ohreisen, ein goldner oder silberner Kopfputz der friesländischen und nordholländischen Frauenzimmer, bis auf den einiger wenigen älteren Frauen verschwunden.

Vielfach hat man behauptet, die Sprache der Insulaner sei die friesische noch; das ist falsch, sie ist ostfriesisch plattdeutsch, stark vermischt mit holländischen Ausdrücken. Im Ganzen ist der Dialekt sehr wohllautend, der Fremde wird die Leute gern darin plaudern hören. Daß hin und wieder einige wenige Worte vorkommen, die man am Festlande nicht hört, hängt mit den Eigenthümlichkeiten des hiesigen Lebens eng zusammen.

Mosaik aus dem Yankeelande.

IV.

Yankee-Urtheile über die Deutschen. — Wie die Abolitionisten den Neger ausrotten und Abgötterei mit ihm treiben. — Patrioten und Ausreißer. — Blutgier der Parteien.

Urtheile über die Deutschen in der Nord-Union. Einer der berühmtesten Yankeeschriftsteller, sonst ein leiblich verständiger Mann, Ralph Waldo Emerson, hat vor einiger Zeit ganz unbefangen drucken lassen, daß die Deutschen in Nordamerika weiter nichts seien als „Guano". Als solchen könne man sie sich gefallen lassen, aber zu etwas weiterem seien sie untauglich. Der Neuyork Herald suchte vor einiger Zeit zu beweisen: daß die Deutschen im Yankeelande ganz miserable Soldaten seien und in Europa auch nicht viel besser wären. Mit jener Dreistigkeit, welche den Yankee charakterisirt, führte der Herald den Satz aus, daß ein Irländer tapferer sei und im Kampfe mehr leiste, als drei der besten deutschen Soldaten; das habe sich bei Waterloo gezeigt und doch habe man in Deutschland so viel Aufhebens von der preußischen Tapferkeit bei Waterloo gemacht!

In Bezug auf das innere Staatsleben betrachtet sich der Vollblutyankee, der freilich seinerseits auch ein Mischling ist, als den Herrscher im Lande und die „adoptirten Bürger" als eine untergeordnete Rasse. Die Deutschen könnten, schon vermöge ihrer großen Zahl, eine Rolle spielen, aber sie bringen es in der Politik zu nichts, und Diejenigen, welche sich in die Parteipolitik hineinmischen, sind in der Regel nicht viel werth und eben so arge Aemterjäger wie die Yankees selbst. Wir finden in einem londoner Blatte vom 26. September einen Brief, welchen ein Engländer aus Chicago in Illinois geschrieben hat, und lesen in demselben einige Bemerkungen über unsere dortigen Landsleute. Sie sind nicht schmeichelhaft und wir würden sie gewiß nicht mittheilen, wenn es uns nicht darauf ankäme, die bei uns in Deutschland leider noch immer im Schwange gehenden Vorurtheile über das Yankeeland zu beseitigen. Jener Engländer hat gewiß manche Notizen von Yankees erhalten. Er schreibt:

„Die Zahl der Deutschen ist sehr beträchtlich, sie zählen aber in einer amerikanischen Gemeinde für wenig oder nichts. Ehrliche, rechtschaffene und fleißige Leute sind sie, sogar mäßig und nüchtern in ihrer Weise; aber im Allgemeinen erheben sie sich nicht über ihre ochsenmäßige Plackerei (oxen like drudgery) und stellen sich selten eine höhere Aufgabe, als die eines Lastthieres. Ueberall, wohin sie kommen, bringen sie ihr Lagerbier und ihre stupiden Meerschaumköpfe mit. Alle gemeinen Schänken und Cigarrenläden werden von ihnen gehalten; auf dem Lande sind sie selber Bauern oder verrichten die schwere Arbeit für andere. Zu öffentlichem Einfluß bringt es der eine oder andere nur ausnahmsweise. Sie pfuschen und tappen auch wohl in die Politik hinein, aber plump und ungeschlacht, wie das ja ihre Art ist. Sie haben ihre eigenen Zeitungen, halten ihre eigenen Versammlungen, haben ihre eigenen gemeinen Stadtviertel und in diesen Ghetto's halten sie Reden. In ihren Ansichten sind sie sehr amerikanisch und äußerst radikal und von einem harmlosen Socialismus durchdrungen. Nicht wenig thun sie sich darauf zu Gute, daß sie hier als freie Leute gleichsam wiedergeboren seien, drängen sich sehr danach, naturalisirt zu werden und sind sehr eitel und stolz auf den Titel eines amerikanischen Bürgers. Rasch legen sie die heimathlichen Sitten und Trachten ab und behalten nur die Tabakspfeife und den Bierkrug bei; sie vernachlässigen ihre Muttersprache und affektiren den Yankee selbst bis auf das Tragen des Bartes. Sie gefallen sich auch in grimmigen Ausfällen gegen die Tyrannei und die Bigoterie und die schlechte Regierung in ihrem Vaterlande. Höchst erbaulich ist ihr Eifer für die Sache des Republikanismus, aber in der Wagschale der amerikanischen Geschichte wiegen diese Leute auch nicht einen Skrupel. Zwar haben sie bei den Wahlen Stimmen abzugeben und diese haben in sofern Werth, aber diese Stimmen weiß irgend ein abgefeimter Yankee, der sie braucht, sich zu verschaffen, wenn er sich nur die Mühe gibt, jene Leute hinter das Licht zu führen und sie mit schönen Redensarten abzuspeisen. Denn Politik ist ein unfaßbares Ding für den Kopf eines Deutschen. Sie träumen und zanken und raisonniren über Nigger und Copperheads hier, wie zu Hause über Bundesstaat und Staatenbund. Das hier Gesagte gilt vorzugsweise von den protestantischen Deutschen, denn die katholischen halten, gleich den Irländern, mehr zum Süden." —

In diesen Aussprüchen ist einiges Wahre, aber im Allgemeinen ist in der ganzen Auffassung die Rohheit John Bulls mit der

Frechheit eines Yankee verquickt. Der londoner Bummler kennt das Volk nicht, das einen Barbarossa und Luther, Gutenberg und Dürer, Goethe, Schiller, Lessing, Humboldt und Friedrich den Zweiten u. A. hervorgebracht, welchem die Welt außer der Buchdruckerkunst auch die Uhren, den elektrischen Telegraphen und das Schießpulver verdankt.

Wir haben mehrfach darauf hingewiesen, daß in der *Armee der Nordstaaten* alle Mannszucht verloren gegangen ist; die *Zahl der Deserteure*, welche binnen zwei Jahren die Reihen der Nordarmee verlassen haben, wird jetzt von einem der Politik Lincoln's ergebenen Blatte auf *nicht weniger als 134,000 Mann* geschätzt. Ein großer Theil der Verabschiedeten oder Beurlaubten erscheint als eine wahre Landplage fast in ähnlicher Weise, wie die berüchtigten „gartenden Knechte“ nach dem Dreißigjährigen Kriege in Deutschland. Am schlimmsten ist, daß sie sich in sehr gewaltthätiger Weise in die politischen Angelegenheiten mischen und den Galgen als Ausrufungszeichen hinstellen. Am 12. September machte eine Bande von Unionssoldaten auf der Eisenbahn zwischen Terre haute und Greencastle in Indiana einen Versuch, das Kongreßmitglied D. W. Vorhees, der mit demselben Zuge fuhr, *unterwegs aufzuhängen — weil er ein Demokrat ist*; nur mit Mühe gelang es einigen Offizieren, das Leben des Kongreßrepräsentanten zu retten. Sie vermochten es aber nur dadurch, daß sie ihn zwangen, den Zug zu verlassen.

Die Zahl der *Neger*, welche durch Lincoln's menschenverderbende Politik immer unter dem Vorwande der Humanität hingeopfert werden, beläuft sich schon jetzt hoch in die Tausende. 22,000 sind bereits in Regimenter eingereiht, 50 schwarze Regimenter von je 2000 Mann sollen noch gebildet werden und 62,800 Mann waren beim Troß der Unionsarmee. Nachdem man sie ihren Herren, den Pflanzern, geraubt hat, bildet man Kompagnien aus ihnen, die als Kanonenfutter verwandt werden, oder man zwingt sie zu den härtesten Arbeiten, namentlich an Flüssen und in Sümpfen, wo sie in großer Menge nach wenigen Wochen unterliegen. Vor Vicksburg und Port Hudson sind auf solche Weise mehrere Tausend „befreite“ Neger zu Grunde gegangen. Seitdem diese beiden Festungen im Besitze der Yankeesoldaten sich befinden, werden weit und breit Streifzüge von ihnen unternommen, um den Secessionisten Neger zu rauben; bekanntlich hält es die Yankeepolitik mit Civilisation und Freiheit verträglich, Privateigenthum zu confisciren und die Unionssoldaten haben diese Confiscation in ein förmliches System gebracht. Die geraubten Neger werden als „*Contrabands*“ fortgeschleppt und in sogenannten „*Camps*“ untergebracht. Ein Offizier der Unionsarmee schreibt darüber einem Neuyorker Blatte Folgendes: „Diese „Camps“ sind mit Menschen überfüllt und auch die kühnste Phantasie kann nicht entdecken, was die Schwarzen dadurch gewinnen, daß man sie von den Pflanzungen hinweggenommen hat, um sie hier unterzubringen. Ich ritt gestern (5. September) wieder an einem solchen Camp vorbei und sah dort am Wege fünf schwarze Leichen liegen, die schon stark in Fäulniß übergegangen und von den Schweinen derart angefressen waren, daß man die Körperbildung nicht mehr deutlich erkennen konnte. Es war ein schauderhafter Anblick, aber dergleichen Dinge kommen häufig vor. Der erste Gedanke der freigemachten Neger ist kein anderer, als daß sie nun nichts mehr schaffen wollen. Freiheit ist ihnen gleichbedeutend mit Enthebung von aller Arbeit und es ist unmöglich, ihnen diesen Wahn aus dem Kopfe zu bringen, so lange sie in diesen Camps bleiben; denn hier haben sie absolut weiter nichts zu thun, als zu essen und zu schlafen. Sie schwelgen in ihrer Freiheit, indem sie ein durchaus brutales und höchst ausschweifendes Leben führen.“

Unter den nördlichen Landverderbern, d. h. den Abolitionisten und den Anhängern der sogenannten republikanischen Partei, durch welche die despotische Diktatur des ehemaligen Advokaten und jetzigen Präsidenten Abraham Lincoln möglich geworden ist, gehört es zur Mode, mit dem Neger eine Art von Abgötterei zu treiben. Freilich ist dieselbe *sehr abstrakter Natur*, denn man würde mit dem „schwarzen Bruder“ nicht einmal an einem und demselben Tische sitzen mögen und neben ihm eine Suppe essen. Im Uebrigen hat man aber den Satz aufgestellt, daß der Herr des Himmels und der Erde den schwarzen Afrikaner nach seinem Bilde geschaffen und vor allen anderen Völkern hochbegnadet und begünstigt habe. Der schwarze Soldat soll die Union retten, „die doch, als ein Treibhaus des Despotismus und des Profoßmarschallthums, keinen Schuß Pulver werth ist“. Der schwarze Soldat wird als ein Ideal von Tapferkeit hingestellt. Unverheirathete Frauenzimmer, die dreißig Jahre hinter sich und noch keinen Mann haben, stark von Geist, aber nicht hübsch von Gesicht und hager von Gestalt sind, tragen *Busennadeln mit einem Negerkopfe, welchen eine rothe Freiheitsmütze ziert*. Nun hat leider der „Nigger“ keine Geschichte; er hat in Afrika keine großen Männer aufzuweisen, außer etwa den König von Dahome, der nur 4000 Menschen im Laufe eines Jahres opferte und 5000 schwarze Damen, Amazonen, als Leibgarde hält. Dieser paßt nicht in das System der Negervergötterung, und aus Haïti, dem blutbesudelten, will man doch nicht gern Männer wie Dessalines oder Faustin Soulouque, den weiland Kaiser und Schlangenanbeter, als Urideal und Vorbild des gesammten Menschengeschlechts aufstellen. Aber ein Yankee weiß sich zu helfen. Da ist ein Mann, der studirt und eine akademische Bildung genossen hat, Namens *Whiting*, einst Advokat in Boston, wo er wenig Prozesse zu führen hatte und Zeit genug fand, in den Versammlungen der republikanischen Lincoln-Partei das große Wort zu führen. Der Biedermann wurde, als Stellenjäger, von Lincoln zum Solicitor in Washington ernannt und blieb als solcher seiner Negerphilanthropie getreu. Er hat den Schwarzen große Ahnen verschafft und dem afrikanischen Heroenkultus steht nun gar nichts mehr im Wege. Dieser gelehrte Thebaner nennt in einem Sendschreiben den *Karthager Hannibal* nicht nur „den *Eroberer Roms*“, sondern er bezeichnet ihn auch als einen — *Neger*! — Also das wäre nun durch Whiting ausgemacht worden. Nun versteht es sich auch von selbst, daß *Kleopatra* auch eine *Negerlady* gewesen ist, und wenn nicht diese, so muß doch jedenfalls *Dido*, die Gründerin Karthago's und Hannibal's Landsmännin, eine wollköpfige Stammverwandte der Congo-Neger gewesen sein!

Aber man ist trotzdem sehr wenig „negerfreundlich“ in den „freien“ Staaten, z. B. nicht in Ohio. Daß in diesem Staate, z. B. in Cincinnati, die „Nigger“ auf dem Kirchhofe apart in der Art begraben werden, daß sie mit den Leibern von Norden nach Süden, die Weißen dagegen von Westen nach Osten gelegt werden, ist bekannt. Im Anfange des Augustmonates 1863 war nun eine große Wahlbewegung in diesem Staate, namentlich im nördlichen Theile. Die Demokraten pflanzten als Wahrzeichen ihrer Partei viele Hickorybäume auf, denn der Wallnußbaum ist ihr Symbol seit den Tagen des „alten Hickory“, nämlich des Generals Jackson. In Upper-Sandusky hatten sie in einer großen Versammlung riesige Maueranschläge, auf denen Alles stand, was die freien Yankees jetzt *nicht* haben, was sie aber wünschen, nämlich: „freie Rede, freie Presse, freies Wort; die Verfassung und die Union für immer“.

Ein gewaltiger Wagen mit einem Hickorystamme, von acht Pferden gezogen, „und mehr als 50 *weißgekleidete Mädchen enthaltend*“ (sic!) führte das Motto:

„*Väter, schützt uns vor Negergleichheit!*“

In der Zeitungspresse des Yankeelandes, der englischen wie der deutschen, war zwar von jeher eine entsetzliche Rohheit und Plumpheit an der Tagesordnung, aber seit dem Unterjochungs-

kriege des Nordens gegen den Süden und der durch denselben aufs höchste gesteigerten Parteiwuth ist die Verwilderung geradezu haarsträubend. In der Stadt der Bruderliebe, zu Philadelphia in Pennsylvanien, gibt ein geriebener Stellenjäger, Namens Forney, der im Parteigetriebe schon seit zehn Jahren eine hervorragende Rolle spielt, ein Lincoln-Blatt heraus, die „Presse". In derselben schreibt er wörtlich: „Neuyork hat bewaffneten Widerstand gegen die Regierung geduldet und muß ihn entweder unterdrücken, oder dafür büßen. Solchen Menschen gegenüber kann sich die Regierung auf keine Zugeständnisse einlassen. Sie müssen mit unerbittlicher Gewalt niedergeschmettert werden. Wir würden Thränen vergießen für Amerika, wenn diesem Pöbel gestattet würde, die Regierung einzuschüchtern oder zu controliren." Dies zielt aber nicht etwa auf den irischen Pöbel, welcher im Juli die Mordbrennereien verübte, sondern auf die „conservative nationaldemokratische" Partei. Forney schließt mit folgendem Satze:

„Weit besser wäre es, daß Neuyork mit all' seinem Ruhm, seinem Reichthum und seiner Pracht der Erde gleichgemacht, in ein Babylon und Tyrus verwandelt würde, als daß ein solches Ding gestattet werden sollte."

Die Neuyorker Staatszeitung replicirt darauf: „Wir fragen diesen Forney: Wer bezahlt denn für die Diebereien, Räubereien und Mordbrennereien, welche von den Minions und Drohnen der Administration seit fast dreißig Monaten verübt wurden? Das Echo fragt: „Wer?"

Die gegenwärtigen Zustände am obern Niger und in Timbuktu.

Aus diesen Gegenden hat die westafrikanische Post, welche am 18. September St. Louis am Senegal verließ, sehr interessante, in mancher Beziehung überraschende Kunde gebracht.

Die Leser des Globus erinnern sich, daß wir den Angelegenheiten Senegambiens und des innern Sudan stets unsere Aufmerksamkeit zugewandt haben. Wir schilderten insbesondere die Kämpfe der Franzosen mit dem Hadsch Omar (Bd. I, S. 193), jenem unternehmenden Pullo, der seit 1854 am obern und mittlern Senegal ein Reich gründen wollte und 1859, nachdem er aufs Haupt geschlagen worden war, an den obern Niger stürmte. Er eroberte Timbuktu und errichtete dort ein Königreich, während er auch in Kaarta und Djenne zwei seiner Söhne zu Herrschern erklärte. Am untern Senegal wußte man über alle diese Vorgänge nichts Genaueres, erhielt dann aber einige Kunde durch einen französischen Offizier, den Mohammedaner Aliun Sal, welcher insgeheim nach Timbuktu gesandt wurde, das er auch glücklich erreichte. Aber er war fast einen Monat lang Gefangener des Hadsch Omar und entkam nur, weil maurische Nomaden ihm zur Flucht behülflich waren. Durch ihn wußte man nun Einiges über die Vorgänge am obern Niger und wir haben früher auch darüber berichtet.

Diese Notizen schicken wir voraus, weil das Nachfolgende dadurch verständlicher wird. Die Franzosen haben zum Gouverneur in Senegambien einen hervorragenden und äußerst tüchtigen Mann, der Afrika und die Afrikaner vollkommen begreift. Wir meinen den General Faidherbe. Von ihm rühren ohne Zweifel die folgenden Nachrichten her, welche im Amtsblatte zu St. Louis am 4. September veröffentlicht worden sind. —

Vor etwa drei Jahren erschien in St. Louis ein Verwandter des Scheichs von Timbuktu. Dieser Mann, Hammadi ben Baba Ahmed, war ein Marabu, der in der Sahara, gleich allen Angehörigen seiner verehrten geistlichen Familie, großes Ansehen genießt. Es genügt schon, daß Jemand bei einem derselben Unterricht genossen hat, um in hohe Achtung zu kommen. Der Gouverneur empfing diesen heiligen und angesehenen Mann mit großer Aufmerksamkeit und zeigte ihm Alles, was in St. Louis merkwürdig für ihn sein konnte. Man lud ihn auch zu einem großen Festball ein. Hammadi war ganz erstaunt, als er den Glanz der Kerzen, die Toilette der Damen und den Tanz sah. Dieser intelligente Mann hatte viel gelesen, aber nie zuvor europäische Häuser gesehen. Nach einiger Zeit reiste er heim.

Nun aber erschien am 27. August 1863 in St. Louis ein Verwandter dieses Hammadi, Namens Sidi Mohammed ben Zin el Abidin ben el Scheich Sidi Mechtar, Geschwisterkind des Scheichs von Timbuktu und in dieser Stadt ansässig. Er war zum Besuch bei dem Scheich Sidia gewesen, der ein großer Marabu unter den Brakna's (einem Maurenvolk am rechten Ufer des untern Senegal) ist. Von diesem vernahm er, daß Faidherbe, welcher vor drei Jahren seinen Verwandten so freundlich aufgenommen hatte, wieder aus Europa zurückgekommen sei, und so entschloß er sich, diesen Freund seiner Familie zu sehen.

In St. Louis fragte man ihn natürlich, wie es denn eigentlich mit dem Hadsch Omar stehe, über welchen so viele einander widersprechende Gerüchte in Umlauf waren. Der Fremde konnte darüber umfassende Auskunft geben und bestätigte in der Hauptsache die Angabe des Lieutenants Aliun Sal. Als dieser in Timbuktu gefangen genommen wurde, war die Stadt in der Gewalt Omar's; dieser ist aber nicht lange im Besitze geblieben. Seitdem hat sich Folgendes begeben.

Vor etwa zwei Jahren nahm Omar die Hauptstadt von Segu (Sego) am Djoliba ein; der dortige König Alinu Kitala flüchtete mit etwa 3000 Kriegern stromabwärts nach Hamda Allahi, wo der Scheich des Fulbestaates Másiná residirte. Dieser Monarch hieß Amadu Labbo. Inzwischen ernannte El Hadsch Omar zu seinem Kaïd (Statthalter) von Segu einen Mann aus dem senegambischen Futa (d. h. aus Futa Toro) Namens Bet Kassem und stürmte dann über die Grenze von Másiná, anfangs ohne Feindseligkeiten auszuüben; dafür predigte er nun desto eifriger und versprach den Leuten die schönsten Dinge. Sie ließen sich auch von ihm bethören und verriethen ihren Herrscher, dem Omar sofort das Leben nahm; auch die Brüder desselben brachte er um und erklärte nun, daß er selber Herr und Gebieter von Másiná sei. Das Alles geschah 1862, vor etwa einem Jahre.

Nun war Omar Scheich von Másiná, und hatte als solcher laut einem 1846 abgeschlossenen Vertrage das Recht, einen der beiden Kaïds von Timbuktu zu ernennen und zwar den, welchem die Erhebung der Abgaben obliegt. Aber er hatte kein Recht, die Stadt mit Truppen zu besetzen. Das that er trotzdem, indem er dem von ihm ernannten Beamten einige tausend Mann mitgab, welche ungeachtet der Einwendungen des Scheichs Ahmed el Bekkay dort einrückten. Nun verließ dieser letztere Timbuktu, wo ohnehin gerade viele Krank-

heiten herrschten und begab sich zu den ihm befreundeten Tuarek's. Das geschah, als Alinn Sal nur zwei Tagereisen von der Stadt entfernt war.

Bald nachher erschien Ahmed el Bekkay mit Kriegern, welche die Tuarek's ihm gegeben, vor Timbuktu. Omar's Kadi rückte ihm mit 4000 Mann entgegen, wurde aber geschlagen, blieb selber auf der Wahlstatt und seine Leute flüchteten nach der Stadt zurück. Ahmed el Bekkay knüpfte Unterhandlungen mit den Einwohnern an und bestand insbesondere darauf, daß nach drei Tagen keine Peul's (Puls, d. h. Fulbe) mehr in der Stadt sein dürften. Sie räumten dann auch die Stadt und gingen zu Omar zurück.

Der Scheich von Timbuktu, Ahmed el Bekkay, begriff übrigens sehr wohl, daß er von Seiten des letztern noch weitere Feindseligkeiten zu erwarten habe. Deshalb versammelte er eine Armee von Tuarek's und Mauren und lagerte sich etwa eine halbe Tagereise von Timbuktu, um diese Stadt zu decken. Bald zog denn auch Hadsch Omar mit etwa 30,000 Streitern heran; die Mauren und Tuarek's räumten ihr Lager, das sofort vom Feinde besetzt wurde. Omar's Leute zerstreuten sich nun, um zu plündern; aber darauf eben hatten jene gewartet; sie überfielen das feindliche Heer, welches um so leichter besiegt wurde, weil die in demselben befindlichen Truppen aus Mâsinâ übergingen.

So wurde Omar's Armee völlig aufs Haupt geschlagen; sie ließ eine große Menge Todter auf dem Schlachtfeld, flüchtete in den bereit liegenden Booten über den Niger und zog nach Hamb Allahi (Hamdu Allah, wie Faidherbe schreibt) zurück. In dieser Schlacht, welche vor etwa acht Monaten stattfand, fochten die Tuarek's lediglich mit blanken Waffen, nämlich Lanzen, Säbeln und Wurfspeeren, denn ihre Stämme in jener Gegend verachten die Feuerwaffen, welche dagegen bei den Fulbe wie bei den Mauren sehr beliebt sind; sie haben insbesondere für Doppelgewehre eine große Vorliebe.

Was that nun Hadsch Omar? Nachdem er eine so schwere Niederlage erlitten, suchte er den Scheich von Timbuktu zu besänftigen, indem er ihm 70 Gefangene und 800 Quentchen Gold schickte. Aber Ahmed el Bekkay wies das Geschenk zurück und ließ sagen, erstens, daß er desselben nicht bedürfe und zweitens sei es ja übel erworbenes Gut. Auch stellte er an Omar die Forderung, daß dieser das Reich Mâsinâ an die Familie des ermordeten Amadu Labbo zurückgebe, der ein besserer Mann gewesen sei als Omar.

Der auf solche Weise gedemüthigte Hadsch gerieth aufs Neue in Grimm und sammelte wieder Streitkräfte. Vor etwa sechs Monaten (also ungefähr März 1863) kam es zu einer zweiten Schlacht, bei Gundam (Ras el ma), das zwei Tagereisen von Timbuktu entfernt liegt. Auch diesmal wurde Omar geschlagen; er entfloh bis an einen Punkt, der eine Tagereise weit östlich von Bachun (Bakhna, Barna) liegt, ins Land Hardh (El Eti Umar; das Ludamar Mungo Park's und unserer Karten), fünf Tagereisen westnordwestlich vom Debo See, durch welchen der Niger fließt. Die dortigen Mauren hatten sich dem Hadsch unterworfen.

Seit jener Zeit hat sich nichts besonders Bemerkenswerthes begeben. Die Armee Ahmed Bekkay's besteht zumeist aus Tuarek's, insbesondere dem edeln Stamme der Auellemiden, jenem der Jgue wed daran und der Tedemekket, welche letzteren tributpflichtig sind. Zu den Arabern rechnet man die Brabisch, die Uled bu Hiuba, Bruchtheil der Uled Delim; die Uled el Uan, Bruchtheil der Kuntah und die Guarin, welche Berbern sind. Der Ort, wohin Omar sich geflüchtet hat, liegt am Ufer eines See's, Namens Kusch.

Nach der Schlacht von Gundam nahm ein Enkel Amadu Labbo's Besitz von Hamd Allahi; Omar verlor also Mâsinâ. Dieser letztere hatte zwei Haubitzen, welche er 1857 während eines Kriegszuges in Bondu sich angeeignet, nachdem die Franzosen diese Geschütze aus Mangel an Laffetten zurückgelassen; jetzt sind sie in Ahmed el Bekkay's Besitze und befinden sich in Timbuktu. Man hat übrigens dort noch drei Bronze- und fünf eiserne Kanonen, welche aus dem Ende des 16. Jahrhunderts herrühren. Sie sind damals von den Marokkanern, welche die etwa 100 Stunden stromabwärts von Timbuktu liegende, damalige Hauptstadt Gago erobert hatten, ins Land gebracht worden. —

Faidherbe ließ sich von seinem Gaste Sidi Mohammed den Namen der Eingeborenen in der Region, wo die Städte Timbuktu, Gago und Djenneh liegen, deutlich vorsagen, weil derselbe so verschieden geschrieben wird. Er sprach denselben Sonchay aus, und zwar die erste Sylbe nasal, so wie man das französische son ausspricht; das ch (für welches die Franzosen kh schreiben) schrieb er mit einem arabischen Qof. Barth schreibt Sonrhay, Ravenstein Songhay.

Auf die Fragen über die Zustände im nördlichen Afrika gab Sidi Mohammed Antworten, aus denen hervorging, daß man in Timbuktu über die dortigen Vorgänge theilweise unterrichtet war. Faidherbe erfuhr auch Folgendes. Ahmed el Bekkay hat, einen Rath befolgend, welchen Heinrich Barth ihm gegeben, Gesandte an die Königin von England abgeschickt; sie kamen aber nicht über Tripolis hinaus, wo man ihnen ihre Briefe abforderte und, nachdem man ihnen ein Geschenk gegeben, sie zur Umkehr beredete. Der Scheich el Bekkay war sehr unwillig darüber, daß sie seine Befehle nicht vollzogen hatten; vor sechs Monaten hat er nun andere Gesandte abgeschickt. Unter diesen befindet sich einer seiner Neffen, und sie haben strenge Weisung, nach England zu gehen.

Von den Bemühungen der französischen Regierung in Algerien, durch Vermittelung des Scheichs Ichenuchen mit dem innern Sudan Verbindungen anzuknüpfen, wußte man in Timbuktu nichts. Das kann auch nicht befremden, weil Ichenuchen sehr weit von dieser Stadt entfernt wohnt und seit zwei Jahren mit den Deggemaschil-Tuarek's, deren Gebiet zwischen seinem Land und Timbuktu liegt, sich im Kriege befindet. Die Timbuktu's glauben, daß die Franzosen Tuat erobern wollen; darüber hat nun Faidherbe sie zu beruhigen gesucht und sie auffordern lassen, Gesandte nach Algerien zu schicken, wo ja ohnehin die Tuarek's eine so freundliche Aufnahme gefunden hätten.

Bevor Sidi Mohammed St. Louis verließ, sprach er den Wunsch aus, mit den Franzosen einen schriftlichen Vertrag abzuschließen. Er, Sidi Mohammed ben Zin el Abidin ben el Scheich Sidi Mochtar, verpflichtete sich im Namen seines Verwandten Sidi Ahmed el Bekkay ben Scheich Sidi Mohammed el Chalifa ben el Scheich Sidi el Mochtar, welcher Scheich der Stadt Timbuktu ist, sodann auch im Namen aller Häuptlinge der Kuntah, zu Folgendem. Man wird die freundschaftlichsten Beziehungen zu den Franzosen unterhalten; jedem französischen oder überhaupt europäischen Unterthan, sei er Kaufmann, Gesandter oder Reisender, Schutz gewähren und ihm behülflich sein, bis er sich in voller Sicherheit befindet. Ganz dasselbe soll auch der Fall sein in Adrar und Tiris, in Tagant und überhaupt allen Orten, wo Kuntahstämme wohnen, sodann auch in El Haod (Ludamar). Dagegen verspricht der Gouverneur des Senegal seinerseits, daß die Kuntah und ihre Leute, welche in Tuat, in Timbuktu und dessen Umgegend, in Adrar, Tiris und Cayor (Isonchan) wohnen, sowohl in Senegambien wie in allen anderen französischen Ländern geschützt werden, seien sie nun Kaufleute, Pilger, mit Aufträgen von ihren Häuptlingen betraute Leute oder Reisende überhaupt.

———

Durch die vorstehenden Mittheilungen des Generals Faidherbe fallen Schlaglichter auf die Zustände der Regionen am obern Niger, und durch sie erfahren wir, wie gesagt, zuerst wieder etwas Näheres; denn seit den Berichten, welche wir durch Heinrich Barth erhielten, wußten wir nichts Zuverlässiges über jene Gegend des Sudan. Unser Landsmann zog vor nun gerade zehn Jahren in die sagenreiche und vielbesprochene Stadt Timbuktu ein. Er war von Osten her gekommen, hatte bei Say den Niger überschritten, den Hafenort Kabarah (Kabra) erreicht und gelangte am 7. September 1853 an einem trüben Tage, als der Himmel mit Wolken bezogen, die Luft mit sandigem Staub erfüllt war, nach Timbuktu, dessen dunkle Thonmassen kaum von dem angehäuften Schutte zu unterscheiden waren. Barth schwebte dort monatelang in steter Lebensgefahr; sein Retter war El Bakay (Ahmed el Bekkay). Auf diese Angelegenheiten gehen wir aber hier schon deshalb nicht ein, weil jeder gebildete Deutsche sie kennt; dagegen wollen wir zur Erläuterung der Angaben Faidherbe's Einiges bemerken und beiläufig sagen, daß man Barth's Reisewerk immer mehr schätzen lernt, je eingehender man dasselbe studirt. Das ist allerdings nicht leicht, weil dem Buche der Reiz fesselnder Darstellung völlig mangelt; es ist aber als unendlich reiche Fundgrube geradezu klassisch und gereicht dem berühmten, kühnen Reisenden zu hoher Ehre.

Timbuktu liegt am Rande der großen Wüste, auf der Gränzscheide verschiedener Rassen, die einander feindlich sind und um die Herrschaft kämpfen. Damit verhält es sich in folgender Weise. Im Mittelalter hatte sich am obern und mittlern Niger ein ausgedehntes Reich gebildet, das der Sonrhay (Songhay), welches aber auch so war, wie Negerreiche zu sein pflegen, ohne innern Zusammenhang und ganz despotisch regiert. Die afrikanischen Reiche der dunkelfarbigen Menschen sind eben keine Staaten in höherm Sinne; ihre Gründer nehmen einen großen Anlauf; dann kommt bald nachher ein Stillstand und hinterher Verfall und Auflösung. So ist es auch gegenwärtig mit den verschiedenen Reichen der Fulbe, die bei weitem noch nicht einmal einhundert Jahre alt sind. Die Sonrhay nun sind Neger; ihre Sitze lagen ursprünglich an der großen Kniebiegung, welche der Niger bei Burrum macht, stromabwärts und auch aufwärts. Wir finden sie nun in Masse auch am obern Niger; sie bilden den Haupttheil der Einwohner von Timbuktu, reichen aber bis nach Norden hin in die Wüste, in die nördlich von dieser Stadt liegende Region Afauād, bis nach Mabruk hinauf*). Ueberhaupt ist durch die neueren Forschungen ermittelt worden, daß in vielen Oasen der Wüste die Urbevölkerung einst aus Negern bestanden hat, die also viel weiter nach Norden hinaufreichten, als man früher wußte.

Das Sonrhayreich war eine kurze Zeit lang von großer Ausdehnung, es reichte von Haussa im Osten bis in die Nähe des Atlantischen Meeres im Westen, und von Mossi (etwa 12° n. Br.) bis zu der Oase Tuat, welche in der Wüste, im Südosten Marokko's liegt. Diese Oase Tuat bildete stets einen Central- und Rastpunkt für den Karawanenhandel und dort kamen Sonrhay und Marokkaner in Berührung. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts wurden die letzteren von dem mächtigen Kaiser Muley Hamed beherrscht. Er sandte etwa 4000 mit Flinten bewaffnete Soldaten zur Eroberung des Reiches der Sonrhay aus, welche es versäumt hatten, sich das Schießgewehr anzueignen, und warf mit dieser kleinen Schaar das ganze Gebäude über den Haufen. Er bezog vom Niger viel Gold und damals zuerst wurde der Name Timbuktu's in Europa bekannt; man fabelte viel über die Größe und Bedeutung dieser Stadt. Die marokkanischen Soldaten aber blieben im Lande als dessen Beherrscher, erklärten sich für unabhängig und nahmen Weiber bei den Sonrhay. So entstand aus diesen marokkanischen „Scharfschützen", den Ruma, ein Mischlingsstamm, welcher noch heute in vielen Städten der Sonrhay einen Theil der eingeborenen Bevölkerung bildet und Ruma genannt wird.

Die Macht der Ruma wurde durch Stämme der Tuarek's gebrochen. Diese haben bekanntlich einen großen Theil der Oasen in der mittlern Sahara inne und sind tapfere Männer. Sie nahmen Timbuktu ein, wurden aber auf lange Zeit von den Bambarra (diese sind Malinke, was gleichbedeutend mit dem Namen Mandingo ist) vertrieben, die vom obern Niger, aus Sego und Bammaku, kamen und in überwiegender Mehrzahl bis heute am alten Heidenthum hängen. Mit den Tuarek's lebten diese Bambarraleute in steter Fehde; aber sie wichen erst aus Timbuktu, als die Fulbe gegen sie heranstürmten. Diese bilden einen großen, jetzt bis an den untern Niger verbreiteten Volksstamm, sind keine Neger, haben andere Gesichtszüge als diese, eine gelbröthliche oder kupferige Hautfarbe, waren ursprünglich Viehhirten, haben sich als Eroberer, überall die Negervölker bezwingend, weit ausgedehnt und mit sehr verschiedenen Negervölkern vermischt. Durch das letztere erhielten sie in der Mehrzahl einen in ethnologischer Beziehung sehr mannichfachen und unbestimmten Charakter, und vielfach schlägt nun, je nachdem die Vermischung größer oder geringer war, das Neger- oder das eigentliche Fulbe-Element vor.

Die Fulbe (Singular Pullo) werden von den Mandingo Fula genannt, bei den Haussa-Negern heißen sie Féllāni (Singular Ba Fellantschi); bei den Bornuanern Fellatah und bei den Arabern Fullan. Seit dem Anfang unseres Jahrhunderts, als der Pullo Othman seine Landsleute mit mohammedanischem Fanatismus erfüllte, sind sie weit und breit zum Schrecken der Negervölker geworden. Sie gründeten drei große Reiche, die aber schon seit länger als 30 Jahren im Verfall sind, weil viele Statthalter der eroberten Provinzen sich mehr oder weniger unabhängig gemacht haben. Das östliche Reich ist jenes von Sokóto (Sakkatu) mit der Hauptstadt Wurno; das südwestliche oder mittlere Gando, das bis an und selbst über die Benue reicht, und das nordwestliche ist Másiná, welches sich von oberhalb Timbuktu's zu beiden Seiten des Niger ausdehnt; die Hauptstadt desselben ist das oft erwähnte Hamda-Allahi. Von dort aus drangen 1826 die Fulbe nach Timbuktu, eroberten die Stadt, plünderten die Sonrhaybewohner aus und bedrückten in gleicher Weise die fremden Kaufleute, sowohl heidnische wie mohammedanische. Diesen letzteren gelang es, einen arabischen Scheich, der weit und breit in großem religiösen Ansehen stand, für sich zu gewinnen. Dieser Mann, El Mochtar (Mukhtar), war der ältere Bruder Ahmed el Bekkay's; er verlegte seinen Wohnsitz nach Timbuktu, wo nun vier verschiedene Elemente gegen einander thätig waren: die Sonrhay, als schwarze Bewohner, die Tuarek's, welche früher im Besitz waren, die Fulbe, welche als Bedrücker und Eroberer auftraten und das geistliche, hierarchisch-arabische Element, an dessen Spitze el Bekkay steht.

Im Jahre 1844 wurden die Fulbe von den Tuarek's aus der Stadt vertrieben, aber jene, als Besitzer der fruchtbaren Gegenden am Strome, schnitten die Lebensmittel ab; der Scheich von Másiná verbot die Getreidezufuhr. In dieser großen Noth bemühete sich der arabische Scheich Ahmed el Bekkay eine Vermittelung anzubahnen. Im Jahre 1846 wurde demgemäß ein Uebereinkommen getroffen (dasselbe, auf welches weiter oben Faidherbe Bezug nimmt), demgemäß Timbuktu zwar den Fulbe von Másiná unterworfen sein solle, aber von ihnen nicht mit Truppen

*) Ravenstein's nordwestliches Blatt von Afrika (in Meyer's neuestem Handatlas) gewährt eine klare Uebersicht auch der gesammten Nigerregion. Wir werden dasselbe mit geographischen, ethnologischen und commerciellen Erläuterungen demnächst im Globus mittheilen.

besetzt werden dürfe; es solle aber einen Tribut an den Scheich von Másiná zahlen und dieser zugleich von einem Pullo und einem Sourbay eingesammelt werden.

Nun wird dem Leser in Faidherbe's Mittheilungen Alles verständlich sein. Wir ersehen aus denselben, daß die Verwirrung in der beispiellos zerrütteten Stadt auch während der letzten zehn Jahre fortgedauert hat. Das nordwestliche Fulbe-Reich eroberte der Hadsch Omar und verlor es wieder; aber neue Wechselfälle werden nicht ausbleiben. Barth hatte seiner Zeit lediglich dem Scheich Ahmed el Bekkay seine Lebensrettung zu verdanken, denn die Fulbe hatten ihm den Tod geschworen. Der Deutsche bewog seinen geistlichen Beschützer, mit Europa in Verbindung zu treten und wir lesen nun, daß dieser Rath befolgt wurde. Barth schloß auch mit den Tuarekstämmen Verträge ab. Die Tuarek's werden überhaupt mehr und mehr in das europäische Interesse hineingezogen.

Zum Schluß noch einige Bemerkungen über mehrere in Faidherbe's Bericht vorkommende Namen. Am rechten Ufer des Senegal, von St. Louis bis Bakel aufwärts ziehen drei große Maurenstämme umher, welche jetzt von den Franzosen im Zaume gehalten werden; es sind die Trarza's im Norden der Mündungsregion; die Brakna's, aufwärts von Gaë und Dagana, wohl auf einer Strecke von 70 Wegstunden bis Mobinalla, und dann die Duaisch, welche nach Norden hin bis zur Landschaft Tagant streifen. Dieses Tagant ist nicht zu verwechseln mit dem Landstriche Tagánet, nördlich von Timbuktu. — El Hodh, „das Becken" mit den Ortschaften Walata und Tischit (wo es an Tagant stößt), liegt im Norden von Bambarra, zwischen Másiná und Kaarta und wird vom 10° östl. L. von Ferro, im Süden vom 15° nördl. Br. durchschnitten. In diesem Lande wohnen viele maurische Stämme (Barth, V, 544 ff.) Adrar (Aderer) und Tiris sind Landschaften in der westlichen Wüste, im Norden des 20° nördl. Br., in der Nähe der atlantischen Küste. Adrar ist 1850 von Leopold Panet durchreist worden und 1860 vom Lieutenant Vincent; Tiris wurde 1861 von Si Bu Mogdad durchwandert. Die beiden letzteren Reisen sind im Globus geschildert worden. Die Kunta sind arabische Stämme, welche sich durch ziemlich unvermischt gehaltenes Blut vor allen anderen Stämmen der Wüste auszeichnen und viele Korangelehrte liefern. Sie stehen deshalb in großem Ansehen. Cayor ist eine Küstenlandschaft, welche sich von der Mündung des Senegal nach Süden hin bis zum Grünen Vorgebirge erstreckt. A.

Pflanzen und Schlangen in Venezuela.

Uns Deutschen sind die an großartigen Naturschönheiten reichen Ebenen und Berggegenden des nördlichen Südamerika besonders durch unseren berühmten Landsmann Alexander von Humboldt näher bekannt geworden; er brachte manche überraschend neue Angabe über jene herrlichen Ströme, unendlichen Flächen und jungfräulichen Wälder, welche das Auge des europäischen Wanderers in den südamerikanischen Tropen fesseln. Ihm ist jetzt ein Creole aus Venezuela in der Beschreibung der Natur seines Vaterlandes gefolgt, indem er nach langjähriger eigener Anschauung eine interessante Schilderung des Thier- und Pflanzenlebens in den Llanos veröffentlichte. Don Ramon Paez gab vor einigen Monaten zu London in englischer Sprache heraus: Wild Scenes in South America, or life in the Llanos of Venezuela. Wir finden in diesem Buche manche hübschen Schilderungen.

Um der glühenden Tropenhitze möglichst zu entgehen, reist man in jenen Gegenden häufig in der Nacht oder doch am frühen Morgen. So auch Paez, als er mit einer großen Reisegesellschaft von Maracay aus nach den Llanos des Apureflusses aufbrach. Der Weg führte zunächst durch eine zerklüftete tiefe Hohlschlucht, die beim glitzernden Lichte des tropischen Sternenhimmels gut zu passiren war. Die ersten Spuren des Frühlichtes vergoldeten die zackigen Gipfel einer entfernten Bergkette, über denen sich eine massige dunkelblaue Wolke zu erheben schien. Bei größerer Annäherung konnte man die Umrisse des blauen Gebildes immer deutlicher unterscheiden, und das, was für eine Wolke gehalten worden war, zeigte sich bald als die vielbesprochene und eigenthümliche Bildung der Morros von San Juan. Die Sonne war unterdessen vollkommen aufgegangen und beleuchtete das großartige und rauhe, mehrere tausend Fuß hohe Gebirge, das sich vereinzelt inmitten eines öden Beckens von scheinbar vulkanischem Ursprung erhebt. Ueber das ganze Thal waren große Granitblöcke ausgestreut, welche seltsam mit den armseligen und verkümmerten Sträuchern kontrastirten. Der kleine Fluß la Puerta ergießt sein klares Wasser durch das „Thal des Todes", um sich später in den Guarico zu ergießen.

Der zerrissene Kamm des Gebirges und die wild umher liegenden Felsmassen heben sich in der klaren Luft ab und machen einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Wanderers, dem das Ganze wie die ungeheuren Ruinen alter Burgen erscheint. Die fortwährende Einwirkung der Wasserfluthen hat die Seiten des Berges, welcher aus einem eigenthümlichen Kalksteine gebildet ist, mit tiefen Furchen durchzogen und ihnen phantastische Formen verliehen. Ebenso hat sich das Wasser durch den Kalkstein eine Menge unterirdischer Abzüge gegraben, die von ungeheurer Tiefe und noch von Niemand erforscht worden sind. Die Bewohner des benachbarten Ortes San Juan betrachten sie als den Eingang zur Hölle, worin sie noch durch eine ganz in der Nähe befindliche heilsame Schwefelquelle bestärkt werden, deren übler Schwefelwasserstoffgeruch ihnen unmittelbar aus dem Fegefeuer zu stammen scheint.

Im Allgemeinen ist diese Gegend gesund zu nennen; sie zeichnet sich durch Abwesenheit aller epidemischen Krankheiten aus. Aber die Pflanzenwelt erscheint etwas ärmlich; in den engen Quebradas oder Schluchten, die mit allerlei Basaltstücken erfüllt sind, welche die Grundlage der Morros bilden, kommt nichts auf. Späterhin wird das anders.

Ortiz und Parpara sind die beiden Orte in Venezuela, welche als die Säulen des Herkules im grasigen Mittelmeer der Llanos betrachtet werden. Dort treten die letzten Anpflanzungen von Mais und Zuckerrohr auf; die Galeras, felsige Hügel, steigen empor und deuten die Grenze an, welche das vormalige große Wasserbecken der Pampas umgibt. Denn die weiten grasbedeckten Ebenen waren früher ein großer Binnensee, was sich aus der Bodenbeschaffenheit und den im Sande und Thon eingebetteten organischen Ueberbleibseln beweisen läßt.

Bei Ortiz stehen zu beiden Seiten dichte Wälder mit den

schönsten Bäumen. Vor allem kommt die Vera oder das Lebensholz (Zizophylum arboreum) häufig vor. Ihr Holz erscheint durch eine eigenthümliche Verflechtung der Fasern so hart, daß es unmöglich ist, dasselbe zu brechen oder zu zersplittern, und daß die besten Aexte sehr bald daran stumpf werden. Die Vera hat einen sehr großen Verbreitungsbezirk und kommt namentlich auch an der Seeküste vor, wo sie zu Schiffskielen und Werftbauten benutzt wird; alle Angriffe des Pfahlwurmes (Teredo) und anderer Holzzerstörer sind auf sie ganz ohne Einfluß.

Ebenso häufig wie die Vera ist der Guajakbaum, der aber leider nicht hoch genug wächst, um eine eben so ausgedehnte Anwendung wie die erstere zu finden. Drechsler benutzen das Holz zu verschiedenen Zwecken, ebenso findet es zu kleineren Gegenständen beim Schiffsbau Verwendung.

Als herrlichster Schattengeber kommt der Alconoque-Baum vor, welcher der nordamerikanischen Ulme am meisten ähnelt und dessen Laubdach vom Vieh in der glühenden Mittagshitze gern aufgesucht wird. Ganz gemein ist das Braziletto-Holz (Caesalpinia braziletto), welches die bekannte schöne Farbe liefert. In Ortiz und Parpara baut man die Zäune aus diesem kostbaren Stoffe.

Als Nutzholz und wegen ihrer Heilkräfte sind für die Eingeborenen noch zwei Bäume von großer Wichtigkeit: die Tacamahaca (Elaphrium tomentosum) und der Copaivabaum (Copaifera officinalis). Beide sind sehr harzreich und beim geringsten Einschnitt in die Rinde entquillt dem Stamme ein heilsamer, flüssiger Balsam. Die Tacamahaca kommt besonders in Guyana vor, wo sie am besten gedeiht. Das Harz gleicht einem durchscheinenden, citronengelben Wachse, ist von lieblichem Geruche und wird mit dem Harz der Caraña oder Algarroba vermischt. Man macht Fackeln daraus, welche mit angenehmem Geruche und großem Lichteffekt brennen. Aus der Rinde verfertigen die Indianer des Orinocogebietes ihre leichten Kanoes.

Der Pflanzenreichthum Venezuela's ist ein ganz außerordentlicher. Abgesehen von den herrlichen Palmen, finden wir noch eine Menge kleiner Sträucher und Kräuter, welche entweder durch ihre Nützlichkeit oder durch giftige Eigenschaften für die Menschen von Belang sind. Paez beobachtete bei Mata Gorda auf den Savannen des Apureflusses viele derselben.

Namentlich treten hier schmetterlingsblüthige Pflanzen oder Leguminosen hervor, unter denen wieder die verschiedenen Arten und Spielarten der Canafistula (Cathartocarpus) eine Hauptstelle einnehmen. Ihre bis zwei Fuß langen Schoten sind mit einem schwarzen gummiartigen Safte gefüllt, der medizinische Eigenschaften besitzt und namentlich als leichtes Purgirmittel viel Anwendung findet. Zu derselben Familie gehören die Caro, Masaguaro und Saman-Akazie, deren Schoten einen ähnlichen Gummisaft enthalten und namentlich vom Vieh gerne gefressen werden, welches dann außerordentlich fett wird.

In großer Menge kommt der Fieber vertreibende Malaguetapfeffer (Uvaria febrifuga) vor, dessen aromatische Bohnen unter dem Namen Tonkabohnen sich im Tabaksbeutel jedes Llanero finden, oft zusammen mit den Knollen der Schlangenwurzel (Aristolochia bulbosa), die als bestes Mittel gegen Schlangenbiß gilt.

Unter den eßbaren Früchten zeichnet sich vor allen der Manirito (Anona muricata) aus. Kultivirt wird er erst wenig, und den Eingeborenen ist die köstliche Frucht trotz des häufigen Vorkommens als Nahrungsmittel noch gänzlich unbekannt. Die Pflanze erreicht eine Höhe von etwa zehn Fuß. Wenn aber die Früchte reifen, was bei allen auf einmal geschieht, so ist sie unter der schweren Last ganz zur Erde gebeugt. Auswärts sind die Früchte mit schwachen Stacheln besetzt; innen umgibt die kleinen Samen ein süßes und sehr aromatisches Fleisch, wie denn überhaupt die ganze Pflanze wohlriechend ist. Die Samen bringen, wenn in zu großen Mengen genossen, gefährliche Strikturen hervor.

Einer Citrone in Größe und Gestalt gleichen die Früchte der wilden Madrona. Das angenehme säuerliche Fleisch schließt drei oder vier Nüsse ein, welche am ehesten den Cacaobohnen zu vergleichen sind und im Geschmack an Stachelbeeren erinnern. Der Stamm des Baumes erreicht eine Höhe von zehn Fuß; die Krone ist dicht; die lebhaft grünen und lederartigen Blätter werden bis zehn Zoll lang. Ein anderer schotentragender Baum, welcher in diesen Gegenden vorkommt, ist der Algarobebaum (Hymenea curbaril), der nützliche Heuschreckenbaum der neuen Welt. Er trägt dicke, holzartige Schoten; sie enthalten einige runde, braune Nüsse, welche von einer mehligen, sehr nahrhaften Substanz umgeben sind. Die Fruchthülle schwitzt ein Harz aus, das beim Verbrennen wie Tolubalsam riecht.

Neben so vielen nützlichen Pflanzen, deren Zahl sich durch Aufzählung mehrerer anderer noch sehr vergrößern ließe, wachsen auch manche schädliche. Ein Reisender, der in den Llanos sich dürres Holz oder einen Spieß aussucht, um seinen Braten daran zu rösten, muß sich wohl hüten, dazu Holz von dem ungemein giftigen Guachamaca-Strauche zu nehmen. Dieses sehr häufig vorkommende Gewächs gehört zur Familie der Apocyneen oder Hundswürger, deren giftige Eigenschaften in allen Erdtheilen bekannt sind. Das Gift wirkt so heftig, daß Alle, welche von einem Braten essen, der an einem Spieße aus Guachamaca-Holz geröstet wurde, unfehlbar sterben müssen. Die Indianer benutzen das Gift, um die Reiher und Kraniche in den Lagunen damit zu tödten. Sie fangen zu diesem Zwecke kleine Fische, bestreichen sie mit dem Safte der Pflanzen und werfen sie an die Stelle hin, wo die Wasservögel häufig verkehren. Sobald die Vögel den Fisch fressen, und noch ehe sie ihn ordentlich übergeschluckt haben, fallen sie todt nieder. Die Indianer schneiden die vom Gift berührten Theile, Kopf, Hals und Eingeweide heraus und verzehren das Uebrige.

Die Verbreitung dieser Pflanze im Gebiete des Apure scheint neueren Ursprungs zu sein, denn die ältesten Leute erinnern sich, dieselbe erst seit verhältnißmäßig kurzer Zeit dort beobachtet zu haben.

Außer giftigen Pflanzen werden dem Menschen und Vieh noch die vielen giftigen Schlangen gefährlich. Am gefürchtetsten ist der Matacaballo oder Pferdetödter. Er ist gefleckt und nicht viel größer als eine ausgewachsene Blindschleiche. Diese Schlange liegt, wie alle giftigen und gefährlichen Reptilien, fortwährend auf der Lauer. Gegen Pferde scheint sie eine besondere Feindschaft zu hegen, denn wenn sie den Tritt des edeln Thieres hört, erhebt sie sich zischend. Die weichen Theile zwischen dem Huf und Fußgelenk sind hauptsächlich ihren Bissen ausgesetzt, und obgleich die Entfernung vom Fußgelenk bis zum Herzen eine sehr bedeutende ist, so stürzen die Pferde doch gleich beim Biß, wie von einem elektrischen Schlage getroffen, zusammen. Das Gift scheint also nicht nur auf das Blut, sondern auch auf das Nervensystem zu wirken. Hornvieh und Schweine sind durch ihre dicke Haut gegen den Biß des Matacaballo geschützt, da die Zähne nicht lang genug sind, um durchzudringen. Die Schweine sind abgesagte Feinde dieser Schlange und tragen viel zu ihrer Verminderung bei. Ein anderer gefährlicher Feind der Pferde ist eine große haarige Spinne aus dem Tarantelgeschlechte, welche genau an demselben Orte wie der Matacaballo in den Fuß des Pferdes sticht. Dadurch entstehen bedeutende Anschwellungen und Entzündungen, denen häufig der Tod folgt.

Die häßlichen Klapperschlangen sind im Gebiete des Apure auch häufig; unter den giftlosen zeichnet sich die Savannenschlange, Sabanera, aus. Sie erreicht eine Länge von zehn Fuß und darüber, ist sehr flink und gewandt in ihren Bewegungen und macht sich durch Vertilgung ihrer giftigen Verwandten nützlich. Harmlos sind auch die hübschen roth, schwarz

und weiß geringelten Korallenschlangen. Sie leben gern in der Nähe von Ameisenhaufen und werden mit Unrecht für giftig gehalten.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist die sogenannte zweiköpfige Schlange, Culebra de dos cabezas, weil ihr Schwanzende so dick wie ihr Kopf ist und die kleinen Augen kaum zu unterscheiden sind. Sie gehört zur Klasse der Blindschlangen und scheint ein Mittelglied zwischen den eigentlichen Schlangen und Blindschleichen zu sein, wird über einen Fuß lang, bewegt sich mit gleicher Leichtigkeit vor- und rückwärts, durchkriecht alle Ritzen des Erdbodens und nährt sich von Insektenlarven.

In einem Lande, wo die giftigen Schlangen so häufig vorkommen, hat die Natur auch gleich in einigen Pflanzen Gegengifte geschaffen oder der Aberglaube andere Dinge dazu gestempelt. Wirkliches Antidot ist der Raiz de mato oder Aristolochia bulbosa und der durch Humboldt bekannt gewordene Guaco (Micania guaco). Da fast alle Schlangen für giftig gehalten werden, so ist es ganz natürlich, daß gegen den Biß einer unschädlichen Schlange Zaubermittel angewandt wurden, diese helfen mußten und zu unverdientem Ansehen gelangten. Unter den Heiligen ist es vorzüglich St. Paulus, der, wenn man ihn zur rechten Zeit anruft, die Wirkungen des Giftes bannt. Dieser Aberglaube ist weit durch das Land verbreitet, in dem es noch eigene Schlangendoktoren oder Curanderos gibt, welche das Gift besprechen oder durch wirksame Mittel heilen können. Einer dieser Curanderos, der im Thale von Aragua wohnte, war in der ganzen Umgebung so berühmt, daß ein Gebissener gar nicht selbst zu ihm hinzugehen, sondern nur seinen Hut hinzuschicken brauchte, mit dem der Curandero allerlei Hokuspokus vornahm, um die Heilung des Vergifteten herbei zu führen.

Ein eigenthümlicher Gebrauch unter den Llaneros ist die Einimpfung gewisser Pflanzensäfte in das Blut, wodurch Menschen vollkommen fest gegen Schlangengift werden. Ein so geimpfter Mensch heißt Cerrado. Es ist ausgemacht, daß kein Schlangenbiß ihm etwas anhat, und daß er durch Klatschen in die Hände und Pfeifen die in der Nähe befindlichen Schlangen um sich versammeln kann. Paez erzählt, daß er selbst sich davon nicht überzeugt habe, daß aber die Thatsache durchaus nicht in Zweifel gezogen werden dürfe, weil zu viele Zeugnisse ehrenhafter Personen dafür vorlägen. Unter diesen erwähnt er den Dr. Benites, welcher sich viel mit Schlangen beschäftigte und seine Versuche in einem Buche über die Materia medica des Landes bekannt machte. Er sagt: „Das Guacokraut besitzt in hohem Grade die Eigenschaft, die Menschen vor den schrecklichen Folgen des Bisses giftiger Schlangen zu schützen. Dies werthvolle Geheimniß entdeckte der Naturforscher Don Celestino Mutis zu Bogotá im Jahre 1788. Unter den Curanderos ist es noch bekannt; sie wenden es unter allerlei mystischen Formen an, schneiden kleine Linien und Punkte in den Körper, reiben trockene gepulverte Guacoblätter hinein und geben dieselben auch in Rum zu trinken. Daß diese Mittel wirken, darüber darf kein Zweifel mehr aufkommen. Ich impfte selbst, um mich zu überzengen, viele Personen und kann bestätigen, daß ihnen in Folge dessen kein giftiger Schlangenbiß mehr schadete. So geimpfte Kinder spielen mit den Schlangen und junge Damen lassen sie in ihren Busen kriechen oder um den Nacken sich herumschlängeln."

Es ist aber durchaus nothwendig, die Impfung von Zeit zu Zeit zu erneuern, damit sie ihre Kraft behalte. Die werthvolle Guacopflanze besitzt aber noch andere medizinische Eigenschaften. In der Form von Umschlägen, innerlich genommen oder als weingeistige Abkochung in den leidenden Theil eingerieben, ist sie ein herrliches Heilmittel gegen chronische Rheumatismen. Innerlich genommen soll sie auch wirksam gegen Wasserscheu sein, wenn sie sofort nach dem Bisse des tollen Hundes angewandt wird.

Zunächst dem Guaco in seinen antidotischen Wirkungen steht der Raiz de mato. Unter diesem Namen begreift man mehrere Aristolochia-Arten, deren bittere Wurzeln das Gegengift enthalten.

R.

Das Vorkommen der Muschelhügel in allen Erdtheilen.

Die Naturforscher haben nachgewiesen, daß unser Menschengeschlecht seit mindestens einmalhunderttausend Jahren auf dem Erdballe vorhanden ist. Die Geologie liefert dafür unwiderlegbare Beweise in Menge. Die vielbesprochenen Pfahlbauten in der Schweiz und die Bohrungen im Nilthal, bei welchen aus einer Tiefe von 60 bis 72 Fuß Bruchstücke von ägyptischem Töpfergeschirr zu Tage gefördert wurden, haben mit vollem Recht allgemeine Aufmerksamkeit erregt. Man glaubt nun annehmen zu dürfen, daß am Nil schon vor etwa vierundzwanzigtausend Jahren ein civilisirtes Volk gelebt habe. Bohrungen im Delta des Mississippistromes, zu dessen Bildung ein Zeitraum von 258,000 Jahren erforderlich gewesen ist, ergaben, daß unter einer Reihenfolge von Lagen der Cupressus disticha sich Menschenknochen befanden, deren Alter auf 57,000 Jahre hinauf reicht. Im Södertelge-Kanal, welcher den Mälar-See mit dem Finnischen Meerbusen verbindet, traf man 64 Fuß unter der Oberfläche eine Fischerhütte, in welcher sich noch Herd, Holzkohlen und Reisig befanden. Eine sorgfältige Prüfung der geologischen Verhältnisse hat zu der Annahme geführt, daß die Fischer, welche einst diese Hütte in Schweden, am damaligen Strande der Ostsee bewohnten, vor mindestens 70,000 Jahren gelebt haben müssen.

Große Theilnahme erregen auch die sogenannten Muschelhügel, welche in allen Erdtheilen, von Dänemark und den Shetland-Inseln bis Australien, vorkommen. Die Forschung hat sich mit Eifer zunächst den sogenannten Kjökkenmöddings (dem „Küchenkehricht" oder „Küchenabfällen") zugewandt, welche in ganz ungeheurer Menge an den Ostküsten der dänischen Inseln vorkommen und aus Bänken von Austern- und anderen Muschelschalen bestehen, aber auch Knochenreste und Steinwaffen enthalten.

Wir wollen auf die Muschelhügel, auf die bisher darüber aufgestellten Ansichten und die Ergebnisse, welche man gewonnen zu haben glaubt, näher eingehen. In der jüngsten Zeit sind in dieser Beziehung manche neue Thatsachen ermittelt worden. Zu diesen gehören die Auffindung von Muschelhügeln in der Provinz Wellesley auf der malayischen Halbinsel durch Windsor Earl und die Mittheilungen, welche uns Woldemar Schulz über das Vorkommen solcher Hügel an der Küste Brasiliens gegeben hat.

Windsor Earl, dessen Werke über das tropische Australien und über die Papuas ich sehr schätze, bekleidet gegenwärtig ein Amt in der Provinz Wellesley, welche auf dem Festlande, Pulo Pinang gegenüber, liegt. Der Mudafluß bildet die

Nordgränze derselben. Als Earl im August 1860 denselben stroman fuhr, traf er etwa 7 Miles von der Mündung am britischen Ufer ein mit Chinesen bemanntes Küstenboot, das *Kalk* einlud; er erfuhr, daß derselbe aus Muscheln bereitet werde, welche landeinwärts in großer Menge aufgehäuft lägen. Weiteres konnte er vorerst nicht erfahren; aber im August kam er der Sache auf den Grund.

Er hatte unter malayischen Bauern einen Streit wegen Bewässerung der Reisfelder zu schlichten und einen Wasserlauf zu untersuchen, welcher die *Leher Ilan Mati*-Lagunen mit dem Mudah verbindet. Während seiner Untersuchung der örtlichen Verhältnisse kam er ganz unvermuthet auf einen *kuppelförmigen Hügel*, der aus Muschelschalen bestand, 18 Fuß hoch war und an der Basis 200 Schritt im Umfange hielt. Derselbe war dünn mit sogenanntem Elephantengras überwachsen. Eine nähere Prüfung ergab, daß der ganze Hügel *durchweg* aus völlig ausgewachsenen Muschelschalen bestand, aus welchen das Thier herausgenommen worden war, bevor man jene fortwarf. Der Hügel ist ohne alle Frage ein Menschenwerk. Aus der symmetrischen Form desselben und da er so neu aussah, als ob er erst seit etwa fünfzig Jahren vorhanden wäre, hätte ein oberflächlicher Beobachter folgern können, daß er neuern Ursprungs sei. Aber die Eingeborenen haben nicht einmal eine Ueberlieferung über seinen Ursprung und meinten, er sei von der Natur geschaffen. Sie wußten also nichts.

Von diesem Hügel hatte Earl eine Aussicht über das flache Land bis zum Mudah, aber nach Nordwesten hin lag eine Gruppe von Hügeln, etwa eine halbe Stunde Wegs entfernt. Bei Nachfragen stellte sich heraus, daß die chinesischen Kalkbrenner aus diesen Hügeln die Muscheln holten. Die zwischen dem ersten Hügel und jener Gruppe liegende Strecke war ein ungangbarer Morast und Earl konnte erst am 3. September zu dem Gegenstande gelangen, welcher sein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Er ging über Land nach Bindahar am Mudah und bestieg ein Boot; denn nur vermittelst eines solchen sind die Kalköfen zugänglich. Diese lagen dicht am Ufer, und neben denselben fand Earl große Haufen von Muscheln, die in Karrenladungen durch Büffel dorthin gezogen worden waren. Sie glichen genau jenen, aus welchen der erste Hügel, d. h. der von *Leher Ilan Mati* besteht und waren in Klumpen zusammengebacken, welche durch Krystallisation des Kalkes aneinanderhingen. Die Muscheln waren offenbar aus der großen Masse herausgeschlagen worden; man konnte sie überhaupt leicht mit einem schweren Stock auseinanderschlagen, aber dabei blieben doch viele Ränder hangen. Die Chinesen hatten geradeaus, gegen die Mitte hin, in den Hügel hineingearbeitet und etwa ein Drittel der Gesammtmasse, ungefähr 2000 Tonnen von je 50 Kubikfuß, weggeräumt.

Die Umstände zu einer nähern Untersuchung waren also günstig und obendrein hatte Earl einen sehr intelligenten Chinesen zum Führer. Dieser Mann war schon seit vier Jahren Aufseher der Kalkbrennereien und mit der ganzen Umgegend genau bekannt. Der ausgegrabene Theil des Muschelhügels bildete eine Art von Centrum, dessen abschüssige Wände 25 Fuß hoch waren. Man löste die Muscheln aus der Masse mit Brecheisen oder mit Hacken los; alle waren von einerlei Art. Als Earl den Schutt und Abfall, welcher sich unter seinen Füßen befand, näher untersuchte, fand er einige fremdartige Stoffe, nämlich *einige Stücke rothen Gesteins* (red rock or pigment), welches seine gegenwärtige Gestalt durch Menschenhände bekommen hat; die Arbeitsleute versicherten, daß sie ihrerseits sich um diese rothen Steine gar nicht gekümmert hätten. Sodann wurden einige Quarzkiesel gefunden, denen man die Einwirkungen des Wassers ansah; sie müssen aus einiger Entfernung dorthin gebracht worden sein. Dazu kam der Fund eines *menschlichen Beckens*, das aber bei der Prüfung in Earl's Hand zerbrach.

Weitere Nachfrage ergab, daß die Chinesen im untern Theile des Muschelhügels, an derselben Stelle, wo Earl die rothen Steine bemerkte, *einige Menschengerippe* gefunden hatten. Er, der Führer, habe sie mit aller Gebühr behandelt und in ein großes irdenes Gefäß, einen sogenannten Martaban-Krug, gelegt. Die Malayen sagten, jene Gerippe gingen *sie* nichts an; der Chinese ließ also durch einen buddhistischen Priester die Leichenfeier besorgen und begrub sie. Earl betrachtete sich das irdene Gefäß. Es stand an der Hinterseite des Hügels, unweit von einigen Wasserlöchern; er nahm es sogleich zur Hand, goß das Wasser, welches sich darin angesammelt hatte, heraus und schaffte es sammt den Steinen in sein Boot, um Alles nach Europa bringen und dort speciell untersuchen zu lassen.

Das ist der Fundbericht. Die Stelle, wo dieser Hügel liegt, heißt malayisch *Guah Gappah*, d. h. *Grube der Muschel*. Zwei ähnliche Hügel liegen, wie schon bemerkt, in der Nähe. Die Gegend ist flach, hat mehrere Vertiefungen im Boden, und Alles deutet darauf hin, daß diese ganze Stelle in vergleichsweise nicht sehr alter Zeit vom Meere bedeckt gewesen sei. Damals waren jene Vertiefungen, Depressionen, welche jetzt durch natürliche Anhäufungen rasch ausgefüllt worden, wahrscheinlich noch Meeresarme. Die Hügel sind also wohl in der unmittelbaren Nähe von Punkten entstanden, wo die Muscheln in sehr großer Menge vorhanden waren.

Der Inhalt der Muscheln hat den Menschen zur Speise gedient; es kommt nur selten vor, daß beide Klappen einer und derselben Muschel nebeneinander liegen. Dieser Umstand und der große Umfang dieser Ablagerungen (die Hügel von Guah Gappah enthalten reichlich 20,000 Tonnen) rechtfertigen den Schluß, daß sie von einem zahlreichen Volke herrühren, für welches Seemuscheln ein Hauptnahrungsmittel bildeten. Und da die ganze Hügelmasse Krystallisationen an den Muschelberührungen darbietet, so muß man annehmen, daß seit dem Entstehen dieser Hügel eine vergleichsweise lange Zeit verflossen ist.

Die gegenwärtigen Bewohner jenes Landstrichs sind *Malayen*, sodann *Samsan's*, d. h. Mischlinge von Malayen und Siamesen, und *Semang's*, ein Negervolk von niedrigem Wuchse. Diese letzteren leben nun, in kleine Stämme zersplittert, in den weniger zugänglichen Theilen des Landes, sind aber früher weiter verbreitet gewesen.

Es wurde schon gesagt, daß die Malayen gar keine Ueberlieferungen in Bezug auf jene Muschelhügel haben; wohl aber wird derselben in den malayischen Jahrbüchern des Königreichs Kedah erwähnt. Sie sagen, daß die Hindu-Radscha's, welche vor der mohammedanischen Zeit im Lande geherrscht, Burgen und Paläste aus Kalk und Muscheln gebaut haben. Weiter erwähnen diese Annalen, daß vor Einführung des Islam vier Völker in jenem Lande neben einander vorhanden waren: die *Girgassi*, *Semang's*, *Bila* und *Sakaï*. Die drei letzteren sind, unter denselben Benennungen, noch heute vorhanden. *Bila* heißen solche Semang's, die seßhaft geworden sind; die *Sakaï* haben langes Haar, wohnen im Innern von Perak und sind noch nicht zum Islam bekehrt.

Earl meint, daß *die Muschelhügel von den Semang's herrühren*; bevor sie ins Innere gedrängt wurden, müssen Seemuscheln ihr Hauptnahrungsmittel gebildet haben. Neuerdings ist festgestellt worden, daß die Bewohner der *Andamanen*, welche mit den Semang's fast identisch sind, die Gewohnheit haben, Muschelhügel zu bilden. Man hat dergleichen in der allerneuesten Zeit auf *Piper-Island* gefunden und die Muscheln beim Wegbau benutzt. —

Diese Mittheilungen Windsor Earl's gaben in der Ethnologischen Gesellschaft zu London Anlaß zu mancherlei Bemerkungen. Evans, welcher 1861 mit dem dänischen Professor Busk die Kjökken möddings untersucht hat, stellte Vergleiche mit jenen von Guah Gappah an. Das Vorkommen der rothen Steine und der Gerippe weist nicht darauf hin, daß die Hügel ursprünglich zu Begräbnißstätten bestimmt gewesen seien; man hat offenbar erst in späterer Zeit sie als solche benützt. Die dänischen Küchenabfälle, welche der Steinperiode angehören, enthalten nicht blos Herzmuscheln (das eßbare Cordium), sondern auch Seeteufel und Kinthornmuscheln (Buccinum undulatum) und Knochen, welche oft zerbrochen vorkommen, weil man das Mark herausnehmen wollte; dazu kommen Stein- und Feuersteingeräthe. Professor Worsaae nimmt zwei Abtheilungen der Steinperiode an. In Bezug auf die Kjökken möddings erscheint es interessant, daß in denselben auch Knochen des Auerhahns vorkommen. Dieser Vogel nährt sich von Kiefern, demgemäß fallen die Küchenkehrichte in die Kiefernperiode. Die dänischen Torfmoore liefern nun aber den Beweis, daß der Periode der Kiefernwälder jene der Eichen, und dieser jene der Buchen folgt. Die Kiefern sind längst aus Dänemark verschwunden.

Konsul St. John, welcher lange im indischen Archipel gelebt hat, wies darauf hin, daß man dort die Wohnungen auf Pfähle von 8 bis zu 40 Fuß Höhe baue; es könne also gar nicht befremden, wenn man Muschelhügel von 25 Fuß Höhe finde, denn die Eingeborenen werfen die Muscheln aus ihren Häusern herunter. Dagegen wandte Herr Burke ein, daß unter solchen Umständen die Regelmäßigkeit dieser Hügelbildung auffallend erscheine. Vielleicht hätten sie wohl eine religiöse Bedeutung und seien von vornherein zu Begräbnißstätten bestimmt gewesen. Das scheint aber doch nicht der Fall zu sein. Dr. Hunt bemerkte, daß am Golf von Mexico große Ablagerungen von Gnathonmuscheln vorkommen, die offenbar von Menschen dorthin geworfen sind. Bemerkenswerth erscheinen ihm auch die Muschelhügel 50 Miles nördlich von der Stadt Mobile in Alabama; sie sind nun viele Fuß hoch mit Dammerde bedeckt und es stehen Bäume auf ihnen.

Daß es übrigens natürliche Anhäufungen von Muscheln gibt, unterliegt gar keinem Zweifel. Dr. Hodgkin wies nach, daß dergleichen von Solen siliqua zeitweilig am Frith of Forth in Schottland gebildet werden; an der Küste von Suffolk liegen unerschöpfliche Muschelketten.

Uebrigens sind die Muschelhügel in Dänemark, wie Evans nachwies, nicht symmetrisch, sondern laufen zusammen, als ob die Hütten in einem Kreise gebaut worden wären, manchmal auch so, als ob die Hütte in der Mitte gestanden hätte und die Muscheln wie zur Vertheidigung um sie herum aufgeworfen wären.

Ueber die von Earl aufgefundenen Gerippe bemerkte St. John, der selber an Ort und Stelle gewesen ist, sie seien ohne Zweifel sehr alt, man habe aber vom Schädel nur die obere Hirnschale; das Begraben von Leichen in den Hügeln habe sicherlich erst in späterer Zeit, lange nach der Bildung jener, stattgefunden. Ein Herr White bemerkte, daß er die Muschelbänke an der Seeküste der Provinz Wellesley häufig beobachtet habe. Sie bestehen, sagte er, allemal aus einer einzigen Muschelart, das Land ist eine ausgedehnte Alluvialebene, die von Sandketten durchzogen wird; sie laufen parallel mit der Küste und haben sicherlich einst einen Theil der letzteren gebildet. — Auf einigen dieser Sandriffe liegen die von Earl geschilderten Hügel und auch malayische Dörfer. Theile dieser vereinzelten Sandriffe wurden als Begräbnißstätten benutzt; das zwischen den verschiedenen Höhenzügen liegende Tiefland wird mit Reis bestellt. Er meint nun, die Muschelhügel seien ursprünglich von der Natur gebildet worden und zwar durch Wachsen und Absterben thierischer Organismen; aller Wahrscheinlichkeit zufolge wurden sie durch die Einwirkungen der Ebbe und Fluth vergrößert. Dann seien die Semang's gekommen und hätten auf oder an denselben ihre Wohnungen gebaut und an einigen Stellen sie durch Muscheln erhöht. An der Küste von Britisch-Guyana findet man dann und wann sehr ausgedehnte Muschelbänke, die ein Werk der Gezeiten sind.

Anderseits wurde darauf hingewiesen, daß man Muschelufer (Shell beaches) von Muschelhügeln unterscheiden müsse. Mit jenen habe nur der Geolog zu schaffen: sie kämen sehr häufig vor. Muschelhügel dagegen seien Menschenwerk.

Die vorstehenden Mittheilungen machte Karl Andree an einem der „Unterhaltungsabende", in welchen allwöchentlich einmal der Verein für Erdkunde zu Dresden geographische und ethnologische Gegenstände erörtert. Herr Finanzrath Max Maria von Weber knüpfte daran Bemerkungen über die dänischen Kjökken möddings, welche er selber gesehen.

Von entschiedenem Interesse waren die Angaben des Herrn Oberlieutenants Woldemar Schulz, der längere Zeit in den südlichen Provinzen Brasiliens verweilt und dort mancherlei Forschungen angestellt hat. Er wies das Vorkommen von Muschelhügeln an der Südostküste Südamerika's nach.

Er deutete zunächst darauf hin, daß seit der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die Angehörigen mancher Mönchsorden eine rege Thätigkeit in Bezug auf die Erforschung südamerikanischer Verhältnisse bethätigt haben. Leider sind viele Manuskripte, in welchen sie ihre Beobachtungen und Untersuchungen niedergelegten, theils nie zur öffentlichen Kunde gelangt, theils verloren gegangen.

Herr W. Schulz bemühete sich eifrig, in den südlichen Provinzen Brasiliens alte Manuskripte aufzusuchen. Er überzeugte sich, daß viele durch die Sorglosigkeit der Menschen oder die Gefräßigkeit der Termiten zu Grunde gegangen sind. Doch waren seine Nachsuchungen nicht ganz fruchtlos.

In der kleinen Hafenstadt Paranagua, welche 1648 von den Jesuiten gegründet worden ist, fand er im Archiv der Municipalkammer eine portugiesische Handschrift des berühmten Antonio Vieira mit dem Titel: Memoria historica da Cidade de Paranagua. Der Verfasser, ein Jesuit und Staatsmann, war 1653 als Superior der Missionen von Marañao nach Brasilien gekommen und beschäftigte sich bis an sein Lebensende damit, die Lage der Indier zu verbessern. Die Portugiesen trieben damals den Handel mit braunem Menschenfleisch in großartigem Maßstabe. Sowohl die Paulistas (Bewohner der Provinz S. Paulo) wie die Weißen am Amazonenstrom unternahmen Menschenjagden bis an den Fuß der Andes; portugiesische Quellen berichten, daß manchmal 15,000 braune Sklaven von diesen Menschenjägern zum Verkauf auf die Märkte gebracht worden sind.

Diesem Unfuge wollte Vieira zu steuern suchen. Während seines 44jährigen Aufenthalts in Brasilien fand er vollauf Gelegenheit zu wichtigen Beobachtungen und Entdeckungen. Zu diesen gehört auch das Auffinden von Muschelhügeln an der Südostküste Brasiliens. Sie haben Aehnlichkeit mit jenen an der nordeuropäischen Küste.

Nachdem Herr W. Schulz das Obige vorausgeschickt, theilte er in deutscher Uebersetzung die auf den Gegenstand bezüglichen Stellen aus Vieira's Memoria mit.

„Die Zahl der Indier, vom Stamme der Cario's oder Carajo's, welche ursprünglich die Ufer der Buchten, der Bai von Paranagua bewohnten, mag sich auf 6 bis 8000 Seelen

belaufen haben, wenn wir annehmen, daß da überall, an den Küsten und auf den Inseln, ihre Wohnsitze lagen, wo sich heute noch die zahlreichen Sambaqui's (Muschelhügel) von den Schalen der Austern und anderer Seethiere vorfinden.

Die Indianer des genannten Stammes sollen ein friedliches Volk gewesen sein, das sich hauptsächlich durch Fischfang und durch den Fang anderer See- und besonders der Schalthiere nährte.

Zu gewissen Zeiten des Jahres zogen sie familienweise aus und suchten die ihnen bereits als ergiebig bekannten Punkte der Küsten auf. Unter den hallenartigen Wurzeln der Mangosträuche sammelten sie dann ihre Lieblingsnahrung. Die Ergebnisse der Austernernte müssen sehr bedeutend gewesen sein. Man konnte diese mit leichter Mühe und ohne besondere Vorbereitung sammeln. Noch heute findet man von dieser Species in reicher Menge an den Küstenstreifen von Paranagua und S. Paulo.

Diese Schalthiere bildeten die Hauptnahrung der Indier während der Zeit des Fischfanges. Was nicht zum Unterhalt sofort verbraucht wurde, nahm man getrocknet mit in die Aldeamentos, um auch während der übrigen Zeit einigen Vorrath davon zu haben.

Die Schalen und Muscheln wurden nach dem Genusse des wohlschmeckenden Inhaltes auf einen bestimmten Platz geworfen; nach und nach bildete man so förmliche, kleine Hügel.

Daher mag die irrthümliche Meinung einiger Schriftsteller entsprungen sein, daß diese eine animalische Masse gewesen, aus der die Eingeborenen ihren Kalk gebrannt hätten.

Die Erde, welche im Laufe der Zeiten durch Sturm und Fluth auf jene Hügel geführt worden ist, bildete nachmals über denselben eine Schicht, die an einzelnen Stellen erheblich genug ist, um bedeutende Stämme und Sträucher zu ernähren, wie dies ja auch hie und da zu sehen ist.

Das Alter dieser Ostreiro's oder Sambaqui's ist so groß, daß einzelne jener Muschelhaufen heute eine kompakte, zusammenhängende Masse bilden, ein förmliches Conglomerat, und man ist gezwungen, wenn man einzelne Stücke davon ablösen will, dieselben mit dem Hammer abzuschlagen.

Aus diesen aufgehäuften Schalen der Seethiere, welche die Indier ursprünglich zu ihrem Unterhalt genossen, haben sie nachmals allen Kalk gebrannt und damit alle die Gebäude aufgeführt, welche seit der Gründung der Capitania erbaut wurden.

Ja selbst heute noch wird der Kalk, den man aus den Muschelhügeln von Santos, S. Vicente, Conceiçao, Iguape, Cananea, Paranagua, Laguna und Torres brennt, an allen diesen Orten zum Häuserbau verwendet.

In der größern Zahl haben sich diese Muschelhügel, in denen sich zuweilen Steinbeile, Scherben von Gefäßen, Gerippe von Verstorbenen rc. vorfinden, erhalten.

Jeder Indier, welcher während der Fischzeit starb, wurde nämlich unter einem solchen Austernhügel begraben, der also somit zugleich auch als Grabmonument diente.

Man sieht dergleichen Sambaqui's heute noch in großer Menge an den Ufern der Flüsse Gurguallu, Correias, Almeidas, Foral, Riberao, Rio das Pedras, Jacarahy, Saquaremassu und Saquarema.

Am Fluß Jaguedo findet sich der größte dieser Hügel, welcher Sambaqui-guassu (d. h. der große S.) genannt wurde. Derselbe soll einen Raum bedecken von etwa 90,000 Quadrat-Braçen. Aus der Größe dieses Hügels schließt man, daß hier der Wohnsitz und die Residenz des Groß-Caziquen des genannten Stammes der Cario's gewesen sei." *)

*) Wir ersuchen die Freunde des Globus in Brasilien, namentlich jene in der Provinz Rio Grande, den Muschelhügeln Aufmerksamkeit zuzuwenden und eventuell uns darüber Notizen einzusenden. A.

Rohlfs' Reise durch die südlichen Provinzen von Marokko.

Eine der interessantesten Reisen im nördlichen Afrika führte im verflossenen Jahre Gerhard Rohlfs aus Vegesack bei Bremen aus. Er ist der erste europäische Reisende, welcher die marokkanischen Landschaften südlich vom Atlas gesehen hat; mit Ausnahme von Réné Caillé, der 1828 von Timbuktu kommend jene Landschaften von Süden nach Norden durchschnitt, während Rohlfs von West nach Ost und Nordost reisend eine weit vollständigere Kenntniß derselben erhielt.

Gerhard Rohlfs war früher Student der Medizin und lebte dann mehrere Jahre in Algerien, wo er der arabischen Sprache und Landessitte so mächtig wurde, daß er seine Reisen unter der Maske eines Mohammedaners machen konnte. Er ging nach Marokko, lebte längere Zeit in Fes und trat im Juli 1862 von Tanger aus eine Reise an, deren Tagebuch in Petermann's Mittheilungen 1863, S. 361 ff., mitgetheilt ist. Von Tanger aus ging er die Westküste Marokko's entlang und schlug sich dann von Agadir aus nach Osten ins Innere bis nach Géryville in Algerien durch. Diesem Theil seines Tagebuches entnehmen wir Folgendes im Auszuge:

Die Bucht von Agadir ist unstreitig die tiefste in der ganzen atlantischen Küste des marokkanischen Reiches und bietet den größten Schiffen Sicherheit. Da jedoch die Stadt ohne Konsuln ist, so wird kein Seehandel getrieben. Agadir liegt auf einem 800 Fuß hohen abschüssigen Berg und ist mit Festungsmauern umgeben, die aber aus schlechtem Material und in sehr verwahrlostem Zustande sind. Das Innere Agadir's ist, mit Ausnahme der Regierungsgebäude, ganz zerfallen; die Einwohnerzahl beträgt höchstens 1000 und unter diesen sind die Juden das belebende Element. Nordöstlich von der Stadt thürmen sich die Berge des Atlas auf, während sich die Aussicht nach Süden zu in die unendliche Ebene verliert. Es ist auffallend, wie kalt das Klima in Agadir und an der umliegenden Küste ist; vor Mittag durchdringt die Sonne den dichten Nebel nie und selbst in der Sonne ist es dann nicht übermäßig warm. Die Lebensmittel sind billig; so kostet ein Pfund Fleisch 2 Sous, für 1 Sous erhält man an Markttagen 8 bis 10 Eier.

Rohlfs wollte erst nach Süden nach dem Lued-Nun vordringen, da er aber hier durch das Land des Scherif Sidi Hossein wandern mußte, so unterließ er es, weil dieser grausame Herrscher ihn auf jeden Fall hätte köpfen lassen. Er schlug daher den Weg nach Osten ein, um Géryville in Algier zu erreichen. Da auch die Umgebung Agadir's sehr unsicher ist, schloß sich Rohlfs einer nach Tarudant gehenden Karawane an. Zur Linken des Weges erheben sich die Gipfel der Atlas-

kette, zur Rechten fließt der Lued Sus, von Osten kommend, dem Meere zu. Das Thal des Flusses ist ein wahrer Garten; ein Haus steht neben dem andern und Oelbäume, Argan, Feigen, Stachelfeigen, Granaten und Mandeln gedeihen üppig. Jeder Mann geht mit Flinte und krummem Dolche bewaffnet. Es ist eigenthümlich, daß diese Berber, welche auf allen Seiten von Arabern umgeben, und falls sie Tholba sind, in arabischer Sprache beten müssen, seit 1000 Jahren ihre Sprache erhalten haben, die bis auf wenige Unterschiede mit der in der großen Kabylie und am Rif gesprochenen gleich ist.

Je weiter man nach Osten vordringt, desto höher wird das Gebirge, obgleich man in der Ebene fortmarschirt. Unendlich viele leere Flußbetten, vom Atlas kommend und dem Sus zulaufend, unterbrechen den Weg, aber auf der ganzen Strecke von Agadir bis Tarudant findet man auch nicht einen einzigen vom Atlas kommenden Fluß, der das ganze Jahr hindurch Wasser hält. Am dritten Tage gelangte Rohlfs schon nach Tarudant, das in einem Oelbaum- und Palmenwald liegt. Dort mußte er wegen Krankheit mehrere Wochen zurückbleiben. Der Umfang der Stadt ist groß, jedoch ist fast Alles, was sich innerhalb der Stadtmauer befindet, Garten. Die ohne Plan und Kunst angelegte Mauer erreicht bei einer Dicke von zwei bis sechs Fuß eine Höhe von 20 Fuß; alle 50 Schritt wird sie von Thürmen unterbrochen, die jedoch nicht höher als die Mauer selbst sind. Das Material, aus welchem sie, wie alle Häuser, gebaut ist, besteht aus mit Häckerling gemischtem Lehm, der zwischen zwei Bretter gestampft wird. Im Mittelpunkt des großen Gartens, der als Stadt gilt, befinden sich die Buden, wo man verkauft und arbeitet; einen eigentlichen Handelszweig und Manufakturen hat aber Tarudant nicht. Stark betrieben wird die Kupferschlägerei, die sich freilich blos auf kleine Kessel und Geschirre beschränkt. Das Kupfer wird aus den Bergwerken geholt, die sich in den kolossalen Gebirgsmassen im Norden der Stadt befinden. Die Einwohner versicherten, daß nicht nur dieses Metall, sondern auch Eisen, Silber, Gold und Magneteisenstein in großer Menge vorhanden seien, man verstände nur nicht, sie zu gewinnen, das Kupfer aber träte offen zu Tage. Die Moscheen der Stadt sind nicht bedeutend.

Mit einer Karawane, die sich nach dem Draa begab, reiste Rohlfs weiter. Das Land Draa ist eine lange, in der Sahara liegende Wüste, welche durch den vom Atlas kommenden Lued Draa gebildet wird; der Fluß selbst verliert sich in der Wüste. Von Tarudant gebraucht man acht Tagemärsche, um das Land Draa zu erreichen. Man folgt dem Lued-Sus, in dessen Norden sich der eigentliche Atlas erhebt, während sich im Süden eine niedrigere Zweigkette dieses Gebirges hinzieht. Unter vielerlei persönlichen Erlebnissen verfolgte Rohlfs mit der Karawane den Lued-Sus bis fast an seine Quelle, wo das Land Ras-el-Lued genannt wird, und schlug dann eine südöstliche Richtung nach der Wüste zu ein; in dieser Richtung marschirte er sechs Tage lang weiter. Die Gegend blieb fast immer gleich: nackte kahle Berge, meist Basaltfelsen, dann wieder große, jedoch von Bergen eingeschlossene Ebenen ohne Vegetation und nur von Steinen bedeckt, hie und da eine Oase, die sich von Weitem durch die hohen Palmen ankündigte. Am fünften Tage kam der Reisende zu einem Bergpaß, der durch eine nur fünf Schritt breite Schlucht gebildet wurde, zu deren Seiten sich 1000 Fuß hohe senkrechte Marmorfelsen erhoben; durch dieselbe rieselte ein kleiner Bach, der am Ausgange der Schlucht zu einer Oase Veranlassung gibt. Der Marmor der Felsen war stellenweise so glatt, als ob er künstlich polirt wäre und spielte dabei in allen Farben. Am südöstlichen Ende der Schlucht entdeckte Rohlfs eine starke kohlensaure Quelle; die Gegend um diese Marmorfelsen war sehr metallreich und Rohlfs fand große Stücke reinen Antimonmetalls.

Bei dem kleinen befestigten Dorfe Tanzetta war endlich nach mühevollem Marsche das Land Draa erreicht; eine halbe Stunde südlich von diesem Dorfe erhebt sich der sonderbar geformte und unter den Draabewohnern sehr berühmte Berg Sagora, der eine Höhle enthält, in welcher in früheren Zeiten die Christen einen großen Schatz verborgen haben sollen. Das Draathal wird nördlich von diesem Berge von Arabern, südlich dagegen von Berbern, oder, wie sie sich selbst nennen, Brebern, bewohnt. Außer der Sprache bemerkt man zwischen beiden Völkerstämmen keinen Unterschied. Suppe, Kuskus und Datteln bilden die Nahrung der Draui Jahr aus Jahr ein. Die Häuser, aus gestampftem Lehm gebaut, sind zweistöckig, unten wird das Vieh beherbergt und oben wohnt die Familie. Die Bewohner, obgleich ursprünglich weiß, sind durch Sonne, Staub und Vermischung mit den Negern braun geworden, so daß man keine eigentlich weißen Leute mehr antrifft. Sie sind außerordentlich schmutzig, waschen sich fast nie, selbst zum Gebete nicht; bevor sie dasselbe sprechen, ahmen sie die Bewegungen des Waschens blos nach. Daher sind wenigstens zwei Drittel der Bewohner augenkrank und ein Sechstel erblindet frühzeitig.

Der Hauptort des Draa ist Tamagrut; es zeichnet sich nur durch seine Größe und dadurch, daß ein beständiger Markt dort gehalten wird, vor den übrigen Ortschaften des Draa aus. In der Sauija ward Rohlfs sehr gastlich aufgenommen und mußte dort mehrere Wochen verweilen. Die Sauija erinnert an ein Kloster aus früherer Zeit; die Höfe sind von großen Bogengängen umgeben, in welche die Zimmerchen oder vielmehr Zellen münden, die von länger verweilenden Reisenden oder Pilgern bewohnt werden. Fortwährend hört man das Beten und Ablesen des Koran und fromme Wallfahrer bringen ihre Gaben dar.

Das Draaland hat im Ganzen eine Ausdehnung von etwa sechs Tagereisen. Frühere Reisende behaupten, ohne jedoch in Draa gewesen zu sein, daß der Lued Draa sich in einen See ergieße, der in der Sahara existire; es ist dies jedoch irrig, es existirt südlich vom Draa oder von Tafilet weder ein See noch ein Schott. (Schott ist eine Niederung, ein Seebecken, das nur im Winter und Frühjahre Wasser hat, im Sommer und Herbst aber Sumpf oder ganz trocken ist.) Es gibt im Draa auch Juden, die in einigen Dörfern neben den Mohammedanern wohnen. Sie leben dort im Ganzen besser, als in Marokko, treiben weniger Handel als Handwerke, z. B. Büchsenschmiederei, Blechschlägerei, Tischlerei, Schneider- und Schusterei &c., und sind den Wüstenbewohnern unentbehrlich geworden; deshalb werden sie wenig belästigt. Jedoch sind sie noch schmutziger und widerlicher als die Araber und Berber. Nach Tamagrut dürfen sie nicht kommen; die Stadt würde durch die Anwesenheit eines Ungläubigen entweiht werden.

Das Draaland hat keine eigentliche Centralregierung; die Oberherrlichkeit des Sultans ist blos nominell, jedes Dorf regiert sich selbst und hat entweder eine erbliche oder republikanische Regierung, wie in den meisten Orten, wo alle Jahre eine Art Gemeindevorstand, der aus 20 oder mehr Mitgliedern besteht, gewählt wird. Das ganze Land mag etwa 25,000 Einwohner haben und zerfällt in fünf Provinzen, die von Norden nach Süden so aufeinander folgen: Mesgela, Tunsulin, Ternelta, Fesuota, Ktaua.

Ktaua ist eine große selbstständige Oase des Landes Draa, zu der gegen 100 befestigte Dörfer gehören. Diese bestehen aus bloßen Palmhütten und sind entweder von dem Araberstamme Beni Mhamed oder von Berbern bewohnt. Von dem großen Dorfe Adualsit aus wird der hauptsäch-

lichste Handel mit dem Sudan getrieben. Gold, Elfenbein, Leder und Sklaven werden von dorther gegen europäische Erzeugnisse ausgetauscht. Die Sklaven kauft man zu dem billigen Preise von 50 bis 60 Frcs. und verkauft sie dann in Fez oder Marokko zu 300 bis 400 Frcs. Die Karawanen brauchen von hier bis Timbuktu zwei Monate; die größte wasserlose Strecke beträgt 10 Tage.

In Abualfil blieb Rohlfs 11 Tage und ging dann in nordöstlicher Richtung mit einer Karawane nach Tafilet, das er am fünften Tage erreichte. Tafilet ist eine der größten Oasen der Wüste; man zählt gegen 300 befestigte Dörfer. Der Hauptort ist Abuam und dicht dabei, in Risani, residirte der Kaid des Sultans. Einen eigenthümlichen Anblick gewährt der Marktplatz in Abuam, der sich vor den Thoren befindet. Von Weitem würde man glauben, er sei mit großen Maulwurfshügeln bedeckt, kommt man aber näher, so sieht man, daß man eine große Menge steinerner, oben gewölbter Buden vor sich hat. Dreimal in der Woche wird ein bedeutender Markt abgehalten; er ist der größte im Süden des Großen Atlas. Man findet dort Alles, was man in Fes von europäischen Produkten verkauft, außerdem sämmtliche Produkte des Sudan. Der Ort, welcher jährlich zwei Karawanen nach Timbuktu schickt, heißt Suttu; er liegt eine Stunde südlich von Abuam.

In Tafilet blieb Rohlfs beinahe einen Monat; er begab sich von da nach der zwei Tagereisen nördlich liegenden Oase Ertib, die etwa einen Tagemarsch lang ist und von demselben Flusse wie die Oase Tafilet bewässert wird. Die Bevölkerung besteht ausschließlich aus Berbern.

Von Ertib aus ging Rohlfs über Budeneb stets in nordöstlicher Richtung weiter und verweilte 10 Tage in der Oase Boanan, wo er einen Führer und Diener nach Kuetza (Kenelsa) miethete. Dieser Führer aber überfiel Herrn Rohlfs im Schlafe, brachte ihm etwa ein Dutzend Hieb- und Schußwunden bei und beraubte ihn alles Geldes und aller seiner Effekten. Zwei Tage und zwei Nächte lag er vom Durste gequält mit zerbrochenem Arm in der Wüste, bis ihn Marabus fanden, unter Dach und Fach brachten und nach zwei Monaten geheilt entließen. Er ging nach Kuetza und brachte bei dem Scheich eine Klage an, ohne jedoch in dem gerechtigkeitslosen Lande das Geringste zu erzielen. Kuetza hat 5000 Einwohner und zahlreiche Quellen bewässern die Dattelpalmen und Gärten.

Bei Kuetza hört die Wüste schon auf; Antilopen, Strauße, Gazellen, Hyänen, Füchse und Schakale sind häufig, Panther selten, Löwen traf Rohlfs nicht. Von Kuetza nach Fizig im Nordosten braucht man drei Tage. In Fizig wird ein bedeutender Handel mit Butter, Thran, Wolle, Schafen und Ziegen getrieben, die von den Arabern gegen Pulver, Kleidungsstücke und Waffen umgesetzt werden. Von Fizig bis an die algerische Grenze hat man nur noch einen Tagemarsch. Rohlfs ging nach Géryville und dort enden die Nachrichten des kühnen und unternehmenden Reisenden.

Rohlfs hat die Absicht, von Algerien aus unter der Maske eines Mohammedaners in noch unbetretene Gebiete Afrika's vorzudringen und nach Timbuktu zu reisen.

Die Insel St. Thomas in Westindien.

St. Thomas, 29. August 1863.

Die dänische Kolonie und verrufene Insel St. Thomas liegt circa $18\frac{1}{2}^{\circ}$ nördl. B. und 65° westl. L. von Greenwich, ist etwa zwei Q.Meilen groß und hat im Süden einen der prachtvollsten, fast rundherum geschlossenen Häfen, in dem die größten Schiffe der Welt sicher ankern. Die Insel ist durchweg hügelig und besteht fast nur aus Felsen, da tropische Regenschauer das bischen Erde auf den Bergen fortspülen, so daß sie für Agrikultur wenig oder keinen Boden bietet. Die paar Zuckerplantagen wurden nach der Negeremancipation im Jahre 1848 entweder total verlassen, oder als Grasplätze zum Weiden von Kühen und Ziegen verwendet.

Den Haupthebel des Platzes bildet der Handel, der, wenn man den Umfang und die kleine Einwohnerzahl (15,000) in Betracht zieht, als außerordentlich umfangreich erscheint. Die Einfuhr beträgt etwa sechs und ein halb Millionen Dollars oder circa acht Millionen preußische Thaler. Die größten Geschäftshäuser sind trotz der völligen nationalen Schutzlosigkeit, wie auf den meisten überseeischen Plätzen, deutsche. Rechtschaffenheit und solide Betriebsamkeit machen den Deutschen auch hier zum geachteten Mitgliede der Gesellschaft, ohne daß er, wie der Engländer und Franzose, auf seine Kanonen pochen könnte. Was könnte Deutschland leisten, wenn wir auch vernünftig angewandte Kanonen zur See hätten!

Diese deutschen Häuser machen im Durchschnitt jedes einen Umsatz von 6 bis 700,000 Dollars oder circa 800,000 bis eine Million preußische Thaler. Das Hauptgeschäft wird nach Cuba, St. Domingo, Portorico und einigen Plätzen Venezuela's und Neugranada's betrieben. Das Kreditsystem ist ziemlich ausgebreitet, doch hat sich das hiesige Geschäft trotzdem stets so solide bewährt, als irgend ein gutes europäisches, was wir wohl dem soliden und betriebsamen Sinn der in den erwähnten Ländern vielfach ansässigen Catalonier zu verdanken haben.

St. Thomas bildet so zu sagen den Eingang und Schlüssel zu einem großen Theile Westindiens, sein guter Hafen, sein Freihafen (der Zoll ist unbedeutend, fast nominell, bringt aber trotzdem 80 bis 100,000 Dollar ein) machen die kleine unfruchtbare Insel zu einem Platze von umfassender Bedeutung. Das Klima ist ein tropisches und von jenem der umliegenden Inseln wenig verschieden, aber trotz des vielen Geschreies in Europa halte ich St. Thomas für eine der am wenigsten ungesunden Antillen. Das gelbe Fieber, welches Gottlob nun seit 1857 nicht wieder aufgetreten, wird durch die täglich aus anderen tropischen Ländern ankommenden Schiffe, namentlich Dampfer, die keiner strengen Quarantaine unterworfen sind, hierher geschleppt, und dann heißt es, St. Thomas sei ein „Pestloch". Namentlich tragen die Royal Mail Steamer, die von Chagres am Isthmus von Panama kommen und zwei Mal im Monate Massen von Passagieren von der ganzen Westküste Süd- und Nordamerika's und vom ungesunden Isthmus von Panama mitbringen, um solche von hier nach Europa weiter zu befördern, viel, wenn auch unabwendbar, die Schuld daran. Eine Kontrolirung dieser Leute, die heute ankommen und morgen weiter gehen, auch unbehindert mit dem Ufer verkehren, läßt sich in einem Freihafen nicht durchführen.

Der Nordländer, dessen Aeltern und Voraltern im kalten Klima gelebt, dessen ganze Diät und Lebensweise für ein nordi-

sches Klima berechnet ist, bedenkt selten, daß er hier in eine andere, ihm durchaus fremde Welt tritt. Er weicht der tropischen Sonne, dem tropischen Regen nicht aus, er will sich nicht an eine mäßige Speisendiät gewöhnen, tanzt und trinkt Eiswasser, er reitet, kurz er thut alles Mögliche, um sein Leben in Gefahr zu bringen und nennt das alsdann „die Monotonie des Platzes beleben". Er möchte das in vier Wochen zu Stande bringen, was in 100 Jahren nicht gelungen ist, er begreift oder bedenkt in seinem Leichtsinn nicht, daß tropische Thiere im kalten Klima nur mit großer Mühe am Leben bleiben, und glaubt sich erhaben über leicht ausführbare Diät und Gesundheitsmaßregeln. Wer Europa verläßt, um es gegen ein heißes Klima zu vertauschen, der bedenke vorher, daß er ein altes, auf tausendjährige Civilisation gebautes System verläßt, mit dem er durch Geburt und Lebensweise fest verwachsen ist, um in ein hastig aufgebautes Leben und in eine Durchschnittshitze von 25 Grad Réaumur zu treten, daß er einer unfruchtbaren Insel für Jahre anzugehören hat, die nur vom Handel existirt, und entscheide dann.

erreicht. Viele werden alt und grau auf der Reise und Glück und Unglück wechseln auch hier wie überall auf unserem Planeten. Voran unter den Veteranen, die durch Familienverhältnisse und langjährige Gewohnheit mehr als durch Vermögensverhältnisse an die Insel oder das Schiff sich für Lebenszeit gebunden haben, steht unser Landsmann Herr F. L. von Lindeman aus dem preußischen Sachsen und ehemals Militair. Wegen seiner überaus großen Freundlichkeit und Gastfreiheit wird er von Groß und Klein geliebt und geachtet. Da ist kein Mensch in Noth, dem er nicht auf eine oder andere Weise beisteht; namentlich aber um Deutsche ist Herr von Lindeman besonders bemüht und manch junger Mann verdankt ihm sein späteres glänzendes Schicksal. Weiß oder Schwarz ist ihm einerlei; mit Aufopferung seiner Zeit, seiner Kräfte und seines Geldes arbeitet, hilft und tröstet er, wo er kann, ohne Unterschied von Farbe und Glaubensbekenntniß.

Die weiße Bevölkerung ist fast aus allen Materien gemischt: Engländer, Franzosen, Deutsche, Spanier, Italiener 2c.



Der Hafen von St. Thomas in Westindien. (Nach einer Originalzeichnung.)

Freilich Seeleute, die hart arbeiten müssen, sind selten im Stande, diätetische Maßregeln zu beobachten; nebenbei trinken sie viel und wenn man sie, namentlich Engländer und Nordamerikaner, zuweilen angetrunken auf der Straße liegen sieht, so wundert man sich, daß nicht noch mehr dieser Menschen dem Fieber erliegen.

Wer hier nicht Kaufmann ist oder mit hiesigen Geschäften in Verbindung steht, langweilt sich natürlich um so mehr, da es Vergnügungsorte und selbst Spaziergänge hier so gut als keine gibt. Es sind seit 1857 sehr viele neue Ankömmlinge, die Gottlob alle am Leben blieben, eingetroffen, welche als Commis in Geschäften arbeiten, namentlich Deutsche, und ich will hoffen, daß der unangenehme gelbe Gast uns für ewig weiter verschonen möge.

Die 15,000 Menschen zählende Bevölkerung besteht meistens aus Schwarzen und Farbigen; ich glaube nicht, daß mehr als 2 bis 3000 Weiße auf der Insel leben, geborene Europäer natürlich bedeutend weniger. Der junge Europäer, welcher hierher kommt, betrachtet gewöhnlich die Insel wie ein Schiff, auf dem er eine Reise macht (freilich eine lange Reise bisweilen); sobald er ein genügendes Kapital erworben hat, denkt er, geht es zurück in die alte Heimath, und das Schiff hat seinen Bestimmungsort

Gesellschaftssprache ist die englische, doch gibt es Leute, die 25 Jahre hier gelebt und sich großes Vermögen erworben haben, ohne ein Wort Englisch zu sprechen oder zu erlernen, da Geschäfts- und Correspondenzsprache fast ausschließlich Spanisch ist.

Wie oben angeführt, sind die deutschen Häuser die ersten am Platze und deutsche Waaren kommen in beträchtlichen Quantitäten hierher.

Das Leben der weißen Einwohner ist sehr einfach. Um 5 oder 6 Uhr Morgens steht man auf, trinkt Kaffee und geht gegen 7 Uhr ins Geschäft, wo bis um 5 Uhr Nachmittags gearbeitet wird, mit Ausnahme der Frühstücksstunde von 10 bis 11 Uhr, in welcher zwar nicht geschlossen, aber doch ziemlich Pause gemacht wird. Um 6 Uhr Nachmittags ißt man zu Mittag. Essen und Trinken sind hier nicht viel schlechter als in Europa, frische Bohnen und Erbsen haben wir das ganze Jahr hindurch, präparirte Gemüse kommen viel von Europa, desgleichen Schinken, Zungen, Wurst 2c., Vieh kommt von Portorico, Bananen und andere tropische Früchte erhalten wir von den benachbarten Inseln, da hier wenig oder nichts wächst. Fische gibt es in großer Menge und sehr schöne; sonderbar sticht dagegen ab, daß ein Hauptnahrungsmittel der

Farbigen und auch vieler Weißen, gesalzene Fische (Salzfische, Codfish und Stockfisch) von Canada bilden, die ohne Zweifel in diesem Klima weder gesund noch appetitlich sein können; sie sind ein zwar billiges, aber gewiß nicht zuträgliches Nahrungsmittel. Fast nur gute Weine werden hier getrunken, da kein hoher Zoll die Einfuhr beschwert, so daß man über schlechtes Essen nicht klagen kann und um sehr vieles besser gestellt ist, als andere westindische Plätze, deren Frequenz der unseren nicht gleich kommt. Die Hitze, welche zuweilen auf 30 Grad Réaumur im Schatten steigt, verhindert natürlich den großen Appetit.

Die Häuser sind meist geräumig und luftig auf den drei Bergen der Stadt terrassenförmig erbaut und gewähren, vom Hafen aus gesehen, einen man kann wohl sagen niedlichen Eindruck; es ist, als ob eine ausgepackte Schachtel Nürnberger Spielzeug vor uns stände. Niemand wohnt neben seinem Geschäftslokal, sondern mehr oder weniger auf den Hügeln, wo eine hübsche Aussicht auf Stadt und Hafen uns für die am Tage ausgestandenen Beschwerden entschädigt und wo man die kühle Seebrise, womöglich ohne oder mit wenigem Negergeruch gemischt, in Ruhe genießt.

Es gibt nur eine Haupt- und Geschäftsstraße, die sich mit der einen Rückseite am Hafen hinzieht und in der sich auf der Hafenseite die „Stores" oder Engros-Geschäftslokale und auf der gegenüber liegenden die „Shops" oder Detail-Verkaufslokale befinden. Trotzdem St. Thomas in früheren Jahren, da noch Alles von Holz gebaut war, einige Male abbrannte, ist man beim Wiederaufbau doch nie auf die Idee gekommen, eine hübsche Straße mit Quai am Hafen entlang zu bauen, wo es zu jeder Zeit kühl und angenehm gewesen wäre, sondern man hat die Straße immer wieder mit der einen Front den Bergen zugebaut, wodurch natürlich bei dem sehr häufigen Südwind eine unausstehliche Hitze vorherrscht.

Die **Geschäftslokale** haben jedes am Wasser ihre besondere Werft, um Güter zu empfangen; ein angemessener Spaziergang am Hafen entlang existirt nicht. Man hat weder Schau- noch sonst Glasfenster in den Magazinen, sondern dieselben sind einfach von Mauerwerk und haben ungeheure eisenbeschlagene Thüren; man arbeitet in denselben fast wie auf offener Straße. Die **Wohnhäuser** sind gleichfalls ohne Glasfenster mit verschiebbaren grünen Jalousien versehen, was ihnen ein recht freundliches wohnliches Ansehen gibt; die Hausfrauen sind der Noth, Gardinen auf- und abzustecken, enthoben, denn man hat und braucht keine solchen Vorhänge. Hinter der Hauptstraße liegen einige wenige Nebenstraßen, die aber schon mehr oder weniger hügelig hinansteigen und sich durch Enge und nicht übergroße Reinlichkeit auszeichnen.

Unsere **Verbindung mit Europa** durch die Royal Mail Steamer, alle 14 Tage, ist eine große Annehmlichkeit des Platzes und macht uns fast zu einer **Vorstadt Europa's**. Erst wenn man von St. Thomas weiter geht, kommt man nach dem eigentlichen Westindien. Diese Dampfer von etwa 3000 Tonnen Gehalt machen die Reise von Southampton in 14 Tagen so regelmäßig wie ein Uhrwerk, sind für 300 und mehr Fahrgäste und mit allem unter den Verhältnissen möglichen Comfort eingerichtet. Die Engländer haben viel darüber raisonnirt, daß die Linie unser St. Thomas und nicht eine **ihrer** Kolonien zum Stationsplatz auserseben, doch hat die vor Kurzem erfolgte Erneuerung des Kontrakts auf sechs Jahre wiederum bewiesen, daß unsere Insel der einzige praktische Platz ist. Von dieser **englischen Kolonialpartei** ist auch wahrscheinlich Herr **Trollope** ausgeschickt worden und er hat den größten Unsinn über St. Thomas in die Welt hinausgeschrieben. Dergleichen ist in England nicht selten; trotz der großen Freiheit und politischen Bildung läßt sich, glaube ich, eher ein englischer Minister als ein deutscher Schulmeister irre führen. Trotzdem hat sich Herr Trollope in Europa eine gewisse Celebrität und Autorität erworben, die aber kein gutes Licht auf die Urtheilsfähigkeit des britischen Publikums in Betreff westindischer Verhältnisse wirft. Herr Trollope schreibt viel Falsches, z. B. daß St. Thomas ein Depot für **Eau de Cologne, Cigarren und alte Kleider** bilde (bei einer **Importation von 6½ Millionen Dollars**). Man hat hier allerdings von Herrn Trollope nur geringe Notiz genommen; er war ein unbekannter Mann. Die Offiziere der Dampfer, an deren Bord er sich befand, erklären ihn für „a perfect bore", einen lästig-langweiligen Menschen. Er schildert unsern Hafen als ein Pestloch und St. Thomas als eine Art von Sodom und Gomorrha. Ich meinerseits lebe nun seit langen Jahren hier und bin weder krank gewesen noch gestorben; andere Leute wohnten hier seit 25 oder 30 Jahren und sind ganz gesund und munter hier oder in Europa. Nun kommt solch ein ununterrichteter, oberflächlicher Tourist hierher, schreibt ein Buch und läßt sich gar als eine wissenschaftliche Autorität preisen! *)

---

*) Wir ersehen aus zwei Briefen, die uns aus **St. Thomas** vom 28. October per Dampfer la Plata zugekommen sind, daß der uns von jener Insel aus übermittelte Aufsatz: **Ueber die freien Neger auf St. Thomas** (Globus, III. 84) dort eine sehr große Aufregung unter den „besseren Farbigen" verursacht hat. Jenem Berichte lag eine Liste der **deutschen Firmen** in St. Thomas bei, und wir wurden ersucht, dieselbe mitzutheilen. Deshalb schlossen wir sie ohne weitere Absicht jenem Briefe an.

Die „besseren Farbigen" brauchen sich über jenen Bericht, der ein photographisch treues Bild des Negers gibt, wie er in Westindien seit der Emancipation geworden ist, nicht zu ereifern. Daß einzelne Neger sich zur Respektabilität emporarbeiten, weiß ja Jedermann; von diesen war aber in jenem Briefe nicht die Rede, sondern von der **Masse**, von dem Durchschnittsneger, und die respektabeln unter den farbigen Leuten sollten sich doch hüten, für diesen letztern Partei zu nehmen. Es fällt keinem weißen Menschen ein, empfindlich zu sein, wenn ein hartes aber wahres Urtheil über den Pöbel, z. B. über den in London, gefällt wird. Die „deutschen Firmen" sind übrigens an der Sache unschuldig und wir ersuchen hiermit die **St. Thomas Tidende**, welche auf mehrere Artikel im Globus Bezug nimmt und auch den erwähnten Brief nebst unserer Einleitung abgedruckt hat, davon Notiz zu nehmen.

Nebenbei gereicht es uns zur Freude, daß uns aus **vielen** Gegenden Amerika's beistimmende Urtheile über unsere Auffassung und Behandlung der Negerfrage zugehen, und daß man im Süden wie im Norden, in deutschen wie in englischen Blättern, unsere auf diese Angelegenheit bezüglichen Aufsätze abdruckt; so z. B. in der **Philadelphia Daily Age** vom 23. Sept.; in der **täglichen deutschen Zeitung zu Neworleans** vom 8. Oct.; im **deutschen Newyorker Journal** sehr oft ꝛc. Vor wenigen Wochen erhielten wir auch aus **Haiti** eine Zuschrift in ähnlichem Sinne, außerdem eine Reihe von Nummern des Moniteur haitien und der Opinion nationale, für deren Zusendung wir hiermit unsern besten Dank sagen. Gegenüber dem schauderhaften und gräßlichen Unheil, welches durch die Pseudophilanthropie über die schwarzen Menschen gebracht worden ist, und bei der schändlichen Gewissenlosigkeit, mit welcher die Yankee-Abolitionisten und ihre deutschen ultra-radikalen Nachtreter verfahren, ist es eine Pflicht der wahren Humanität, die Negerfrage gerade vom **ethnologischen** Standpunkte zu erörtern. Die „Philanthropen", welche sich selber zu solchen patentiren, haben einen unerhörten Bankerott gemacht, und nie hat es ärgere Quacksalber gegeben, als die „Abolitionisten" diesseit und jenseit des Oceans. Sie ruiniren einen ganzen Welttheil und jeder ihrer Schritte ist durch Blut und Barbarei bezeichnet. Aber am allerschlimmsten fährt der arme Neger.

A — ee.

Aus allen Erdtheilen.

Reisen in Afrika. Herr Karl von der Decken ist, wie wir schon früher gemeldet haben, wieder in Europa, und nachdem er in Hannover und Berlin verweilte, nach London gegangen, wo man ihm am 9. November, bei Eröffnung der Sitzungen der geographischen Gesellschaft, einen ehrenvollen Empfang bereitet hat. Es traf sich, daß sein „obstinater" Gegner Desborough Cooley zwei Tage vorher, im Athenäum vom 7. November, abermals sehr heftig polemisirte. Er behauptet noch einmal, auf dem Kilimandscharo könne gar kein Schnee liegen, sondern höchstens Reif und der Baron sei nicht redlich verfahren.

Ueber das Alles wird Herr von der Decken sich leicht trösten. Murchison eröffnete die Sitzung mit einem Vortrag, in welchem er auseinandersetzte, was der deutsche Reisende in Ostafrika geleistet habe. Der Kilimandscharo habe Schnee auf seinem Gipfel; er ist ein vulkanischer Berg, der aber in der neuern geologischen Periode keine Eruptionen gehabt hat. Herr von der Decken wolle nun, so fuhr Murchison fort, auch den Kenia besteigen; er nehme aus England einen langen schmalen, zur Beschiffung seichter Ströme geeigneten Dampfer mit; er gedenke einen jener Flüsse, welche unweit von der Formosabai münden, hinaufzufahren. Sein nächstes Ziel sei der Kenia, und wenn er dort seinen Zweck nicht erreiche, wolle er versuchen, nach dem abessinischen Kaffa zu gehen und von dort nach Gondokoro. Die englische Regierung stellt ihm ein in den ostafrikanischen Gewässern kreuzendes Schiff zur Verfügung. Der Redner hob dann mit gebührender Anerkennung Hrn. von der Decken's große Verdienste hervor und bemerkte, daß der Ausschuß der Gesellschaft den Reisenden zum Ehrenmitglied ernannt habe. Nachdem Herr von der Decken seinen Dank ausgesprochen, wurde sein Bericht über den Kilimandscharo verlesen. Die Westspitze dieses Bergriesen hat eine Höhe von 20,065 engl. Fuß, die Ostspitze dagegen nur 17,310 Fuß. Die Schneegrenze fand er im laufenden Jahre, vermittelst trigonometrischer Messungen, in einer Höhe von 16,400 Fuß. Bei 9000 Fuß wird keine Quelle, überhaupt kein Wasser mehr angetroffen und bei 12,000 Fuß hört die Vegetation auf. In dem Bericht wird eines Insektes erwähnt, durch dessen Stich Herr von der Decken binnen zwei Tagen alle seine Esel verlor; er nennt dasselbe Dondorovo, hat es selbst nicht gesehen, aber die Eingeborenen sagen, es sei eine Fliege mit langem Leibe, welche nach der Regenzeit in großer Menge erscheine und dann unter den Ziegenheerden großen Schaden anrichte. (— Diese Fliege ist offenbar nichts anderes als eine Tsetse, welche in einem großen Theile von Ostafrika vorkommt. —)

In derselben Sitzung wurde auch ein Brief vom Doctor Baikie mitgetheilt, der aber noch keine ins Einzelne gehenden Nachrichten über dessen Reisen nach dem innern Sudan enthält. — Von Frau Petherik war ein Schreiben aus Chartum vom 26. Juli eingelaufen, in welchem all' das Mißgeschick dargestellt wurde, welches Konsul Petherik auf seiner Nilfahrt erlitten. (Wir haben im Globus Bd. V, S. 92 eine ausführliche Schilderung gegeben.)

Von Th. v. Heuglin sind Nachrichten bis zum 5. Juli gehend eingetroffen. Nach der Rückkehr von Wau, wo er den Dr. Steudner begraben, verfiel er am Rek-See in eine schwere Krankheit. Noch schwach und leidend ging er am 4. Juni nach Westen und erreichte die ihm vorangegangene Tinne'sche Expedition am 12. zwischen Ajoq und Quan. Die beginnende Regenzeit hatte inzwischen die ganze Strecke in Sumpf verwandelt. Am 14. kam die Expedition an den Dschurfluß, ging über Wau und langte am 22. bei der Seribe Bisselli an. Am weitern Vordringen in das Cosengagebirge hinderten die durch Regengüsse angeschwollenen Flüsse und Bäche. In dem Briefe Heuglin's wird ein großer schiffbarer Strom erwähnt, der nicht weit von dem Quartier der Expedition im Westen fließt.

Globus Bd. V, S. 121 berichteten wir über die Expedition des Dr. Schläfli aus Zürich nach Madagaskar. Nach neuen in Bern eingetroffenen Nachrichten ist dieselbe gänzlich mißglückt und der Reisende lag fast hoffnungslos erkrankt in Bagdad darnieder.

Von der abessinischen Küste. Das Land Habesch hat seit vielen Jahrhunderten Sklaven in den Handel geliefert, und dieser nimmt auch in unseren Tagen seinen Fortgang, obwohl Kaiser Theodor ein strenger Gegner desselben ist. Die Mohammedaner im Lande kehren sich nicht an das Verbot, und aus einem Berichte des englischen Vicekonsuls Walker geht hervor, daß die Sklaven in Zügen von 30 bis 40 Köpfen aus dem innern Land an die Küste geschafft werden. Dort bringt man sie in arabischen Dörfern unter, um sie zu gelegener Zeit heimlich an Bord von arabischen Fahrzeugen einzuschiffen. Diese fahren dann mit ihrer lebendigen Waare hinüber nach Mocha oder Dscheddah; in letzterer Stadt werden die Abessinier sofort auf offenem Markte feil geboten.

Walker vergleicht das Klima der abessinischen Küste mit einem glühenden Ofen; in der warmen Jahreszeit verdorren alle Pflanzen, und es ist leicht erklärlich, daß ein europäischer Mensch bei einer Hitze von 115 bis 120° F. im Schatten weder Tag noch Nacht Ruhe oder Behagen findet. Auch die Abessinier, welche aus dem Innern ans Gestade kommen, sind außer Stande, dort eine längere Zeit zu verweilen. Walker hatte sich ein Pferd aus dem Oberlande nach Massawa kommen lassen, aber nach zwei Monaten war es todt. Wenn nach langer Hitze endlich Regen fällt, dann schießt das Gras ungemein schnell und üppig empor, aber es ist anfangs so giftig, daß nicht selten Maulthiere, welche dasselbe fressen, sterben.

Wir haben im Globus mehrfach darauf hingewiesen, daß die französische Regierung im vorigen Jahre den Hafen Obok von einem Danakilhäuptlinge für 10,000 Dollars gekauft hat. Jetzt erfahren wir durch Walker, daß jener Biedermann das Geld genommen hat, dann aber nach dem Innern abgezogen ist. Sein Nachfolger erklärte, daß der Vorgänger zu einem Verkaufe gar nicht berechtigt gewesen sei, brach die von den Franzosen aufgebauten Hütten ab und warf sie ohne Weiteres in die See. Natürlich wird er dafür von der „großen Nation" gezüchtigt werden.

Nachrichten aus Australien. Wir danken an diesem Orte für die uns freundlich übersandte Nummer der zu Melbourne erscheinenden deutschen Zeitung Germania vom 20. August 1863, der wir folgende neue Nachrichten über die australischen Kolonien entnehmen.

In einer größern Versammlung war am 17. August in Melbourne beschlossen worden, den durch die vordringende Civilisation immer mehr dem Aussterben entgegen gehenden australischen Eingeborenen rettend an die Hand zu gehen und zu diesem Zwecke an dem bekannten Coopers Creek eine Mission zu errichten. Außer dem Predigen des Evangeliums soll sich diese Mission damit befassen, die Wilden an feste Wohnsitze und Bodenkultur zu gewöhnen. So menschlich und lobenswerth dieser Versuch auch erscheint, so glauben wir doch nicht, daß er von dem geringsten Erfolg begleitet sein dürfte. Denn abgesehen davon, daß die Eingeborenen schwerlich sich seßhaft machen lassen dürften, scheint es leider ihre Bestimmung zu sein, daß sie überall da, wo sie mit den ihnen so unendlich überlegenen Weißen zusammen kommen, schon durch den bloßen Contact mit denselben, dem Untergang geweiht sind. Der Branntwein und ansteckende Krankheiten tragen das ihrige dazu bei und so sehen wir in Südaustralien sich nur dasselbe wiederholen, was bereits auf Van Diemensland die Ausrottung der Eingeborenen herbeiführte und auf den Südseeinseln tagtäglich die Zahl der Eingeborenen verringert.

Aus Westaustralien wird gemeldet, daß Larnack's Expedition zur Erforschung des Innern erfolglos geblieben ist.

In Queensland vervollständigt sich das Telegraphennetz immer mehr und die Regierung beabsichtigt, eine Telegraphenlinie nach Cap Moreton zu errichten. Die deutsche Auswanderung nach dieser Kolonie ist auch im Steigen begriffen und am 7. August langten dort zwei Hamburger Schiffe mit Einwanderern an.

Die Goldausbeute ist noch immer eine massenhafte. So hat die Great-Extended-Company in Ballarat in der ersten Hälfte August nicht weniger als 1695 Unzen Gold ausgewaschen und deshalb eine vierzehntägige Dividende von 90 Pfund Ster-

[illegible]. In Eaglehawk ward ein Goldkuchen [illegible] Gewicht vorgezeigt, der aus 39 Tons Quarz gewonnen war. Es lieferte also die Ton über 14 Unzen Gold.

Die geologische Erforschung Südaustraliens [illegible] Fortgang. Elf Meilen von Adelaide hat man ein [illegible] Kupfererzlager entdeckt. Unser Landsmann Dr. [illegible] in Tanunda hat das Murraythal geologisch erforscht und in den Kalkformationen der Murrayklippen 135 verschiedene Species Schalthiere entdeckt. Dieselben werden nach Berlin gesandt und dort bestimmt werden, woraus dann der geologische [illegible] jenes Thales erhellen wird.

Von großem Interesse ist es, daß sich zu Dunedin auf Neuseeland ein deutscher Turn- und Gesangverein gebildet hat, der sich einer großen Blüthe erfreut und zweimal wöchentlich seine Versammlungen abhält. So geben deutsches Turnen und deutscher Gesang um die ganze Erde!

Ein deutsches Sängerfest in Brasilien. Wir werden im Globus fortfahren, Mittheilungen über unsere Landsleute in fernen Weltgegenden zu bringen. Kürzlich gaben wir einen Bericht über das deutsche Turner- und Sängerfest in Melbourne in Australien; heute entnehmen wir der zu Porto Allegre in Südbrasilien erscheinenden „Deutschen Zeitung" einen Bericht über das in den ersten Tagen des Februar dieses Jahres zu San Leopoldo abgehaltene Sängerfest, wodurch wieder der Beweis geliefert wird, wie sehr deutsches Leben und deutsche Sitte bis in die fernsten Erdtheile verpflanzt werden. San Leopoldo war mit Laubgewinden und deutschen Fahnen festlich geschmückt und von früh Morgens an kamen die Sängerchöre der Nachbarkolonien meist zu Pferde mit Musik und Fahnen an der Spitze herbeigezogen und wurden herzlich willkommen geheißen. Das Wettsingen begann auf einer eigens zu diesem Zwecke errichteten Bühne, nachdem in deutscher Weise vorher eine Festrede gehalten worden war. Die Leistungen waren überraschend und wurden von lebhaftem Beifalle begleitet. Im Ganzen nahmen neun Vereine mit ungefähr 240 Sängern an dem Wettgesange Theil. Ein jeder Verein sang zwei Lieder und zum Schlusse wurde von sämmtlichen Sängern „Was ist des Deutschen Vaterland?" mit großem Enthusiasmus vorgetragen. „Das war, so schreibt die Porto Allegre deutsche Zeitung, ein recht erhebender Moment! Alle, wie sie da sangen, fühlten die tiefe Bedeutung der Worte, von mächtigen Tönen getragen, und einem Jeden schlug das Herz höher."

Nachdem am andern Morgen bei 32° Réaum. ein Umzug durch die Straßen der Stadt gemacht worden war, begab man sich mit fünf Musikchören unter die Orangenbäume auf den Spielberg, wo ein ländliches Fest die Sängerfeier beschloß und manches Hoch dem alten lieben Vaterlande ausgebracht wurde.

Expeditionen in Panama und Chiriqui. Die von den Nordamerikanern mit so bedeutendem Erfolg begonnenen wissenschaftlichen Expeditionen in das Innere verschiedener Provinzen von Panama, welche die Geographie dieser noch so wenig bekannten Binnengegenden des Isthmus sehr wesentlich bereicherten und in ihrer Fortsetzung noch viel wichtigere Ergebnisse versprachen, sind leider durch den Bürgerkrieg ins Stocken gerathen. Man hatte nach der Erforschung des Atrato-Thals und der Cordillere von Choco durch Michler und Craven, die der deutsche Naturforscher Dr. Arthur Schott begleitete, eine Wiederaufnahme der hypsometrischen und geognostischen Arbeiten weiter nordwärts gegen Darien erwartet, wo die vertikale Gliederung des waldbedeckten Landes zwischen den rundlichen Gruppen basaltischer Hügel die Möglichkeit einer tiefern und günstigern Vertiefung für einen inter-oceanischen Kanal noch immer zuläßt. Ein wiederholter Versuch französischer Ingenieure im verflossenen Jahr, eine Paßsenkung in der eigentlichen Provinz Darien zu entdecken, war völlig resultatlos. Auch die Expedition nach Chiriqui, wo der mit den topographischen Arbeiten betraute Lieutenant Morton schon im Jahr 1860 eine tiefe Einsattelung des Cordillerenkamms entdeckt zu haben versichert, über welche, nach seiner Ueberzeugung, „der Bau einer Eisenbahn zwischen den beiden Prachthäfen der Admiralsbai an der atlantischen und des Golfo dulce an der pacifischen Seite vollkommen ausführbar", ist nicht wiederholt worden. Bestätigte sich diese geographische Entdeckung, so wäre sie von großer Bedeutung für den inter-oceanischen Verkehr. Nirgendwo in Mittelamerika liegen sich zwei schönere Naturhäfen, so sicher und geräumig für die größten Kauffahrteiflotten, einander gegenüber. Dazu sind dort an der atlantischen Seite beträchtliche Steinkohlenlager gefunden und von dem amerikanischen Geologen John Evans näher untersucht worden. Diese Steinkohlenlager liegen in der heißen Tiefregion der Litteralzone, wo nur der Neger und der Mulatte als Arbeiter zu gebrauchen sind. Präsident Lincoln und der Senator Pomeroy hielten daher den atlantischen Küstenstrich von Veragua und Chiriqui für eine Massenansiedlung von Negern aus den Vereinigten Staaten mit Recht für besonders geeignet. Chiriqui ist auch sonst eines der schönsten Tropenländer Amerika's und besitzt auf seinen Terrassen und Gebirgsgehängen ein kühles und gesundes, in den Savannengegenden am Stillen Ocean ein zwar heißes, aber verhältnißmäßig nicht ungünstiges Klima. Die deutschen Ansiedlungen liegen in Mehrzahl bei Bugába, westlich von der Stadt David. Vor dem Nachbarstaat Costarica hat die Provinz Chiriqui die wohlfeilen Bodenpreise voraus und wird von deutschen Emigranten aus den Südstaaten von Nordamerika immer zahlreicher heimgesucht werden, je mehr dort die Fruchtbarkeit, die leichte Zugänglichkeit und die überaus günstige Lage dieser Provinz für den Handelsverkehr bekannt werden.

Eisenbahn in Chile. Diese Republik ist eifrig beflissen, die Werke des Friedens zu fördern. Die Eisenbahn, welche den Seehafen von Valparaiso mit der Hauptstadt Santiago verbindet, ist am 15. September eröffnet worden. In Valparaiso wird ein großer Hafendamm (Molo) gebaut und das Zollwesen in vielen Beziehungen verbessert. Der Küste entlang geht nun eine Dampferlinie regelmäßig nach Süden hin bis Puerto Montt; der Handelsverkehr nach jener Gegend hin ist in raschem Anwachsen.

Die deutsche Kolonie in Peru. Wir haben bereits (Globus Bd. I, S. 189) über die Tyroler am Pozezu berichtet. Jetzt lassen wir den Bericht des Staatsingenieurs von Falkenstein an den Direktor der öffentlichen Arbeiten in Peru über die deutsche Kolonie folgen: Dieselbe befindet sich an den Ufern der Flüsse Huancabamba und Pozozu und nimmt am erstern $1\frac{1}{2}$ Leguas und am letztern $\frac{1}{2}$ Legua Raum ein; das Klima am letztern Orte ist vorzuziehen wegen der beständig dort wehenden Cordillerenwinde. Nachdem man Tillingo passirt hat, kommt man zuerst zu den Niederlassungen der Tyroler, an welche sich die der Preußen anschließen. In der Mitte der von den Tyrolern eingenommenen Gegend ist das von Stein erbaute Pfarrhaus und daneben die hölzerne Kirche, die aber auch bald aus Steinen aufgebaut werden soll. Die Schule wird von 25 Schülern besucht, der Schulmeister ist ein Peruaner und ertheilt den Unterricht in spanischer Sprache. Die Kolonie hat eine Bevölkerung von 163 Seelen und ihr Gesundheitszustand ist ausgezeichnet. Jeder Kolonist hat eine Farm von zwei Cuadras Breite mit Mais, Kaffee, Zuckerrohr, Reis rc. angepflanzt. Außerdem haben Alle eine oder zwei Milchkühe, Schweine und eine große Menge von Hühnern. An Lebensmitteln herrscht kein Mangel. Am schlimmsten ist der Mangel guter Verbindungswege, um den Kaffee abzusetzen, doch soll dem abgeholfen werden. Man verspricht sich für das Jahr 1863 bereits eine Kaffeeernte von 1000 Arrobas, also etwa 250 Centner.

Peruanische Verhältnisse. In Peru, so schreibt ein Deutscher aus Lima einem newyorker Blatte, ist fast alles käuflich. Bei Bewerbungen um eine Anstellung wird wenig auf den Gehalt gesehen, sondern auf das, was dabei gemacht werden kann (buscas). So sagt man, die Inspectoren des Zollamtes (vistas) werden von der Regierung bezahlt, um zu sehen, und von den Kaufleuten, um nicht zu sehen. Die Gerichtshöfe sind auch meist alle käuflich, oder doch wenigstens den „Empenos" (Verwendungen einflußreicher Personen) zugänglich. Der Regierung selbst fällt es nie ein, den Unterthanen der Nationen, die keine Kriegsschiffe besitzen, Recht widerfahren zu lassen, wenn es ihr so gefällt. Natürlich gibt dies den Gesandten der mächtigen Nationen ein Recht oder doch einen Vorwand, die Aussprüche der peruanischen Gerichtshöfe wenig zu respektiren. In Chile, dessen Tribunale weit achtbarer sind, ist dies lange nicht so sehr der Fall und die Reklamationen der Gesandten sind dort viel gemäßigter. Diese Unzuverlässigkeit der peruanischen Gerichtshöfe wird auch die Bildung der Aktien-Compagnien in England für den Bau einiger hier projektirten Eisenbahnen sehr erschweren. Die Regierung garantirt nämlich sieben Procent Interessen für das angelegte Kapital, verlangt aber, daß die Compagnie als nationale sich konstituiren und in Allem sich den Gesetzen und den Aussprüchen der Tribunale des Landes unterwerfen soll. Dazu verspüren die Kapitalisten in England wenig Lust. Der Bau von vier Eisenbahnen ward dekretirt, ebenso die Garantie

der Regierung für sieben Procent des darin angelegten Kapitals. Eine Eisenbahn von dem Hafen Islay nach Arequipa (91 englische Meilen), ferner Eisenbahnen von dem Hafen Pisco nach Ica, von dem Hafen Iquique nach den Salpeterlagern von Noria und vom Hafen von Huacho nach der Stadt. Für die berühmte Jauja-Eisenbahn (150 Meilen) über die Cordilleren, die schwerlich unter 40 Millionen Dollars kosten wird, ist noch kein Kontrakt abgeschlossen worden, die Regierungsingenieure sind aber schon mit den Nivellirungen und Kostenberechnungen beschäftigt.

Die Kirche von Hiterdal in Norwegen. Wir haben im Globus (Bd. I, S. 75) bereits über die interessanten alten norwegischen Holzkirchen gesprochen und eine Abbildung der Kirche von Baugenäs mitgetheilt. Unsere heutige Illustration zeigt die uralte, weitberühmte Holzkirche von Hiterdal in Telemarken. Sie liegt westlich von dem bekannten Bergwerks- und Hüttenorte Kongsberg, unweit vom Tinsee. Unser Landsmann Alexander Ziegler hat sie besucht und gibt in seinem Reisebericht (Reisen im Norden, Bd. I, S. 51) eine Beschreibung des ehrwürdigen Baues. Das kleine Gebäude, das zweifelsohne bald nach der Einführung des Christenthums in Norwegen errichtet wurde, ist, wie die Kirche von Borgund, ein merkwürdiges Werk der eigenthümlichen Baukunst der alten Skandinavier, da der Styl und die Verzierungen eine Mischung heidnischer und byzantinischer Elemente erkennen lassen. Die Kirche von Hiterdal, deren Alter man auf 800 Jahre schätzt, ist ganz aus Holz gebaut und nur zu den Unterlagen der Säulen und Pfosten in den Winkeln, wie zur Grundlage der Wände sind Steine verwendet worden. Die zwei kleinen runden Thürme auf dem hintern Theil der Kirche und die häufig angebrachten Giebel rufen beim ersten Anblick die Erinnerung an ein gothisches Bauwerk wach. Um einen Theil der Kirche laufen zu ebener Erde alte runde Bogen, deren Dach die Seitenwände der Kirche zum großen Theile verdecken. Die Fenster sind klein und lassen nur eine spärliche Beleuchtung zu. Merkwürdige Anbaue mit kleinen Dächern, Giebeln und kleinen runden Thürmchen häufen sich einer über den andern und reichen bis zu dem höchsten viereckigen Thurm hinauf. Der Regen sammelt sich in Wasserrinnen auf den Dächern und Giebeln und ergießt sich aus Drachenköpfen und anderen heidnischen Ungeheuern. Sämmtliche Außenwände und Dächer sind mit kleinen zugespitzten Hölzchen belegt und die Dachschindeln durch einen dicken Ueberzug von Pech gegen das Wetter geschützt. Die Portale zeigen eine schöne byzantinische Form und deuten auf einen ausgebildeten Kunstgeschmack. Die Säulen, auf denen zwergartige phantastische männliche Gestalten ruhen, sind auf das zierlichste in mannichfaltigen Abstufungen geschnitzt und die sinnig geordneten, abwechselnd in Schlangenköpfen und blattartigen Verzierungen auslaufenden Windungen sind von großer Schönheit und strenger Symmetrie. — Mehr über die nordischen Holzbauten findet man in: Dahl, Denkmale einer sehr ausgebildeten Holzbaukunst aus den frühesten Jahrhunderten in den inneren Landschaften Norwegens. Dresden 1837.



Holzkirche von Hiterdal in Norwegen. (Nach einer Originalzeichnung.)

Neue Goldminen in Californien. Die Blätter von Los Angeles bringen fortwährend sehr günstige Berichte über die neuentdeckten Minen 150 Miles östlich vom Fort Mahone und 100 Miles nördlich vom Gila Fluß. Der Distrikt ist vom San Francisco, Salt, Puerco und Agua Frio bewässert. Die Minen erstrecken sich über einen 150 Miles langen und 30 Miles breiten Landstrich. Der Zustrom von Menschen aus den südlichen Counties von Californien ist groß.

Erdbeben in Arequipa. Am 29. Juni dieses Jahres hat zu Arequipa in Peru ein starkes Erdbeben stattgefunden. Man verspürte 21 Stöße, darunter vier heftige, begleitet von furchtbarem unterirdischen Getöse. Fast die ganze Bevölkerung lag in den Straßen auf den Knieen und die Priester nahmen den Leuten unter freiem Himmel die Beichte ab.

Telegraph von Albanien nach Corfu. Durch die Legung des Kabels von der albanischen Küste nach Corfu, welches über Otranto mit Italien verbunden, tritt die Türkei mit letzterem Lande in unmittelbare telegraphische Verbindung.

Der Zoolog von Martens. Der von seinen asiatischen Reisen zurückgekehrte Zoolog Dr. von Martens hat eine reiche Ausbeute der in Japan lebenden Thiere und werthvolle Beobachtungen über die dortigen Temperaturverhältnisse gemacht, welche Europäern keineswegs nachtheilig sind. In Java hat er die vormohammedanischen Alterthümer untersucht und beschrieben, und aus Siam hat er werthvolle Vögel und Conchilien mitgebracht.

Kuhpockenimpfung in China. In der Hauptstadt des himmlischen Reiches, in Peking, besteht ein protestantisches Hospital, welches von der londoner Missionsgesellschaft unterhalten wird und dessen Vorsteher ein Dr. Lockhart ist. Bald nach Eröffnung desselben brachten Chinesinnen und Mongolinnen ihre Kinder zu Dr. Lockhart, damit er sie impfe. „Oft, so schreibt derselbe, kamen zwei bis drei Familien in ihrem besten Putz auf einmal. Als die Impfung immer mehr in Aufnahme kam, zeigten die chinesischen Aerzte durch Maueranschläge an, daß auch sie impfen würden. Sie nahmen den Impfstoff aus dem protestantischen Hospital. Auf diese Weise ist die Vaccination in Peking verbreitet worden."

Der Mineralreichthum Großbritanniens und Irlands. Aus den Bergwerksstatistiken für das Jahr 1862 geht hervor, daß die Zahl der Kohlenbergwerke sich bis auf 3088 vermehrt hat, in welchen 235,590 Bergleute arbeiten. Die im Jahre 1861 geförderte Kohle hatte das ungeheure Gewicht von 83,635,214 Tonnen, à 20 Centner. Im folgenden Jahre sank dieses Gewicht schon wieder und man kann annehmen, daß 1861 in England und Irland die meiste Kohle bisher gefördert wurde. Gegenüber diesen ungeheuren Zahlen greift in England immer mehr die Ansicht um sich, daß man einer Erschöpfung der Kohlenlager entgegen gehe und daß diese nicht mehr in so gar ferner Zeit liegt, wie manche wähnen. — Die Produktion von Eisenerz betrug 7,562,240 Tonnen, außerdem wurden 36,270 Tonnen eingeführt. Dieses ward in 561 Hochöfen zu Gute gebracht. Dieselben vertheilen sich folgendermaßen: England 306, Wales 130, Schottland 125. Erschmolzen wurden 3,943,469 Tonnen Roheisen. — Kupferbergwerke bestehen 230, von denen allein 201 in Cornwall und Devonshire liegen. Die Produktion der Kupfererze betrug 224,171 Tonnen, aus denen 14,843 Tonnen gediegen Kupfer ausgebracht wurden. Außerdem wurde aber noch viel Kupfer eingeführt. Die Ziffern bezüglich der Erzeugung von metallischem Zinn schwanken zwischen 7578 und 8476 Tonnen, doch dürfte die letztere richtig sein; sie weist zugleich die größte bis jetzt bekannte Jahreserzeugung auf. Man muß dabei bedenken, daß schon seit länger als 2000 Jahren in Cornwall und Devonshire auf Zinn gebaut wird und daß die Granit- und Thonschieferfelsen dieser Gegenden immer neue reiche Adern von Zinnerzen ausgeben, so daß an eine Erschöpfung derselben vor der Hand noch nicht gedacht zu werden braucht. Die Erzeugung von Blei betrug 69,013 Tonnen. Silber wurden 686,123 Unzen gewonnen. Gold ward von Zeit zu Zeit in etwas größerer Menge gefunden, doch ohne nachhaltig zu sein. Die Erzeugung betrug 1862 nur 5299 Unzen. Der Werth der oben angeführten, im Jahre 1862 gewonnenen Metalle und Kohlen belief sich auf 34,691,037 Pfund Sterling. Hieran schließen sich noch andere Produkte des Mineralreichs wie Baryt, Kalk, Salz und die feineren Thone; dann Bausteine, Schiefer ꝛc., so daß der Gesammtwerth der Mineralprodukte Englands, Schottlands und Irlands für das Jahr 1862 die große Summe von beiläufig 45,000,000 Pfund Sterling erreicht.

Armuth in England. Wir haben im Globus (Bd. I, S. 95, 253) bereits zu wiederholten Malen darauf hingewiesen, wie sehr die Armuth in England im Steigen begriffen ist. In den ersten Tagen des laufenden Jahres hatte die Zahl der Armen in England und Wales bereits die erschreckend hohe Zahl von 1,142,624 Individuen erreicht; es macht dies 5,75 Prozent der Gesammtbevölkerung aus oder 1 unter 17! Unter dieser enormen Zahl von Armen befinden sich 598,346 arbeitstüchtige Menschen, während auf Kranke, Untüchtige und Irrsinnige 544,061 entfallen. Unter den Arbeitstüchtigen waren 82,309 Männer, 171,190 Frauen und 344,817 Kinder. Unter den Armen in Lancashire und Cheshire befanden sich 78 Prozent arbeitstüchtige Leute.

Eine internationale Gaunerbande. Die Polizeibehörden Europa's sind lange Zeit in einer Art von Verzweiflung darüber gewesen, daß sie trotz aller Anstrengungen nicht ermitteln konnten, wohin die vielen geraubten Kostbarkeiten, namentlich Uhren, Ketten ꝛc. verschwanden. Nun ist endlich der Schleier gelüftet worden. Zu Sydney in Neusüdwales, also bei unseren Gegenfüßlern, ist eine weitverzweigte Innung von Dieben entdeckt worden, die mit den Hauptgaunern der großen europäischen Hauptstädte in lebhafter Geschäftsverbindung steht und alle gestohlenen Sachen, die an sie konsignirt werden, mit australischem Golde bezahlt. Man kam lediglich durch einen Zufall auf die Spur. Eine vor Kurzem aus Europa angelangte Dame ging in Sydney spazieren und war sehr überrascht, als sie hinter dem Schaufenster eines Großjuweliers ein Halsband sah, das ihr vor länger als einem Jahre in England gestohlen worden war. Sie geht in den Laden, läßt sich das Collier geben und schreit vor Freude laut auf, als sie in einer Kapsel auch eine blonde Locke findet. Die Dame erzählt, daß ihr das Halsband gestohlen worden sei, und erklärt, daß sie sich ans Gericht wenden wolle. Der Juwelier macht ihr jedoch den Vorschlag, dasselbe ohne Weiteres mitzunehmen; er bitte aber, über die Sache selbst weiter nicht zu sprechen. Sie nimmt ihr Eigenthum, geht aber zur Polizei, welche nun einen Faden gewann, um sich im Labyrinthe zurecht zu finden. Sie ermittelte, daß Alles, was der rechtschaffene Juwelier seit etwa einem halben Dutzend Jahren verkauft oder noch im Laden hatte, von londoner und pariser Gaunern nach Sydney geschickt worden war. Die Bande hat auch in mehreren großen Städten des Orients ihre Verzweigungen.

Die ehemaligen Reichsunmittelbaren in Preußen. In der neuesten Zeit handelte es sich um die Restaurationen einiger ehemals Reichsunmittelbaren in Preußen, von denen auch wirklich zwei, die Fürsten zu Wied und die Grafen zu Stollberg einen Theil ihrer alten Rechte zurück erhielten. Beim Wiener Kongresse wurden Preußen die Besitzungen von sechszehn ehemaligen Reichsständen zugetheilt, welche alle in Rheinland und Westphalen belegen sind; dahin gehören z. B. die Herzoge von Aremberg, von Croy, die Fürsten Bentheim, Salm, Solms, Sayn-Wittgenstein, zu welchen durch den Anfall der hohenzollerschen Lande noch einige neue hinzukamen. Die sämmtlichen standesherrlichen Gebiete in Preußen umfassen ein Areal von 100 Geviertmeilen mit mehr als 400,000 Einwohnern oder „Untersassen", wie sie in früheren Gesetzen genannt werden.

Kaffee aus Böhmen. Wie böhmische Blätter berichten, wurde in diesem Herbste in einem Garten zu Budweis vollkommen ausgereifter Kaffee geerntet, der ein recht gutes Getränk lieferte. Auch im Klostergarten zu Osseg unweit Teplitz macht man Versuche mit Kaffeebäumen und will im nächsten Jahre größere Anbauversuche unternehmen.

Zur Statistik der Juden. Die Zahl der Juden beläuft sich, wie neuerdings von den Judenmissionären berechnet worden ist, auf etwa sieben Millionen, von welchen die Hälfte in Europa wohnen. Die meisten leben in Rußland, wo ihre Anzahl 1,220,000 beträgt. In Oesterreich zählt man 853,300; in Preußen 284,500 und im übrigen Deutschland 192,000. In Frankfurt a. M. kommt schon auf 16 Christen ein Jude, in Preußen dagegen erst einer auf 73. Geringer ist ihre Anzahl in Sachsen, wo etwa 1600 Juden fast nur in den beiden Städten Leipzig und Dresden wohnen. In Schweden und Norwegen ist ihre Zahl ganz unbedeutend. Auf 6000 Christen kommt erst einer. In Frankreich leben 80,000, in der Schweiz 3200, in Großbritannien 42,000 Israeliten. Bemerkenswerth ist die Thatsache, daß in Frankreich, England und Belgien, wo die Juden bereits vollständig emancipirt sind, ihre Zahl sich vermindert, während sie in den Ländern, wo sie noch unnatürlich bedrückt werden, sich im Gegentheil vermehren. Es bestehen 33 Gesellschaften, die sich mit der Taufe der Juden befassen und dafür 200 Missionäre unterhalten, die bereits seit Anfang dieses Jahrhunderts etwa 20,000 Proselyten für das Christenthum gemacht haben. Die Kosten sind sehr beträchtlich.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Colomieu's Zug durch die nördliche Sahara nach der Oase Warghla.

Zweiter Artikel.

Die Schambaa-Berasgha als herrschender Stamm in Metlili. — Mohammed ben Smaïn. — Die Melsam. — Schilderung eines Karawanenaufbruches. — Die Dünen El Enrma. — Ehrenvoller Empfang in Warghla. — Die drei Stadttheile und deren Bewohner. — Marktplatz. — Die Brunnen und Wasserstellen. — Beschäftigung der Kerlassa. — Bewässerungssystem: Feggara. — Der Ued Warghla. — Ungesundes Klima. — Die Oase Ngussa und ihr Negerfürst, der Babia. — Die Mosabiten, die Arabiner und die Neger in Warghla. — Dattelhaine, Wein und Honig. — Die Frauen. — Der Fastenmonat. — Rückreise nach Géryville.

Wir haben den Kommandanten Colomieu auf seinem Karawanenzuge von Géryville nach Südosten hin durch die Wüste bis zu der Oase von Metlili begleitet. Von dort aus hat der Reisende bis nach Warghla eine Strecke von etwa 45 französischen Meilen zurückzulegen, auf welcher nirgends auch nur ein Tropfen Wasser gefunden wird. Die Karawane hielt deshalb in Metlili eine dreitägige Rast. Die Kameele wurden auf die Weide getrieben und konnten ausruhen; die Reiter machten kleine Ausflüge in das in unmittelbarer Nähe liegende Gebiet der Beni Mzab, die Gelehrten gingen zu geologischen Zwecken ins Gebirge und die Zeichner fanden, wie unsere Bilder darthun, ergiebige Ausbeute. Wir verweisen die Leser z. B. auf das sprechende

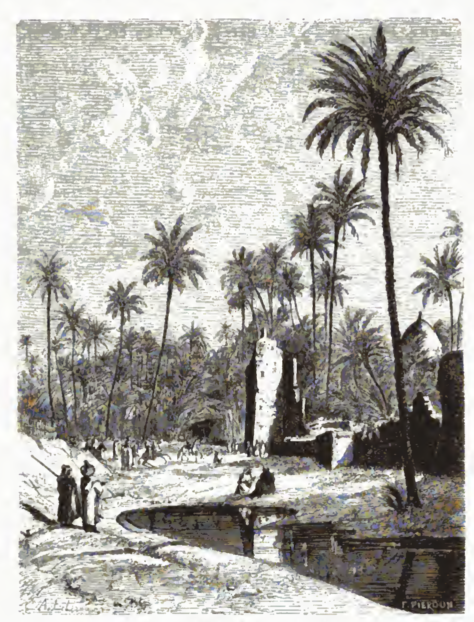


Radschel el Haschem, bettelnde Marabuts in der Sahara. (Nach einer Originalzeichnung.)

Gleichbild der jungen schönen Frau von Metlili in der vorigen Nummer.

Die Schambaa-Berasgha, welche den herrschenden Stamm bilden, theilen sich in zwei Gruppen, deren jede ihren Kaïd hat, und diese beiden Häuptlinge stehen unter einem dritten, einem Oberkaïd, dessen Gewalt aber nur nominell ist; doch leben alle drei in gutem Einvernehmen.

Dieser Oberkaid, Mohammed ben Smaïn, war einst mit dem bekannten General Daumas in Paris und dann auch in London gewesen, radebrechte einige Worte Französisch und Englisch und sprach viel von Europa. Mit diesem Manne ließ sich umgehen; er hat manche muselmännische Vorurtheile abgestreift und zeigte sich in jeder Hinsicht gefällig. Durch seine Vermittlung wurde es Herrn Couverchel möglich, die der Weide zurück, und am andern Morgen, bald nach drei Uhr, setzte der Zug sich wieder in Bewegung. Colomieu ließ in Metlili alle Vorräthe zurück, deren er jetzt nicht nothwendig bedurfte und nahm für nur 25 Tage Lebensmittel nach Warghla mit; das, was er inzwischen aufgespeichert hatte, namentlich Gerste, sollte während der Rückreise benutzt werden. Die Reiter brachen erst um 10 Uhr Morgens



Der Ksar El Hadschadscha. (Nach einer Originalzeichnung.)

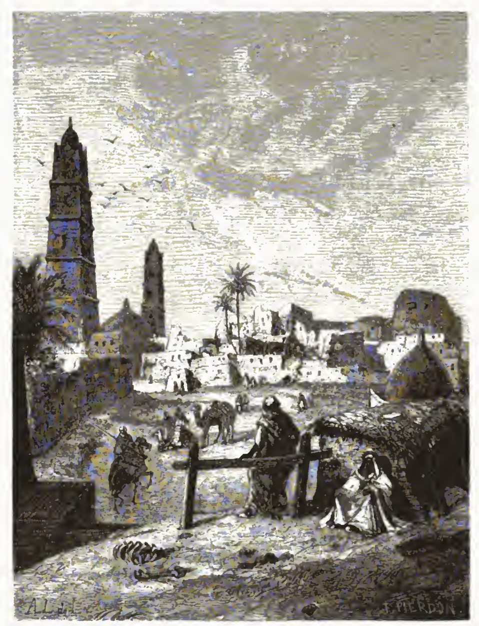
schöne junge Dame zu porträtiren. Sie ließ sich dazu herbei, vorausgesetzt, daß sie mit ihrem vollen Putz und Staat angethan sitzen dürfe. Es versteht sich von selbst, daß dagegen nicht das Mindeste eingewandt wurde. Pflegen doch die Europäerinnen es eben so zu machen. Die gebräunte Schöne in der Sahara hatte einen Wuchs, der nichts zu wünschen übrig ließ; wenn sie zierlich einherging, glich sie, wie der Dichter sagt, einem Palmbaume, der vom Winde bewegt wird, und ihr Gazellenauge leuchtete wie ein Stern.

Am Abend des 10. März 1862 kamen die Kameele von

auf, nachdem die Pferde sich ganz satt getrunken hatten. Der Weg führte zuerst vier Stunden weit im Tieflande der Oase, deren Ränder zwar immer noch steil abfielen, aber nach und nach niedriger wurden. Ganz unmerklich gelangte die Karawane auf das Hochland und war gegen sechs Uhr Abends beim Lagerplatz El Mekam Sid el Hadsch ben Hafs. Das Wort Mekam bedeutet einen hohen Steinhaufen, der in religiöser Absicht zum Gedächtniß eines frommen Mannes aufgeworfen worden ist. Nun war Sid el Hadsch ben Hafs ein Mann aus der Gegend von Géryville,

der eine Pilgerfahrt nach Mekka gemacht hatte. Als Emir der heiligen Karawane wollte er Spuren seines Durchzuges hinterlassen und bezeichnete deshalb seinen ersten Lagerplatz, an welchem er von Metlili her rastete, mit Steinen. Seitdem wirft Jeder, der in diese Gegend kommt, einen Stein auf den Haufen, welcher nun im Fortgang der Zeit immer beträchtlicher wird.

lärmt und schreit; auch einige Leute gerathen in Zank und Streit, so daß Ordnung geschafft werden muß. Die Reiter sind zuerst fertig und sprengen mit flatterndem Burnus auf und ab. Bald nachher sieht man, daß dunkle Massen sich in Bewegung setzen; das sind die einzelnen Gruppen, welche etwas weiter hin von den Führern zusammengeschaart werden. Nun wird auch Alles ruhiger, die Nachzügler alle



Der Schlachtplatz in Warghla. (Nach einer Originalzeichnung.)

Der **Aufbruch** der Karawane bietet ein interessantes Schauspiel dar; das Ganze hat etwas Wildmalerisches. Aller Orten werden Feuer angezündet, sobald Morgens zwei Uhr die Leute auf den Beinen sind. Man untersucht, ob die Packsättel etwa beschädigt seien, beladet dann die Kameele, schlägt die Zelte ab, sattelt die Rosse. Die Kameele schreien, die Pferde wiehern und stampfen, einige rennen fort und müssen eingefangen werden. Die Führer kommen und geben Weisungen; ein müdes Kameel will nicht aufstehen und man muß ein anderes aus der Reserve herbeiholen; Alles

finden sich ein und jetzt kommen auch die Häuptlinge der einzelnen Gum's, statten dem Kommandanten Bericht ab und nehmen Befehle entgegen. Inzwischen haben sämmtliche Reiter ihren ordentlichen Zug gebildet.

Am 12. März rastete Colomieu zu **El Ghelga**, einer Niederung, welche einen Ausläufer des Ued Metlili bildet. Dort fand er Dünen, also auch Holz und Drinn, und bald kamen einige Strauße in Sicht, aber nicht so nahe, daß man sie hätte schießen können. Ein Kameeltreiber wurde von einer gehörnten Viper am Daumen gebissen, als er mit der



Ein Tuarek sprengt zum Kampfe an. (Nach einer Originalzeichnung.)



Attatisch oder Kameelpalankin. (Nach einer Originalzeichnung.)

Sichel Drinn abschneiden wollte. Zum Glück war unser Arzt in der Nähe, der ihm durch eine rasche Operation das Leben rettete. Er umschnürte den Finger so fest als möglich, machte eine Messerklinge glühheiß, braunte damit bis auf den Knochen und verband die Wunde, auf welche er Straußenfett gelegt hatte. Dann mußte der Gebissene auf Anrathen der arabischen Heilkundigen eine Flasche voll flüssiger Butter austrinken und spürte fortan weiter keine nachtheiligen Folgen.

Am nächsten Tage war die Wanderung über eine Steppe, die gar kein Ende nehmen wollte, höchst beschwerlich. Erst gegen Abend sah man die Dünen El Eurma. Die Reiter waren zehnthalb Stunden ununterbrochen im Sattel, die Kameele fanden unterwegs auch nicht einen einzigen Halm und am andern Morgen waren nicht weniger als 60 derselben unfähig zum Lasttragen. Man trieb sie langsam nach den Dünen, wo sie Drinn fanden und weiden konnten. Diese El Eurma-Dünen bilden einen langen Sandhügel, der sich in einer sehr ausgedehnten kahlen Daya erhebt und wohl vier Stunden lang ist. Er wurde an einer Stelle überschritten, die als Bot Tebul, Trommelschläger, bezeichnet wird. Dieser steht da als ein kegelförmiger, abgestumpfter Hügel, auf welchem bei Nacht Kopfgeister ihr Wesen treiben. So glauben wenigstens die Araber, denn sie haben bei Nacht das Trommelschlagen vernommen. Colomieu ließ sie bei ihrer Meinung und erzählt weiter: —

Während wir an jener Stelle rasteten, erschien der Aga von Warghla mit seinem Gefolge, hocherfreut über unsere Ankunft. Als die Leute in Warghla vernommen hatten, daß unsere Kolonne heranrücke, schlossen viele, die nicht allzusehr compromittirt waren, sich dem Aga an, und auch die Dschemaa, d. h. die Dorfversammlungen, waren übereingekommen, uns einen ehrenvollen Empfang zu bereiten.

Um zwei Uhr Nachmittags betraten wir in bester Ordnung die große Niederung, in welcher Warghla liegt. So weit der Blick reichte, sahen wir Palmenhaine, und am Rande derselben standen in Schlachtreihe Männer zu Fuß, Fahnen und Musikanten an der Spitze. Zum Gruß feuerten sie ihre Gewehre ab und dann hielten wir eine Musterung. Nachher sprengten die Reiter an uns vorüber und wir schlugen unser Lager neben den Bordsch des Aga auf. Dieser Häuptling hatte bis jetzt so gut wie gar keine Autorität ausgeübt und sich noch nicht einmal in die Stadt Warghla hineingewagt. Aber durch unsere Ankunft gewann Alles ein durchaus anderes Ansehen. Wir benutzten sofort die günstigen Verhältnisse und begaben uns, nachdem unser Lager in Ordnung war, ohne Weiteres in die Stadt. Der Aga Sid Lalla war unser Führer; Si bu Beker und dessen jüngerer Bruder ritten auf stattlichen Rossen und trugen seidene, mit Geld besetzte Gewänder.

Zunächst, so erzählt Colomieu, geleiteten wir Si bu Beker und dessen Leute zur Moschee, wo man uns gleich eine Diffa anbot. Während Vorbereitungen zum Mahle getroffen wurden, stiegen wir auf das höchste Minaret, um einen Ausblick über die Umgegend zu haben. Das Hinaufklimmen war aber keine leichte Arbeit. Der Thurm nämlich bildet eine vierseitige Pyramide aus ungebrannten Backsteinen, die Treppe hat unregelmäßige Stufen aus Palmholz, welche in die Mauer eingelassen sind und auf einem großen Backsteinpfeiler ruhen, der die ganze Mitte einnimmt. Man muß in Schlangenwindungen mit gekrümmtem Rücken hinaufgehen und ist bei der fast gänzlichen Dunkelheit in Gefahr, mit dem Kopf an die oberen Stufen zu rennen. Oben hat der Thurm nur etwa fünf Fuß Durchmesser und auf dieser schmalen Fläche waren wir nun unserer Acht, um aus einer Höhe von etwa 80 Fuß uns die Stadt zu betrachten. Als sich der Wind erhob, schwankte das Minaret und verursachte uns eine keineswegs angenehme Empfindung.

Aber für alles Unangenehme bot die Aussicht eine reiche Entschädigung. Weit und breit dehnten sich Dattelhaine aus; wir überblickten die mit einer kreisförmigen Ringmauer umzogene Stadt und konnten in dieser die drei verschiedenen Quartiere unterscheiden. Es sind jene der Beni Sissin, Beni Uaggin und Beni Brahim und jedes Quartier bildet eine Stadt in der Stadt. Früher haben sie einander oftmals und mit so großer Erbitterung befehdet, daß selbst die Sultane nicht Macht genug hatten, um die Ruhe wieder herzustellen. Der Palast dieser Herrscher stand auf einem kleinen Hügel, gleichfalls innerhalb der großen Umwallung; er war eine förmliche Citadelle, eine Kasbah, mit einer Ehrenpforte, dem Bab el Sultan, und einem geheimen Eingange. Das Innere enthielt Wohnungen, Kasernen, Magazine, Pferdeställe, eine Moschee und dergleichen mehr. Von alle dem sind jetzt nur noch Trümmer übrig; doch steht bis heute ein Minaret und in einigen Zimmern haben arme Leute ihre Wohnung aufgeschlagen. Ueberhaupt bietet Warghla, wenn man es von jenem Minaret aus betrachtet, den Anblick einer durch Bombardement arg mitgenommenen Stadt dar.

Nachdem wir die aus Milch, Datteln und Dattelwein bestehende Diffa eingenommen, besuchten wir die verschiedenen Stadttheile. Die Straßen sind so eng, daß an manchen Stellen ein Reiter nicht würde umwenden können; die aus getrockneten Backsteinen aufgeführten Häuser haben nur ein Erdgeschoß und an den Thüren gewöhnlich eine Inschrift aus dem Koran. Wer aus dem Hause geht, nimmt allemal den Schlüssel zu seinem Zimmer mit; dieser ist von Holz und mächtig groß.

Der Markt erregte ganz besonders unsere Aufmerksamkeit. Er ist zugleich Schlachtplatz, riecht nach Blut, und das von Fliegenwolken umschwärmte Fleisch von Kameelen und Hunden liegt in der Sonne. Eine Brühe von Hundefleisch gilt als ein unfehlbares Heilmittel gegen das Fieber und dieses letztere wüthet zu Warghla von Mai bis September. Nur in diesen Monaten wird Hundefleisch verkauft. Warghla ist überhaupt ungesund; alle Fremden sind schrecklichen Fieberanfällen ausgesetzt, auch leiden, wiewohl nicht in so hohem Maße, die Eingeborenen alljährlich daran. Viel Schuld trägt ohne Zweifel das Wasser, weil es nicht genug Sauerstoff enthält. Es wird dringend angerathen, nur solches Wasser zu trinken, das sich während der Nacht abgekühlt hat und Datteln nie ohne Milch zu essen. Jene Warnung in Betreff des Wassers gilt auch für die Oase von Tuat. Die artesischen Brunnen in Warghla sind, gleich jenen von Tuat, lauwarm. Ihr Wasser ist, wenn es frisch genossen wird, für Menschen und Thiere schwer zu verdauen und gerade die stärksten Thiere leiden am meisten daran, wahrscheinlich weil sie sehr viel trinken. Wir ließen die Luft so viel als möglich auf das Wasser wirken. Dasselbe übt besonders bei starker Transpiration einen nachtheiligen Einfluß.

In dem Thalgrunde liegen zwei Wasserstellen; die eine befindet sich verdeckt unter der Erde; die andere ist 120 bis 140 Fuß tief und tritt zu Tage. Jene hat brakiges, fast salziges Wasser und wird nur in geringem Maße zur Bewässerung benutzt; die andere dagegen führt den anderthalb Millionen Dattelpalmen der Oase die erforderliche Feuchtigkeit zu. Das Wasser kommt aus etwa 400 Brunnen, welche von den Leuten der Oase als Quellen bezeichnet werden. Einige hundert Brunnen sind mehr oder weniger verschüttet und es wäre nur geringe Arbeit vonnöthen, um sie wieder brauchbar zu machen. Aber Warghla ist im

Verfall, wie alle mohammedanischen Ortschaften und Bevölkerungen, welche mit der europäischen Civilisation in nähere Berührung kommen. Und wenn die Leute einmal so weit gelangt sind, dann ist kein Stillstand mehr; es geht bergab bis zum gänzlichen Fall.

Diese artesischen Brunnen, welche die Natur geschaffen und bei denen der Mensch nur insofern mitgeholfen hat, als er eine dünne Erdkruste entfernte und eine Oeffnung grub, erleichtern die Bewässerung der Gärten; es erfordert aber Mühe, sie in gutem Stande zu erhalten. Das „unterirdische Auge", wie die Araber sagen, verstopft sich manchmal durch Sand, welchen die vertikale Strömung unter der Erde mit sich führt oder den ein Wind von oben hergetrieben hat. Dann muß ein Mann hinabsteigen und den Brunnen reinigen. Diese schwierige und zugleich gefährliche Arbeit wird von einer Taucherzunft besorgt, die man als Kertassa bezeichnet. Die durchschnittliche Tiefe der Brunnen beträgt 120 bis 130 Fuß. Jede Kertassa-Abtheilung hat ihren besondern Obmann; die einzelnen Taucher holen jeder eine Quantität Sand herauf und dazu sind drei bis vier Minuten Zeit erforderlich. Aber nicht selten gehen Kertassa's bei dieser Arbeit verloren.

Der Kertassa läßt sich an einem Seil in die Tiefe hinab und wird auch vermittelst desselben wieder in die Höhe gezogen. Er sieht zu, daß das Gefäß, welches er mit Sand füllen will, fest auf dem Boden und derart stehe, daß er es möglichst rasch füllen könne. Es kommt darauf an, daß der Strick, an welchem der Sandkorb aufgezogen wird, sich nicht irgendwo verschlungen habe, denn sonst wäre alle Mühe und Arbeit vergeblich. Der Taucher hat seine Ohren mit Wachs verklebt, steigt ins Wasser, wartet eine Weile, bis er sich an die Temperatur desselben gewöhnt hat und spricht mit leiser Stimme ein Gebet. Alles um ihn her bleibt ganz still.


Bahus ben Badia, Kaid von Ngussa.
(Nach einer Originalzeichnung.)

Nun ist der entscheidende Augenblick da. Der Kertassa füllt durch ein paar lange Athemzüge seine Lungen mit so viel Luft als irgend möglich, wirft noch einen Blick gen Himmel, ruft Allah und läßt sich in die Tiefe hinab. Die Uebrigen verfolgen seine Bewegungen vermöge zweier Seile, welche bis auf den Boden des Brunnens hinabreichen. So wissen sie, wann er unten angekommen ist, arbeitet, den Korb mit Sand gefüllt hat und wieder heraufkommt. Schon sind drei Minuten und ein paar Sekunden verflossen; man ist besorgt um ihn, doch nun erscheint er oben, halberstickt und beinahe ohne Bewußtsein. Man faßt ihn, sobald er über dem Wasser erscheint; nun kann er wieder Athem holen und wird herausgezogen. Sofort windet man auch den Sandkorb herauf. Der Taucher setzt sich ans Feuer, um wieder warm zu werden und wartet, bis das nächste Mal die Reihe ihn trifft.

Die jungen Leute sehen gesund und kräftig aus, die älteren dagegen sind abgemagert und gleichen Gerippen, aber gerade sie können am längsten unter dem Wasser ausdauern und leiden weniger als die anderen. Wir haben einigemale gesehen, daß junge Taucher in sehr angegriffenem Zustande wieder ans Tageslicht kamen. Ihr kaffeebraunes Gesicht hatte einen bleichen Anflug, das Blut drang aus Ohren, Mund und Nase; die jungen Leute waren zu hastig gewesen und das darf der Taucher nicht sein. Auf den Puls wirkt das Tauchen ganz entschieden ein. Wir zählten bei einem Manne, bevor er sich ins Wasser hinabließ, 86 Pulsschläge und als er wieder zu Tage kam, nur 55 Schläge.

Jede Abtheilung besteht aus sechs bis acht Mann und die Arbeit wird so bezahlt, daß jeder Korb Sand ungefähr vier Silbergroschen bringt; aber der Mann kann im Laufe des Tages nicht mehr als fünf-, höchstens sechsmal tauchen. Jeder Brunnen muß alle drei oder vier Jahre gereinigt werden und dann fördern die Kertassa gewöhnlich dritthalb hundert bis dreihundert Körbe voll Sand zu Tage. Sie bessern auch die Brunnen aus und halten die inneren Verkleidungen, welche aus Palmenholz bestehen, in gutem Stande. Doch reichen dieselben nur etwa 30 Fuß tief; weiter abwärts bestehen die Wände aus Gestein.

Das zu Warghla übliche Bewässerungssystem ist auch in den anderen sieben Oasen, aus welchen der Distrikt besteht, üblich; es beweist, daß in früheren Zeiten die Bewohner sehr betriebsam gewesen sind; das kann man leider von den jetzt lebenden nicht sagen. Dagegen finden wir in den südlicheren Oasen, z. B. in Gurara, Tuat und Tidikelt, eine Arbeitslust, welche man in den nördlicheren Gegenden Afrika's gar nicht mehr kennt, und doch sind auch jene Leute im Süden bei weitem nicht mehr so energisch wie ihre Vorfahren. In jenen Oasen verschafft man sich fließendes Wasser auf eine sinnreiche Art. Alle drei liegen auf Abhängen, welche eine Art Uebergang zwischen den hochliegenden Ebenen und den großen, umschlossenen Thalbecken, den Schott's, bilden. Diese letzteren sind wahrscheinlich uralte Seebecken oder Teichbetten, in welchen die letzten Diluvialgewässer stehen blieben. Vermöge des vom Wind aufgetriebenen Sandes sind die Uferränder dieser Schott's mit den tiefer liegenden Becken in Verbindung. Die Bewohner der Oasen haben nun auf den höheren Plateaus Brunnen gegraben und vermittelst unterirdischer Leitungen fließende Bäche hergestellt. Gewöhnlich gräbt man sieben bis acht Brunnen unweit von einander und bringt sie alle durch unterirdische Gänge in Verbindung. Jeder Brunnen wird dadurch zu einer Quelle, und es kommt dann darauf an, das gesammte Wasser einer solchen Brunnengruppe an die Abhänge oder Abfälle der Ränder zu leiten. Zu diesem Behufe gräbt man in Abständen von etwa 30 Fuß und allemal in der Linie, in welcher sich die stärkste Abdachung befindet, eine große Senkgrube, die gewissermaßen als Brunnenstube dient; der Bodengrund derselben wird dann mit jenen der übrigen vermittelst eines unterirdischen Ganges verbunden. Die Tiefe dieser Senkgruben vermindert sich, je weiter man abwärts nach dem Schott zu kommt, wo man dann das Wasser vermittelst einer unzählbaren Menge kleiner Gräben und Rillen den Palmbäumen zuführt.

Ein solches Bewässerungssystem wird mit dem Namen Feggara bezeichnet und es gibt dergleichen, welche 120 bis 150 Brunnen umfassen. In Timmimun zählt jede Feggara im Durchschnitt 35 bis 40, in Augerut ungefähr 60 Brunnen. Diese letztgenannte Oasengruppe ist nur klein, hat aber etwa 60 Feggara's und schon daraus können wir abnehmen, daß in den obengenannten Gegenden viele tausende von Brunnen vorhanden sind. —

Wir verweilten 14 Tage in Warghla und die Zeit ver-

floß uns rasch, weil wir vollauf beschäftigt waren. Aber angenehm war der Aufenthalt in dieser heißfeuchten Luft keineswegs, und Nachts lagen wir in unseren Zelten. Die Niederung, in welcher Warghla liegt, wird gebildet von einem jener ungeheuren Strombetten, dergleichen man so viele in der Sahara findet. Sie rühren wahrscheinlich von der Bewegung der Gewässer in der Diluvialzeit her. Die wanen verbrancht worden sind. Wir mußten deshalb unsere Kameele sechs Wegstunden weit auf die Weide schicken und sie jeden vierten Tag zur Tränke herbeitreiben lassen. Dann brachten sie uns Holz für unsere Küche und Futter für die Pferde mit.

Das mörderische Klima übte sehr bald auf uns nachtheiligen Einfluß, und das Fieber packte namentlich Leute



Eine Schildwache am Thore von Warghla. (Nach einer Originalzeichnung.)

Breite des Ued Warghla beträgt drei bis vier französische Meilen, ein großer Theil des Bodens ist aber mit Sanddünen ausgefüllt. Dann und wann trifft man gewaltige Dayabetten mit salzigem Grunde; sie sind immer feucht und die Luft über ihnen ist stets mit Dünsten geschwängert. Ueberall schwärmen Wolken von Stechmücken, welche vorzugsweise den Fremden peinigen. Drinn und Holz kommen im Ued selbst vor, aber auf einer Strecke von vier bis fünf Stunden, von den Palmhainen ab gerechnet, fehlen sie, weil sie durch die Bewohner von Warghla und durch die Kara- aus jenen Stämmen, die gewöhnlich nur auf den Hochebenen wohnen oder umherziehen. In Folge der Windstöße, welche unablässig Sandwirbel herantrieben, wurden Manche augenkrank. Die Eingeborenen setzten großes Vertrauen in unsere ärztliche Geschicklichkeit und wollten von uns kurirt sein. Daß wir von unseren Leuten keinen einzigen Mann verloren, verdanken wir wohl dem Umstande, daß wir ihnen Chinin eingegeben hatten; bei den Augenkrankheiten fanden wir Cauterisationen mit Kupfervitriol immer wirksam.

Mit den Bewohnern von Warghla standen wir auf



Ein Kartesia, der einen Brunnen reinigt. (Nach einer Originalzeichnung.)

dem besten Fuße. An jedem Morgen und dann auch am Abend erschienen Musikbanden aus den drei Stadtvierteln, um uns dieselben Ehrenbezeigungen zu erweisen, auf welche eigentlich nur die Sultane ein Anrecht hatten; auch wurde uns eine Diffa gebracht. Wir selbst genossen wenig von dieser Mahlzeit und gaben das Meiste davon den Leuten, welche wir gleich am Tage nach unserm Einzuge verhaftet hatten. Es war nothwendig gewesen, einige Häuptlinge festzunehmen, weil sie sich gegen unsern Aga Sid Lalla zur Wehr gesetzt hatten; sie waren zumeist reiche Männer von entschlossenem Charakter und von Einfluß auf ihre Landsleute. Wir bemächtigten uns dieser Häuptlinge nicht ohne Mühe, aber die Sache selbst hatte sehr günstige Folgen. Als wir in Warghla erschienen, fiel es noch keinem Menschen ein, den Si bu Beker und dessen Oheim Sid Lalla zu grüßen und auch mir, dem Vertreter der französischen Regierung, wurden Aufmerksamkeiten einigermaßen widerwillig erzeigt. Als aber unsere Reiter sich der Parteihäupter bemächtigt hatten, nahm sofort Alles eine andere Wendung; gleich in den nächsten Tagen brachte man die Abgaben und die verbüßten Strafgelder. Die von uns ernannten neuen Häuptlinge wurden willig anerkannt und die Unterwerfung war vollständig. Sodann unternahmen wir Ausflüge in die benachbarten kleinen Oasen, um uns auch dort den Leuten zu zeigen; wir ließen die Bewohner der Dörfer zu einer Dschemaa, d. h. Versammlung, berufen und richteten an sie wohlmeinende, aber nachdrucksvolle Reden, auf welche erwiedert wurde, daß man fortan gehorsam und unterwürfig sein wolle; von dem, was seither Unrechtes geschehen sei, falle die Schuld auf die nun verhafteten Häuptlinge.

In allen diesen kleinen Oasen sprach man noch viel von den Unruhen, welche durch den Scherif Mohammed ben Abdallah hervorgerufen worden waren. Wir besuchten in Nuissat die Trümmer seiner Kasbah. In Hadschadscha war das Volk (die Dschemaa, Versammlung) gezwungen worden, ihm die Fahne des heiligen Krieges zu überreichen. Bei Aïn Amör fanden wir noch viele Gerippe von Thieren, welche in der Schlacht gefallen waren.

Unter den sieben Oasen, welche zum Bezirk Warghla gehören, ist Ngussa die bedeutendste. Sie liegt fünf bis sechs französische Meilen vom Hauptort entfernt, während die Palmenhaine der übrigen Oasen mit denen von Warghla zusammenhängen. Gleich diesem letztern war Ngussa früher ein besonderes „Königreich", dessen Herrscher manchmal auch über Warghla geboten. Diese Dynastie war erblich; die Krongüter bestanden aus 12 Gärten, deren jeder 1000 Dattelbaine zählte; sie besaß auch einen Palast, in welchem noch jetzt Angehörige der Herrscherfamilie wohnen. Diese führt den Namen der Babia und ist, gleich allen Bewohnern der Oase Ngussa, von reinem Negergeblüt. Die Krone hatte ehemals mancherlei Nebeneinkünfte. Allemal, wenn der regierende Babia zu Pferde stieg und den Dattelhainen entlang ritt, mußte ihm für seine Bemühung eine Gratifikation gezahlt werden. Er war auch stets, wenn er sich dem Volke zeigte, von einer Ehrenwache und einer Musikbande begleitet. Aber diese Herrlichkeit nahm ein Ende. An einem schönen Tage wurde dem Babia Kaïd zu wissen gethan, daß er nicht mehr Herrscher, sondern Unterthan und nun blos höchster Beamter in seiner Oase sei, welche ihrerseits einen Kreis des französischen Agaliks Warghla bilde. Er tröstete sich damit, daß er doch immer noch der Vornehmste in Ngussa sei, und in jenen Gegenden betrachtet sich der Vornehmste immer als „Sultan". Der gegenwärtige Kaïd ist ein äußerst wohlbeleibter Mann, der sich den Verlust seiner Krone nicht sehr zu Gemüthe nimmt. Er zog uns mit seiner Leibwache und den Spielleuten entgegen; die letzteren waren unermüdlich, Musik und Tanz wollten gar kein Ende nehmen, und als wir das Thor erreicht hatten, standen die Frauen in Masse auf den Dächern, klimperten mit ihren Glasperlen und anderem Putz und nun begann ein wahrer Höllenlärm. Das war ein Getrommel, ein Geschrei und eine Musik! Der Babia that sich offenbar etwas darauf zu gute und war in der besten Laune. Unser junger Basch Aga, Sid bu Beker, nahm äußerlich eine ganz ruhige Miene und eine sehr gemessene Haltung an, aber offenbar kochte es in seinem Innern. Er ritt ein Vollblutroß vom edelsten Stamme und lenkte dasselbe mit vollendeter Meisterschaft.

Auf solche Weise zogen wir feierlich in Ngussa ein, ritten durch eine ziemlich lange, mit Bogen überspannte Gasse und kamen dann an den „Palast", wo Bahus ben Babia uns durch stumme Höflichkeit ehrte, denn von seinen Leuten durfte keiner ein Wort sprechen. Aber er tischte uns eine reichliche Diffa auf, an welcher freilich die Araber, des Fastenmonats wegen, nicht Theil nehmen konnten, während wir tapfer zulangten. Der Seltsamkeit wegen möge hier hervorgehoben werden, daß man uns eine Flasche ächten Bordeauxwein vorsetzte. Für acht Europäer war das allerdings nicht viel, aber doch wohlgemeint, denn der Sultan hatte nur diese eine. Während unsere muselmännischen Begleiter Siesta hielten, durchstreiften wir die Dattelhaine und fanden zu unserer Ueberraschung eine sehr hübsche Kubba, welche dem Sidna Noch, unserm Herrn Noah, geweiht war. Dankbar erinnerten wir uns daran, daß Vater Noah es gewesen, welcher die ersten Reben gepflanzt.

Die Bevölkerung von Warghla ist keineswegs gleichförmig, sondern vier verschiedene Stämme wohnen neben und durch einander, nämlich: Araber, Mosabiten, Aratiner und Neger.

Die Araber sind von demselben Stamme, wie ihre übrigen Landsleute, welche von der Oase abhängen, und im Allgemeinen nicht eben begütert.

Die Mosabiten haben sich vor Jahrhunderten aus dem Msab nach Warghla geflüchtet, sind hier ansässig geworden, treiben Handel und wurden zumeist reiche Leute. Sie wohnen in zwei Stadtvierteln, bei den Beni Sissin und den Beni Uaggin, und nicht in jenem der Beni Brahim, welches sie seit 1652 durchaus meiden. Vor diesem Jahre wohnten sie in allen drei Stadttheilen. Sie waren außerordentlich reich und übermüthig geworden, entfalteten großen Luxus, machten aristokratische Ansprüche und mischten sich, Ränke schmiedend, auch in die politischen Angelegenheiten. Dadurch erregten sie die Abneigung der übrigen Bewohner, welche sich gegen sie verschworen und zum Vorwand eine religiöse Meinungsverschiedenheit nahmen. Die Mosabiten (die Bewohner der Region Msab) haben in den Augen der rechtgläubigen, „wahren" Mohammedaner etwa eine ähnliche Stellung, wie die Protestanten gegenüber den „rechtgläubigen" römischen Katholiken. Die Verschworenen kamen überein, jene Ketzer auszurotten und eine Art von Bartholomäusnacht zu veranstalten. In der anberaumten Nacht erhoben sich die Beni Brahim und ermordeten alle in ihrem Stadttheil wohnenden Mosabiten bis auf den letzten Mann. Die Beni Sissim und die Beni Uaggin zauderten anfangs und besannen sich dann, so daß in ihren Stadtvierteln kein Blutbad angerichtet wurde. Seit jener Zeit nun mag kein Mosabit unter den Beni Brahim wohnen.

Die Aratiner bilden einen besondern Stamm. Sie sind Urbewohner, welche schon vor langen Zeiten durch die Muselmänner bezwungen, zu Pächtern herabgedrückt und an die Scholle gebunden wurden. Man findet diese Aratiner vorzugsweise in den centralen Oasen Algeriens; über ihre

Geschichte wissen wir aber noch sehr wenig. Daß sie die Autochthonen, die eigentlichen Urbewohner sind, darüber waltet bei mir auch nicht der allergeringste Zweifel ob. (Colomieu hat in einem amtlichen, nicht veröffentlichten Berichte seine Gründe ausführlich entwickelt.) Sie haben sehr bezeichnende, ihnen eigenthümliche Merkmale; ihre Sitten und Lebensgewohnheiten beweisen, daß sie sich einem erobernden Volke unterworfen haben, aber unter Bedingungen, welche zwischen Siegern und Besiegten verabredet wurden. Deshalb sind sie auch keine Sklaven, sondern ihre Stellung ist mehr eine vertragsmäßige. Die Aratiner sind schwarz, aber blauschwarz, haben also eine Hautfärbung, welche bei den aus dem Sudan gekommenen Negern nicht gefunden wird.

Die aus dem Sudan stammenden Neger sind durch den Sklavenhandel nach Warghla gekommen; insgemein bringen aber die Karawanen nur Kinder und Weiber mit. Die Lage der letzteren ist in den Negerländern nicht etwa beneidenswerth. Die Mädchen und Frauen erleiden also kaum eine Einbuße, wenn sie als Sklavinnen nach den Oasen kommen. Die Kinder gewöhnen sich rasch in die neuen Verhältnisse ein und ohnehin ist ja die Sklaverei bei den Mohammedanern keineswegs streng. Der Sklav ist lediglich ein Diener, der gut behandelt und nicht selten sogar verhätschelt wird, er gehört ja zur Familie. Auf einen Fall von harter Behandlung, welche der Herr sich erlaubt, kommen tausend Fälle von Undankbarkeit, welche die Diener sich gegen ihre Besitzer zu schulden kommen lassen. Die Neger in Warghla wissen sehr wohl, daß sie durch die französische Gesetzgebung frei geworden sind, aber kein einziger hat seine Freiheit verlangt. Was sollten sie auch mit derselben anfangen, in einem Lande, wo der Mensch arbeiten muß, wenn er leben will? Diese Neger wüßten als „freie" Leute nichts mit sich anzufangen und bleiben lieber, was und wie sie sind in Familien, von denen sie als Angehörige betrachtet werden, für welche man sorgt.

Es versteht sich von selbst, daß unter diesen vier Stämmen manche Vermischung stattgefunden hat. Aber alle leben vom Ertrage des Bodens und dem Austausche der überschüssigen Erzeugnisse. Der Handel ist, wie schon gesagt, vorzugsweise in den Händen der Mosabiten; sie kaufen und verkaufen Wolle, Getreide, Datteln, Gewürze und Baumwollenzeuge.

Hauptbeschäftigung ist und bleibt die Bearbeitung der Gärten. Ein reicher Grundbesitzer beaufsichtigt die arbeitenden Aratiner oder seine Neger, der ärmere Mann besorgt die Arbeit selbst. Alles hängt von der Bewässerung ab, welche vermittelst der aus den artesischen Brunnen abgeleiteten Kanäle bewerkstelligt wird. Man vertheilt das Wasser vermöge der Gräben und Rillen; man säet auch Getreide, hat Gemüse, namentlich gelbe Rüben und andere Rüben, sodann auch Melonen und Wassermelonen. Manche Grundbesitzer bereiten auch Palmwein, und bei sorgfältigem Verfahren kann ein Dattelbaum lange Zeit nach einander täglich mehrere Maß Wein geben. Dieser Saft ist anfangs weiß, etwa so, wie mit Wasser verdünnte Milch und schmeckt dann wie Orgeade. Aber bei heißem Wetter geräth er schon nach einigen Stunden in Gährung, bekommt einen säuerlichen, scharfen Geschmack und ist sehr berauschend. Auch Dattelhonig bereitet man derart, daß man die frisch abgepflückten Früchte in einen Korb legt, durch welchen dann ein klebriger Saft herausquillt, der wie Bienenhonig aussieht und auch einen ähnlichen Geschmack hat.

In den Palmenhainen und in den Gärten arbeiten nur Männer; die Frauen besorgen alle Hausarbeiten und weben. Geprägtes Geld wird durch die Karawanen in nur sehr geringer Menge angebracht, dagegen aber viel Getreide und Wolle; die letztere wird von den Frauen verarbeitet und die Oase liefert Wollenzeuge auch zur Ausfuhr, namentlich Burnus, Habayas, Scharschias, Haiks und wie die Kleider weiter heißen. Der Handel ist, wie schon bemerkt, in den Händen der Mosabiten, aber einige dieser letzteren sind auch Gerber und bearbeiten Schaffelle für die Nomaden; sie verfertigen auch Sandalen, Sattelgestelle, Patrontaschen, arabische Stiefel, Schuhe und dergleichen mehr. Alle diese Arbeiten lassen aber den Leuten viele freie Zeit und während der Sommerzeit und im Ramadan beschäftigen sie sich eigentlich gar nicht. Als wir in Warghla waren, begann eben die Dattelblüthe und man brauchte weiter nichts zu thun, als die Bewässerung zu besorgen. Ueber der ganzen Oase lag Ruhe. Am Tage saßen müßige Leute in Menge auf den steinernen Bänken in den Straßen, während andere im Schatten, von einem sanften Luftzug angeweht, sich dem Schlaf überlassen hatten. In den Gärten hielten Neger und Aratiner im Schatten der Bäume oder auf den Dünen oder an den Mauern der Kubbahs ihre Siesta vom Morgen bis zum Abend und verschliefen die Fastenzeit; die Frauen blieben in den Häusern und schliefen gleichfalls.

Auch in unserm Lager war es bei Tage ganz still; die Leute erwachten erst, wenn die Sonne unterging. Dann aber wurde Feuer angemacht und alle harrten dem Rufe des Muezzin entgegen, der vom Minaret herab das Abendgebet zu sprechen hatte. Nachdem das geschehen, war der Fasttag zu Ende, die Hungrigen aßen, die Durstigen tranken, die Raucher griffen nach der Pfeife und schlürften mit sichtlicher Wonne den Tabaksdampf ein. Würdige und fromme Männer dagegen richteten ihre Gedanken auf Allah und beteten, bevor sie das Fasten brachen.

Nach der ersten Abendmahlzeit kamen viele Besucher aus Warghla zu uns ins Lager hinaus; die Tabaksraucher bildeten verschiedene Gruppen, zu den Flötenspielern stellten sich Sänger und gewöhnlich begann bald nachher der Tanz. Die Nacht verging unter Lustbarkeiten und man stattete Besuche ab. In den centralen Oasen macht man aus der Nacht Tag, nicht blos während des Fastenmonats, sondern überhaupt in allen Jahreszeiten. Am Tage ist die Hitze oft so stark, daß man keine Lust hat, sich zu bewegen und erst gegen Abend beginnt die Thätigkeit. Dann zieht Alles in die Gärten, Weiber und Kinder, Nachbarn und Freunde finden sich zusammen, Alles lärmt, ist lustig und tanzt und nachher legen sich alle zum Schlafen unter freiem Himmel nieder, die Reichen auf den Hausdächern, die Neger und Aratiner, wo sie eben sind. Dann ist Alles still, bis der Muezzin zum Morgengebete ruft. Die Männer arbeiten, so lange die Morgenkühle dauert, die Frauen weben inzwischen oder bereiten das Frühmahl. Nach diesem sucht Jeder einen Winkel und hält Mgniil, Siesta.

Im Allgemeinen kann man die Bewohner von Warghla als gute, gastfreie und rechtschaffene Leute bezeichnen; sie sind, wenigstens äußerlich, sehr andächtig, lieben aber auch den Sinnengenuß und die Sitten sind bei weitem lockerer, als im Norden Algeriens. Die Frauen der Reichen gehen selten aus und dann immer schwarz verschleiert und von Negersklavinnen oder den Frauen ihrer Aratiner begleitet. Lockere Sitten kann man ihnen nicht vorwerfen, wohl aber den Aratinerinnen und Negerinnen.

Die Hauptnahrung besteht in Datteln und Milch. Jede Familie besitzt einige Ziegen, von den Karawanen tauscht man Gerste gegen Datteln ein und ist dann im Stande, Kuskus und Kuchen zu bereiten.

Nachdem wir 14 Tage in Wargbla verweilt hatten, war der Zweck unserer Expedition erreicht; man hatte die Steuern bezahlt und alle gefährlichen Männer befanden sich in unserer Gewalt. Nun aber wurden unsere Leute von Krankheiten heimgesucht und es erschien mir zweckmäßig, unsere Abreise auf den 28. März anzusetzen. Ich wollte am Abend vor dem Schlusse des Ramadan wieder in Metlili sein und dort das Fest mitmachen.



Ein Schambaa-Araber in der Wüste betend. (Nach einer Originalzeichnung.)

Auf der Rückreise bekamen mehrere Leute den Sonnenstich, andere redeten in Folge der Beschwerden und Entbehrungen irre und schrien die Nächte hindurch. In der That war die Hitze unerhört und der Sirocco trocknete uns viele Schläuche aus. Als wir, nur noch acht Stunden von Metlili entfernt, unser Lager aufschlugen, fehlte es an Wasser und wir mußten unsere Nothvorräthe angreifen; es kostete aber Noth, die Fässer gegen den Andrang der Durstigen zu vertheidigen und eine gleichmäßige Vertheilung durchzuführen. Als wir dann aber die ersten Brunnen der Oase von Metlili erreichten, als Menschen und Thiere sich satt trinken konnten, war der Jubel groß. Der viertägige Zug durch die Wüste hatte uns entsetzlich mitgenommen. Nicht weniger als 60 Mann waren krank und etwa 40 unserer besten Kameele unterwegs gefallen, während an 200 noch zurück blieben. Es ging nicht anders, — wir mußten mindestens vier Tage lang in Metlili Rast halten.

Unser Entzücken war groß, als wir wieder frisches Wasser im Schatten der Dattelpalmen trinken konnten! Nun war auch die Fastenzeit zu Ende, welche unsere Kameeltreiber arg mitgenommen hatte; die Thiere konnten sich auf der Weide ausruhen und die Kranken erholten sich von den ungesunden Einflüssen der Warghlaer Schotts. Auch hatten unsere Leute in Metlili manche Bekannte und fühlten sich bald wie zu Hause, wie in einem gelobten Lande. Und dazu kam, daß nun der Fastenmonat vorüber war. Am Morgen waren Roß und Reiter festlich angeputzt, Jeder besuchte seine Freunde und wünschte ein Aïd mebruk, fröh-

liches Fest. Man veranstaltete unter den Mauern der Oase und im Strombett eine Fantasia, welcher Frauen und Kinder von den Dächern herab zusahen. Den ganzen Tag über und die ganze Nacht hindurch herrschte das heiterste Treiben.

Am 5. April traten wir die Rückreise nach Géryville an; am 6. hatten wir einen Sturm, der Hagel in gewaltigen Massen herbeitrieb. Wir genossen in der Sahara Eis! Am 15. April hielten wir unsern Einzug in Géryville.

Die Nordsee-Insel Borkum.

Von **Hermann Meier.**

II.

Die Winterzeit. — Pfingstfeier. — Die Fischer und der Fischfang. — Die Dünen; ihre Bildung und die Vegetation. — Wilde Kaninchen und Vögel. — Der Strand. — Ebbe und Fluth. — Seehunde. — Quallen. — Meerleuchten. — Algen. — Das Meerwasser und das Seebad.

Erst dann, wenn die letzten Badegäste abgezogen sind, wenn die Schiffe sich in die Winterruhe legen und man auf einige Monate abgeschlossen von der übrigen Welt einzig und allein auf sich selbst angewiesen ist, — erst dann beginnt für den Insulaner von Borkum das behagliche Stillleben wieder. Wer einmal einen Winter auf dieser Insel verlebte, wird stets mit Heimweh daran zurückdenken. Schon der Gedanke, nicht mehr durch Fremde gestört werden zu können, ist ein angenehmer, ähnlich wie wenn man sichs am Abend bequem machen darf und sicher ist, von keinem Besuche mehr belästigt zu werden. Bald stellen sich die rauhen Stürme ein und der Frost thürmt hohe Eiswellen um die Insel; so weit das Auge reicht, nach allen Seiten hin stehendes und treibendes Eis. Fluth und Ebbe bringen die Schollen an einander: das ist ein Krachen und Aechzen, ein Streiten und Kämpfen, ein Zerstückeln und ein Aufeinanderschieben!

In dieser Zeit ist der Insulaner sein eigener Herr, im Sommer mehr ein Sklav der Badegäste. Gemeinsame Lustbarkeiten, Tanz und volksfestähnliche Zusammenkünfte kennt er nicht, Wirthshäuser besucht er nicht; will er sich belustigen, so geschiehts zwischen den eigenen vier Mauern oder höchstens im Verein mit einigen befreundeten oder verwandten Familien bei einer Tasse Thee, oder wenns hochkommt, bei einer Tasse Chokolade und einem Gesellschaftsspiel. Der frühere hübsche Gebrauch, daß am Sonntag Abend nach dem Melken die jungen Burschen und Mädchen in langer Reihe, meist holländische Volkslieder singend, durchs Dorf zogen, ist ganz und gar in Verfall gekommen, wie denn überhaupt der ganze Charakter, die Sitten und Gebräuche seit Aufkommen des Seebades bedeutend an Eigenthümlichkeit eingebüßt haben.

Eine häusliche Feier des Christfestes kennt man hier nicht und recht lange Zeit wird noch vergehen, bevor der Lichterglanz des grünen Tannenbaums Auge und Herz der Borkumer Jugend erfreut. Dagegen werden am St. Nikolaustage (6. December) die Kinder mit Süßigkeiten beschenkt; am Neujahrstage ziehen diese gratulirend von Haus zu Haus, wobei sie mit allerlei Eßwaaren und Näschereien beschenkt werden. Um Ostern suchen sich die Kinder eine reich mit Moos bewachsene Wiese aus und werfen daselbst vermittelst der Schleuder bunte hartgesottene Hühnereier in die Luft; Mädchen thun dies ohne Schleuder.

Am Abend oder vielmehr in der Nacht vor dem Pfingstfeste, jedenfalls nach Sonnenuntergang, wird der Maibaum gebaut. Das dazu nöthige Holz holt man sich da, wo man es findet und Mancher, der am Abend Balken und Latten vor seiner Thüre liegen hat, kann diese am andern Tage hoch oben am Maibaum prangen sehen. Das nimmt man indeß so wenig übel, als wenn man die Planken und Latten von den Gartenbefriedigungen losreißt und sie in die Luft schickt. Das Erbauen des Maibaums ist Sache der erwachsenen Jugend, Kinder werden nicht dabei geduldet.

Am Pfingstmorgen ist man schon früh auf den Beinen, denn Jedermann, hauptsächlich aber die Kleinen, sind neugierig, das Werk der Nacht zu schauen, zu mustern und zu bewundern. Der Maibaum steht immer auf demselben Platz, in der Mitte des Dorfes, ist mit Blumen und frischem Grün geschmückt und trägt oben einen mächtigen Fliederzweig. In den Feiertagen umtanzt die heitere Kinderschaar den Baum und singt dabei einige Strophen, die aber so verballhornt sind, daß weder Sinn noch Verstand darin zu sein scheint. Vor Sonnenaufgang des Tages nach dem Feste wird der Maibaum wieder abgebrochen und jedem Eigenthümer das ihm Entliehene redlich wieder zurückgebracht.

Zu Anfang des Frühlings, wenn sich Kabeljaue, Schellfische, Makrelen &c. nach Norden begeben, und zur Zeit des Herbstes, wenn sie zurückkehren, fahren die Fischer einige Stunden weit in die Nordsee hinaus, um durch glücklichen Fang sich einen gar nicht zu verachtenden Verdienst zu verschaffen.

Schon vor Sonnenaufgang ist der Mann unterwegs und sobald er sein Schiff erreicht hat, schwellt der Ostwind die schnell aufgehißten Segel. Was kümmert ihn Kälte, Regen oder Hagel? Mit kräftiger Faust regiert er das Steuerruder, das „Oeljepackje“ hält ihn trocken, der Südwester beschützt sein Haupt, dicke wollene Handschuhe („Wanten“) halten seine Hände warm und mächtige Seestiefel wahren Füße und Beine. Und muthig geht's hinein in die offene See, wo ihm Baaken und Tonnen seine Straße zeigen. Ist nach einer mehrstündigen Fahrt das Ziel erreicht, so wird das Netz am Besanmast und am Schiff befestigt und dann hinabgelassen in die Tiefe des Meeres.

Kaum sieht sein Auge noch die Insel, wo die Herzen seiner Lieben schlagen; über ihm wölbt sich der Himmel, unter ihm rauscht das Meer. Aber sein kundiger Blick weiß den Sturm vom Himmel abzulesen und wenn es sein muß, einen sicheren Ankerplatz zu finden trotz Wogendrang und schäumender Brandung. Segelnd zieht das Schiff das den Boden berührende Netz gegen den Strom, denn also liegen die Fische auf Aesung. Nichts bringt sie wieder aus den Maschen des Netzes, wenn sie sich einmal darin verstrickt

haben, als die Hand des Fischers, der von Zeit zu Zeit das Schiff beilegt, um das Netz emporzuwinden und den werthvollen Inhalt in den Bauch des Schiffes zu schütten, wo der durchlöcherte Boden frisches Seewasser einläßt. So wird der Fang bis zum nächsten Verkaufsplatz, vorzüglich Emden, am Leben erhalten.

Im Westen, Süden und Norden ist Borkum von Dünen umgeben. Im Westen sind dieselben am schmalsten, im Süden und Norden von sehr verschiedener Breite. Diese Dünen sind die natürlichen Schutzwehren gegen Wasserfluthen und Stürme. Die Düne ist das Kind oder der Urenkel des Meeres. Was aber das Meer gebar, nimmt der Wind behufs der Erziehung an sich. Doch er ist ein schlechter Erzieher, er handelt ohne Grundsätze, ändert unaufhörlich seine Pläne und da kann es nicht anders kommen, als daß sein Zögling, die Düne, zu einem launenhaften, den ewigen Wechsel liebenden Wesen herangebildet wird. Jede geringe Unebenheit des Bodens wird dem vor dem Winde dahin fliegenden Sande zur Mauer, vor der er sich anhäuft, bis windwärts eine sanfte Sandböschung sich gesammelt hat, von deren Gipfel, unter welchem der Kernpunkt bald begraben ist, alsdann der Sand in steiler Böschung seewärts herabrollt. Der Sand klettert, vom Winde geschoben, die sanfte Anhöhe der Düne hinan, um über ihren dabei an Höhe immer etwas zunehmenden und vorwärtsschreitenden Kamm an einer andern Seite herabzurollen. Dies ist die Entstehung der Düne.

Stehende feste Dünen bilden sich nur da, wo sie in Gräsern und Geflecht genügenden Halt finden. Als man ihnen dies abgelauscht hatte, gebrauchte man die den Dünen geliebene Pflanzenwelt als Waffe gegen das ewige Wandern. Verschiedene Gewächse pflanzt man an der Landseite der Dünen sorgfältig an, pflegt sie und gibt dadurch den bereits fertigen Dünenbergen eine Konsistenz, die auch der heftigste Sturm nicht ganz zu brechen vermag. Auf diese Weise bannt man die Dünen in ein gewisses Revier und benimmt ihnen die Fähigkeit, ruhelos umher zu schweifen. Ganz freilich vermag auch diese Vorsichtsmaßregel die Schädlichkeit des Dünensandes nicht zu beseitigen, allein sie dämpft und mäßigt wenigstens seine Verheerungen und schiebt die Verwüstung der benachbarten Gärten und Häuser in ungewisse Ferne hinaus. Vorzugsweise pflanzt man den Sandhafer (Arundo arenaria *L.*), auf Borkum „Halm“ genannt, an; dieser wächst schnell und fängt durch seine oft 20 bis 30 Ellen fortlaufenden Wurzeln den Sand auf; er zwingt ihn dadurch, neue Dünen zu bilden; ferner das Sandhaargras (Elymus arenarius *L.*), den Binsenweizen und andere, die ebenfalls durch ihre vielen Halme, sowie durch ihr Wurzelnetz den aufgewirbelten Sand in Fesseln legen und in ihm ihr Grab finden. Wo man an oder in den Dünen gerade parallel laufende, oft sich auch wieder kreuzende oder rautenförmige Reihen und Flächen dieser Gräser gewahrt, da ist die fleißige, pflanzende Hand des Menschen thätig gewesen.

Viele Dünen sind von oben bis unten mit mannigfachen Pflanzen bewachsen, andere hingegen sind ganz kahl und in Wahrheit nur Sandhügel. Zeigt sich die Dünenkette in etwa stundenweiter Entfernung in bedeutender Vergrößerung als mächtiges kahles Gebirge grünlich angehaucht oder erscheint sie bei voller Sonnenbeleuchtung als weit ausgedehntes Schneefeld, so verliert sich in unmittelbarer Nähe allerdings diese Aehnlichkeit, aber der Charakter grotesker Formation bleibt ihr doch fortwährend.

In den Dünen haust das einzige wilde Säugethier, das die Insel bewohnt, das wilde Kaninchen (Lepus cuniculus *L.*). Es hat meistens eine röthlich-graue Farbe, gräbt sich ausgedehnte Gänge in den Dünensand und man sieht es häufig vor den Ausgängen spielen und Männchen machen oder den harten Sandhafer benagen. Der Insulaner fängt die Kaninchen mittelst Schlingen von Messingdraht; in früherer Zeit, als ihre Anzahl bedeutender war, gehörte der Fang mit Netzen zu den wenigen Wintervergnügungen. Ein solches Thier, welches zur Fangzeit, December bis Februar, außerordentlich fett ist, wiegt drei bis vier Pfund und liefert mancher Familie die einzige Fleischspeise des ganzen Jahres.

Reicher ist das Volk der Vögel vertreten. Die meisten kommen nur besuchsweise hierher; früher viel zahlreicher als jetzt, da jeder Badegast die Erlaubniß hat, so viele Seevögel zu schießen, als er eben treffen kann. Dadurch werden diese Thiere immer mehr nach der benachbarten holländischen Eierinsel Rottum verscheucht, wo sie ungestört ihren Familienpflichten nachkommen können.

Adler kommen selten hierher, aber Falken, Habichte und Eulen morden manches arglose Kaninchen. In den von Kaninchen verlassenen Gängen der Dünen nistet die Brandgansente (Anas tadorna). Sie steht bei den Insulanern in hohem Ansehen und das Wegnehmen ihrer Eier sieht man gewissermassen als eine Frevelthat an. Man erkennt diese Ente leicht an ihrem eigenthümlichen Ruf, den sie häufig ertönen läßt und der genau wie good day (guten Tag) klingt, weshalb sie auf den nordfriesischen Inseln der „höfliche Vogel“ genannt wird.

Von den Sumpf- und Seevögeln nennen wir nur folgende: die rostgelbe, schwarzbraun gefleckte Doppelschnepfe (Numenius arquatus), den Strandläufer (Tringa), den Austernfischer (Haemotopus ostralegus), das Tütchen (Totanus calidris), die Mantelmöve (Larus marinus), die Häringsmöve (L. fuscus), die Lachmöve (L. ridibundus) und die gemeine Raubmöve (Lestris parasitica).

Wie bereits erwähnt, sind nicht alle Dünen kahle oder nur spärlich bewachsene Sandberge, viele sind vielmehr reichlich bewachsen und zwischen denselben findet man manches grüne Thal. Einige derselben haben bedeutende Ausdehnung und überraschen durch ihr grünes Kleid und ihre üppige Vegetation aufs Angenehmste.

Die charakteristische Flora der Dünen aber ist eine armselige. Fast alle Pflanzen, die auf ihnen wachsen, haben mehr oder weniger eine blasse sandige Farbe. Außer den genannten Gräsern, die zur Conservirung der Dünen dienen, tritt hier vielfach die kriechende Weide (Salix repens) sowie die silberfarbige Weide (S. argentea) auf. Nennen wir dann noch Carex arenaria und C. disticha, so haben wir damit den eigentlichen Stamm der Dünenvegetation namhaft gemacht. Je näher eine Düne dem Meere liegt, desto ärmer an Arten sowohl wie an Individuen ist ihre Vegetation, dagegen ist diese an der innern Seite reicher an Arten und schöner an Form und Farben*).

Der Strand, die äußerste Umgebung der Insel, ist an und für sich eine höchst öde Gegend. Derselbe besteht aus Sand, der ursprünglich sein Dasein fernen Gebirgen verdankt; es sind weißliche Quarzkörner, die im Laufe der Jahrhunderte von den Wogen eben zu einem runden Sandkorn abgeschliffen wurden. Man denke sich eine abschüssige

*) Von den Dünenpflanzen, einschließlich derer, welche in den grünen Dünenthälern wachsen, nennen wir folgende: Anthyllis vulneraria, Alisma ranunculoides, Asparagus officinalis, Ammophila arenaria, A. baltica, Blysmus rufus, Comarum palustre, Cakile maritima, Centunculus minimus, Eryngium maritimum, Gentiana Pneumonanthe, Galium Mollugo, Hippophaë rhamnoides, Jasione montana, Listera ovata, Malaxis Loeselii, Orchis latifolia, Pyrola rotundifolia, Platanthera bifolia, Rubus caesius, Radiola millegrana, Sonchus arvensis, Salsola Kali, Sagina procumbens, Thalictrum minus, Viola tricolor.

Fläche Sandboden, die an den Dünen mit feinem Flugsand und tausenden von Muschelschalen bedeckt ist, je näher man aber dem Meere kommt, desto nässer, härter und reiner wird und hier von dem ewigen Wellenschlag in unzähligen Runzeln sich zeigt; der von dem eingedrungenen Wasser eisenfest gemacht ist, aber doch den Stehenbleibenden bis über den Fuß hineinsinken läßt, so ist das (wenn wir noch hinzufügen, daß, wo in dieser Stunde flacher unbespülter Strand ist, in der nächsten das Meer ihn bedeckt), so ungefähr Alles, was der oberflächliche Beobachter vom Strande zu sagen weiß. Für den Aufmerksamen, den Naturfreund, gestaltet sich die Sache allerdings ganz anders. Freilich muß der Binnenländer, der zum ersten Male unsere Insel besucht und in der Heimat von spielenden Seehunden, jagenden Delphinen, prachtvollen Riesenwäldern, herrlichen Tangen und Muscheln geträumt hat, sich's bald eingestehen, daß er sich gründlich geirrt habe. Aber leer läßt ihn der Strand doch keineswegs nach Hause gehen.

Der Strand würde einen seiner größten Reize verlieren, wenn wir das wechselnde Schauspiel von Ebbe und Fluth entbehren müßten, welches, obgleich sich täglich wiederholend, dennoch ewig neu und unterhaltend bleibt. Wie überraschend, den festen Sand, auf dem noch vor Kurzem dein Fuß wandelte, in eine weite Wasserfläche umgeschaffen zu sehen; wie angenehm, am Rande der See dem muntern Tanz der vordringenden Wellen zuzusehen, wie eine nach der andern ans Ufer jagt, sich kopfüber stürzt und, das Gestade überschwemmend, uns an einen eiligen Rückzug mahnt!

Es kommt selten vor, daß sich ein Seehund (Phoca vitulina) auf den Strand begibt und noch seltener, daß solcher durch einen wohlgezielten Schlag auf die Nase getödtet wird. Die Jagd auf Seehunde wird eben so selten mit Erfolg gekrönt. Gelingt es auch, vom Schiffe aus ein solches Thier zu schießen, so wird man seiner doch nur in den allerseltensten Fällen habhaft, da es nach erhaltenem Schuß sofort die Tiefe sucht und erst im Augenblick des Todes auf kurze Zeit an die Oberfläche kommt. Aber der Seehund begibt sich an warmen Sommertagen gern auf die Sandbänke, um sich dort zu sonnen und dann kann der Jäger, wenn er Lust hat, stundenlang mit Seegras bedeckt, ohne sich zu rühren, auf dem Bauche zu liegen, die Ehre haben, einen Seehundsbesuch zu erhalten; aber ob er dieses schlaue und wachsame Thier erlegen wird, das ist eine andere Frage.

Von den niederen Thieren finden wir am Strande vielfach den See-Igel (Echinus esculentus), sehr häufig den gemeinen Seestern (Astera canthion rubens) und Quallen verschiedener Art. Diese Wesen, ganz und gar Gallert- und Schleimmasse, ohne Augen, ohne Glieder, ohne Anfang und Ende, könnte man, wenn sie an der Oberfläche des Wassers sich im Sonnenschein spiegeln, wobei in der Mitte des glänzenden Ringes oft alle Farben des Regenbogens erscheinen, leicht für Seegewächse halten. Aber es sind Thiere mit entsprechender Organisation, mit Verdauungs-Organen, Nervensystem und, wenn auch unvollkommenen, Sinneswerkzeugen. An der untern Seite befindet sich der Mund, um denselben sind die Fangfäden, vermittelst welcher das Thier kleine Wasserinsekten fängt und in den Magen führt. Mehrere Arten haben Nesselorgane zur Vertheidigung und zum Einsaugen der Nahrung. Kommt der Badende mit ihnen in Berührung, so entsteht an den berührten Stellen ein mehr oder weniger arges Brennen und Jucken, welches aber so stark werden kann, daß wir schon Personen gesehen haben, die sich wie rasend im Sande wälzten. Alles dieses klingt um so wunderbarer, wenn man bedenkt, daß die Quallen fast nur aus Wasser bestehen und zu Nichts zerrinnen, wenn ihre Lebenskraft erlischt.

Der Glockenqualle (Thaumanthias hemisphaerica) schreibt man die Eigenschaft des Leuchtens im Meere zu. An schwülen Abenden, besonders wenn am Tage sich ein Gewitter entladen hat, kann man das erhabene Schauspiel des Meerleuchtens beobachten. Sobald dann der abendliche Himmel mit seinen düsteren Wolkenmassen das weite Meer beschattet und die Nähe desselben nur in den Schaumkämmen der dumpfbrausenden Wellen zu erkennen ist, dann merkt man am Strande ein weithin ziehendes Glitzern in den aufspritzenden Wellen, und schlägt man das Wasser mit der Hand oder mit einem Stock, so erglänzt es in grünlich weißem Lichte. Das Seegras leuchtet, als wenn es mit Diamantsplittern bestäubt wäre und an der eingetauchten Hand haften strahlende Pünktchen. Diese wunderbare Erscheinung wird von gewissen Seethierchen hervorgebracht, in denen nach Alexander von Humboldt „ein magnetisch-elektrisch lichterzeugender Lebensprozeß" vor sich geht. In der Nordsee wird das Leuchten hauptsächlich durch die winzige ($^1/_{11}$ bis $^1/_{17}$''' im Durchmesser) Qualle (Noctiluca miliaris) erzeugt.

Nur in der nächsten Nähe der Dünen finden wir einige Seepflanzen, sonst ist der Strand aller Vegetation bar. Wir nennen Kakile maritima, Helianthus peploides und Triticum junceum. Auf dem Wattgrunde vegetirt die einzige phanerogamische Pflanze der Nordsee, die interessante Zostera nana in großer Menge, auf tiefem Meeresgrund die Zostera marina (gemeines Seegras); sie wird in rundlichen Ballen in großer Menge an den Strand geworfen und von den ärmeren Bewohnern gesammelt, getrocknet, gesäubert und nach dem Festlande verkauft, wo das Seegras bekanntlich zur Verfertigung wohlfeiler Matratzen ꝛc. verwendet wird. In diesen Seegrasballen finden sich vielfache Fucusarten, wegen ihrer blasenförmigen luftgefüllten Auftreibungen, die ihnen zum Schwimmen dienen und beim Zertreten mit Geräusch zerplatzen, hier Knappers genannt. Am häufigsten kommen vor: Fucus vesiculosus (gemeiner Blasentang), an dem eine Mittelrippe die Blasen in zwei Reihen trennt; Fucus nodosus, dem die Mittelrippe fehlt und welcher nur eine Reihe oft sehr großer Blasen hat; ohne Blasen ist Fucus serratus, seltener der längere, sehr einfache Fucus loreus.

Fast nach jedem starken Winde, besonders aber nach Nordweststürmen, kommt am Strande Bernstein vor. Er liegt immer in den von den Wogen gebildeten Streifen kleiner schwarzer Körner, ähnlich dem Torfmull. Diese Körner sind nichts Anderes, als zerbröckeltes fossiles Holz. Der Bernstein kommt hier in allen möglichen Farben und Formen vor, doch nicht mehr in so großen Stücken wie vor Zeiten. Ueber vier Loth wiegt äußerst selten ein Stück und wenn ein Austernfischer vor mehreren Jahren mit seinem „Bögel" ein Stück von mehr als einem halben Pfunde vom Meeresgrund ans Tageslicht förderte, so gehörte das zu den Seltenheiten.

Ob der Grund längs der äußersten Strandlinie Bernstein umfaßt, ob sich solcher in Betten der Nordsee befindet und da von der bewegten Wassermasse betroffen wird, oder ob er aus der Ostsee in die Nordsee geführt und hier an die Küsten geworfen wird, — das ist eine Streitfrage, mit deren Lösung die Fachgelehrten sich beschäftigen mögen.

Borkum ist gleichsam von der Natur zur Bade-Insel geschaffen. Hat auch die ziemlich lange Reise dahin für den zur Seekrankheit Geneigten sein Unangenehmes, so ist andererseits diese Tour für den Oberländer, der nie salziges Wasser sah, jedenfalls von größtem Interesse. Dieser weiten Entfernung vom Festlande verdankt Borkum es auch, daß es, ungleich den anderen ostfriesischen Inseln, von reiner Meeres-

fluth bespült wird, die nicht mit allerlei Beimischung des süßen Wassers geschwängert ist. Der Salzgehalt des Nordseewassers am Strande Borkums ist ganz der des Atlantischen Oceans und chemische Analysen haben folgende feste Bestandtheile in demselben gefunden:

1 Pfund = 7680	Gran	Nordseewasser enthält:
197,5	„	Chlornatrium,
4,146	„	Chlorkalium,
28,362	„	Chlormagnesium,
10,2	„	Schwefelsaure Talkerde,
4,926	„	Schwefelsaure Kalkerde,
0,782	„	Kieselerde.

Besonders reich ist es an animalischen und vegetabilischen Bestandtheilen, wodurch es seine geschmeidige Weichheit und schaumige Beschaffenheit erhält.

Die Lage am Eingange der Nordsee bedingt einen stärkeren Wellenschlag, als auf anderen Nordsee-Inseln und dieser wird bekanntlich bei gewissen Krankheiten als die Quintessenz des Seebades betrachtet.

Die Luft ist Meeresodem, denn das Festland liegt zu weit entfernt, um das Reine und Frische der See verbannen und verderben zu können. Die Wiese, die Dünen mit ihren großen Thälern und vor allen Dingen der Strand geben Gelegenheit zu angenehmer, unterhaltender Bewegung und mehr als hinreichenden Raum. Ausflüge zur See und Besuche benachbarter Inseln ꝛc. bieten dem Badegaste der angenehmen und belehrenden Zerstreuungen recht viele.

So erscheint Borkum als die von der Natur am meisten bevorzugte ostfriesische Insel und es kann nicht ausbleiben, daß sie dereinst zu den gesuchtesten Seebädern der ganzen Nordseeküste gehören wird. Im Jahre 1863 war Borkum sehr besucht; es bietet Ersatz für Wangeroge.

Die russischen Kolonien an der Nordwestküste von Amerika.

Der Pelzhandel. — Mineralreichthum. — Die eingeborene Bevölkerung. — Charakteristik der Creolen, d. h. Mischlinge von Russen und Aleutinnen. — Die Stellung der eingeborenen Aleuten. — Ihre Lebensweise. — Verwaltungseintheilung der Kolonie. — Eishandel.

Der Kapitän-Lieut. Golowin wurde im Jahre 1860 zur Untersuchung des Zustandes der Kolonien an der Westküste Nordamerika's abgeschickt, über deren Verwaltung durch die privilegirte russisch-amerikanische Kompagnie sich schon seit längerer Zeit in der Presse Klagen erhoben hatten. Sein an den Großfürsten Konstantin abgestatteter Bericht ist in dem Morskoj-Sbornik abgedruckt und lautet keineswegs tröstlich für die Kompagnie, die in einen Schlendrian versunken zu sein scheint, der gegen die Energie, welche sie zu Anfang dieses Jahrhunderts entwickelte, sehr absticht. Selbst der Pelzhandel ist im Verfall, und während das benachbarte Californien und das Territorium der Hudsonsbai-Kompagnie durch Benutzung ihrer natürlichen Hülfsquellen zu hoher Blüthe gelangen, bleiben diese in den russischen Besitzungen fast unbekannt.

Das Mineralreich, schreibt Golowin, hat seine Schätze überall ausgestreut, die zum Unglück wenig erforscht sind, obwohl ihr Dasein keinem Zweifel unterliegt. Steinkohle ist allerwärts in größerer oder geringerer Quantität vorhanden; namentlich längs dem kenaischen Ufer erstrecken sich die Steinkohlenschichten über einen bedeutenden Raum und verbreiten sich weit in das Innere des Landes. Die Untersuchungen, die man zu verschiedenen Zeiten in den Kolonien vornehmen ließ, waren oberflächlich und beschränkten sich ganz auf die Küste; das Innere, nicht allein des Kontinents, sondern auch der Insel Sitcha, ist noch heute unerforscht. Inzwischen sind selbst bei der oberflächlichsten Untersuchung an verschiedenen Punkten der Kolonien Obsidian, Basalt, Graphit, mehrere Thonarten, rothe Kreide, Ocker, mancherlei Färbestoffe, Schwefel u. s. w. gefunden worden. Am Flusse Mjednaja (Kupferfluß) hat man große Stücke gediegenen Kupfers gefunden und am kenaischen Ufer sind unzweifelhaft Spuren von Gold wahrgenommen worden.

Die Bevölkerung der Kolonien besteht aus Russen, Creolen und Eingeborenen, die in unterworfene, als Aleuten, Kadjaken, Kurilen, nicht völlig unterworfene, als Kenajen und Tschugatschen, und ganz unabhängige, als Mjednowzen, Koltschanen, Mategmjuten, Koloschen eingetheilt werden.

Die Creolen stammen meistens von Russen und Aleutinnen. Die Kinder der Creolen bleiben „Creolen", ohne Rücksicht auf fernere Blutvermischung; sie bilden eine eigene Kaste, die eine völlige Unabhängigkeit genießt und weder Abgaben noch andere Verbindlichkeiten kennt. Man kann sogar behaupten, daß die Creolen in einigen Decennien die herrschende Rasse in den Kolonien bilden und die Aleuten ganz verdrängen werden, deren Zahl allmälig abnimmt. Allein es ist nicht genug, das Land zu bevölkern; die Bevölkerung muß auch zu etwas nützen, zur Entwickelung der Industrie, zur Bereicherung des Landes beitragen, was die Creolen bisher nicht gethan haben und, wenn sie in ihrer gegenwärtigen Lage verharren, auch schwerlich thun werden. Alle Creolen (Mischlinge!) sind in hohem Grade eitel, reizbar empfindlich, haben dabei meistens gute Anlagen und namentlich Talent für mechanische Arbeiten. Sie sind größtentheils gut gebaut und sogar schön, besonders in der zweiten und dritten Generation. Aber das wüste Leben, das sie schon sehr früh zu führen beginnen, hat einen verderblichen Einfluß auf ihren Organismus und mit 30 bis 35 Jahren leiden sie fast alle an Brustkrankheiten, die oft in Auszehrung übergehen, so daß nur wenige Creolen ein hohes Alter erreichen. Namentlich ist die Trunksucht ihr Verderben.

Die Russen, welche in den Kolonien leben, haben die illegitime Abkunft der Creolen nicht vergessen, sind Zeugen von der Unsittlichkeit der Creolinnen und von der Gleichgültigkeit der Männer gegen ihre Frauen, die sie dem ersten besten gegen ein paar Flaschen Rum preiszugeben bereit sind, und blicken daher nicht nur mit äußerster Verachtung auf die Creolen, sondern gebrauchen sogar den Namen „Creole" als Schimpfwort. Selbst die Aleuten achten die Creolen nicht, welche, wie sie sagen, ja auch nichts weiter als Aleuten sind, aber vielmehr schlechte Aleuten, da sie von lasterhaften Weibern abstammen. Diese Geringschätzung wirkt so verletzend auf die reizbare Natur der Creolen, daß sie sich schämen, Creolen zu heißen, gleichwohl aber die Russen nicht lieben, obschon sie sich ihnen nähern und ihre Ueberlegenheit ertragen müssen. Sie halten sich für die rechtmäßigen Besitzer des Landes und möchten gern die erste Rolle spielen, während sie von den Russen über die

Achsel angesehen und gezwungen werden, sich ihrem Einfluß zu unterwerfen. Allerdings finden sich auch unter den Creolen ganz *ehrenwerthe Leute, aber diese sind nur Ausnahmen.* Unter strenger Aufsicht benehmen sie sich noch so ziemlich, aber sich selbst übertassen, geben sie sich bald ihren natürtichen Neigungen hin und werden unverbesserliche Trunkenbolde... Die Creolen auf Atcha, Una, Caschka und der Behrings-Insel beschäftigen sich mit der Seeotterjagd; diejenigen dagegen, die auf Sitcha und den Inseln bei Kadjak leben, halten es für eine Erniedrigung, mit den Aleuten zusammen auf die Jagd zu gehen; einige treiben Walfischfang, andere Viehzucht und Gartenbau oder bauen kleine Schaluppen, sägen Bretter und fangen Thiere in Fallen.

Die *Aleuten* werden nicht mehr mit der Grausamkeit behandelt, deren sich die ersten russischen Promyschlenniks, ein Glotow, Solonjew, Natrubin und in neuerer Zeit Baranow schuldig machten, aber für die Verbesserung ihrer Lage ist trotz des von der Kompagnie gezeigten guten Willens noch wenig gethan worden. „Freilich“, bemerkt Golowin, „hat man die Aleuten zum Christenthum bekehrt, sie besuchen sehr fleißig die Kirchen und erfüllen pünktlich alle religiösen Ceremonien; *aber schwerlich haben sie eine aufrichtige Ueberzeugung von der Vortrefflichkeit der christlichen Religion,* und Personen, welche die Aleuten genau kennen, behaupten, *daß sie morgen eben so eifrige Mohammedaner werden würden, wenn die Obrigkeit es befehle.* Das Gebahren der ersten Promyschlenniks hat die Aleuten an grenzenlose Unterwürfigkeit gewöhnt und es würde nicht einem von ihnen einfallen, sich einem Russen irgendwie zu widersetzen. Dabei besitzen sie viele gute Eigenschaften: sie sind friedlich, gutmüthig, gastfrei, hülfreich gegen einander und ehrlich; *der Diebstahl ist bei ihnen unbekannt* und man hört nie von schweren Verbrechen; dabei sind sie jedoch über die Maßen träge, sorglos und gefräßig. Ihre Sensitivität ist außerordentlich; Scheltworte beleidigen sie tief und körperliche Züchtigungen gelten für eine solche Schmach, daß, sie einem Aleuten auferlegen, ihn zum Selbstmord treiben hieße.

Die Nahrung der Aleuten besteht aus gedörrtem Fisch (Jukola), dem Fleich von Walfischen, Seelöwen, Seehunden und anderen Seethieren, aus den Wurzeln einiger Pflanzen, Seetang, verschiedenen Muscheln und Wasservögeln. Alles dieses richten sie mit Walfisch- oder *Seehundsspeck* zu, *ohne welchen sie gar nicht existiren können.* In einigen amtlichen Berichten der Kompagnie wird gesagt, daß die Aleuten, die früher in kleinen, durch weite Räume von einandee getrennten Ansiedlungen lebten, jetzt in einigen großen Dörfern vereinigt sind und nicht mehr in dumpfigen Jurten, sondern in reinlichen, hellen und bequemen Häusern wohnen. Dies ist nicht ganz richtig. Die Aleuten sind in der That jetzt in großen Dörfern konzentrirt, aber zuweilen sind ihrer zu viele an einem Orte versammelt, so daß es schwer ist, hinlängliche Vorräthe auf den Winter zu bereiten. Einige haben deshalb gebeten, ihre Dörfer in zwei Hälften zu theilen und es ihnen anheimzustellen, die Punkte zu wählen, wo sich Fische und andere für die Aleuten unentbehrliche Lebensbedürfnisse in genügender Menge vorfinden, welches Gesuch der Generalverwalter auch bewilligt hat.

Was die hellen und geräumigen Häuser betrifft, so besitzen dergleichen nur wenige Aleuten auf Sitcha und Kadjak; alle anderen leben nach wie vor in kleinen, halb in die Erde gegrabenen und oben gleichfalls mit Erde bedeckten Hütten. Doch fangen die Bedürfnisse des europäischen Lebens schon an, sich auch unter ihnen geltend zu machen, so daß man bei Allen *Theekannen, Tassen* und *Gläser* findet und Viele auch Samoware haben und alles dies wird verhältnißmäßig ziemlich sauber gehalten. Allein der unerträgliche Geruch der Jukola und des Walfischfetts, der ihre Wohnungen und die Aleuten selbst durchdringt, nöthigt unwillkürlich jeden Fremden, sich in die freie Luft zu retten, um dem dadurch hervorgebrachten Gefühl des Ekels zu entgehen.

In dem von der Generalverwaltung der russisch-amerikanischen Kolonien ausgearbeiteten Entwurf eines neuen Statuts ist *das Leibeigenschaftsverhältniß der Aleuten aufgehoben* und es wird ihnen überlassen, sich über ihre künftigen Dienstleistungen mit der Kompagnie zu veeständigen. Es ist kein Zweifel, daß die ihnen gewährte Freiheit für sie viel nützlicher sein wird, als die beständige Bevormundung, an welche die Kompagnie sie gewöhnt hat.

Die *Zahl der Aleuten* beträgt nach den letzten Ermittelungen 4645, die der *Creolen* 1896. Die als nicht völlig unteewoesen bezeichneten Völkerschaften, *Tschugatschen* und *Kenajen*, sind in der That nur insofern russische Unterthanen, als sie füe die Kompagnie gegen Bezahlung auf die *Seeotterjagd* gehen und sich hin und wieder zum Christenthum bekehren lassen. Die *Tschugatschen*, die *zum aleutischen* Stamme gehören, leben 456 Köpfe stark an der Tschutgatskoi-Bai, die *Kenajen*, 937 an der Zahl, in der Nähe der Nikolajewski-Redoute. Ganz unabhängig sind die *Mjednowzen* am Kupferflusse, deren Zahl auf 3 bis 5000 geschätzt wird; ferner die *Aglegmjuten* an der Nordküste von Aljaschka, die *Ugolenzen* am St. Eliasberge, die *Koltschamen* im Innern, die *Küskokwinzen*, die *Kwichpachzen*, *Kiatewzen*, *Malegmjuten* und andere Stämme an der Behringssee und am Eismeer. Uebrigens verhalten sie sich friedlich, beunruhigen die russischen Niederlassungen nicht und zeigen sich bereit, die Taufe anzunehmen, ohne sich nachher viel um ihre neue Religion zu kümmern. Desto feindseliger sind die *Koloschen*, die noch im J. 1855 einen Angriff auf Neu-Archangel machten. Ihre Zahl soll sich auf 15 bis 20,000 belaufen, welche sich in mehrere Stämme theilen, die unter einander in beständigem Hader leben.

In *administrativer Beziehung* zerfallen die Kolonien in sechs Bezirke: 1) *Sitcha*, wohin der ganze Küstenstrich vom Kap St. Elias südlich bis zur Parallele von 54° 40′ und die in dee Nähe liegenden Inseln gehören, 2) *Kadjak*, 3) der nördliche oder *Michaels-Bezirk*, 4) *Unalaschka mit der Halbinsel Alaschka*, 5) *Atcha*, die *Andreanows-*, *Ratten-*, *Rasen-* und *Kommandeursinseln* enthaltend und 6) *der Kurilische*, aus der Inselgruppe dieses Namens von Urup bis zur Halbinsel Kamtschatka bestehend.

Sitz der Hauptverwaltung ist *Neu-Archangel* auf der *Insel Sitcha*, wo sich auch die Kanzlei, die Admiralität, die Magazine u. s. w. befinden und wo die Schiffe der Kompagnie überwintern. Die Flotte der Kompagnie zählt 12 Schiffe, viee größere, welche zur Fahrt zwischen Sitcha und Kronstadt bestimmt sind und acht kleinere. Unter letzteren befinden sich vier Dampfer. Im Kriege gegen die Westmächte büßte die Kompagnie zwei Fahrzeuge ein, die von den Alliirten genommen wurden. Es erwuchs hieraus ein Schaden von 133,000 R. S., wofür sie von der Regierung keine Entschädigung verlangt hat.

Im Jahre 1848 eehielt der Bergingenieur *Doroschin* von der Hauptverwaltung den Auftrag, die Erdarten auf Sitcha, Kadjak und an der Ostküste der Kenajbucht zu untersuchen. Die Folge hiervon war die Entdeckung von *Steinkohlenlagern in der Kenajbucht*, die seitdem von der Kompagnie ausgebeutet werden und nicht allein das Brennmaterial für ihre Dampfschiffe, sondern auch einen *Ausfuhrartikel nach Californien* liefern. Die Hauptrevenüe der Kompagnie wird jedoch von jeher durch den Ertrag der *Pelzthierjagd* gebildet, die zu Anfange dieses Jahrhunderts in großem Umfang betrieben wurde. Unter Baranow wurden allein im Distrikt Kadjak 500 Baidaren (Boote) für die Seeotter-

jagd ausgerüstet: heutzutage kann man in der ganzen Kolonie nicht über 300 zu diesem Zweck zusammenbringen, indem die aleutische Bevölkerung sich seitdem um die Hälfte vermindert hat. Der Handel mit den Eingeborenen, welche den Beamten der Kompagnie bedeutende Quantitäten Rauchwaaren zu liefern pflegten, hat fast ganz aufgehört, theils durch die Konkurrenz der Engländer und Amerikaner, theils in Folge der von dem ehemaligen Hauptverwalter Rosenberg getroffenen verkehrten Maßregeln, der aus Furcht vor den Koloschen den Verkehr mit ihnen plötzlich abbrach, welchen seine Nachfolger jetzt vergeblich herzustellen suchen.

Eine der besten Handelsstationen, am Flusse Stachin (Stikin), wo man nach den neuesten Berichten auch Goldstaub entdeckt hat, ist der englischen Hudsonsbai-Kompagnie gegen einen jährlichen Pacht von 2000 Flußotterfellen abgetreten worden. Einigen Ersatz für so vielfache anderweitige Verluste gewährt der Handel mit Eis, der seit 1852 mit Californien betrieben wird; aber auch hier wird der Hauptgewinn von der in San Francisco etablirten, sogenannten amerikanisch-russischen Handelsgesellschaft monopolisirt, an welche kontraktmäßig alles aus den russischen Kolonien ausgeführte Eis zu einem bestimmten Preise verkauft werden muß.

Zur Geschichte des Blutaberglaubens in Indien.

Die Khonds in Orissa. — Menschenopfer. — Die Meriahs. — Opferfest zu Ehren des Erdgottes. — Ausrottung des Kindermords.

Wenn die Engländer in der Verwaltung des großen indischen Reiches sich auch manche Ungerechtigkeiten gegen die Eingeborenen zu Schulden kommen ließen, so haben sie doch auf der andern Seite wieder viel Gutes geschaffen. Wir erinnern nur daran, daß die Wittwenverbrennung beinahe gänzlich aufgehört hat; ein Vierteljahrhundert ist bereits verflossen, seit zum letzten Male die kolossalen Wagenräder des Juggernaut (Dschaggernath) menschliche Schlachtopfer zermalmten und die Meuchelmörderbande der Thags ist so eingeschüchtert worden, daß man nur noch selten und aus entfernten Winkeln Indiens von ihren scheußlichen Thaten hört. Das Entsetzen, welches die Entdeckung des Thaggismus in Indien hervorrief, war noch nicht ganz verschwunden und schon wieder war der Schleier von zwei neuen Arten des Blutaberglaubens fortgezogen, die in erschreckender Ausdehnung in den fast unzugänglichen Bergdistrikten von Orissa herrschten, welche sich an der Küste zwischen Bengalen und dem Gebiete von Madras hinziehen, nämlich das Morden kleiner Mädchen und das Darbringen von Menschenopfern. Bis zum Jahre 1836 hatte kein Europäer auch nur die leiseste Ahnung, daß diese Bergbewohner, die Khonds, diese Verbrechen trieben und man würde auch bis heute nichts davon erfahren haben, wenn nicht der kleine Krieg mit Gumsur auf die Spur geleitet hätte.

Das menschliche Gemüth sträubt sich gegen den Gedanken, daß es in unserm sogenannten aufgeklärten Zeitalter noch Völker gibt, die so tief im Aberglauben verstrickt sind, daß sie Menschenopfer darbringen, um den Zorn des Himmels zu besänftigen. Aber der König von Dahome, welcher jährlich tausende seiner Unterthanen abschlachtet, um eine gute Yamernte zu erzielen, straft uns Lügen und bei den Khonds in Ostindien, die unter englischer Botmäßigkeit stehen, finden wir etwas ganz Aehnliches. Aber auch viele Völker des Alterthums, selbst solche, die auf einer vergleichsweise hohen Kulturstufe standen, kannten die Menschenopfer. Wie oft sie in den jüdischen Schriften erwähnt werden, ist bekannt; dem König von Moab schien nichts natürlicher, als der Rath des Propheten, daß der Zorn des Herrn durch das Opfer seines Erstgeborenen am besten besänftigt werde und selbst Abraham war bereit, die Hand an Isaak zu legen. Die alten Skythen, Skandinavier, Phönicier, Briten, Taurier, ja selbst die civilisirten Römer kannten die Menschenopfer.

Bei den Indern hat sich der Gebrauch lange erhalten und die Sattia (Wittwenverbrennung) war nur ein Selbstopfer, so gut wie das Dschaggernathfest. Mord ward zur Religion und Meuchelei war der Glaube der Thags. Um so tief im Innersten des Volkes eingewurzelte Vorstellungen auszurotten, bedurfte es scharfer Mittel von Seiten der indischen Regierung.

Einen sehr werthvollen Beitrag zur Kenntniß derselben erlangen wir aus einem so eben erschienenen Buche des General-Majors John Campbell: A Personal Narrative of Thirteen Years' Service among the Wild Tribes of Khondistan for the Suppression of Human Sacrifice. Doch lassen wir den Autor selbst erzählen:

Während des Gumsur-Krieges entdeckten wir zu unserm Erstaunen und Entsetzen, daß der Gebrauch der Menschenopfer unter jenen Völkerschaften allgemein verbreitet war. Dieser schreckliche Ritus war als Ueberlieferung von Geschlecht auf Geschlecht gekommen und galt als eine nationale und höchst nothwendige Pflicht; so sehr waren die Gemüther des Volkes durch Unwissenheit und Aberglauben verdunkelt. In den bergigen Gegenden von Gumsur und Boad wird Menschenblut den Erdgöttern geopfert, welche unter dem Bildniß eines Vogels verehrt werden, damit eine gute Ernte erzielt und alles Uebel abgewandt werde. In Schinna Kimedy wird die Gottheit durch einen Elephanten repräsentirt; die Zwecke, weshalb man ihm Menschenblut opfert, sind aber dieselben wie in Gumsur. In Jeypore (Dscheypur) wird der „blutrothe Schlachtengott Manecksoru" durch Menschenopfer versöhnt, denn am Abend vor einer Schlacht, oder wenn ein neues Fort, oder ein neues Dorf gebaut, oder wenn Gefahr irgend einer Art abgewandt werden soll, fließt Menschenblut. Gewöhnlich bringt die ganze Gemeinde solche Opfer dar; aber abgesehen davon bringen auch Einzelne zu irgend einem Zwecke diese Opfer.

Die Beweggründe, weshalb und die Art, wie geopfert wird, sind unter den einzelnen Stämmen verschieden, der Ritus selbst aber wird von allen mit gleicher Grausamkeit ausgeführt. Die Opfer, welche Meriah heißen, müssen um irgend einen Preis angekauft werden; diese Bedingung ist unerläßlich. Alter, Geschlecht oder Kaste ist gleichgültig, aber Erwachsene werden vorgezogen, weil sie am theuersten und deshalb der Gottheit am angenehmsten sind. Sie werden zuweilen von ihren armen Aeltern oder Verwandten verkauft, namentlich wenn Hungersnoth herrscht, häufig aber werden sie von Räubern gestohlen, welche zur Panu-Kaste gehören. Diese Panus sind niedrig stehende und häßliche Geschöpfe, die einen

gewinnbringenden Handel mit dem Blute ihrer Mitmenschen treiben. Unglückliche Leute aus dem flachen Lande werden von ihnen in die Gebirge gelockt, gefangen genommen und dann als Menschenopfer an die Khonds verkauft. Ihr Verbrechen gestattet keine Entschuldigung und sie dürfen auf keine Gnade hoffen, wenn sie eingebracht werden.

Zuweilen läßt man Meriah-Weiber so lange leben, bis sie irgend einem Khond-Vater Kinder gebären, die dann aufgefüttert werden, um als Opfer zu dienen; doch erleiden sie den Tod nicht in ihrem Geburtsdorfe, sondern werden gegen ein unter ähnlichen Umständen in einem anderen Orte geborenes Kind ausgetauscht. Die Meriahs werden gut behandelt und in Nichts eingeschränkt. Geld wird selten für sie bezahlt, gewöhnlich entrichtet man den Preis in Rindvieh, Schweinen, Ziegen, ehernen Zierrathen, Safran, Wachs und anderen Produkten des Berglandes. Das Opfer muß, wenn es von Wirkung sein soll, vor dem versammelten Volke öffentlich dargebracht werden.

In den Maliah-Hügelzügen von Gumsur wird das Opferfest jährlich zu Ehren des Erdgottes Tado Pennor, der unter der Gestalt eines Pfaues verehrt wird, dargebracht, damit eine gute Ernte folge. Der Zani oder Priester eröffnet die Feierlichkeit damit, daß er dem Götzen die „Puga" darbringt, ein Blumenopfer, das aber durch ein Medium überreicht werden muß, nämlich durch einen Khond-Knaben, der noch nicht sieben Jahre alt sein darf und auf Kosten der Gemeinde ernährt und gekleidet wird; er muß für sich allein essen und darf keinerlei Geschäft verrichten, das für unrein gilt. Schon einen Monat vor Beginn des Opfers fangen die Festlichkeiten an; man betrinkt sich und tanzt um das Schlachtopfer oder Meriah, welches mit Blumengewinden geschmückt ist. Am Tage vor der grausamen That wird der Meriah mit Toddy (Palmwein) betrunken gemacht, muß sich niedersetzen oder wird an den Pfahl gebunden, welcher das Götzenbild trägt.

Die Menge tanzt unter Musikbegleitung um ihn herum und ruft die Erde folgendermaßen an: „O Gott! wir bringen dir dies Opfer, gib uns dafür gute Ernten, gutes Wetter und Gesundheit!" Dann rufen sie dem Schlachtopfer zu: „Wir haben dich theuer bezahlt und nicht geraubt; wir opfern dich, wie es die Sitte erheischt und keinerlei Sünde haftet an uns."

Am folgenden Tage wird der Meriah wieder betrunken gemacht und mit Oel eingesalbt, worauf jeder Anwesende den eingesalbten Theil des Meriah mit der Hand berührt und das Oel sich ins Haar wischt. Von Musik begleitet ziehen die Leute dann ums Dorf und dessen Grenzen, wobei der Meriah mit herumgetragen wird; nachher kehren sie zu dem Pfahl zurück, der in der Nähe des Ortsgötzen Zacari Penn steht. Der Götze wird durch drei Steine repräsentirt; man tödtet ihm ein Schwein und läßt das Blut in eine Grube laufen. In dieser mit Blut gefüllten Grube wird dann der betrunkene Meriah erstickt. Nachher schneidet ihm der Priester ein Stück Fleisch vom Leib und begräbt dasselbe in der Nähe des Götzen, gleichsam als ein Opfer für die Erde. Jedermann folgt seinem Beispiele, schneidet ein Stück Fleisch ab und trägt es nach Hause, um es dort zu vergraben. Nur das Haupt bleibt unverstümmelt und wird mit den nackten Knochen in der blutigen Grube begraben.

Nachdem dieser scheußliche Auftritt vorüber ist, wird zu dem Pfahl ein Büffelkalb gebracht, dem man alle vier Beine abschneidet. Nun erscheinen die Weiber, welche die Kleider der Männer angezogen haben und deren Waffen schwingen, betrinken sich, tanzen und singen auf dem Platze, tödten das Kalb vollends und verzehren es. Der Zani oder Priester erhält für seine Mühe ein Schwein oder Kalb und etwas Reis, dann wird er entlassen. Die eben mitgetheilte Art, den Meriah zu opfern, ist noch eine der am wenigsten schrecklichen, denn an einigen Orten schneidet man den noch Lebenden das Fleisch vom Körper ab.

Im Jahre 1837 ward General-Major Campbell mit der Ausrottung dieser Uebelstände betraut und schon 1854 war es ihm gelungen, die ganze Gegend von Orissa von diesem schrecklichen Gebrauche zu befreien. Nicht weniger als 1506 Meriahs rettete er vom sichern Tode; diese Armen brachte er an verschiedenen Orten und in verschiedenen Stellungen unter. Aber die wenigsten dieser Befreiten waren ihm dafür dankbar, die meisten dagegen gleichgültig, viele zeigten große Furcht darüber, was aus ihnen ferner werden solle. Die Art und Weise, wie Campbell die Ausrottung der Menschenopfer herbeiführte, bestand weniger in der Anwendung von Waffengewalt, als in der Anwendung überzeugender Worte. Wenn ein Häuptling recht widerspenstig war, so umzingelte er allerdings sein Dorf mit Truppen. Dann gab jener gewöhnlich nach und ward bald wieder gut Freund. Campbell zog dann täglich in die Dörfer und gewann sich durch seine Leutseligkeit viele Freunde. Häufig aber wollten die jüngeren heißblütigen Leute nicht nachgeben, die Häuptlinge und älteren Männer aber, welche in allen Angelegenheiten den Ausschlag gaben, waren friedfertiger gestimmt.

Einen wichtigen Theil von General-Major Campbell's Buche bildet auch die Erzählung von der Unterdrückung des in Surabah allgemein verbreiteten Kindermords; denn jedes Kind weiblichen Geschlechts wurde sofort nach der Geburt erstickt und Frauen zum Heirathen aus der Fremde geholt. Einen Grund dafür konnten die Bewohner nicht angeben. Die starken Gefühle der Mutterliebe scheinen in den dortigen Weibern gänzlich erstorben zu sein, sie sprachen ganz gefühllos und hartherzig von der Erwürgung ihrer Kinder und antworteten auf alle Vorwürfe nur: „Wie können wir sie ernähren?" Campbell versuchte das Vorurtheil der Männer zu beseitigen, demgemäß sie nur Frauen aus anderen Ländern heirathen wollten; er vermittelte Ehen mit Meriah-Weibern, die, als Schlachtopfer, den Khonds entrissen waren und suchte den Leuten zu beweisen, daß sie bei dem Preise, in dem Weiber stehen, durch das Aufziehen der Mädchen zu Reichthum gelangten. Es dauerte aber lange, ehe diese Grundsätze durchdrangen, denn man weiß ja selbst bei uns in Europa recht gut, wie schwer Vorurtheile, die wir mit der Muttermilch eingesogen haben, zu verbannen sind. Alle Familienhäupter mußten zuletzt ein Schriftstück unterzeichnen, in dem sie sich bei den schwersten Strafen verbindlich machen, ihre weiblichen Nachkommen aufzuziehen. Beim Abschiede versprach Campbell, Surabah bald wieder zu besuchen und nachzusehen, wie seine Einrichtungen, von denen er sich den besten Erfolg verspricht, gewirkt haben.

Der englische Oberst Mac Pherson, welcher im Jahre 1846 den Khonds in einem Gefecht gegenüber stand, schildert sie folgendermaßen: „Sie gleichen in einigen Beziehungen den Bewohnern der arktischen Gegenden, wie die Nordpolreisenden diese schildern. Ihr Schädel ist viereckig, die Stirn niedrig und schmal, die Haare sind schwarz, rauh und spärlich; auf Kinn und Lippen fehlt manchmal der Bart. Das Gesicht ist breit und flach, der Mund groß, die Lippen dick und vorstehend; die Backenknochen hoch, die Nasenflügel weit und flach, die Haut rauh und schwärzlich. Sie sind etwas unter Mittelgröße, aber stark gebaut, kurz in allen physischen Eigenthümlichkeiten den schlanken glatthäutigen Hindostanern ganz unähnlich. Auch gleichen sie den benachbarten Bergstämmen, den Bhils, nicht."

Heinrich Barth's Reise von Rustschuk nach Philippopel.

Rustschuk. — Von Rustschuk nach Biala. — Wilde Birnbäume. — Trnowa. — Russische und französische Einflüsse. — Das „Eisenthor" bei Trnowa. — Dranowa. — Gabrowa. — Uebersteigung des Balkans. — Die Ebene Za Gora. — Kezanlyk — Bäder. — Türkische Steuern. — Kalifer. — Philippopel.

In den Jahren 1845 bis 1847 beeeiste Heineich Barth die Küstenländer des Mittelmeeres, er berührte dabei die orientalische Welthauptstadt Konstantinopel. Dadurch ward in ihm der Plan rege, auch das Innere der Türkei zu besuchen, doch vergingen noch viele Jahre, ehe er dieses Vorhaben ausführen konnte; seine große weltberühmte afrikanische Reise trat dazwischen und so gelangte er erst im verflossenen Jahre zur Erfüllung seines Wunsches. Sein umfangreicher Reisebericht ist in der „Zeitschrift für allgemeine Erdkunde" 1863, Nr. 124 ff. mitgetheilt. Wir geben hier im Auszuge einige der wesentlichsten Ergebnisse von Baeth's Reise, bei der es sich besonders um topographische Aufnahmen und Feststellung der Lage vieler noch ungenügend bekannten Gegenden der innern Türkei handelte.

Ueber Pesth, Hermannstadt, Kronstadt und Bukarest gelangte Barth am 13. September 1863 bei Djurdjewo an die walachisch-türkische Grenze und ließ sich über die Donau nach Rustschuk schiffen. Dort miethete er für die ganze Reise einen Surudji mit vier Pferden, um nicht auf Post- und Miethpferde angewiesen zu sein, sowie einen Dolmetscher. Rustschuk machte auf den Reisenden einen ganz behaglichen Eindruck. Die Stadt enthält viele kleine Gärten, hervorragende Moscheen und einen wohlversehenen Bazar. Barth schlug eine südliche Richtung nach Trnowa ein; Kukuruz (Mais) war die einzige Frucht, die auf dem Wege angebaut war. Die Landschaft wechselte mannigfaltig. Bei Usowska wird die Gegend, welche bisher einen der walachischen Tiefebene ähnlichen, jedoch mehr hügeligen Charakter besaß, anmuthiger und fruchtbarer. Die Felder sind belebt von zerstreut stehenden wilden Birnbäumen (achlat), die hier eine ausschließliche Herrschaft üben und dem Landmann besonders lieb und werthvoll sind*). Abends erreichte Barth das Städtchen Biala oder Biela, wie es die Bulgaren aussprechen, das seinen Namen „die Weiße" wohl von dem Kalk und Mergel erhalten hat, der hier aus dem braunen Lehmboden zu Tage tritt. Biala hat 600 Häuser, von denen 500 von Bulgaren bewohnt werden. Hinter Biala bevölkerten Schaf-, Ziegen- und Rindviehheerden die Ebene; von Straßen war so gut wie gar nicht die Rede und dichtes Untergebüsch bedeckte stellenweise den Boden. Tumuli sind hier und da in der Landschaft zerstreut und auf einem derselben fand Barth einen großen Quaderblock. Bei dem Dorfe Radan fließt die Jantra zwischen acht Fuß hohen durchrissenen Konglomeraten mit einer Breite von 100 Fuß und einer Tiefe von zwei bis drei Fuß durch. Das Dorf umfaßt etwa 200 Hütten; sie sind aber im höchsten Grade armselig und weit entfernt, einen vortheilhaften Eindruck von Fleiß und Ordnung ihrer Bewohner zu machen.

Nun erreichte Barth die nördlichen Vorhöhen des Balkan. Ein Paß ward überschritten; dann gewahrte der Reisende in einer kahlen wilden Gebirgslandschaft das in merkwürdiger Lage eingekeilte Trnowa oder Turnow. Die Jantra bricht hier durch die Kalkvorhöhen des Balkan, ihre Windungen gleichen denen der Elbe bei Königstein und Lilienstein, nur muß man sich die beiden Felshöhen als Mittelpunkt einer und derselben Stadt denken. Trnowa ist ein Hauptort der Bulgaren. Auch jetzt noch residirt hier einer der ersten Bischöfe dieser Nationalität; es herrscht noch einige Gewerbthätigkeit, die früher allerdings bedeutender war. Ein österreichischer, französischer und russischer Konsul haben ihren Aufenthalt in Trnowa, denn für die Absichten der Feanzosen und Russen im Orient bilden die Bulgaren einen Haupthebel politischer Thätigkeit, als eine der Zukunft vorbehaltene Volksgruppe von nationaler Selbstständigkeit. Die ganze eigentliche alte Stadt ist noch jetzt von Christen bewohnt, obgleich sich darin zahlreiche Moscheen befinden. Die Türken haben ein eigenes, schwach bevölkertes Quartier. Zur Niederhaltung der bulgarischen Bewegung hatten die Türken ein Lager von 2000 Mann zusammengezogen. Hinter Trnowa schleicht die Jantra langsam durch die schroffen Felsen; da zu beiden Seiten kein Weg abgedämmt ist, so erschwert der Fluß, wenn er geschwollen ist, die Passage ungemein. Jedenfalls ist dies eins der militärisch so wichtigen Eisenthore oder Demir-Kapu, welche die wirklichen Thore von Stambul bilden.

Barth verfolgte eine südliche Richtung, um nach Philippopel zu gelangen. Er passirte Kilifara, das durch Seidenzucht und Spiritusfabrikation ausgezeichnet ist. In dem Städtchen Tranowa übernachtete er in einem Khan, der ziemlich sauber — weil neu — aber recht kühl war, indem die Fensteröffnungen noch keine Läden oder vielmehr mit Oelpapier gefüllte Rahmen hatten. Tranowa liegt in einer, von der Dranowka im Bogen umzogenen Niederung, hat etwa 500 Häuser und treibt Seidenhandel. Die Häuser sind alle mit zwei bis drei Zoll dicken gewaltigen Schiefertafeln gedeckt.

Südlich von Dranowa erhebt sich die Gegend immer mehr; man erkannte das bei dem Auftreten der Farrnkräuter. Kurz vor Gabrowa erreichte Barth die Jantra wieder; sie ist mit sechs Brücken überspannt, worunter vier von Stein sind, hat 1000 bis 1100 Häuser und ist nur von Bulgaren bewohnt. Die Stadt hat der Lage halber in einem Winkel, in dem viele Straßen zusammenkommen, bedeutenden Verkehr und einen leidlichen Bazar. Die Straßen sind auch bei trockenem Wetter sehr schmutzig.

Barth passirte jetzt den Balkan, der an der nördlichen Seite ziemlich rasch ansteigt und aus Kalk und rothem Thon besteht. Der Kamm ist nur schmal, etwa 2500 Schritt breit und kaum hat man dem nördlichen Tieflande Lebewohl gesagt, so schaut man auch schon nach Süden hinab in das Land der Zagora „jenseits des Gebirges", eine weite, ausgedehnte, reiche Thalebene. Eine schönere, fruchtbarere Ebene findet man in der Türkei nicht mehr und so zeichnen sie denn die Türken als „Tekne" oder Becken vor allen übrigen Thalebenen aus. Nicht allein Rosen und Obstgärten, sondern auch Walnußbäume von gewaltiger Kronenpracht zeichnen diese Ebene aus, der die Platanengruppen Abwechslung und Reiz geben. Auch hier beobachtete Barth mehrere Tumuli.

Die Stadt Kezanlyk war das nächste Ziel. Alle Dächer sind mit Ziegeln gedeckt und man sieht nicht eine einzige orientalische Terrasse. Der Ort liegt in angenehmer Lage und die Gegend ist besonders in geologischer Beziehung interessant. In der heißen Jahreszeit ziehen die Bewohner in die Berge, wo ein gesünderes Klima und besseres Wasser ist. Die Bewohner sind Bulgaren und Türken, die aber in gesonderten Quartieren wohnen; man zählt 1600 bulgarische und 700 türkische Familien; auch sind die Juden (100 Familien) von großem Einflusse und wohlhabend.

*) Ueber die wilden Birnbäume und das Ansehen, in dem sie bei den slavischen Völkerschaften stehen, vergl. Globus III, 25 und IV, 80.

Hinter Kezanlyk ward ein neues Frauenkloster gebaut; die Gelder wurden durch Sammlungen zusammengebracht und die russische Regierung, die konsequent ihren Plan zur Gewinnung dieser Gegenden verfolgt, hatte 600 Piaster dazu beigetragen.

Die Südseite des Balkans ist an Spuren vulkanischer Hebungskraft reich, das beweisen auch die vielen Thermen, bei denen Bäder angelegt sind. Das Bad Lüdja hat seinen gegenwärtigen Namen von dem griechischen Worte λουτρά, während fast ebensoviele andere den vom römischen balnea abgeleiteten Namen Banya führen. Die Quellen von Lüdja haben eine Temperatur von 40° R. Ihr Schwefelgehalt ist sehr gering.

Wie die türkische Regierung durch hohe Steuern alle Thätigkeit im Lande unterdrückt, davon erzählt Barth ein Beispiel, das er auf seiner Weiterreise nach Philippopel beobachtete. Die Taxen hängen von der Willkür der Beamten ab; ein Mann klagte bitterlich darüber; er mußte für je $1\frac{1}{2}$ Okken Walnüsse einen Piaster Abgabe zahlen und hatte seine Weintrauben gar nicht geerntet, da die Regierung $\frac{1}{2}$ Piaster von der Okka erheben wollte, während ihr ganzer Werth viel weniger beträgt. Und Weintrauben sind in jener Gegend ein gewöhnliches alltägliches Nahrungsmittel. So hatte man beschlossen, die Weinkultur ganz aufzugeben.

Der Weg nach der Stadt Kalifer führte durch verschiedene Schluchten, die Räubern zum willkommenen Aufenthalt dienten und deren eine den Namen Tartaros führt. Kalifer hat 2500 bis 3000 Häuser; die vielen vom Bach getriebenen Mühlen machen einen sehr vortheilhaften Eindruck vom Gewerbfleiß der Bewohner, meist Bulgaren. Dicht bei der Stadt liegt ein berühmtes Nonnenkloster, zu dem von weit und breit christliche Wallfahrer kommen, um der Panagia, Mutter Gottes, ihre Verehrung darzubringen.

Barth ritt nun durch die Ebene von Karlowa, den Paß von Tschukurlo und die schwarze Ebene, um endlich nach der in herrlicher Lage an Felshügel hingelehnten Philippstadt zu gelangen und „von fern her leuchtete sie in ihrer Schönheit", sagt Hermes von ihr in einem Dialog des Lukian. Die Landschaft vor Philippopel ist sumpfig und bildet den berühmten Reisboden jener Gegend. Zwischen der Vorstadt Keschiak und der eigentlichen Stadt fließt der altberühmte Hebros, der mit seinen ansehnlichen Kornflößen einen stattlichen Anblick gewährt und für das reiche Land von unberechenbarem Vortheil sein könnte, wenn für seine Schiffbarmachung etwas geschähe. Als Barth die Stadt betrat, zeigte sich wenig Leben, denn der größte Theil der gewerbthätigen Einwohner und der Pascha selbst waren zur Jahresmesse nach Osundja Owa gezogen. Der höchste und älteste Stadttheil ist der „Grad" oder die Burg; sie ist auf einer der drei Granitkuppen aufgebaut, welche der Stadt im Alterthum den Namen Trimontium verschafften. Nach Süden zu überschaut man die Ebene und die schönen Abhänge des Rhodope. Der Charakter der Bevölkerung von Filibe oder Philippopel scheint ein trefflicher zu sein; die Christen bilden nur $\frac{3}{15}$ der Bevölkerung, $\frac{1}{15}$ sind Juden und Zigeuner, der Rest Muselmänner; doch vertragen sich alle gut miteinander. Uebrigens sind diese Christen keineswegs insgesammt Bulgaren, sondern die zinzarischen Griechen sollen fast eben so zahlreich sein, weshalb auch in allen Schulen Griechisch gelehrt wird.

In Philippopel befindet sich eine amerikanische Mission, eine eigenthümliche Erscheinung in einer Stadt des Orients; auch in Trnowa besteht eine. Selbst jetzt noch, wo in Nordamerika selbst Alles aus den Fugen ist, halten die Amerikaner diese kostspieligen Institute in Ländern aufrecht, wo bereits eine bestimmte Staats- und Religionsform herrscht.

Am 22. September verließ Barth Filibe wieder und ging über Rilo Monastir, Bitolia und den thessalischen Olymp nach Selanik oder Thessalonike quer durch das Innere der Türkei. Ueber diesen Theil seiner Reise werden wir später berichten.

Die wilden Goajiros-Indianer auf der Halbinsel Maracaibo.

Diese Indianer bilden eine durchaus eigenthümliche Erscheinung und verdienen unsere Aufmerksamkeit.

Auf der Grenze zwischen den beiden südamerikanischen Republiken Venezuela und Neu-Granada liegt nordwestlich von der Stadt Maracaibo eine Halbinsel, welche sich in das Karaibische Meer hinauserstreckt. Dieses Territorium ist der Gegenstand eines langwierigen Streites zwischen den genannten beiden Republiken, und obgleich Venezuela nur die Hälfte beansprucht, während Neu-Granada den Löwenantheil verlangt, so haben beide doch die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Denn bis auf den heutigen Tag sind die Bewohner der Halbinsel ein unabhängiger wilder Indianerstamm, der keinerlei europäische oder amerikanische Autorität über sich anerkennt. Wie die Araukaner und Patagonier an der äußersten Südspitze, so sind auch die Goajiros im Norden Südamerika's nie von Weißen bezwungen worden. Verschiedene von den Venezuelanern gegen sie geführte Kriegszüge führten wohl zu einer vorübergehenden, nie aber andauernden Besetzung ihres Ländchens. Die weißen Leute oder Orijunas, wie die Goajiros sagen, haben keine Gewalt über dieses kühne Indianervölkchen erlangt.

Während sich Don Ramon Paez, aus dessen interessantem Werke über Venezuela wir den Lesern des Globus schon Einiges mitgetheilt haben, in Maracaibo aufhielt, hatte er Gelegenheit, von seinem Gastfreunde Don Antonio Montiel genaue Erkundigungen über die Goajiros einzuziehen, die für die Ethnographie um so werthvoller sind, da wir noch sehr wenig über diese Indianer wissen.

An der Grenze des Goajiros-Gebietes besaß Don Montiel große Rindviehheerden. Während Paez in Maracaibo verweilte, wurden mehrere Viehtreiber Don Montiel's von Goajiros überfallen und mit einem Schauer vergifteter Pfeile überschüttet. Einer der Leute fiel augenblicklich todt nieder; zwei andere wurden verwundet. Von diesen Verwundeten wurde einer nach Maracaibo gebracht, wo Paez Gelegenheit hatte, ihn zu beobachten. Man betrachtete ihn gleich als unrettbar verloren, obgleich die Wunde nur im Dickfleisch saß. Am zweiten Tage stellten sich Nervenzuckungen ein, die mit einem vollständigen Schlaganfall des ganzen Körpers und dem Tode endigten.

Ein Gegengift ist bis jetzt nicht bekannt geworden, doch hilft ein zeitiges Ausbrennen, wenn die Wunde nicht zu tief ist. Da die Indianer dies wissen, so machen sie ihre Pfeilspitzen aus den Knochen des Stachelrochen, die sie an einigen Stellen einkerben, so daß sie leicht in der Wunde abbrechen. Ueber die Art und Weise, wie das Gift bereitet wird, erzählt man Folgendes: Todte Reptilien, Schlangen, Kröten und Eidechsen, allerlei Tausendfüße, Skorpione und Taranteln werden zusammen in einen Kürbiß gethan, wo sie so lange faulen

müssen, bis sich eine gelbe Flüssigkeit von ihnen absondert, in die man die Pfeilspitzen eintaucht.

Eben so gut wie mit Bogen und Pfeilen verstehen die Goajiros mit den Feuerwaffen umzugehen. Wahrscheinlich waren sie die ersten Erfinder der Spitzkugeln, die sie selbst verfertigen; im Schießen und Wiederladen sind sie gewandter, als ein ausgedienter Soldat.

Die Sitten und Gebräuche der Goajiros weisen viel Eigenthümliches auf. Mehrere Familien leben, wie bei den Nomaden in der Wüste, zusammen und gleich diesen streichen sie durch die Ebenen, schlagen ihr Lager da auf, wo sie genügend Futter und Wasser für ihr Vieh finden und ziehen weiter, wenn das Gras abgeweidet ist. Ihr Rindvieh und ihre Pferde sind vom schönsten Schlag. Das Haupt der ganzen Nation ist ein Weib, Rosa mit Namen, die eine eben so gute Reiterin wie Schützin sein soll. Jeder Stamm aber steht unter der besonderen Aufsicht eines Kaziken, der eine patriarchalische Herrschaft ausübt. Jedes Familienhaupt erhält von ihm einen Theil der Heerde anvertraut, über deren Verwendung der Kazike entscheidet; das Vieh wird nach Sinamaica auf den Markt gebracht und dort verkauft oder vielmehr vertauscht, denn mit dem Gebrauche des Geldes sind sie nicht bekannt. Sie erhalten Branntwein, Perlen, Messer, Wollen- und Baumwollenwaaren dafür, jedoch sind sie bei diesem Handel meist die Betrogenen.

Die Goajiros gehen nicht, wie die meisten anderen südamerikanischen Indianer, nackt, sondern schmücken sich, zumal die Weiber, mit den buntesten Kattieos, die in England verfertigt werden. Ihre Art, sich zu kleiden, ist sehr malerisch und steht ganz einzig da. Die Männer tragen einen langen, weiten Ueberwurf ohne Aermel, ähnlich der Kleidung der alten römischen Krieger; eine Schärpe, deren Enden auf der einen Seite niederhängen, hält diesen Kittel um die Hüften fest. Bei warmem Wetter wird der Obertheil des Kleides herabgeschlagen und dann sind die athletischen Schultern nackt zu sehen. Die Häuptlinge schmücken ihren Kopf noch mit den bunten Federn des Makau-Papagais, wodurch sie ein ungemein malerisches Ansehen erhalten, zumal, wenn sie auf einem der prächtigen Rosse dahinsprengen. Die Pferde der Goajiros sind durch ihre herrliche Gestalt, seine Rasse und gute Zucht weit und breit in der Gegend berühmt und stehen höher im Preise, als alle anderen in Venezuela gezüchteten. Ein ächtes Goajiro-Roß verträgt weder Sporn noch Peitsche und zeichnet sich durch ein Brandzeichen auf den Hüften aus, das aus geometrischen Figuren besteht, während man sonst in Venezuela Buchstaben oder Hieroglyphen als Marke anwendet. Alljährlich werden sie in großer Menge ausgeführt, die besten aber behalten die Indianer für sich. Werden ihnen für diese große Summen geboten oder versucht man sie durch List oder auf eine andere Art von ihnen zu erlangen, so schneiden sie ihnen lieber schnell die Ohren ab, als daß sie sie den Weißen überließen. „Orijuna lieben keine Pferde ohne Ohren!" ist dann ihr Ausspruch.

Die Goajiros treiben auch Handel mit den Engländern und Holländern, die sich in Westindien aufhalten und von denen sie die Werkzeuge zur Ausbesserung ihrer Gewehre, sowie Pulver und Blei erhalten, die ihnen von ihren Nachbarn in Neu-Granada und Venezuela nicht verabfolgt werden. Wenn ein Handelsschiff an ihren Küsten Anker wirft, so kommt ihm der Kazike mit einigen seiner Familienglieder auf einem Kanoe sogleich entgegen und bewillkommnet die Fremden; doch ehe der Handel beginnt, werden Geiseln ausgetauscht. Das ist ein alter Gebrauch unter diesen Wilden, der streng aufrecht erhalten wird. Die Goajiros haben Ursache, hierauf zu halten, da sie von den Weißen, welche die höhere Sittlichkeit und Civilisation für sich beanspruchen, schon oft hintergangen wurden.

So landete einst ein Schooner von Curaçao an der Goajira-Küste, um Handel zu treiben, und der Kazike sendete seine eigenen Töchter als Geiseln an Bord. Statt aber wieder Geiseln zu entsenden, fiel das Schiffsvolk mit scheußlicher Brutalität über die Indianerinnen her, deren Schreien man an der Küste hören konnte. Da eine Windstille eingetreten war, konnte der Schooner nicht von der Stelle; die Goajiros kamen in ihren Kanoes heran, enterten ihn, machten die Mannschaft mit Ausnahme einiger Kinder nieder und verbrannten das Fahrzeug. — In Folge dieses Ereignisses reklamirten die Behörden von Curaçao bei der Regierung von Venezuela, die dann auch, ohne, wie bisher üblich, den Krieg angesagt zu haben, eine Expedition gegen die Goajiros aussandte, viele Häuptlinge derselben einfing und ohne Gnade hinrichten ließ.

Streitigkeiten unter den Goajiros selbst schlichten gewöhnlich die Aeltesten, vorausgesetzt, daß kein Blut dabei vergossen wurde. War dies der Fall, so verlangt der Kläger eine Entschädigung an Vieh, die je nach der Menge des vergossenen Blutes hoch oder niedrig ausfällt. Wird diese Entschädigung verweigert, so fordern die Freunde des Beleidigten den Beleidiger und der Kampf endet mit Todesfällen auf beiden Seiten. Diese Todten müssen aber gerächt werden und so entspinnen sich zwischen beiden Parteien langwierige Fehden, die viel zur Verminderung des Volksstammes beigetragen haben. In Folge derselben soll der Stamm, der früher 60,000 Seelen zählte, auf 15,000 herabgesunken sein.

Die Goajiros bebauen aus eigenem Antrieb den Boden. Don Antonio Montiel benutzte sie häufig, um an der Küste Brasiletto-Holz zu fällen oder ließ durch sie seine Kakaopflanzungen bearbeiten.

Verbunden mit den Goajiros ist noch der kleine Indianerstamm der Cocinas, der von ihnen unterjocht wurde und nun in der Sklaverei gehalten wird. Die Cocinas dürfen sich nicht wie die Goajiros kleiden und der Gebrauch der Waffen ist ihnen untersagt. Ihr Stammland soll in der noch unerforschten Gebirgskette liegen, welche die Grenze zwischen Neu-Granada und der Provinz Maracaibo bildet.

Ein Streifzug auf der Insel Sumatra.

(Auszug aus einem Briefe des Generals **von Schierbrand***).

Am 5. August 1863 verließ ich das an der Westküste Sumatra's gelegene Padang zu Wagen und kam um ein Uhr in Kajutanam an, das am Fuße der Berge Ambatjang und Tendike liegt. Der Weg nach diesem Orte ist ziemlich schlecht. Mein Wagen mußte auf der Strecke von 30 englischen Meilen oder Sumatra-Palen (welche 1/6 größer als die Java-Palen sind) fünf-

*) Herr General von Schierbrand, aus Dresden gebürtig, befindet sich seit länger als 30 Jahren im niederländischen Indien und steht an der Spitze des Geniewesens. Wir glauben den Lesern des Globus auch fernere Mittheilungen unseres deutschen Landsmannes in Aussicht stellen zu können. Herr von Schierbrand ist einer der ausgezeichnetsten Kenner des hinterindischen Archipelagus.

mal vorgespannt werden, wofür ich denn 120 Gulden, also vier Gulden per englische Meile, zahlte. Der weitere Weg nach Padang-pandjang ist besser, er steigt langsam an. Nachdem ich fünf Meilen zurückgelegt hatte, erreichte ich die Kloof van der Anee — die Schlucht des Flüßchens Anee —, welche die Berge Tendike und Ambatjang von einander scheidet, durch welche sich ein vortrefflicher Transportweg bis zu der 2500 Fuß über dem Meere liegenden prächtigen Hochebene von Anam Kottas, d. h. sechs Ortschaften, hinzieht. Diese Schlucht ist von steilen Wänden eingeschlossen und von der üppigsten großartigsten Vegetation bedeckt, die man sich nur denken kann; ein prächtiger 80 Fuß herabstürzender Wasserfall erhöht die Schönheit der Scenerie.

Wiewohl man im Padang'schen die Wege bei weitem nicht so belebt findet wie auf Java, so trifft man hier doch ziemlich viel Reisende und Karren, die nur mit einem Büffel bespannt sind und Kaffee aus dem Oberland oder Handelswaaren dorthin bringen. Der Malaie von Padang ist ein vom Javaner in Bezug auf Gesichtsbildung und Hautfarbe — er ist sehr dunkelbraun — dann auch in Charakter, Sitten und Kleidung ganz verschiedener Mensch. So trägt der Kuli von Sumatra auch nicht die Lasten auf den Schultern wie in Java, sondern in Packen von 60 Amsterdamer Pfund auf dem Kopfe. Schwerere Frachten werden mit Karren transportirt. Mein nächstes Ziel war das nicht mehr weit entfernte Padang-pandjang. Das Klima dort gleicht dem unsrigen im Frühling, nur ist es etwas feucht, weil es hier viel und in der Kloof beinahe alle Mittag regnet. Die Europäer sehen hier so frisch und rothwangig wie in ihrem Vaterlande aus.

Der Weg von Padang-pandjang nach Fort de Kock — 12 javanische Palen — führt über den Sattel der Berge Merapi und Singatang; er ist vortrefflich angelegt und kann ganz zu Wagen zurückgelegt werden. Fort de Kock liegt 3000 Fuß hoch über dem Meere ganz prächtig in einer Hochebene. Im Osten erhebt sich der Berg Sagu, während in weiter Ferne nordwestlich der Gipfel des Gunong Ophyr, der Gegenfüßler des Chimborazo, auftaucht. Das Klima von Fort de Kock ist trocken und frisch, doch sind die Nächte bei weitem nicht so empfindlich kalt, wie es in Orten auf Java, die in gleicher Höhe liegen, der Fall ist.

Der Ort Kota-Gedang bei Fort de Kock ist wegen seiner wunderhübschen Gold- und Silberfiligranarbeiten berühmt. Als wir ihn besuchten, feierte man gerade eine Hochzeit, wobei wir Gelegenheit hatten, die reiche golddurchwebte seidene Kleidung und den vielen Goldschmuck zu bewundern. Braut und Bräutigam waren unansehnliche Leute. Ueberhaupt ist der hiesige Menschenschlag bei weitem nicht so schön wie der javanische, kleiner, dabei doch muskulös, aber die Gesichtsbildung ist gröber und ähnelt sich im Allgemeinen sehr, die Hautfarbe ist dunkler. Die Sitten sind sehr rein, Tänzerinnen und andere öffentliche Frauenzimmer trifft man nirgends an, auch bemerkte ich keine Spur von Syphilis. Kota-Gedang ist ein ziemlich großer und reicher Kampang. Mehrere Familien bewohnen ein langes kasernenartiges, aus Holz oder Bambus aufgeführtes, auf Pfählen stehendes Haus gemeinschaftlich. Das Haus ist der Länge nach in Säle getheilt, hinter welchen sich kleine Kämmerchen befinden, welche den Kabinen eines Schiffes gleichen. Die Häuser sind von Innen und Außen mit reicher bemalter und vergoldeter Schnitzarbeit versehen und das Ganze ähnelt einem Schweizerhause.

Am 12. August ritten wir über Matua bis an den Kesselrand des Sees von Manindju. Der Rand des Sees wird zu circa 4000 Fuß, der Spiegel zu 1500 Fuß Meereshöhe angegeben. Man kann sich vorstellen, wie imposant ein Blick in diese Tiefe ist, deren Grund der 14,000 Meter lange und halb so breite Spiegel des Sees bildet; die steilen Bergwände ringsumher sind mit Wald bedeckt. Aber alle Staffage mangelt, wie bei den meisten indischen Landschaften, dem Bilde; denn wiewohl etwa 22,000 Menschen an den Ufern des Sees wohnen, so belebt doch kein Nachen, kein Segel dessen Fläche; kaum zeigen sich hier und da einige zerstreute Häuser. Der Weg von Fort de Kock nach dem See führt durch eine mehr oder weniger breite, 3 bis 400 Fuß tiefe Kluft, das Büffelloch, durch welche sich ein Flüßchen schlängelt. Der Boden dieser Schlucht und der weiteren Umgebung besteht aus Thon, Sand und vulkanischer Asche.

Am 13. August fuhren wir auf einem breiten vortrefflichen Wege nach Paja Kombo, welches 22 Pal von Fort de Kock 1500 Fuß hoch in einer weiten fruchtbaren Ebene liegt, die zur Abtheilung Limapulo Kotas, d. h. 50 Ortschaften, gehört. Die Ebene ist sehr reich an Kokospalmen und versieht das Land weit und breit mit Kokosöl. Hier fand ich bestätigt, was ich in Reisebeschreibungen schon gelesen, aber stets bezweifelt hatte. Man richtet nämlich eine große braune Affenart mit einem kleinen Schwänzchen zum Pflücken der Nüsse ab. Der Affe wird an einer langen Leine festgebunden und besteigt den Baum, wo er die Nüsse durch wiederholtes Herumdrehen vom Stiele zu trennen weiß. Auch lehrt man sie die Eichhörnchen aus den Kokospalmen fortjagen. Meist springen diese Thiere von einem Baume zum anderen, stürzen aber geängstigt zuweilen herab und werden von den Malaien getödtet.

Nach einem Besuch der Kloof van Aran kehrte ich über Paja Kombo zurück und von da über Tandjong-alam nach Fort van der Capellen; der Weg führt über den hohen Verbindungsrücken der Berge Merapi und Sagu; er ist vortrefflich angelegt, aber sehr abschüssig. Fort van der Capellen liegt 1335 Fuß über dem Meere. Am 17. August machten wir einen Ausflug über das Gebirge nach dem Ausflusse des Ombiling aus dem Sintara See. Wir fuhren am Ostufer des Sees entlang und kamen nach Sinkarak, von wo man einen herrlichen Ueberblick über den See hat. Er ist etwa 11 englische Meilen lang, vier Meilen breit und von Bergrücken umgeben; die an der Westseite sind stark bewaldet, während die Ostseite kahl und dürr ist. Auch diesem See, der 1100 Fuß über dem Meere liegt, fehlt alle Staffage. Nach dem Frühstück setzte ich meine Reise nach dem 10 Pal entfernten Salok weiter fort, von da hatten wir noch 32 Pal nach unserem nächsten Reiseziele, dem östlich gelegenen Kota-baru. Zu beiden Seiten des Thales erheben sich schroffe Kalkfelsen, durch dasselbe geht ein Flüßchen, welches wir mehrere Male durchwaten mußten. In diesem Thale trifft man Felspartien an, welche denen der sächsischen Schweiz sehr ähneln.

Am 19. August ging es auf die Elephantenjagd, da mehrere dieser Thiere gespürt worden waren. Die Gegend ist gebirgig und beinahe durchgängig mit herrlichen Wäldern bedeckt, wenig Unterholz und Dornengesträuch verhindern den Zugang und große Blößen mit den herrlichsten Grasmatten gestatten eine freie Bewegung, so daß der Jäger sich kein schöneres Revier wünschen kann.

20. August. Da in der verflossenen Nacht mehrere Elephanten in einen Kampang gedrungen waren und einige Kokospalmen niedergeworfen hatten, so beschlossen wir, sie aufzusuchen. Bei einigen Hütten, an welchen wir vorüberkamen, zeigten uns die Bewohner mehrere Pisangstauden, welche die Elephanten am frühen Morgen niedergetreten und abgeschält hatten, mit der Versicherung, daß sich die Thiere noch im nahen Walde befänden. Der Mittag war bereits vorüber, als die Treiber in den Gipfeln der Bäume eine Bewegung verspürten — ein Zeichen, daß die Elephanten sich näherten. Bald verschwand aber Alles wieder. Endlich gaben mehrere Malaien, welche rechts von uns auf einem Hügel standen, durch Geberden zu erkennen, daß sie wieder etwas sähen. Es war abermals Bewegung im Walde. Am Fuße des kleinen Hügels floß ein dicht bewachsener Bach,

hinter diesem lag ein kleiner Bruch, von wo aus sich das ganz bewaldete Gebirge erhob. Plötzlich riefen die Malaien, in die Tiefe zeigend: Inio apa gadja — da sind die Elephanten! — Es waren vier Stück, die aber noch schwer zu unterscheiden waren. Um sie am Durchgehen zu verhindern, gab ich Feuer, darauf kehrten sie sich um und ein weiblicher Elephant war deutlich zu erkennen. Ich nahm ihn gut aufs Korn, ließ die Büchse krachen und hörte meine Kugel einschlagen. Auch ein anderer Jagdgefährte sandte ihm eine Kugel zu. Der Trupp ging links durch den Wald, ein Stück sonderte sich aber, wie an der Bewegung der Bäume zu erkennen war, langsam und unschlüssig rechts ab, was mir ein gutes Zeichen war. Nach einer Weile eilte ich nach dem Orte, da lag der Koloß von zwei Spitzgeschossen durchbohrt. Obgleich wir versäumten, das Thier zu messen, so glaube ich doch, daß es über acht Fuß hoch war. Den Kopf ließ ich abtösen, damit er für mich skelettirt werde.

Am 21. August gingen wir nach Subjundjung, am 22. nach Muara und Tandjung ampalang am krystallhellen Ombilingflusse. Bei Muara sah ich im Flusse Gold waschen. Am 23. kehrte unsere Gesellschaft nach Salok zurück. Auf mein Ersuchen führte man mir etwa 30 junge Mädchen in ihrem Festschmucke vor, wahre Remedien gegen die Liebe; sie waren meist von dürftiger Gestalt, dunkelbraun mit garstigen Gesichtszügen und schmutzigen Haaren, aber reich in Seide gekleidet und mit Goldschmuck überladen. Den Kopf bedeckt eine viereckige Platte, wie bei den Italienerinnen, aber von dünnem Golde und wie ein Beet mit Goldblumen an dünnen zitternden Stielen besteckt. Die Armbänder sind sehr groß, aber ganz dünn und hohl und in den Ohren tragen diese Schönen förmliche kleine Räder, selbst die Nägel sind zuweilen mit langen gebogenen Goldfutteralen besteckt. Das Ganze sieht sehr reich aus, beschaut man es aber in der Nähe, so findet man, daß das Gold meist von sehr schlechtem Gehalte und so dünn wie Papier ist; man näht es oder klebt es auf dicken Kattun oder dergleichen auf, um ihm einen größeren Halt zu verleihen.

Am 25. August kehrten wir über die Gebirge nach Padang zurück. Der Weg besteht nur aus einem elenden Fußpfade, doch hat man einen Weg für Karren in Angriff genommen, dem wir folgten. Er führte an 500 bis 1000 Fuß hohen schroffen Abhängen hin, von denen aus man einen grausenerregenden Blick in die Tiefe hatte. Gegen sechs Uhr Abends langte ich ermüdet, beschmutzt und durchnäßt wieder in Padang an.

Das Skalpiren bei den Indianern.

Mit Unrecht hat man allgemein angenommen, daß das Skalpiren ein specifisch amerikanischer Gebrauch sei. Abbé Em. Domenech (in seinem „Siebenjähriger Aufenthalt in den großen Wüsten von Nord-Amerika", Kap. 39) erwähnt das decalvare der alten Germanen und das capillos et cutem detrahere des Gesetzes der Westgothen und der Annalen von Fulda, woraus hervorgeht, daß die Angelsachen und die Franken noch um das Jahr 879 Skalpe nahmen. Und gerade so wie man den modernen amerikanischen Gebrauch im alten Europa und Asien nachweisen kann, so findet man ihn auch in Afrika, wo so leicht eine grausame Sitte nicht vermißt wird.

„Kurze Zeit nach unserer Rückkehr", so erzählt Duncan in seinen Reisen im westlichen Afrika, 1845 und 1846, „kam auch das Apabomey-Amazonen-Regiment zurück und jede führte an einem Strick einen jungen Sklaven oder eine Sklavin und außerdem noch den getrockneten Skalp eines in der Schlacht Getödteten. Bei allen Angriffen und Schlachten wird die Kopfhaut der Erschlagenen abgezogen und als werthvolles Andenken aufbewahrt. Man darf nun aber nicht glauben, daß die Kriegerinnen so viel Menschen getödtet hatten, als sie gerade Skalpe bei sich führten, diese haben sie nach und nach im Laufe der Zeit angesammelt". Aber Verstümmelung, Kannibatismus, Tättowiren und Begraben in Grabhügeln liegt unter gewissen Umständen so sehr im Wesen des Menschen, daß wir entschieden keine traditionelle Ableitung anzunehmen brauchen.

Das Skalpiren ist ein feierlicher Ritus. In der guten alten Zeit wartete man ab, bis der Tod eines Verwundeten eingetreten war, ehe man ihm die Schädelhaut abzog; in unseren Tagen jedoch scheint dieser humane Gebrauch außer Mode gekommen zu sein. Wenn der Indianer seinen Feind fallen sieht, so zieht er sein Skalpmesser, das jetzt aus Eisen, früher aber aus Feuerstein oder Obsidian gemacht war, dreht die Skalplocke, welche mit einem bunten Bande oder einer Adlerfeder geschmückt ist, mit seiner Linken und macht mit der Rechten zwei halbkreisförmige Einschnitte, mit und gegen die Sonne, setzt sich dann nieder und stemmt seine Füße gegen die Schultern des Leichnams, faßt mit beiden Händen die Skalplocke und zieht daran, bis die ganze Schädelhaut mit einem Tone, der wie „flop" klingt, absliegt. Ohne die lange Skalplocke, welche die Indianer zu diesem Zwecke stehen lassen, um ihren Besiegern das Skalpiren leichter zu machen, würde die Arbeit nur schwer zu vollbringen sein; daher scheeren kluge weiße Leute, wenn sie durch Indianerländer reisen, vorher ihre Haare kurz ab; doch kümmern sich die Indianer darum nicht und begnügen sich auch mit einem weniger haarreichen Skalp. Es ist auch schon vorgekommen, daß einige gescheite Leute die Indianer mit Perrücken überraschten. Die Operation des Skalpirens bei lebendigem Leibe muß eine furchtbar schmerzhafte sein, auf die gewöhnlich Gehirnentzündung folgt; doch sind Fälle bekannt geworden, daß Männer und selbst Frauen nach dem Skalpiren noch mit dem Leben davon kamen.

Ist die Arbeit des Skalpirens gethan, so zieht der Indianer stolz, als ob er eine Rettungsmedaille verdient hätte, nach Hause. Einige Tage wartet er, ehe er in das Dorf eintritt, malt sich dann die Hände und das Gesicht mit Lampenruß schwarz und kommt schweigend und langsam zu seiner Hütte. Dort wirft er sich auf die Erde, bis seine Verwandten und Freunde, begleitet von den Aeltesten des Stammes, erscheinen und sich schweigend zu ihm gesellen. Dann wird er ausgefragt und beginnt seine Erzählung, wobei natürlich viel Ausschmückungen und Uebertreibungen mit unterlaufen, denn Eigenlob gilt in diesem Falle nicht für schimpflich. Nachdem der „grüne Skalp" trocken geworden ist, wird er durch einen feierlichen Tanz eingeweiht und ist nun erst zur öffentlichen Schaustellung geeignet. Bei manchen Stämmen werden die Skalpe an lange Stangen gebunden und wie eine Art Fahne gebraucht, andere hängen sie an die Pferdezügel oder an ihre Schilde, während wieder andere sie als Schmuck an den Beinkleidern tragen. Je mehr Skalpe

Einer besitzt, desto mehr Ehre hat er und ein junger Mann, der noch keinen erbeuteten Skalp aufzuweisen hat, wird noch nicht für voll angesehen. Einige große Kriegshäuptlinge haben dagegen ganze Haufen von dieser ehrenden Beute gesammelt. Man nimmt von einem Haupte nur einen Skalp, der aber nicht groß zu sein braucht; wenn er nur aus dem Scheitelstück des Kopfes mit etwa drei Zoll breitem Hautlappen besteht, so genügt dies schon. Fälscher haben nun von anderen Theilen des Hauptes Skalpe zurecht gemacht und für 50 Dollars per Stück verkauft; der Kenner aber merkt sogleich, daß diese Skalpe nicht vom Scheitel herstammen. Jeder Stamm nimmt aber übrigens auf eigene Weise den Skalp; so schneiden z. B. die Sioux noch ein Stück der Ohren mit ab, setzen sich dann auf die Erde, stecken die Ohren auf die Hörner eines Büffelschädels und legen von dem Fleisch ein Bißchen auf kleine in Quincunx gestellte Erd- oder Thonhäufchen, gleichsam als ein Opfer für Manitu; dabei rauchen sie ihre Pfeife. Dann wird die Trophäe über eine eiförmig zusammengebogene Weidenruthe ausgespannt und mit schwarzem, blauem oder rothem Zeug ausgefüttert. Ist aber nur wenig Zeit zum Skalpnehmen vorhanden, so ziehen die Yuta und Prairie-Indianer nur den langen Haarschopf mit der Scheitelhaut ab, während die Chyuagara oder Nez Percés einen langen, etwa zwei Zoll breiten Streifen vom Nacken bis zur Stirn hin abziehen. Die Finger der Erschlagenen werden oft als Halsschmuck getragen.

Universität und Studenten in Kairo*).

Mit dem Erziehungswesen ist es in Aegypten im Allgemeinen sehr übel bestellt. An der Moschee allein findet noch ein höherer Unterricht in den Religions- und Gesetzeswissenschaften statt. Sie ist die einzige und letzte Zufluchtstätte der altmohammedanischen Kultur. Was für Europa im Mittelalter die Universitäten waren, das sind zum Theil noch jetzt die Moscheen im Orient. Hier versammeln sich aus den entlegensten Himmelsstrichen die Lernbegierigen, um die Vorträge berühmter Gelehrten zu hören; hier erhalten arme Studenten aus wohlthätigen Stiftungen, die bei keiner größern Moschee fehlen, Stipendien, um ohne Nahrungssorgen den Wissenschaften obliegen zu können; hier endlich ist der Sitz der strengsten Orthodoxie des Islam. Aber hier erhält auch mancher denkende Kopf die ersten Keime einer neueren und freieren Weltanschauung, die allerdings im Orient viel seltener zur Kenntniß der Oeffentlichkeit gelangt als bei uns.

In den Hochschulen und Lehrkollegien des Ostens hat sich noch kein freier Luftzug Eingang verschaffen können. Der Geist des Mittelalters hat sich hier gewissermaßen versteinert und harrt noch der Zauberhand, deren Berührung ihn in Staub und Moder zerfallen machen soll.

Kairo's große Moschee, el Azhar, d. i. die blühendste, genannt, ist für das Studium der Religion und Gesetzeslehre noch jetzt eine der größten und angesehensten Hochschulen des Islam und es dürfte daher nicht ohne Werth für die Erkenntniß und Auffassung der mohammedanischen Kultur in der Gegenwart sein, wenn wir die Organisation dieses Instituts und die Art des daselbst befolgten Unterrichtssystems näher beleuchten.

Die Moschee ward im Jahre 970 n. Chr. erbaut. Kleine Moscheen und andere Nebengebäude kamen erst später hinzu. Die Gebethalle wird von Säulengängen getragen, an deren Decke bei 1200 Lampen aufgehängt sind. Die Hallen, welche rings um den großen Hofraum der Moschee sich ausdehnen, sind durch Gitter und hölzerne Verschläge in einzelne Säle abgetheilt und diese bezeichnet man mit dem Namen Riwak, d. i. Säulenhalle. So wie auf den Universitäten des Mittelalters eine Eintheilung in Nationen stattfand, so ist auch hier für jede einzelne Nation des Islam ein besonderer Riwak angewiesen. Da ist der Riwak der Türken, der Westafrikaner, der Leute aus Hadramaut und Java, der mohammedanischen Negervölker. Auch die Nubier finden daselbst Aufnahme, dann folgt der Saal der Ostafrikaner von der Somaliküste, der Aegypter und der Saal der Syrier, in dem nicht weniger als 1000 Studenten sich vereinigen. Der Rektor magnificus dieser Studentenrepublik ist der jemalige Scheich der Moschee, der immer aus der Sekte der Schafiiten gewählt und von der Regierung ernannt wird. Mit der Stelle ist ein Einkommen von etwa 1000 Piastern verbunden; außerdem bezieht er Naturallieferungen. Sodann sind unter dem Titel Nazir noch vier andere Scheichs bestellt. Auch Moscheendiener (Pedelle), Muschidd oder Nakib genannt, stehen unter den Befehlen des Scheich, um die Ordnung aufrecht zu erhalten. Als Amtsdiener fungirt ein Türke, der die Botschaften des Scheich an die Regierungsbehörden zu vermitteln hat. Jeder Riwak der verschiedenen Nationen steht unter einem Scheich, der von dem Scheich der großen Moschee im Einvernehmen mit der Nation selbst erwählt und bestätigt wird. Derselbe hat die Ruhe und Ordnung unter den Studenten seines Riwak zu erhalten und Streitigkeiten zu schlichten.

Die Studenten bezahlen kein Lehrgeld, sondern es erhält noch jeder Riwak eine gewisse Dotation aus den Einkünften der Moschee. So sollen die Syrier z. B. täglich 1000 Brodrationen beziehen, die von den betreffenden Scheichs unter die Studenten vertheilt werden. Die Auslagen hierfür werden aus frommen Stiftungen bestritten, aus welchen auch selbst Stipendien verabfolgt werden. Auf diese Art findet der Student hier nicht blos Beköstigung, sondern auch Unterkunft; denn in den geräumigen Hallen, deren Boden mit Strohmatten bedeckt ist, hat er ein nach seinen Bedürfnissen vorzügliches Nachtlager. Die meisten fremden Studenten sind sehr arm und dieser Erleichterungen im hohen Grade bedürftig. Die Studenten (Talib, Pl. Talabah) werden, wenn sie bereits länger in der Moschee verweilt haben, Mugawirin genannt. Gewöhnlich bleiben sie zwei bis drei Jahre, manche vier bis sechs Jahre, je nachdem ihre Mittel ausreichen und manches bemooste Haupt bürgert sich ganz ein und verläßt die Moschee nur auf der Bahre.

Der Zweck aller der Tausende von Studenten, die aus den entferntesten Theilen der mohammedanischen Welt hier zusammenströmen, ist kein anderer, als ausschließlich das Studium der Religions- und Gesetzeswissenschaften. Nebenbei werden zwar einzelne andere Fächer gelehrt, aber immer nur als untergeordnete Disciplinen.

Die Professoren, welche an den verschiedenen Moscheen Vorlesungen halten, beziehen keinen Gehalt von der Moschee

*) Nach: Aegypten. Forschungen über Land und Volk während eines zehnjährigen Aufenthalts von Alfred v. Kremer. Leipzig 1863.

oder der Regierung, sondern lesen größtentheils der Ehre und ihres Rufes halber. Fast alle bekleiden andere, meist religiöse Aemter, womit ein Einkommen verbunden ist. Kleine Geschenke von den wohlhabenden Schülern, das ist Alles, was der Professor erwarten kann.

Die Vorlesungen werden in den betreffenden Riwaken zu verschiedenen Stunden des Tages gehalten; meistens wird früher gemeinsam das Gebet verrichtet; dann läßt sich der Scheich am Fuß einer Säule der Halle nieder, mit gekreuzten Beinen auf einer Strohmatte sitzend. Vor oder neben ihm steht ein Lesepult, auf welches er das zu erklärende Werk legt. Nach Abbetung des ersten Kapitels des Koran beginnt er die Vorlesung, indem er selbst liest und jeden Satz erklärt oder indem er von einem der besseren Schüler lesen läßt und nur stellenweise seine Erklärung hinzufügt. Die Zuhörer sitzen im Kreise herum und häufig sieht man sie sehr fleißig nachschreiben. Bei den mündlichen Erklärungen bedienen sie sich stets des Literär-Arabischen, das von Vielen mit großer Eleganz gesprochen wird. Die Zahl der Professoren, die jetzt Vorlesungen an der „Blühendsten" halten, ist etwa 20. Jeder Student, der die große Moschee zum Behufe seiner Studien betritt, muß bereits der arabischen Sprache mächtig sein, lesen und schreiben können, die Anfangsgründe der Grammatik und Syntax inne haben und meist auch den Koran theilweise oder ganz auswendig können. Die Lehre von den Eigenschaften Gottes und der Propheten dient als Propädeutik für den Jünger, der in das Labyrinth mohammedanischer Religionswissenschaft einzudringen wünscht. Es folgt dann das Studium der Rechtswissenschaft, was in einem reinen Auswendiglernen der Texte und unzähligen Kommentare besteht, womit der Student sich Jahrzehnte beschäftigen und Gesundheit, Lebenskraft und Geistesfrische dabei zusetzen kann.

Unzertrennlich mit den Gesetzeswissenschaften verbunden ist das Studium der Koranexegese und der Tradition. In diesen beiden Fächern leistete die arabische Literatur das Unglaublichste an Fruchtbarkeit. Erbrecht, Logik, Rhetorik, Eloquenz und Prosodie sind die nennenswerthesten Fächer, über welche in der großen Moschee von Kairo noch gegenwärtig Vorträge gehalten werden. Medicin wird seit Errichtung einer eigenen medicinischen Schule nicht mehr in der großen Moschee getrieben, ebensowenig Alchemie, die „göttliche Kunst", früher ein Lieblingsstudium der arabischen Philosophen.

Aus allen Erdtheilen.

Aus Rußland. Nach dem kurländischen Kalender wohnen in den kurländischen Städten 62,197 Einwohner. Die bedeutendsten Städte sind Mitau 22,735 E., Libau 9970 E., Goldingen 4618 E., Jacobstadt 4207 E. — Die Zahl der Schüler war im Winter 1861 bis 62 in Kurland 7725 Knaben und 4386 Mädchen; im Sommer hingegen nur 902 Knaben und 226 Mädchen.

Russische Staatsschuld. Einem auf amtlichen Quellen beruhenden Artikel des Journal de St. Petersb. entnehmen wir die Notiz, daß die russische verzinsliche Staatsschuld am Beginn des Jahres 1863 sich auf 967,734,691 Rubel belief und daß an Zinsen und Amortisirung im Jahre 1863 die Summe von 57,487,218 Rubel bezahlt werden sollen. Es sind für 659 Mill. Rubel Staatsnoten ohne Zinsen im Umlauf, denen nur ein Baarschatz von 125 Mill. gegenüber steht.

Censurvorlagen in Kiew. Bekanntlich erheben die Polen auch Anspruch auf Kiew, weil es einstmals zu ihrem Reiche gehört hat, obgleich ihre Nationalität sich der russischen gegenüber dort sehr in der Minderheit befindet. Auch das geistige Leben in Kiew und der ganzen dazu gehörigen Umgebung ist vorwiegend russisch, wie dies aus den Vorlagen des Kiewer Censur-Komités hervorgeht; diesem wurden nämlich im Jahre 1862 zur Censur 238 Bücher vorgelegt, von denen 145 in groß- und kleinrussischer Sprache, 42 in polnischer, 40 in hebräischer, 6 in deutscher und 4 in französischer abgefaßt waren. Doch gelangten nur 97 zum Abdruck. Unter den 200 Studenten der kiewer Universität ist das russische Element das vorherrschende und nur selten hört man unter den Studirenden Polnisch sprechen.

Die deutsche Realschule in Odessa erfreut sich fortwährend eines trefflichen Gedeihens. Sie ward 1825 mit nur fünf Schülern gegründet, während sie jetzt von mehr als 600 besucht ist. Die Trefflichkeit des deutschen Unterrichts veranlaßt auch Aeltern anderer Nationalität, ihre Kinder in diese Schule zu senden und so findet man in derselben außer deutschen Kindern noch Russen, Polen, Schweden, Dänen, Holländer, Franzosen, Italiener, Griechen und Ungarn. Fürwahr eine bunte Musterkarte, die ihre Ursache in der Bedeutung Odessa's als Handels- und Hafenplatz hat.

Abzug des Silbergeldes aus Rußland. Nachfolgende Mittheilungen, die wir der „Nord. Post" entnehmen, werfen ein neues Licht auf die Art und Weise, wie die klingende Münze in Rußland so schnell aus dem Verkehr verschwindet, trotz der großen Masse Silbergeldes, die jährlich geprägt wird. Man hat nämlich berechnet, daß die Chiwenzen, Taschkentzen und Kokanzen, die jährlich mit ihren Waaren den nischegorodskischen Jahrmarkt überschwemmen, in einem Zeitraume von 30 Jahren 240 Millionen klingender Münze, Silber und Gold, aus dem Lande geführt haben — und für was? — Für von Rußland aufgekaufte Schaffelle, für getrocknete Früchte ꝛc. Rußland würde nur gewinnen, wenn solche Waaren gar nicht auf den Markt gebracht würden. Zwar bedarf es jetzt, bei der gegenwärtigen Baumwollenkrisis in Amerika, der asiatischen Baumwolle; doch kommen bei einer Masse von 2,200,000 Pud amerikanischer Baumwolle, die von den Fabrikanten bisher verarbeitet wurden, die 30 oder 40,000 Pud persischer und hunderttausend Pud mittelasiatischer Baumwolle nur wenig in Betracht. Außerdem werden 5 bis 6000 Pud kothanskischer Seide aus Persien nach Rußland gebracht, ein Handelsartikel, der jetzt viel von seiner frühern Wichtigkeit verloren hat, weil schon seit dem Jahre 1828 der Kaukasus dreimal so viel gesponnene Seide liefert und noch mehr für die nächste Zukunft in Aussicht steht. So wurden in den Jahren 1859 und 1860, außer der Lieferung für Moskau, bis gegen 7000 Pud Seide nach Frankreich, England und der Schweiz geschickt, so wie ferner mehr als 20,000 Pud Cocons nach Italien und Frankreich verkauft. Im Jahre 1861 wurden 1857 Pud Cocons ebendahin verkauft und 157 Pud an moskauer Kaufleute. Man kann daher fast mit Gewißheit behaupten, daß nach etwa fünf Jahren in Kaukasien eine Quantität von nahe an 30,000 Pud Seide gewonnen und dadurch der Bedarf von Persien aus unnöthig gemacht werden wird. Es würden demnach, da auch die Perser nur Geld und Silber als Bezahlung annehmen, bedeutende Kapitalien baaren Geldes dem innern Handel zu Gute kommen, was die Kaufleute sehr wohl eingesehen und deßhalb (auf dem diesjährigen Jahrmarkte zu Nischni-Nowgorod) auf einer am 27. Aug. stattgefundenen Generalversammlung den festen Entschluß ausgesprochen haben, Alles aufzubieten, um einerseits die Ausfuhr von klingender Münze, andererseits die Einfuhr von kantonschem Thee zu verhindern. Nur nach Beseitigung dieser beiden Uebelstände könne der russische Handel wieder in Aufschwung kommen.

In Folge der bedeutenden Ausfuhr von Gold- und Silbermünzen nach Asien hatten Geldwechsler aus Moskau eine große Menge solcher Münzen aufgekauft und auf den nischegorodskischen Jahrmarkt zum Verkaufe gebracht.

Aus Irland. Die folgenden vergleichsweise aufgestellten Ziffern mögen den Beweis liefern, wie sehr das vorherrschend von Kelten bevölkerte Irland hinter dem germanischen England zurücksteht. Im Verhältniß zur bebaubaren Bodenfläche ist England zweimal so stark bevölkert wie Irland, denn es ergibt sich für 36,522,000 Acker bebaubares Land in England eine Bevölkerung von 20,066,224 Einwohnern, während auf 20,319,000 Acker in Irland nur 5,798,233 Seelen kommen. Ferner ergibt sich, daß das Einkommen in England elfmal so hoch als in Irland ist. Auf den Kopf berechnet ergibt sich für einen Engländer ein Einkommen von 12 Pfund 12 Schilling 10 Pence, während auf einen Irländer nur 3 Pfund 18 Schilling und 6 Pence kommen.

In den 20 Jahren von 1841 bis 1861 stieg die englische Bevölkerung um 25 Procent, während sie in Irland um 29 Procent abnahm. Durch Hungersnoth und Auswanderung verlor Irland in jenem Zeitraum 2,250,000 Menschen.

Die Irländer und Schotten in England. Nach dem Census von 1861 lebten in England mit Wales 601,631 Leute, die in Irland, und 169,202, welche in Schottland geboren worden waren. Die Vermehrung derselben ergab gegen den Census von 1851 bei den Schotten 30 und bei den Irländern 16 Procent. In der That aber ist die Anzahl der in England wohnenden Schotten und Iren eine noch größere, da deren in England geborene Kinder als Engländer mitgerechnet werden. Die Irländer sind in größerer Menge, im Verhältniß zur Bevölkerung ihres Landes, nach England gekommen, als die Schotten. Im Allgemeinen zählt man jetzt in England auf 33 Engländer einen Irländer, aber erst auf 118 einen Schotten, in London jedoch ist jeder 26. Mensch ein Irländer. In anderen Gegenden und besonders in den Manufakturdistrikten ist das Verhältniß noch bedeutender. So zählt man in Bradford auf 17, in Preston auf 12 Menschen einen Irländer und in Liverpool machen sie gar den fünften Theil der Bevölkerung aus. Zumal die irischen Frauen sind unter den Eingewanderten stark vertreten, so daß in Manchester auf drei Irländer schon fünf Irländerinnen kommen. Bei den Schotten ist dagegen das Umgekehrte der Fall; sie heirathen, wenn sie nach England kommen, oft Engländerinnen und wohnen namentlich im Norden.

Aus Indien überland nach China. Ein deutscher Naturforscher, Doktor Marfels, der seit fünf Jahren in Britisch-Barma lebt, von dort aus viele Ausflüge gemacht hat und der verschiedenen Landessprachen mächtig ist, hat eine Reise vom Irawaddy nach Esmok angetreten und will von da ab ins Innere des südwestlichen China eindringen. Es ist seine Absicht, bis dahin zu gelangen, wo Kapitän Blakiston am obern Yangtsekiang umkehren mußte; er gedenkt dann den Fluß bis zur Mündung hinabzufahren und so nach Schanghai zu gelangen. — Die Engländer möchten lieber auf diesem Weg eine Telegraphenverbindung zwischen Schanghai und Indien, also nach Europa haben, als vermittelst des russisch-sibirischen Telegraphen, der seiner Vollendung entgegen geht.

Von der afrikanischen Westküste. Die Engländer sind bekanntlich mit dem König von Aschanti in Zerwürfnisse gerathen, welche zu einem Kriege führten. Dieser fiel zu Gunsten der Europäer aus; den letzten Nachrichten zufolge vom Anfang Oktober war der schwarze Monarch keineswegs geneigt, neue Feindseligkeiten zu beginnen. Inzwischen haben die Engländer ein Negerregiment aus Westindien nach Cape Coast Castle gebracht, das dortige Fort vergrößert und mit einer Anzahl Kanonen schweren Kalibers besetzt. Darin liegt ein Beweis, daß sie eventuell für die Sicherheit dieses Platzes fürchten. Uebrigens haben sie eine Anzahl der benachbarten Stämme in ihr Interesse gezogen und diese stellten ihnen während des letzten Krieges nicht weniger als 17,000 Mann Hülfstruppen.

An den Nigermündungen herrscht neuerdings große Verwirrung, indem verschiedene Häuptlinge wieder einmal mit einander in Fehde liegen. Da jene Region das Hauptbezugsland für Palmöl bildet, so wird es den Engländern kaum erspart bleiben, sich einzumischen und erforderlichen Falls selbst mit Gewalt Ruhe und Ordnung zu erzwingen. Zu Bonny, an dem gleichnamigen Mündungsstrome, walten eigenthümliche Verhältnisse ob. Die Engländer haben vor einiger Zeit den von seinem Volke vertriebenen König Peppel wieder eingesetzt (vergl. Globus I, 178), ihn unter ihr Protectorat genommen und einen Vertrag mit ihm abgeschlossen, demgemäß er an Ausfuhrzoll für die Tonne Palmöl nur fünf „Barren", gleich 2 Schilling 6 Pence, nehmen darf. Nun hat aber der wunderliche König Peppel diesen Satz auf 10 Schilling erhöht und damit sind die englischen Oelhändler nicht zufrieden. Sie weigern sich, den Aufschlag zu bezahlen und König Peppel seinerseits verbot dann seinen Unterthanen, Oel an die Schiffe abzuliefern oder Lebensmittel zu verkaufen. König Peppel war bis vor drei Jahren in England, wo man diesen schwarzen Barbaren in einen „civilisirten" Menschen umwandeln zu können wähnte. Der Erfolg hat bewiesen, daß auch dieses Experiment vollkommen fehlgeschlagen ist. Seine schwarze Majestät haben zu London in einem Palaste gewohnt, ziehen es aber vor, in Ihrer Residenz zu Bonny in einer schmutzigen bienenkorbartigen Hütte zu hausen. Schlau genug ist übrigens Peppel; die Ausfuhr an Palmöl beträgt auf dem Bonnyflusse jährlich 15,000 Tonnen, jede zu 20 Centnern gerechnet; sein Profit läßt sich also genau berechnen; 50,000 Thaler jährlicher Einnahme allein von Ausfuhrzöllen sind für einen schwarzen Potentaten schon ein Gegenstand.

Auf Fernando Po, in der Biafrabay, geben sich die Besitzer der Insel, die Spanier, viele Mühe, Kolonisten anzusiedeln. Jedermann, der sich verpflichtet, das Land urbar zu machen, erhält so viel Boden, wie er bebauen will.

Die Bedeutung der Stadt Lagos, welches vor zwei Jahren von den Engländern einem Negerpotentaten ohne Weiteres für ein Stück Geld abgenommen wurde, stellt sich immer mehr heraus, denn von ihr aus kann man die sämmtlichen Nigermündungen und die Küste von Yoruba beherrschen. Den vorigen Monarchen gereute aber der Verkauf und am 13. September erschien er plötzlich mit Heeresmacht vor Lagos. Sein Zweck war, alle Weißen zu ermorden und die Magazine auszuplündern; als er aber sah, daß der Gouverneur auf seinen Empfang vorbereitet war, zog er sich wieder zurück und hinterher wurde er noch gezwungen, eine nicht unbedeutende Strafsumme zu zahlen.

Dr. Baikie wird nun endlich von seiner Station am Niger zurückgeholt; der Dampfer Investigator ist zu diesem Zwecke abgeschickt worden.

Richard Burton befindet sich jetzt als Gesandter der Königin von England beim Könige von Dahome. Von ihm haben wir ohne Zweifel eine meisterhafte Schilderung der Zustände jenes blutbefudelten Landes zu erwarten.

Der Löwentödter Gerard befand sich Anfang Oktobers noch in Whaida (Whydah) und wartete auf Instruktionen von der londoner geographischen Gesellschaft. Sobald er diese erhalten, wollte er landein dringen, das Konggebirge übersteigen und zu den Quellen des Niger gehen.

Der Löwentödter Gerard beim König von Dahome. Der bekannte Jules Gerard, welcher in das Innere Afrika's vordringen will, befand sich vor Kurzem beim König von Dahome und schreibt über denselben Folgendes: „Die äußere Erscheinung des Königs gleicht jener der meisten anderen hiesigen Schwarzen; er ist groß und stark gebaut, der gewöhnliche Ausdruck seines bullenbeißerartigen Gesichts zeugt von Grausamkeit und seine Gemüthsart entspricht auch vollständig diesem Aeußern; er ist fanatisch den alten Sitten und Gebräuchen ergeben, zu denen auch die Aussaugung der Weißen gehört, die ihn tüchtig mit Geschenken überhäufen müssen. Bekannt genug sind die ungeheuren Menschenopfer, über die schon viel berichtet worden ist. Ich ward dem Könige in Kanna vorgestellt, wo ich auf dem Marktplatze 12 frisch geschlachtete Leichen fand. Sechs derselben waren an den Beinen aufgehängt und der Boden war mit Blutlachen bedeckt.

Der König empfing mich sehr herzlich, ebenso den französischen Konsul; doch war das Ganze nur Verstellung, um recht viel Geschenke herauszuschlagen; dafür hatten wir aber auch Gelegenheit, seinen scheußlichen Schauspielen mit beiwohnen zu dürfen. Am meisten Vergnügen gewährten ihm die grotesken Tänze seiner Minister und der Prinzen des königlichen Hauses, die während sechs Stunden von einer wahren Höllenmusik begleitet wurden, welche den König in einen Rausch von Entzücken versetzte.

Am andern Morgen lud er uns zur Besichtigung einer Procession ein. Durch Blutlachen und durch zwei Reihen aufgestapelter frisch abgehauener Menschenköpfe bahnten wir uns den Weg zur Behausung Sr. Majestät. In der Procession wurden alle Reichthümer des Königs umhergetragen. Einige alte Kutschen, von hanswurstartig verkleideten Leuten gezogen, eröffneten den Zug; es folgten 1000 Weiber, die jede eine Flasche Branntwein in der Hand und auf dem Kopfe eherne

Schalen trugen, in welchen das Blut der Schlachtopfer aufgefangen wird. Ein Bild der heiligen Jungfrau, ein lebensgroßes Gemälde des heiligen Laurentius und einige Körbe, die mit Menschenschädeln gefüllt waren, fehlten gleichfalls nicht; den Beschluß machte der „Trommler des Todes". — Bei einer andern Gelegenheit mußten die Amazonen des Königs vor uns manövriren. Auf abgehackten Menschengliedern stehend, das Gesicht mit Holzkohle beschmiert, sah der König zu. Die Festlichkeit endete mit einem allgemeinen Tanz, bei welchem dem König Soldaten und betrunkene Musikanten gegenüber tanzten."

Menschenopfer an der Westküste von Afrika. Dergleichen werden unablässig geschlachtet, damit die Fetische versöhnt werden. Selbst die unmittelbare Nähe der Engländer kann daran kaum etwas ändern. Diese haben bekanntlich Lagos in Besitz genommen und überwachen von dort aus die Bucht von Benin und die Nigermündungen. Nur vier deutsche Meilen von dieser Stadt liegt die Ortschaft Iworo, nach welcher einige Offiziere vom Dampfer Investigator einen Ausflug unternahmen. Als sie auf den Marktplatz kamen, bot sich ihnen ein schauderhafter Anblick dar, denn sie sahen einen Mann, der an den Beinen aufgehängt war. Der Gouverneur ließ sofort den Häuptling zu sich entbieten, der auch erschien. Als der Gouverneur von ihm erfuhr, daß der „König" schon vor acht Monaten gestorben sei, befahl er den Leuten, sofort einen neuen zu erwählen, aber die Antwort lautete, daß man sich darauf nicht einlassen könne, weil noch keine Customs, d. h. Menschenopfer, stattgefunden hätten. Das empörte den Gouverneur; er erklärte den Negern, daß sofort ihre Stadt in Brand geschossen werden solle, wenn sie auch nur einen einzigen Menschen abschlachten würden. Darüber zeigten sie sich sehr verdrießlich und entgegneten, daß kein weißer Mann sich um ihre heiligen Angelegenheiten zu kümmern habe. Es wurde ihnen trotzdem befohlen, sofort den aufgehängten Leichnam abzunehmen. Die Neger baten um Alles in der Welt, daß man ihnen eine solche Entweihung nicht zumuthen möge und sie verstanden sich auch nicht dazu. Als der Gouverneur dann durch einige seiner Schiffsneger von der Kruküste die Leiche herabnehmen und verscharren ließ, war in ganz Iworo Heulen und Wehklagen von Seiten der Fetischpriester. Aber die Weiber klatschten Beifall, als der gestrenge Gouverneur ein für allemal die Menschenopfer verbot.

Freundschaft zwischen den Franzosen und den Tuareks der Sahara. — Wir haben früher darauf hingewiesen, daß die Franzosen sich große Mühe geben, mit den Tuareks in freundliche Beziehungen zu kommen. Nachdem Duveyrier manche Verbindungen angeknüpft hatte, wurde im Oktober und November 1862 eine Kommission nach Ghadames geschickt und wir erfahren jetzt Näheres über den Erfolg derselben.

Im Allgemeinen erhielt bisher der Sudan seinen Bedarf an europäischen Waaren (so weit er nicht vom Senegal, von der Guineaküste und auf dem Niger bezogen wurde) aus Marokko oder Tripolis. Frankreich aber strebt darnach, den Handelszug so viel als möglich nach Algerien zu lenken und drang über das Gebirge nach Süden hin vor, um eine direkte Verbindung mit den Märkten des Sudan zu eröffnen. Es besetzte Geryville, Biskra, Laghat und Tuggurt. Nun aber sind die Tuareks Herren und Gebieter der Karawanenstraße, und es kam darauf an, zunächst die einflußreichsten Häuptlinge zu gewinnen. Das gelang mit dem Scheich Ichenuchen, der bei dem mächtigen Stamme der Asger in hohem Ansehen steht; eben so mit dem Scheich Othman, der von manchen Stämmen als religiöses Oberhaupt betrachtet wird. Dieser letztere hatte erst Konstantine und dann Algier besucht; er kam dann, wie wir früher erzählt haben, auch nach Paris, wo man ihn mit ausgezeichneter Hochachtung behandelte. Dieselben Männer, welche ihn dorthin geleitet hatten, Major Mircher und Kapitän Polignac, gingen auch nach Ghadames, das im Gebiete der Tuareks liegt. Sie nahmen aber den Weg dorthin von Tripolis aus, um die Handelsbeziehungen dieser Stadt zum innern Sudan näher ins Auge zu fassen. In Ghadames schlossen sie dann einen Freundschafts- und Handelsvertrag ab, welcher allen französischen Unterthanen Schutz und Sicherheit im Gebiete der Asger-Tuareks gewährleistet.

In Centralafrika finden folgende Waaren guten Absatz: Seiden- und Wollenzeuge, Parfümerien, Glas, Tand, Nadeln, Papier, Spiegel, Säbelklingen, Thee und Zucker. Die sudanesischen Karawanen bringen nach Tripoli: Elfenbein, Straußfedern, Goldstaub, Wachs, Gummi, Harz, Büffelhäute, Ziegenfelle, Löwen- und Tigerhäute, Senna und Indigo.

Die Kommissarien verließen Tripoli am 4. Oktober 1862 und trafen am 21. desselben Monats in Ghadames ein.

Die Ueberschwemmung in Aegypten. Ein Augenzeuge schildert die diesjährige großartige Ueberschwemmung des Nils, Ende Oktober, folgendermaßen: Bei Kafr Leis sind alle Felder vom Wasser überfluthet, namentlich im Norden der Eisenbahn von Alexandria nach Kairo, wo der Fluß nach beiden Seiten hin ausgetreten ist. Große Boote fahren Lebensmittel von Dorf zu Dorf, ihr nasser Weg führt durch Palmen und Sykomoren, während ihr Kiel über Baumwollen- und Maisstauden dahinzieht. Jenseits des Flusses bei Kafr Zayat erblickt das Auge, so weit es reichen kann, nur eine endlose Wasserwüste. Fährt man mit dem Dampfer stromaufwärts, so sieht man rechts und links die Dörfer und Dächer der Häuser wie Inseln aus dem Ocean hervorragen; bei einigen dieser Dörfer sind nur wenige Geviertellen trockenes Land übrig geblieben, auf dem sich die unglücklichen Bewohner zusammendrängen. Die Deiche zu beiden Seiten des Stromes sind zerrissen und auf den stehengebliebenen Stücken desselben haben Menschen und Vieh eine Zufluchtsstätte vor dem nassen Grabe gesucht. Das Vieh nährt sich kümmerlich von dem dürren Khalfahgrase. — An einigen Orten sind die Baumwollenstauden nicht ganz überfluthet; doch ist ihr oberes Laub gelb und kränklich, während sie unten schwarz sind und zu faulen beginnen. Es wird wenig von ihnen zu retten sein. Der größte Durchbruch fand am westlichen Ufer bei Nadir statt; hier stand auch der Vicekönig selbst an der Spitze seiner Truppen, um dem Uebel zu wehren. Der angerichtete Schaden ist ein ungeheurer und das Mindeste, was man rechnen kann, ist der Verlust von 20,000 Ballen Baumwolle, ganz abgesehen von dem Mais.

In Folge der Ueberschwemmung ist eine Viehseuche in Kairo, Ghizeh und Saïd ausgebrochen. Man rechnet jetzt schon wenigstens 300,000 Stück abgestandenes Vieh im Werthe von 12 Millionen Thalern! Dabei sind die sonstigen Beschädigungen am Eigenthum, welche der Fluß verursachte, noch nicht mitgerechnet. Von allen Seiten läßt der Vicekönig Rindvieh, Pferde und Maulesel einführen, um den Schaden zu ersetzen, doch wird es wohl noch einige Zeit dauern, ehe die entstandene Lücke wieder ausgefüllt ist; darum wird auch die Einfuhr von Dampfpflügen besonders begünstigt. Uebrigens nehmen die Verbesserungen, welche der Vicekönig anregt, ihren Verlauf. Bei Esbekiyeh hat er an ein europäisches Haus sehr billig Land abgetreten, unter der Bedingung, am Ende der Eisenbahn von Bulak ein Theater, Börse, Museum und vier Straßen nach englischer Art anzulegen. Dann soll noch am Bahnhofe ein großartiges europäisches Hôtel eingerichtet werden, welches die Fremden aufnehmen kann. Dem ganzen neuen Quartier soll nach dem gegenwärtigen Vicekönig der Name „Ismailiah" beigelegt werden.

Aus der südafrikanischen Kapregion. In der westlichen Provinz streiten die Bewohner darüber, ob das Parlament in Grahams Town oder in Uitenhage seinen Sitz haben solle. Auf jeden Fall wird die Kolonialregierung aus Kapstadt hinweg, wahrscheinlich nach Grahams Town, verlegt. — Die Eisenbahn von Kapstadt nach Wellington sollte im Oktober eröffnet werden; der Plan zu einem Schienenwege von Port Elizabeth nach Uitenhage ist entworfen.

Im Damaraland ist zwischen den Hottentotten und den Damaras ein erbitterter Krieg ausgebrochen.

Die Herren Baines und Chapman, welche eine Expedition über Land nach dem Sambesi unternahmen, sind unverrichteter Dinge und nur mit genauer Noth zurückgekommen. Die Matebile-Kaffern raubten ihnen all ihr Vieh und ermordeten nicht weniger als 18 ihrer Diener.

Ausrottung der Buschmänner in der Kapregion. Das Werk der „Civilisation" nimmt in Südafrika einen eben so erbaulichen Fortgang, wie unter den Rothhäuten Nordamerika's. Der Civilkommissar des Namaqualandes, Namens Anthing, erhielt vom Gouverneur der Kapstadt Befehl, sich genau nach den gegenwärtigen Verhältnissen der Buschmänner zu erkundigen, und das hat er gethan.

In seinem Bericht hebt er hervor, daß seit etwa einem Dutzend Jahren die Ansiedler am Oranjefluß und der Stadt Beaufort den Buschmännern gegenüber ein planmäßiges Ausrottungssystem befolgen. Korannas vom Oranje, Kaffern von

Schietfontain, Farbige und Weiße im Namaqualande, im Bokkeveld und Roggefeld, in den Bezirken Fraserburg, Victoria und Hopetown, sie alle ohne Ausnahme scheinen sich gleichsam verabredet zu haben, diese Buschmänner zu vertilgen. Nun sagt der Kommissar: „So viel ich in Erfahrung bringen konnte, ist von den unabhängigen Buschmännern, die in ihrem alten Lande wohnen, seit 20 Jahren keine Mordthat begangen worden. Aber seit 20 Jahren werden sie förmlich gehetzt und aus ihrem Lande vertrieben; man hat ihnen gar keine Hülfsquellen übrig gelassen.“ Anthing schätzt die Zahl der jetzt noch übrigen Buschmänner auf etwa 500 und beantragt bei der Regierung, ihnen eine Strecke Landes zu geben und sie dort gegen Vernichtung zu schützen. Sie erklärt, darauf eingehen zu wollen.

Portugiesisches Afrika. (Nach dem Bericht des Kolonial-Ministers für 1862.) Ueber Mosambik sagt der Bericht, daß der Mangel an Arbeitskräften und Einwohnern schuld an der langsamen Entwicklung dieses von der Natur mit unendlichen Hülfsquellen ausgestatteten Landes sei. Der jetzige Statthalter hat durch entschiedenes und kluges Handeln viel gethan. Der Bezirk von Angoscha, der vor 20 Jahren die portugiesische Herrschaft abgeschüttelt und seit dieser Zeit Verbrechern jeglicher Art eine sichere Zufluchtsstätte geboten hat, die von hier aus den Sklavenhandel betrieben und durch Schmuggeln und Beunruhigung der Straßen nach dem Innern den portugiesischen Handel beeinträchtigten, ist im April 1862 eingenommen worden und das Fort halten jetzt eingeborene Soldaten und einige wenige Europäer besetzt; 36 Häuptlinge der Umgegend stellten sich unter portugiesische Botmäßigkeit.

Im November 1861 wurde der König Mahunja, der sich in den Besitz von Inhambane gesetzt hatte und durch sein Räuberwesen den Handel störte, erfolgreich bekriegt und sein Land dem König Inhamurnluya als portugiesischem Vasallen gegeben.

Im December 1861 wurde der König Manéva, Sohn des Manicusse und einer der grimmigsten Feinde der Portugiesen, vernichtet, und die Landschaften im Innern von Lourenço Marquez wurden seinem Bruder Mazilla übergeben, welcher die Oberhoheit der Portugiesen anerkannte.

Zumbo wurde am 31. December 1861 wieder besetzt und dem Handel mit Madagaskar Aufmerksamkeit geschenkt.

In Angola waren die Portugiesen im Jahre 1861 gezwungen worden, Cassandsche (Cassange) zu verlassen, aber im November 1862 war eine Truppenmacht im Begriff, von Malange aus vorzurücken, um den Handelsposten wieder zu gewinnen.

Im Oktober verließen vier Schiffe mit Truppen und Vorräthen Loando, um die Forts Bembe (im Distrikte Pedro V.) und Congo zu verstärken. Dieser Zweck gelang vollkommen. Eine Reihe von Forts soll von Ambriz aus entlang dem nördlichen Ufer des Loge gebaut werden. Indeß ist der Verkehr auf dem Loge gesichert und im November wurden viele der Regierung, der Bergbaugesellschaft und Privaten gehörende Waaren von Quibella nach Ambriz befördert.

Sir James Brooke, Radscha von Sarawak auf Borneo, hat im August diese Kolonie, wohl für immer, verlassen. Seit 22 Jahren herrschte dieser große und gute Mann, dessen segensreiche Thätigkeit wir (Globus I, 335 ff.) geschildert haben, über Malayen und Dayaks und legte vielen Seeräubern das Handwerk. Die Regierung wird bis auf Weiteres in seinem Namen fortgeführt.

Auf den Markesas-Inseln hat sich dasselbe Schauspiel wiederholt, welches man so oft bei zum Christenthum „bekehrten“ heidnischen Völkern beobachtet hat, daß sie nämlich in ihr altes Heidenthum zurück verfallen sind. Der apostolische Vikar der Markesas-Inseln J. R. Dordillon berichtet darüber aus Tahiti vom 2. März 1863 folgendermaßen: „Seit dem Jahre 1857 machte die Ausbreitung des Glaubens auf den Markesas-Inseln große Fortschritte, so daß im Jahre 1860 die Hauptinsel Nukahiva beinahe ganz für das Evangelium gewonnen war. Alles ging zu unserer und des Volkes Zufriedenheit, bis in dem zuletzt genannten Jahre unsere noch nicht genug im Christenthum befestigten Neophyten beinahe alle zu ihren alten Gewohnheiten und selbst zur Menschenfresserei zurückkehrten. Der König Temoana, der uns fortwährend ergeben blieb, konnte nichts dagegen ausrichten; das Uebel vergrößerte sich noch immer mehr und breitete sich auch auf den benachbarten Inseln aus. Es brach ein Krieg aus, auf welchen ein Frieden folgte, der aber die Feindseligkeiten nur augenblicklich hemmen konnte. In diesem Kriege wurden zwei Kirchen und ein Kloster eingeäschert und zwei Missionäre wurden mit dem Tode bedroht.

Auf der Insel Napu haben wir einige Erfolge aufzuweisen und die Zahl der Christen vermehrt sich. Auf Dominique haben wir jetzt gegen 300 Schüler, von denen die Hälfte lesen kann. Sonst ist diese Insel wegen ihrer fortwährenden Fehden berüchtigt; kürzlich wurden dort noch sieben Menschen erschlagen und dann aufgefressen.“

Das Schicksal der polynesischen Kuli's in Peru. Die schlimmste Begebenheit, die sich seit langer Zeit in Peru zugetragen, war die Einführung von Wilden von den Inseln der Südsee. Seit der Aufhebung der Negersklaverei ist nämlich an der peruanischen Küste ein großer Mangel an Feldarbeitern entstanden; die Herren Niggers finden das Arbeiten unter ihrer Würde. Eine seltsame Erscheinung hierbei ist die starke Abnahme der Negerbevölkerung seit Aufhebung der Sklaverei in Folge des ungezügelten Lebens der Neger. Des Klimas wegen kann der Weiße nur im Inneren, nicht aber an der Küste Arbeiten verrichten, ebenso wenig der Indianer des Gebirges; daher mußte man auf ein Mittel sinnen, diesem Mangel abzuhelfen. Viele Chinesen wurden eingeführt, allein mit diesem „ekelhaften, verderbten Volke“ war man sehr unzufrieden. Da kam man auf die Idee, Polynesier von den Südsee-Inseln herzubringen. Verschiedene Unternehmer erhielten von der Regierung die Erlaubniß, mit den Bewohnern der Südsee-Inseln Kontrakte abzuschließen, um gegen monatliche Bezahlung acht Jahre lang zu arbeiten. Der Abschluß von Kontrakten mit den Wilden Polynesiens war freilich ein Humbug und es ward denn auch der größte Mißbrauch damit getrieben.

Das Ganze artete bald in einen reinen Sklavenhandel aus. Es scheint, daß die ersten Einwanderer freiwillig herkamen, da auf einigen Südsee-Inseln Hungersnoth eingetreten war, die meisten wurden aber einfach geraubt. Man lockte sie durch Geschenke an Bord und wenn eine gehörige Zahl beisammen war, lichtete das Schiff die Anker; sogar bewaffnete Banden gingen ans Land und raubten die Insulaner mit Gewalt, wobei mancher das Leben verlor. In Peru wurden dann die sogenannten Kontrakte an die Meistbietenden verkauft und im Anfang war der Preis auf 250 Dollars gestiegen. Bald stellte es sich aber heraus, daß diese Leute zu Feldarbeiten ganz und gar untauglich waren; nie in ihrem Leben zuvor hatten sie gearbeitet und durch nichts, weder durch Strenge noch durch Geschenke, waren sie zum Arbeiten zu bewegen. Dabei stellte sich bei den meisten der armen Geschöpfe das Heimweh nach ihren glücklichen Inseln ein, dem sie auch bald erlagen. Von etwa 2000, die in Peru eingeführt wurden, waren nach acht Monaten keine 600 mehr am Leben. Da legte sich nun die Regierung, hauptsächlich auf Betrieb des französischen Gesandten, ins Mittel und verbot den ganzen Handel.

Französischer Einfluß in Peru und Ecuador. Die französische Invasion in Mexiko hat alle spanischen Republiken in große Aufregung versetzt. Gegenwärtig werden in ganz Peru Sammlungen zu Gunsten Mexiko's veranstaltet, die wohl von gutem Willen zeigen, aber nicht viel einbringen werden. Die Franzosen haben dort viel Veranlassung zu Haß gegeben. Ihre diplomatischen Agenten beobachten oft gar keine Rücksichten gegen die südamerikanischen Regierungen und beschützen die ungerechtesten und übertriebensten Reklamationen. Einem französischen Haarkräusler, der vor einigen Jahren in Lima nicht ganz mit Unrecht eingesperrt worden war, mußten für achttägige Gefangenschaft 7000 Dollars Entschädigung gezahlt werden. Der französische Geschäftsträger verlangte neulich von der peruanischen Regierung, daß ein Franzose, der sich „nicht ganz ehrerbietig“ gegen ihn ausgesprochen hatte, aus dem Lande verwiesen werden müsse, und die Regierung war schwach genug, nachzugeben und gegen alles Gesetz den Franzosen zu verbannen. Die Franzosen suchen überhaupt in den spanisch-amerikanischen Ländern immer mehr zu dominiren. Das französische Protektorat über Ecuador ist keineswegs eine Fabel. Neu-Granada hatte neulich Gründe zu einem Bruche mit Ecuador und bereitete einen Einfall vor; der französische Gesandte in Bogota erklärte aber sofort, daß seine Regierung es nie dulden würde, daß einer ihrer verbündeten Staaten von seinen Nachbarn mit Krieg überzogen würde.

Menschenfresser in Peru. Wie wenige Fortschritte die Civilisation im Innern von Peru gemacht hat, kann man daraus abnehmen, daß in einer Entfernung von 50 deutschen Meilen von der Küste und von der Hauptstadt Lima noch menschenfressende Stämme wohnen. Die Caschibos am Pachiteaflusse, sodann die Campas und Calliseras sind noch Anthropophagen! Sie verzehren nicht nur ihre Kriegsgefangenen, sondern auch die Greise werden von ihren erwachsenen Kindern verzehrt. Bei solcher Gelegenheit wird ein großes Festmahl gegeben, an welchem der zum Tode bestimmte Alte Theil nimmt. Er läßt sich dann ruhig an den Pfahl binden und wird mit Pfeilen erschossen, sein Fleisch gleich gebraten und verzehrt und die Knochen werden seinen Verwandten übergeben, welche dieselben zermahlen und das Pulver unter ihren Masato, ein aus der Maniokwurzel bereitetes berauschendes Getränk, mischen. Nicht das Geringste vom Körper darf verloren gehen, alles muß aufgefressen werden, sonst würde der Geschlachtete es im Jenseits an seinem Körper nicht wieder finden. Diese Indianer sind übrigens wenig zu fürchten, sie sind feig und schlechte Pfeilschützen; auf der Jagd benutzen sie meistens Blasrohre mit vergifteten Bolzen, womit sie aber nur auf 25 Schritt weit schießen können.

Theebau in Nordamerika. In Pennsylvanien hat sich eine Amerikanische Theekompagnie gebildet. Im Auftrage derselben untersucht Dr. Spencer Bonsall die einheimische amerikanische Theepflanze, welche ihm zufolge in Pennsylvanien und dem westlichen Maryland in großer Menge wächst, aber nur an solchen Oertlichkeiten, welche ihr entschieden zusagen; das ist auch in Assam, China und Japan der Fall. Die amerikanische Theepflanze ist von der chinesischen Varietät etwas verschieden, aber doch nur so viel, als Klima und Boden bedingen. Diese sind freilich von sehr wesentlichem Einfluß. Die Blätter haben aber die größte Aehnlichkeit mit jenen des Assam-Theestrauches, und Bonsall zweifelt nicht, daß sie ein vortreffliches Getränk geben. Darüber kann aber erst die Erfahrung entscheiden.

Fortschritt des Theeanbaues in Indien. Als wir vor einiger Zeit im Globus Markham's Bemühungen, die fieberstillende Chinchona aus Peru nach Indien zu verpflanzen, schilderten, erwähnten wir auch, daß der Theeanbau in den Urbergen des Himalaya in gedeihlicher Weise fortschreite. (IV, S. 248.) Neuerdings sind nun amtliche Nachrichten veröffentlicht worden, welche geradezu überraschen. Es unterliegt keinem Zweifel mehr, daß schon in den nächsten Jahren der chinesische Thee an dem indischen Erzeugniß einen starken Konkurrenten erhalten wird. In Assam ist der Thee eine einheimische Pflanze so gut wie in China und schon 1834 wußte man, daß am Himalaya auf sehr ausgedehnten Landstrecken Boden und Klima für den Anbau des Strauches durchaus geeignet seien. Aber die Ostindische Kompagnie war kurzsichtig genug, diese Verhältnisse unbeachtet zu lassen; ohnehin hatte sie bis zum Jahre 1832 das Monopol des chinesischen Theehandels. Versuche mit dem Anbau in den Nilgherrigebirgen und Centralindien schlugen fehl. Als aber der Reisende Robert Fortune Reisen in den Theebezirken China's gemacht hatte und in zwei Büchern wichtige Fingerzeige gab, nahm man die Sache ernstlich in die Hand. Zunächst wurde mit Bestimmtheit ermittelt, daß der ganze Strich am Gebirge von Dardschiling in der Landschaft Sikkim bis Raval Pindi guten Erfolg in Aussicht stelle, und dann bildeten sich unter Engländern wie Indern Theebau-Kompagnien, welche von der Regierung Samen und Stecklinge erhielten. Nun ist das Werk derart gediehen, daß eine Unterstützung von Seiten der Regierung überflüssig geworden ist. Die zum Theebau geeigneten Landschaften erstrecken sich über eine Länge von fast 400 deutschen (1500 englischen) Meilen. Am wichtigsten ist die Provinz Assam, wo jetzt das „Theeinteresse“ in den Vordergrund getreten ist; sie hat auch bequeme Wasserverbindung mit Kalkutta und lieferte 1,788,000 Pfd. Thee nach dieser Hauptstadt (im Jahre 1861), aber sie wird 1863 mehr als das Doppelte liefern. Der amtliche Bericht äußert, daß bei fortgeschrittenem Anbau die Theebezirke, welche westlich von Nival liegen, 900,000,000 Pfd. Thee in jedem Jahre liefern könnten. Damit hat es nun freilich noch gute Weile; aber schon jetzt ist das ganze Dehra Dunthal in eine große Theeplanlage verwandelt; in Gerwhal, im Bignatthal und auch im Pendschab geht der Anbau rasch vorwärts. Die Inder gewöhnen sich mehr und mehr an das Theetrinken; in Amritsir, das sich zu einem Theemarkte gestalten wird, sind 1861 schon mehr als 100,000 Pfd. verkauft worden und ein einziges Thal im Pendschab hat 1½ Millionen Pfd. Thee geliefert.

Dr. Jameson hat auch Ziegelthee hergestellt und davon 100 Päckchen feinen und groben an die Kaufleute verschenkt, welche jährlich mit Wolle aus Tibet nach Indien kommen. Er hofft den Chinesen im eignen Reich mit Erfolg Konkurrenz machen zu können.

Auch Gerwhal eignet sich, wie gesagt, zum Theebau. Schon fünf Pflanzungen sind dort vorhanden und im vergangenen Jahre wurde eine derselben für 10,000 Pfd. Sterl. verkauft.

In Kamaon liegen 11 Pflanzungen, wovon drei der Regierung gehören, darunter die von Almorah. Das Bignatthal wird einst einer der reichsten Theebezirke werden. Gegenwärtig betragen die Einkünfte von Kumaon und Gerwhal nur 20,000 Pfd. St. jährlich.

Im vergangenen Jahr wurden 77 Tonnen (!) Samen und 700,000 Sämlinge von der Regierung verschenkt. Bedeutende Quantitäten wurden nach der Präsidentschaft Madras geschickt, wo die Hügelhänge damit bepflanzt werden sollen.

Eine Idee von der Ausdehnung der Theekultur gibt folgende Zusammenstellung:

	Pflanzungen	Acres	Davon angebaut, Ac.	Ertrag, Pfd.	Arbeiter
Assam, 1861	160	71,219	13,223	1,788,737	13,293
Cachar, 1861	31	—	—	500,000	6,000
Dardschiling, 1862	30	8,764	5,153	27,953*)	4,819
Nordwest-Provinz und Pendschab, 1862	68	38,558	4,506	33,960	3,080

Griechische Kirche bei Peking. Die irkutzkische Eparchial-Zeitung berichtet, daß man beabsichtigt, 50 Werst östlich von Peking im Dorfe Dun-Din bei dem Bache Baiche eine griechisch-orthodoxe Kirche zu errichten. Die Kosten dazu sollen durch Beiträge getaufter Chinesen und in Kiachta handeltreibender russischer Kaufleute gedeckt sein.

Seidenraupen auf Madagaskar. Vielleicht ist kein Land der Welt zur Seidenproduktion mehr geeignet, als die Insel Madagaskar. Es gibt dort einige Raupenarten, die von dem Auskriechen aus dem Ei an mit einem dicken Seidenüberzug bedeckt sind, der nur Kopf und Füße frei läßt und mit ihnen aufwächst. Verschiedene Raupenarten spinnen sich drei- und vierfache Kokons, während andere sich ein großes gemeinschaftliches Nest spinnen, in welchem sie zusammen leben. Im Bulletin de la société d'Acclimatisation steht ein Brief des Herrn August Vinson, in welchem berichtet wird, daß die Howas auf Madagaskar sich eine Art Seidenstoff weben, den sie Landy nennen. Die Kokons zu dieser Seide liefert eine Raupenart, welche auf dem Cylisus cajanus lebt. Die Seide ist sehr schwer, ungemein stark und ohne Glanz. Die daraus gewebten Stoffe werden von den Eingeborenen sehr theuer verkauft, so daß sie nur den Reichen zugänglich sind. Auch König Radama II. kleidete sich theilweise in diese Seide, die ungefärbt angewandt wird und deshalb eine graue Naturfarbe, wie gebleichtes Leinen, hat. Die Reichen werden in Grabtüchern aus dieser Seide begraben und man behauptet, daß dieselbe sich Jahrhunderte lang in der Erde vollkommen erhalte. Die Raupe, welche diese Seide liefert, ist 45 Millimeter lang; ihr Körper besteht aus 12 Ringen und ist mit scharfen schwarzen Dornen besetzt. Die Hauptfarbe ist kastanienbraun, auf dem Bauche zieht sich ein rosenrother Streif hin. Der Umfang des Kokons beträgt 70 Millimeter, seine Länge 45. Es ist verhältnißmäßig schwer, von schmutzig grauer Farbe und mit schwarzen Borsten überfäet. Die Howas essen die in dem Kokon liegende Puppe als eine große Leckerei.

Die Einkünfte der Kolonie Neusüdwales sind für das Jahr 1864 auf 1,563,990 Pfd. St. veranschlagt worden. — Man will aber außerdem noch 1,044,970 Pfd. St. borgen, wovon 928,000 Pfd. St. für den Bau von Eisenbahnen verwandt werden sollen.

Gold und Wein in Australien. Aus der für das Jahr 1862 erschienenen amtlichen Statistik bezüglich der Goldfelder

*) Außerdem 8200 Pfd. Kaffee. Jetzt hat Dardschiling 16,000 Acres und lieferte 80,000 Pfd.

in der Kolonie Victoria geht hervor, daß bis Ende des genannten Jahres im Ganzen 1471 goldhaltige Quarzriffe entdeckt wurden, welche sich auf die Distrikte Ballarat, Beechworth, Bendigo, Maryborough, Castlemaine und Ararat vertheilen. Der Gesammtertrag belief sich in jenem Jahre auf 310,725 Unzen Gold. Die Anzahl der Eigenthumsrechte (Gold mining leases) betrug am 31. December 1862: 341, welche 2995 Acres umfaßten. Das hierbei verwendete Betriebskapital belief sich auf 1,293,860 £. und der Werth der dabei beschäftigten Maschinen auf 551,406 £. — Was andere werthvolle Mineralien der Kolonie Victoria betrifft, so ward in den Quarzriffen von Redbank sehr viel Silber und Wismuth und bei Kap Paterson ein neues Kohlenlager gefunden.

Auch der Weinbau in Australien hebt sich immer mehr; die Hauptdistrikte sind am Murrayflusse und in den „Ovens". Der Boden an den „schwarzen Bergen" eignet sich vorzüglich zum Weinbau, wenn auch wegen des Klimas portugiesische Reben besser gedeihen als rheinische. Es hat sich eine Murray-Valley-Vineyard-Compagny gebildet, die hauptsächlich aus Deutschen besteht. Den besten Wein liefert ein Herr Schubach, Besitzer des Rosenberg Weingartens. Sein jährlicher Ertrag beläuft sich auf etwa 3000 Gallonen, im Werthe von 15 S. bis 1 £. per Gallone.

Dampferlinie rund um den Erdball. Bis zum Jahre 1856 wurde die Postverbindung zwischen Europa und Australien nur durch Segelschiffe vermittelt, obwohl man in London den Kolonisten schon 1846 eine Dampferlinie zugesagt hatte. Diese wurde dann 1852 auch hergestellt, aber in einer höchst mangelhaften Weise. Man vertheilte nämlich den Kontrakt unter zwei Gesellschaften; die General-Screw-Steam-Navigation-Company und die Peninsular- und Oriental-Company. Die Schiffe der letzteren brauchten 64, jene der ersteren 84 Tage zur Reise; die Fahrzeuge waren klein und konnten nur die erforderlichen Kohlen, nicht aber Waaren einnehmen. Diese mangelhafte Verbindung fand zwei Jahre statt; als dann der Krimkrieg ausbrach, wurden die Dampfer zu militärischen Zwecken verwendet, obwohl der Kontrakt bis 1861 abgeschlossen worden war. Australien mußte sich mit einer Clipperlinie behelfen, deren Schiffe 124 Tage fuhren, nachher erhielten die Kolonisten, welche 70,000 Pfd. St. zur Unterstützung einer Dampferlinie bewilligten, allerdings eine solche.

Von Australien aus hat man drei Seewege nach Europa: um das Vorgebirge der Guten Hoffnung; durch den Indischen Ocean über Ceylon und durch das Rothe Meer nach Suez, und quer durch den Stillen Ocean nach Panama. Diese letzte Linie hat viel für sich und die Australier legten seit längerer Zeit großen Werth auf eine solche; die englische Regierung hat aber der Herstellung immer Hindernisse in den Weg gestellt, auf keinen Fall dieselbe begünstigt.

So eben lesen wir im Cityartikel der Times vom 20. November, daß sie endlich doch zu Stande kommt und zwar auf Antrieb der Neuseeländer. Die Regierung der Kolonie hat nämlich einen Vertrag mit der Intercolonial royal mail steam packet Company (alle diese englischen Gesellschaften haben ellenlange Namen) abgeschlossen. Dieselbe läßt schon seit einiger Zeit Dampfer zwischen Australien und Neuseeland laufen und verpflichtet sich nun, allmonatlich eine Fahrt zwischen Panama und Neuseeland herzustellen. Diese Kolonie gewährleistet ihr jährlich dafür eine Unterstützung von 76,000 Pfd. St., und der Dienst soll im Januar 1865 beginnen. Die Fahrt zwischen Panama und Auckland darf nie länger als dreißig Tage in Anspruch nehmen; unterwegs werden einige näher zu bestimmende Inseln in der Südsee berührt und auch Australien wird in die Verbindung einbezogen. Man wird also künftig von Europa nach Neuseeland, via Aspinwall — Panama in 50 bis spätestens 55 Tagen gelangen und eine Hauptlinie in der Dampfverbindung rund um den Erdball wird endlich ausgefüllt.

Dampfschifffahrt nach Haiti. Wie die zu Port au Prince erscheinende Opinion nationale meldet, bekommt die Insel Haiti jetzt drei regelmäßige Dampferlinien, und zwar von Neuyork nach Port au Prince, von Liverpool nach demselben Platze und von Southampton nach Jacmel.

Temperatur der Erdrinde. In einem Briefe an die Times spricht sich H. M. Hind gegen die Annahme eines flüssigen Erdinnern aus. Ohne Zweifel war die Erde früher in einem flüssigen Zustande, und die Zunahme der Temperatur mit der Tiefe nebst vulkanischen Erscheinungen und dem Vorkommen von heißen Quellen hat zu dem Glauben verleitet, daß sie es noch sei. Wäre dies jedoch der Fall, dann müßte die Temperatur mit der Tiefe regelmäßig zunehmen. Andere Thatsachen sprechen gleichfalls gegen die Theorie eines flüssigen Innern. Auf den Sandwichinseln sind die Vulkane Loa 10,000 Fuß hoch, und der niedrigste, der Kilanea, hat 4000 Fuß. Häufig kommt es vor, daß der eine speit, während der andere ruht, und die Lava beider kann daher nicht aus denselben Reservoirkammern kommen, denn der Druck, welcher hinreicht, sie nach dem obern Krater zu schaffen, würde gleichzeitig verursachen, daß sie 6000 Fuß hoch aus dem Kilanea aufgeworfen würde. Die Erde hat sich seit den Zeiten des Hipparchus nicht abgekühlt.

Was nun die Temperaturzunahme in Bergwerken betrifft, so stellt sich heraus, daß dieselbe nur zunimmt, so lange die Grube ausgebeutet wird. In der Oatfield-Grube war in einer Tiefe von 1092 Fuß die Temperatur 77°, so lange man darin arbeitete; wenige Monate später war die Temperatur nur noch 66° und jetzt nur 54°. — Die höchste Temperatur wurde nach Moyle's Tabellen im Huel Abraham Shaft, in einer Tiefe von 1400 Fuß beobachtet; seitdem ist kochendes Wasser in einer Grube in Cornwall vorgekommen. Von 10 verlassenen Gruben zeigte nur eine eine Temperaturzunahme; bei allen anderen blieb sich die Temperatur gleich. Im Herland Shaft z. B. war die Temperatur in einer Tiefe von 60 Fuß 54°, und bis zur Tiefe von 1150 Fuß blieb sie dieselbe. Die Gegenwart der Bergleute, die zahlreichen Lampen, elektrische Ströme u. s. w. sind ohne Zweifel die Ursache der Temperaturzunahme in Bergwerken.

Temperaturzunahme mit der Tiefe. In der Dukinfielder Kohlengrube angestellte Beobachtungen ergeben eine Zunahme von 1° Fahrh. auf je 71 Fuß. (Nach einer Mittheilung des Dr. Fairbairn in der Philosoph. Gesellschaft von Manchester.)

Wohnungen der englischen Feldarbeiter. Der Gesundheitsinspektor Dr. Samuel Clarke macht einige Mittheilungen über die Arbeiterwohnungen in der Grafschaft Norfolk. Hunderte von Beispielen wie die folgenden kommen in seinen Berichten vor:

„In einem Häuschen mit einem kleinen Bettzimmer wohnte ein Mann, seine Frau und vier Kinder; die Frau war guter Hoffnung. In demselben Zimmer schliefen eine verheirathete Tochter, ihr Mann und ein Kind. Luft und Licht hatte nur durch eine 1' breite, 2' hohe Oeffnung Zugang."

„Ein Mann, seine Frau und 7 Kinder bewohnen eine Dachstube. Tochter 20 Jahre alt, Tochter 16, Sohn 13, Tochter 11, Sohn 8, Tochter 6, Tochter 3 Jahre alt. Oeffnung mit einer Glasscheibe 11 Zoll bei 9 Zoll."

„Kleine Bettzimmer, in welchen ein Mann, seine Frau und 13 Kinder schlafen. In einem der Zimmer fand ich 2 niedere Bettladen, ohne Vorhänge. Es schliefen hier 2 Mädchen im Alter von 22 und 16 Jahren, 2 Söhne im Alter von 20 und 12 Jahren und 2 uneheliche Kinder 12 und 2 Jahre alt" u. s. w.

Herr Clarke sagt dann, wie einsichtsvolle Grundeigenthümer zur Erkenntniß gekommen, daß dem Arbeiter ein eben so gutes Unterkommen gebühre, wie dem Zugvieh; daß aber eine 14jährige Erfahrung ihn gelehrt habe, daß die Arbeiterwohnungen im Allgemeinen so seien, wie er sie oben beschrieben habe. In einzelnen Fällen sei das Zusammenleben der Geschlechter wahrhaft haarsträubend.

Die englischen Bergleute in Durham. Die folgenden Angaben entnehmen wir einer Abhandlung des Dr. Wilson „über die Lebensart und die Krankheiten der Bergleute im nordenglischen Kohlenrevier", welche während einer der Sitzungen der British Association verlesen wurde.

„Die Bergleute wohnen in Dörfern, welche eigens für sie in der Nähe der Gruben angelegt sind. Das Dorf wird durch Parallelstraßen oder Häuserreihen gebildet. Es gibt einfache Reihen (rows) und doppelte. Die Häuser der letzteren sind ungefähr zweimal so groß als erstere, und eine Scheidewand, die der Länge nach läuft und eine Thüre in der Mitte hat, trennt jedes Haus in zwei gleich große Theile. Wenn Mangel an Wohnungen eintritt, wird diese Thüre zugemauert, und da jedes Haus einen vordern und hintern Eingang hat, wird dadurch das doppelte Haus in zwei einfache Häuser verwandelt, und anstatt einer Familie bewohnen es dann zwei. Der Fußboden ist mit einer Zusammensetzung von Kalk, Kohlengries und Kies belegt. Die Feuerstelle ist geräumig und mit einem Backofen und einem Sieder (boiler) für heißes Wasser ausgestattet. Der Vorrath an Kohlengries ist sehr reichlich, und von Jahresanfang bis zum Jahresschluß geht das Feuer nie aus. Im Allgemeinen sind die Häuser reinlich und bequem möblirt. Als Hauptdinge in einem

gut möblirten Hause haben seit jeher gegolten und gelten noch: ein „Vierpfoster" (Bettlade), eine Acht-Tag-Uhr und eine Kommode von Mahagony. Die Zierrathen an den Wänden können dem Psychologen ein ergiebiges Feld der Beobachtung bieten. Aus ihnen lernen wir bald, wes Geistes Kind der Hausbewohner ist. In dem einen Hause finden wir die Bildnisse von Tom Sayers, Bob Brettle und dem Manchesterer-Hühnchen (bekannte Faustkämpfer); in einem andern die Entwürfe der Predigten der primitiven Methodisten, neuen Verbrüderung oder Wesleyaner; in einem andern die Madonna mit dem Kinde, ohne Zweifel nach Rubens; in einem andern Käfige in großer Zahl mit allen möglichen Finkenarten; in einem andern eine Posaune, ein Horn oder eine Geige; und in allen die Embleme der Unterstützungsgesellschaften der Förster, Odd Fellows oder „Freien Gärtner".

Während der Arbeit ist der Grubenarbeiter nie hungrig, aber wenn er herauskommt, ist er heißhungrig und ißt gleich nach dem Eintritte in sein Häuschen. Viele Vorschub-Leute (foreshift-men, Nachtarbeiter) frühstücken Crowdy, ein Gericht, das aus Hafermehl, heißem Wasser und Butter besteht; andere haben Kaffee oder Thee mit Butterbrod, und wieder andere essen zu Mittag. Die Nachschub-Leute (Tagarbeiter) essen nach ihrer Heimkehr stets zu Mittag. Das Mahl besteht aus Rinds- oder Hammelbraten mit Kartoffeln, mit Nierenfett bereiteten Klößen (dumplings) oder Pudding. Die Spiele im Freien sind Scheibenwerfen, Schocken und Balltreiben; Thorball (Cricket), Ringen und Springen kommen nur selten vor. Das Hauptglücksspiel ist eine Art „Hellerchens" (Pitch and toss). Zu Hause spielen sie Whist, Dame und Domino. Aber was sie auch treiben, sei's Scherz, sei's Ernst, das treiben sie mit Beharrlichkeit. Starr halten sie sich an Thatsachen und besitzen die Gabe der Concentrirung in hohem Grade.

Fast jedes Häuschen hat einen kleinen Garten, und jedes passende Stück Land in der Nähe des Dorfes ist in einen Garten verwandelt. Einige halten Geflügel, und die meisten füttern ein Schwein und räuchern den Speck für eignen Bedarf. Ihr Brod ist hausbacken, und zwar essen sie Weißbrod und Schwarzbrod. Am Sonntage gibt's „gewürzte Apeln" (Spiced wigs) und an hohen Feiertagen ein „singendes Hähnchen".

Große Ausschweifungen kommen noch an den Zahltagen, Freitags und Samstags, vor. Meistens wird Ale getrunken; aber gleichviel welcher Ausschweifung ein Mann sich am Ende der Woche hingibt, den nächsten Montag muß er wieder bei der Arbeit sein, sonst wird er entlassen. Ein eingewurzelter Trunkenbold würde demnach bald seine Stelle verlieren. So weit meine Erfahrung unter diesen Leuten reicht, ist mir noch nie ein Fall von Dipsomania vorgekommen, noch hatte ich je Gelegenheit, einen Fall von Delirium tremens zu behandeln.

Dr. Wilson kommt nach einer eingehenden Betrachtung der Geburts- und Sterbelisten zu dem Schlusse, daß der Bergmann im Norden Englands drei Jahre länger lebt, als im Durchschnitt der Engländer, acht Jahre länger als der Bergmann in Cornwall (Zinn und Bleigruben), neun Jahre länger als der von Staffordshire (Steinkohlen und Eisen), zwölf Jahre länger als der von Südwales (Steinkohlen, Eisen, Blei, Kupfer), und nur ein Jahr kürzer als die Männer in den gesundesten Bezirken des Königreichs.

Die günstige Darstellung der Lage des Grubenarbeiters wird in einem Medicus gezeichnetem Briefe, den der Daily Telegraph veröffentlichte, in einer Hinsicht angegriffen. Medicus sagt, daß die Dörfchen recht nahe bei den Gruben gebaut würden und daß man weder auf gesunde Lage, Abzugskanäle noch Luftzug Rücksicht nähme. Die Häuser von je zwei Reihen würden durch einen nur wenige Fuß breiten Raum getrennt und Asche und Unrath jeglicher Art, selbst menschliche Exkremente in diesem Raume angehäuft. Abtritte kenne man kaum. Daß zymotische Krankheiten häufig wären, sei kein Wunder. Die Dörfer Thornley, Wingate, Haswell, South Hetton, Ludworth, Murton und Shotton habe er selbst besucht und der Thatbestand sei dort so, wie er ihn angegeben.

Volksmedicin in Oberbayern. Im ersten Bande des bereits erwähnten ausgezeichneten Werkes „Bavaria" findet sich ein Aufsatz über Volkskrankheiten und Volksmedicin von Dr. J. Wolfsteiner, aus dem wir Folgendes mittheilen, das geeignet ist, auf den Aberglauben, der noch in manchen unteren Volksschichten herrscht, gerade kein günstiges Licht zu werfen. Die Buden der Waldmänner, Wurzelkrämer, Olearier, Okulisten und Zahnbrecher mit ihren „ergötzlichen Knechten" und Affen, sind nun wohl von unsern Jahrmärkten verschwunden, aber ihre ganz ebenbürtigen Nachfolger haben den Schauplatz ihrer Thätigkeit in die Zeitungen verlegt oder wirken im Geheimen. Neben der wissenschaftlichen Medicin gibt es überall eine lokale, eine Volksmedicin. Das Landvolk hält fest an den Geheimkünstlern, wenn sie einmal einen gewissen Ruf erlangt haben; sie mögen auch einen schlechten Charakter haben, entehrende Handlungen sich zu Schulden kommen lassen, einerlei, man glaubt, daß sie eine gewisse Kraft besitzen, die sich auf Kind und Kindeskinder überträgt. Es ist ein Fall bekannt, daß nach dem Tode eines angesehenen Arztes das Vertrauen auf dessen Haushälterin überging, die einen einträglichen Pillenhandel eröffnete. Der Schaden, den diese Kurpfuschereien anrichten, ist bedeutend und es ist für manche Gegend nicht übertrieben, wenn man behauptet, daß durch sie mehr Gesundheit zerstört wird, mehr Menschenleben abgekürzt werden, als durch Körperverletzungen und gewaltsame Tödtungen.

Ein großer Theil der Volksmittel hat wohl seinen Ursprung von früher üblichen Verordnungen der Aerzte. Das Volk verharrt in seinem Vertrauen auf Mittel, welche die Aerzte längst als unnütz aufgegeben haben. Von Landsberg bis Passau wird man nicht leicht eine Apotheke finden, in der nicht von Landleuten Mumie, auch wildes Menschenfleisch genannt, begehrt wird, als ein beliebtes Mittel, in Leiden von Menschen und Vieh, besonders gegen das „Schwinden". Andere alte Mittel sind: das Auflegen von frischgestoßenen Flußkrebsen auf Krebsgeschwüre, von Hundshaaren auf eine Wunde durch Hundebiß. Der Wechselfieberkranke beschneide sich seine Fingernägel und vergrabe die abgeschnittenen Stücke unter einer Espe; denn der von Fieberfrost Geschüttelte zittert wie Espenlaub. Auch der Aderlaß nimmt unter dem Landvolke eine hohe Stelle ein, und dieser Nationalmißbrauch steht in mancher Gegend auf dem Lande noch in voller Blüthe. Am liebsten um Pfingsten, oder zur Zeit der Kornröthe, d. h. im Frühherbste, wenn das gesäete Winterkorn aus dem Boden keimt, macht sich der Bauer einen Privatfeiertag, geht zum Bader und läßt sich Blut abnehmen mit der nämlichen Gemüthsruhe, mit der er sich den Bart scheeren läßt. Wenn er sehr gewissenhaft ist, so bringt er die Mondesphase vorher in Rechnung oder sieht auf die Aderlaßtafel, an welchem Tage gut lassen ist. Der Bader verdient 12 Kreuzer und hat noch geschätztes Futter für seine Borstenthiere. Die Bäuerinnen mancher Gegend würden es sich als sündhafte Nachlässigkeit anrechnen, wenn sie sich nicht in jeder Schwangerschaft zur Ader lassen würden. So werden in einer gewissen Baderstube Oberbayerns, in der über das Aderlassen Buch geführt wird, gering angeschlagen jährlich noch Centner meist gesunden Blutes vergossen.

Ungemein groß ist beim Volke der Bedarf von Pflastern, Salben und Fetten. Sie werden nicht nur bei äußeren Leiden, sondern auch bei inneren Beschwerden angewandt. Am weitesten ist wohl der Ruhm des Hundefettes verbreitet; dieses wird in großen Massen von Abdeckern und aus Apotheken bezogen, innerlich und äußerlich angewendet, besonders gegen chronische Lungenleiden. Häufig werden auch Bärenfett, Mankei- (Murmelthier-) und Schlangenfett, Menschen- und Armesünderfett, Skorpionen- und Regenwurmöl in den Apotheken verlangt. Hasen-, Hirsch- und Dachsfett sind sehr gangbare Artikel, in deren Verschleiß die Jäger mit den Apothekern in Konkurrenz treten. Ein Bauer in Oberbayern, der einen weitverbreiteten Ruf als Heilkünstler genießt, verkauft nach eigenem Geständniß monatlich einen Centner Salbe, eine Menge, die vielleicht im größten Krankenhause Bayerns nicht in einem halben Jahre verbraucht wird.

Wenn man den Arzneischatz des Volkes mustert, so fällt es auf, daß sehr vielen Dingen Arzneikraft zugeschrieben wird, die bei den meisten Menschen Ekel und Widerwillen erregen, z. B. Exkremente von Menschen und Thieren. Um Rosenheim wird eine Maus gewiegt, gekocht und verspeist als probates Mittel gegen Epilepsie; an verschiedenen Orten Oberbayerns hält man das Blut, das auf der Richtstätte vergossen wird, für besonders heilkräftig gegen Fallsucht und die alten Römer tranken schon zu dem nämlichen Zwecke das Blut frisch geschlachteter Gladiatoren. Es erhöht den Ruf eines gewissen oberbayrischen Quacksalbers, daß man weiß, er verwende zu seinen Salben Theile von Kröten, Wieseln und Nattern.

Auch die Sympathie zählt viele Anhänger. Unter der ländlichen Bevölkerung gibt es noch viele Eingeweihte, die im Besitze heilender Sprüche und Manipulationen sind. Im Volke wird die Ausübung dieser Heilmethode mit „ansprechen", „besprechen", „dafür beten" oder „dafür thun" bezeichnet.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Ein Besuch in Bangkok, der Hauptstadt des Königreichs Siam.

I.

Die drei indochinesischen Reiche. — Der Forschungsreisende Mouhot. — Der Menamstrom und dessen Mündung. — Die Städte Paknam und Paklat. — Bangkok und dessen Lage. — Der asiatische Despotismus und dessen Einwirkungen. — Die verschiedenartige Bevölkerung des Landes. — Familienleben und Sklaverei. — Drei Arten von Sklaven. — Abergläubige Vorstellungen.

Die große Region, welche zwischen China und Ostindien mitten inne liegt, hat in unseren Tagen eine gesteigerte Bedeutung erhalten. Die europäischen Einflüsse machen sich auch in den drei großen „indochinesischen" Reichen geltend, welche durch ihre Weltlage in den Kreis der großen Handelsbewegung gezogen wurden.

Barma, vom Irawaddy durchströmt, gehört dem Gebiete des Indischen Oceans an; aber der Kaiser dieses Landes ist durch die Engländer vom Meere ausgeschlossen und auf das Binnenland beschränkt worden. Der ganze Küstenstrich und das Land Pegu befinden sich in britischem Besitz.



Eine Ansicht in Bangkok. (Nach einer Photographie.)

Auf der östlichen Seite der langen Halbinsel, welche bis zum Aequator reicht, wogt das Südchinesische Meer. Es brandet an die Gestade des Kaiserreichs Annam, das man auch wohl mit dem Namen Cochinchina bezeichnet. Diesem gegenüber hat die französische Politik ein ähnliches Verfahren beobachtet, wie seither die Engländer in Bezug auf Barma. Diese nahmen die Mündungen des Irawaddy für sich; die Franzosen erzwangen von den Annamesen das Mündungsland des Mekiang, dieses annamesischen Cochinchina, erklärten dasselbe für eine französische Provinz und erhoben Saigong, die „Perle des fernen Orientes", zur Hauptstadt der neuen Besitzung.

Zwischen Barma und Annam mitten inne liegt Thai, das Königreich Siam, für welches der Menamstrom die Hauptader bildet. Dieses Land ist seither von den Europäern noch nicht zerstückelt worden. Sein König, „Mongkut der Gute", hat die alten Schranken, welche den Verkehr mit dem Auslande erschwerten, niedergebrochen, mit den Handelsvölkern des Abendlandes Verträge geschlossen und sich als einen Freund der Fremden bewährt. Er bildet auf jeden Fall eine rühmliche Ausnahme unter den Herrschern des Orientes und er ist von den Reisenden, welche sein Land besucht haben, hoch gepriesen worden. Wir haben mehr als eine Schilderung dieses eigenthümlichen Mannes. Er legt den Forschungsreisenden keine Hindernisse in den Weg; sie können sein Gebiet nach allen Richtungen hin durchwandern.

Die Wissenschaft hat aus jenen indochinesischen Regionen noch eine reiche Ausbeute zu erwarten. Im Innern derselben, namentlich zwischen dem 14. und 22.° n. Br., wird die Ernte in Bezug auf Geographie und Ethnographie eine ungemein ergiebige sein. Diese Gegenden sind jetzt, wir möchten sagen, in Angriff genommen worden, ein Reisender und ein Missionär nach dem andern dringt immer weiter vor; und bevor 10 Jahre verfließen, werden wir genaue Kunde haben über die ganze Strecke, welche von den drei obengenannten Riesenströmen durchzogen wird; wir werden das eigenthümliche Gewimmel von Völkerschaften kennen lernen, welche das innere Land bewohnen.

Unter den Forschungsreisenden, welche die indochinesische

Region durchwandert haben, nimmt Heinrich Mouhot aus Mümpelgard eine hervorragende Stelle ein. Wir haben früher im Globus berichtet, daß dieser tüchtige Naturforscher ein Opfer des Klima's geworden ist. Aber seine Tagebücher sind gerettet und wir werden nach und nach das Wichtigste aus denselben mittheilen. Den Ausgangspunkt für Mouhot's Reisen bildete Bangkok, die Hauptstadt von Siam.

Der Menam ist ein stolzer Strom, aber vor seiner Mündung liegt eine große Sandbank, über welche Schiffe von starkem Tonnengehalt nicht hinwegfahren können; sie müssen acht bis neun Miles weit, noch im Golfe, einen Theil der Ladung auf Leichterschiffe bringen, wenn sie bis zur Hauptstadt Bangkok selbst fahren wollen. Aber Fahrzeuge von etwa 12 Fuß Tiefgang können recht gut diese Barre passiren und nach Paknam gelangen, wo ein Gouverneur wohnt. Dieser Ort ist befestigt und gilt bei den Asiaten für sehr stark, aber eine europäische Flotte würde nur geringe Anstrengungen zu machen haben, um die Forts von Paknam zu zerstören.

Siam ist recht eigentlich ein Land der Pagoden. Gleich oberhalb der Mündung des Stromes liegt mitten in demselben auf einem Eiland eine berühmte Pagode, die vortrefflich gebaut ist; ihre schöne Pyramide spiegelt sich in dem klaren Wasser ab und den Hintergrund bildet das üppige Grün der tropischen Landschaft; aber die Stadt selber, mit ihren ungemein unsauberen Gassen, bildet einen unvortheilhaften Gegensatz.

Ein paar Stunden weiter aufwärts liegt Paklat, an einem Punkte, wo der Strom sich verengt und von zwei Forts beherrscht wird. Auch haben die Siamesen Ketten und Balken quer über gezogen, aber diese würden für europäische Kanonenboote kein Hinderniß bilden. Die 7000 Bewohner von Paklat stammen zumeist aus Pegu.

Das Wort Menam bedeutet Mutter der Gewässer, und in der That ist dieser Strom breit und schön; auch sehr große Schiffe, welche einmal über die Barre hinweggekommen sind, können ohne Gefahr ihn so dicht am Ufer hin beschiffen, daß die Raen das Laub der Bäume streifen. Die Landschaft stellt sich ungemein malerisch dar; am Flusse selbst sieht man in Zwischenräumen einzelne Häuser und im Hintergrunde schimmern viele Dörfer hervor. Dazu kommt, daß auf dem Wasser hunderte von Kähnen fahren, deren Ruderer eine bewundernswürdige Geschicklichkeit zeigen. Dem Fremden fällt es ganz besonders auf, daß auch Kinder, die noch sehr klein und erst wenige Jahre alt sind, in dem mächtigen Strome so sicher und gewandt schwimmen, als wären sie Amphibien oder Fische. Das ist aber der Beschaffenheit des Landes durchaus angemessen. Der ganze mittlere Theil des Stromthales erscheint als eine weit ausgedehnte Alluvialebene, die von vielen kanalartigen Wasserläufen durchschnitten und alljährlich mehrere Monate überschwemmt wird. Mouhot war schon mitten in der Stadt Bangkok, ohne etwas davon zu ahnen, denn noch trug Alles einen ländlichen Charakter. Dann aber tauchten plötzlich einige europäische Häuser empor und der Reisende sah zu seiner Ueberraschung lange Reihen von Häusern, die nicht auf festem Boden standen, sondern auf dem Flusse lagen. Das Schiff ankerte vor dem Gebäude der französischen Mission, auf welcher das Kreuz im Glanze der Sonne funkelte.

Die Umgegend von Bangkok ist, so weit das Auge reicht, so flach wie die eingedeichten Polders in Holland. Die Stadt selbst erhebt sich auf einer unzähligen Menge schlammiger Inseln, welche durch den Hauptarm des Menam in zwei Gruppen gesondert werden. Was auf dem rechten Ufer liegt, kann eigentlich nur als Vorstadt gelten, dort sieht man fast nur armselige Hütten der niederen Volksklassen, Gärten und sumpfige Strecken; Wohnungen angesehener Leute sind in geringer Anzahl vorhanden.

Einen ganz andern Anblick gewährt die eigentliche Stadt am linken Ufer. Sie ist mit Mauern umzogen, hat Thürme und Bastionen und nimmt einen Flächenraum ein, den man in dritthalb bis drei Stunden umgehen kann. Zwischen beiden Stadttheilen liegen in unabsehbaren Reihen, den Windungen des Stromes folgend, tausende von Buden, deren jede auf einem Flosse ruht, und unzählige Kähne und größere Fahrzeuge beleben auch hier den Strom. Aber bald wird die Aufmerksamkeit von einem andern Gegenstand in Anspruch genommen; die königlichen Paläste und die gewaltig emporstrebenden Pagoden fesseln den Blick, für welchen die vergoldeten Spitzen, die glänzend lackirten Kuppeln, die hohen, theilweise durchbrochenen Pyramiden etwas ungemein Anziehendes haben. Man sieht eine Schilderung aus Tausend und eine Nacht in Wirklichkeit vor sich; Alles ist so bunt und mannigfaltig, man sieht Menschen aus vielen ganz verschiedenen Völkerschaften, man hört unablässig eine Musik, die dem Europäer allerdings fremdartig genug vorkommt, und Gaukler und Schauspieler trifft man überall. Man hört kein Wagengerassel, denn Bangkok hat keine Straßen und mit Recht wird diese eigenthümliche Stadt als das Venedig des fernen Morgenlandes bezeichnet. Denn auch hier hört man Ruderschlag, Ankergerassel, Matrosengesang und den Ruf der, man könnte sagen, Gondoliere, welche in Bangkok als Sipahis bezeichnet werden.

Diese Stadt ist neuern Ursprungs; Siam hatte früher zwei andere Hauptstädte, Ajuthia und Rophabury, die einander gleichsam abgelöst und dann Bangkok zur Nachfolgerin erhalten haben. Dieses erbte auch den amtlichen Titel, welchen die siamesischen Capitalen führen; sie wird bezeichnet als Krung tepha maha nakkom ji Ayutha ja maha dilok rakathani, das heißt: die große königliche Stadt der Engel, die schöne und unüberwindliche Stadt &c. Aber das sind, der Wirklichkeit gegenüber, doch nur Redensarten, denn auch die beiden früheren Hauptstädte hießen so und sind doch mehr als einmal von den Barmanen und von den Peguanern erstürmt und ausgeplündert worden. Aber als schön kann man Bangkok in gewissem Sinn bezeichnen, denn wenn man die Paläste und Tempel von der Mitte des Stromes aus betrachtet und einen Gesammtblick über die Stadt gewinnt, dann ist der Eindruck schön und das Ganze erscheint großartig. Aber er verschwindet, sobald man in die hunderte von schmalen Kanälen einfährt, welche sich zwischen den kleinen Inseln hinziehen. Dort stehen kleine, armselige Hütten und überall trifft das Auge auf widerwärtigen Schmutz, während zugleich der Geruchssinn in höchst empfindlicher Weise beleidigt wird.

Die Volksmenge dieser Hauptstadt mag zwischen 3 bis 400,000 Seelen betragen; eine genaue Ziffer kann man nicht angeben, weil keine auch nur annähernd sichere Zählung vorliegt. Diese immerhin beträchtliche Menschenmasse lebt aber auf einem Raume, der für 50,000 Europäer viel zu beschränkt sein würde.

Mouhot schildert die Wirkungen, welche der asiatische Despotismus auf die Siamesen ausgeübt hat; er hätte aber hinzufügen können, daß derselbe ganz und gar dem Wesen des Volkes entspricht und ein Produkt desselben ist. Die drei großen Staaten Hinterindiens: Barma, Siam und Annam können sich keine andere Regierungsform denken, als die despotische, welche von jeher, und nicht etwa durch Zufall, bei ihnen einheimisch gewesen ist. Auch haben sie nicht einmal Anläufe gemacht, sich eine andere Staatsform

zu erringen, würden auch schwerlich eine solche verstehen. Das ist traurig genug, aber es ist eine Thatsache.

Nach unseren Begriffen sind der Despotismus und die Sklaverei in Siam geradezu schauderhaft. Jedermann zittert und kriecht vor dem Höhergestellten; er liegt auf den Knien oder auf dem Bauche, wenn er Befehle entgegennimmt. Die ganze Gesellschaft befindet sich immerwährend gleichsam in einem Zustande des Kniebeugens oder liegt auf dem platten Leibe: der Sklav vor seinem Herrn, mag dieser groß oder klein sein, dieser wieder vor den Beamten und alle zusammen kriechen im Staube vor dem Könige. Denn ein Siamese, sei er auch noch so vornehm, muß auf Knien und Ellnbogen liegen, so lange sein göttlicher Herr und Gebieter sichtbar bleibt. Die Unterwürfigkeit erstreckt sich aber nicht blos auf die Person des Monarchen, sondern auch auf den Palast. Wer in Sicht der Thore desselben kommt, muß sein Haupt entblößen, auch die höchsten Beamten müssen ihre Sonnenschirme schließen oder doch wenigstens nach einer dem Palast entgegengesetzten Richtung hin achtungsvoll gegen die Erde hin neigen. Die unzähligen Ruderer der tausende von Barken, welche stromauf oder ab fahren, knien und entblößen das Haupt, sobald sie vor dem königlichen Pavillon verbeikommen. Diesem entlang sind königliche Bogenschützen aufgestellt, welche darauf halten, daß Jeder seine Reverenz beweise und wer es etwa vergißt, wird gezüchtigt, denn der Bogenschütz sendet ihm eine aus sehr harter Erde verfertigte Kugel zu. Wenigstens die Hälfte des Volks besteht aus Sklaven, aber die Siamesen bezeichnen sich trotz alledem als Thaï, das heißt freie Männer!

Das Reich hat auf etwa 10 bis 12,000 geographischen Geviertmeilen ungefähr sechs Millionen Bewohner. Das ist die Annahme des Bischofs Paillegoir, während der vielfach unkritische Sir John Bowring nur fünfthalb Millionen annimmt. Wie dem aber auch sein möge, sie ist buntscheckig genug. Ein Fünftel besteht aus Chinesen, welche in einem Lande wie Siam für sehr respektable Leute gelten können; zwei andere Fünftel sind Malayen, Kambodschaner, Leute aus Laos, Peguaner. Auf die eigentlichen Siamesen würden demnach höchstens zwei Millionen kommen.

Jede dieser Völkerschaften hat ihre besonderen Sitten und Gebräuche, und obwohl sie zumeist der sogenannten mongolischen Menschenrasse angehören, hat doch jede ihren besondern Typus. Den Siamesen erkennt man an seiner sklavischen Physiognomie und seiner weichlichen, trägen Haltung. Er hat gewöhnlich eine stumpfe Nase und vorstehende Backenknochen; der Ausdruck des Auges ist trüb und ohne Intelligenz, der Mund weit gespalten, die Lippen sind immer von Betel geröthet, die Zähne schwarz wie Ebenholz, die Nasenflügel breit. Er scheert das Haupthaar ab und läßt nur auf der Höhe des Kopfes einen Büschel stehen. Das Haar selbst ist schwarz und straff, aber bei den Frauen, welche auch einen solchen Büschel haben, ist es feiner und wird sorgfältig gepflegt. Ueberhaupt sind die siamesischen Frauen weit hübscher als die Männer und junge Mädchen zwischen 12 und 20 Jahren bilden eine sehr anmuthige Erscheinung. Viele könnten unseren Bildhauern als Modelle dienen.

In Siam kauet Jeder, vom Sklaven bis zum Fürsten hinauf, Betel; dieser ist ein wahres Lebensbedürfniß, wie bei anderen Völkern der Tabak. Der Anbau des Betels wirft den Chinesen, welche vorzugsweise denselben betreiben, guten Gewinn ab. Diese Einwanderer aus dem Blumenreiche der Mitte sind überhaupt fleißige Ackerbauer und gewandte Handelsleute; sie sprechen das Siamesische, als wären sie im Lande selbst geboren, kauen auch Betel, kriechen vor den Mandarinen und dem Könige, aber sie verdienen viel Geld und das ist für sie die Hauptsache.

Den Siamesen muß zum Ruhme nachgesagt werden, daß sie viel auf ihre Familie halten und daß ihnen also ein gutes Herz nicht fehlt. Aber alle sind wie große Kinder und haben eine ungemeine Vorliebe für Alles, was blitzt und blänkert. Frauen und Kinder behängen sich mit Ringen, Armbändern, Amuletten, Gold- oder Silberblättchen; sie tragen dergleichen an Armen, Beinen, Hals, in den Ohren, auf Brust und Schultern, kurz überall, wo man sie nur befestigen oder anhängen kann. Mouhot sah einen achtjährigen Sohn des Königs, der so sehr mit allerlei Siebensachen, Gold und Juwelen überladen war, daß er ganz steif sitzen mußte und sich kaum bücken konnte.

Schon oben ist bemerkt worden, daß die Hälfte oder doch mindestens ein Drittel der Bewohner, also mehr als anderthalb Millionen Seelen, in den Banden der Sklaverei schmachten. Die Sklaven zerfallen in drei Klassen. Da sind zuerst die im Kriege gefangenen Leute, welche der König nach seinem Belieben an die Edelleute verschenkt. Sie können sich freikaufen und zahlen gewöhnlich eine Summe von 48 Tikals*). Dann folgen die Individuen, welche wegen Schulden in Sklaverei gerathen sind. Sie müssen dem Herrn Dienste thun, welche als Zinszahlung betrachtet werden. Sobald ein solcher Sklav seine Schulden abträgt, erhält er seine Freiheit wieder. Drittens kommen solche Sklaven, welche unbedingtes Eigenthum ihrer Herren sind. Diese Klasse besteht zumeist aus Menschen, die als Kinder von ihren Aeltern verkauft wurden, als diese in Folge eines Prozesses in Schulden gerathen waren oder sich sonst in Verlegenheit befanden. Ueber einen solchen Verkauf wird allemal ein schriftlicher Vertrag abgeschlossen.

Der Familienvater hat auch das Recht, seine Frau zu verkaufen. Bei den niederen Ständen trifft die Sache auf gar kein Hinderniß, weil in den meisten Fällen der Mann sein Weib, als wäre dasselbe eine Waare, bezahlt hat. Nach siamesischen Begriffen versteht es sich ohne Weiteres von selbst, daß er sich einer solchen ganz nach Gutdünken wieder entäußern kann. Anders verhält es sich mit einer Frau, welche eine Mitgift zugebracht hat. Der Mann darf sie nur dann veräußern, wenn er Schulden bezahlen will, welche mit ihrer ausdrücklichen Einwilligung gemacht wurden. Uebrigens herrscht in den Familien das beste Einvernehmen, die Frauen werden von den Männern gut behandelt, haben im Hause volle Geltung und genießen eine große Freiheit, die Siamesin zeigt sich auf der Straße, geht auf den Markt, macht und empfängt Besuche und trägt ihren Schmuck in den Pagoden zur Schau.

Auf Siam haben indische und chinesische Einflüsse gewirkt und wir finden beim Volke manche abergläubigen Vorstellungen und Gebräuche aus Indien und China, welche neben der herrschenden Religion, dem Buddhismus, sich bis jetzt erhalten haben. Die Siamesen glauben an alle krummbeinigen, gehörnten und behaarten Götzen der chinesischen Mythologie, an Sirenen, Währwölfe, Riesen, Wald- und Bergfräulein, Feuer-, Wasser- und Luftgeister, kurz an alle Ungeheuer des asiatischen Pantheons und an das ganze Pandämonium der Brahminen, von den Naghas an, diesen göttlichen Schlangen, welche Flammen speien, bis zum Ga-

*) Der Tical ist in Siam, Kambodscha und Laos sowohl ein Gewicht (von etwa 18 Grammen) als eine Gold- oder Silbermünze, welche das Gewicht eines Tical hat. Sie wird in Bangkok gegossen und hat eine Kugelform. Die siamesische Regierung hat den Werth von 100 mexikanischen Dollars auf 166¼ Tical festgestellt. Im Handel rechnet man den Tical zu 3 Francs 40 Centimes. A.

ruda-Adler, der Menschen packt und sie durch die Lüfte entführt. Nicht minder glauben sie an Amulette, welche den Menschen unverwundbar machen, vor Krankheiten schützen, die Fruchtbarkeit befördern und den bösen Blick unschädlich machen. Unter solchen Umständen wird es begreiflich, daß sie großes Vertrauen in Sterndeuter setzen und daß sie Wahrsagern, welche Regen und Dürre verkünden, Glauben schenken. Diese schlauen Betrüger, welche auf Kosten des abergläubigen Volkes leben, verkünden auch Krieg oder Frieden, Glück oder Unglück beim Spiel oder in Handelsgeschäften, glückliche Tage für den Abschluß einer Heirath oder für das Antreten einer Reise, für den Bau eines Hauses, kurz für alle möglichen Dinge.

Vielfach ist von Missionären behauptet worden, daß beim Bau eines neuen Stadtthors der Boden mit Menschenblut befeuchtet werde. Der Bischof Brugiere versichert ausdrücklich, man opfere bei einer solchen Gelegenheit drei unschuldige Menschen. Dem Aberglauben zufolge dienen sie dann als Hüter und Wächter des Thors, denn durch das Opfer werden sie in Genien, Phi, verwandelt.

Bemerkungen über Montenegro und die Montenegriner.

Von v. R.-D.

Der Name des Landes. — Politische Eintheilung. — Felsiger Charakter. — Flüsse. — Vegetation. — Produkte. — Handel. — Häuser. — Klöster. — Geistliche. — Njegusch. — Der Vladika. — Entstehung der Bevölkerung. — Kleine Fehden und Raubzüge. — Blutrache. — Volkslieder. — Kriege mit den Türken. — Geschichtliches.

Der südlichste Staat der Slaven, das Grenzbollwerk des serbischen Stammes gegen den der Albanesen, ist das kleine Fürstenthum Montenegro oder Tschernagora, das Land der „Schwarzen Berge“.

Woher es diesen Namen bekommen, den es in allen Sprachen führt (lateinisch mons niger, türkisch Kara-Dagh, albanesisch mal zéze oder mal esija), ist eben so unbestimmt, wie der Umfang seines Gebietes. Einige glauben, die Türken, welche alle Leute, die sie hassen und fürchten, als „schwarz“ bezeichnen, hätten es seiner Bewohner wegen das „Schwarze Gebirge“ genannt, und führen zur Bestätigung ihrer Ansicht den Umstand an, daß auch der Vladika bei den Türken nie anders, als der „Schwarze Mönch“ heißt.

Andere vermuthen, Ivan Straschimir, welcher seiner dunkeln' Hautfarbe wegen „der Schwarze“ (Tscherni) genannt wurde, habe, wie seinen Nachkommen den Beinamen Tschernojewitsch, so auch der unabhängigen Herrschaft, die er gewissermaßen gegründet, den Namen Tschernagora hinterlassen.

Sicher ist es, daß die Behauptung, der Name rühre von der Farbe der Felsen oder finsteren Waldungen her, jedem Reisenden, der Montenegro sieht, ungerechtfertigt dünkt, indem gegenwärtig wenigstens die hellen Buchenwälder in Montenegro häufiger sind, als dunkle Tannenwaldungen, und die Felsen überall eben so kahl und weiß erscheinen, wie die Gebirge an der Küste Dalmatiens, da sie gleich diesen durchweg aus einem grauen oder weißlichen Kalkstein bestehen. Doch ist es möglich, daß Montenegro einst nicht minder dicht bewaldet war, als Dalmatien, dessen Wälder früher nicht nur das Arsenal Venedigs mit Schiffsbauholz versorgten, sondern sogar den Türken noch im Jahre 1608 das zum Bau von 12 Linienschiffen nöthige Holz liefern konnten. Jetzt trifft man nur noch in der Berda oder Zéta Waldungen an. Denn das heutige Fürstenthum Montenegro besteht nicht blos aus der eigentlichen Tschernagora oder dem Hochland, in welches Ivan Straschimir nach der unglücklichen Schlacht auf dem Amselfelde die dem Tod entronnenen Serben führte, sondern auch aus der Berda oder dem Gebirgsland, das seinen Namen den sieben Hauptbergen verdankt, durch die es gebildet wird.

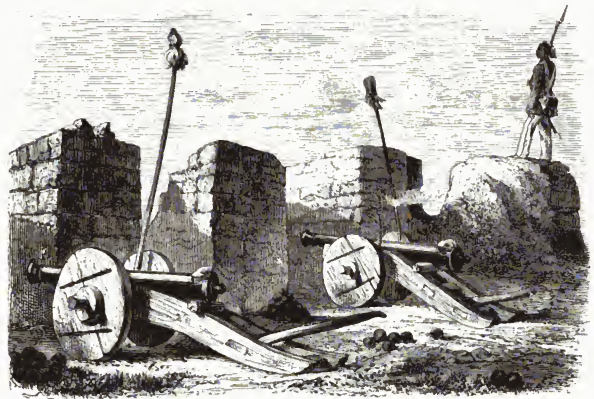
Politisch zerfällt jedes dieser beiden Gebiete in vier Distrikte oder Nahien, und zwar die Berda in die Nahien: Bjeloplavitschka, Piperska, Moratschka und Kutschka, und die Tschernagora in die Nahien: Katunska, Crmnitza oder Crnitza, Rjetschka und Ljeschanska, von denen die Katunska die größte, aber auch zugleich die steinigste ist. Scherzweis erzählen die Montenegriner von ihr, dem Herrgott seien, als er über die Erde gegangen und Steine gesäet habe, dort die Säcke zerrissen, so daß sein ganzer Vorrath niedergefallen sei.

Ueberhaupt gleicht das ganze Land, von den Dinarischen Alpen umwallt und durchzogen, einer abgeschlossenen, schwerzugänglichen Felsenbastei, welche im Norden, Osten und Süden mit der Herzegovina, Bosnien und Albanien zusammenhängt, im Westen aber steil und zerklüftet in's Adriatische Meer abfällt, von dem sie nur durch einen schmalen Landstrich des österreichischen Albaniens getrennt ist. Einzelne hohe Berghäupter, von denen im Norden der Dormitor 7600, im Osten der Kom 7500 Fuß ansteigt, überragen die wilden Gebirgsketten, welche kaum Raum für einige kleine Ebenen lassen. Die eine, in der Kremnitza, am Flusse gleiches Namens, ist ein ziemlich breites, fruchtbares Thal mit üppigen Wiesen und sorgsam bestellten Feldern, die sich an Rebenhügel lehnen. Die andere ist die öde, von hohen Felsengebirgen umschlossene Hochebene von Cetinje, welche man für das Bett eines ehemaligen Sees hält, die aber trotzdem jetzt so wasserarm ist, daß sich nur auf der weniger felsigen südlichen Seite einige Bäume befinden.

Auch die Flüsse Montenegro's: die Tschernojevitschka, Kremnitza oder Tschernitza und Zéta, welche sämmtlich dem See von Skutari, dem Lacus Labeaticus der Römer, zufließen, nehmen beinahe alle ihren Lauf an der Grenze des Landes, obgleich die beiden ersteren in den nach ihnen benannten Nahien der Tschernagora entspringen.

Die Vegetation entspricht der Beschaffenheit des Bodens und des durch ihn bedingten Klima's. Nur in den tiefer gelegenen östlichen und südöstlichen Gegenden, nach dem See von Skutari zu, wo der Winter mild ist und der Schnee nie lange liegen bleibt, sieht man Getreidefelder, Nuß- und Feigenbäume, Weingärten und Oelpflanzungen, im Thal der Tschernitza sogar Mandel- und Granatenbäume. In den westlichen und nördlichen Distrikten dagegen, namentlich in der Nahia Katunska, wo es so rauh ist, daß der

Schnee in manchem Jahre gar nicht zum Schmelzen kommt, kann von einem Anbau kaum die Rede sein. Die Salbei allein bedeckt den steinigen Boden und gibt ihm ein noch fahleres Ansehen. Aus den Spalten der nackten Felsen sproßt niedriges Gestrüpp und dürftiges Gras hervor, und hier und da erblickt man ein Feld, den Felsen mühsam abgewonnen und mit Steinen wie besät, einzelne Eichen oder Ulmen, häufig ihrer weitgreifenden Aeste beraubt, oder wohl auch einen Obstbaum. Das ist Alles, was die Tschernagora dem Auge des Reisenden darbietet. Dabei wird zwar das ganze Land von den Montenegrinern in jeder Richtung durchzogen, aber Straßen im wahren Sinne des Wortes gibt es nicht, und sobald man den Zickzackweg, welchen die österreichische Regierung bauen ließ, von Cattaro aus in 66 Windungen hinaufgestiegen ist, betritt man die montenegrinischen Felsenpfade, ein Mittelding von Treppen und Zickzacks, auf denen man nur mit Hülfe der aus Klettern gewöhnten sicheren Pferde oder Maulthiere fortkommt, welche in Montenegro heimisch sind.



Die große Landbatterie von Trebinje. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

Da die Montenegriner meist alle ihre Handelsartikel, wie das Sumachholz (italienisch Scotano, serbisch Rujevina), das in den östlichen Gebirgen in Menge wächst, das geräucherte Schöpsen- und Ziegenfleisch (Castradina), welches sie massenhaft zubereiten, die kleinen, sardellenartigen Seorauzen, die sie im See von Skutari fangen, und Schlachtvieh, Käse, Brennholz und Eis nach Cattaro zum Verkauf bringen, um dafür dort Salz, Wein, Branntwein, Oel und Manufakturwaaren einzukaufen, deren sie bedürfen, so ist die Straße von Cetinje nach Cattaro fast immer sehr belebt, hauptsächlich von Frauen. Denn wie bei den Morlaken, sind auch bei den Montenegrinern die Frauen die Lastthiere, deren Rücken zum Beförderungsmittel des Handels dient, und nur ein kleiner Theil der Handelsgegenstände wird auf Mauleseln transportirt. Auch der Feldbau bleibt gewöhnlich den Frauen überlassen, indem Krieg und Viehzucht die Hauptbeschäftigungen der Männer sind. Handwerker sind völlig unnütz, weil alle Bedürfnisse von den Frauen zubereitet, oder auf den Märkten gekauft werden. Vom Schneider sagen die Montenegriner spottweis, er treibe ein weibisches Geschäft, und den Schmied, selbst den Waffenschmied, nennen sie Zigeuner, weil die Zigeuner fast ausschließlich dieses Handwerk ausüben. Handel gilt ebenfalls als Nebensache, und im ganzen Lande gibt es weder Krämer, noch Hausirer. Nur in der Rjetschka-Rabia haben einige aus Podgoritza eingewanderte Kaufleute Gewölbe mit Pulver, Seide, Nadeln u. dergl. eingerichtet.

Dagegen findet man in Cattaro häufig Montenegriner als Handelsleute angesiedelt. Für den inneren Verkehr des Landes werden an den Orten, wo die Rjeka-Tschernojevitschka und Tschernitza schiffbar werden, Wochenmärkte abgehalten, bei denen sich auch die türkischen Nachbarn zahlreich einfinden, während wiederum die Montenegriner die türkischen Grenzstädte Schabljak und Nikschitsch besuchen, um zu kaufen oder zu verkaufen. In Montenegro selbst gibt es keine Stadt. Sogar Dörfer im eigentlichen Sinne des Wortes sucht man vergebens.

Die ganze Bevölkerung theilt sich in Stämme (Plemena), deren jeder wiederum in Bratstva, d. i. Familien oder Gemeinden, zerfällt, und die Häusergruppen, welche die Haushaltungen eines solchen Bratstvo enthalten, bilden die Wohnplätze oder Ortschaften der Montenegriner. Die Häuser sind meistens von Stein, höchst einfach, aber fest gebaut und mit Ziegeln, Schindeln oder Stroh, mitunter wohl auch mit Schiefer gedeckt. Viele sind mit Schießlöchern versehen, und in steil aufsteigenden Wohnplätzen haben manche zwei Stockwerke, von denen das untere den Kühen und

anderem Hausvieh, das obere der Familie zum Aufenthalt dient. Bei Vornehmeren ist dieser Raum in mehrere Abtheilungen geschieden, damit wenigstens jedes zur Familie gehörige Ehepaar mit seinen Kindern abgesondert schlafen könne. In der Mitte oder in einem Winkel des Wohnungsraumes brennt das Feuer, an welchem man kocht und sich in der kalten Jahreszeit wärmt. In der Regel stehen die Häuser eines Bratstvo so nahe eins am andern, daß nur ein schmaler Fußsteig sie trennt, aber in sehr felsigen Wohnplätzen sind sie gewöhnlich auf drei Seiten so zusammengebaut, daß sie einem Klumpen ähnlich sehen. Jedes Dorf hat eine Kirche, jede Nahia ein Kloster, mit oder ohne Mönche, welches entweder dem Vladika gehört, oder Gemeingut der Nahia ist. Die wichtigsten, von Kaludjeri (Mönchen) bewohnten Klöster sind Ostrog, Moratscha-Monastir und Cetinje, deren Aebte Archimandriten heißen und an der Spitze der Geistlichkeit stehen, welche in Montenegro äußerst zahlreich ist, weil jeder Montenegriner Geistlicher werden kann, sobald ihn der Vladika oder Bischof dazu weiht. Doch unterscheiden sich diese Geistlichen äußerlich durch nichts von den übrigen Bewohnern des Landes. Denn sie tragen keine Bärte, wie die griechischen Geistlichen anderswo thun, scheeren sich gleich allen Montenegrinern das Haupt zum größten Theil kahl, sind bewaffnet, wie jeder Montenegriner, und gekleidet, wie Alle. Auch ziehen sie mit in den Krieg, pflegen aber dabei mehr die Anderen zu leiten und aufzumuntern, als selbst mitzukämpfen, weil die griechische Kirche dem, der einen Menschen umbringt, die Ausübung geistlicher Funktionen verbietet. Da ihre Einkünfte zu gering sind, um davon leben zu können, treiben sie gleich den übrigen Bewohnern Feldbau und Viehzucht, mitunter auch Handel mit Vieh, Castradin u. dergl.; in Cetinje hält Einer sogar ein Wirthshaus und schenkt, mit den Pistolen im Gürtel, seinen Gästen persönlich Wein und Branntwein ein. Viele begleiten auch zugleich weltliche Würden, wie die eines Serdars oder Vojvoden, und die Meisten pflegen ihre Söhne wiederum zu ihrem Stand heranzubilden, so daß in einigen Familien selbst die Würde eines Erzpriesters gewissermaßen erblich ist. An jedem Dreikönigsfeste werden vom Vladika die Häuser der Montenegriner gleichmäßig nach der jedesmaligen Zahl der Geistlichen vertheilt, und von diesem Tage an beginnen die ungeweihten Popen ihre Amtsverrichtungen auszuüben, bei denen sie Waffen und Patrontaschen ablegen und das Priesterornat über ihre Kleidung ziehen.

Die Verheirathung der Geistlichen muß vor ihrer Weihe geschehen, deshalb lassen die Aeltern ihren für den geistlichen Stand bestimmten Sohn schon als Kind mit der für ihn erwählten Braut copuliren, welche dann bis zur wirklichen Vollziehung der Ehe als Mädchen im Hause ihrer Aeltern bleibt, aber aus Scherz häufig Popadija, Priesterin, genannt wird. Stirbt sie noch als solche, so muß ihr jugendlicher Ehemann zeitlebens Wittwer bleiben, weil die griechischen Geistlichen bekanntlich nur ein Mal heirathen dürfen; stirbt er aber, dann steht ihrer Wiederverheirathung Nichts im Wege. Bleiben jedoch Beide am Leben, so wird, wenn der Bräutigam herangewachsen und zum Priester geweiht ist, die wirkliche Hochzeit unter den üblichen Ceremonien gefeiert.

Die Mönche, welche verpflichtet sind, Unterricht zu geben, leben vom Betrieb der Landwirthschaft und von freiwilligen Gaben, indem ihnen bei Kirchweihen und anderen Festen Schafe, Ziegen, auch Ochsen gebracht werden. Die rothe Kappe ausgenommen, die, mit einem seidenen Tuch turbanähnlich umwunden, ihnen als Kopfbedeckung dient, ähneln sie in ihrer Kleidung den gewöhnlichen griechischen Kaludjeri, lassen gleich diesen den Bart stehen und sind blos in den an den Grenzen liegenden Klöstern ihrer Sicherheit wegen bewaffnet. Denn sowohl das Moratschakloster, welches schon vom serbischen Czar Duschan Silni (dem Starken) errichtet sein soll, wie Ostreg mit seiner in den Felsen gehauenen Kapelle, sind ganz in der Nähe der Türken. Nur das Kloster zur Heiligen Jungfrau in Cetinje, welches Ivan Tschernojewitsch 1484, bei seiner Rückkehr aus Italien, nach dem Muster des Klosters Maria Dolorosa in Ancona erbaute und mit vielen Ländereien auf dem Lovtschin begabte, befindet sich in der Nahia Katunska. Cetinje selbst ist die Residenz des Fürsten, und unweit davon liegt Njegosch oder Njegusch, die größte und am wenigsten unzusammenhängende Ortschaft, in welcher die berühmtesten Familien des Landes wohnen. Hier steht auch das bescheidene Stammhaus der jetzigen Dynastie, welches noch immer mit großer Ehrfurcht unterhalten wird, aber nur um ein Geringes größer ist, als die übrigen Gebäude des Ortes. Noch leben dort gegen 60 Familienmitglieder dieses Stammes, der sich zur Erinnerung an den Berg Njegosch in der Herzegovina, von dem er gekommen, seinen jetzigen Namen beigelegt hat.

Das Kloster zum heiligen Michael in Stanjevitsch, die ehemalige Residenz der Vladika's, wurde nebst dem Kloster in Maini im Jahre 1841 von Peter II. an Oesterreich abgetreten, aber obwohl dies die letzten Besitzungen der Montenegriner an der Küste waren, führen die Vladika's in den kirchlichen Reskripten doch noch immer den Titel: „Metropolitan von Primorje (Küstenland)", weil in früherer Zeit die ganze Küste von Ragusa bis Alessio zu ihrem Sprengel gehörte, und der Patriarch von Ipek, der sich „von Gottes Gnaden rechtgläubiger Erzbischof von ganz Griechenland, Bulgarien, Küstenland, Dalmatien, Bosnien, Donauland und Patriarch des ganzen Illyrien" nannte, ihnen durch ein Breve den Titel: „Metropolit von Tschernagora, Skenderia (Skutari) und Primorje" verliehen hat.

Der Ausdruck Vladika, die altslavische Uebersetzung des griechischen Kyrios, Herr, Herrscher, wurde schon früh von den Serben zur Bezeichnung der griechischen Bischöfe angewandt. Als nun der letzte Tschernojevitsch im Jahre 1516 in Gegenwart des Volkes die weltliche Regierung des Landes dem Metropolitan Bavil übertrug, behielt dieser den Namen Vladika bei und seine Nachfolger ahmten sein Beispiel nach. Erst der vorige Herrscher von Montenegro, Danilo, nahm bei seinem Regierungsantritt am 1. (13.) Januar 1852 in der Generalversammlung des Volkes wiederum den weltlichen Fürstentitel an und nannte sich seitdem: „Fürst und Hospodar des freien Montenegro und der Berda" (Knjaz i Gospodar slobodne Tschernagore i Berda), indem er den Archimandriten von Cetinje zum Bischof weihen ließ, um die geistliche Würde ganz von der weltlichen zu trennen, und dies ist bis zum heutigen Tag geblieben.

Da nach den Gesetzen des Landes jeder Flüchtling, welcher das montenegrinische Gebiet betritt, ohne Unterschied Schutz und Aufnahme findet, und die unwirthbaren Felsen der Tschernagora ein sicheres Asyl darboten, flüchteten sich immer mehr und mehr Familien in diese Gegenden, die bis dahin wahrscheinlich unbewohnt gewesen waren. Wenigstens wird mit Bestimmtheit erzählt, daß es in der Katunska früher blos im Sommer Sennereien gegeben habe, und der Name Katun (Sennerei) scheint die Tradition zu bestätigen. So wuchs allmälig die Bevölkerung, welche um 1612 kaum 33,000 Seelen betrug, bis zu 125,000 an, die mit Ausnahme einiger Tausend Katholiken in der Nahia Kutschka sämmtlich der griechischen Kirche angehören, und deren Sprache eine der reinsten und schönsten Mundarten des Serbischen bildet. Auch das Gebiet des kleinen Staates erweiterte sich mit der Zeit so, daß man, wie die Montenegriner behaupten, drei volle Tage braucht, um es durchreisen zu können,

und überall sieht man große und schöngebaute Männer in ihrer malerischen Tracht, die lange Flinte auf dem Rücken und die mit feinstem Silber ausgelegten Pistolen, welche ihres Glanzes wegen Ledenice, Eiszapfen, genannt werden und gleich der Flinte scharf geladen sind, im Gürtel, mit den Heerden, die ihr Vermögen ausmachen, im Gebirg herumziehen, stets bereit, den Gegner, sei er Türke oder Glied eines feindlichen Stammes, niederzuschießen, sobald sie ihn erblicken.

Wie die Montenegriner nämlich trotz Friedensschlüssen und Waffenstillstandserklärungen in fortwährendem kleinen Kriege mit ihren türkischen Nachbarn leben, mit denen sie oft so nahe zusammenwohnen, daß sie sich gegenseitig singen hören können, so sind auch die einzelnen Stämme und Familien, trotz aller dagegen erlassenen Verbote, selten ohne Fehde untereinander. Bei dem Wassermangel, der zur Sommerszeit häufig in den Gegenden herrscht, welche nicht von den oben genannten Flüssen durchströmt werden, ist oft eine Quelle die Ursache blutigen Zwistes, während der gewaltsame Tod eines Menschen, sei er auch nur durch Unvorsichtigkeit veranlaßt, die unheilvollen Folgen der Blutrache nach sich zieht.

Erst in neuester Zeit haben die strengen Strafen, welche das vom Fürsten Danilo am 23. April 1855 erlassene Gesetzbuch (vergl. Globus II, 201, wo der Hauptinhalt desselben zu lesen ist) enthält, vermocht, diesem wüsten Treiben etwas Einhalt zu thun und einen geordneteren Zustand im Lande herbeizuführen. Auch die gemeinschaftlichen Beutezüge in fremdes Gebiet, welche unter dem Namen Tschete bekannt sind, dürfen, außer im Kriege, nicht länger unternommen werden, und jeder Diebstahl, Raub und Frevel im Nachbarlande wird in Friedenszeiten bestraft, als wäre er auf eignem Grund und Boden verübt. Gleichwohl wird es schwer halten, diese tief eingewurzelten Uebelstände gänzlich auszurotten. Die Raubzüge aber sind eine natürliche Folge der Beschaffenheit des Landes und der Verhältnisse. Montenegro in seiner jetzigen Ausdehnung ist, wie bereits bemerkt, zu arm und zu beschränkt, um seinen Bewohnern hinlänglichen Unterhalt zu gewähren, und das Volk selbst ist durch die ewigen Kriege mit den Türken zu sehr daran gewöhnt, sich ohne viel Arbeit und Umstände von der Beute zu ernähren, die dem Feinde abgenommen wird, um dieser Art von Lebenserwerb leicht zu entsagen. In Jahren des Mißwachses oder großer Theuerung pflegen sich deshalb 10 bis 20 Leute, oft auch Hunderte zu vereinigen, um einzelne Wohnungen, mitunter selbst ganze Dörfer, oder auch blos Heerden im Freien plötzlich zu überfallen. Gelingt der Angriff, so sucht ein Theil sogleich die gemachte Beute in Sicherheit zu bringen, während der andere die Nachhut bildet und die Verfolgenden zurücktreibt. Finden die Freibeuter entschiedenen Widerstand, oder sind sie genöthigt, den Raub im Stich zu lassen, so verwüsten sie wenigstens so viel als möglich.

Die Türken entschädigen sich für die ihnen durch die Tschete gewordenen Verluste durch ähnliche Raubzüge in montenegrinisches Gebiet und legen besonders den Flüchtlingen aus Montenegro, den Uskoken oder Eingesprungenen, welchen von den Behörden freudige Aufnahme, Unterstützung beim Bau ihrer Häuser und Befreiung vom Haratsch, d. h. der Kopfsteuer, gewährt wird, die Verpflichtung auf, Beutezüge gegen ihr früheres Vaterland zu unternehmen. Die Uskoken dagegen, welche aus der Türkei nach Montenegro flüchten, pflegen sich an der Grenze ihres neuen Vaterlandes anzusiedeln und sind an der Moratscha, sowie in den Grenzdistrikten der Herzegovina, bei Rudinje und Nikschitz so zahlreich, daß sie sich aus Mangel an Raum bis auf ursprünglich türkisches Gebiet ausgedehnt haben. Natürlich waren sie stets die Ersten, welche sich den Raja's der Herzegovina anschlossen, sobald es einen Aufstand gegen die Türken galt, und die Letzteren sahen sich genöthigt, Trebinje zu befestigen, um diese Stadt, welche kaum acht Stunden von Rudinje entfernt liegt, vor Ueberfällen zu sichern. Die vielfache Unterstützung, welche die Montenegriner den Aufständischen zu Theil werden ließen, führte zuerst die Verwicklungen herbei, welche die Unabhängigkeit Montenegro's für den Augenblick in Frage stellen und die Freiheit bedrohen, für welche so viel Blut geflossen ist.

Seitdem nämlich die Wälder der oberen Zéta Zufluchtsort aller Serben wurden, welche sich den Türken nicht ergeben wollten, und der Name Tschernagora oder Montenegro den alten, Zéta, verdrängte, ist die ganze Geschichte des Landes nichts, als eine fast ununterbrochene Reihe von Kämpfen, welche die Bewohner zu bestehen hatten, um ihre Selbstständigkeit zu behaupten.

Bereits 1410 schlug Balscha III. zum ersten Mal eine türkische Armee zurück und sein Nachfolger Stephan Tschernojewitsch, ein Sohn des Ivo Tscherni und Stifter der durch ihre Tapferkeit ausgezeichneten Dynastie der Tschernojewitsch, bestand nicht weniger als 63 siegreiche Kämpfe gegen die Türken. Noch größeren Ruhm in den Kriegen gegen die Ungläubigen erwarb sich sein Sohn Ivan Tschernojewitsch, dessen Namen noch heutigen Tages bei den Türken als Ivan-Beg in eben solcher Erinnerung steht, wie bei den Montenegrinern, die seine wirklichen und erfundenen Thaten in unzähligen Liedern feiern. Ihm gelobten die Montenegriner einstimmig, das Vaterland bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen zu wollen, indem zugleich gesetzlich bestimmt wurde, daß Jeder, der die Flucht ergriffe oder seinen Posten ohne Befehl verließe, für ehrlos erklärt, in einen Weiberrock gekleidet und von den Frauen mit Spindeln aus dem Lande gejagt werden sollte.

Die Metropoliten oder Vladika's, welche seit 1516 an der Spitze der Regierung von Montenegro standen, hatten nicht blos die offenen Angriffe der türkischen Heere wiederholt zurückzuweisen, sondern auch den heimlichen Bemühungen der Türken, Montenegro durch Bestechung zu gewinnen, fortwährend entgegenzuarbeiten. Da Bestechlichkeit, Geldgierde und Neid zu den Hauptfehlern der Montenegriner gehören, deren sie sich selbst bei jeder Gelegenheit öffentlich schuldig bekennen, erlangte die Partei der montenegrinischen Renegaten ein solches Uebergewicht, daß der 1697 zum Metropoliten gewählte Danilo Petrovitsch Njegosch, der erste Vladika aus der Familie Petrovitsch, welche seitdem die herrschende geblieben ist, beschloß, alle im Lande befindlichen Türken in der Christnacht des Jahres 1702 verjagen oder ermorden zu lassen. Es gelang. Nur wer sich taufen ließ, blieb verschont, und wenn es auch später den Türken mehr als einmal glückte, bis nach Cetinje vorzudringen und den größten Theil des Landes mit Feuer und Schwert zu verwüsten, so vermochten sie doch nie, Montenegro bleibend zu unterwerfen und die Bevölkerung zur Zahlung des Kopfgeldes zu zwingen.

Sowohl Peter I., wie sein geistvoller Nachfolger, Peter Petrovitsch Njegosch II., welcher in der serbischen Literatur einen hervorragenden Platz einnimmt, versuchten es, die inneren Verhältnisse des Landes zu ordnen. Der Erstere erließ 1796 eine Art Militärrecht und 1798 den 18. Oktober ein Grund- und Staatsgesetzbuch von Montenegro, in welchem er alle Gesetze und Rechtsgebräuche zusammenfaßte, die von den Montenegrinern der Tradition gemäß beobachtet wurden. Zur Aufrechthaltung der Ordnung im Frieden und zur Anführung im Kriege hatte jede Nahia einen Serdar, jeder Stamm einen Knez, Vojvoden und Barjaktar (Fah-

nenträger), welche Würden in bestimmten Familien erblich waren. Die Vornehmsten jedes Stammes, die Glavari oder Oberhäupter, leiteten die öffentlichen Versammlungen desselben und bildeten eine Art obersten Gerichtshof, und ein Gouverneur (Upravitelj), dessen Amt der Familie Radonjich, aus dem Stamme Njegoschi, erblich zugehörte, stand dem Vladika in der Leitung der weltlichen Angelegenheiten zur Seite, die, wenn sie das ganze Land betrafen, in der Generalversammlung des Volkes (Skuptschina) berathen und entschieden wurden. Zu den Ausgaben der Verwaltung steuerte jedes Haus 30 Kreuzer jährlich bei, das Fehlende sollte durch Gulden jährlich erhöhte, konnte der Vladika alle Steuern erlassen und für jeden Senator 200 Fl., für jedes Mitglied der Guardia 40 Fl. und für jeden Perjanik 80 Fl. Gehalt aussetzen. Auch sorgte er für die geistige Ausbildung seines Volkes, indem er Schulen anlegte und in Cetinje die Druckerei wiederherstellte, aus welcher schon 1494 und 1495 der „Oktoich“ und „Psalter“ vom Hieromonach Makarije hervorgegangen waren.

Dieser verhältnißmäßig glückliche Zustand Montenegro's sollte nicht lange dauern.

Schon 1853 hatte es Fürst Danilo bei dem neuausge-



Njegusch, Stammsitz der Fürsten von Montenegro. (Originalzeichnung von F. Kanitz.)

die 1000 Dukaten gedeckt werden, welche ein russischer Ukas vom 11. Januar 1799 als Jahresrente verhieß.

Peter II., der Neffe Peter's I., welcher von den Montenegrinern noch jetzt wie ein Heiliger verehrt wird, setzte statt des früheren Obergerichts einen Senat aus 16 Glavari ein, die man später auf 12 beschränkte, und errichtete eine Guardia von 135 Mann, die nachmals bis auf 420 anwuchs, sowie zu seinem persönlichen Schutze eine Leibgarde von 40 Perjanici oder Federbuschträgern. Der Senat sollte die höchste Gewalt ausüben, die Guardia kleinere Streitigkeiten schlichten, größere dem Senat berichten und dessen Beschlüsse vollziehen, damit die Gesetze mit größter Strenge zur Ausführung gebracht werden könnten.

Da Kaiser Nikolaus von Rußland bei seiner Thronbesteigung sogleich die Auszahlung der seit 17 Jahren rückständig gebliebenen Hülfsgelder befahl und diese selbst auf 40,000 brochenen Kriege gegen die Pforte nur der Dazwischenkunft Oesterreichs zu danken, daß Omer-Pascha die Feindseligkeiten einstellte und das Gebiet von Montenegro räumte. Als aber im Jahre 1862 der Kampf von Neuem entbrannte und keine fremde Macht dem Fürsten Nikolaus, dem Nachfolger des ermordeten Danilo, diplomatisch beistand, ward es den nach dem Muster europäischer Heere wohlorganisirten türkischen Truppen leicht, die Montenegriner auf allen Punkten zu schlagen und in das Innere des Landes vorzurücken. Denn der Montenegriner ist zwar tapfer und so kampflustig, daß zwölfjährige Knaben, wie siebzigjährige Greise es für eine Schande halten würden, bei einem Kriegszug zu Hause zu bleiben, aber er ist nur zum Parteigängerkriege geeignet, wo er mit dem sichern Auge und der Körpergewandheit des Bergbewohners Gewinn von jedem Vortheil des ihm wohlbekannten Terrains zieht. Regelmäßigen Truppen gegenüber und

in offener Schlacht wird er stets im Nachtheil stehen, und selbst bei den Tschete lassen sich oft Hunderte von Montenegrinern durch ein wohlgenährtes Feuern weniger Personen von weiteren Angriffen auf ein einzeln stehendes Gebäude abschrecken.

Allerdings hatte Fürst Danilo seine Leibwache auf 1000 Mann gebracht, und das Heer, zu welchem 15,000 waffenfähige Männer eingeschrieben sind, möglichst den jetzigen Ansprüchen gemäß zu disciplinіren versucht, aber der modernen Kriegskunst vermochten die Montenegriner doch noch nicht Widerstand zu leisten und bald sah man selbst in den Thälern des innern Landes von allen Seiten heimkehrende verwundete Krieger. Zum ersten Male seit Jahrhunderten erschien eine montenegrinische Deputation bittend in der Hauptstadt des verhaßten Feindes, um wenigstens den Befehl zur Anlegung türkischer Blockhäuser in der bis dahin freien Tschernagora rückgängig zu machen, und der Fürst Nikolaus mußte sich bequemen, aus einem souveränen Herrscher, dessen Macht nur durch den Senat und die Nationalversammlung beschränkt war, ein Vasall der Pforte zu werden.

Grashof's Reise von Rio Janeiro über Bahia nach Madeira.

Abreise von Rio de Janeiro. — Bahia. — Die Neger in Bahia. — Pernambuco. — Ankunft in Madeira. — Quarantaine. — Beschaffenheit der Insel. — Weinproduktion. — Nossa Senhora da Monte. — Die Einwohner von Madeira. — Funchal.

Der hamburger Schraubendampfer Teutonia lag zur Abfahrt bereit; stolz prangte an seiner Gallion das Sinnbild unseres deutschen Vaterlandes; am 17. Mai 1857 ward die Fahrt nach Bahia angetreten und noch einmal wandte ich die Blicke zurück und schaute mir vom Bord aus die himmlische Umgebung von Rio de Janeiro an, in der ich lange Zeit zugebracht hatte und die ich wohl nimmer wieder sehen sollte. Links lag der bekannte Zuckerhut (vergl. Globus Bd. I, S. 226) und hinter diesem die mit dem schönsten Wald bewachsene, reizend angebaute Botafogo-Bucht. Durch das Hervorspringen der Spitze St. Joao und die kleine niedrige, aber befestigte Insel Lage wird der Fahrkanal bis auf 4000 Fuß verengt; aber hinter dieser Verengung übersieht man noch die ganze herrliche Bucht. Hinter Botafogo erhebt sich das Land wellenförmig, es ist dicht bewachsen und mit zerstreuten Sommerwohnungen bebaut. Auf dem Vorgebirge Maria da Gloria steht eine hübsche Kirche und dahinter, immer zur Linken, Rio Janeiro mit seinen Kasernen, Klöstern, Kirchen und Thürmen. Im Mittelpunkt des Bildes erheben sich die Inseln Villegagnon mit ihren Befestigungen und die größere Insel Gobernador aus dem blauen Meeresspiegel, während man rechts die ganze Küste des Busens bis zum Meere hin übersieht, von Praia grande an bis zum Vorgebirge St. Cruz mit seinen Festungswerken. Den Hintergrund bildeten die Nadeln des Orgelgebirges, welches die Abbildung zeigt. So gestaltet sich Hafen und Bucht von Rio Janeiro zu einer der schönsten, die man sich denken kann; dabei stelle man sich eine herrliche Sonnenbeleuchtung und die mannigfaltigen in der Bucht fahrenden und liegenden Dampf- und Segelschiffe vor.



Kreolen-Negerin in Bahia.
(Originalzeichnung von O. C. F. Grashof.)

Mit jeder Drehung der Schiffsschraube wurden wir weiter von diesen Herrlichkeiten der Natur fortgerissen, bis sie endlich ganz unseren Blicken entschwanden. Aber schon am 19. Nachmittags entrollte sich ein anderes Bild vor unseren Augen; die Küste von Bahia kam uns klar zu Gesicht. Mit dem Hafen von Rio kann man die Bai von Bahia allerdings nicht vergleichen, denn es fehlen ihr die großartigen malerischen Berglinien, die der Bucht von Rio als Rahmen dienen.

Die Bucht, an welcher Bahia liegt, ist von bedeutendem Umfange und mehrere schiffbare Flüsse, z. B. der Cachueira, münden in dieselbe. Die Stadt, deren älterer Name San Salvador ist, liegt auf einer Landzunge an der Ostseite der Bucht. Ihr gegenüber bildet die große Insel Itoporica die Westküste der Einfahrt. Der niedere Stadttheil, welcher sich unmittelbar am Gestade hinzieht, erscheint nichts weniger als angenehm, die Straßen sind krumm, eng, schlecht gepflastert und im höchsten Grade unsauber. In diesem ungesunden Quartiere der Stadt bewegt sich namentlich der Handelsverkehr, denn hier liegen die Handelskomptoirs; alle Kleinhändler haben ihre Waaren hier ausgebreitet, Fische,

Obst, Blumen und alle möglichen Produkte des Landes sind hier zu haben. Das Getümmel und Leben ist in diesem Stadttheil am interessantesten und alle Farbenabstufungen lassen sich hier beobachten, da sich mit einem Worte das ganze materielle Treiben der Stadt an diesem Punkte zusammenfindet. Da sieht man den eingewanderten Portugiesen neben den in Brasilien geborenen Abkömmlingen der Europäer, die nicht etwa wie anderwärts „Creolen", sondern „Brasileiros" genannt werden, denn „Creolen" heißen die in Brasilien geborenen Neger. Eben so heißt der Abkömmling von einem Weißen und einer Negerin nicht wie gewöhnlich Mulatte, was hier ein Schimpfwort ist, sondern Pardo. Daß an ächten Schwarzen kein Mangel ist, brauche ich nicht erst zu erwähnen. Hübsch und stark gebaute Congo- und Nago-Neger waren häufig, dagegen zeigten sich die bekanntlich am schönsten gebauten Minas-Neger (siehe Abbildung) weniger. Unter letzteren versteht man besonders die aus Oberguinea und den Nigerländern bis Timbuktu und Bornu stammenden, obgleich sie in Bezug auf Nationalität und Sprache sehr von einander abweichen. Unter den brasilianischen Sklaven nehmen sie in jeder Beziehung den ersten Rang ein; sie sind die treuesten Diener und schauen auf die anderen Neger mit einer Art Hochmuth herab. Viele von ihnen können Arabisch lesen und schreiben und die meisten können einige arabische Sprüche citiren. Diejenigen Neger, welche sich ihre Freiheit aus selbst erlangten Mitteln erkaufen, gehören gewöhnlich zu den Minas. In Bahia und Umgegend gibt es mindestens 50,000 Sklaven, die für alle Lasten das einzige Beförderungsmittel sind. Die Verkehrsmittel sind im höchsten Grade vernachlässigt, die Landstraßen fast unbrauchbar und Wagen und Lastthiere existiren fast gar nicht. Die Schwarzen schleppen die größten Lasten auf den Schultern und dem Kopfe, wobei sie einen eigenthümlichen, taktlosen Schritt zur Erleichterung sich angewöhnt haben.


Mestize von Bahia.
(Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

Von der untern Stadt am Strande gelangt man nach der obern Stadt in einer Art Sänfte, „Caldera", die an einer Stange von zwei Negern mit Gesang getragen wird. Auf den Bergen weht eine ganz andere Luft als in dem unsauberen am Meeresstrande gelegenen Stadttheile. Die obere Stadt ist hübsch, sauber und wohlgebaut, bis auf das rumpelige Pflaster. Die Straßen sind breit, die Plätze weit und Kirchen und Klöster sind in französischem Stile gebaut. Trotzdem der Handel des über 130,000 Einwohner zählenden Ortes nicht unbedeutend ist, hat sich die Stadt doch noch nicht so recht aufschwingen wollen und viele einst große und prächtige Gebäude liegen als traurige Zeugen der Bürgerkriege und Negeraufstände noch in Ruinen da.

Als eines der bedeutendsten Gebäude gilt das Schauspielhaus am Markte; der beliebteste öffentliche Vergnügungsort ist der Jardin publico, der sehr geschmackvoll auf den Bergterrassen angelegt ist. Im Mittelpunkt steht ein hoher, dem König Johann II. gewidmeter, von Marmorstatuen umgebener Obelisk. Die schönsten Mangobäume, Tamarinden, Bananen und Bahiapalmen (Coquiro de Bahia) gewähren erfrischenden Schatten und eine entzückende Aussicht auf die von vielen Schiffen belebte Rhede erfreut das Auge. Südlich vom Garten liegt die Vorstadt Victoria, wo die Fremden, hier ansässigen Kaufleute wohnen; in den dichtbewachsenen Abhängen des Berges wimmelt es von allerliebsten Kolibri's, die gleich fliegenden Insekten um die Blüthenkelche herumschwirren.

Nachdem ich im Kreise der deutschen in Bahia ansässigen Kaufleute manche gemüthliche Stunde verbracht hatte, dampfte die Teutonia am 20. Mai weiter fort, warf aber schon am 25. Abends bei dem Leuchtthurm von Pernambuco wieder Anker. Ringsum war es dunkel und nur die Lichter der Stadt warfen lange glänzende Streifen über die Meeresfläche. Am andern Morgen war die Stadt deutlich zu übersehen, doch zog ich es vor, wegen der hohen See nicht aus Land zu gehen. Pernambuco liegt weit ebener als Bahia und hat eine von diesem wesentlich verschiedene Ansicht. Die an die Stadt angrenzende Hügelkette ist flach, die Häuserreihen haben etwas Einförmiges, doch gewähren die einzeln dastehenden Leuchtthürme, die neuerbaute Kathedrale und das neue Theater eine angenehme Abwechslung; die beiden letzteren sind von dem deutschen Architekten Willmer aufgeführt. Hinter der Stadt ziehen sich stolze Palmenwaldungen hin.

Am 26. Mai Nachmittags setzten wir unsere Reise nach Lissabon weiter fort und passirten schon in der Nacht vom 28. auf den 29. die Linie. Der Steamer lief über 11 Knoten, was unter der Linie nur höchst selten vorkommt, doch sollte dies nicht lange so bleiben, denn am Abend des 2. Juni brachen plötzlich zwei Flügel der Schraube unsers Dampfers. Hierdurch nahm die Unregelmäßigkeit der Bewegung des Schiffes bedeutend zu, doch erlitt die Weiterreise nur eine geringe Unterbrechung; um aber genügend Lebensmittel und Kohlen einnehmen zu können, wurde die direkte Fahrt nach Lissabon aufgegeben und beschlossen, nach Madeira zu fahren. Am 7. Juni passirten wir den Wendekreis; am Tage brannte die Sonne heiß auf das Verdeck herab, am Abend war es dagegen so kühl, daß wir die Mäntel und Pelzröcke hervorsuchen mußten. Bei dem unregelmäßigen Gange des Schiffes hatten alle Passagiere stark von der Seekrankheit zu leiden und wir waren endlich froh, als am Nachmittag des 14. Juni vor Madeira Anker geworfen wurde.

Die Insel ist ausgezeichnet durch malerische Bergformen mit scharfen Umrissen, die sich zum Theil bis in das Meer hinabsenken und von vielen Schluchten und kleinen Thälern durchzogen sind. An der Bucht liegt am Fuße der Berge das freundliche Städtchen Funchal, das den nordischen Reisenden durch seine spitzen, zwischen grünen Bäumen hervorlugenden Dächer anheimelt. Dunkle Cypressen, vereinzelte Palmen, saftig grüne Bananen und purpurroth blühende Oleander erfreuen den Blick und ziehen sich an den Bergen hinauf, deren höchster Punkt von dem weißen, weithin schimmernden Kirchlein Nossa Senhora da Monte gekrönt wird. Unter den Gebäuden der Stadt zeichnet sich das Gouvernementsgebäude und die dunkle Kathedrale mit spitzigem Thurme aus. Am Strande brandet die Meeresfluth gegen die säulenförmig abgesonderten Basaltfelsen

und zeigen einige Forts und Küstenbatterien ihre Feuerschlünde.

Da in Bahia und Pernambuco das gelbe Fieber bei unserer Abreise geherrscht hatte, so mußten wir einige Zeit unter Quarantaine bleiben. Die Teutonia hißte die gelbe Krankenflagge auf und die Sanitätskommission kam nicht an Bord, sondern unterhandelte von ihrem Boote aus.

Nachdem die Teutonia Kohlen und Lebensmittel eingenommen hatte, setzte sie ihre Reise nach Southampton fort; wir aber wurden vom Quarantainegebäude aufgenommen. Die Aussicht von dort ist eine wundervolle. Man überblickt die kleine Nebeninsel Ilha de Pertes und einen Theil der freundlichen Stadt Funchal. Den Vordergrund bilden Basaltmassen und wilde, lavaartige Felsen; ebenso zeigt die ganze Formation des oberhalb gelegenen Berges seine vulkanische Entstehung durch Schlacken und kraterartig aufgerissene Schluchten an *).

Ein auffallender Mangel an Thieren gibt der schönen Insel etwas Trauriges. Eine eigenthümliche Fledermaus — einige Vögel, z. B. die gelbe Bachstelze, die Schwalbe und der Hänfling — und wenige Ratten, Eidechsen, Käfer und Schmetterlinge sind die einzigen Repräsentanten des Thierreichs, die den melancholischen Eindruck, den man von den meist baumlosen vulkanischen Bergen empfängt, nicht verwischen können.



Minas-Neger in Bahia.
(Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

Das Quarantainegebäude ist reinlich und gut eingerichtet, aber der Preis von drei Mill reis forta oder beinahe fünf Thaler für Wohnung und Kost täglich ist jedenfalls hoch zu nennen. Der Aufenthalt ist dabei nicht zu beschränkt und erlaubt kleine Spaziergänge ins Thal und nach den Bergen zu. Als Zeitverkürzer und Sorgenbrecher dienen die herrlichen Madeiraweine: Sercial, Tinto und Malvasier, die aber schon anfingen, selten zu werden, denn bereits seit fünf oder sechs Jahren, also etwa vom Jahre 1850 an, ward auf Madeira kein guter Wein mehr gewonnen, weil die Rebenkrankheit jede Ernte vernichtete. Die dadurch in große Noth gerathenen Winzer haben nun angefangen, Mais, Zuckerrohr u. dergl. zu bauen und sich auf diese Weise einen Verdienst gesucht, da Fabriken und gewerbliche Unternehmungen überhaupt mangeln. Schon gegen Ende des 17. Jahrhunderts galt der Wein als Haupterzeugniß der Insel und man gewann in guten Mitteljahren etwa 30,000 Pipen, von denen jedoch nur 10,000 ausgeführt wurden. Die Hälfte davon ging nach Rußland, die andere Hälfte nach Westindien und England. Da es vorgekommen war, daß man fremde Weine, namentlich von Teneriffa und Faval, in Madeira einführte und von dort wieder als ächten Madeirawein versandte, so erließ man Gesetze, daß überhaupt kein Wein in Madeira eingeführt werden dürfe, damit der gute Ruf der Insel bewahrt bleibe. Der Weinstock gedeiht auf Madeira bis zu 2700 Fuß über der Meeresfläche, doch ist das 2080 Fuß hohe Conral dos Freiras der höchste Punkt, der noch zur Weinerzeugung tauglich ist. Eine Mischung aus rothen und gelben Tufen, die man Saibro nennt, und ein Zusatz von Thon gelten als der vorzüglichste Weinboden, auch glaubt man, daß der Wein um so stärker wird, je weniger man den Boden bewässert. Eine vorübergehende Einnahme für die Einwohner gewähren die zahlreichen Brustkranken, namentlich Russen und Engländer, die das freundliche Funchal beinahe in ein großes Krankenhaus umgewandelt haben. Das Fleisch ist auf Madeira gut und für Seefische sorgt das Meer in Ueberfülle, während es das milde Klima an den herrlichsten Südfrüchten nicht fehlen läßt.

Am 18. Juni schlug unsere Befreiungsstunde. Wir wurden aus der Quarantaineanstalt entlassen, nicht ohne vorher noch von der Sanitätskommission gehörig ausgesogen worden zu sein. Wir gelangten aber aus dem Regen in die Traufe, denn im Zollhause, wo unsere Sachen untersucht wurden, wurden wir nochmals von den Steuerbeamten tüchtig geprellt, ohne daß Reklamationen etwas nützten. Ueber dieses Schröpfsystem klagen alle Fremden auf Madeira und bezeichnen den zeitweiligen Gouverneur als die Quelle dieses Uebels.

Der Name Madeira bedeutet Holz; als die Stadt Funchal zu Anfang des 15. Jahrhunderts gegründet wurde, hatte dieser Name wegen des Reichthums an Wäldern noch seine Bedeutung. Das ist aber seitdem anders geworden. Der Anbau wurde durch die Dichtigkeit der Wälder sehr erschwert und um diese in der Nähe Funchals auf die einfachste Weise zu entfernen, zündete man sie an. Furchtbar wütheten die Flammen sieben Jahre lang und legten den größten Theil der herrlichen Wälder in Asche, während der Rest unter dem Beil fiel und nach Portugal als Schiffsbauholz gebracht wurde. In dem aber von der Asche befruchteten Boden gediehen die Früchte anfangs prächtig und warfen große Ernten ab.

Ein gewöhnlicher Ausflug der Reisenden, die Madeira besuchen, ist die Ersteigung des Berges, auf welchem das Kirchlein „unserer lieben Frau vom Berge" weithin in das Meer hinausleuchtet. Der Weg ist eine der reizendsten Partien; er zieht sich bis zum Gipfel durch die prächtigsten Bäume hin, die in malerischen Gruppen die Quintas oder Landhäuser umgeben. Kleine dabei liegende Gärtchen sind ungemein sauber gehalten; frische Gebirgsquellen stürzen als Wasserfälle über das lavaartige Gestein, beschattet von starken Eichen, Cedern, hochstämmigen und schlanken Nußbäumen, die mit den Rebenpflanzungen und prächtigen Pelargonien dem Auge eine angenehme Abwechslung bieten. Vor allen aber ziehen die in den Gärten zu beiden Seiten des Weges wuchernden Bananen die Aufmerksamkeit auf sich; sie stehen in Gruppen beisammen und gewähren unter ihren kolossalen schildförmigen Blättern den angenehmsten Schatten. Blickt man rückwärts, so sieht man das üppige Land

*) Madeira hat unter seinen Basalt- und Tuffsteinmassen eine mächtige Lage von Uebergangskalk. Man schließt hieraus, daß die Insel nicht durch einen untermeerischen Vulkan gebildet worden sei, sondern daß aus einem centralen Krater der Uebergangskalk durch vulkanische Ergüsse nach und nach mit Basalt- und Tuffsteinmassen überzogen wurde. Dieser centrale Krater liegt zwischen den Pick's Ruivo, Grande und Canaries.

26*



Hafen von Rio Janeiro mit dem Orgelgebirge. (Originalzeichnung von C. E. F. Grashof.)



Ein Theil der Stadt Funchal auf Madeira. (Originalzeichnung von C. E. A. Grashof.)

zu seinen Füßen, am Meeresstrande das freundliche Funchal und darüber hinaus die weite Fläche des blauen von der Sonne bestrahlten Meeres.

Nach kurzem Aufenthalt auf dem 1774 Fuß hohen Berge, während dessen das stille kleine Kirchlein besichtigt wurde, fuhren wir auf eine sehr schnelle Weise ins Thal hinab. Zwei Männer, die den Wagenschlitten zogen, verstanden es, denselben richtig zu hemmen und vor dem Umschlagen zu hüten, so daß wir binnen sieben Minuten wieder am Fuße des Berges waren, während wir zum Hinaufklimmen eine Stunde gebraucht hatten.

Die vorherrschende Sprache in Funchal ist die englische. Allenthalben sieht man die Söhne Albions, die auch die schönsten Landhäuser an den Bergen besitzen. Sie sind hier das herrschende Element. Die Bewohner sind einfache Menschen, die sich durch große Höflichkeit gegen die Fremden auszeichnen, aber zuweilen durch ihre starke Bettelei lästig werden. Ihre Erscheinung ist eine originelle; die Männer, welche im einfachsten Anzug, ohne Jacken, erscheinen, zeichnen sich durch ein kleines blaues Tuchkäppchen aus, das auf dem Scheitel mit einer schwanzartigen steif in die Höhe stehenden Spitze versehen ist. Auch die Frauen tragen dasselbe; ihr Mantel ist von rothem oder blauem Tuche. Auf Schönheit können sie ebenso wenig, wie die Männer, Anspruch erheben; namentlich geben starke Backenknochen und wulstige Lippen den Gesichtern einen plumpen Anstrich.

Die Entdecker der Insel, Gonsalvez Zargo und Tristan Vaz, fanden sie im Jahre 1419 unbewohnt. Portugiesen kamen zum Lichten der Wälder heran und brachten maurische Gefangene mit, zu denen sich auch bald Negersklaven von der Goldküste gesellten. Aus der Mischung dieser drei Elemente gingen die heutigen Bewohner von Madeira hervor, wie es ihre dunklen mulattenartigen Gesichtszüge noch zur Genüge beweisen. Im Ganzen mag die Einwohnerzahl 120,000 Seelen betragen, davon kommen 26,000 auf die Stadt Funchal, die Fremden einbegriffen, deren man im Winter manchmal 4—5000 zählt.

Die Sprache des gemeinen Volkes ist ein eigenthümliches Portugiesisch, das ungemein rasch und mit vielen Abkürzungen gesprochen wird; die Bildung der Eingeborenen steht auf einer sehr tiefen Stufe, die wenigsten können lesen und schreiben. Nach Steen Bille's Bemerkungen scheint auch der Katholicismus nicht sehr zu floriren; nirgends sieht man Heiligenbilder und die Gleichgültigkeit der Priester beim Ausüben religiöser Ceremonien ist groß.

Seit dem Jahre 1836 bilden Madeira und die benachbarte Insel Porto Santo einen eigenen portugiesischen Distrikt mit einem jährlichen Einkommen von 210,000 Dollars.

Die Stadt Funchal erstreckt sich von dem isolirt dastehenden sonderbaren Felsen Loo Rock nach Osten ins Thal hinein. Landungsbrücken oder einen Kai gibt es nicht und man rudert in kleinen flachen Booten durch die Brandung ans Ufer. Die Straßen der Stadt sind sehr eng, ohne breite Steine an den Seiten, aber gut gepflastert. Wagen sind in Funchal eine unbekannte Sache und als einziges Fortbewegungsmittel für Lasten benutzt man einen auf Kufen gehenden Schlitten von etwa sechs Fuß Länge und zwei Fuß Breite, vor den man ein Paar kleine Ochsen spannt.

Die Wohnungen der Reichen und namentlich der Engländer sind nicht ohne Eleganz. Die Häuser der Mittelklassen sind einstöckig, äußerlich sauber gehalten, doch im Innern unbehaglich. Die Leute aus den niederen Klassen dagegen wohnen in elenden Hütten; diese sind rohe, fünf bis sechs Fuß hohe Steinmauern, die von einem aus Reisig oder Stroh gebildeten Dache überspannt werden. Da man im Klima von Funchal selten Feuer anzuzünden braucht, so genügt die Thür als einzige Oeffnung des Hüttchens, durch das die Menschen und der Rauch ein- und austreten können. —

Am 22. Juni verließ Grasshof Madeira und schiffte sich auf der portugiesischen Brigantine „El Galgo", das Windspiel, nach Lissabon ein, wo er nach langjähriger Abwesenheit wieder europäischen Boden betrat.

Das deutsche Element in Südtirol.

„Das Alpenland jenseits des Brenner und des Passes von Finstermünz muß zu Wälschland gehören! Denn seine Bewohner gehören nach Sprache und Nationalität zum romanischen Stamm!"

Solche Aussprüche hat man in den letzten Jahren häufig genug hören müssen und leider haben sich in Deutschland selbst Nachbeter für diesen Satz gefunden, ohne daß diese „kosmopolitischen Demokraten" vorher geprüft hätten, wie es denn eigentlich im Süden der Alpen mit der Nationalität bestellt sei und ob dort wirklich nur Wälsche wohnen. Antwort auf diese Fragen erhalten wir in einem Aufsatz von Dr. R. Perkmann „Studien aus Südtirol", welcher im vierten Bande, der von uns öfter mit Auszeichnung erwähnten „Oesterreichischen Revue" steht. Nach P.'s Untersuchungen gehört das Land jenseits des Brenner in ethnographischer Hinsicht thatsächlich weit mehr zu Deutschland als zu Italien.

Der gesammte Flächeninhalt der gefürsteten Grafschaft Tirol, mit Ausschluß von Vorarlberg, beträgt 503 deutsche Geviertmeilen, wovon 300 auf Süd- und 203 auf Nordtirol zu vertheilen sind. Die Zahl der Einwohner erreicht 762,000, so daß durchschnittlich 1515 Seelen auf dem Raume einer Quadratmeile leben.

In Nordtirol vermag der karge Boden unter dem empfindlichen Drucke einer rauhen Atmosphäre nicht soviel hervorzubringen, daß dadurch alle Erfordernisse für das Leben der Bewohner befriedigt werden könnten. In Südtirol dagegen spendet eine üppige Scholle, begünstigt von den Gluthstrahlen eines sonnigen Himmels, eine Fülle der verschiedenartigsten Produkte, sowohl zur Befriedigung des einheimischen Bedarfes, als auch zur Ausfuhr nach weniger gesegneten Gegenden. Daher ist es begreiflich, daß in Nordtirol die Durchschnittszahl der Volksdichtigkeit bis auf 1000 Seelen und darunter herabsinkt, während sie in Südtirol auf das Doppelte und noch höher steigt.

Die beiden Hauptsprachen des Landes bilden die deutsche und die italienische, und nach der geographischen Ausbreitung derselben theilt man die Provinz in Deutsch- und Wälschtirol. Das Gebiet der deutschen Sprache umfaßt einen Flächenraum von 382 Quadratmeilen, das der italienischen ist auf 118 beschränkt. Von der Bevölkerung vertheilt sich die

deutsche Sprache auf drei Fünftel, die italienische auf zwei Fünftel der ganzen Seelenzahl, ein Verhältniß, daß sich aus der oben angedeuteten Verschiedenheit in der Volksdichtigkeit der südlichen und nördlichen Landestheile erklären läßt.

Wer nun der Ansicht ist, daß die geographische Scheidewand zwischen Nord- und Südtirol auch zugleich die Trennungslinie zwischen den beiderseitigen Sprachgebieten sei, dem kann der folgende Thatbestand entgegen gehalten werden: von der gesammten deutschen Bevölkerung des Landes lebt mehr als die Hälfte in Südtirol, oder in bestimmten Zahlen ausgedrückt: 218,000 Deutsche in Südtirol, gegen 216,000 in Nordtirol. Vergleicht man die ethnographischen Verhältnisse im Süden der Centralkette der Alpen nach ihrer räumlichen Ausdehnung, so ergiebt sich, daß das von Deutschen bewohnte Südtirol um mehr als den vierten Theil größer ist als Wälschtirol, weil jenes erstere 382 Geviertmeilen Flächeninhalt hat, wogegen letzteres nicht mehr als 118 nachweisen kann.

Die Grenzlinie zwischen Deutschen und Wälschen beginnt im Westen bei der Zufallspitze, am „Ende der Welt“, und zieht auf dem hohen Jochgrate des Gebirges, welches die innere Hälfte des Thales Martell und ganz Ulten von den Thälern Rabbi und Val di Sol scheidet, in gerader Richtung gegen Osten bis zur Spitze des Laugen. Von da neigt sie sich gegen Süden und bleibt in dieser Richtung auf dem ganzen Verlauf des Höhenzuges, der den Nonsberg vom Etschlande trennt, über die Mandel bis zum Ausgange des Val di Non in das große Etschthal. In der Nähe der Mündung des wilden Noce in die Etsch bezeichnet am linken Ufer das Dorf Deutschmetz die äußerste Station des deutschen Elementes in Tirol, während jenseits des Noce das Dörfchen Wälschmetz den Beginn des italienischen Gebietes anzeigt. Hier durchschneidet die Linie der Sprachgrenze das Etschthal und setzt dann in der Richtung gegen Nordosten fort, auf dem Rücken jenes Jochzuges, welcher das Fleimserthal zuerst vom Etsch-, weiterhin aber vom untern Eisackthal scheidet und bis zum Hintergrunde von Fassa, am Fuße des Eisberges der Marmolata an der venetianischen Grenze fortläuft. Theils deutsch, theils italienisch redende Bevölkerung haben die unbedeutenden Bezirke von Buchenstein und Ampezzo.

Der größere und unstreitig der herrlichste Theil von Südtirol ist es also, der nicht, wie vielfach behauptet und geglaubt wird, von romanischen, sondern von deutschen Stämmen des reinsten Blutes bewohnt ist, von Stämmen, welche die edelsten Repräsentanten germanischer Art, sowohl was die physischen, als was die geistigen Merkmale betrifft, zu ihren Verwandten und Brüdern zählen können.

Rein deutsch ist zunächst das schöne Vintschgau, die Wiege der Etsch, mit seinen Nebenthälern Martell und Schnals. Schon geographisch mit dem herrlichen Volke im Schwarzwalde, an der obern Donau, am Neckar und Main in unmittelbarer Verbindung und seit jeher im fortwährenden Wechselverkehr stehend, haben die Bewohner des Vintschgau das Blut ihres Urstammes durch viele Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag unvermischt und unverfälscht erhalten. Desselben Stammes und Geistes ist die Bevölkerung im Burggrafenamte, d. h. im ganzen Weichbilde des alten Schlosses Tirol und der Stadt Meran, sowie im obern Etschlande mit den Nebenthälern von Ulten und Passeier, dessen Männer in auffallender Weise an die herrlichen Athletengestalten der germanischen Vorzeit erinnern. Im untern Etschlande und in dem größten Theile des Eisackgebietes leben die Abkömmlinge der germanisch-bojoarischen Stämme, die einst aus dem Donaugebiete über die Alpen gestiegen sind und in der Vorhalle des Südens bleibende Wohnsitze aufgeschlagen haben. Deutsch ist auch noch das gesammte Pusterthal, das Quellengebiet der Drau und der Rienz, das den natürlichen Zusammenhang Südtirols mit Innerösterreich vermittelt.

Daß die heutige Bevölkerung des Vintschgau und im Burggrafenamte nicht etwa erst im Laufe der Zeit germanisirt werden, sondern von Ursprung aus und echt deutsch sei, beweisen außer dem vorherrschenden Typus der Leute, außer den vielen historisch festgestellten Zeugnissen über die vor anderthalb Jahrtausenden erfolgte Einwanderung der germanischen Stämme aus dem Lande der Sueven und Alemannen, auch noch unzählige andere Thatsachen. Wer mit der heutigen Volkssprache im obern Etschlande, vorzüglich aber im Mittelvintschgau und dessen beiden Nebenthälern genau vertraut und daran vergleichende Studien zu knüpfen in der Lage ist, muß überrascht werden durch die vielfachen nahen Anklänge an das Altsächsische und die alten Reste der englischen Sprache. Als sprechende Zeugen der fortdauernden organischen Zusammengehörigkeit der deutschen Bewohner Südtirols mit den Stämmen an der obern Donau und am mittlern Rhein leben noch uralte Sagen, Sitten und Gebräuche, namentlich aber manche Anschauungen und Einrichtungen des Familienlebens, sowie die Dorfrechte an der Etsch, wovon manche ungeachtet der Alles nivellirenden Procedur der modernen Gesetzgebung bis jetzt noch nicht aus dem praktischen Leben verwischt werden konnten und in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit kräftig fortwirken.

Für den Wanderer, der von Norden kommend über die Alpen steigt, ist es eine überraschende Erscheinung, wenn er gerade am Südabhange derselben, im Etschthale, wie kaum irgendwo anders in so reicher Anzahl, einer langen Reihe von Bauten des reinsten germanischen Styls begegnet, wenn er von den Quellen der Etsch bis über die Hälfte ihres Laufes durch Tirol hinaus immer und immer wieder Kirchen erblickt, deren Architektur an die besten Werke der Gothik erinnert, wie in Schlanders, Meran, Botzen, St. Pauls, Kaltern, Tramin und an vielen anderen Orten, oder wenn er durch die Bauart der unzähligen Ritterburgen und Schlösser auf den reizenden Hügeln und Anhöhen des Etschthales, wo einst der deutsche Minnegesang wie im Schwabenland und an den Ufern des Rheins und der Donau ertönte, mitten in germanisches Leben versetzt wird.

Auf den fernsten und gefährlichsten Posten vorgeschoben, haben sich die deutschen Stämme in Südtirol in unbestechlicher Treue zu jeder Zeit als zuverlässige Wächter des nationalen Heiligthums bewährt, und als nicht bloß Deutschland zu großem Theil, sondern fast ganz Europa sich vor dem „romanischen Tyrannen“ gebeugt hatte, als von keiner Seite mehr eine Hülfe zu erwarten stand, da wies der einfache biedere Mann aus einem der engsten Thäler von Südtirol ungebrochenen Muthes dem Beherrscher eines halben Welttheils die stolze Stirn und zeigte den Deutschen, was ihre Aufgabe sei.

Ohne Zweifel ist es eine sehr auffallende Erscheinung, daß durch das ganze Vintschgau hindurch bis tief in das Etschland hinab nur wenige Benennungen von Ortschaften, Gegenden, Gebirgen und Gewässern vorkommen, welche deutschen Klang haben, während, wie gezeigt wurde, ringsum nur deutsche Sprache, nur deutsche Sitte und Anschauung zu finden ist. Die meisten Eigennamen sind unstreitig das Erbtheil eines fremden Volkes aus der vordeutschen Zeit Südtirols; aber so viele Versuche auch schon gemacht wurden, diese Sprache näher zu erörtern, so sind doch bis jetzt die Ergebnisse immer in den bescheidensten Grenzen geblieben. Wie weit die darauf bezüglichen Meinungen von einander abweichen, geht schon daraus hervor, daß die Einen die lateinische oder tuscische, die Anderen die griechische oder die keltische Sprache als Quelle dieser Fremdwörter ansehen.

Die überwiegende Mehrheit der nichtdeutschen Namen im Etschgebiete dürfte in den Idiomen zu suchen sein, die wie erratische Trümmer aus dem Gebiete der Germanen herausstarren, nämlich in der Sprache der Engadiner und der Grödener, die bis auf den heutigen Tag ihre Selbstständigkeit bewahrt hat, ohne eine eigentliche Literatur aufweisen zu können. Was insbesondere Obervintschgau betrifft, so läßt sich das allmälige Zurückweichen des Romaunsch, wie die Sprache der Engadiner heißt, von den Ufern und aus den Nebenthälern der Etsch historisch mit Bestimmtheit verfolgen. Ein zweites Beispiel von Germanisirung im Süden des Brenners läßt sich nur im Pusterthal, an der Drau, anführen, wohin einst die äußersten Ausläufer des slavischen Elements gegen Südwesten hinaufreichten. Aber wie in dem benachbarten Kärnthen, ist es auch in Tirol schon längst vor dem Hauche des deutschen Geistes zurückgewichen und bis auf die letzte Spur verschwunden.

Wir werfen noch einen Blick auf die abgerissenen deutschen Sprachinseln, welche südlich von dem germanischen Hauptstock liegen und von Italienern umgeben sind. Wir finden diese größeren und kleineren Gruppen deutscher Gemeinwesen in den südlichsten und südöstlichsten Thälern der tridentinischen Alpen, theils noch auf tirolischem, theils schon auf venetianischem Gebiete.

Im Quellengebiete des Progno, der sein Gewässer unweit Porcill in die Etsch ergießt, lebt ein Völklein von rein deutscher Abstammung. An 9000 Seelen zählend, bildet es eine Gemeindegruppe, welche unter dem Namen der „Tredeci Comuni Veronesi“ bekannt ist und einst unter venetianischer Herrschaft große Privilegien besaß. So wurde noch in den spätesten Tagen der venetianischen Oberhoheit Niemand als Notar oder Vicariatskanzler in den dreizehn Gemeinden angestellt, der nicht das Verständniß des dort herrschenden deutschen Dialektes nachzuweisen im Stande war.

Eine andere und viel bedeutendere Gruppe deutscher Kolonien befindet sich weiter im Osten, in einer Art Insel von Bergen, welche westwärts durch den Astico, nord- und ostwärts durch die Brenta eingeschlossen ist. Die Bevölkerung dieser Berginsel beträgt gegen 30,000 Seelen. Sie bildete seit Jahrhunderten ein gemeinsames Ganze unter der Benennung der „Sette Comuni Vincentine“ und durfte selbst unter der venetianischen Regierung ihre eigne altrepublikanische Verfassung ungeschmälert beibehalten.

Außer den angeführten finden wir noch mehrere germanische Sprachinseln, so die Landgemeinden von Füttgreit und Lafraun, die zusammen 2500 Seelen zählen. Auch ein nicht unansehnlicher Theil des jetzt sogenannten Wälschtirols ist vor Zeiten durch Ansiedler deutschen Blutes mit rein deutscher Sprache und Sitte bevölkert worden und selbst da, wo die Sprache dem fortwährenden romanischen Drucke gewichen ist, findet man noch deutsche Sitten und Gebräuche. Die Erscheinung der Romanisirung, welche uns bei den „sieben“ und „dreizehn“ Gemeinden entgegentritt, läßt sich leicht durch die Einwirkung der italienischen Priester und Schullehrer erklären, welche aus Verona und Vicenza dorthin geschickt werden. Ebenso schädlich wirkt für die ganze südliche Sprachgrenze des Deutschen in Tirol das Bisthum Trient, unter dem Südtirol in kirchlicher Beziehung steht und wo eine dem Deutschthum feindliche Gesinnung herrscht.

In den Tagen Metternichs wurde das wälsche Element auf Kosten der Deutschen bevorzugt; auch die Ultramontanen haben stets mit dem italienischen Wesen geliebäugelt. Aber heute sind die strammen Tiroler in die große deutsche Geistesbewegung gezogen worden und damit ist gegen das Vordringen des Wälschthums eine Schranke aufgebaut.

Hind's Wanderungen in Labrador.

Der Moisiefluß. — Die Nachtblindheit. — Indianerehe. — Waldbrände. — Verderblicher Einfluß des Küstenklimas auf die Indianer.

Ueber einen bisher noch wenig und ungenügend bekannten Theil der Halbinsel Labrador erhalten wir jetzt Auskunft durch ein zweibändiges Werk des Professors der Chemie und Geologie an der Universität Toronto Henry Youle Hind: Explorations in the Interior of the Labrador Peninsula, the Country of the Montegnais and Nasquapee Indians.

Der Verfasser besuchte zunächst den Moisiefluß oder Mistec-shipu, der in den Busen von St. Lorenz mündet. Bisher war dieser ziemlich große Fluß so wenig bekannt, daß ihn Bouchette in seinem 1832 erschienenen großen Werke über die britischen Besitzungen in Nordamerika nicht einmal erwähnt. Hind und seine Begleiter verließen am 10. Juni 1861 in einem kleinen Fahrzeug aus Birkenrinde die Mündung des Moisie und kehrten gerade nach Ablauf eines Monats am 10. Juli 1861 dorthin zurück. In dieser Zeit untersuchten sie den ganzen 110 englische Meilen langen Strom und trotzten in ihrem leichtgebauten Schifflein vielerlei Gefahren.

Der Moisie ist nur eine kurze Strecke oberhalb seiner Mündung schiffbar. Er entspringt auf dem mit großen Felsblöcken übersäten Tafellande von Labrador 2214 Fuß über dem Meere und bildet eine Menge größerer und kleinerer Wasserfälle und Stromschnellen, die den Reisenden zwangen, sein Fahrzeug durch Menschen in der pfadlosen Gegend bis zur nächsten schiffbaren Strecke über das Land tragen zu lassen. Oft ward man am Weitergehen durch dicke undurchdringliche Wälder gehindert, durch die man erst mit der Axt einen Weg bahnen mußte und oft machten Bären, Wölfe und andere wilde Thiere die Gegend unsicher. Außer einigen umherstreifenden Indianern war kein menschliches Wesen zu sehen, aber die Moskitos waren so zahlreich und peinigend, wie sie nur in den verrufensten Gegenden sein können.

Unter Hind's Begleitern befand sich einer, Namens Laronde, welcher einen verkrüppelten Arm hatte. Als Ursache dieser Verkrüppelung gab er an, daß sie von der Nachtblindheit oder Nyctalopia herrühre, einer Krankheit, welcher namentlich die Holzfäller in dieser Gegend unterworfen sind und die von jenen Leuten als eine Folge des fortdauernden Genusses von Schweinefleisch angesehen wird. Ein Nachtblinder hat den vollen Gebrauch seiner Augen, so lange es Tageslicht ist, bei Nacht jedoch kann er keinen Gegenstand unterscheiden, eben so wenig bei trübem oder künstlichem Lichte. Als Heilmittel wendet man eine vollständige Aenderung der Lebensweise und der Luft an. Die Nachtblinden suchen stets ihre Wohnung oder ein Obdach vor Eintritt der Finsterniß zu erreichen, weil sie sonst vollkommen

hülflos dastehen und zuweilen schrecklichen Abenteuern entgegen gehen. Laronde, der erwähnte Begleiter Hind's, erzählte ein solches, das ihm begegnete, wie er als Holzfäller am Matawan mit einem Gefährten, Namens Jerome, von der Dunkelheit überfallen wurde. Beide waren nachtblind, aber Keiner wußte dies vom Andern und Beide hatten sich gegenseitig auf einander verlassen. Laronde erzählte: „Es war spät am Nachmittage, ich wollte mein Fahrzeug in das Gebüsch hineinziehen und dann heimkehren; mein Weg betrug etwa vier englische Meilen. Auch Jerome war auf dem Heimwege. Wir kamen zu dem kleinen Bieberbache, der zwischen zwei Hügeln, die mit düsteren Tannen bestanden waren, dahinfloß. An der Stelle, wo wir ihn durchwaten mußten, hatte er etwa drei Fuß Wasser, das reißend schnell dahinfloß. In der Mitte war ein Felsen, der aber bei Ueberschwemmungen vom Wasser überfluthet wurde. Die Breite des Flusses betrug 30 Ellen. Es ward immer dunkler und als wir bei dem Felsen anlangten, hielt sich Jerome an mir fest und rief: „Steh still, Laronde, ich kann nicht sehen! Ich bin nachtblind." Auch ich sah Nichts mehr und zu unserm größten Schrecken machten wir die gegenseitige Entdeckung. Unterdessen war ein Sturmgewitter heraugezogen; wir beschlossen, auf dem Felsen im Strome auszuharren und bei dem Scheine der Blitze denselben später ganz zu durchwaten. Die Oberfläche des Steines hatte sechs Schuh im Geviert und wir kauerten uns auf derselben zusammen, so gut es angehen wollte. Das Wasser schwoll immer mehr; bereits war es in kurzer Zeit so hoch gestiegen, daß es nur noch einige Fuß unter unserem Zufluchtsorte stand, wie wir beim Schein der niederschießenden Blitze deutlich beobachten konnten.

Nur noch einen Fuß hatte das Wasser zu steigen und unser Zufluchtsort war auch überschwemmt, da krachte es plötzlich an dem Felsen. Mehrere Stämme lagerten sich quer vor und bildeten so eine Art Brücke, auf der wir ans Land zu entkommen suchten. Dabei gerieth ich zwischen zwei gegeneinander stoßende Bäume, die mir den Arm zerquetschten."

Ein anderer Theilhaber an Hind's Expedition war ein Indianer, Namens Louis, dem, obgleich er erst seit ein paar Wochen durch einen katholischen Priester getraut worden war, sein hübsches Weibchen fortgelaufen war, weil er ein schlechter Schütze war. Als sie zwei Tage verheirathet waren, zog er mit seiner Squaw auf die Seehundsjagd; sie ruderte den Kahn und er führte die Büchse. Aber alle Seehunde, auf die er schoß, verfehlte er. Die Frau ruderte mißmuthig zum Ufer zurück und lief zu ihrem Vater. Nach vielem Hin- und Herreden begleitete sie ihren Mann nochmals auf der Jagd. Aber das Ergebniß blieb dasselbe, er verfehlte jeden Seehund. Darüber erzürnt und voll Verachtung für den ungeschickten Mann entlief sie ihm abermals.

Hind hatte während seiner Expedition Gelegenheit, sich eine Vorstellung zu bilden von der ungeheuern Ausdehnung, welche die Waldbrände in diesen Gegenden erreichen. Man nimmt an, daß das Innere von Labrador nicht immer den wüstenartigen Anblick dargeboten habe, welchen es jetzt zeigt; im Gegentheil, dort standen die schönsten Wälder, aber durch furchtbare Brände sind sie zu Grunde gegangen.

Während der trockenen Jahreszeit erreicht ein solches Feuer eine Ausdehnung, die man kaum ahnt und es sind Fälle vorgekommen, daß Strecken von einigen hundert englischen Meilen Länge auf einmal niederbrannten. Hind vermuthet, daß die sogenannten „dunklen Tage" Canadas, an denen man kaum sehen konnte und große Mengen Asche fielen, nicht von Vulcanen, sondern von ausgedehnten Waldbränden herrühren, wie sie z. B. im Jahre 1785 und 1814 stattfanden.

Diese Waldbrände haben auch auf die eingeborene Indianerbevölkerung ungünstig eingewirkt. Das Wild verschwand in Folge derselben, bei den Indianern trat Hungersnoth ein und die Stämme wurden decimirt. In Folge dessen flüchteten viele Indianer an die Küsten, wo aber die Nebel, die Seeluft und die Aenderung der Lebensweise bald für sie tödtlich wurde. Auch ohne vom Hunger getrieben zu werden, kommen die Indianer oft an die Küste. Die verlockenden Nachrichten über das Christenthum sind bis tief ins Innere gedrungen und da die Priester dorthin nicht gehen, so kommen die Indianer zu ihnen, um an der Küste wie die Fliegen zu sterben.

Die Zustände in China.

Wenn in einem alten Kulturreiche, das mehr als dreihundert Millionen Seelen zählt, Alles aus den Fugen zu gehen scheint und neue Elemente mit Allgewalt über ein Land hereinbrechen, das seit Jahrtausenden ein eigenartiges und wunderbares Sonderleben geführt hat, so verdient ein solcher geschichtlicher Prozeß unsere volle Aufmerksamkeit. Uebergangszeiten solcher Art gewähren dem Beobachter eine Menge interessanter Erscheinungen.

Wir haben uns bemüht, den Gang der Dinge im Blumenreiche der Mitte und die wichtigsten Momente, welche der gewaltige Kampf darbietet, zu kennzeichnen (zuletzt im Globus Bd. V, S. 12 ff.). Heute wollen wir auf einige andere Erscheinungen hinweisen, welche für Europa von unmittelbarem Belang sind. Sie beziehen sich auf den Handelsverkehr, welcher trotz Rebellion und Krieg zwar manche Störung erfahren hat, aber keineswegs lahm gelegt worden ist. Er nimmt vielmehr, seitdem auch Stromhäfen im Binnenland eröffnet worden sind, einen großartigen Aufschwung, und im Jahre 1863 haben wir erlebt, daß von Hankëu aus, welches am mittlern Yangtsekiang liegt, vier mit Thee beladene große Segelschiffe direkt nach London gefahren sind.

Im Februar 1861 fuhr der englische Viceadmiral Hope den Yangtsekiang aufwärts, um die Strombahn genau zu untersuchen und Verbindungen mit den verschiedenen Hafenplätzen zu eröffnen. Das gelang, und seit jener Zeit fahren Dampfer in großer Menge von dem wichtigen Seeplatze Schang hai bis nach Hankëu, das einen wichtigen Stapelplatz im Binnenland bildet. Es kam aber darauf an, daß auch große Segelschiffe direkt aus See bis dorthin stromauf gingen, und die Versuche sind gelungen. Wir haben den Bericht des Kapitäns Alexander Bowers vom Dreimaster White Adder vor uns liegen und diesem entnehmen wir das Nachstehende.

Bowers fuhr mit seinem Schiff in Ballast nach Hankëu hinauf und nahm eine Ladung Thee ein; die White Adder, wie bemerkt ein Fahrzeug von 1000 Tonnen, hatte dann 19 Fuß 4 Zoll Tiefgang. Ueber die Beschaffenheit des Fahrwassers

bemerkt er Folgendes: Die erste und größte Schwierigkeit für die Schifffahrt (von der Strommündung an gerechnet) wird von dem sogenannten *Lang-Schan-Crossing* (Kreuzung, Querstrich), etwa 50 Miles oberhalb Wusung (Woosung; — die Engländer schreiben fast alle chinesischen Ortsbezeichnungen und Städtenamen in der widersinnigen Art, welche bekannt ist, und die z. B. beim Wiedergeben indischer Namen den Gipfel der Abgeschmacktheit erreicht; z. B. *Seapie*, für *Sipahi*!). Dort liegen viele Sandbänke, die zum Theil bei Hochwasser nicht sichtbar sind, und das eigentliche Fahrwasser ist sehr verwickelt. Indessen ist die Fahrt in demselben vergleichsweise sicher, weil man es abgetonnt und ein Wachtschiff auf dem Strome liegen hat. Bis *Schin-kiang* ist dann die Fahrt ganz bequem, der Strom wird enger und tiefer aber auch die Strömung heftiger. Bei *Silver-Island* mußte Bowers ans Land fahren, um seinen „*Strompaß*". abzugeben, und dabei war sein Boot in Gefahr zu kentern (umzuschlagen), denn die Gezeiten gingen so stark, daß sein mit sechs tüchtigen Ruderern bemanntes Boot kaum dagegen an konnte. Es wäre zweckmäßiger, Konsulat und Zollhaus auf ein vor Anker liegendes Schiff, oder noch besser, nach Schin-kiang zu verlegen.

Schin-kiang, an sich eine schöne Stadt, sieht jetzt recht verfallen aus, denn es war eine Zeitlang im Besitze der Rebellen. In der Nähe schneidet der große Kaiserkanal den Strom, und Bowers sah dort eine große Anzahl von mit Salz beladenen Barken, welche von Dampfern weiter stroman, an den Linien der Rebellen in der Umgegend von Nan-king vorüber geschleppt wurden. Leider ist bei der Stadt selbst kein guter Ankergrund und die Schiffe können nicht bei der „britischen Koncession" anlegen, sondern müssen gegenüber, auf der andern Seite des Stromes, ankern. (Als „Koncession" bezeichnen die Engländer einen Flächenraum, welcher ihnen von der chinesischen Regierung bei den vertragsmäßig geöffneten Häfen angewiesen ist. Auf demselben bauen sie Häuser und Magazine, so daß sich an solchen Plätzen allmälig europäische Ansiedelungen bilden.) Weiter aufwärts wird die Strömung noch heftiger und die Fahrt ist bei Nacht nicht ohne Gefahren, weil ununterbrochen viele Dampfer auf- und abfahren. Ein Zusammenstoß, z. B. der White Adder, mit einem solchen Dampfer würde einen Verlust von mehr als 300,000 Thalern verursachen, denn so viel betrug der Werth der Theeladung; vom Schiffe selbst ganz abgesehen.

Die Fahrbahn oberhalb Schin-kiang ist den Lootsen sehr wohl bekannt; an gutem Ankergrunde fehlt es nicht. So kommt man nach *Kiu Kiang* (das schon oberhalb des Poyang-See's liegt), wo schon viele Europäer sich angebaut haben. Diese Stadt (etwa 116° ö. L., 30° n. Br.) wäre ein ganz angenehmer Aufenthalt, wenn nicht die chinesischen Eisenfresser und bewaffneten Renommisten, die sogenannten „Braven", so häufig Unfug anrichteten. Im Hintergrund erhebt sich ein Bergzug bis zu 2000 Fuß Höhe und bildet einen anmuthigen Gegensatz zu der flachen, einförmigen Ebene des andern Stromufers. Der Strom ist dreiviertel Miles breit, der Ankergrund auf felsigem Boden und bei sehr tiefem Wasser nicht gut, und Kiu kiang hat die Erwartungen, welche Viceadmiral Hope von diesem Platze hegte, nicht gerechtfertigt. Es ist übrigens ein Markt für grünen Thee, schwarzer wird nur in geringer Menge zugeführt, auch werden nur wenige englische Waaren verlangt.

Von Kiu kiang bis Hankeu strömt der Yangtsekiang durch eine wunderschöne Landschaft. Bald schlängelt er sich durch eine äußerst fruchtbare gut angebaute Gegend und bald an hohen Hügeln hin, die bis zum Gipfel hinauf Aecker tragen. Am Ufer liegen, nicht selten an der Ausmündung eines Thales, Städte und Dörfer, auf den Höhen erheben sich Pagoden oder Buddhistenklöster und der Strom ist von Barken äußerst belebt. Diese ganze Gegend befindet sich offenbar in Wohlstand und Gedeihen; dort sieht man nicht mehr, wie weiter abwärts, Städte in Trümmern oder Spuren von Brand und Verwüstung.

Hankeu stand in hoher Blüthe, bevor es von den Rebellen heimgesucht wurde und an beiden Seiten des Stromes sah man einen wahren Wald von Masten. Der Schiffer, welcher sich heute dem Hafen nähert, gewahrt eine lange, imponirende Reihe von englischen „*Hongs*" und Waarenhäusern, welche bis eine Viertelstunde Wegs am Flusse Han aufwärts und wohl drei Viertelstunden weiter abwärts sich erstrecken. Diese europäischen Häuser überragen bei weitem jene der Chinesen und bieten nach der langen Stromfahrt einen sehr erquickenden Anblick. Die gerade gegenüber liegende Stadt Wu tschang (Wo chang) ist Sitz eines Vicekönigs. In Hankeu sind jetzt etwa 30 englische, vier deutsche und drei amerikanische Handelshäuser ansässig, außerdem ein russisches und ein französisches. Es handelt sich jetzt darum, für große Seeschiffe einen guten Ankerplatz ausfindig zu machen, denn die Strömung ist heftig und viel „faules", d. h. unsicheres, Wasser vorhanden. Daran trägt zu nicht geringem Theil Schuld der *Fluß Han*, welcher unter einem rechten Winkel in den Yangtsekiang mündet. Die White Adder warf drei Anker aus.

Han yang (welches mit Hankeu und Wu tschang eine sogenannte *Dreistadt* bildet) liegt am rechten Ufer des Han. Dieser ist schmal, nur etwa 120 Schritte breit, und man wohnt an seinen Ufern gesunder, als in Hankeu; das Ufer ist höher, die Luft reiner, auch der Ankergrund nicht so schlecht. Der französische Konsul hat sich dort ein Haus gebaut und man hat eine *Hängebrücke* projektirt, um die Magazine am Han mit den Läden der Kaufleute und Krämer in bessere Verbindung zu bringen.

Den chinesischen Bootsleuten darf man nicht trauen; vor einiger Zeit hatte ein Dampfer eine Ladung von 20,000 Thaler Werth einem solchen anvertraut, aber er ist verschwunden und nie mehr gesehen worden.

Die „britische Koncession" in Hankeu hat einen Flächenraum von etwa 90 Morgen, und jedes „Lot" hat seinen Besitztitel unmittelbar von der englischen Regierung erhalten. Bowers fand, daß 15 bis 20 neue englische Hongs im Bau waren; auch wurden Straßen angelegt und die Pläne zu — wie charakteristisch — einem *Clubhaus* und einer *Kirche* waren genehmigt worden. Der Schiffskapitän spricht die Ansicht aus, daß *Hankeu für das Innere China's eine nicht geringere Bedeutung gewinnen werde, wie Kiachta bisher für den Handel zwischen China und Rußland gehabt hat.*

Neben dem Gedeihen des Handels, der für die Europäer die Hauptsache ist, finden wir die innere Zerrüttung des chinesischen Reiches nach wie vor. Dasselbe wurde neulich von der „Times" mit einem *großen Walfische* verglichen, der um sich schlägt, bald auf- bald niedertaucht und Schaum auspeitscht, weil ihn gleichzeitig drei oder vier Seefüchse, sogenannte Drescherfische, quälen und peinigen; auch stehen Walfischjäger bereit, um dem Leviathan der Tiefe Speck aus dem Leibe zu schneiden und daraus, zum Frommen ihrer europäischen Interessen, Thran zu sieden. Item, der Walfisch ist im Gedränge zwischen den Harpunirern und den Seefüchsen, das Ungeheuer ist perplex, weiß nicht, wer und wo sein ärgster, gefährlichster Feind ist, und ob er beim nächsten Angriff in die Tiefe gehen oder hoch auf die Wellen geschleudert werden wird. Sind Taipings die schlimmsten Gegner, oder die amerikanischen Abenteurer, oder die in chinesischen Dörfern fechtenden englischen Söldlinge, oder ist es der französische Konsul, der sich in Alles mengt und seinen Rath aufzwingen will, oder ist es die — immer und unter allen Umständen schauderhaft selbstsüchtige

und bis zur Gewissenlosigkeit frivole — englische Regierung, welche dem Kaiser hilft und auch wieder nicht hilft? Der englische Kommodore Osborne, welcher eine chinesisch-englische Flotte gegen die Rebellen befehligt, bereitet allerlei Verlegenheiten und behandelt die Regierung von oben herunter. Der Times, die oft sehr geistreich, häufiger plump und roh ist und selten eine Ahnung hat von dem, was sittlich und recht ist, dieser Times entschlüpft doch das folgende Eingeständniß: — „Selbst Prinz Kong kann sich der Erwägung nicht verschließen, daß kein einziger unter den auswärtigen Freunden China's sich auch nur einen Pfifferling um die Dynastie oder um das Reich kümmert; daß keiner von denen, welche dem Kaiserreich ihr Schwert zur Verfügung stellen, auch nicht ein einziger von reiner oder loyaler Zuneigung für die kaiserliche Dynastie beseelt sei."

Dann streichelt das grundsatz- und gewissenlose Blatt der londoner Store- und Shop-Keepers mit der sammetweichen Katzenpfote, indem es den Chinesen zu Gemüthe führen will, daß wenigstens England insofern uneigennützig sei, als es für sich keine Gebietsabtretung verlange. Aber es hat chinesisches Territorium abgerissen, z. B. Hongkong, und wenn es weiter keinen Länderbesitz verlangt, so geschieht es ja nur, weil es eines solchen nicht bedarf, und weil er ihm nur lästig sein würde. Es befriedigt seine selbstsüchtige Habgier auf andere Weise, indem es dem Kaiser Gesetze diktirt, ihn stets einschüchtert und alle Handelsvortheile erzwingt, die es haben will. Wozu bedarf es der Gebietsabtretungen, wenn es ohne solche Alles erlangt? Im Fall England seine Hülfe zurückzöge, so deutet die Times an, würde in China Alles noch mehr drunter und drüber gehen.

Die Times ist ein Erzpharisäer. Sie schlägt selbstgefällig an die Brust und ruft: „Habe ich es euch nicht immer gesagt, daß wir den Yangtsekiang commerciell erobern müssen? Da waren aber Leute, welche zur Zeit der Lorcha-Affaire und John Bowrings darauf drangen, wir sollten nachgeben. Nun seht; wir haben nicht nachgegeben und wie gewaltig ist unser Handel!"

Bei dem handeltreibenden John Bull ist der Erfolg Alles; was sonst in der Welt ist, ist Nichts; nach Motiven wird gar nicht gefragt. Deswegen hütet sich die Times auch sehr wohl, die nichtswürdigen Streiche Bowrings (welche wir, Globus V, S. 13, urkundlich nachgewiesen haben) auch nur anzudeuten. Auf sie kommt nichts an; man hat ja nun den Triumph, daß ein mit Thee beladenes Schiff direkt aus Hankëu nach London fahren kann. „Die Dinge sind in ganz ungeheuerm Gedeihen; mit entschiedenem Erfolge machen unsere Kaufleute Invasionen in ein großes Reich, das mehrere hundert Millionen Einwohner zählt. Diese Invasion wird unterstützt durch unsere Schiffe, unsern Handel, unsere Missionäre, diese Armeen und Marketender der christlichen (!!!) Civilisation. Seien wir also nicht zu ungeduldig in Betreff politischer Vorgänge; China muß ja sehr bald reich und wohlhabend werden, und daß uns ein Antheil an diesem Reichthum zufallen muß, ist doch wohl klar genug. Der Chinese hat ja schon gelernt, zu fragen: „Kann ich assekuriren?" wenn er einem Schiffe Waaren anvertrauen will."

Nun ist für die Times Alles in der besten Ordnung. Der Chinese versichert seine Ladungen bei englischen Assekuranzkompagnien; was will man mehr? Das ist doch in der That ein Triumph der — „christlichen Civilisation", wenigstens dessen, was die plumpe Rohheit des höhern und niedern londoner Krämerthums darunter versteht, und das in der Times alle Tage präcerisirt wird.

„Die Dinge sind in ganz ungeheuerm Gedeihen" sagt die Times von ihrem Standpunkt aus. Die katholischen Missionäre, welche an Ort und Stelle sind, hegen freilich eine ganz andere Ansicht. Vor uns liegt das Novemberheft (1863) der Annales de la propagation de la foi, welche über die inneren Provinzen China's sehr oft werthvolle Nachrichten enthalten. Demgemäß verhält es sich eben jetzt mit dem „ungeheuern Gedeihen" in folgender Weise.

„Man kann dreist behaupten, daß ganz China im Innern eine Beute der Räuber, von Außen her den Invasionen der Ausländer preisgegeben ist. Von den 18 Provinzen des Reiches herrscht kaum in zweien einige Ruhe und Sicherheit. Diese sind Kuang-tung und Pe-tschi-li; doch tauchen neuerdings auch in dieser letztern Rebellen auf. Man hat es lediglich den Europäern zu verdanken, wenn in einigen Hafenstädten noch Ordnung herrscht, denn die kaiserliche Regierung wäre zu ohnmächtig, ihrerseits dieselbe aufrecht zu erhalten.

Im Westen, namentlich in den großen Provinzen Yünnan und Szutschuen führen die Muselmänner und die Lolo's einen erbitterten Krieg gegen die Chinesen. Die Lolo's sind halbwilde Bergbewohner, welche aus dem tibetanischen Hochlande in die Ebenen herabstürmen und seit sieben Jahren wie wilde Thiere in denselben hausen. Sie sagen, es sei ihre Aufgabe, durch Eisen und Feuer das von den Chinesen besudelte Land zu säubern. Ueberall, wohin sie kommen, brennen sie die Dörfer nieder und ihr Gang ist durch Blut und Ruinen bezeichnet. Nachher gehen sie in ihre Gebirge zurück und treiben gefangene Menschen und Vieh vor sich her. Die Muselmänner treiben es nicht anders. Sie sind seit dem achten Jahrhundert in China, im Westen und Norden, weit verbreitet, energische Leute, die unter einander eng zusammenhatten. Wer mit Einem von ihnen zu thun bekommt, hat sie Alle auf dem Halse und die Mandarinen vermögen ihnen gegenüber Nichts. Vor sechs Jahren beging der kaiserliche Gouverneur von Yünnan die Thorheit, alle Muselmänner für Verräther am Reiche zu erklären; er fiel unversehens über sie her und ließ viele ohne Urtheil und Recht abschlachten. Aber die Mohammedaner, keineswegs dadurch eingeschüchtert, fielen nun ergrimmt über die Chinesen her und seit jener Zeit währt das Morden und Würgen. Ein katholischer Missionär fand in Yünnan während einer viertägigen Reise kein Haus und keinen Menschen; so verödet ist das Land." —

Ueber die Taipings haben wir schon oft gesprochen; sie sind noch immer oben auf. Vor einiger Zeit rückten 4000 dieser Rebellen bis in die Nähe von Peking vor; Alles zitterte vor dieser kleinen Bande, die Mandarinen entflohen, Niemand leistete Widerstand, und die Provinz Pe-tschi-li zählt über 30 Millionen Einwohner! Die kaiserlichen Truppen ließen sich nicht sehen. In vielen Gegenden glauben sie am sichersten zu verfahren, wenn sie mit den Rebellen gemeinschaftliche Sache machen und auch ihrerseits das Land ausplündern. —

Unter solchen Umständen kann es kaum Wunder nehmen, daß ein Instinkt zum Rauben und Zerstören sich der Masse bemächtigt hat. Ein Missionär schreibt: „Wer durch die Räuber zu Grunde gerichtet wird und Alles verloren hat, glaubt ein Recht zu haben, sich seinerseits durch Raub zu entschädigen." In Yünnan haben die Missionäre ihre Anstalten in Burgen verwandelt, in völlige Festungen, wo die Flüchtlinge zu Tausenden Schutz finden. —

In der That, „das Gedeihen ist ungeheuer!"

Die Bevölkerung der schweizerischen Eidgenossenschaft.

Der Globus (III, S. 316) hat die definitive Feststellung der Flächenzahlen dokumentirt, wie solche, durch das eidgenössische topographische Bureau in Genf festgestellt, in der vom eidgenössischen statistischen Bureau herausgegebenen „Eidgenössischen Volkszählung vom 10. December 1860", 1. Lieferung, Bern 1862, niedergelegt worden sind. Es wurde indessen dort nur das Areal des ganzen Landes und einiger Kantone angegeben, von dreien auch die relative Volkszahl; darum möchte es am Platze sein, vervollständigend auf Flächenangaben und Bevölkerungsstatistik zurück zu kommen. Wir folgen hierbei der oben citirten stattlichen Arbeit unsers statistischen Bureaus, runden jedoch die Zahlen so ab, daß Bruchzahlen wegfallen: a) in den Flächenangaben, wenn jene $< 0{,}3$, b) in den Bevölkerungszahlen, wenn jene < 50 betragen. Ebenso wird eine Areal-Bruchzahl über $0{,}7 = 1$, zwischen $0{,}3$ und $0{,}7 = 1/2$ gerechnet, eine Bevölkerungs-Bruchzahl über $50 = 100$. In der Rubrik der Einwohnerzahlen bedeutet r, daß der Kanton fast ausschließlich, zu mindestens $9/10$, reformirt sei; k = katholisch, in gleichem Grade. Bei den übrigen, den eigentlich paritätischen (p) ist das Vorherrschen der einen oder andern Konfession durch pr oder pk angedeutet.

Nr.	Kanton.	Fläche in geogr. Q.-M.	Einwohnerzahl.	Nr.	Kanton.	Fläche in geogr. Q.-M.	Einwohnerzahl.
1	Zürich . .	31	266,300 r.	12	Schaffhausen	5½	35,500 r.
2	Bern . .	125*)	467,100 pr.	13	Appenzell .	7½	60,400 pr.
3	Luzern . .	27*)	130,500 k.	14	St. Gallen	36½	180,400 pk.
4	Uri . . .	19½	14,700 k.	15	Graubünden	130½*)	90,700 pr.
5	Schwyz .	16½	45,000 k.	16	Aargau .	25½	194,200 pr.
6	Unterwalden	14	24,900 k.	17	Thurgau .	18	90,100 pr.
7	Glarus .	12½	33,400 pr.	18	Tessin . .	51½*)	116,300 k.
8	Zug . . .	4½	19,600 k.	19	Waadt . .	58½	213,200 r.
9	Freiburg .	30½	105,500 pk.	20	Wallis .	95*)	90,800 k.
10	Solothurn	14	69,300 pk.	21	Neuenburg	14½	87,400 pr.
11	Basel . .	8½	92,300 pr.	22	Genf . .	5	82,900 pk.

Summa**) 752,4 Q.-M. 2,510,494 Einwohner, von welchen

1,023,430 Katholiken, d. i. 40,77 %,
1,482,848 Protestanten***), d. i. 59,06 %,
4,216 Israeliten, d. i. 0,17 %.

Auch aus der 1860er Zählung geht hervor, daß die Schweiz zu den wohlbevölkerten Ländern unsers Erdtheils gehört. Nur die beiden Niederlande, das britische Reich, Frankreich und der Deutsche Bund zeigten eine relativ höhere Volkszahl. Der Durchschnitt für den Quadrat-Kilometer stellt sich auf 61 Seelen, fällt bei Wallis auf 17, bei Uri sogar auf 14, erhebt sich aber, auch abgesehen von dem baselstädtischen Staatswesen (1100), auf sehr ansehnliche Beträge bei mehreren Kantonen. Es wohnen z. B. auf je 1 Quadratkilometer:

138 Seelen im Kanton Aargau, 151 Seelen im Kanton Zürich, 185 Seelen im Kanton Appenzell Außerrhoden, 293 Seelen im Kanton Genf.

Hinsichtlich der Sprache gliedert sich (nach Haushaltungen gerechnet) die Bevölkerung folgendermaßen:

69,51 % Deutsche, 23,37 % Franzosen, 5,43 % Italiener, 1,69 % Ladiner.

Die Bevölkerung hat im letzten Decennium um 120,378 Seelen zugenommen, d. i. um 5,04 %. Die stärkste Vermehrung zeigte sich in den Kantonen:

Baselstadt mit 37,65 %, Genf mit 29,63 %, Neuenburg mit 23,61 %, Zug mit 12,33 %, Wallis mit 11,30 %, Appenzell Außerrhoden mit 10,62 %, Glarus mit 10,48 %.

Einige Kantone weisen eine Verminderung auf, voran Unterwalden ob dem Wald.

Die Bevölkerung der Schweiz hat sich bekanntlich in tausend und tausend einzelnen Berghütten und Bauernhöfen, Weilern, Dörfern, Flecken, Städtchen und Städten angesiedelt. Die Ortschaften gehören im Allgemeinen nicht zu den größern, und wir haben nichts von jenen Riesenstädten, welche anderwärts ganze Landesbezirke mit einem Häusermeer überdecken. Es gibt — und auch dies hat sich erst in neuerer Zeit entschiedener gezeigt — es gibt nur drei Städte, welche nach der Einwohnerzahl des Stadtkerns und des Weichbildes, nach dem Umfang und Luxus der Neubauten, nach dem ganzen Leben und Treiben, dem Handel und Verkehr sich Anspruch auf großstädtischen Charakter erworben haben. Diese sind Genf, Basel und Zürich. In Bezug auf letzteres ist zu bemerken, daß, sofern bei ihm, wie bei anderen Schweizerstädten, das Weichbild mitgerechnet wird, die Seelenzahl auf 44,000 ansteigt.

Im Ganzen zählt die Schweiz 228 Gemeinden mit je über 2000 Einwohnern. Darunter befinden sich 35, die je über 5000 Seelen zählen. Wir zählen diese 35 im Folgenden auf und bezeichnen durch vorgesetztes * diejenigen unter ihnen, welche Kantons-Hauptorte sind.

*1. Genf 41,400	18. Winterthur (Zürich) . 6,500
*2. Basel 37,900	19. Vevey (Waadt) . . . 6,500
*3. Bern 29,000	20. Köniz (Bern) . . . 6,100
*4. Lausanne (Waadt) . . 20,500	21. Wädenswyl (Zürich) . 6,000
*5. Zürich 19,800	22. Biel (Bern) 6,000
6. La Chaux-de-fonds (Neuenburg) 16,800	*23. Solothurn 5,900
*7. St. Gallen 14,500	24. Langnau (Bern) . . . 5,900
*8. Luzern 11,500	25. Carouge (Genf) . . . 5,800
*9. Freiburg 10,500	26. Tablat (St. Gallen) . 5,800
*10. Neuenburg 10,400	*27. Schwyz 5,700
11. Herisau (Appenzell) . 9,500	28. Uster (Zürich) . . . 5,600
12. Locle (Neuenburg) . . 9,300	*29. Lugano (Tessin) . . . 5,400
*13. Schaffhausen 8,600	30. Horgen (Zürich) . . 5,300
14. Altstätten (St. Gallen) 7,300	31. Summiswald (Bern) . 5,200
15. Einsiedeln (Schwyz) . 7,300	32. Wahlern (Bern) . . 5,100
*16. Chur (Graubünden) . 7,000	*33. Aarau (Aargau) . . 5,100
17. Plainpalais (Genf) . 6,600	34. Wattwyl (St. Gallen) 5,100
	35. St. Imier (Bern) . 5,100

Von diesen 35 Gemeinden kommen auf die Kantone:

Bern 7, Zürich 5, St. Gallen 4, Genf und Neuenburg je 3, Schwyz und Waadt je 2, und je 1 auf Appenzell Außerrhoden, Luzern, Freiburg, Solothurn, Basel, Schaffhausen, Graubünden, Aargau und Tessin.

Die oben nicht genannten Kantons-Hauptorte zählen:

Altorf (Uri) 2,400, Stans (Unterwalden nid dem Wald) 2,000, Sarnen (Unterwalden ob dem Wald) 3,300, Glarus 4,800, Zug 3,900, Liestal (Baselland) 3,400, Appenzell (Appenzell Innerrhoden) 3,300, Trogen (Appenzell Außerrhoden) 2,900, Frauenfeld (Thurgau) 3,900, Sitten (Wallis) 4,200 Einwohner.

Daraus geht hervor, daß keiner der Kantons-Hauptorte unter 2000 Seelen zurückbleibt, sowie daß La Chaux-de-fonds im Neuenburgischen, Herisau (auch Teufen und Speicher) in Appenzell Außerrhoden, Einsiedeln im Kanton Schwyz und Bagnes im Wallis volkreicher, als der entsprechende Kantons-Hauptort sind.

Ein höchst eigenthümliches Bild stellen die Heimathsverhältnisse der schweizerischen Bevölkerung dar, weil auf eine auffallende Weise die Zahl Derjenigen abnimmt, die in ihrer Heimathsgemeinde und in ihrem Heimathskanton wohnen.

*) Hier wichen die bisher üblichen Zahlen um mehr als 1 Q.-M. ab, am meisten bei Wallis, nämlich um 15 Q.-M.

**) Ohne Rücksicht auf die Abrundungen.

***) Die „Sektirer" (5808) inbegriffen.

Es wohnen auf 1000 Seelen:

587 in der Heimathsgemeinde, 275 in einer andern Gemeinde desselben Kantons, 91 in einem andern Kanton. Dazu kommen 46 Ausländer und 1 Heimathsloser.

Die Zahl Derjenigen, welche ihren Heimathskanton bewohnen, hat im letzten Decennium um 41‰ abgenommen; dagegen hat zugenommen die Zahl derjenigen Schweizerbürger, die in einem andern als dem Heimathskanton sich aufhalten, um 25‰, der Ausländer um 17‰.

Die Kantonsbürger sind am stärksten vertreten in Appenzell Innerrhoden, Luzern, Wallis, Uri, Tessin, Aargau, Bern, Schwyz, Unterwalden und Graubünden, nämlich zu mehr als 900‰, am schwächsten in Neuenburg (523‰), Genf (494‰) und Baselstadt (306‰).

Am zahlreichsten findet man die Schweizerbürger anderer Kantone in Baselstadt (406‰), Neuenburg (372‰) und Zug (218‰). Dagegen hat Appenzell Innerrhoden auf je 1000 Seelen nur 31, Wallis nur 19, Tessin nur 4.

Die meisten Ausländer finden sich in Genf (346‰), Baselstadt (287‰) und Neuenburg (98‰). Dagegen hat Unterwalden nid dem Wald auf je 1000 Seelen nur 5, Uri 6, Unterwalden ob dem Wald 7, Luzern 8.

Die immer anwachsende Zahl von Schweizerbürgern, welche in anderen Kantonen niedergelassen sind, zeigt sich u. a. auch darin von praktischer Wichtigkeit, weil von Bundeswegen die diesfälligen Rechtsverhältnisse erst geregelt werden müssen. Bis jetzt folgte hierin jeder Kanton seiner eignen Auffassung, und da konnten eine Menge Unbilligkeiten, Unklarheiten und Streitigkeiten nicht vermieden werden. Es sei z. B. ein Zürcher A im Kanton St. Gallen wohnhaft: Zürich hält am sogenannten Heimathsprinzip fest und fordert von demselben A den Beitrag zur Armensteuer seiner Heimathsgemeinde; St. Gallen hingegen hält am Territorialprinzip fest und fordert von demselben A den Beitrag an die Armensteuer seiner Wohngemeinde. So hat A das Vergnügen, doppelt besteuert zu werden: einmal zu Gunsten des Heimathsprinzips und einmal zu Gunsten des Territorialprinzips. In ähnlicher Weise müssen die vormundschaftlichen, die Erbschafts-, die Ehescheidungsverhältnisse, die Angelegenheit der gerichtlichen Betreibungen und Konkurse geregelt werden, und das für eine Zahl von circa 230,000 Schweizerbürgern. E—i.

Fischfang und Fische bei Odessa.

In den meisten europäischen Ländern, welche Meeresküsten besitzen, widmet man in der letzten Zeit der Fischkultur große Aufmerksamkeit. So auch in Rußland. In einem Bericht des „Archivs für die wissenschaftliche Kunde von Rußland" finden wir nachstehende Bemerkungen über den Fischfang bei Odessa.

Der odessaer Fischmarkt wird nicht nur von den nächstgelegenen Küsten des Schwarzen Meeres versorgt, sondern auch von den Mündungen des Dniestr, des Bug und des Dnjepr und aus den angrenzenden Seen oder Limanen. Man findet ihn daher in jeder Jahreszeit sehr mannigfaltig ausgestattet. Es fehlen indessen bis auf wenige Ausnahmen diejenigen Fische, die wegen ihrer Kleinheit oder aus anderen Gründen nicht als Nahrungsmittel dienen, wie die Stichlinge (Gasterosteus), die Seenadeln (Syngnathus), die Haie (russ. Akuly). Eine vollständige Kenntniß der Fische, die an der Nordküste des Schwarzen Meeres vorkommen, kann man aber nur erlangen, wenn man außer dem genannten Markt auch die Fischereien besucht und bei denselben dem Herausziehen der Netze und anderer Fanggeräthe beiwohnt.

Der Fischfang an der Nordküste des Schwarzen Meeres geschieht überhaupt mit 1) sogenannten Newody, d. i. etwa Zugnetzen; 2) den sogenannten Merjöji, d. i. etwa Wandnetzen; 3) mit Senken (russ. Podjomnyia sjeti, d. h. Hebenetzen); 4) mit sogenannten Samolowi, d. i. Selbstfängen, und 5) mit Angeln (russ. Udotschki).

Die Newody oder Zugnetze sind von sehr verschiedener Größe und namentlich von 200 bis 1500 Saschen (d. h. 1400 bis 10,500 engl. F.) Länge bei zwei bis vier Saschen (d. h. 14 bis 28 engl. F.) Höhe. Man fängt mit denselben fast jede Art von Fischen, kann sie aber nur da anwenden, wo das Ufer flach abfällt und sandig ist. Die Küste an der Nordseite von Odessa bei dem sogenannten Peresip (d. h. der Umschüttung oder Anschüttung) besitzt diese Beschaffenheit, auch liegen an ihr eine ganze Reihe von sogenannten Netzfischereien (Newodnie rybnie sawodi) oder Gebäuden, in denen die Fischer wohnen und ihre Geräthe aufbewahren. Neben jedem dieser Gebäude liegt eine Warte, welche aus einer etwas geneigt in die Erde gegrabenen hohen hölzernen Säule besteht, die ihrer Länge nach mit quer gegen sie gestellten Stufen oder Sprossen und am obern Ende mit einem Sitze versehen ist. Auf diesen Gerüsten sitzen am Tage fast immer einige wachthabende Fischer, um, so weit ihr Auge reicht, das Meer zu beobachten. Sobald sie eine Schaar von Makrelen (russ. Skombrija, d. i. Skomber Skombrus L.) gegen die Küste anrücken sehen, geben sie ihren Gefährten ein verabredetes Zeichen, so daß diese Zeit haben, ihr Netz danach auszuwerfen. Es ist bemerkenswerth, daß dergleichen Warten schon von den alten Griechen angewendet und Ichthyoskopi oder Thynoskopi genannt wurden.

Südlich von Odessa ist eine beträchtliche Strecke der Küste so steil und felsig, daß sie die Anwendung der Zugnetze (Newody) nicht zuläßt, weshalb denn auch an dieser Seite der Stadt erst jenseits des Ortes Lustdorf Fischereien bestehen.

Die Merjoja ist ein Netz, dessen Maschen bis zu sieben engl. Zoll (¼ Arschin) im Durchmesser haben und aus sehr festen Schnüren (is bitschewok, d. h. aus Peitschenschnüren) bestehen. Sie ist mehr als 100 Saschen (700 engl. Fuß) lang und gegen sieben Fuß breit. Dieses Netz wird durch angebundenen Ballast auf dem Meeresboden aufgestellt und verbleibt daselbst einige Tage und bisweilen auch eine ganze Woche. Es fangen sich in diesen Netzen fast nur große Butten und Rochen und es wird von den ersteren ein sehr beträchtlicher Fang einige Werst südlich von Odessa, bei dem sogenannten kleinen Brunnen (Maloi fontan) betrieben.

Die Senken (Podjomnyia sjeti) sind sehr dicht gestrickt und bilden so zu sagen riesige Schläuche. Sie sind theils viereckig, theils rund und werden mittelst Rollen und Winden, die am Ufer befestigt sind, in horizontaler Lage auf den Meeresboden niedergelassen. Sie verbleiben nur 10 bis 15 Minuten in dieser Lage und werden dann wieder schnell herausgezogen oder besser zu sagen aufgehoben. Einige solcher Senknetze liegen an der odessaer Landungsbrücke zum Fange verschiedener kleiner Fischarten, namentlich Atherina pontica *Eichw.*, Alausa

Cultriventrix *Nordm.*, **Alausa delikatula** *Nordm.*, **Mullus barbatus** *L.*, **Gobius pellucidus** *Kessl.*

Selbstfänge (Samolowi) nennt man große eiserne Haken, die an einem starken Stricke (der sog. Chrebtina, d. i. Rückgrat) fest verbunden sind. Man nennt sie so, weil sie ohne jeden Köder angewendet werden. Große Fische, vorzüglich die Störe und Hausen, gehen an diese Haken, wahrscheinlich nur aus Neugierde, bewegen sich um dieselben und bleiben auf diese Weise mit verschiedenen Theilen ihres Körpers hängen. Da viele Fische durch diese Haken schwer verwundet werden, sich aber dennoch losreißen, so ist die Anwendung dieser Selbstfänge, so viel ich weiß, in den Flüssen gesetzlich verboten und nur im offenen Meere erlaubt. Die Fischereien, welche die Selbstfänge als vorzüglichstes Geräth gebrauchen, werden Hakenfischereien genannt. Bei Odessa giebt es keine, wohl aber an den Mündungen des Dnjepr und Dnjestr, wo viele sogenannte „Rothfische" vorkommen.

Das Fischen mit Angeln ist in Odessa und in der Umgebung dieser Stadt in starkem Gebrauch. Sowohl an der Landungsbrücke als auch an dem südlich von der Stadt gelegenen felsigen Ufer sieht man täglich viele Angler. Sie fangen hauptsächlich Gobius-Arten, Makrelen, Platessa luskus Pall. (russ. Gloffi). Als Köder an den Angeln gebraucht man vorzüglich kleine Seekrebse von den Gattungen Krangon und Palaemon, außerdem aber auch verschiedene kleine Fische, wie z. B. Atherina und kleine Sardellen.

Unter den Seefischen, welche im Sommer auf den odessaer Markt gebracht werden, sind die folgenden sowohl ihrer Menge als ihres wohlschmeckenden Fleisches halber sehr geschätzt.

1) Skomber skombrus L. (russ. Skombria, Skumbria oder Balamut). Dieser ausgezeichnete Fisch, welcher längs der ganzen Küste des westlichen Europa's den Hauptgegenstand des Fanges ausmacht und dort Makrele genannt wird, findet sich den ganzen Sommer über an der Nordküste des Schwarzen Meeres. Er zieht fast immer in großen Schaaren dicht an der Oberfläche des Wassers, so daß das Meer durch sein Erscheinen geschwärzt und so zu sagen getrübt wird, weshalb ihn auch die moldauer Russen Balamut genannt haben. Die Makrele des Schwarzen Meeres ist nicht sehr groß, selten über 12 engl. Zoll lang, hat aber ein sehr zartes Fleisch. 10 Stück derselben werden in Odessa je nach der Jahreszeit mit 15 bis 30 Kopeken bezahlt. Man fängt sie vorzüglich mit großen Zugnetzen, doch beißen sie auch leicht an die Angel. Die jungen Makrelen, welche sich immer in abgesonderten Schaaren halten, werden von den Russen Schibrik und von den Griechen Tschirus genannt.

2) Kephal (Mugil). Die Benennung Kephal bezeichnet nicht eine Art, sondern ein Geschlecht von Fischen, indem darunter diejenigen Arten der Gattung Mugil verstanden werden, die im Schwarzen Meere vorkommen. Diese sind namentlich: Mugil kephalus Cuv., M. Chelo Cuv., M. auratus Risso, M. saliens Risso. Von diesen wird M. kephalus fast 2,3 engl. Fuß lang und mehr als 10 Pfund schwer, aber M. saliens nicht mehr als sieben engl. Zoll lang. Der Kephal ist im Allgemeinen ein runder, rundschuppiger kräftiger Fisch, hat aber gar keine zum Ergreifen und Zerbeißen seiner Beute geschickte Zähne. Er nährt sich daher vorzugsweise von weichen Substanzen, wie Pflanzen, Würmern und kleinen Insekten. Wie die Makrele zieht er in großen Schaaren und hält sich den ganzen Sommer über an der Nordküste des Schwarzen Meeres, indem er nicht selten in die Salzseen eindringt, die durch Wasserarme (oder nach einem dortigen Provinzialismus: Griki) mit diesem Meere zusammenhangen.

Das Fleisch der Kephalen oder Mugil-Arten gilt für noch wohlschmeckender als das der Makrelen.

3) Die als Rhombus maeoticus Pall. bekannte Scholle (russ. Kambula). Dieser Seitenschwimmer erreicht 2 Fuß Länge bei 1,3 Fuß Höhe und 40 russische Pfund Gewicht. Seine linke Seite, an der sich beide Augen befinden, zeigt beträchtliche Farbenverschiedenheiten, die wahrscheinlich von dem Lebensalter und von dem Aufenthaltsorte abhängen. Sie wird mit dem Alter des Individuums gleichartiger und dunkler. Die rechte augenlose Seite ist nicht immer von reinem Weiß, sondern nicht selten mit einigen schwarzbraunen Flecken versehen. Ebenso sind auch die knöchernen Schilde, welche die Seiten ihres Körpers unregelmäßig besetzen, sehr verschiedenartig.

Die Kambula und namentlich die großen Individuen dieser Species halten sich fast immer in beträchtlicher Tiefe, weshalb auch über ihre Lebensart wenig bekannt ist. Sie gehören so zu sagen zu den ansässigen Fischen, denn, obgleich sie je nach ihrem Lebensalter und der Jahreszeit von einer Lokalität in eine andere übergehen, so geschieht doch dies nie durch große Wanderungen oder Reisen. Die Kambula laicht zu Anfang des Frühjahrs. Größere Individuen dieser Art werden fast ausschließlich in den starken Wandnetzen (Merjoji) gefangen, kleinere aber auch in den Zugnetzen und an Angeln.

4) Gobius-Arten, russisch: Bytschki (d. h. kleine Ochsen). Sie sind für das Schwarze Meer besonders charakteristisch. Von 25 Arten, die man bis jetzt aus diesem Meeresbecken beschrieben hat, gehen nur zwei oder drei auch in das benachbarte Mittelländische Meer über. Die pontischen Gobius-Arten unterscheiden sich außerdem von denen des Mittelländischen Meeres durch ihre Größe und durch die starke Entwickelung ihrer Flossen, besonders der zweiten Rücken- und der Analflosse. Die vorzüglichste Eigenthümlichkeit der Gobius-Arten liegt aber ohne Zweifel in der seltsamen Form ihrer Bauchflosse. Anstatt zweier getrennten Bauchflossen findet sich nämlich bei ihnen nur eine, in Gestalt eines flachen, breiten Trichters, dessen Wand an der Vorderseite mit einem tiefen Einschnitt versehen wäre. Dieser Trichter wird wahrscheinlich während des Schwimmens nahe an die Kehle des Fisches gehoben, um zur Unterstützung des Kopfes zu dienen, der bei jedem Gobius sehr groß ist.

Die Bytschki bevölkern in zahlloser Menge die Küstenstriche des Schwarzen Meeres und die Limane (Haffe) der in dasselbe mündenden Flüsse. Viele von ihnen leben auch in den Flüssen selbst und in den mit dem Meere zusammenhangenden Salzseen. Einige Arten dieser Gattung halten sich vorzüglich zwischen Steinen, während andere den Aufenthalt zwischen Seegräsern vorziehen. Ganz nackte, sandige Stellen sind aber allen zuwider. Auszeichnend für dieselben ist auch eine besondere Sorgfalt für ihre Eier, welche sie entweder in gefahrlose, enge Höhlungen zwischen Steinen ablegen oder auch in künstlich gebaute Nester. Von der anderen Seite sind sie aber sehr räuberisch, so daß sie sich gegenseitig ausrotten. Die größeren Individuen fressen kleinere und schonen dabei nicht einmal ihre eigene Nachkommenschaft.

Die Unruhen auf Neuseeland und deren Veranlassung.

Der Krieg mit den Maoris gewinnt eine immer größere Ausdehnung. Es handelt sich dabei um einen Raffenkampf, in welchem zuletzt die „Wilden“ den englischen Civilisationsbarbaren erliegen werden. Aber nach Allem, was von Seiten der Engländer gegen die neuseeländischen Eingeborenen an Unthaten und Gewaltsamkeiten verübt worden ist, klingt es doch seltsam, wenn diese Engländer sich beklagen und von Barbarei sprechen, weil britische Soldaten von den Maoris ermordet werden. Leute, welche z. B. in Australien planmäßig Hetzjagden gegen die Eingeborenen angestellt haben und dieselben niederschossen, als seien sie Kängerus oder Opossums, haben gar kein Recht, ihrerseits über „Barbarei“ zu schreien. Der Spieß wird einfach umgekehrt; ihnen geschieht nur, wie sie selber gethan haben. (Siehe Globus V, S. 95.)

Die um ihr Land betrogenen Maoris haben nun einen Kampf der Verzweiflung begonnen. Sie sahen, daß das fremde Element mehr und mehr überwucherte und sie zurückdrängte; sie sind wie Fremdlinge in ihrem eigenen Hause geworden. Selbst das, was die europäische Civilisation ihnen Gutes zubrachte, schlug zum Nachtheil aus, denn es paßt für sie nicht, ist ihrer ganzen Anlage und Begabung unangemessen, sie können es platterdings nicht mit ihrem Innern verquicken.

Es ist gar nicht die Schuld dieser Leute, wenn diese ihnen zugebrachte oder mehr oder weniger aufgezwungene Civilisation rein äußerlich und durchweg auswendig bleibt; sie können eben nicht anders. Welch ein Rühmen hatten die Missionäre von diesen Maoris gemacht, die, einst Menschenfresser, nun so gute und glaubensstarke anglikanische Christen geworden seien und am „Sabbath“ so exemplarisch sich benähmen! Man fand sie „charmant“, als ein Maorihäuptling englische Gentlemen bewirthete, Messer und Gabeln aus Birmingham auf dem Tische liegen hatte, nicht mit den Fingern speiste, die Suppe aus Wedgwood-Porzellan aß, Roastbeef und Plumpudding verzehrte und die Gesundheit der Königin Victoria in hochheimer Schaumwein ausbrachte. Kein Zweifel, es hatte mit der „Civilisation“ der Maoris seine volle Richtigkeit. Und nun?

Selbst die Städte sind nicht sicher vor den Eingeborenen, die Noth der Engländer ist groß; die Berichte sagen: „daß die gesammte weiße Bevölkerung mit Vernichtung bedroht“ sei. Man ruft die Goldgräber unter die Waffen, hat die australischen Kolonien um Rettung angefleht und Werbeoffiziere nach Sydney und Melbourne gesandt, von wo dann auch schon, zu Ende Augusts und Anfang Septembers, einige tausend Freiwillige auf Dampfern nach Auckland befördert wurden.

Die Bewegung hat beinahe alle Maoristämme ergriffen, nur einige wenige nördlich von Auckland und einige Häuptlinge auf der südlichen Halbinsel waren noch nicht feindselig aufgetreten, aber auch ihnen durfte man keineswegs trauen. In vorderster Reihe stehen die Waikato, an dem gleichnamigen Flusse, nur etwa 12 deutsche Meilen südlich von der Hauptstadt Auckland, und die Truppenbewegungen waren zunächst gegen diese muthigen und gefährlichen Feinde gerichtet. Am 17. Juli gelang es den Engländern, sie aus einer ihrer Befestigungen bei Kohiroa zu verdrängen, aber damit war wenig gewonnen, weil jene sich sofort in eine noch stärkere Position am Waikato zurückzogen. Sie haben weit und breit ein ganzes System, ein Netzwerk von Schießgruben und viele stark befestigte „Pah's“, landesübliche Burgen, die einen äußerst schwierigen Zugang haben und mit großer Tapferkeit vertheidigt werden. Einige wurden von Dampfern aus, aber ohne Erfolg, bombardirt. Bisher sind die meisten Angriffe, welche von den Engländern gegen derartige Pah's unternommen wurden, fehlgeschlagen, und sie haben allemal eine große Menge Menschen dabei eingebüßt. Wird aber ein Pah wirklich genommen, dann ist auch noch nicht viel gewonnen, weil die Maoris sich stets die Rückzugslinie offenhalten und sofort wieder in einem andern Pah verschanzt dastehen.

In einem Brief aus Auckland heißt es: „Wir haben einen Krieg auf Leben und Tod. Die Stadt Taranaki ist nur sicher, weil jeder Bürger als Soldat dient; in Wellington und Hawkes-Bay erwarten wir täglich einen Ausbruch.“ Alle regelmäßigen Truppen, welche bisher in Australien und auf Tasmanien standen, sind nach Neuseeland befehligt worden. Freiwilligen ist, nach Beendigung des Krieges, Ländereibesitz auf Kosten der Waikatos in Aussicht gestellt, und damit ausgesprochen worden, daß die Maoris ihren Grund und Boden verwirkt haben. Man sieht keine Rettung, außer in einem System von Militärkolonien, etwa in der Weise, wie die Römer dergleichen in eroberten Ländern hatten; jeder Kolonist soll zugleich Soldat sein. —

Was die Folge aller dieser Wirren und blutigen Fehden sein wird, ist klar genug. Das Verhängniß nimmt seinen Gang und will sich erfüllen. Die braunen Leute müssen zu Grunde gehen; sie werden von den Weißen ausgerottet. Nachdem schon die Goldentdeckungen viele tausende von Abenteurern — und was für welche! — nach Neuseeland gelockt hat, zieht nun der Krieg eine zweite Stromfluth solcher Leute heran, welcher ohne Zweifel eine dritte folgt. Viele dieser weißen Leute werden den Beschwerden oder den Kugeln der Maoris erliegen, aber trotzdem wird das Land sich füllen und den Urbewohnern wird es ergehen, wie etwa den einst so mächtigen Irokesen, welche einst weit und breit Nordamerika mit ihrem Kriegsruhm erfüllten. Vor nun hundert Jahren war ihr „Bund der sechs Nationen“ noch sehr gefürchtet; gegenwärtig leben noch ein paar tausend Nachkommen dieser Tapferen in sogenannten „Reserven“, kleinen Gebieten, in welche sie gleichsam eingepfercht sind. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß jenen Maoris, welche den Kampf überleben, ein ähnliches oder gleiches Loos zu Theil wird. Denn dieser Krieg ist sicherlich noch nicht der letzte: der Uebermuth der Sieger und die Verzweiflung der braunen Leute wird zeitweilig kleinere Fehden hervorrufen, welche dann allmählig das Werk der Vernichtung vollenden.

Schon früher haben wir (Globus IV, S. 218 ff.) das vortreffliche Buch Ferdinand von Hochstetter's über Neuseeland, Stuttgart 1863, Cotta'scher Verlag, besprochen und dasselbe nach Verdienst gewürdigt. Es ist eine meisterhafte Arbeit, in welcher namentlich auch die Maoris eingehend behandelt werden. Wer die betreffenden Abschnitte liest, wird sofort begreifen, um was es sich bei dem Kampfe handelte und wie nichtsnutzig die ganze Art und Weise ist, in welcher die londoner Blätter, voran natürlich die Times, die neuseeländischen Streitigkeiten ihren Lesern darstellen. Sie gehen alle von der selbstsüchtigen Maxime aus: What is good for England, is good for the world! Dieser Ausspruch rührt von dem bekannten Freihandels-Agitator Wilson her, welcher diesem Satze gemäß viele Jahre lang seinen „Economist“ schrieb, der in Deutschland, namentlich in Berlin, so viele Gläubige fand.

Wilson wurde dann Unterstaatssekretär, ging nach Indien, um dort das Finanzwesen nach seiner Maxime zu ordnen, und scheiterte. Richard Burton, über dessen Wanderungen an der Küste von Afrika wir demnächst reden, bezeichnet Wilson's Maxime as a farcical sentiment. Aber die Engländer legen sie fast überall als Maaßstab an; John Bull meint: „Was gut für England ist, ist gut für die ganze Welt." Doch das beiläufig.

Hochstetter hebt hervor, daß fast gleichzeitig mit der napoleonischen Auffassung des „Rechts der Nationalitäten" auch unter den Eingeborenen Neuseelands eine nationale Bewegung begann, „deren Endziel Befreiung von der Fremdherrschaft sein sollte und Gründung eines Maoristaates unter einem nationalen Maori-König". Diese Bewegung hat ihre klaren, leicht nachweisbaren Ursachen in dem gegenseitigen Verhältnisse der Maoris und der eingewanderten Europäer.

Die Thatsache, daß seit Einwanderung der Fremden die Zahl der Maoris von Jahr zu Jahr eine geringere wurde, während jene der Europäer zunahm, entging den Maoris nicht; ihr Bewußtsein, daß eine gänzliche Abhängigkeit von der mächtigern Rasse und völlige Unterdrückung nicht ausbleiben werde, mußte zum Gegensatz und Widerstand führen. „Wo zwei verschiedene Rassen so in einem Lande beisammen wohnen, da mußte es zu Konflikten kommen, früher oder später."

Die Partei, von welcher die nationale Bewegung ausging, gehörte den mächtigen Waikatostämmen im Centrum der Insel an und dehnte ihren Einfluß bald auch auf andere Stämme aus. Durch die Wahl eines Maorikönigs und Einführung einer eigenen Gerichtsbarkeit fanden die Engländer ihre „Souverainetät" beeinträchtigt, die Maoris, Urbesitzer des Landes, wollten fortan den Engländern keinen Grund und Boden mehr verkaufen und dadurch gegen eine weitere Ausdehnung der Europäer eine Schranke ziehen.

Die englische Regierung ignorirte anfangs das Fastnachtsspiel eines Maorikönigs. Die Sache hatte aber ihre sehr ernste Seite. Die Maoris hielten öfters zahlreich besuchte Runanga's, politische Versammlungen, und als Hochstetter 1859 den Maorikönig und die Führer der Bewegung persönlich kennen lernte, begriff er sofort die ganze Tragweite der Bestrebungen.

Nationalgefühl und Unabhängigkeitssinn waren bei den Maoris von jeher stark ausgeprägt. Diese Eingeborenen hatten sehr viele Ursachen zur Unzufriedenheit gegen die englische Regierung, welche für ihre Beschwerden nur ein taubes Ohr hatte. Die Landgesetze wurden schlecht gehandhabt; die Regierung zeigte sich gleichgültig gegen die Interessen der Maoris. Nichts, sagten diese, geschehe, um Gesetz und Ordnung einzuführen; der Gouverneur kümmere sich nicht um seine Landeskinder, mache nie Reisen ins Innere, um sich von dem Zustande der Eingeborenen zu überzeugen, verstehe auch die Maorisprache nicht. Deshalb müßten die Häuptlinge, welche nach der Stadt kommen, mit untergeordneten Leuten verkehren, nicht, wie es doch ihrer Würde angemessen sei, mit dem Gouverneur selbst. Recht und Gerechtigkeit habe im Innern des Landes keine Vertreter; die Regierung sehe ruhig zu, wie die alten Stammesfeindseligkeiten bei dem geringsten Anlaß zu offenen blutigen Kriegen führen, durch welche die Eingeborenen mehr und mehr decimirt würden. Die Regierung führe wohl genaue statistische Protokolle über die Zahl der Eingeborenen, aus denen sie berechne, um wie viel ihre Zahl sich jährlich vermindere, sie thue aber Nichts, um die Ursache dieses Aussterbens zu heben. Man belaste die für die Eingeborenen aus Europa eingeführten Waaren mit ungerechtem Zoll, indem eine einfache wollene Decke, wie sie jeder Maori nothwendig für seine Kleidung gebrauche, nach dem Gewichte besteuert sei und mehr Zoll bezahlen müsse, als das Seidenkleid und die Spitzen, welche die reichen europäischen Damen in der Stadt tragen. Man unterwerfe den Verkauf von Munition und Schießwaffen an die Eingeborenen strengen Gesetzen, lasse aber Spirituosen aller Art, deren Genuß nur schädlich wirken könne, ungehindert verkaufen. Im Allgemeinen sei das Benehmen der Europäer gegen die Maoris ein solches, als ob diese ein niedrigeres, nur zum Sklavendienst bestimmtes Volk seien.

Hochstetter erzählt folgende, sehr bezeichnende Thatsache. Zwei Maorimädchen saßen in der Stadt Auckland an der Straße. Eine englische Dame, Frau eines sehr geachteten Missionärs, der im Innern wohnte, fragte: „Was macht Ihr hier?" Die Mädchen antworteten unhöflich: „Was geht das Euch an!" Als die Frau sich zu erkennen gab, entschuldigten sich beide, weil sie „eine Mutter aus dem Innern" erkannten und sagten: „Wir werden hier wie Hunde behandelt und deshalb behandeln wir die Europäer auch so."

Die Maoris sind wesentlich ein ackerbautreibendes Volk, aber sie benutzen den Boden in verschwenderischem Style. Ihr rechtliches Verhältniß zu Grund und Boden ist schwankend. Herrenloses Land gab es nicht auf Neuseeland, aber auch weder Staatsland noch Privatland, sondern der Bezirk, welchen ein Stamm bewohnte, war in communistischem Sinne sein Eigenthum, der Boden war, wie Luft und Wasser, Gemeingut aller Stammesgenossen; jeder konnte Gebrauch davon machen, wie er wollte, und so lange er sein Stück bearbeitete, hatte er eine Art Eigenthumsrecht auf dasselbe. Es wurde erworben durch Besitznahme und als Eigenthum bewahrt durch ununterbrochene Besitzesübung. Der Besitz des Einzelnen war durch seinen Bonner mit dem Stamme rechtlich gesichert; einen andern Begriff von Privateigenthum gab es nicht.

Diese Verhältnisse hatten schon vor der Einwanderung der Europäer zu vielen Fehden geführt, durch Verträge mit den Engländern bekam dann der Landbesitz auch Geldeswerth, indem man nun Land verkaufte. Dabei machten die Maoris, denen das Ganze neu war, oft die übertriebensten Ansprüche, z. B. auf Entschädigungen, wenn auch gar kein Grund dazu vorhanden war. Vor dem Vertrage von Waitangi, welchen die Engländer mit den Maoris schlossen, hatten die Häuptlinge oft ganze Bezirke für ein paar Pfund Tabak oder einige Werkzeuge verkauft. Jenem Vertrage zufolge bezahlte nun die Regierung für jeden Acre einen Schilling, also 10 Silbergroschen. Aber unter den Maoris bildete sich eine sogenannte Land-Ligue und diese suchte jeden weiteren Verkauf zu verhindern.

So wuchs die gegenseitige Spannung, aber die Maoris beschränkten sich noch auf passiven Widerstand. Sie wünschten gesellschaftliche und staatliche Einrichtungen und eine derartige Regelung ihrer Verhältnisse, daß ihre Rasse vor dem Aussterben gesichert werde, und die Bewegung war nicht unmittelbar gegen die Autorität der Königin von England gerichtet. Aber unter den bisherigen Bedingungen wollten sie kein Land mehr verkaufen. Die Regierung aber wollte dergleichen für die Einwanderer haben. Den ersten Anlaß zu Feindseligkeiten gab ein Landverkauf in der Provinz Taranaki, an der Südwestküste der Nordinsel. Ein Eingeborener hatte 600 Acres bei Neu-Plymouth verkauft; aber der Häuptling Wiremu Kingi widersetzte sich, weil der Verkäufer kein Recht habe, Land ohne des Häuptlings Bewilligung zu verkaufen und trieb die Feldmesser fort. Diese kamen unter dem Schutz englischer Truppen wieder, im März 1860, und die Maoris baueten nun ein Pah, eine Festung, welche von den Engländern angegriffen wurde. Diese thaten

den ersten Schuß und waren demnach, den Anschauungen der Maoris zufolge, für alles weitere Blutvergießen allein verantwortlich. Seitdem ist dann diese Fehde zu einem Rassen- und Vernichtungskampf angewachsen.

Die Maoris haben nun ihren König. Ihre Nationalflagge ist weiß, mit Roth eingefaßt, hat ein rothes Kreuz, drei Sterne und trägt die Inschrift: Nuitireni, d. h. Neuseeland. Die drei Sterne gelten als Sinnbilder der drei Grundsätze des neuen Königthums, nämlich: Whakapono, Aroba, Ture, also: Glaube, Liebe, Gesetz.

Die Kurgane in den südrussischen Steppen.

Kleinere oder größere künstlich aufgeworfene Erdhügel, die sich in verschiedenen Formen durch das südliche Rußland und im Norden durch ganz Südsibirien hindurch bis in das Gebiet des Amurstromes erstrecken, nennt man in Rußland Kurgane. Daß sie nicht von einem Volke herrühren und nicht einerlei Bestimmung hatten, ist klar, so sehr auch noch die Meinungen über ihre Bedeutung von einander abweichen. Man muß allerdings zweierlei Arten Kurgane unterscheiden. Grabkurgane oder Erdauswürfe über Gräbern und einfache Kurgane, die keine Gräber enthalten. Sie unterscheiden sich namentlich durch ihre Lage. Die Grabkurgane trifft man einzeln oder in Mehrzahl an einem Orte, aber ohne Regelmäßigkeit in ihrer gegenseitigen Lage und sie zeigen keine durchgehende Verbindung mit benachbarten Kurganen, während die einfachen Kurgane stets in einer gewissen Verbindung mit den ihnen zunächst liegenden stehen. Die in den südlichen Theilen des Gouvernements Jeniseisk, namentlich im Kreise Minusinsk, in so großer Zahl vorkommenden Kurgane gehören der ersten Klasse an; hier gibt es viele Thäler, welche mit Grabkurganen für einzelne oder Familien dicht übersäet sind; die Gräber sind stets mit Fliesen oder Thonschiefer eingefaßt. Die Umwohner nennen sie „Tschudengräber“ und graben aus denselben allerlei Metallgegenstände: Säbel, Messer, Dolche, Ringe, Pferdegebisse u. s. w. aus. Einzelne solcher Gegenstände kommen bei den russischen Landbewohnern häufig vor.

Nach Stepanow dienen die einfachen Kurgane, welche keine Grabstätten sind, als Landzeichen (Majak) oder Wegweiser, wodurch der Verband der kriegerischen Horden auf dem Zuge gegen Westen den nachfolgenden oder weit entfernten Schaaren den Weg habe anzeigen wollen. Beobachtet man diese Art Kurgane genauer, so entdeckt man in ihrer Stellung eine besondere Regelmäßigkeit, welche deutlich auf eine Verbindung derselben unter einander hinweist. Ein russischer Reisender, dessen Namen nicht angegeben ist, bemerkt hierüber in der Sewernaja ptschela vom 18. Juni 1852: „Die ersten Kurgane auf meinem Wege von Moskau nach der Krim sah ich auf der ersten Station von Bjelgorod nach Charkow und dann fand ich sie fortwährend in den Gouvernements Charkow, Poltawa, Jekaterinoslaw, dem Lande der donischen Kosaken, Taurien und Cherson. Da ich die Kurgane täglich sah, so bemerkte ich immer, daß sie je nach einer Richtung hin stets in derselben Ordnung wie zu einem bestimmten Zweck errichtet waren. Erstens kamen mir keine einzelnen Kurgane vor und stets liefen sie zu zwei, zu drei, zu vier, zu fünf bei einander fort, zu sechs sah ich keine; sie standen nicht in einem Haufen beisammen, sondern immer in einer Reihe, wobei der größte in der Mitte war; dieser letztere hatte fast stets in seinem Gipfel eine Vertiefung, als wäre hier eine große Grube gewesen. In jeder solcher Reihe waren die sie bildenden Kurgane nach einer Richtung aufgeworfen. Die Linie, der eine Kurganreihe folgt, läuft meistens von Osten nach Westen und die zusammenstehenden Gruppen von Kurganen befinden sich meist in gleicher Entfernung von einander. Diese Entfernung beträgt etwa 100 Werst, so daß man einen freien Blick von einer Kurganreihe zur andern hat. Jede Kurganlinie enthält nur gleichartige Reihen, wenn in einer Linie nur zwei Kurgane sind, so finden sich auf der ganzen Linie in dieser Richtung immer nur zwei Kurgane. Es gab allerdings auch Linien mit wechselnden Reihen, so daß eine Reihe von zwei Kurganen mit einer andern von drei u. s. w. wechselte, aber dieser Wechsel tritt in einer bestimmten Ordnung, regelmäßig und nicht bunt durcheinander ein.

Auf diese von mir bemerkte Stellung und Einrichtung der Kurgane fußend, glaube ich, daß sie im Alterthum allerdings errichtet wurden, um den Weg durch die Steppen zu zeigen, daß sie somit als Wegweiser dienten. Die Verschiedenartigkeit der Kurganreihen bezeichnete die Verschiedenheit der Wege, so daß man wissen konnte, welcher bestimmten Kurganlinie man bei der Unternehmung eines Zuges zu folgen habe. Wenn man noch jetzt irgend einer Linie gleichartiger Kurganreihen folgt, so geht der Weg gerade aus und wendet sich nicht ordnungslos von einer Seite zur andern. Mir scheint, wenn man die Steppenkurgane auf einer Karte anmerkte, mit Bezeichnung der Linien gleichartiger Reihen und der Form der Kurgane in den Reihen, so würde die allgemeine Vergleichung ihrer Richtungen zu interessanten Ergebnissen führen.

Bei einer solchen Anordnung konnten die Steppenkurgane keine religiöse Bedeutung haben. Die Bildsäulen, welche man auf der Höhe einiger dieser Kurgane findet und die das russische Volk „Mütterchen“ (baba) nennt, lassen zwar Beziehungen zu Religionsgebräuchen vermuthen. Die Bilder gleichen sich alle und sind von sehr roher Arbeit; sie bestehen aus dicken Granitblöcken und stellen eine weibliche Figur mit zwei Brüsten dar. Auf den Kurganen trifft man sie selten noch, da sie meist fortgeschleppt sind.“

Einem Berichte aus Nikopol entnehmen wir über den zuletzt aufgefundenen großartigen Grabkurgan Folgendes. Er lag im Gouvernement Jekaterinoslaw drei Werst von der tschertomlitzkischen Station und hatte durch seine Größe schon lange die Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Denn er war 40 Faden lang, 32 Faden breit und 8 Faden hoch, auf seiner Spitze stand eine große steinerne Figur, wahrscheinlich ein altes Götzenbild. Bei der Aufgrabung fand sich unter der obern Erdschicht eine Schicht von gewaltigen Steinen, die aber, wie es ihre Beschaffenheit nachwies, von weit her geschleppt sein mußten. Als man die Steine fortgeschafft hatte, kam man auf zwei Lagen Asche, die nur durch eine dünne Sandschicht von einander getrennt waren. Man sieht daraus, welch eine hohe Wichtigkeit dieser Grabhügel in den Augen Derer gehabt haben muß, die ihn aufgeworfen haben, da sie alle Mittel anwandten, um ihn so unverwüstlich als möglich zu machen und seinen Inhalt vor den spähenden Augen der Menschen zu verbergen.

In der Mitte des Kurgans fand man zwei Menschengerippe, ein männliches und ein weibliches. Ersteres trug einen

starken goldenen Reif um den Hals, letzteres war mit goldenen Ohrringen seltsamer Form und mit dicken fünffach gewundenen Armbändern geschmückt. Hinter diesen beiden Gerippen standen die Skelette von 11 Pferden, die höchst wahrscheinlich lebendig mit ihren Gebietern begraben worden waren. Das lederne Zaumzeug zerfiel bei der leisesten Berührung in Staub. Neben dem weiblichen Gerippe lag eine bronzene seltsam geformte Lampe; um ein eiförmiges Becken, das zur Aufnahme des Oels bestimmt war, waren acht längliche Schälchen sternförmig angebracht, an deren Enden noch deutlich die Vorrichtung zur Befestigung des Dochtes zu erkennen ist.

Dicht an dem Orte, an welchem die beiden Gerippe aufgefunden wurden, stieß man auf einen Keller, der durch eine breite Sandschicht in zwei Theile getrennt war. In dem ersteren fand man (zu Anfang Juli 1863) drei bronzene Vasen, von derselben Form, aber verschiedener Größe und mit Verzierungen in Gestalt von Ziegenböcken versehen. Im zweiten Keller lag nur ein Kind; dagegen hat die Entdeckung eines in die Keller führenden unterirdischen Ganges zur Auffindung von höchst werthvollen silbernen und goldenen Schmucksachen geführt, deren Werth auf 30,000 Rubel angegeben wird. Außer vielen goldenen Ohrringen, Armbändern, Ringen u. s. w. fand man eine massive silberne Schüssel und eine silberne Vase. Alle diese Kostbarkeiten lagen bunt durch einander im Sande zerstreut; rund herum lagen große aus schwarzem Thon angefertigte und mit Asche und Erde angefüllte Töpfe, eiserne Pfeilspitzen und andere Waffenstücke, deren seltsame Form die Errichtung dieses Grabhügels in die fernsten Zeiten zu versetzen scheint, als noch skythische Reiter über die unabsehbaren Steppen Südrußlands sprengten und Tod und Vernichtung in die Reihen der Legionen trugen, die den römischen Adler auch in diesen unwirthbaren Gegenden als Zeichen der Weltherrschaft aufpflanzen wollten.

Sitten und Gebräuche der Malayen auf der Insel Karimon.

Nach eigenen Beobachtungen geschildert von **R. Doch**, Bergingenieur in Freiberg.

I.

Die Malayen wohnen im südlichen Malaka und auf vielen Inseln des hinterindischen Archipelagus. Sie sind durch ihre äußere Erscheinung, Gebräuche und zum Theil auch durch ihre Religion wesentlich von den benachbarten Völkern verschieden.— Was ich hier von ihrer Lebensweise und ihren Sitten erzählen will, bezieht sich zum größten Theil nur auf solche, welche die kleinen Inseln bewohnen und eine ärmere, noch weniger kultivirte Volksklasse bilden. In ihren Städten, an den Höfen ihrer Fürsten und in den europäischen Kolonien sind sie in vielen Beziehungen anders.

Der Malaye hat eine hellbraune, etwas ins Röthliche spielende Hautfarbe, ist gewöhnlich von mittlerer Größe und wohlproportionirtem Körperbau, doch sind die Züge des Gesichtes grob, ein Umstand, durch den er sich stark von dem Bengalen unterscheidet, dessen Gesicht, trotz seiner dunkelbraunen Farbe, oft auch dem Europäer schön erscheint. Die Religion der Malayen ist die mohammedanische, doch darf man eine wirkliche Kenntniß der Lehre des Propheten und ein Festhalten an den von ihm eingesetzten Gebräuchen fast nur bei den Radschas (Fürsten) und ihren Umgebungen suchen. Das gemeine Volk, wie ich es bei einem längern Aufenthalt auf einer kleinen Insel des indischen Archipels kennen lernte, hat eigentlich nur Aberglauben und spricht selten von Allah, desto mehr aber von Setan, dem Teufel. —

Durchgängig sind die Malayen schlechte Arbeiter, aber an sich nicht etwa ungeschickt; sie verstehen es recht wohl, mit den einfachsten Geräthen zierliche Häuser aus Bambusrohr oder Holz zu errichten, starke und hübsche Boote zu bauen, in Holz zu schnitzen, zu spinnen, zu weben und Waffen zu schmieden, aber zu einer schweren, anhaltenden Anstrengung sind sie unbrauchbar. Deshalb beschäftigen sie sich auch verhältnißmäßig wenig mit dem Bebauen von Feldern, sondern pflanzen lieber Kokospalmen und Bananen, welche regelmäßig und ohne Pflege ihre Früchte bringen. Fischfang und Handel mit ihren Landesprodukten bringen ihnen genug ein, um ihre äußerst bescheidenen Bedürfnisse zu befriedigen, denn an Kleidungsstücken bedarf der Malaye nur des Sarong, das heißt eines um die Hüften geschlungenen, bis fast zu den Füßen niederhängenden Tuches und eines Kopftuches; Jacke und Hose sind schon seltene Luxusartikel. Hat er außerdem Reis, ein wenig Fisch und einige Bananen, so ist er vollkommen zufrieden gestellt und wird gewiß nicht arbeiten, um Ersparnisse zu machen oder sich noch weitere Genüsse zu verschaffen. Die Häuser sind aus Bambus oder aus Matten hergestellt und stehen meist nicht unmittelbar auf dem Erdboden, sondern ruhen auf mehrere Fuß hohen Pfählen, um die Feuchtigkeit des Bodens und die Schlangen abzuhalten.

Während der heißen Tageszeit in diesen Hütten zu kauern, ohne irgend eine Beschäftigung, und den Abend mit malerisch über eine Schulter geworfenem Sarong und stolz emporgehaltenem Kopf langsamen Schrittes umher zu spazieren, ist hinreichender Zeitvertreib für einen Malayen. Die häuslichen Arbeiten, denen sich die Frau zu unterziehen hat, sind begreiflicher Weise auch sehr unbedeutend und beschränken sich wohl einzig auf das Zubereiten der genannten einfachen Speisen. Den Reis unterwerfen die Weiber einem sehr sorgfältigen Reinigungsprozeß, indem sie ihn erst in einem hölzernen Troge mit einem einige Zoll dicken Stabe stampfen und dann in einem sehr flachen und breiten Korbe heftig rütteln und aufwerfen. Im Essen läßt sich ein Malaye nie stören, meine Leute kamen auf meinen Ruf stets sehr eilfertig herbei, aber vom Essen stand gewiß Keiner auf, auch in einem dringenden Falle nicht. Ich konnte es durch anhaltendes Rufen höchstens dahin bringen, daß Einer oder der Andere den Kopf aus seiner Hütte hervorstreckte und mir kauend zurief: „Tuan saya makan!" (Herr, ich esse.) —

Große Freunde sind die Malayen von Singen und Tanzen. Die Lieder, welche ich allabendlich singen hörte, hatten sehr einförmige Melodien, in denen fast jede fünfte oder sechste Note ein Triller war. Da die Leute stets mit undeutlicher, näselnder Stimme sangen, so konnte ich selten mehr, als das in jedem Liede sich häufig wiederholende Wort „makan" (essen) verstehen. Es scheint demnach, daß der poetische Gedankenflug dieser Lieder nicht hoch ging. Der Gesang wird meistens durch regelmäßiges Taktschlagen auf einer flachen

metallenen Trommel begleitet und der Tanz entweder von einer einzelnen Person oder von zwei gegen einander tanzenden ausgeführt. Er besteht in einem graziösen Reigen und Drehen des Körpers mit entsprechenden Bewegungen der Arme und des Kopfes, wobei der Tanzende nicht etwa hüpft, sondern nur langsam abgemessenen Schrittes sich nach verschiedenen Richtungen hinwendet.

Oft sah ich, wie schon ganz kleine Kinder, die noch vollkommen unbekleidet umherliefen, mit durchaus ernster Miene und nicht ohne Geschick auf solche Weise tanzten, wie sie es von den Erwachsenen gesehen hatten.

Mehrmals hatte ich den Anblick eines Waffentanzes, der von zwei Männern ausgeführt wird. Zu diesem Schauspiel kam stets die ganze Bevölkerung unsers kleinen Dorfes zusammen und setzte sich lachend und schwatzend unter den Kokospalmen am Strande in einem Kreise nieder, grell beleuchtet von einigen Fackeln, die auf in die Erde gesteckten Pfählen befestigt waren. Nun erscheinen die Musikanten: ein alter Mann mit einem dudelsackartigen Instrument, dessen gellende Töne eine auffallende Aehnlichkeit mit Kindergeschrei haben und auf dem er die wunderlichsten, sehr mißtönenden Phantasien vorträgt. An seiner Seite kauern einige nackte Knaben, die mit rasender Geschwindigkeit kleine, zwischen den Knien eingeklemmte Pauken mit den Fingern bearbeiten, während ein hinter ihnen stehender Mann in langsameren Takte mit einem, mit Baumwollenzeug umwickelten Holzklöppel auf die Metalltrommel schlägt. Langsam tritt jetzt ein Tänzer, möglichst gut und sauber gekleidet, in den Kreis und beginnt in der oben angedeuteten Weise zu tanzen; nach einiger Zeit bückt er sich nieder und hebt einen Säbel vom Boden auf, den er betrachtet, die Schneide prüft und dann langsam, wie fechtend, zu schwingen beginnt. Er nimmt verschiedene phantastische Fechterstellungen ein, versteckt den Säbel hinter seinem Rücken oder einem Bein, schleicht sachte vorwärts und führt einen plötzlichen Streich gegen einen eingebildeten Feind. Nachdem er es einige Zeit so getrieben hat, setzt er sich seitwärts nieder und läßt einen zweiten Tänzer dasselbe Spiel wiederholen. Plötzlich aber erhebt sich der erste wieder und schreitet, den Säbel in der Faust, auf seinen Gegner zu. Beide umtanzen sich nun langsam, ihre Arme und Waffen im Takte schwingend. Doch allmälig werden ihre Bewegungen drohender, sie führen zuerst langsame, endlich aber raschere Schläge gegen einander; der Eine bückt sich und stößt nach dem Beine seines Feindes, während dieser, bei Seite springend, nach dessen Kopf schlägt. Aber auch hierbei umkreisen sie sich, noch immer tanzend, mit einer gewissen Regelmäßigkeit ihrer Bewegungen. Endlich sind Beide bis zu einem solchen Grade erhitzt, daß man keinen Tanz, sondern einen wirklichen Kampf zu sehen glaubt; sie springen gegen einander, der Eine führt einen wüthenden Streich, während der Andere, schnell ausweichend, sich auf ein Knie fallen läßt, die Säbel klirren laut zusammen. Dann umschleichen sich die Tänzer eine Zeit lang, tief, fast bis auf den Boden gebückt, um schnell wieder auf einander loszustürzen. Beide vergessen so ganz, daß sie nur tanzen, daß sie endlich laut kreischend umherspringen, während auch ein Theil der Zuschauer sich von dem Boden erhebt und mit Händeklatschen und Geschrei sein Vergnügen zu erkennen gibt. Die Musikanten haben ein rascheres Tempo angenommen und blasen und schlagen, so heftig sie nur können, um den Schluß des Schauspiels so effektvoll wie möglich zu machen.

Endlich treten die beiden Tänzer erschöpft aus einander und verlassen den Kreis, in den aber bald ein neues Paar eintritt, um denselben Tanz zu wiederholen.

Solche Abendunterhaltungen fanden aber nur selten statt; für gewöhnlich hörte ich Abends nur leisen Gesang mit Trommelbegleitung oder auch nur ein eintöniges Schlagen auf die Trommel aus einem oder dem andern der am Meeresstrande hin zerstreuten Häuser hervorklingen, denn auch in den herrlichsten Mondscheinnächten blieben Alle in ihren Wohnungen, während ich oft, selbst nach ermüdender Tagesbeschäftigung, Stunden lang mich nicht satt sehen konnte an der Pracht einer solchen klaren, tropischen Nacht, wenn nach der übermäßigen Hitze des Tages ein kühleres Lüftchen über das Meer her kam, das klare Bild des Mondes sich zitternd darin bewegte und dann durch die Kronen der Kokospalmen über mir fuhr, deren kolossale gefiederte Blätter rauschend zusammenschlugen.

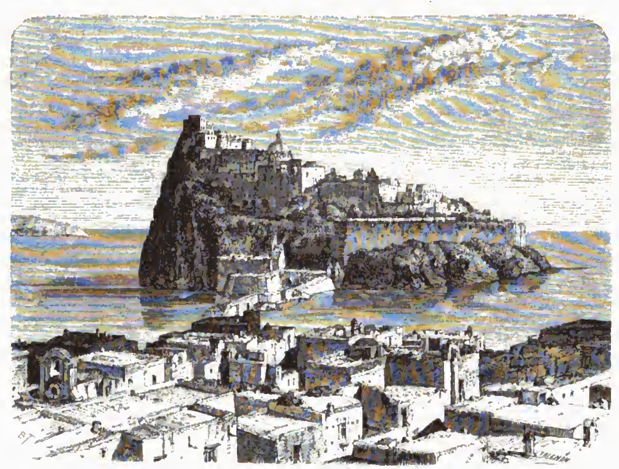
Den Malayen, als Mohammedanern, ist es erlaubt, mehrere Frauen zu heirathen, doch machen, der dadurch erwachsenden Kosten wegen, nur Wenige von dieser Freiheit Gebrauch. Auf der Insel (Karimon), die ich bewohnte, hatte nur der einige Stunden weit von meinem Wohnplatz residirende Radscha mehrere Weiber, etwa 15, die manchmal der Unterhaltung wegen, nur von einigen Ruderern begleitet, in einem Boot zu unserem Kampong (Dorf) kamen, denn unnöthig eifersüchtig, wie sonst die Mohammedaner, sind die Malayen nicht. Die Frauen und Mädchen gehen unverschleiert und auch nur leicht gekleidet; meist haben sie nur einen Sarong unter den Armen her über der Brust zusammen geschlungen; seltener tragen sie noch eine lange weiße Jacke. —

Eine besondere Feierlichkeit ist, einige Tage vor der Hochzeit, die Uebergabe des zur häuslichen Einrichtung bestimmten Vermögens des Bräutigams an den Vater der Braut. Ein Mädchen unseres Kampongs sollte von einem im Dienste des Radscha stehenden jungen Mann heimgeführt werden; zu diesem Zweck hatte er eine Summe Geldes, wohlweislich Alles in Kupfermünze, daß es mehr aussähe, bei sich, und dieses Geld wurde in festlichem Zuge in das Haus der Braut gebracht. Sechs verheirathete Frauen trugen das Geld in kleine, bunte Tücher gewickelt auf den Schultern, langsam daher schreitend, umgeben von einer Schaar junger Männer, die lachend, schreiend und tanzend fortwährend ihre Flinten luden und abschossen. Als sich der Zug dem Hause der Braut genähert hatte, traten aus demselben einige Männer mit gezogenem Kris (langem Dolch) hervor und widersetzten sich dem Weitergehen der Frauen; aber die Begleiter derselben zogen nun auch ihre Waffen und erzwangen sich durch ein Scheingefecht den Zugang zu dem Hause und den Eintritt in dasselbe.

Wenn die Weiber der Malayen auch im gewöhnlichen Leben eine erträgliche Stellung haben, so sind sie doch ihren Männern tief untergeordnet und ganz von denselben abhängig, was z. B. daraus hervorgeht, daß ein Mann seine Frau an seinen Gläubiger als Pfand übergeben kann und daß sie dann mit diesem zusammen wohnen muß, bis sie durch Bezahlung der Schuld zurückgekauft wird. Ich habe gesehen, wie ein Mann den allgemeinen Unwillen und Zorn seiner Nachbarn erregte, als er heimlich mit seiner Frau, die er schon seinem Gläubiger übergeben hatte, davon laufen wollte. Das Ende des Streites war, daß man den liebenden Ehemann fortjagte und die Frau in des Gläubigers Haus zurückkehrte.

Aus allen Erdtheilen.

Die Insel Ischia. Unter den gleich Blumen ins Meer gestreuten Inseln, welche in den Meereswogen an Italiens Küste auftauchen, ist keine so lieblich und anmuthig, als Ischia. Homer gedenkt ihrer in der Ilias zuerst unter dem Namen Enarime; Strabo und Plinius geben ihr den Namen Pithekusa und Aenaria, von denen der letzte von Aeneas herstammen soll, der hier mit seinen Schiffen landete. Ischia ist rein vulkanischen Ursprungs. Der hoch gehobene, scharf und grotesk gezackte Epomeo, welcher 2368' über dem Meeresspiegel liegt, war einst der Centralpunkt der gewaltigen unterirdischen Kräfte. Ihn umgeben, meist gegen Süden und Westen, ein Dutzend kleinere Vulkane. Ganz unabhängig steht der kühn und isolirt gegen Nordwest vorgeschobene Monte Vico da.



Die Insel Ischia. (Nach einer Originalzeichnung.)

Ischia ist von etwa 30,000 Menschen bewohnt, von denen ungefähr der fünfte Theil Einwanderer aus Neapel und den gegenüber liegenden Küsten des festen Landes sind. Die Ischioten sind ein schöner und kräftiger Menschenschlag. Ihre Physiognomie hat etwas Edles; die bräunliche Gesichtsfarbe und das schwarze Haar lassen den Südländer erkennen. Die Frauen sind groß, schlank und nicht ohne Grazie; unter den Mädchen finden sich Schönheiten. Ihre Nationaltracht ist der griechischen ähnlich; sie besteht aus einem grünen und rothen Mieder, mit Goldborten und Stickereien aufs Zierlichste eingefaßt, doch ist sie nun fast ganz verschwunden. Männer und Frauen arbeiten in den Weingärten und wenn die Ernte vorüber ist, beschäftigen sich Mädchen und Frauen mit dem Wirken der Leinwand, weben Teppiche oder flechten Körbe und Hüte aus Stroh.

Die Insel wird in drei Bezirke getheilt, von denen jeder seinen Friedensrichter und Syndicus hat. Das Städtchen Ischia ist der Sitz eines Bischofs, es liegt am östlichsten Punkte der Insel hart am Meere; im Hafen finden selbst kleine Dampfboote Schutz. Das Kastell von Ischia, welches unsere Abbildung vorführt, liegt ernst und gebieterisch auf einem 320' hohen Felsen, welcher sich isolirt gegen Procida aus dem Meere erhebt und vermöge eines Dammes und einer Brücke mit dem Städtchen verbunden ist. Die schwarzen und kahlen Mauern beherbergen eine kleine Besatzung.

Das vorzüglichste Produkt der Insel ist der Wein, besonders der weiße; er wird am Spalier oder an kleinen Stöcken gezogen. Er kann mehrere Jahre aufbewahrt werden, ist ein sehr gesundes Getränk und wird nach Rom und Genua ausgeführt. Zwischen den Weinstöcken gedeihen Feigen, Citronen, Aprikosen, Pfirsiche, Johannisbrod etc. Besonders berühmt sind die Feigen, die getrocknet einen bedeutenden Ausfuhrartikel bilden. Getreide und Gemüse werden wenig gebaut und die Anpflanzung der Oelbäume ist vernachlässigt. Seide und Baumwolle wird nur zu eigenem Bedarf gewonnen.

Die Fischerei ist sehr einträglich und besonders die des Thunfisches, mit welcher sich die Fischer von Ischia und Foria vorzugsweise beschäftigen; auch der Fang der Delphine, Schwertfische und Hundefische ist gewinnbringend. Von wilden Säugethieren werden auf der Insel nur Hasen und Kaninchen angetroffen; unter den Zugvögeln werden besonders Wachteln zu Tausenden gefangen.

Ischia ist seit den ältesten Zeiten seiner Mineral- und Heilquellen wegen berühmt. Als bekannt und chemisch untersucht befinden sich hier 35 Mineralquellen, die viel von Kranken besucht werden.

Der Umfang des ganzen Eilandes beträgt 18 Miglien, wenn die verschiedenen Biegungen eingerechnet werden. Eine Fahrt zu Wasser um die Insel erfordert bei stiller See acht Stunden. Sehr lohnend ist eine Besteigung des Epomeo, dessen weißer Trachytgipfel spitz wie eine Nadel ausläuft. Man überschaut die Kette der Apenninen von Terracina bis nach Calabrien, die Bai von Neapel, die Inseln Capri und Procida, welche gleich Smaragden aus dem Meere auftauchen und die ganze von vulkanischen Kräften zerrissene Insel Ischia.

Wien. (Gesellschaftsreise nach Konstantinopel und Athen im Frühjahre.) Das ausführliche Programm für die Gesellschaftsreise im Jahre 1861 nach Konstantinopel und Athen, welche in Wien durch den Redakteur der k. Wiener Zeitung k. k. Rath Dr. Leopold Schweitzer und den Redakteur Franz Tuvora organisirt wird, liegt uns vor. Darnach wird die Reisegesellschaft Samstag den 26. März 1861 den Hafen von Triest verlassen, am 31. März in Konstantinopel (wo sechstägiger Aufenthalt genommen wird) und Samstag den 9. April in Athen eintreffen. Außerdem werden noch zum kurzen Aufenthalte Corfu, Zante, Syra, Smyrna, Ancona und Venedig berührt. Der Preis einer Theilnehmer-Karte ist mit 230 fl. in Banknoten ö. W. festgesetzt, wofür während der ganzen 20tägigen Reise alle wie immer gearteten Reisebedürfnisse bestritten werden. Für die Fahrt zur See ist ein Separat-Dampfer gemiethet, welcher außer den Theilnehmern Niemand an Bord nimmt. Die Bedingungen für diese Reise sind sehr günstig; im vorigen Jahre hatten die Theilnehmer an einen Cafétier, dem das Subscriptions- und Kassawesen der Unternehmung zufällig anvertraut war, 350 fl. (somit um 120 fl. mehr als jetzt) zu bezahlen. Ueberdieß werden diesmal auch drei Hafenplätze mehr besucht. Das Programm wird auf Verlangen durch die Expedition der k. Wiener Zeitung zugesendet. Dasselbe bietet auch für Nichtreisende Interesse. Die zahlreichen Illustrationen, welche nach Originalzeichnungen Tuvora's dem Texte eingeflochten sind, zeigen uns das neue Serail, die Sophien-Moschee, einen türkischen Banquier, der sein Geschäft auf der Straße ausübt, einen öffentlichen Schreiber, verschleierte türkische Frauen u. dgl. m.

Aus Ostindien. In Bombay soll eine große orientalische Bibliothek errichtet werden, welche auch alle in Sanskritsprache erschienenen Werke umfassen wird.

Die Andamanen-Inseln, über die unsere Kenntniß noch eine sehr lückenhafte ist, sollen wieder in den Kreis europäischer Einwirkungen gezogen werden. Wie die Bombay-Gazette vom 14. Oktober d. J. meldet, begiebt sich der Präsident Robert Napier in der nächsten Zeit nach Port Blair auf den Andamanen.

Die Nachrichten über den Stand der Baumwolle sind sehr befriedigend; in allen Theilen Indiens steht sie prächtig und man sieht einer Ernte entgegen, welche die des verflossenen Jahres um das Doppelte übertreffen wird.

Wie sehr es sich die britische Regierung angelegen sein läßt, den Ackerbau Ostindiens zu heben, ersieht man auch daraus, daß für Januar 1864 eine große Landwirthschaftliche Ausstellung in Calcutta in Aussicht gestellt ist. Die Vorarbeiten sind im besten Gange und von allen Seiten kommt man dem Unternehmen bereitwillig entgegen.

Aufsehen erregt in Indien die Ankunft eines griechischen Reisenden, Georg Constantin, der mit einem russischen Passe und Creditiven von österreichischen, preußischen und englischen Konsuln versehen von Petersburg aus über Moskau, Astrachan, durch Innerasien und Kaschmir nach dem Pendschab kam, von wo er über Kapoort-Stalla nach Calcutta ging. Er spricht fließend Französisch, hatte eine Unterredung mit dem Maharadscha von Kaschmir und ist mit Karten und Instrumenten wohl versehen.

Ueber die großartigen Fortschritte des ostindischen Eisenbahnnetzes haben wir zu wiederholten Malen berichtet. Jetzt sind wieder Ingenieure von England abgegangen, um die Industhal-Eisenbahn von Kotri bis Multan aufzunehmen, welche die Sind- und Pendschab-Eisenbahnen verbindet und auf diese Weise eine ununterbrochene Verbindungsbahn zwischen Karratschi und Lahore und Delhi herstellt, wo sich dann die östliche Bahn nach Calcutta anschließt. So hat Ostindien eine fortlaufende Bahn von 2200 engl. Meilen Länge von Calcutta am Bengalischen Meerbusen bis nach Karratschi am Arabischen Golf.

Aus Calcutta wird gemeldet, daß von dort aus eine Expedition nach Bhotan unter Leitung des Missionärs Ashley Eden aufbrechen wird, welchen der Photograph Simpson, 50 Sikhs und 50 Sappeure und Bergleute begleiten werden. Seit 1838 Kapitain Pamberton in Bhotan war, ist keine Mission wieder nach diesem barbarischen Staate vorgedrungen. A. Eden wird von Westen aus über Dardschiling einzudringen versuchen. Bhotan ist ein indochinesischer Staat, der in einem nominellen Abhängigkeitsverhältniß zu China steht. Es dehnt sich 230 engl. Miles längs des Himalaya aus und hat eine Fläche von 19,000 engl. Quadratmeilen urbaren Bodens; Kupfer soll reichlich vorkommen und die Lage für Theebau sehr geeignet sein. Die Einwohner sind eine lasterhafte degenerirte Rasse, unter der Polyandrie vorherrscht. Der Deh Radschah oder das geistliche Staatsoberhaupt, gleich dem Mikado in Japan, ist gewöhnlich ein Knabe, der als Staatsgefangener gehalten wird, und das weltliche Oberhaupt, der Thurm Radschah, wird von den drei mächtigsten Pillos oder Gouverneuren erwählt, doch selten länger als drei Jahre in der Regierung belassen. In dem schönen Lande, dessen schneebedeckte Gipfel sich bis zu 25,000 Fuß erheben, herrscht aber Armuth und Faulheit. Eden will zunächst die „Winterresidenz" Tassisudon besuchen und später sich nach der „Sommerresidenz" Purrukka begeben, die 1838, als sie Pemberton besuchte, aus 15 verfallenen Häusern bestand.

Unser Landsmann Dr. Marfels, welcher in Rangun ansässig ist, hat eine Reise nach den Schan-Ländern angetreten, die zwischen britisch Barmah und Kambodscha liegen.

Die Rani Baïdscha Baïe. Im vorigen Sommer starb hochbetagt diese ostindische Fürstin, Großmutter des Maharadscha Scindiah (des mächtigsten Maharattenherrschers). Sie war eine orientalische Fürstin alten Schlages, lebte in Glanz und Pracht, hatte aber ein wildes und tyrannisches Gemüth, für welches auch die nachstehende Thatsache Zeugniß ablegt. Die Rani (d. h. Königin) unternahm von der großen Stadt Udschein aus eine Reise mit großem Gefolge. Nachts fehlte es an Oel für die Fackeln, und die Rani wollte doch weiter. Ein Diener fand eine kleine Bude, in welcher Reis, Oel und andere Waaren für den Bedarf der armen Leute in der Umgegend verkauft wurden; die Krämerin wollte aber in später Nacht nicht öffnen, vielleicht weil sie besorgte, keine Zahlung zu erhalten, und erklärte: sie habe für die Rani um diese Zeit kein Oel. Die Fürstin lag inzwischen in ihrem silbernen Tragsessel. Als ihr jene Antwort hinterbracht wurde, ließ sie das arme Weib vor sich bringen und dasselbe dick mit kostbaren Seidenstoffen umwickeln; sie wurde mit dem Oele, welches man der Krämerin wegnahm, durch und durch getränkt und dann in Brand gesteckt. Die Rani sah zu, bis die Frau verkohlt war; die ganze Zeit über mußten die Sängerinnen, Tänzerinnen und Musikanten des königlichen Gefolges rings um das Opfer herum tanzen, singen und spielen. So ging es in Indien her, als dort noch die gute alte Zeit war.

Ein Streit wegen der Göttin Parisnath bewegt die Gemüther in Delhi und wirft für uns ein Schlaglicht auf die eigenthümlichen Verhältnisse in Indien. Die Parisnath ist eine Göttin, die recht obscön aussieht, aber bei vielen Millionen Hindus in großer Verehrung steht. Ihr Bild war unter ungeheuerm Pomp und lautem Jubel in einen neuen Tempel gebracht worden, welchen man ihr außerhalb der Thore Delhi's gebaut hatte. Aber dieser neue Tempel gefiel der eigensinnigen Göttin nicht; sie verlangte, durch den Mund ihrer Priester, wieder in den Tempel zurückgebracht zu werden, in welchem sie seit Jahrtausenden Verehrung genossen hatte. Als man sie in eine neue Wohnung brachte, ließ es sich nicht umgehen, daß auch die Truppen der Ostindischen Kompagnie an der hohen Festlichkeit betheiligt wurden; das hatte aber keinen weitern Anstand, weil man solche Sipahis auswählte, welche zu den Verehrern der Göttin gehörten. Diese präsentirten das Gewehr, während inzwischen die englischen Offiziere wegsahen. Gegenwärtig tritt aber eine bedenkliche Schwierigkeit ein. Die Parisnath zählt eine große Menge von Gegnern unter den Hindu selbst. Als ihr Bild einmal, vor etwa 40 Jahren, in Prozession durch die Straßen von Delhi getragen wurde, entstand ein gewaltiger Aufstand und möglicherweise könnte auch jetzt ein solcher ausbrechen. Die englischen Truppen sind gegenwärtig königliche Soldaten und wollen vor dem Idol das Gewehr nicht präsentiren. Nun gehören aber die Serrodschis, Anhänger der Parisnath, zu den einflußreichsten Leuten in Delhi; sie zählen namentlich alle reichen Banquiers und

Juwelenhändler unter sich und vertheidigen die Sache ihrer geliebten Göttin in zwei Zeitungen. Sie wollen nun das Andenken an jenen oben erwähnten Aufstand feiern und zugleich das obscöne Götzenbild mit allem Pomp wieder in die Stadt bringen, wo der alte Tempel, welchen die Engländer 1857 fast ganz zerstört hatten, mit außerordentlichem Glanze wieder hergestellt worden ist. Sie verlangen sogar, daß zwei europäische Kompagnien den feierlichen Einzug verherrlichen sollen. Die indische Regierung ist nun in einer Art von Klemme und hat den Serrodschis vorgeschlagen, das Idol, mit Seidenstoffen verhüllt, bei Nacht durch die Straßen von Delhi zu tragen, allerdings bei Fackelschein; dann würden die Feinde der Parisnath, welche andere nicht so uralte und weniger stolze Gottheiten verehren, weniger Anstoß an der Prozession nehmen. Diese Angelegenheit war seit Monaten in der Schwebe und die indische Regierung ist dadurch in Verlegenheit gerathen, denn sie hat Gründe genug, die Verehrer der Göttin zu schonen und darf es doch nicht mit den Feinden der Parisnath verderben.

In **Nicaragua** hat man das alte Projekt eines interoceanischen Kanals wieder auf's Tapet gebracht. Der bekannte Franzose Felix Belly, welcher vor einigen Jahren sich ein Privilegium auswirkte, aber keinen Spaten rührte, hat dasselbe für 350,000 Dollars an eine Spekulantenkompagnie verkauft, welche sich in Frankreich „hoher Protektion" erfreut. Die peruanische Regierung war geneigt, die Hälfte der Aktien zu übernehmen und künftig die Guanosendungen über Nicaragua zu dirigiren. Man will übrigens darauf verzichten, einen Kanal für große Seeschiffe herzustellen und sich mit einer Wassertiefe von 10 Fuß begnügen. Die Länge des Ganzen soll 200 Miles betragen und für $2^1/_2$ Millionen Pfund Sterling hergestellt werden. —

Die Sache wird wohl wieder auf einen Schwindel hinauslaufen. Ohnehin wäre mit einem 10 Fuß tiefen Kanale dem großen Weltverkehr gar nichts genützt, der einen breiten, mindestens 30 Fuß tiefen Kanal erfordern würde, damit Clipper und Dampfer von 2000 bis 3000 Tonnen Trächtigkeit ohne Weiteres aus einem Ocean in den andern fahren könnten. Das doppelte Umladen an beiden Enden des Kanals auf kleinere Fahrzeuge müßte die Fracht dermaßen vertheuern, daß die Benutzung des Kanals gar keinen Nutzen brächte. —

Wir lesen so eben, daß die an der Spitze stehenden Ingenieure Loos und Samuel heißen und daß Belly erklärt, er habe an diese Leute sein Privilegium nicht verkauft, sondern an — den berüchtigten Spielhöllenhalter und Radikalen James Fazy in Genf. Er will den mit diesem Spekulanten abgeschlossenen Vertrag von der costaricensischen Regierung und auch von Seiten Nicaragua's ratificiren lassen. Alle Schiffe, welche den Kanal benutzen, sollen unter Schweizerflagge fahren. Wir wiederholen, daß bei dieser Kanalangelegenheit auch jetzt, wie schon in früheren Zeiten mehrmals, der Schwindel eine Hauptrolle spielt. Im besten Falle würde der Kanal fertig sein, wenn in Peru die Guanolager längst erschöpft sind.

Costa rica. Während die übrigen centralamerikanischen Republiken durch Kriege zerrüttet werden, verhält sich, bis jetzt wenigstens, dieser kleine Staat ruhig und bleibt neutral. Der Präsident erklärte in seiner Eröffnungsrede im Kongresse, daß er keinen Gebrauch von geheimer Polizei mache und die Denk- und Preßfreiheit nicht beeinträchtigen wolle. Es ist in einer Kreolenrepublik, wo allemal nur ein geringer Theil der Bewohner lesen und schreiben kann, von sehr wohlthätigem Einfluß, wenn neue Schulen gegründet werden. Costa rica hat im laufenden Jahre dergleichen eröffnet in den Ortschaften Liberia, Bagaces, Cañas, Santa Cruz, Nicoya, Boqueroues, Cardinal und Cañas dulces. Einem neuen Gesetze zufolge muß jeder Familienvater seine Kinder vom siebenten bis zum vierzehnten Jahr in die Schule senden. In der Provinz Heredia werden elf Knaben- und zwei Mädchenschulen von mehr als 1000 Kindern besucht. Der Straßenbau, welcher nicht minder nothwendig wäre, ist seither noch vernachlässigt worden.

Der neue Präsident heißt Jimenez; er wurde einstimmig gewählt, fand aber trotzdem im Kongreß eine scharfe Opposition. Deshalb löste er am 1. August den Kongreß auf. In San José, der Hauptstadt, ist eine anglo-costaricensische Bank gegründet worden. Als eine sehr zweckmäßige Neuerung erscheint der Bau eines Gefängnisses für weibliche Sträflinge; bisher hatte man dieselben mit den männlichen Verbrechern zusammen eingesperrt!

In **Neugranada**, das jetzt den Titel „Vereinigte Staaten von Columbia" angenommen hat, hat der durch eine Revolution an die Spitze gelangte General Mosquera einen erbitterten Kampf gegen die Geistlichkeit eröffnet, welche sich in allen Kreolenrepubliken mehr in die politischen Angelegenheiten einmengt, als für ihren geistlichen Beruf ersprießlich ist. Mosquera hat viele Kirchen geschlossen und erklärt, daß er „in Südamerika das von Martin Luther begonnene Werk weiter führen werde". Jeder Priester soll dem Staate eidlich Treue und Gehorsam geloben; wer das verweigert oder dem geleisteten Eide zuwiderhandelt, wird auf drei Jahre aus der Republik verbannt; die Geistlichkeit ist den gewöhnlichen Tribunalen unterstellt, die geistliche Gerichtsbarkeit wird aufgehoben. Alle Mönchs- und Nonnenorden werden verboten und an den Papst soll niemals, unter keinerlei Namen und Bedingung, ein Gesandter geschickt werden.

Nebenher verfolgt Mosquera seinen Plan, die drei Republiken des ehemaligen Columbia (nämlich Neugranada, Venezuela und Ecuador) wieder zu vereinigen. Schon daraus erkennt man, daß es in dem Kopfe dieses Mannes sehr abenteuerlich aussieht. Die neueste, am 8. Mai zu Rio Negro veröffentlichte Constitution von Columbia (d. h. Neugranada) ist schon auf eine solche demokratisch-republikanisch-föderale Staatenbildung zugeschnitten. Uebrigens herrscht großes Mißvergnügen gegen den Diktator Mosquera und neue Revolutionen werden nicht ausbleiben.

Neugranada hat von allen südamerikanischen Republiken die allermeisten politischen Experimente gemacht und zwar mehr blutige als unblutige. Es ist von Anfang an kein einziges Jahr vergangen, in welchem es nicht eine Revolution oder verschiedene Aufstände gehabt hätte. Man ging bis an die alleräußerste Grenze der Demokratie in einem Lande, wo drei Viertheile der Bewohner völlig ohne Civilisation sind. Aber das Radikalste ist den leitenden Politikern noch nicht radikal genug; sie möchten etwas erfinden und einführen, was noch darüber hinausgeht. Nun hat man halsbrechende Versuche mit einer neuen Art von Föderalismus gemacht und ist, wie das bei anarchischen Zuständen zu gehen pflegt, einer Soldatendiktatur zur Beute geworden. Dieser folgen dann wieder Revolutionen.

Ecuador. Wir erwähnten neulich das zwischen dieser Republik und dem päpstlichen Stuhl abgeschlossene Konkordat, durch welches eigentlich die Geistlichkeit zur Gebieterin des Landes gemacht wurde und fügten (S. 63) als unsere Ansicht hinzu, daß dieser Vertrag auf keine lange Dauer zu rechnen habe. So ist es auch gekommen. Zuerst erhob die Stadtbehörde von Guayaquil Einspruch und der Kongreß, welcher am 10. August in Quito zusammentrat, hat dieses Konkordat ohne Weiteres über den Haufen geworfen; es ist ungiltig.

Chile. Die Chilenen setzen sich in dem Gebiete, welches bis jetzt noch im Besitze unabhängiger Indianer, der Araukaner, ist, immer mehr fest und haben neuerdings drei Ansiedelungen in demselben gegründet: Mulchen, Lebu und Angol.

Neue Reisen in Westaustralien. Die Hauptstadt dieser Kolonie ist Perth am Schwanenflusse. Etwas östlich landeinwärts liegt York. Von diesem Punkt aus war am 17. Mai 1863 Leroy ausgezogen, um die noch nicht erforschte Region nach Nordnordosten hin zu untersuchen. Am 31. Juli kam er von seiner Reise zurück, nachdem er etwa 100 Miles zurückgelegt und unterwegs keinen Mann verloren hatte. Seine Ergebnisse sind genau derart, wie sie durchschnittlich in Australien zu sein pflegen. Leroy behauptet in seinem Berichte, das von ihm besuchte Land eigne sich zum Ackerbau; gleichzeitig räumt er aber ein, daß es nicht immer Wasser habe, daß Wild fehle und Alles eine Wüstenei sei! Wasser, meint Leroy, könne man haben, wenn man nur tief genug darnach grabe! Er mußte umkehren, weil in diesem, angeblich zum Ackerbau geeigneten Lande mehrere Pferde verhungerten und die übrigen zu Gerippen abmagerten. Mit der „Kolonisirung" einer solchen Gegend wird es also wohl noch Zeit haben. Leroy war auch an der Küste, wo das Land gleichfalls unfruchtbar ist.

Das Schiff Daphne, welches die südliche Küste besuchte, fand keinen guten Boden. Larnach, welcher bei der Landspitze Malcolm ans Land ging, fand nur Wüstenei. Leroy kam bis 30° 30' südlicher Breite, 122° 40' östlicher Länge.

Der Handel Japans mit dem Ausland ist, trotz aller Zerwürfnisse und der großen Verlegenheiten, welche durch das unverständige Gebahren der Engländer hervorgerufen worden, in stetem Anwachsen. Die zu Nangasaki erscheinende englische Zeitung bringt die Belege dafür. Das Handelsjahr der europäischen Kaufleute in Japan beginnt mit dem 1. Juli. In den ersten sechs Monaten des Jahres 1862 betrug, in britischen Fahrzeugen, die Ausfuhr den Werth von 253,337 Pfd. St., dagegen in den sechs ersten Monaten 1863 schon 561,120 Pf. St.; die Einfuhr respektive 68,981 und 111,470 Pfd. St.; auch hier ergibt sich also eine beträchtliche Steigerung. Bei den Importen spielt Blei eine bedeutende Rolle, eben so Zinn.

Bei den Ausfuhren steht Seide in erster Reihe. Seit Anfang 1862 ist die Nachfrage nach japanischer Seide in Europa immer stärker geworden, weil sie sich für manche Fabrikate vortrefflich eignet und der chinesischen überlegen ist. Sie nimmt viel mehr und viel intensiver die Farbe an, namentlich die schwarze. Die Ernte von 1862/63 ergab in Japan doppelt so viel wie im Vorjahre, während China einen Ausfall hatte; auch die Ernte von 1863/64 hat sich sehr gut angelassen. Die ersten Proben von japanischer Seide kamen 1859 nach Japan und eine sorgfältige Prüfung ergab, daß sie allen europäischen und asiatischen Sorten weit überlegen war. Sofort stellte sich großer Begehr ein und der Export stieg rasch; er betrug 1859/60 etwa 6000 Ballen, 1860/61 schon 10,000, im folgenden Jahre 12,000 und ist 1862/63 schon auf 26,000 Ballen gestiegen. Ein Ballen japanischer Seide, 85 Catties schwer, kostet durchschnittlich, Ausfuhrzoll, Kommissionsgebühr, überhaupt alle Unkosten mitgerechnet, 370 Dollars, also für 26,000 Ballen etwa 9,620,000 Dollars (ungefähr 2,400,000 Pfd. St.). Die Seidenausfuhr hat sich also binnen vier Jahren mehr als vervierfacht und wird ohne Zweifel immer mehr anwachsen.

Auch der japanische Thee findet wachsende Nachfrage. Die Ausfuhr nach England betrug 1861/62 schon 5,847,138 Pfd. und im folgenden Jahre 5,796,388 Pfd. Gegenwärtig ist auch japanische Baumwolle ein Ausfuhrmittel geworden und von Oktober 1862 bis Ende Juni 1863 sind 8846 Ballen transportirt worden. Die Japaner sind scharfsinnige Leute; sobald sie Kunde von dem Baumwollenwerth in Europa erhielten, begannen sie unverzüglich den Anbau in größerem Maaßstabe; bisher hatten sie kaum genug für den innern Landesbedarf gebaut.

Diese Bemerkungen und Ziffern gelten nur allein für den englischen Handel und soweit Yokuhama in Frage kommt. Ueber den Handelsverkehr von Nangasaki und jenen der übrigen fremden Nationen liegen uns eben keine Ziffern vor; wir hoffen aber, gelegentlich dergleichen zusammenstellen zu können.

Ein afrikanisches Klagelied. In allen tropischen Kolonien und überhaupt in allen Ländern, wo weiße Menschen neben dunkelfarbigen wohnen, hat man jetzt die größte Noth, gutes, zuverlässiges Hausgesinde zu bekommen. Seit der Emancipation der Schwarzen sind die Verhältnisse immer schlimmer geworden und auch am Vorgebirg der Guten Hoffnung ertönen laute Klagen. Der in Kapstadt erscheinende South African Advertiser schreibt unter anderm:

„Unsere Noth ist groß; die gute alte Sorte von Dienern stirbt aus und neuen Ersatz, der uns einigermaßen zufrieden stellen könnte, haben wir nicht. Doch geben unsere Malayen gute Diener ab; sie sind reinlich, kochen gut, leisten im Hause nützliche Dienste und besorgen die Pferde gut; ihre Mußezeit benutzen sie zum Fischen oder halten den Garten in Ordnung. Aber leider verstehen sich nur wenige zum Dienen; fast alle ziehen den Gemüse- und Fischhandel vor. Der Neger aus der frühern Zeit, der „Bursch“ von altem Schlage ist nur noch eine Rarität. Dahin ist dieser ordentliche Mensch, dem es als Pflicht und Vergnügen erschien, einem Gentleman zu dienen und der sich als zum Hause gehörig betrachtete. Er war gemessen, methodisch, höflich und stolz auf seine Stellung. Der Schwarze von der Ostküste und hauptsächlich jener von Madagaskar ließ sich zu einem guten Diener abrichten, war für manche häuslichen Dienste recht gut zu gebrauchen, wenn man ihn jung genug bekam, aber mit Pferden verstand er nicht umzugehen. Der Malaye dagegen weiß sich mit allen Thieren in das beste Einvernehmen zu setzen; er wird ein vortrefflicher Stallknecht oder Kutscher, ein guter Reiter; selbst die Malayenknaben richten aus eigenem Antrieb ihre Ziegen vortrefflich zum Ziehen ab. Von alle dem findet man beim Neger nichts. Hin und wieder sieht man noch farbige Wartefrauen, die aber nun alle bei hohen Jahren sind, gute, brave Weiber, sauber und anhänglich und zuverlässig. Das Alles sind Ueberreste aus den Tagen der Sklaverei, die doch für Alle manche guten Seiten hatten.“

Kann der Neger seine Haut verändern? Darauf gibt Richard Burton die Antwort: Allerdings. Als ich in Akkra an der Goldküste von Guinea war, sah ich ein seltsames Geschöpf, einen Mann mit gefleckter Haut. Die Grundfarbe desselben war ein kränkliches, ins Weiße hinüberspielendes Rosaröthlich und auf diesem waren schwarze Flecken gleichsam eingesprengt. Ein paar Jahre früher ist dieser Mann noch ein richtiger Neger gewesen, er wandelte sich ganz allmälig in einen weißlich-rosafarbenen Menschen um. Als ich ihn sah, hatte eben ein Prozeß begonnen, durch welchen er allmälig seine schwarze Haut wieder bekam. Uebrigens habe ich in Akkra noch eine anthropologische Merkwürdigkeit gesehen. Daß Albinos, echte und rechte Kakerlaken in Afrika sehr häufig vorkommen, ist bekannt, aber jetzt sah ich einen Halb-Albino. Schädel, Gesicht, kurz Alles war wie beim Vollblutneger, aber seine Haut genau wie Milchkaffee, das Haar ganz wollig, aber von mattgelber Farbe, die Pupille hellbraun. In Benin und namentlich zu Batanga sind mir dann noch einige solcher Halb-Albinos vorgekommen.

Neue Goldfunde. Die Frage, ob im Osten Afrika's sich eine Goldregion befindet, welche der von Californien und Australien an Großartigkeit an die Seite gestellt werden kann, wird jetzt in England lebhaft erörtert. Während man in der Geographischen Gesellschaft in London sich dagegen aussprach, erhebt Charles Beke seine Stimme dafür und unterstützt seine Ansichten durch die gewichtige Autorität Burton's, in dessen so eben erschienenem Werke: Wanderings in West-Africa, daß Ost-Afrika einst viel Gold ausführen werde und daß die von ihm bereits früher in dieser Beziehung gemachten Vorschläge nur an den lokalen Eifersüchteleien in Aden und an dem Widerstand der officiellen Kreise gescheitert seien. Die Gebirgsformationen und alle Analogien, ja selbst schon aufgefundenes Gold, weisen darauf hin, daß im tropischen Afrika eine große Goldregion sich befindet.

Die Niederungen der Westküste Afrika's sind tödtlich für alle Europäer, die dem Klima nicht widerstehen können; die Hochlande der Ostküste dagegen sind absolut gesünder, und wenn die Fluth der Goldentdeckungen sich erst dorthin wendet, werde man dort nicht allein Europäer, Amerikaner und Australier auftreten sehen, sondern auch Inder und Chinesen, Araber, Malaien, Malgaschen und alle die ostasiatischen Völker, ohne ihr Leben mehr auf das Spiel zu setzen als in Californien oder Australien. (?) Jenem Theile Afrika's werde aber dadurch neues Leben und eine erhöhte Bedeutung zukommen.

Nachrichten aus Demarara melden, daß die Goldausbeute dort beträchtlich im Sinken begriffen ist. Goldführender Quarz und neue Lagerstätten wurden freilich in großer Menge aufgefunden, allein die Maschinen zur Goldgewinnung waren nicht genügend und die Energie hat bei der Ausbeutung aufgehört.

Die Goldminen in Canada. Einem officiellen Berichte aus Quebec entnehmen wir Folgendes:

Die Goldminen sind bei dem Orte St. François am Gilbertflusse gelegen, welcher von Osten her in den Fluß Chaudière fällt. Die Goldentdeckung fand vor 30 Jahren statt, damals führte die Tochter eines gewissen Gilbert, der jetzt noch lebt und nach dem der Fluß benannt ist, ein Pferd zur Tränke und fand dabei einen „gelben Kieselstein“ von der Größe eines Taubeneies. Der alte Gilbert erkannte das Gold und verkaufte das Stück weit unter seinem Werthe für 40 Dollars an die Goldschmiede in Quebec. Die Goldfelder wurden später an einzelne Leute zur Ausbeutung übergeben und gegenwärtig arbeiten bei St. François 100 Menschen. Die Ausbeute der Wäschereien ist sehr verschieden, von 2 Dollars 66 Cents bis 6 Dollars 66 Cents pro Tag durch einen Arbeiter. In Ausnahmsfällen ist der Gewinnst auch 10 Dollars pro Tag. Obgleich goldhaltiger Quarz überall in der Nähe zu Tage steht, so hat man doch noch keine Quarzminen angelegt, sondern beschränkt sich auf die Ausbeute der Alluvialanschwemmungen. Doch schon beginnen sich die Leute zu regen und man wird demnächst auch die Quarzriffe in Angriff nehmen. Die meisten Goldgräber sind Canadier von französischer Abkunft.

Die Entdeckungen auch anderer Metalle sind geradezu überraschend. Im Township Ham hat man Spießglanz gefunden; gold- und silberhaltigen Quarz bei Tyendinago im County Hastings und Kupfer in großer Mächtigkeit auf

der ganzen Landstrecke vom See Memphremagog bis Point Levi. Dazu kommen noch ungemein reichhaltige Bleilager im County Hastings, wo in einer halben Stunde aus einem zwei Fuß tiefen, drei Fuß im Umfang haltenden Loche 40 Pfund reinen Blei gewonnen wurden.

Wieder Wein auf Madeira. Bekanntlich war in Folge der Traubenkrankheit der Weinbau auf dieser Insel fast ganz eingegangen; man hatte die Reben ausgerottet und sich dem Anbau der Cochenille, des Indigos und Tabaks zugewandt. Madeira lieferte seit langer Zeit nur wenige Pipen und der echte Madeirawein gehört jetzt zu den größten Seltenheiten; was als solcher verkauft wird, ist zumeist Teneriffa. Nun scheinen aber wieder bessere Tage zu kommen. Was an Reben noch vorhanden war und etwa neu angepflanzt worden ist, hat in diesem Jahre von der Krankheit nicht gelitten, sie trat kaum merkbar auf und der Herbst ist vortrefflich ausgefallen.

Der Silberabzug aus Europa nach Indien. Die bengalische Handelskammer hat durch ihren Sekretär eine Statistik der Handelsbewegung von Calcutta während der letztverflossenen 32 Jahre (1830 bis 1862) ausarbeiten lassen. In diesem Zeitraume betrug die Einfuhr 244,044,215 Pfd. Sterling. Von diesem Betrag kommen auf Waaren 174,392,154 Pfd. Sterling, auf edle Metalle 69,650,061 Pfd. Sterling, also mehr als 480,000,000 Thaler, zumeist Silber. — Für die Präsidentschaften Bombay und Madras sind dergleichen Zusammenstellungen noch nicht vorhanden; wir können aber mit Bestimmtheit annehmen, daß für sie die Ziffern der Einfuhr doppelt so hoch angenommen werden können, wie für Bengalen. Es ergibt sich nun, daß binnen jenen 32 Jahren Ostindien für etwa 350 Millionen Pfd. Sterling Waare und für 140,000,000 Pfd. Sterling oder mehr als 950,000,000 Thaler baar, zumeist Silber, erhalten hat. Bekanntlich gibt der Orient von dem Silber, welches er einmal an sich gezogen hat, nur sehr wenig wieder heraus, vielleicht kaum den zehnten Theil; darüber klagten schon die Römer. Wir in Europa verspüren den Silberabzug, Silber wird seltener, aber wir wissen recht gut, wo dasselbe bleibt.

Die Finanzen des osmanischen Reiches sind bekanntlich in einem höchst verwahrlosten Zustande; die Regierung wußte weder über die Ausgaben noch über die Einnahmen etwas Zuverlässiges. Seitdem sie aber Anleihen abgeschlossen hat, drängen die Gläubiger der Pforte auf Regel und Ordnung; sie verlangen statistische Nachweise. Diese können, in Anbetracht der türkischen Zustände, bis auf Weiteres nur sehr unvollkommen ausfallen, aber ein Anfang ist gemacht worden. Der Großvesir und Finanzminister haben im Monat November Berichte veröffentlicht und ein Budget nach europäischer Weise entworfen. Zunächst wird erwähnt, daß das Papiergeld (die Zettel, Kaimés) eingezogen worden ist. So lange dasselbe umlief, war des schwankenden Courses halber ein auch nur annähernd richtiger Anschlag der Ausgaben ganz unmöglich und die Regierung büßte jährlich etwa 25 bis 30 Millionen Thaler ein. Deficit häufte sich auf Deficit und Borgen zu 25 Procent Zinsen war gar nichts Seltenes. Das konnte nicht weiter gehen. Die Regierung machte eine Anleihe, um die Kaimés einzulösen. Das geschah. Aber sie hatte außerdem eine sehr beträchtliche schwebende Schuld, die beseitigt werden mußte, wenn Ordnung in die Finanzen kommen sollte. Zu diesem Zweck gründete man die kaiserliche Bank, welche ein Anlehen in Paris aufnahm, um damit die schwebende Schuld zu tilgen. Das ist nun zum großen Theil geschehen und die Regierung nicht mehr von den Bankhäusern in Galata abhängig. Die schwebende Schuld beträgt jetzt nur noch etwas über 30 Millionen Thaler, aber auch dieser Rest soll getilgt werden aus dem Ertrage der Steuerrückstände, Pachten und fälligen Schuld. Es sind Vorkehrungen getroffen worden, das entwerthete Metallgeld, die Beschlicks, aus dem Verkehr zu ziehen, und zu diesem Zweck sollen etwa 12 Millionen Thaler von dem letzten pariser Anlehen verwandt werden. Der Finanzminister veranschlagt die Jahreseinnahme auf 3,010,539 Beutel, also in runder Summe auf 90 bis 100,000,000 Thaler. Es steht aber sehr in Frage, ob diese Ziffer nicht viel zu hoch gegriffen ist. Die Jahresausgabe ist 2,979,000 Beutel. (Der gewöhnliche Beutel, Kis, ist auf 500 Piaster festgestellt, = 110 Francs 85 Centimes; der Beutel Goldes, Kitze oder Schise, repräsentirt einen Werth von 30,000 Piastern oder 15,000 Sechini, = 6651 Frcs.) Man will sparen; der Sultan hat auf einen Theil seiner Civilliste verzichtet, die Zahl der Beamten vermindert, viele Gehalte verkürzt rc. Den Gläubigern wird zum Troste gesagt, daß die Hülfsquellen keineswegs erschöpft und die Verhältnisse bei weitem nicht so kritisch seien, als behauptet werde. Die Zukunft allein kann lehren, ob der Türkei noch aufzuhelfen sei.

Der Seidenbau in Rußland ist in der letzten Zeit bedeutend in Verfall gerathen. Von den 500 Wirthen der 18 chortitzer Kolonien beschäftigen sich 200 mit dem Seidenbau. 1857 lieferte man noch 90 Pud Seide und 1862 nur $10\frac{1}{2}$ Pud. So sieht es im jekatherinoslawschen Gouvernement aus. Im taurischen Gouvernement ist es nicht viel besser. In den molotschner Kolonien wüthet die Seidenraupenkrankheit; man will deshalb Versuche mit anderen Seidenraupen, hauptsächlich mit der Ailantus-Seidenraupe, anstellen. In Bessarabien und Podolien gibt dagegen der Seidenbau befriedigende Resultate, namentlich in der französischen Kolonie Chabag bei Akkerman.

Schulbesuch in Oesterreich. Daß bei dem verschiedenen Kulturzustande der Kronländer der österreichischen Monarchie auch der Schulbesuch in denselben ein sehr verschiedener ist, dürfte bekannt sein. Im ganzen Reiche giebt es 32,000 Volksschulen, die von mehr als $2\frac{1}{2}$ Millionen Kindern besucht werden. Im Durchschnitt entfallen auf 100 schulpflichtige 64 schulbesuchende Kinder. Sämmtliche Länder, die zum Deutschen Bunde gehören, stehen über der Durchschnittszahl oder erreichen die Norm, während es in den slavischen und magyarischen Landestheilen im Osten und Süden des Reiches theilweise noch sehr übel aussieht. Es besuchen nämlich von 100 Kindern die Schule in der Bukowina 10; in Galizien 16; in Dalmatien 18; in Venedig 32; in Ungarn 61; in Steiermark 80; in Böhmen 96; in Oesterreich 98; in Mähren 99 und in Tyrol 100.

Wendische Ortsnamen in der Lausitz. Wir haben früher einige Notizen zur Geographie deutscher Ortsnamen nach Förstemann mitgetheilt und zu wiederholten Malen im Globus darauf hingewiesen, daß ein großer Theil unserer ostdeutschen Ortsnamen slavischen Ursprungs ist, wiewohl sich der urslavische Name in den corrumpirten Formen nicht immer gleich erkennen läßt. Ueber die slavische Abkunft vieler lausitzer Ortsnamen finden wir in einem trefflichen Werke: „Sagenbuch der Lausitz von Karl Haupt" Auskunft. So bedeutet Soran Sorbenstadt; Zittau, im Volksmunde „die Sitte", ist Kornstadt von dem slavischen Worte zito, Getreide; Schlauroth ist verdorben aus Slavjehrad, Slavenburg; Tschocha an der böhmischen Grenze ist ein Ort, der von Tschechen bevölkert wurde; Jauernik ist Ahornstadt von javor, Ahorn; Kamenz bedeutet Steinstadt, von kamen, Stein; Löbau ist Thalstadt, abgeleitet von lobio, Tiefe oder Thal; Muskau, im wendischen Heidenthum ein berühmter Wallfahrtsort der alten Sorben, ist Männerstadt; Belgern ist Weißenburg, abgeleitet von biala gora; Niemitsch bei Guben ist Deutschenort, von njemetz, der Deutsche, ward also wohl schon früh von Deutschen besiedelt; Oehna ist Schmutzort, von howno, Schmutz.

Viele lausitzer Städte haben auch besondere Spitznamen, die theilweise auch noch auf das Wendenthum zurückzuführen sind. So nennt man die Görlitzer: Wendehüte, weil sie wendische starrköpfige Menschen waren, die Kamenzer: Riecher oder Schnüffler, weil sie einst sehr pfiffig waren. Daher der Spruch: eine kamenzer Nase haben. Die Bautzner heißen Träbersäcke, weil sie viel gutes Bier, die Klotzmilch, brauten, die Laubauer: Zwiebelfresser, weil dort viel Zwiebeln gebaut werden und die Löbauer: Krautmaler, weil sie während des Dreißigjährigen Krieges den Schweden, welche von ihnen Kraut verlangten, die Antwort gaben: Malt euch welches!

Auch einige lausitzer Adelsgeschlechter führen altwendische Namen. Die Stutterheim sollen ihren Namen von der wendischen Völkerschaft der Stoderauer, die Miltitz von der der Milziner und die Schlieben von den Schluben haben. Das Wappen der Nostiz zeigt im blauen Schilde zwei roth und weiß gewürfelte Hörner; es sind musikalische Krummhörner; Nossatecz heißt aber im Wendischen Krummhorn, mithin gehört das Wappen zu den sogenannten redenden.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Ein Besuch in Bangkok, der Hauptstadt des Königreichs Siam.

II.

König Mongkut; Charakteristik desselben. — Der Palast und dessen Herrlichkeiten. Die Pagoden. — Der zweite König von Siam und dessen Stellung. — Die Mandarinen; ihre Corruption. — Die sechshundert Frauen des Königs. — Die Amazonen-Wache. — Spiele und Lustbarkeiten. — Das Theater und die Schauspieler. — Begräbnisse. — Fahrt auf dem Menam nach Ajuthia. — Stechmücken; Wasserprozessionen der Wallfahrer. — Die alte Hauptstadt des Landes und ihre Einwohner. — Tempel und Pyramiden. — Ein Blick auf die frühere Geschichte von Siam.

Das Königreich Siam ist durch seinen braven König **Mongkut** bei uns Europäern in einen guten Ruf gekommen. Wir haben eine Schilderung dieses „philosophischen Monarchen" entworfen (Globus I, S. 140) und dann auch sonst mehrfach Anlaß genommen, siamesische Verhältnisse zu schildern. Hier aber müssen wir hervorheben, daß Heinrich **Mouhot** kein so günstiges Urtheil fällt, wie Bischof Pallegoix oder Sir John Bowring. Er hebt hervor, daß, trotz aller mit europäischen Mächten abgeschlossenen Handelsverträge, die Kaufleute an den Mandarinen und selbst an den



Audienzhalle des Königs zu Bangkok. (Nach einer Photographie.)

Prinzen des königlichen Hauses gefährliche Konkurrenten besäßen, weil diese den größten Theil der beiden Haupthandelserzeugnisse (Reis und Zucker) aufkaufen und zu ihrem Vortheil den Preis in die Höhe schrauben. Der Siamese selbst

sei träg und deshalb der größte Theil des Ackerbaues in den Händen der Chinesen. Diese wandern aber, seitdem Californien und Australien ihnen eröffnet sind, nicht mehr in so großer Menge ein, und deshalb steigert sich in Siam der Anbau nicht.

Mouhot verweilte im October 1858 in Bangkok und traf dort Vorbereitungen zu seinen Reisen nach dem Norden des Landes und nach Cambodscha, wo er namentlich die noch wenig bekannten wilden Stämme besuchen wollte. Wir werden Gelegenheit finden, ihn auf diesen höchst interessanten Wanderungen zu begleiten; jetzt wollen wir hören, was er über seinen Verkehr mit dem Könige mittheilt.



Siamesische Komödianten in Bangkok. (Nach einer Photographie.)

Mongkut gibt alljährlich ein großes Festessen, zu welchem er die in Bangkok wohnenden Europäer einladet. Der Reisende war vom Bischof Paillegoir bei Seiner Majestät vorgestellt worden und wir lassen ihn selber erzählen:

Der König trug weite Beinkleider und eine braune Jacke von leichtem Wollenzeuge, Pantoffeln und eine Mütze nach europäischer Art. An der linken Seite steckte ein Säbel. Während der Tafel wurden Gesundheiten auf den König getrunken; dieser ging an den Tischen herum, kaute Betel und sagte jedem Gast einige freundliche Worte. Vor dem offenen Saale waren Soldaten der königlichen Garde aufgestellt.

Als ich mich beim Könige verabschiedete, gab er mir einen grünseidenen Beutel, der mit allen im Lande gangbaren Gold- und Silbermünzen gefüllt war.

Phra Bard Somdetsch Phra Pharamender Maha Mongkut, der jetzt über Siam herrschende König, ist unbeschränkter Herr über Leib und Seele aller seiner Unterthanen, auch ist aller Grund und Boden sein Eigenthum; kein Mensch kann ohne seine Erlaubniß etwas besitzen oder überhaupt leben. Er gilt für unfehlbar, besetzt alle Aemter, auch die geistlichen; er macht aus Klostergeistlichen Fürsten; war er doch selber fast ein Vierteljahrhundert lang Geistlicher. Nun will er für einen guten Verwalter und Politiker gelten und gibt an jedem Tage zweimal Audienzen für seine Minister und Mandarine; die erste von 10 bis 3 Uhr früh, die zweite von 11 Uhr Abends bis 2 Uhr Morgens.

Mongkut gemahnt in mancher Beziehung an König Jakob den Ersten von England. Er ist nun (1858) etwa 60 Jahre alt, ist mehr Vielwisser als positiver Kopf und hat mehr Redefertigkeit als Logik in seinen Erörterungen. Er besitzt in Bezug auf das, was er weiß, keine feste Idee und wenn er den Leib eines Greises hat, so urtheilt er doch wie ein Kind. Er ist überzeugt, daß seine Regierung Epoche mache und will nun alles Mögliche neu einrichten und verbessern. Aber manche seiner Pläne sind unpraktisch entworfen und unausführbar. In jedem Lande würde man ihn für einen tüchtigen Gelehrten, aber nirgends für einen guten König halten.

Er hat seine Soldaten nach europäischer Weise abrichten lassen, er baut Kanäle, Festungen und Schiffe, hat auch zu Bangkok eine königliche Druckerei ins Leben gerufen und alle unter seiner Herrschaft lebenden Menschen genießen volle Religionsfreiheit. Das Alles ist ohne Frage viel, sehr viel für

einen orientalischen König. Seine Absichten sind vortrefflich und machen ihm alle Ehre. Aber das Feld, welches er bearbeiten will, ist seit Anbeginn derart verwildert, daß auch ein Mann, der mehr Kraftfülle besäße als Mongkut, das Unkraut auszujäten nicht vermögend wäre. Der König gibt seine Befehle und vertreibt sich die Mußezeit mit Studiren. Er versteht das Pali, ist auch ein grundgelehrter Sanskritist und stellt sein philologisches Wissen gern zur Schau. Er besitzt eine vortreffliche Bibliothek, spricht und schreibt das Englische und versteht auch Latein.

Der Palast ist mit hohen Mauern umschlossen und nimmt einen beträchtlichen Raum ein. Der Boden ist mit Granitplatten belegt; in verschiedenen Theilen stehen Wachtposten und Kanonen; auf allen Seiten hat man kleine zierliche Häuser gebaut, deren Außenseite mit Gemälden und Vergoldungen geschmückt ist. In der Mitte des großen Hofes erhebt sich majestätisch die Mahaprasat, die große Pagode, mit vier Façaden. Sie ist mit lackirten Ziegeln belegt, mit prächtigen Malereien geschmückt und oben ragt eine vergoldete Spitze hoch empor. Dort empfängt der König fremde Gesandte; dort ruht auch ein ganzes Jahr lang die Leiche eines Königs in einem goldenen Sarge, bevor sie verbrannt wird. Eben da halten auch Talapoinen ihre Predigten, denen die Frauen des Königs, welche durch Vorhänge den Augen der übrigen Anwesenden entzogen sind, mit Andacht horchen. Nicht weit von der Mahaprasat befindet sich der große Saal, in welchem der König seine Audienzen ertheilt, während mehr als hundert Mandarinen vor ihm auf den Knien liegen. An dem Eingange stehen Riesenstatuen von Granit, die aus China stammen; Mauern und Säulen der Hallen sind mit Malereien und Vergoldungen geziert und über dem Thron, welcher die Gestalt eines Altars hat, ragt ein Baldachin in sieben Absätzen. An diese Audienzhalle stoßen die Gemächer des Königs; dann schließen sich der Palast der Königin und die Wohnungen der übrigen Frauen und der Palastdamen an. Daneben dehnt sich ein schöner, geräumiger Garten aus. Die Schatzkammer befindet sich in einem besondern Gebäude; sie ist angefüllt mit Geld, Silber, Edelsteinen, Möbeln und kostbaren Stoffen.

Innerhalb der Palastmauern befinden sich auch ein Gerichtsgebäude, ein Theater für die königlichen Komödianten, die Bibliothek, Rüstkammern und Ställe für die edeln Pferde.



Frauen des Königs von Siam in ihrem Palast. (Nach einer durch König Mongkut aufgenommenen Photographie.)

Dort erhebt sich auch eine prächtige Pagode, die mit Silberplatten gepflastert ist; die königlichen Pagoden sind überhaupt so prächtig, daß man sich in Europa keine Vorstellung davon machen kann. Innerhalb der Stadtmauer zählt man 11 Pagoden, dazu kommen aber noch 20 und einige außerhalb derselben. Unsere Abbildung der großen Pagode Wat Schang zeigt den Charakter der Bauart, welche diesen Tempeln eigenthümlich ist. Sie steht auf dem rechten Ufer des Menam und ihre Spitze ragt über 200 Fuß empor. —

Siam hat bekanntlich zwei Könige. Auch der zweite Monarch hat seinen Palast, seine Mandarinen und seine Soldaten; man erweist ihm alle königliche Ehre und doch bekleidet er lediglich ein Ehrenamt und ist nicht mehr und nicht weniger als der erste Unterthan des Hauptmonarchen.

Er hat ein Vorrecht, dessen kein anderer Siamese sich erfreut; sein hoher Rang verleiht ihm nämlich das Recht, in Gegenwart des ersten Königs einen Lehnstuhl einzunehmen; er allein braucht weder zu knien noch sich auf den Bauch zu werfen. Auch kann er aus dem königlichen Schatze so viel herausnehmen, als er bedarf, doch muß er zuvor die Erlaubniß des Monarchen einholen, welche übrigens nicht verweigert wird. In Europa ist die Behauptung aufgestellt werden, daß dieser zweite König kraft seines Amtes Befehlshaber der Heere sei; das ist aber nicht der Fall, denn in den letzten Kriegen gegen Laos und Annam stand ein jüngerer Bruder des Königs als Feldherr an der Spitze, er war Krom luang, und nach ihm bekleidete ein anderer General diese Stelle.



König Mongkut von Siam und dessen Hauptgemahlin. (Nach einer Photographie.)

Der zweite König, dessen photographirtes Bild wir hier mittheilen, war ein leiblicher Bruder Mongkut's; er ist 1861 mit Tod abgegangen. Mouhot, der ihn kannte, erklärt, er sei eben so unterrichtet gewesen, als der erste Monarch, habe Englisch und Französisch vortrefflich gesprochen, sei Europa und dessen Civilisation aufrichtig zugethan gewesen und habe sich durch einen sehr praktischen Sinn ausgezeichnet. Deshalb sei er mit der Art und Weise, wie Mongkut die Regierungsangelegenheiten betrieb, keineswegs einverstanden gewesen. Er liebte neben den Wissenschaften auch die Künste, war ein vortrefflicher Reiter, züchtete edle Rosse und lebte ganz im Styl eines großen und vornehmen europäischen Herrn.

Zwischen den beiden Königen und dem Volke finden wir 12 verschiedene Rangstufen von Fürsten, mehrere Klassen von Ministern, 5 oder 6 Klassen von Mandarinen, sodann noch für die 41 Provinzen, in welche das Reich eingetheilt ist, eine große Menge von Statthaltern und Unterstatthaltern. Die Unfähigkeit und die Habgier dieser Leute übersteigt alle europäischen Begriffe, und mit vollem Rechte weist der Missionär Brugnieri darauf hin, daß das siamesische

Wort farenival, welches wir mit regieren übersetzen, buchstäblich bedeute: das Volk auffressen. Die Beamten werden schlecht bezahlt und nicht streng überwacht; deshalb begreift sich, daß sie auf Erpressungen ausgehen. Das weiß auch der König sehr wohl, aber er macht die Augen zu. Alle Schuldigen könnte er doch nicht zur Verantwortung und Strafe ziehen, denn ihre Zahl ist zu groß. Für den Statthalter ist die Provinz eine milchgebende Kuh.



Porträt des zweiten Königs von Siam. (Nach einer Photographie.)

Das gemeine Volk zerfällt in Sklaven, in frohnpflichtige Arbeiter und in Leute, welche Steuern zahlen. Der König will seinen Tribut haben; wenn er den bekommt, ist es gut und um das Uebrige kümmert er sich viel. Die Mandarinen sehen wohl zu, daß sie nicht zu kurz kommen und erpressen mindestens das Dreifache. Einem Beamten, der sich ein Haus bauen läßt, kostet der Arbeitslohn nichts, denn er treibt Arbeiter zusammen und vermittelst des Stockes wird schon dafür gesorgt, daß sie sich sputen. Es fällt einem Mandarinen ein, die Tochter eines Mannes in seinen Harem zu nehmen oder dessen Sohn unter seine Komödianten zu stecken. Zu diesem Behuf braucht er nur seinen Wunsch zu äußern und es versteht sich in Siam von selbst, daß ein solcher für einen Befehl gilt, dem ohne Weiteres Folge geleistet wird.

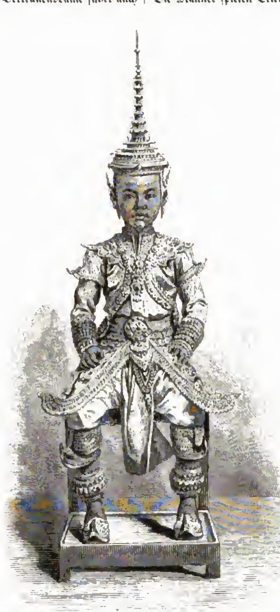
In dieser Beziehung ist der philosophische König Mongkut nicht besser als seine Mandarinen. Vor einiger Zeit, so erzählt Mouhot, war ihm mitgetheilt worden, daß sein Vasall, der König von Cambodscha, eine wunderschöne Tochter habe. Mongkut bat sich dieselbe aus, erhielt aber eine abschlägige Antwort. Was that er? Er nahm zwei Söhne des Königs von Cambodscha, die zufällig nach Bangkok kamen, gefangen und hielt sie als Geißeln fest. Nun hat aber der philosophische König, der 25 Jahre lang Mönch war, schon 600 Frauen! Von diesen ist aber nur eine wirkliche Königin. Gewöhnlich stammt sie aus einem prinzlichen Hause im Lande selbst; ihr Palast stößt, wie schon oben bemerkt ward, an jenen des Königs und ist sehr elegant.

Eine bejahrte Frau, die das volle Vertrauen des Königs besitzt, führt die Aufsicht über das Hauswesen der Königin, welche etwa 100 Damen zur Aufwartung hat. Auch von den übrigen Frauen des Königs sind viele aus fürstlichen Häusern oder Töchter von Mandarinen; diese machen sich eine Ehre daraus, ihr Fleisch und Blut dem Könige zu schenken. Im Ganzen sind etwa 2000 junge Mädchen zur Aufwartung im Palaste. Jene Vertrauensdame führt auch über die Töchter des Königs strenge Aufsicht. Diese beklagenswerthen Geschöpfe werden von der Außenwelt abgesperrt und dürfen sich niemals verheirathen.

Diese tausende weiblicher Wesen verbringen ihre Lebenstage innerhalb einer dreifachen Ringmauer und dürfen nur selten ausgehen, um Einkäufe zu machen oder in einer Pagode zu beten. Alle, von der Königin bis zur Thürsteherin, bekommen Monatsgehalt vom Könige, der sich übrigens gar nicht karg gegen sie benimmt. Innerhalb der dritten Ringmauer soll ein prachtvoller Garten liegen. Man sieht in demselben auch künstliche Berge, Haine, Flüsse, einen See mit Inseln und Felsen, mit Barken, Pagoden, Pavillons, Statuen und Blumenbeeten überall. Oftmals wird er mit chinesischen Laternen beleuchtet. Dort baden die Damen des Serails und müssen sich, so gut sie können, dafür entschädigen, daß sie von der Außenwelt getrennt sind.

Die Photographie ist auch bis ins Innere des Palastes zu Bangkok gedrungen; König Mongkut selber beschäftigt sich mit dieser nützlichen Kunst und die Porträts der beiden Frauen, welche unser Bild zeigt, sind von Sr. Majestät selber photographirt worden. (S. 227.)

Die Palastwache besteht aus einem Bataillon Amazonen; der Herrscher von Siam hat also auch eine weibliche Leibwache, wie der Nisam von Haiderabad in Indien und der König von Dahome. In Bangkok bezeichnet man sie als „Weiber-Männer", und sie bilden ohne alle Frage den am besten gehaltenen Theil der Armee. Unsere Abbildung zeigt die Tracht; uns scheint, als ob diese siamesischen Amazonen bei uns in Europa als Ballettänzerinnen Glück machen würden; sie sehen wenigstens aus, als ob sie auf der Bühne ständen. (S. 233.)



Ein achtjähriger Sohn des Königs von Siam in Staatskleidung. (Nach einer Photographie.)

Alle Völker, welche der Knechtschaft anheimgefallen sind, lieben Spiel und Lustbarkeiten leidenschaftlich. Was hätten sie auch weiter, um sich das Leben angenehm zu machen? In Siam namentlich nimmt das Spielen in allerlei Gestalt vom frühen Morgen bis in die späte Nacht gar kein Ende. Die Kinder haben Wurfsteine, spielen Blindekuh, springen mit oder ohne Reifen und was dergleichen mehr ist. Die Männer spielen Triktrak, Schach, Würfeln, chinesische Kartenspiele, lassen auch Drachen steigen, und das Spiel wird so leidenschaftlich betrieben, daß Mancher seine ganze Habe bis auf die Hosen verliert.

Die Hahnenkämpfe sind vom Könige streng verboten worden, kommen aber trotzdem alle Tage vor; die Leute zahlen lieber die hohe, auf Uebertretung des Verbotes gesetzte Strafe, als daß sie auf ein Vergnügen verzichten, welchem sie mit einer Art von leidenschaftlicher Raserei ergeben sind. Es kommt dabei unter denen, welche gewettet haben, nicht selten zu blutigen Schlägereien. Während die Regierung den Erwachsenen die Hahnenkämpfe verbietet, erlaubt sie den Kindern, Ameisen, Grillen und Heuschrecken mit einander kämpfen zu lassen, oder kleine Fische von einer sehr streitsüchtigen Art. Büffel- und Elephantenkämpfe sind sehr beliebt, aber kostspielig und werden deshalb selten zum Besten gegeben. Dann und wann werden große Fischerstechen und Wettfahrten veranstaltet. Auch Leichenbegängnisse gelten als Festlichkeiten; bei Gelegenheit derselben veranstaltet man Faustkämpfe, Seiltänze, Feuerwerke, Marionettenspiele u. chinesische Schattenspiele. Der Katafalk bei einem Königsbegräbnisse gewährt schon allein ein sehr pomphaftes Schauspiel.

Das Theater der Siamesen befindet sich nicht in einem geschlossenen Gebäude, sondern bildet einen auf allen Seiten offenen Saal mit einem Gerüst, auf welchem die Komödianten ihre Künste zum Besten geben. Sie reiben weißen Puder auf die Haut, putzen sich phantastisch heraus, haben oft lange, spitzige Kappen, lange, künstliche Ohren, behängen sich mit allerlei Klimperzeug, singen und schreien einzeln oder im Chor, erzählen fabelhafte Geschichten und sind nicht selten Meister in einer wunderlichen Pantomime. Derartige Komödien üben auf die zuschauende Menge einen gewaltigen

Reiz; sie harrt von Anfang bis zu Ende aus, und das will viel sagen, denn eine siamesische Vorstellung dauert — volle 24 Stunden!

Jeder große vornehme Herr besitzt ein Theater und unterhält auf seine Kosten eine Komödiantentruppe. Es versteht sich von selbst, daß auch Seine Majestät eigene Komödianten hält, und Mouhot war so glücklich, einem Schauspiel wenn man einen betäubenden, durchaus unharmonischen Lärm als solche bezeichnen darf. Dieser Spektakel dauerte zur großen Ergötzlichkeit des Königs und seiner Hofleute volle fünf Stunden lang. Dann fing das Stück an. Eine Menge Schauspieler und Komödiantinnen stürmten auf die Bühne, alle so phantastisch aufgeputzt, wie unsere Abbildungen zeigen, aber das Ganze war eben der Fremdartig-



Ein Katafalk für den König von Siam. (Nach einer Photographie.)

bei Hofe beizuwohnen. Das Theater befindet sich in einem Hofe unweit vom Audienzsaal, ist mit rother und weißer Seide behängt, mit Holzschnitzereien und allerlei Pappwerk verziert, auf deren Verfertigung die Siamesen sich trefflich verstehen. Auf einem Gerüst zur Rechten der Bühne nahm der König Platz; alle großen Mandarine lagen auf den Knien und nahmen die zum Gerüst hinaufführenden Stufen ein; für die Europäer hatte man Lehnsessel hingestellt.

Die Vorstellung begann mit einer betäubenden Musik, keit wegen ganz geeignet, den Blick zu fesseln. Das Spiel selbst war ungemein einfach, denn es bestand lediglich aus einer, keineswegs anmuthigen Pantomime und aus einem schreienden Chor, welcher sich abseit von den Darstellern hielt; der Inhalt war den Europäern unverständlich, doch konnte man so viel abnehmen, daß eine Hirschjagd vorkam. Ein Mann, der einen Hirschkopf aufgesetzt hatte, sprang auf die Bühne, wurde verfolgt, getödtet, weggetragen, gekocht und verspeist, das Letztere natürlich nicht in Wahrheit, denn man hatte Thierfleisch bereit.



Portal der großen Pagode Wat schang in Bangkok. (Nach einer Photographie.)

Ein Begräbniß bietet, wie schon gesagt, große Belustigungen für das Volk. Die Feierlichkeiten bei demselben dauern, wenn ein Mandarin oder sonst ein reicher Mann bestattet wird, drei Tage, und diese Zeit wird ausgefüllt mit Feuerwerken, Reden der Talapoinen, Komödien bei Nacht, allerlei Spielen und vor allen Dingen mit Schmausereien.





Eine Hofkomödiantin in Bangkok.



Garde-Amazone des Königs von Siam.

(Nach einer Photographie.)

Aber was will das sagen gegen die Leichenfeier eines Königs? Dann haben „die Niedrigen, die Sklaven, die schlechten Haare, die Thiere des Herrschers" (so bezeichnet man die allergetreuesten Unterthanen Seiner Majestät) auf volle sechs Monate derartigen Spektakel zu machen! Das Volk ist dann glücklich, es hat alle Tage etwas zu gaffen.

Mouhot verließ nach einem längern Aufenthalte die Stadt Bangkok, um Ajuthia, die frühere Hauptstadt des Königreichs Siam, zu besuchen. Zu diesem Zwecke hatte er eine kleine Barke gemiethet, die er mit Kisten und Kasten dermaßen anfüllte, daß für ihn selber, seinen Affen, Papagei und Hund nur wenig Platz übrig blieb. Auch seine Diener mußten sich mit engem Raume begnügen. Beide waren Christen, der eine stammte aus Annam, der andere aus Cambodscha; sie verstanden etwas Latein und Englisch, und da der Reisende seinerseits sich leidlich im Siamesischen auszudrücken verstand, so konnte er sich recht gut verständlich machen.

Am 19. Oktober begann die Fahrt den Menamstrom aufwärts. Die Barke wurde von zwei Ruderern fortbewegt. In jener Jahreszeit ist die Strömung sehr heftig, und Mouhot legte die Strecke von 70 Miles in fünf Tagen zurück. Die Fahrt wäre sehr angenehm gewesen, ohne die schreckliche Plage der Stechmücken, welche den Menschen bei Nacht gar keine Ruhe gönnen und selbst bei Tage in so dichten Wolken schwärmen, daß man sie massenweise mit

Händen greifen kann und sich dieser kleinen Vampyre nur dadurch einigermaßen zu erwehren vermag, wenn man sie mit dem Fächer fortweht. Das Land war weit und breit überschwemmt und der Reisende mußte während der ganzen Zeit auf dem Wasser bleiben.

Im Oktober hört der Regen auf und mehrere Monate lang hält das trockene Wetter an. Der Nordostmusson wehte schon und milderte die Hitze; der Himmel war unbewölkt. Das Wasser fing an, sich allmälig zu verlaufen. In dieser Jahreszeit feiern die Siamesen ihre religiösen Feste, und Mouhot sah auf dem Strom eine unzählige Menge von Barken, zumeist langen, schönen Fahrzeugen, mit bunten Flaggen und Wimpeln. Diese Schiffe führten festlich geschmückte Wallfahrer beiderlei Geschlechts nach berühmten Pagoden, welche das Ziel der Pilgerfahrt bilden. Manche dieser Barken haben mehr als 50 Ruderer, die gleichfalls neue Kleider tragen; ein Schiff will es dem andern an Raschheit zuvorthun, das Schreien und Rufen nimmt kein Ende, und mit den Tönen der Instrumentalmusik mischt sich das Rauschen der Wellen. Besonders stattlich nahm sich der Zug eines Mandarinen von hohem Rang aus. Sein „Ballon", d. h. sein Schiff, war mit Gold und Schnitzereien verziert, von einer langen Reihe anderer Barken begleitet und nahm sich aus wie ein stolzer Schwan, hinter welchem ein Entenschwarm herzieht. Der Beamte wollte verschiedenen Pagoden in der Umgegend werthvolle Gaben darbringen und den Talapeinen (Mönchen) gelbe Kleiderstoffe schenken.

Wir können hier beiläufig erwähnen, daß der König von Siam sich dem Volke nur selten zeigt, gewöhnlich nur ein paar Mal im Jahre, und zwar im Oktober, einmal auf dem festen Land und einmal zu Wasser. In letzterm Falle wird sein prächtig geschmücktes Fahrzeug von 3 bis 400 Barken begleitet, in welchen sich mehr als 1200 Personen befinden, und der Anblick dieser Wasserprocession, bei welcher alle Ruderer in Kleider mit bunten Farben gekleidet sind, hat etwas Feenhaftes, etwas durchaus Orientalisches, das sich nicht beschreiben läßt.

Der Reisende fand das auf dem Menam schwimmende siamesische Volk lustig und ausgelassen heiter; trotz des Joches, das auf ihm lastet und des schweren Steuerdrucks. Aber das Klima hat etwas Erschlaffendes, die Menschen haben ein sanftes Naturell, sind von Geschlecht zu Geschlecht an Knechtschaft gewöhnt und denken nur an die Gegenwart. Viele waren mit Vorbereitungen zum Fischfange beschäftigt, denn dieser beginnt, sobald das Wasser sich von den Feldern zurückzieht. Getrocknete Fische bilden das ganze Jahr hindurch eine Hauptnahrung und werden auch in nicht unbeträchtlicher Menge außer Landes geführt.



Ruinen einer alten Pagode in Ajuthia. (Nach einer Photographie.)

Am 23. Oktober war Mouhot in Ajuthia, wo er sogleich dem französischen Missionär, Pater Larnaudy, einen Besuch machte. Als Landsmann wurde er gastlich empfangen; auch mußte er seine Wohnung in dem bescheidenen Bambushause des Geistlichen nehmen.

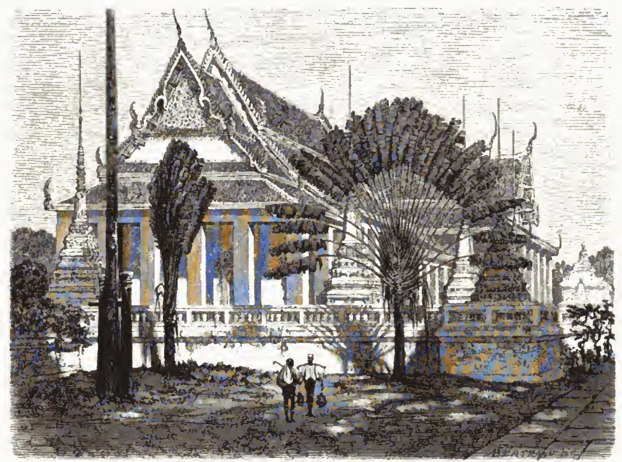
Ajuthia ist nach Bangkok die bedeutendste Stadt in Siam. Der größte Theil derselben liegt an einem Kanal, welcher den Menam mit einem andern Strome verbindet; dieser kommt (aus Osten her) aus Pakprian und Korat. Die Reisenden, welche dorthin oder auch nach Laos wollen,

pflegen in Ajuthia Halt zu machen und die verschiedenen Tempel zu besuchen, welche sich auf einer Insel befinden, wo einst die alte Stadt sich erhob.

Die Zahl der Einwohner mag zwischen 20 und 30,000 betragen; unter denselben befinden sich außer vielen Chinesen auch manche Birmanen und Eingeborene aus Laos. Sie treiben Handel, Ackerbau und Fischfang; die Gewerbsamkeit ist unbedeutend. Die meisten Wohnungen schwimmen auf dem Wasser, weil die Siamesen dergleichen für gesünder halten, als Häuser, welche auf dem festen Lande stehen. Das Haupterzeugniß besteht in Reis, der ganz vortrefflich, aber nicht so gut verkäuflich ist, als der, welcher in der eigentlichen Küstengegend wächst; er hat nämlich ein dichteres aber kleineres Korn. Auch Palmöl und Palmwein wird in Menge gewonnen, und europäische Gemüse gedeihen. Doch werden in dieser Gegend und noch mehr weiter landein die Kokospalmen seltener.

In Ajuthia residirten vor Zeiten die Könige von Siam, und deshalb kommt der Herrscher in jedem Jahre auf eine oder zwei Wochen dorthin. Sein Palast liegt am Stromufer, ist aber nur aus Bambus- und Teckholz aufgeführt und hat gerade kein königliches Ansehen. Auch manche Kaufleute aus Bangkok haben hier Waarenhäuser und Wohnungen, in denen sie sich während der heißen Jahreszeit einige Wochen aufzuhalten pflegen.

Von der alten Stadt ist weiter nichts übrig geblieben, als eine große Anzahl von Tempeln, Wat's, die aber sämmtlich mehr oder weniger im Verfall sind. Sie nehmen einen Raum von mehreren englischen Meilen ein und liegen nun zwischen hohen Bäumen und üppig wucherndem Gestrüppe. Die Schönheit eines siamesischen Tempels besteht nicht in seiner Architektur, sondern vorzugsweise in der Menge von Arabesken, mit welchen seine Backsteinmauern und Stückwände verziert sind. Solch ein Gebäude unterliegt sehr den Einwirkungen der Witterung und der Zeit; sobald es nicht in gutem Stand erhalten wird, tritt der Verfall rasch ein; es verwandelt sich in eine unförmliche Masse von Holzwerk und Backsteinen, die bald von allerlei Schmarozerpflanzen überwuchert wird. Das ist auch in Ajuthia der Fall. An manchen Plätzen wird die Stätte, an welcher einst tausende von Andächtigen vor dem Altare Buddha's sich niederwarfen, jetzt nur durch halbverfallene Mauern bezeichnet, durch ausgedehnte Vierecke von Schutt, über welchen verfallene Kuppelbauten und theilweise eingestürzte Pyramiden noch emporragen. Mouhot hat derartige Ruinen besucht und Photographien derselben aufgenommen. Im Mittelpunkt einer großartigen, eingefallenen Nische, deren Grundlage allein dem Wetter und der Zeit widerstanden hatte, maß er eine Statue Buddha's, oder wie man in Siam sagt: Gautama's, welche 18 Meters hoch war. Beim ersten Anblick schien sie von Erz zu sein; bei näherer Untersuchung ergab sich aber, daß sie im Innern aus Backsteinen zusammengesetzt und auswendig mit einer drei Centimeters dicken Erzlage überzogen war.



Eine Pagode aus der neuern Zeit in Ajuthia. (Nach einer Photographie.)

Etwa zwei Stunden von Ajuthia entfernt liegt auf freier Ebene eine gewaltig hohe und große, sehr heilig gehaltene **Pyramide**, welche als eine Art von Asyl betrachtet werden kann und die dann und wann auch vom Könige be-

sucht wird. Man kann zu diesem von sumpfigen Ländereien und Kanälen umgebenen Gebäude nur zu Boot oder auf dem Rücken eines Elephanten gelangen. Dieses Gebäude ist in Siam wegen seiner beträchtlichen Höhe berühmt; einen Europäer kann aber nur die herrliche Aussicht interessiren, welche er von dem Gipfel derselben weit und breit genießt. Die Pyramide besteht aus einer Reihenfolge von Abstufungen, ist aus Ziegelsteinen gebaut und sehr einförmig, denn ihr fehlen die Fayenceverzierungen, mit welchen die Tempel und Pyramiden in Bangkok so reichlich geschmückt sind. Im dritten Stockwerke laufen vier Gänge zusammen und bilden ein Kreuz unter dem Innern der Kuppel. Dort befindet sich eine vergoldete Kolossalstatue Buddha's, aber Andächtige erscheinen nicht mehr bei ihr; sie wird beschmutzt von Fledermäusen und Eulen, deren übelriechender Abgang die Luft dort verpestet, wo einst Weihrauchdüfte emporstiegen.



Kanal von Ajuthia. (Nach einer Photographie.)

Aber wie kam es, daß Ajuthia seinen Glanz verlor? Diese Frage ist in einem Aufsatze beantwortet worden, der keinen geringern Mann zum Verfasser hat, als König Mongkut selbst. Der Monarch gibt in demselben die Umrisse der Geschichte des Reiches Siam; wir wollen aber nicht in alle Einzelnheiten eingehen, weil die Historie dieser hinterindischen Reiche im Allgemeinen sehr einförmig ist und für unsere Leser kein besonderes Interesse haben kann. Deshalb heben wir nur die Hauptzüge hervor und folgen dabei dem gekrönten Schriftsteller.

Ajuthia liegt unter 15° 19' n. Br., 98° 13' w. L. von Paris und nimmt eine Stelle ein, auf welcher in alten Zeiten mehrere andere Ortschaften standen. Diese erkannten die Hoheit des Königs von Cambodscha an. Um das Jahr 1300 der christlichen Zeitrechnung haben diese Städte viel gelitten und waren in Folge häufiger Fehden mit den nördlichen Siamesen und mit den Moas, d. h. den Bewohnern von Pegu, sehr heruntergekommen. Sie verfielen und von ihnen blieb nicht viel mehr als der Name übrig.

Im April 1350 suchte König U Tong, ein sehr mächtiger Fürst, eine gesunde Gegend für seine Residenz und seine Wahl fiel auf die Stelle, wo nun Ajuthia steht. Er ist Gründer dieser Stadt, welche im Fortgange der Zeit vergrößert und verschönert wurde. Die Volksmenge wuchs; aus Laos, Cambodscha und Pegu kamen viele Familien freiwillig, aus der chinesischen Provinz Yünnan wurden viele Kriegsgefangene angesiedelt und aus Vorderindien fanden sich mohammedanische Kaufleute ein.

In Ajuthia regierten fünfzehn Könige aus dem Herrscherstamm U Tong's. Dann aber kamen schwere Tage über Ajuthia. Tschamnadischop, der mächtige König von Pegu, griff mit einer zahlreichen, aus Peguanern, Barmanen und Nordsiamesen zusammengesetzten Armee Ajuthia an, das nach einer dreimonatlichen Belagerung in seine Gewalt fiel. Die Einwohner wurden nicht belästigt, aber der König gefangen nach Pegu geführt und dort vor den Triumphwagen des Siegers gespannt. Zum Statthalter ernannte dieser den Mathamma radscha, dessen ältesten Sohn er als Geisel mit sich nahm. Dieser Sohn hieß Phra Naret und die hier erzählten Begebenheiten fallen in das Jahr 1556.

Bald nachher starb der König von Pegu. Am Hofe entstand wegen der Erbfolge eine große Verwirrung und diese benutzte Prinz Naret, um nach Ajuthia zu entfliehen. Die Peguaner führten Krieg gegen ihn, er aber blieb Sieger und Siam wurde unabhängig. Als, sechs Generationen später, König Naraï den Thron inne hatte, kamen europäische Kaufleute ins Land. Unter ihnen befand sich auch Constantins Phaulcon, welcher dem König erhebliche Dienste jene beiden Bauwerke sind nun längst in Trümmer gefallen. Der unternehmende Europäer hatte die Absicht, auch nützliche Arbeiten auszuführen; er wollte Wasserleitungen bauen und die unbenutzten Mineralschätze des Landes ergiebig machen, aber die siamesischen Edelleute waren eifersüchtig auf den Fremden und richteten ihn zu Grunde.

Nach Naraï's Tode entstand Verwirrung im Palaste. Ein natürlicher Sohn dieses Königs tödtete den rechtmäßigen



Buddha-Statue in einem verfallenen Tempel zu Ajuthia. (Nach einer Photographie.)

leistete und zum Statthalter der nördlichen Provinzen ernannt wurde. Er faßte den Plan, die Hauptstadt Ajuthia gegen Angriffe von der See her durch ein nach europäischem Muster gebautes Festungswerk zu sichern. Das geschah und zwar an einem Kanale, da wo nun Bangkok steht; diese Stadt verdankt jenem Plan ihr Entstehen.

Phaulcon veranlaßte den König, die alte Stadt Nophaburi (Louro) wieder herzustellen und erbaute dort einen Palast in europäischer Weise und eine katholische Kirche, von welcher noch jetzt einige Inschriften übrig sind; denn

Nachfolger. Dieser Usurpator, Nai Dua, regierte noch zu Ajuthia; dasselbe war der Fall mit zweien seiner Söhne und zweien seiner Enkel. Einer von diesen letzteren wählte den geistlichen Stand und trat die Krone seinem Bruder ab. Als dieser regierte, drang 1759 der König von Barma mit einem zahlreichen Heer ins Land und umzingelte Ajuthia. Der siamesische König, Tschaufa Ekadnat Anurak Mutri, wurde von den Großen seines Reichs nicht nachdrücklich unterstützt, leistete jedoch zwei Jahre lang tapfere Gegenwehr; endlich aber drangen die Barmanen in die Stadt

Ajuthia ein und steckten dieselbe in Brand. Der König entfloh, erlag aber bald nachher seinen Wunden. Sein Bruder, der oben erwähnte Geistliche, wurde aus seinem Kloster gerissen und als Gefangener fortgeführt. Die Barmanen plünderten dann das Land aus und wütheten in grausamster Weise gegen die Einwohner. Gewaltiger über Siam ward ein peguanischer Häuptling, Phaya Nakong, welchem es oblag, so viel Beute und Sklaven als nur möglich nach Barma zu senden

Auf solche Weise ist, im März des Monats 1767, Ajuthia um seinen alten Glanz gebracht worden. Es war 417 Jahre Hauptstadt des Landes und Residenz der Könige gewesen, deren nicht weniger als 33 aus drei verschiedenen Dynastien dort geherrscht haben. —

Es ist hier nicht der Ort, auf die spätere Geschichte von Siam einzugehen; wir wollen nur bemerken, daß bald nach jener Katastrophe Phaya Pak das Joch der Fremden abschüttelte und daß seitdem Siam unabhängig geblieben ist.

Die Entzifferung der Keilschriften und der Skulpturfelsen von Bisutun.

Von **Georg Ebers.**

Hieroglyphen und Keilschrift. — Möglichkeit und Art der Entzifferung. — Die persische achämenidische Keilschrift. — Grotefend und Anquetil. — Zend-Avesta. — Die späteren Entzifferer. — Die neuen Texte. — Die drei Arten der Keilschrift. — Die Felsen von Bisutun. — Die Skulptur. — Die Inschrift. — Bedeutung derselben. — Zurückweisung der Ansichten Wlastoff's.

Es ist unzweifelhaft, daß kein Jahrhundert, von dem uns die Weltgeschichte berichtet, in materieller Beziehung einen gleichen Einfluß auf die Entwickelung des Menschengeschlechts gehabt hat, als das unsere. Wenn wir von der andern Seite weiche Gemüther klagen und sagen hören, der Realismus beherrsche heut zu Tage die Welt und alle Idealität sei von der mit Eisendraht umsponnenen Erde verschwunden, so kann man derartige Aeußerungen mit Ruhe zurückweisen. Denn, wenn es auch wahr ist, daß die müßige Gefühlsschwärmerei, die schmachtende Sentimentalität, ja selbst das fruchtlose Ringen polyhistorischer Köpfe, ihr Hirn mit so viel abstraktem Wissen als möglich zu belasten, heut zu Tage gering geschätzt wird, so steht doch unsere Zeit, da, wo es darauf ankommt, ein ernstes Ziel der Wissenschaft zu erreichen — möge es materiellen Vortheil bringen oder nicht — keiner andern nach. Freilich sind wir zu wenig ideell, als daß wir in unseren Tagen z. B. auf eine große poetische Literaturperiode hoffen dürften; dafür liegt aber auch die Gefahr, in phantastische Träumereien zu verfallen, hinter uns.

Das Gebiet des Wissens ist nach und nach so groß geworden, daß selbst der vorzüglichste Geist nicht mehr im Stande ist, die Gesammtheit desselben zu durchmessen. Darum wählt sich der Tüchtige, nachdem er einen Ueberblick über das Ganze zu gewinnen versucht hat, einen kleinen Theil, der ihm besonders zusagt und wirkt hier mit allen Kräften. Wir sind auf die Specialität angewiesen und sollen uns nicht ausbreiten, sondern vertiefen. — Wo man sich früher rathend ergötzte, da forscht man jetzt mit Schweiß auf der Stirn, was man früher durch Hin- und Herprobiren erreichte, das wird jetzt durch Schlüsse und Folgerungen gewonnen. Wir sind nicht mehr mit dem bloßen Resultat zufrieden, sondern fragen überall, wie dasselbe erzielt worden sei? Im siebzehnten Jahrhundert konnte der abenteuerlich phantasirende und doch ausnehmend gelehrte Pater Kircher seinen Zeitgenossen weismachen, er vermöge die Hieroglyphenschrift der alten Aegypter mit Sicherheit zu lesen, obgleich kein einziger Buchstabe richtig von ihm übertragen worden ist und er zum Beispiel das bloße Wort „Autocrator“ also übersetzte: „Der Urheber der Fruchtbarkeit und der ganzen Vegetation ist Osiris, dessen zeugende Kraft aus dem Himmel gezogen wird in seinem Reiche durch den heiligen Mophta.“

Wenn wir dagegen heute von der Hieroglyphen- oder Keilschriftentzifferung hören, so können wir sicher sein, daß viele Fachgenossen dem Entzifferer auf die Finger gesehen und die Uebersetzung keines Wortes ohne gehörige Commentare und Erläuterungen angenommen haben.

Den meisten unserer geehrten Leser wird es, wenn sie die Worte „Hieroglyphen“ und „Keilschrift“ nennen hören, zu Muthe sein, als wenn sie die geheimnißvollen Laute einer Zauberformel vernähmen; und doch sind die Bilderzeichen auf den altägyptischen Denkmälern und die spitzen, keil- oder winkelförmigen Lettern der altpersischen Inschriften schon seit mehreren Jahrzehnten ihres Geheimnisses entkleidet. Das Gelingen dieser Riesenarbeit ist einer der größten Triumphe, den der Scharfsinn unseres Geschlechts errungen hat, es ist ein schlagender Beweis für den idealen Ernst und die Forscherkraft unseres Zeitalters. Außerdem sind die Arbeiten eines Champollion, Grotefend und ihrer Genossen dankenswerth, denn sie wurden nicht deshalb unternommen, weil die Lösung eines so schwierigen Problems begabten und ehrgeizigen Köpfen äußerst lockend erscheinen mußte, sondern vielmehr um die Weltgeschichte zu erweitern und unsere Kenntniß des Alterthums mit unwiderleglichen Thatsachen zu bereichern.

Als die Franzosen im Jahre 1799 den Stein von Rosette, welcher eine ägyptische Inschrift mit griechischer Uebersetzung trug, entdeckt hatten, fand sich sofort eine Schaar von Gelehrten, die darauf brannten, mit diesem Hebel das Thor zu sprengen, welches bis dahin die Kenntniß der Hieroglyphen unzugänglich gemacht hatte. Schon zu Kairo wurde die Inschrift von Rosette durch den Druck vervielfältigt und an das Ministerium nach Paris gesandt. 1819 fand der Engländer Young, 1821 der Franzose Champollion seinen Schlüssel zu den Hieroglyphen. Der des Letztern ist, wenn auch vielfach umgestaltet und verbessert, heute noch gültig und befähigt uns, tiefe Blicke in das religiöse und staatliche Leben eines Volkes zu thun, dessen Weisheit im ganzen Alterthume so hoch berühmt war, daß sich die tiefsten griechischen Denker schweren Opfern unterzogen, um als Schüler in die Priesterschulen von Heliopolis, Memphis oder Theben eingelassen zu werden.

Durch den Fleiß und das Genie des Deutschen Brugsch

vermögen wir jetzt auch die demotische (Volks- oder Cursiv-) Schrift der alten Aegypter zu lesen.

Was die Hieroglyphen für die Kenntniß des Pharaonenreichs, das sind die Keilschriften für die Kenntniß der persischen Alterthumskunde.

Mehr als zwei Jahrzehnte vor der Entdeckung der Tafel von Rosette brachte der eben so gewissenhafte als gelehrte deutsche Reisende Carsten Niebuhr aus dem Orient die ersten sorgfältigen Copien von persischen Keilschriften nach Europa. — Nachdem man die seltsam gestalteten Winkel und Pfeilspitzen dieser Schrift für ornamentale Verzierungen gehalten hatte und schon von weiteren Entzifferungsversuchen abstehen wollte, erklärte der Hannoveraner Grotefend 1812 in einer Abhandlung, die er der Akademie der Wissenschaften zu Göttingen vorlegte, daß die angezweifelte Schrift unbedingt eine Schrift sei, daß sie sich von anderen Schreibarten nur durch ihren Mangel an jeder Rundung unterscheide, daß sie sich, wie keine andere, für Inschriften in den Stein, aber keineswegs für den gewöhnlichen Gebrauch geeignet habe, daß die Keilspitzen stets von oben nach unten oder von der Linken zur Rechten wiesen und daß die Winkelzeichen sich stets nach rechts hin öffneten. Hiernach bestimmte er auch, von welcher Seite aus die Schrift zu lesen sei. Ferner erkannte er auf einer dreispaltigen Inschrift aus Persepolis die drei Arten der Keilschrift, von denen wir weiter unten zu reden gedenken. Hier nur so viel, daß Grotefend von derjenigen, welche stets an erster Stelle zu stehen pflegte, richtig voraussetzte, daß sie in der Sprache der Könige aus dem Hause der Achämeniden, also in der altpersischen geschrieben worden sei. Er ließ die anderen unbeachtet und verwandte auf diese seinen ganzen Fleiß.

Wie alle Entzifferer unbekannter Schriften, so mußte auch er sich zuerst an diejenigen Worte halten, welche vermuthlich Namen darstellen sollten. Zwei derselben, bei denen das von Münter (schon vor Grotefend) für „König" gehaltene Wort zu stehen pflegte, ließen vermuthen, daß sie Vater und Sohn (Darius und Xerres) bezeichneten.

Darius.

Xerres.

„Völlig überzeugt", sagt Grotefend selbst, „daß hier zwei Könige aus der Dynastie der Achämeniden gesucht werden müßten, weil ich die Geschichte der Griechen als Zeitgenossen und umständlichen Erzähler von allen Anderen am glaubwürdigsten fand, fing ich an, die Reihe der Könige durchzugehen und zu untersuchen, welche Namen den Charakteren der Inschriften sich am leichtesten anschmiegten. Cyrus und Cambyses konnten es nicht sein, weil die beiden Namen der Inschriften keinen gleichen Anfangsbuchstaben hatten, es konnte überhaupt weder ein Cyrus noch ein Artaxerres sein, weil der erste Namen im Verhältnisse zu den Charakteren zu kurz und der zweite zu lang war. Es blieben mir also nur die Namen des Darius und Xerres übrig, und sie fügten sich in die Charaktere so leicht, daß ich in die richtige Wahl derselben keinen Zweifel setzen konnte. Dazu kam, daß in der Inschrift des Sohnes dem Vater gleichfalls der Königstitel beigelegt war, aber nicht so in der Inschrift des Vaters, welche Bemerkung sich durch alle persepolitanischen Inschriften in allen Schriftarten bestätigte. Da mir nun durch eine richtige Entzifferung der Namen schon über 12 Buchstaben bekannt werden mußten und darunter sich gerade alle Buchstaben des Königstitels bis auf einen befanden, so kam es darauf an, jenen nur aus dem Munde der Griechen bekannten Namen die persische Form zu geben, um durch die richtige Bestimmung des Werthes eines jeden Charakters den Königstitel zu entziffern und so die Sprache zu errathen, worin die Inschriften möchten geschrieben sein. Anquetil's Zend-Avesta schien mir um so mehr die beste Auskunft zu geben, da schon Münter aus dem häufigen Gebrauche der Vokale auf die Zendsprache gerathen hatte."

So weit Grotefend. — Die von demselben genannte Anquetil'sche Uebersetzung der Zend-Avesta (heilige Schriften der Perser, für deren Aufzeichner der Prophet Zoroaster oder Zarathustra gehalten wurde) hat bei allen Studien, welche sich auf das alte Persien bezogen, eine so große Rolle gespielt, daß wir derselben einige Worte zu widmen nicht umhin können.

Vor Anquetil hatte sich kein europäischer Gelehrter, außer Thomas Hyde zu Oxford, eingehend mit der Sprache und Religion der alten Perser beschäftigt. Zu seiner Zeit kamen durch die Handelsverbindungen der Briten mehrere altpersische Manuskripte nach England. Anquetil sah die Durchzeichnung eines solchen und faßte sofort den Entschluß, nach Bombay zu reisen, die unlesbare Sprache an Ort und Stelle verstehen zu lernen und neue Handschriften nach Frankreich, seinem Vaterlande, zu bringen. Mehrere hochgestellte und gelehrte Männer, wie Barthelemy, der Verfasser des Anacharsis, interessirten sich für den begeisterten Forscher und bemühten sich, demselben eine königliche Unterstützung zu verschaffen. Als sich die Bewilligung derselben in die Länge zu ziehen drohte, riß der dünne Geduldfaden des jungen Franzosen, der in seiner Selbstbiographie erzählt, wie er bei der indisch-französischen Kompagnie, als gemeiner Soldat, Dienste nahm und sich unglaublichen Entbehrungen und Strapazen unterzog, um nach Bombay zu kommen und dort sein großes Ziel zu erreichen. — Von den in jener Stadt ziemlich zahlreich wohnenden Parsen wurde er mit großem Mißtrauen aufgenommen; als aber endlich eine Unterstützung des Königs eintraf, gelang es ihm durch Bestechungen und Drohungen, den Destur Darâb, einen der gelehrtesten Parsenpriester, zu bewegen, ihm Manuskripte zu besorgen und ihm jedes einzelne altpersische Wort ins Neupersische zu übertragen. Dies, wir möchten sagen „Vocabularium" benutzte er, indem er äußerst geschickt, aber ohne jede grammatische Genauigkeit combinirte, zu seiner Zend-Avesta-Uebersetzung und kehrte 1761 mit dieser und 180 Handschriften nach Europa zurück. Tief erfüllt von schmerzlichem Heimweh sah er die französische Küste; sein Wissensdrang war aber so viel stärker als seine Sehnsucht, daß er, trotz vieler Widerwärtigkeiten, die er, wegen des damaligen englisch-französischen Krieges, zu bestehen hatte, ungesäumt nach Oxford reiste, um seine mitgebrachten mit den dortigen Manuskripten zu vergleichen. Erst nachdem er sich von der Echtheit seiner Schätze überzeugt hatte, kehrte er in die Heimath zurück. Seine Arbeit mußte von einigen Engländern, die er persönlich angegriffen hatte, äußerst gehässige Angriffe erleiden, während man dieselbe, nachdem man mit dem Sanskrit und der Zend-Sprache vertraut geworden war, richtig zu würdigen lernte. Anquetil hat, wie das bei seinen Hülfsmitteln gar nicht anders möglich war, vielfach geirrt; seine Uebersetzung bleibt aber dennoch eine äußerst schätzenswerthe Arbeit.

Grotefend wollte, wie wir oben gesehen haben, allein mit ihrer Hülfe (er war unkundig des Sanskrit) den Text der persepolitanischen Inschriften entziffern; seine Versuche scheiterten aber an der Ungenauigkeit des Anquetil und dem spärlichen Material, das die ihm zugänglichen Inschriften darboten. Dennoch bleibt ihm der ungeschmälerte Ruhm,

das Fundament gefügt zu haben, auf dem die späteren Entzifferer ihre Gebäude errichteten.

Noch bei Lebzeiten unseres Grotefend unterzogen sich viele Gelehrte dem Studium des Sanskrit. — Mit der vollen Kenntniß dieser alten Sprache ausgerüstet, gingen in den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts zwei ausgezeichnete Forscher, der Franzose Bournouf und der Deutsche Lassen (zu Bonn) an die weitere Entzifferung der Keilschriften. Letzterer fand, daß eine von Niebuhr copirte Inschrift ein Völkerverzeichniß enthalte und gewann durch die Lesung desselben eine Menge von bekannten Eigennamen, die seine Kenntniß der Buchstaben so sehr bereicherten, daß er die Grundprincipien der altpersischen Schreibart erfassen und ein dem indischen ähnliches Keilschriftalphabet herstellen konnte. Der Deutsche Beer und der Franzose Jaquet machten sich durch einzelne Emendationen dieses Alphabets verdient; mehr als diese letzteren in jüngster Zeit der leider vollkommen zum Franzosen gewordene Deutsche Oppert, der mit ungemein glücklicher Hand das Altbactrische und die neupersischen Dialekte für seine Wissenschaft nutzbar zu machen wußte.

Bis zum Jahre 1842 waren unseren Gelehrten wenige andere Inschriften zugängig gewesen, als die von Niebuhr copirten; jetzt kamen aber verschiedene, von dem dänischen Gelehrten Westergaard, der sich längere Zeit in Persien aufgehalten hatte, sorglich copirte Inschriften nach Europa, welche der neuen Wissenschaft wesentliche Dienste leisteten. Sie sollten aber bald bedeutend übertroffen werden durch das, was der englische Geschäftsträger zu Bagdad (später Gesandter am Hofe des Schah von Persien), der Oberst Sir H. Rawlinson durch seine Copie der Inschrift von Bisutûn oder Behistân und andere wichtige Arbeiten diesem Zweige der Forschung darbieten konnte.

Wie schon oben erwähnt worden ist, gibt es dreierlei Arten von Keilschriften, die auf manchen Inscriptionen neben einander stehen, wie z. B. auf Regierungsrescripten in der Provinz Posen der deutsche und der polnische Text. Die erste Schreibart wird die persische, die zweite die scythische oder medische, die dritte die babylonische oder assyrische genannt. Beifolgende Proben sollen dem Leser einen Begriff geben von der Gestalt der Charaktere, mit denen wir es zu thun haben.

Vor Westergaard richtete sich die vereinte Kraft der Forscher auf die erste, einfachste Schreibart, die persische, welche denn auch jetzt mit Sicherheit gelesen und übersetzt werden kann. Der dänische Gelehrte war der Erste, der mit Hülfe der entzifferten persischen Texte die medischen zu lesen versuchte. Sein Erstaunen war groß, als er fand, daß er es hier weder mit einem Dialekte des Zend, noch überhaupt mit einer indogermanischen Sprache, sondern mit einer Mundart, die dem „Turanischen", das heute noch in Centralasien gesprochen wird, ähnlich sieht, dem, wir möchten sagen „Proto-" oder „Vortürkischen" zu thun habe. Der Franzose de Saulcy bekannte sich nach eingehenden Untersuchungen zu der Ansicht des Dänen, welcher in dem Engländer Norris einen dritten Bundesgenossen fand. Das Resultat dieser Forschungen hat nichts Befremdliches, wenn man bedenkt, in wie häufige und dauernde Berührungen die Meder mit den Scythen kamen, wie stark die „turanische" Rasse heute noch in Iran verbreitet ist, wie groß, z. B. in den Heldenliedern des Firdusi, die Macht der Turanier genannt wird u. s. w. Uebrigens liegt, trotz des schönen medischen Materials, in der Inschrift von Bisutun und dem großen Fleiße des Hrn. Norris und anderer Gelehrten, gerade dieser Theil der Keilschriftentzifferung noch sehr im Argen. Schon der Umstand, daß sie nicht, wie die persische, eine reine Lautschrift, sondern eine Sylbenschrift ist, erschwert ihre genaue Lesung eben so sehr, als die große Menge der in ihr enthaltenen Charaktere.

Noch größere Schwierigkeiten bietet die dritte oder babylonisch-assyrische Schreibart. Die Grundsprache derselben ist semitischen Stammes. Die Schriftzeichen stellen bald Laute, bald Sylben, bald ideographisch ganze Begriffe dar, und noch dazu so, daß ein und dasselbe Zeichen bald in der einen, bald in der andern Art gedeutet werden muß. Daher ist auch dieser Schrift gegenüber bis jetzt von grammatischer Genauigkeit nicht die Rede; doch ist man durch einmüthiges Zusammenwirken (im schönen Gegensatz zu der unter den Aegyptologen herrschenden Feindseligkeit), eisernen Fleiß und die große Menge der von Botta, Layard, Fresnel, Rawlinson u. A. in den Trümmern von Ninive und Babylon aufgefundenen Inschriften bereits dahin gekommen, Namen zu lesen und den allgemeinen Sinn von historischen Berichten theilweise zu verstehen. Besonders verdient um diesen Theil der Entzifferung machten sich Oppert, Rawlinson, der keinem Theile der neuen Wissenschaft fremd blieb, Botta, Saulcy, Luzzato, Hincks, Spiegel und Andere. Der berühmte Mathematiker Stern in Göttingen hat sich leider bis jetzt der Veröffentlichung seiner bedeutenden Forschungen auf diesem Felde enthalten.

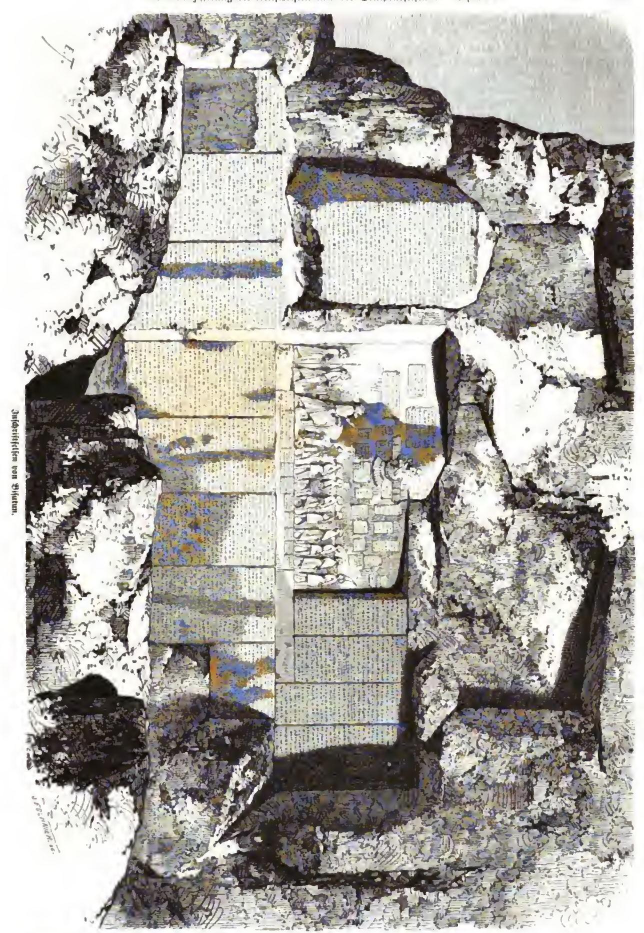
Es ist hier nicht der Ort, auf die Leistungen der einzelnen oben genannten Gelehrten näher einzugehen, doch glauben wir, daß wir es wohl wagen dürfen, die Aufmerksamkeit des Lesers auf diejenige Inschrift zu lenken, welche von allen bisher gefundenen das höchste historische Interesse bietet:

Die Inschrift von Bisutun.

Diese seltene Inschrift war schon den Alten bekannt. Diodor spricht von derselben; glaubt aber fälschlich, daß sie von der Semiramis (etwa 1200 v. Chr.) herstamme. Sie befindet sich an der Westgrenze des alten Medien, auf dem Wege nach Hamadan, dem alten Ekbatana, bei dem Dorfe Bisutun, einem der schönsten und geräumigsten in ganz Persien.

„Sehr nah bei demselben", so schreibt Ritter in seiner Erdkunde von Asien, „liegt der berühmte Skulpturfels, welcher das steilabstürzende Ostende einer Felswand bildet, die von da, gegen West als ödes Gebirge, Dschebali Bisutun oder Bisutun-Berg genannt, das schöne, vier Meilen lange, vorliegende Hochthal von der Nordseite her begrenzt. Dies Thal, mit vielen kleinen Dörfern besetzt, ist zugleich das Weideland zahlreicher Heerden und ein Sommerlager vieler Hirtenstämme. Der Gipfel dieses Berges wird von den Orientalen für unersteiglich gehalten und seine Höhe für ungeheuer; beides wohl nach Uebertreibungen, die sich hier leicht zu den vielen Merkwürdigkeiten, welche das Gebirg in Wirklichkeit darbietet, als Sagen und Wunder gesellen. — Der steile, in viele Felshörner zerrissene Gebirgsstock hat, nach Ker Porter's Schätzung, an 1500 Fuß senkrechte Höhe*). An seiner Basis im West in einer Breite von 150 und einer Höhe von 100 Fuß ist die Felswand durch Kunst behauen und geebnet, vor derselben aber eine weit versprin-

*) Nach neueren Berechnungen ist das Gebirge 1700 Fuß hoch.



Inschriftfelsen von Bisutun.

gende, ungemein solide Felsterrasse von gleicher Ausdehnung ausgebreitet, welche in stufenweiser Senkung gegen die vorliegende Ebene abfällt. Ihre Basis ist bis zu einer gewissen Höhe mit großen behauenen Quadern eingefaßt, und dergleichen liegen noch in großer Zahl zerstreut umher, als sei die Aufführung dieser Mauer unvollendet geblieben . . . . . Nur 50 Schritt von dieser Felsplatteform, gegen eine Brücke zu, entspringt am Fuße des Berges ein starker Strom des schönsten Wassers; gerade über dieser Quelle, über einem breit vorstehenden Felsen, sind die Reste einer sehr umfangreichen, in eine Art Rahmen eingefaßten Steinskulptur bemerkbar, die aber so gewaltig beschädigt ist, daß keine Linie daran mehr vollkommen erhalten erscheint."

So weit Ritter. — Die zweite für die Entzifferung der Keilschrift besonders wichtige Skulptur liegt etwas weiter ostwärts, aber in so großer Höhe und so schwer erreichbar, daß sie nur mit bewaffnetem Auge in ihren bezeichnenden Umrissen zu erkennen war, bis der oben mehrmals erwähnte unermüdliche Oberst Rawlinson mit unsäglicher Mühe und großen Kosten ein Gerüst zusammenfügen ließ, um eine vollständige Kopie der Inschrift und des in Mitten derselben befindlichen Bildes anzufertigen. Beide sind trefflich erhalten; die Skulpturen kommen jedoch denjenigen nicht ganz gleich, die man in den Trümmern von Persepolis findet; dagegen sind die Schriftzeichen, welche das Relief von allen Seiten umgeben, von ausgezeichneter Schönheit. Darius, der Urheber dieses Riesendenkmals, hat dasselbe, um es unantastbar zu machen, 300 Fuß über der Ebene in den Stein graben lassen. Diese Arbeit muß ungeheure Anstrengungen erfordert haben, denn der ganze Felsen ist auf's Sauberste polirt. Wo eine schadhafte Stelle war, legte man ein Stück in denselben ein, und zwar, wie Spiegel sagt: „so vortrefflich, daß man noch heute kaum das Eingelegte vom wirklichen Felsen zu unterscheiden vermag. — Die Inschrift selbst steht durch ihre fast durchgängige Korrektheit und Schönheit bei so großem Umfange vielleicht einzig da. Sie hat theilweise gelitten durch einen Bach, der sich seit langer Zeit von oben herab seinen Weg über sie gebahnt hat; am unteren Ende auch durch muthwillige Zerstörung fanatischer Mohammedaner."

Diese Inschrift bildet gleichsam den Text zu dem oben erwähnten Bilde, das wir nur flüchtig beschreiben wollen, weil sich der Leser des Globus durch die nebenstehenden trefflichen Abbildungen des Bisutun-Felsens von dem Aussehen desselben überzeugen kann.

Der König, leicht kenntlich durch seine Größe, tritt mit dem linken Fuße auf einen am Boden liegenden Mann, der, wie eine unter seinem Rücken stehende Inschrift beweist, den als „falscher Smerdes" bekannten Usurpator Gaumâta darstellen soll.

Darius wendet sein Angesicht neun gefesselten Männern zu, die durch einen Strick, der sich um ihre Hälse schlingt, verbunden sind. Ueber jedem Gefangenen steht eine auf ihn bezügliche Inschrift; z. B. über dem ersten: „Dieser Atrina log; also sprach er: „Ich bin König von Susiana," — über dem letzten mit der hohen, spitzen Mütze: „Dies ist Çakuka, der Saker."

Hinter dem Könige stehen zwei Männer. Der erste, mit dem königlichen Bogen in der Hand, soll vielleicht seinen Sohn Xerxes, der zweite mit der Lanze seinen Freund Zopyros darstellen, den er so sehr liebte, daß er, als man ihm einen Granatapfel zeigte und fragte: „Welches Gut möchtest du so vielfach besitzen, als diese Frucht Körner enthält?" geantwortet haben soll: „Meinen Zopyros!"

Ueber dem Ganzen schwebt Ormusd, der höchste Gott, den sich die Perser als Verkörperung alles Guten, des Lichts, des Lebens und der von ihnen ganz besonders hoch geschätzten äußerlichen und inneren Reinheit dachten. Hier, wie auf vielen persepolitanischen Skulpturen, wird er als bärtiger Mann in reifen Jahren dargestellt, der den symbolischen Ring in der Hand hält und in einem Kreise schwebt, an den sich ein Flügelpaar und der untere Theil des Leibes eines Vogels ansetzt; wie denn viele Religionen im Alterthum die Gestalt der Luftbewohner benutzten, um die Gottheit darzustellen. Sie, die mit scharfen Augen über dem Getreibe der Erde schwebten, hielt man für die Beobachter der Menschen; ihr kurzes Gezwitscher mit gegenseitigem Verständniß galt für überlegene Klugheit und ihre beneidenswerthe Fähigkeit, im Luftraume willkürlich umherzuschweben und so schnell und leicht wie kein anderes Wesen große Entfernungen zu durchmessen, erwarb ihnen die mit Neid gemischte Bewunderung der Menschen, welche, um sich das Wesen der Gottheit zu vergegenwärtigen, nur solche Geschöpfe brauchen konnten, die ihnen in gewisser Beziehung überlegen zu sein schienen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die spitzen Zeichen der Keilschrift und lassen wir uns von denselben erzählen, zur Erinnerung an welche Ereignisse dieselben in den Stein gegraben worden sind; vorher wollen wir aber, der Kuriosität wegen, mittheilen, daß noch vor wenigen Jahrzehnten das Bild des Ormusd von Otter für ein Panzerhemd gehalten worden ist. Gardanne sah gar den Gott für ein Kreuz und die Gefangenen für die 12 Apostel an. Doch zurück zu den Inschriften! —

„Ich bin Darius, der große König, der König der Könige 2c., Sohn des Vistaçpa (Hystaspes), Enkel des Arsâma (Arsames) der Achämenide;" so beginnt dieselbe nach der trefflichen Uebersetzung von Fr. Spiegel.*) Hierauf zählt Darius die Reihe seiner Ahnen und die Namen der von ihm beherrschten Provinzen auf und schließt diesen Abschnitt mit den Worten: „Auramazda (Ormusd) übergab mir das Reich, Auramazda brachte mir Hülfe, bis dieses Reich in Besitz genommen wurde, durch die Gnade Auramazda's regiere ich dieses Reich." — Nun erzählt der König von den Kämpfen, die er zu bestehen hatte, bevor er den Thron mit Sicherheit sein Eigen nennen konnte, und spricht:

„Ein Kambujiya (Kambyses) mit Namen, der Sohn des Kuru (Cyrus), von unserer Familie, der war vorher hier König; dieser Kambujiya hatte einen Bruder Bardiya mit Namen, von gleichem Vater und gleicher Mutter mit Kambujiya. Darauf tödtete Kambujiya jenen Bardiya. Als Kambujiya den Bardiya getödtet hatte, da hatte das Heer keine Kunde, daß Bardiya getödtet worden sei. Darauf ging Kambujiya nach Aegypten. Als er nach Aegypten gezogen war, da wurde das Heer aufrührerisch, darauf nahm die Lüge zu in den Provinzen, sowohl in Persien, als in Medien, als auch in den übrigen Provinzen.

„Es spricht Darius der König: Da war ein Mann, ein Magier, Gaumâta mit Namen (der falsche Smerdis) .... der lehnte sich auf. Im Monate Viyakhna am 14. Tage, da war es, als er sich auflehnte. So log er die Leute an: „Ich bin Bardiya, Sohn des Kuru, Bruder des Kambujiya." — Darauf wurde das ganze Reich aufrührerisch gegen Kambujiya, es trat zu jenem über, sowohl Persien, als Medien, als auch die übrigen Provinzen. Er ergriff die Herrschaft; im Monate Garmapada, am neunten Tage, da war es, da ergriff er die Herrschaft. Darauf starb Kambujiya, indem er sich selbst tödtete.**)

*) Die altpersischen Keilschriften. Uebersetzung, Grammatik und Glossar von Fr. Spiegel. Leipzig, 1862.

**) Wir glauben trotz Spiegel und Oppert, daß hier nicht an Selbstmord gedacht werden darf. Nach Herodot und Ktesias

„Es spricht Darius der König: Diese Herrschaft, die Gaumâta der Magier dem Kambujiva wegnahm, diese Herrschaft war von Alters her in unserer Familie. Dann nahm Gaumâta der Magier dem Kambujiva sowohl Persien als Medien ꝛc. Alles eignete er sich an; er war König.

„Es spricht Darius der König: Es war Niemand, weder ein Perser, noch ein Meder, noch Jemand von unserer Familie, der Gaumâta dem Magier das Reich entrissen hätte. Das Volk fürchtete ihn wegen seiner Grausamkeit, es fürchtete, er möchte viele Leute tödten, die den früheren Bardiya gekannt hatten; deswegen möchte er die Leute tödten, „damit man mich nicht kenne, daß ich nicht Bardiya, der Sohn des Kuru, bin.“ Niemand wagte etwas zu reden über Gaumâta, den Magier, bis ich kam. — Dann rief ich den Auramazda um Hülfe an. Auramazda gewährte mir Beistand. Im Monate Bâgayâdis am zehnten Tage, da war es, da tödtete ich mit ergebenen Männern jenen Gaumâta den Magier und die, welche seine vornehmsten Anhänger waren. Es ist eine Festung, Çikathauvatis mit Namen, ein Bezirk Niçaya mit Namen, in Medien, dort tödtete ich ihn. Ich nahm ihm die Herrschaft ab. Durch die Gnade Auramazda's wurde ich König, Auramazda übergab mir das Reich. Die Herrschaft, die von unserem Stamme hinweggenommen war, stellte ich wieder her ꝛc.“ . . . .

Aber mit dieser Ueberwältigung des Gaumâta gab es noch keine Ruhe im Lande, denn wir lesen in der Inschrift lange Schilderungen der Kämpfe, welche Darius gegen seine aufrührerischen Provinzen zu bestehen hatte. Zum Schluß resumirt er dieselben und sagt:

„Das, was ich that, das geschah durch die Gnade Auramazda's in jeder Weise. Nachdem die Könige abtrünnig geworden waren, da lieferte ich neunzehn Schlachten; durch die Gnade Auramazda's schlug ich sie. Neun Könige nahm ich gefangen: Einer war Gaumâta mit Namen, ein Meder. Dieser log, also sprach er: „Ich bin Bardiya, der Sohn des Kuru. Dieser machte Persien abtrünnig. Einer war Atrina mit Namen. Dieser log in Susiana, also sprach er: „Ich bin König von Susiana“ — ꝛc. . . . . .
. . . . .

„Diese Provinzen, welche abtrünnig wurden, die Lüge hat sie abtrünnig gemacht, so daß sie die Leute belogen. Dann gab sie Auramazda in meine Hand. Wie es mein Wille war, so geschah ihnen“ . . .
. . . .

„Es spricht Darius der König. Durch die Gnade Auramazda's ist auch noch vieles Andere von mir gethan worden, was nicht in dieser Inschrift geschrieben steht. Deswegen ist es nicht geschrieben worden, damit nicht der, welcher später diese Inschrift liest (ihren Inhalt) für Lüge halte.“ —

Ueberall begegnet uns der von den Griechen so vielfach erwähnte Haß der Perser gegen alles Unwahre. Darius verschweigt vielleicht gerade seine außergewöhnlichsten Thaten, um selbst den Schein einer Lüge zu vermeiden. Dieser schöne, echt germanische Sinn für die Wahrheit ist den sehr stark mit semitischen Elementen verquickten Persern von heute ganz fremd. H. Brugsch versichert, niemals größere Lügner gesehen zu haben, und in dem berühmten Buche des Kawus räth ein fürstlicher Vater seinem heranwachsenden Sohn ohne Weiteres: „Sage lieber eine Lüge, die wahrscheinlich, als eine Wahrheit, welche unwahrscheinlich klingt.“

Die Thatsachen, welche die Inschrift mittheilt, sind nicht nen, denn der Hauptinhalt stimmt ganz auffallend mit den Nachrichten überein, welche wir durch Herodot und Ktesias von der Zeit besitzen, welche dem Tode des Kambyses folgte. Nur in dem Namen des Bardiya, der, man weiß nicht warum, bei den Griechen Smerdes hieß, und in der Zeit seines Todes weicht die hellenische von der persischen Relation ab. Der Name Gaumâta findet sich, wenn auch in corrumpirter Form, bei Justin. Aus Allem geht hervor, daß Herodot sehr gut unterrichtet war. Er gibt sogar die Namen der Verschworenen, welche ihm bei dem Sturze des falschen Bardiya behülflich waren, ziemlich richtig an, während Ktesias, der doch das Archiv von Ekbatana benutzen konnte, gerade hier fast lauter falsche Namen bringt.

So verdanken wir denn der Inschrift von Bisutun 1. eine wesentliche Förderung der Entzifferung der Keilschriften, 2. eine zuverlässige Schilderung eines besonders wichtigen Theils der persischen Geschichte, 3. einen neuen Beweis für die Treue des Herodot, 4. die Kenntniß des Verhältnisses eines persischen Königs zu seinem Gotte, seinem Volke und seinen Großen, 5. eine Bestätigung der Vermuthung, daß viele der in der Zend-Avesta enthaltenen Lehren schon zur Zeit des Darius in Kraft gewesen sind.

Das verdanken wir den Inschriften von Bisutun. Was ihr Urheber durch dieselben erzielen wollte, darüber mögen uns die eigenen Worte des Darius Auskunft geben.

„Du, der Du nachher diese Inschrift lesen wirst, möge sie Dir dies, was ich gethan habe, verkünden. Halt' es nicht für eine Lüge“ . . . .
. . . .

„Diese Tafel möge Dir verkünden, was ich gethan habe, so wie es war. Deswegen verbirg dieses Edikt nicht! Wenn Du es nicht verbirgst und dasselbe dem Volke verkündest, da möge Auramazda Dein Freund sein, Deine Familie möge zahlreich sein und lange leben! Auramazda, durch dessen Gnade ich Alles, was ich that, gethan habe, und die übrigen Götter brachten mir Beistand, weil ich nicht feindselig war, kein Lügner war, kein Despot war, weder ich, noch meine Familie . . . . Du, der Du nachher diese Tafel sehen wirst, die ich geschrieben habe, oder diese Bilder, — verderbe sie nicht, sondern, so lange Du lebst, bewahre sie. Thust Du das, so möge Auramazda Dein Freund sein und Deine Familie sich mehren. Lebe lange, und was Du thust, möge Auramazda gelingen lassen. Wenn Du diese Tafel oder diese Bilder siehst und sie zerstörst, oder, so lange Deine Familie dauert, nicht bewahrst, da möge Auramazda Dich schlagen, Deine Familie möge zu Nichte werden, was Du thust, das möge Dir Auramazda zerstören!“ —

Es widerstrebt uns, mit einem Fluche von dem Leser Abschied zu nehmen; doch wird uns derselbe nicht zürnen, wenn wir für diesmal mit einer Abfertigung von ihm scheiden.

In den „Nouvelles annales des voyages März 1863“ versucht ein Herr Wlastoff den Felsen von Bisutun als ein rein religiöses Monument darzustellen; seine Gründe stehen aber auf so schwachen Füßen, daß wir dieselben, einen nach dem andern, ohne sonderliche Mühe umstürzen können.

Wäre unsere Inschrift wirklich nur dazu bestimmt gewesen, um den Triumph der Lehre des Zoroaster über eine wundersame, sehr unzulänglich definirte Religion, welche nach Herrn Wlastoff — man höre! — selbst von den Hyksos und Azteken getheilt worden sein soll, auf die Nachwelt zu bringen, so hätte Darius keineswegs, außer seinem Siege über den Magier Gaumâta, acht andere, rein politische, Triumphe in den Stein graben lassen.

Der Passus der Inschrift: „Dann rief ich Auramazda um Hülfe an: Auramazda gewährte mir Beistand,“ kommt

---

stirbt Kambyses, indem er sich zufällig mit seiner eigenen Waffe verwundet, und Uvâmarsiyus heißt auch nach Spiegel nichts anderes, als „von selbst sterbend“.

auch an anderen Orten vor und beweist, ebenso wie die von W. angeführte Stelle aus dem Testamente Ardshir-Babigan's: „Vergiß nicht, daß Altar und Thron Eins sind," weiter nichts, als daß schon die Könige von Persien erkannt hatten, daß die Religion das beste Mittel sei, um gehorsame Unterthanen zu gewinnen, und daß Darius ein gottesfürchtiger Mann genannt werden muß.

Wenn W. die Tödtung der Magier, welche, nach Herodot, der Ermordung des Smerdes (Gaumâta) folgte, als Beweis für einen rein religiösen Konflikt anführt, so bedenkt er nicht, daß man in der altpersischen Geschichte häufig sehen kann, wie ganze Familien für das Vergehen eines einzigen Mitgliedes hingeopfert werden. Man denke nur an die Vertilgung des Hauses des Intaphernes durch denselben Darius, der die Magier, das Geschlecht des Usurpators Gaumâta, tödten ließ.

Ferner sollen wir vor einem rein religiösen Denkmale stehen, weil wir auf demselben nichts von den Kriegen des Königs gegen die Griechen und Scythen finden. Hier geben wir zur Antwort, daß die Inschrift wahrscheinlich vor dem Feldzuge nach Westen begonnen worden ist und, sollte sie auch aus späterer Zeit stammen, Darius sich wohl gehütet haben würde, seine Niederlage auf einer Triumphsäule zu verewigen.

Endlich spricht Wlastoff die Wahrheit aus, daß nach dem Zend-Avesta das ganze Leben der Perser mit der Religion verwachsen und Altar und Thron Eins gewesen sei. Darum ist aber gerade die Inschrift von Bisutun nicht **rein** religiösen Inhalts; sie soll vielmehr, ganz angemessen der Wlastoff'schen Behauptung, die **weltlichen** Siege eines Königs feiern, der sich rühmt, nichts ohne die Hülfe seines Gottes vollendet, d. h. ein ganz mit der Religion verwachsenes Leben geführt zu haben.

Schließlich wollen wir Herrn Wlastoff's besten Beweis widerlegen. In der Inschrift findet sich eine Stelle, welche lautet: „Die Plätze der Anbetung, welche Gaumâta der Magier zerstört hatte, stellte ich wieder her." Dieser Satz befindet sich aber an zweiter Stelle, denn ihm gehen die Worte voraus: „Die Herrschaft, die von unserem Stamme hinweggenommen war, stellte ich wieder her." Hinter dem ersten Citate lesen wir: „Ich stellte her die Weideplätze, die Heerden, die Wohnungen &c." Aus alledem geht nur hervor, daß Gaumâta einen furchtbaren Vernichtungskrieg führte, in dem er weder Tempel noch Häuser, weder Vieh noch Weiden schonte. Auf die „Anbetungsstätten" legt Darius durchaus keinen Nachdruck und setzt im Gegentheil seinen politischen Sieg an die Spitze des ganzen Abschnitts.

Darum bleiben wir, trotz Herrn Wlastoff, getrost bei unserer Ansicht, die Inschrift von Bisutun sei lediglich dazu bestimmt gewesen, um die politischen Siege des Darius auf die Nachwelt zu bringen. —

Die Landschaft am Apurestrom in Venezuela.

Musik und Tanz in Portuguesa. — Improvisatoren. — Die jährlichen Ueberschwemmungen. — Die Saman-Mimosen. — Moskiten. — Die Vegetation am Apure. — Der Apure. — Ueppige Grasvegetation. — Wasservögel. — Anakondas. — Wilde Schweine. — Rindviehheerden.

Don Ramon **Paez**, von dem wir bereits eine Schilderung über das Thier- und Pflanzenleben in Venezuela brachten, hielt sich einige Zeit zu **Portuguesa** auf und unternahm von hier aus eine Reise am Apurestrom und in den immergrünen Savannen an diesem herrlichen Flusse. Wir wollen aus seiner Beschreibung Folgendes mittheilen.

Jeden Morgen ritten wir in die Savanna, um einen Ochsen zur Mahlzeit zu jagen, den übrigen Tag schlugen wir uns in den Wäldern umher und suchten unsere Pferde auf, deren Weideplätze oft sehr schwer zu entdecken waren. Am Abend begannen die Lustbarkeiten und Singen und Tanzen fehlte nie. Kleine Lampen aus gebranntem Thone, die mit Krokodilfett gefüllt waren, wurden angezündet und die Bewohner der am Flußufer zerstreuten Behausungen kamen auf Kanoes herangefahren, um die Lustbarkeiten mitzumachen; ohne Ansehen auf Farbe, Alter und Stellung kam die Gesellschaft zusammen und dadurch wurde eine natürliche Heiterkeit erregt, welche bei sogenannten feinen Bällen zu fehlen pflegt.

Das Orchester bestand aus einer Guitarre, die kaum größer als die Hand war, welche sie spielte, einem sehr umfangreichen Banjo und ein paar lärmenden Maracas, Klapperbüchsen, die man aus ausgehöhlten Kalabassen verfertigt, welche man mit den trockenen Früchten der Marantha füllt. Ohne diese die Castagnetten vertretenden Klapperinstrumente betrachtet man keine Musik als vollständig. Die Musik ward noch von Gesang begleitet, denn alle Llaneros sind eifrige Sänger, die sehr hübsche Nationallieder, Trovas Llaneras, vorzutragen verstehen und fast alle sind geborene Improvisatoren. Kommen zwei derselben zusammen, so beginnen sie sofort einen Wettkampf und singen abwechselnd so lange, bis der Eine schweigt und dadurch den Andern als Sieger anerkennt, der nun der Löwe des Tages wird und die zärtlichsten Blicke der Damen empfängt.

Es ist wirklich staunenswerth, wenn man oft Leute sieht, die nicht eine Zeile lesen können und doch die schönsten Gedichte zu componiren und vorzutragen verstehen. Die meisten behandeln Heldenthaten aus der Geschichte von Venezuela, Liebesabenteuer und Schilderungen der großartigen Natur. Die Instrumente verstehen sie sehr kunstreich zu handhaben. Die Bandola oder Banjo ist eine sehr große Guitarre, welche viel Aehnlichkeit mit der Laute der Alten hat. Die eigentliche Guitarre ist nur sehr klein und hat fünf Saiten, weßhalb sie den Namen Cinco führt.

Die Tänzer umschlingen einander nicht, sondern jeder tanzt für sich allein und nur zuweilen reichen sie sich auf einen Augenblick die Hände, um sie aber gleich wieder loszulassen und sich Einer um den Andern zu drehen. Ein Frauenzimmer geht durch das ganze Zimmer und schaut sich nach einem Tänzer um; hat sie den rechten gefunden, so winkt sie ihn mit dem Taschentuch zu sich heran. Beim Galeron, dem schwierigsten Tanze, zeigen sich nur die geübtesten Tänzer, da er eine große Biegsamkeit und Schmiegsamkeit des Körpers verlangt und es wirklich viel Kunst erfordert, alle die Drehungen, Wendungen und graciösen Stellungen desselben auszuführen zu können. Andere Tänze, wie die Maricela, der Raspon, die Zapa haben einen ähnlichen Charakter. Bei der Maricela besingt der Improvisator jedes gerade tanzende Paar in satyrischer Weise, schildert ihre Kleidung, ihre Bewegungen und lobt sie oder macht sie zum Ergötzen der Zuschauer lächerlich.

Drei oder vier Tage blieben wir in la Portuguesa bei diesem lustigen Völkchen und ritten dann auf weitere Abenteuer aus. Die erste Nacht verbrachten wir in San Jaime, einer einst blühenden, jetzt aber durch die fortwährenden Bürgerkriege herabgekommenen Stadt. Schöne von Baumwäldern umringte Prairien, durch welche zahlreiche Bäche strömten, begleiteten uns auf dem ganzen Wege; Reichthum und Ueppigkeit charakterisiren die Prairien zwischen dem Portuguesa und Apure; Wasser ist genügend vorhanden, auf kleinen Seen schaukeln sich allerlei Wasservögel und die zeitweiligen Ueberschwemmungen verleihen der Landschaft die Frische eines ewigen Frühlings.

Diese *jährlichen Ueberschwemmungen* sind eine der merkwürdigsten Erscheinungen in diesem Lande. Im Beginn der Regenzeit treten die beiden größten von der venezuelanischen Sierra Nevada kommenden Ströme, der Apure und die Portuguesa, plötzlich aus ihren heißen schlammigen Betten und ergießen sich erst langsam, dann immer mächtiger über die weiten Ebenen, die in einen einzigen großen See verwandelt werden. Die wenigen erhöhten Punkte, welche von dieser Ueberschwemmung verschont bleiben, dienen den Einwohnern und ihren Heerden als Zufluchtsstätten, wohin sie auf Kanoes gelangen. Die alten Wohnungen werden von Alligatoren und den großen Wasseranacondas eingenommen. Treten die Wasser zurück, so müssen diese Eindringlinge vertrieben werden und die wenigen Einrichtungsstücke der Bewohner werden in den alten dumpfigen Räumen wieder untergebracht. Nach den Wassermarken einiger Häuser zu urtheilen, steigen die Ströme bis 12 Fuß über ihren Normalstand.

Der Wuchs der Bäume längs der Flußufer ist ein ungemein kräftiger. Hauptsächlich tritt unter ihnen der *Saman*, eine Mimosenart, hervor, die sich durch zierliche federartige Blumen von fleischrother Farbe und riesige fächerförmige Zweige auszeichnet. Im Thale von Aragua sah ich eine solche, die wegen ihres hohen Alters und ihres kolossalen Umfanges schon seit der Entdeckung des Landes unter dem Schutze der Gesetze steht. Ganze Landstrecken werden von diesen herrlichen Bäumen bedeckt und es läßt sich nicht leicht etwas Großartigeres denken, als ein Wald dieser Riesenbäume, deren jeder für sich schon einen Wald bildet. Am Apure-, Guarico- und Portugnesaflusse kommt er in solcher Menge vor, daß alle Flotten der civilisirten Welt aus ihm recht gut neu gebaut werden könnten.

Zu ähnlicher Weise üppig ist der Wuchs der verschiedenen Gräser. Um uns einen Weg durch den Graswald zu bahnen, trieben wir alle unsere leeren und Packpferde vor uns her. Unter den Gräsern ist der Gamelote durch üble Eigenschaften ausgezeichnet. Die Blätter desselben sind schlank und so scharf wie ein geschliffenes Messer; naht man sich ihnen unvorsichtig, so zerschneiden sie Kleider und Fleisch. Der Wuchs dieser Pflanze ist so schnell, daß ein von Reisenden gemachter Pfad in wenigen Tagen wieder ganz damit bedeckt ist. Als Futter ist es nicht zu gebrauchen und nur die Chiguires oder Wasserschweine fressen es, wenn sie kein anderes Futter haben, wodurch ihr Fleisch einen angenehmen Geruch erhält.

Unser zweites Nachtquartier schlugen wir bei einem kleinen See auf, der buchstäblich mit Alligatoren, Fischen und Wasservögeln gefüllt war, die zu unserem großen Unbehagen die ganze Nacht hindurch lärmten. Das Wasser war durch die Menge der darin lebenden Thiere ungenießbar und selbst die Luft mit einer schädlichen Ausdünstung derselben und Moskiten geschwängert. Um trinkbares Wasser zu bekommen, mußten wir in der Nähe des Sees kleine Brunnen graben, aber gegen die Moskiten und besonders eine Art derselben, die man Pullones nennt, half kein Mittel. Wir versuchten vergebens, den schmerzvollen Stichen zu entgehen, indem wir uns in unsere Hängematten und Ponchos so fest einhüllten, daß wir beinahe erstickten, ihre nadelspitzen Saugrüssel drangen durch die Stoffe hindurch bis auf unsere Haut; der Rauch eines großen Feuers vertrieb sie auch nicht, aber plötzlich gegen Mitternacht zogen sie sich von selbst zurück und überließen uns allein ihren Verwandten, den laut summenden Zancudos.

Nach diesem schrecklichen Nachtlager führte uns der Weg noch viele Meilen lang durch Land, das mit Gamelote bewachsen war. Zum ersten Male tauchten kleine Hügelreihen, die *Medanos*, auf. So nennt man den dünenartig zusammengewehten und mit Gamelote überzogenen Sand, der heute vielleicht einen Hügel bildet, während er morgen vor dem Wind in die Prairie zerstiebt.

Wir näherten uns immer mehr dem *Paß von Apurito* wo wir den Apurefluß überschreiten wollten; aber wegen der undurchdringlichen Ufervegetation gewahrten wir den *Apure* erst, als wir am Ufer standen. Der Apure wird durch den Zusammenfluß zweier Ströme, des Sarare und des Uribante, gebildet. Der erstere entspringt in den Gebirgen von Neu-Granada; doch ist der Uribante die Hauptquelle, die nach der Vereinigung mit dem Sarare den Namen Apure annimmt. Die Totallänge desselben beträgt 640 englische Meilen, von denen 364 für größere Schiffe fahrbar sind. In seinem Lauf theilt sich der Apure öfter und entsendet Nebenarme, Caños oder Creeks, die aber sich wieder mit dem Hauptstrom vereinigen und auf diese Art Inseln einschließen. Die bedeutendsten unter diesen sind la Ebilla, Apurito und Apure Seco.

Die Breite des Apure wechselt ungemein je nach der Jahreszeit; zuweilen dehnt er sich mehrere englische Meilen über sein Flußbett aus, doch ist er gewöhnlich nicht mehr als 1000 Ellen breit. Als wir den Apure überschritten, war er weit unter seinem mittlern Stande; nichtsdestoweniger hatten wir doch Mühe, hinüber zu kommen. Das Dorf *Apurito*, zu dem wir gelangten, war ein Haufen aus Schlamm gebauter und mit Palmblättern gedeckter Hütten. Einige hatten Thüren und Fenster, die durch Bretter verschließbar waren, die meisten aber waren ganz offen. Von Kirche, Schule oder Amtsgebäuden war keine Spur. Der Alcalde, die wichtigste Persönlichkeit in kleinen Orten, hielt seine Sitzungen im engen Vorhause seiner Hütte. Einmal jährlich erscheint ein Geistlicher in Apurito, welcher alle im Laufe des Jahres geborenen Kinder auf einmal tauft, ohne sich dabei genau an die vorgeschriebenen Ceremonien zu halten.

Der Haupthandelsartikel von Apurito besteht in Häuten, die hier als Tauschwaare förmlich die Stelle von Geld ersetzen. In kleinen einmastigen Schiffen, Lanchas genannt, fährt man sie nach Ciudad Bolivar (Angostura) und erhält Messer, Salz, Wolltücher und gedruckte Kattune dafür wieder. Andere Häfen am Apure, wie Nutrias und San Fernando treiben bedeutenden Handel mit diesen Sachen. Nutrias bringt seine landwirthschaftlichen Erzeugnisse, Kaffee, Cacao, Indigo und Tabak in die benachbarte Provinz Barinas.

Der Lauf des Apure ist beinahe genau von Westen nach Osten. Im Sommer erleichtern die von Osten kommenden Passatwinde die Schifffahrt stromauf, während in der Regenzeit Westwinde den Segelschiffen zu statten kommen. In neuester Zeit wird der Apure schon von Dampfern befahren. Hinderlich sind der Schifffahrt nur die vielen treibenden Baumstämme, die nebst Farrnkräutern und Alpenpflanzen von den Lawinen und Stürmen in der Sierra Nevada losgerissen und vermischt mit den Gewächsen anderer Zonen in den Fluß getrieben werden, bis sie sich endlich im Delta des Orinoco absetzen und vom Schlamm bedeckt werden. So entsteht dort ein Pflanzenlager, welches Gewächse aus der kältesten und heißesten Zone in sich vereinigt und, wenn es einmal versteinert sein sollte, künftigen Paläontologen gewiß Kopfzerbrechen verursacht.

Nach einem kurzen Aufenthalt verließen wir Apurito und ritten durch herrliche Mimosenwälder und Savannen nach San

Pablo de Apure, einer großen Viehzüchterei. Aus dem Namen San Pablo nahm ich sogleich ab, daß Schlangen in der Umgegend häufig sein müßten, wovon ich mich denn auch bald überzeugte. In einem Lande, wo man den Heiligen Einfluß auf alle menschlichen Dinge zuschreibt, gibt man oft Orten, die von einer besonderen Gefahr bedroht sind, den Namen des Schutzheiligen gegen diese Gefahr. So schützt Paulus vor den Schlangen, während ein Santa Barbara genannter Ort auf heftige Gewitter schließen läßt.

Unser Weg führte uns weiter nach El Frio hin; die Gegend glich einem Paradiese; Pflanzen und Thiere, Alles, was wir sahen, erschien uns in der schönsten Fülle und den üppigsten Formen. Bald waren es die prächtigen wohlgenährten Heerden auf saftigem Weidegrund, die unser Auge entzückten, bald stießen uns wilde Schweine und scheue Capybaras auf, die vor unseren Jägern in die Sümpfe flüchteten. Einige zerstreute Palmen ausgenommen, erquickte sich das Auge an dem üppigen Wuchse saftiger Gräser, welche auch während der trockenen Jahreszeit grün bleiben. Diese Gräser, unter denen sich viele seidenartig weiche finden, sind für die Viehzucht im höchsten Grade wichtig und die ungeheuere Fruchtbarkeit und der große Wachsthum der Heerden steht damit im Zusammenhange.

Unter den am Apure wachsenden Grasarten fielen mir besonders drei Sorten auf, die durch ihre saftige Beschaffenheit und nährenden Eigenschaften alle anderen Gräser übertreffen. Im Beginn der Regenzeit tritt eine jährige Graspflanze, die Granadilla, auf, welche eine Höhe von vier Fuß in der kürzesten Zeit erlangt. Zwei andere Gräser bedecken aber perennirend den Alluvialboden, welcher den Flußüberschwemmungen ausgesetzt ist; das ganze Jahr hindurch, selbst während der heißen Jahreszeit bieten sie dem Viehe Weide. Das Carretera-Gras führt seinen Namen von der schönen Prairiegans, die sich von ihm ernährt, und die Lambedora ist so zart und weich, daß das Vieh sie nicht einmal zu kauen braucht, sondern sie gleichsam nur leckt.

In den perennirenden Wiesen, welche durch diese Gräser gebildet werden, findet man eine Menge kleiner Lagunen und Seen, die von verschiedenen Vierfüßlern als Trinkquell und einer Menge Wassergeflügel als Lebenselement benutzt werden. Es ist in der That schwer, eine Beschreibung von dem Reichthum an Arten und Individuen, welche diese Lagunen bevölkern, zu geben; besonders scheint es, als ob alle Kraniche der Welt sich hier ein Stelldichein gegeben hätten. Ein Schwarm oder Volk dieser Stelz- und Wasservögel ist am Apure unter dem Namen Garcero bekannt, weil darin die Reiher, Garcas, vorherrschen. Unter den Kranichen, Garcones, zeichnet sich besonders eine Art aus; wegen seiner aufrechten Stellung und wilden Miene nennt man diesen Kranich den Soldaten; er hat einen Schnabel, der einen vollen Fuß lang wird und erreicht eine Höhe von fünf Fuß. Durch schimmernden Farbenreichthum zeichnen sich die Reiher aus; es gibt schneeweiße, zart blaue, fleischfarbige, graue und glänzend scharlachrothe. Kraniche und Reiher halten sich abgesondert von einander; zum Baue ihrer Nester suchen sie sich gewöhnlich die breite Spitze eines niedrigen Busches, des Canjero, aus, der in großer Menge an den Lagunen wächst. Das Nest besteht aus dürren Reisern, die sehr künstlich zwischen die Zweige der Büsche eingewoben sind. Zwischen dem dichten Buschwerk ziehen sich wohl ausgetretene Pfade hin, die von einigen verdächtigen Katzenarten begangen werden, um den jungen Vögeln aufzulauern.

Außer einer schönen Wasserrose mit dunkelpurpurrothen Blüthen bedecken den Spiegel der Lagunen ungeheuere Entenschaaren. Bei unserer Annäherung erhob sich eine kleine Art, Guirirle genannt, in solcher Masse kreischend in die Luft, daß für einen Augenblick die Sonne buchstäblich verfinstert war. Der Name bezeichnet den schrillen Laut, welchen dieser Wasservogel ausstößt und durch den er sich schon von ferne dem Jäger kenntlich macht. Eine größere Art ist unter dem Namen Pato real oder Königsente bekannt; sie zeichnet sich durch einen schönen schwarzen Federbusch aus.

Während der Mauserzeit, wenn die Enten nicht fliegen können, treiben die Leute aus der Nachbarschaft ganze Schaaren in ihre Wohnungen und verspeisen sie. Um sich von der fast unerschöpflichen Menge dieses Geflügels eine Vorstellung zu machen, will ich die Thatsache anführen, daß in der Gegend von San Pablo einst ein Reiterregiment an einer Lagune 14 Tage lang lagerte und sich während dieser Zeit fast ausschließlich von diesen Enten nährte, ohne daß eine sichtbare Verminderung derselben bemerkbar war.

So ist die Gegend am Apure ein Land des Lebens, aber sie ist auch ein Land des Todes; denn aus den ausgedehnten Marschländereien und Lagunen erheben sich pestilentialische Miasmen in die Luft und machen das Land zu gewissen Jahreszeiten für Menschen gänzlich unbewohnbar. In diesen feuchten, sumpfigen Landstrecken ist auch der Aufenthalt der riesigen Wasserschlangen oder Anakondas, welche man als Culebras de Agua bezeichnet. Mit ihnen zusammen kommt die Boa constrictor, Traga venado, vor, welche ein ganzes Reh auf einmal verschlingt. Beide Schlangen sind berühmt wegen der ungeheueren Stärke, mit der sie ihre Schlachtopfer in den Ringen ihres muskulösen Körpers förmlich zerquetschen. Aber die Anakonda ist die schrecklichere von beiden, denn sie fällt nicht nur kleinere Thiere, wie Rehe, Capybaras und Kälber an, sondern auch der Stolz der Heerde, der Leitbulle, Padrote, verfällt zuweilen ihren tödtlichen Umschlingungen. Das Füllen oder die Färse, welche sich dem Wasser nahen, in dem die Anakonda lauert, fallen ihr zum Opfer, die Knochen werden durch die Umschlingungen zerbrochen, der Kadaver mit einer schleimigen Masse überzogen und das Verschlingen beginnt. Hat sie einen Hirsch ereilt, so beginnt sie dessen Verschlingung von hinten, da ihr das Geweih Widerstand leistet und überläßt es der Zeit und der Fäulniß, bis dessen Haupt sammt dem Geweih absault. So trifft man die Anakonda zuweilen lang ausgestreckt in dem weichen Schlamm liegend; dann ist sie mit dem Lasso leicht zu fangen und wird am Schwanze des Pferdes fortgeschleift. Aus der zähen Haut dieser Schlange verfertigen die Leute am Apure sehr dauerhafte Riemen und das klare, geruchlose Oel, welches man aus dem Fette gewinnt, dient zur Beleuchtung und als Einreibungsmittel gegen Rheumatismen.

Als ein Hauptfeind der Schlangen ist das wilde Schwein zu betrachten, das ein geborener Gegner dieser Reptilien ist und durch Vertilgung derselben und namentlich der kleinen Pferdetödter oder Matacaballo genannten Art (Globus V, S. 148) viel Nutzen schafft. Das wilde Schwein der Llanos ist durch Verwilderung des zahmen entstanden; es ist aus der Zähmung in seinen alten Zustand zurückgekehrt. Die beiden kreisförmig gestellten Hauer des wilden Ebers erreichen einen Durchmesser von fünf bis sechs Zoll und die Vermehrung dieser Thiere ist in manchen Gegenden eine erstaunliche. Bei El Frio z. B. haben sie die herrlichen Grasebenen auf Meilen in die Runde durch ihr Wühlen und Pflügen gänzlich zerstört, so daß dort kein Rindvieh mehr gehalten werden kann.

Ein schöner Anblick in den Savannen am Apure sind die zahlreichen Rindviehheerden, an deren Spitze immer ein Leitbulle, Padrote, steht. Er führt das Regiment über die Heerde und nur der muthigste und stärkste Stier kann zu dieser Stellung gelangen. Er hat nicht nur die Heerde gegen gemeinsame Feinde zu vertheidigen, sondern muß auch seine Ueberlegenheit gegen Nebenbuhler aufrecht erhalten. Zeugniß davon geben die vielen Narben, die der Padrote oder „Großvater“ aufzuweisen hat. Wenn ein Jaguar während der Nacht sich nähert,

so schaart sich die Heerde unter Führung des Padrote zu einer festen Masse zusammen und der Padrote geht im Einzelkampf dem Feinde entgegen, aus dem er auch meist als Sieger wiederkehrt. Unterdessen hat sich die Heerde mit gesenkten Häupteen und die Hörner gegen den Feind gerichtet im Kreise aufgestellt. Das Jungvieh bleibt in der Mitte.

Der Mensch ist das einzige Wesen, welches der Padrote über sich anerkennt, aber auch diesem kann er unter Umständen gefährlich werden.

Wenn die Sonne im Mittag steht, dann sieht man die Heerden langsam über die Savannen dem nächsten Dickicht zuwandern, um im kühlen Schatten der Tropenbäume auszuruhen. Hier legt sich alles nieder und die Hörner werden am harten Stamm der Palmbäume gewetzt, bis sie so scharf wie eine Nadel werden. Hier ist es auch von Gefahr, wenn ein unbedachter Reisender in das Serai des Padrote eindringt, der ihn sicher angreift und vernichtet, falls nicht ein schnellfüßiges Roß ihn von der drohenden Gefahr errettet.

Der schweizerische Forscher Dr. A. Schläfli und seine Reisen.

I.

Wieder hat das afrikanische Klima ein kostbares Forscherleben geknickt. Dr. Schläfli ist nicht mehr, und mit ihm liegen nun all' die Hoffnungen, welche die Wissenschaft und insbesondere Zürich auf ihn setzte, im Schooße des Grabes. Es mag den Lesern des „Globus" erwünscht sein, einen kurzen Bericht über eine so früh vollendete, aber vielbewegte Lebensthätigkeit zu erhalten und einen Blick in des Reisenden eigene Darstellungen zu werfen. Wir folgen, so weit es den erstern Zweck betrifft, zuverlässigen Materialien, welche seiner Zeit in der Neuen Züricher Zeitung mitgetheilt oder uns anderweitig durch freundliche Gefälligkeit zugänglich geworden sind.

Alex. Schläfli stammt von Burgdorf im Kanton Bern. Er verlor früh seine Aeltern, wurde im Waisenhause seiner Vaterstadt erzogen und sollte nach dem Wunsche seiner Verwandten einen bürgerlichen Beruf wählen; allein durch den Einfluß des verdienten Entomologen Meyer-Dürr wurde er für die Naturgeschichte gewonnen und es gelang ihm, behufs Betreibung wissenschaftlicher Studien nach Zürich geschickt zu werden. Hier wurde die Naturgeschichte sein Lieblings-, die Medizin sein Berufsstudium. Alexander Schläfli betrachtete die Medizin als den Schlüssel, der einem mittellosen jungen Manne das ferne Ausland öffnen könne, als ein unentbehrliches Werkzeug im Dienste weiterer wissenschaftlicher Zwecke. Der russisch-türkische Krieg entschied über den ersten Theil seiner Laufbahn. Bei dem Aufenthalt, welchen er im Herbst 1854 behufs Vervollständigung seiner naturhistorischen Bildung in Paris machte, wurde er zufällig mit dem türkischen Gesandtschaftssekretär bekannt, und auf die Einladung desselben entschloß er sich, in den Dienst der „Pforte" zu treten, bei welcher großer Mangel an Militärärzten war.

Im August 1855 führte ihn der Dampfer von Marseille nach Konstantinopel. Hier, so hatte er gehofft, sollte ihm eine sofortige Anstellung werden. Allein bei dem lässigen Geschäftsgang, den Alle dort erfahren, denen nicht reiche Geldmittel zur Verfügung stehen, mußte er Monate auf Antwort warten. Seiner letzten ökonomischen Mittel bar, hingeworfen auf das theuerste Pflaster Europa's, zu bescheiden und zu stolz, um die wenigen Personen, denen er empfohlen war, mit seinen persönlichen Verhältnissen zu behelligen, verlebte er, ohne jemals seinen wissenschaftlichen Forschungen untreu zu werden, lange Wochen drängender Entbehrung, bis endlich die gewichtige Empfehlung eines Landsmanns ihn aus allen Verlegenheiten erlöste. Er erhielt eine wegen der wilden Leute zwar schwierige, aber gut besoldete Stelle bei dem tunesischen Kontingente, das, nach blutigen Händeln mit den in Stambul stationirenden französischen Truppen, an die Grenze von Russisch-Kaukasien beordert wurde. Die Reise nach Batum, den Aufenthalt in diesem traurigen, von Sümpfen umschlossenen Orte, dann den kleinen Kriegszug in das russische Imerethi, nach Redutkaleh und Chynsirkaleh, wo lange, nasse Winterwochen unter schlechten Zelten zugebracht wurden, hat Dr. Schläfli in einem Tagebuch aufgezeichnet, das im Jahr 1856 in den „St. Galler-Blättern" erschien.

Nach herbeigeführtem Frieden erhielt Schläfli die Stelle des ersten Arztes bei einem regulären türkischen Regimente, das nach einigen Wanderungen in das von Räuberhorden unsichere Albanien beordert wurde. Die Landreise begann zu Varna am Schwarzen Meere. Dr. Schläfli durchzog mit seinen Soldaten, stets zu Pferde und unter freiem Himmel bivuakirend, die ganze Bulgarei, das nördliche Rumelien und Albanien. Mit todtmüden Gliedern — so drückt er selbst in den darüber mitgetheilten „Streifzügen im Orient" sich aus — hielt die Truppe am 14. September 1856 ihren Einzug in Jannina. Wir können uns nicht enthalten, eine pikante Episode aus der beschwerlichen Landreise hier einzuschalten. Dr. Schläfli war, nachdem er am gleichen Tage einen lebensgefährlichen Sturz vom Pferde gethan, in Sophia angekommen und erzählt dann weiter:

Sophia ist eine recht hübsche und freundliche Stadt von etwa 35 bis 40,000 Bewohnern und zahlreichen Moscheen. Die Straßen sind breit und ziemlich sauber, die Häuser hübsch, reinlich und von Wohlstand zeugend. Die Gesichtszüge der Männer sind schön und ausgeprägt; ihre Kleidung besteht aus scharlachrothen Gelels und kurzen Beinkleidern von derselben Farbe. Von Sehenswürdigem erwähne ich eine starke, warme Quelle, über der ein türkisches Bad gebaut ist. Das hervorsprudelnde Wasser hat keinen starken Geruch — der Schwefelgehalt ist kaum wahrzunehmen; die Temperatur ist aber sehr hoch und mag wohl 65 bis 70° C. betragen. Ein Soldat, der in das Bassin fiel, wurde ganz verbrüht und gab gleich nachher den Geist auf.

Franken fand ich in Sophia nicht ansässig, außer einem kecken deutschen Schneiderlein, das, wenn es weniger poetisch — und weniger dem Bachus ergeben wäre, zum reichen Manne werden könnte. Von Konsuln befindet sich nur ein dalmatinischer Jude als österreichischer Agent angestellt.

Während der wenigen Tage unseres hiesigen Aufenthalts wurden wir einen Abend vom Pascha von Sophia zu einem Bankett geladen. Nach Sonnenuntergang versammelten wir uns, d. h. die Offiziere, im Serai*), wo wir partieenweise in kleine Gemächer geführt wurden. Hier standen auf niedrigen

*) D. h. wörtlich: im Palast — man mache sich aber keine zu glänzende Vorstellung!

Tischchen ganze Batterien von Raki-Bouteillen und Mésé, d. h. allerlei gesalzene Sachen, Käse oder Fleischstückchen, die Durst und Appetit erregen sollen. Raki ist eine Art Branntwein, der, rein oder mit Wasser getrunken, vielen Personen den Appetit verstärken soll, gleich unserem Absynth. Merkwürdiger Weise halten die Türken, wie überhaupt die Orientalen, nicht nach, sondern vor dem Essen ihre Trinkgelage. Bis Mitternacht wurde nun getrunken, geraucht und geschwatzt, und erst als alle rechte „Stüber" hatten, wurde zum Souper eingeladen. Die Tafel war in einem großen Saale und ganz nach europäischer Weise eingerichtet und servirt, sollte es wenigstens so werden. Zuerst kam eine Suppe, die aber nicht herum geboten, sonder en compagnie aus der Schüssel gegessen wurde, trotzdem daß mächtige Suppenteller vor jeder Person lagen. Nun kamen einige türkische Gerichte, welche die Civilisirten mit Messer und Gabel, die Andern aus der Hand verzehrten; als aber die schön gebratenen Lämmer ihre Aufwartung machten, wurden die genirenden fränkischen Eßwerkzeuge fort geworfen, und Jeder riß und stach muthig mit den Fingern darein. Ein vortrefflicher Wein wurde, dem deutschen Kapellmeister und mir zu Ehren, aufgestellt, den sich aber alle Türken gehörig munden ließen. Es folgten selbst einige Bouteillen Bordeaux und Tokayer, zu guter letzt selbst zwei Flaschen Champagner, der aber mehr die Eigenschaften einer Limonade gazeuse als die eines Weines besaß. Morgens 3 Uhr war das Gelage beendigt. Alles lag unter und auf den Stühlen gehörig in den Armen des Bachus — am Morgen hörte man Bigotte behaupten, der Teufel sei gestern in den vermaledeiten Wein gefahren, habe sie versucht und sein verruchtes Spiel getrieben.

Der mehrjährige Aufenthalt in dem an lieblichem Topvelsee gelegenen Jannina, in dem alten Schloß Ali Pascha's, wo ein kleines Hospital eingerichtet war, bildete für Dr. Schläfli eine in mancher Hinsicht angenehme und glückliche Zeit. Er hatte Muße, um die Gegend zu durchforschen, Naturalien zu sammeln, seine Studien fortzusetzen und zog nun insbesondere auch die Meteorologie in den Kreis seiner Beschäftigung. Im Jahre 1859 brachte das „Ausland" von ihm „Reiseskizzen aus Epirus"; verschiedene Notizen erschienen anderwärts; der „Versuch einer Klimatologie des Thales von Jannina" ist seither gedruckt worden. Diese reichhaltige und verdienstvolle Arbeit, die wohl nicht zu allgemeinerer Verbreitung bestimmt sein mag, enthält namentlich (topographisch) eine interessante Mittheilung über den See von Jannina, welche wir wohl gelegentlich zur Kenntniß bringen.

Bei der strengen einfachen Lebensweise verbesserten sich Dr. Schläfli's ökonomische Verhältnisse bedeutend, und er gewann zudem an dem damaligen Gouverneur, Riffaat Pascha, dessen Leibarzt er wurde, einen einflußreichen Gönner. Eine andere Natur hätte in so vortheilhafter Stellung sich es wohl sein lassen und der süßen Ruhe sich hingegeben; Schläfli aber litt unter der wissenschaftlichen Vereinsamung, unter der Einförmigkeit seines Lebens, unter dem Stillstand seiner weitreichenden Pläne, endlich unter der orientalischen Verweichlichung, die sich von allen Seiten an ihn heran drängte. Ein älterer Freund *), mit dem er damals in Corfu zusammentraf und zu dem er, allein, durch die unwegsamen und unsicheren Gebirge Albaniens geeilt war, fand ihn entmuthigt, aber entschlossen, der gezwungenen Unthätigkeit ein Ende zu machen. Im Uebrigen war er, obgleich fester und gereifter, immer derselbe bescheidene, durch und durch zuverlässige, seinen Grundsätzen treue, seines Zieles bewußte Charakter von ehemals. Als das eingereichte Versetzungsgesuch sehr lange ohne Antwort blieb, nahm er seine Entlassung aus türkischem Dienste und begab sich nach Stambul, wo es ihm, unterstützt von seinem Gönner aus Jannina, endlich gelang, eine Stelle nach dem fernen Bagdad zu erhalten.

Dahin begab er sich im Jahre 1861. Er ging mit dem Dampfer nach Smyrna, Rhodus und Alexandrette, von dort zu Lande über Aleppo und Diarbekr, auf einer interessanten Flußfahrt, wo ihn die Schlauchflöße an die bekannte Beschreibung Xenophons erinnerten, den Tigris hinunter nach Mosul und Bagdad und, nach zweimonatlichem Aufenthalte, zu seinem Regiment in Samaua. Hier, wo in gesundem Klima — im Irak sind, das schlimme Bassora (oder Basra) ausgenommen, die Fieber auffallend weniger zu Hause, als sich vermuthen ließe — und in der Umgebung fanatischer (schiitischer!) Araber der ärztliche Beruf nicht viel zu thun gab, schlug Dr. Schläfli sein Quartier in einer kleinen Lehmhütte auf und „versuchte, die tausend Eindrücke und Bilder der verflossenen bewegten Monate zu Papier zu bringen" und die freilich gar ärmliche und einförmige arabische Natur bestmöglichst kennen zu lernen. „Wenn auch großen Entbehrungen ausgesetzt, jeglichen Komforts beraubt", fühlte er sich als Einsiedler im fernen Osten doch so ziemlich glücklich, wohl hauptsächlich im Hinblick auf eine bessere Zukunft und ein neues, bewegtes Leben. Er sagt darüber selbst in einem Briefe:

„Mein Plan, bei günstig sich gestaltenden Umständen, ist nun der folgende: Von Basra aus Abu-Schehr und vielleicht noch einige andere Punkte der persischen Küste zu besuchen, nach Maskat überzufahren, womit eine Exploration der Bahreininseln verbunden würde. Von Maskat aus auf einem arabischen Küstenfahrer das östliche Arabien zu umschiffen, um Aden zu erreichen. Von Aden aus die ganze Ostküste Afrika's auf einem Küstenschiff bis Sansibar hinabzuschiffen, wobei zahlreiche Küstenpunkte besucht und ausgebeutet werden könnten. In Sansibar angelangt, hoffe ich durch englische Verwendung beim dortigen Sultan eine Anstellung zu erhalten und wenn nicht, durch Privatpraxis mir die nöthigen Subsistenzmittel zu erwerben. Nach unbestimmtem Aufenthalte daselbst und je nachdem die Umstände sich günstig gestalten, gedenke ich auf den gewöhnlichen Karawanenwegen in das Innere des Kontinentes soweit vorzudringen als möglich. Die Ostküste Afrika's und namentlich Sansibar sind durch ihr Klima in etwas bösem Rufe; doch ist dasselbe gewiß nicht schlimmer, als das vieler Orte Ost- und West-Indiens, wo Europäer Jahre lang fortkommen. Es fällt mir keineswegs ein, in die Fußstapfen eines Burton und Speke oder eines Heuglin zu treten; dazu fühle ich mich zu schwach und wäre einer solchen Aufgabe nicht im entferntesten gewachsen. Neben meinem Berufe einige Zweige der Naturwissenschaften in den von jenen Männern betretenen und gleichsam neuentdeckten Ländern spezieller zu erforschen, kann einzig mein Zweck sein. In wiefern mir dieß gelingt, mag die Zukunft lehren. Sollte es mir möglich sein, in Sansibar eine Anstellung zu erhalten, so würde es mir in solch offizieller Stellung sicher ein Leichtes sein, den afrikanischen Kontinent an seinen Küsten zu erforschen und vielleicht still und unbemerkt in sein geheimnißvolles Innere vorzudringen. Doch nur einmal auf den Wogen des Indischen Oceans, und das Andere wird sich mit Gottes Hülfe schon geben. Von mir ist die Sache überdacht, abgewogen und ausgemacht, gelte es, was es wolle. Den Beginn der Wanderung setze ich auf nächsten Sommer oder Herbst. Meines Dienstverhältnisses wünsche ich so bald als möglich los zu sein; werde ich, wie ich hoffe, im Frühling von Samaua erlöst, so will ich in Bagdad mit Privatpraxis die bis zum Beginn der Expedition verfließenden Monate abwarten."

*) Es ist dies wohl derselbe Gelehrte, dem wir einen interessanten „Besuch auf Corfu und Cephalonien" verdanken. Wie Prof. A. Mousson jedem wissenschaftlichen Streben mit liebenswürdiger Gefälligkeit entgegen kommt, so hat er auch unserem verewigten Reisenden eine rührende Anhänglichkeit und unermüdete Förderung der Reisepläne angedeihen lassen.

Kapitän Speke's Wanderung vom Nordgestade des Nyanza-See's nach Madi am obern Weißen Nil.

Das „Tagebuch der Entdeckung der Quelle des Nils, von John Hanning Speke", ein unbequemer, fast drei Pfund schwerer Band von nahe an 700 Seiten, ist in der zweiten Hälfte des Decembers 1863 zu London erschienen.

Speke hielt bald nach der Rückkehr aus Afrika einige Vorträge über seine Wanderungen und Entdeckungen, welche keineswegs geeignet waren, unsere Erwartungen über seine wissenschaftlichen Leistungen hoch zu spannen. Wir nahmen keinen Anstand, das sofort zu sagen (Globus IV, 251) und das Buch selbst hat uns in unserer Ansicht nur bestärken können.

Die englischen Blätter freilich blasen in die Lärmtrompete und preisen das „wahrhaft noble" Buch; in Taunton will man dem Wanderer zu Ehren ein Denkmal errichten; es ist in der Presse ein Gebaren, als ob es vor Speke und außerhalb Englands keine Forschungsreisenden gegeben habe, welche sich diesem „Entdecker der Nilquelle" an die Seite stellen könnten. Doch wollen wir bemerken, daß vereinzelte Urtheile weniger pomphaft lauten.

Speke ist ein kühner, unternehmender Mann, besitzt Muth und scheuet vor keiner Gefahr zurück. Nicht durch Mörder, welche ihn einst im Somalilande überfielen, noch durch wiederholte Fieberanfälle, die ihn oftmals an den Rand des Grabes brachten, hat er sich von neuen Unternehmungen abschrecken lassen. Seine Ausdauer ist über alles Lob erhaben und seine Energie verdient Bewunderung. Es war ein nicht geringes Wagniß, zum zweiten Male von Sansibar am Indischen Ocean ins Innere Afrika's bis an den Nyanza-See vorzudringen. Der Reisende zog dann, dem westlichen Ufer desselben folgend, nach Norden hin, in Gegenden, welche nie zuvor eines Europäers Fuß betreten; er besuchte eine Anzahl von größeren und kleineren Landschaften, von denen wir bisher kaum etwas wußten. Längere Zeit verweilte er in größeren Königreichen, über welche durch arabische Kaufleute einige nur unvollständige Kunde zu uns gelangt war. Jetzt aber erhalten wir durch Speke über diese Reiche Usinza, Karagueh, Uganda und Unyoro eingehende, werthvolle Nachrichten und lernen das Leben und Treiben, die Sitten und Gebräuche in diesen Negerstaaten genauer kennen. Speke hat wichtige astronomische Beobachtungen angestellt, die Lage mancher Punkte bestimmt und einen Ausfluß aus dem Nyanza-See entdeckt, welchen er für den Hauptarm des Nils hält.

Das Alles ist von erheblicher Bedeutung und sichert dem muthigen Reisenden einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der geographischen Entdeckungen. Daneben finden wir aber auch eine nicht geringe Menge von Schattenseiten. Unsere Ansicht, welche wir früher aussprachen, daß Speke kein kritischer Kopf sei (Globus IV, S. 251), müssen wir entschieden wiederholen. Sein Buch ist sehr schlecht geschrieben, und wir können dem Ausspruche des „Athenäums" (Nr. 1886) beistimmen, daß es „kahl und nackt sei, wie ein Negerkönig im äquatorialen Afrika". Speke hat kein klares Urtheilsvermögen; er versteht nicht das Wichtige vom Unwichtigen zu scheiden, es fehlt ihm der allgemeine Ueberblick, er schildert nicht übersichtlich, und seine Darstellung ist unbeschreiblich ermüdend, oft so langweilig, daß man darüber verdrießlich wird.

Dabei ist dieser Reisende höchst ruhmredig. An wissenschaftlicher Durchbildung mangelt es ihm entschieden; man merkt den Autodidakten, der ein unbeschränktes Selbstvertrauen in sich setzt. Er hat sich nun einmal fest eingebildet, daß er der Entdecker der Nilquelle sei, und das gilt ihm für einen unumstößlichen Satz. Liest man aber sein Buch und überblickt man die Karte, welche er demselben beigegeben hat, so findet man bald, wie viel Unsicheres in seinen Angaben, wie viel Unbewiesenes in seinen Kombinationen, wie viel Lückenhaftes in seinen Forschungen ist. Wir erfahren nichts Näheres über den Asua, welcher auf der Karte als Ausfluß des Baringo-See's eingezeichnet ist, nichts Näheres über diesen See und die „Straße", durch welche er mit dem Nyanza-See in Verbindung stehen soll. Eben so wenig erhalten wir eingehende Kunde über die Abflüsse, welche Speke am Nordufer des Nyanza aus diesem abströmen läßt. Er schildert uns eine Strecke des östlichen Abflusses, der als „Napoleon-Kanal" den See verläßt, dann die Ripon-Fälle bildet und von ihm als „Weißer Nil" (bis auf Weiteres sehr willkürlich) bezeichnet wird. Er kennt diesen bis etwas unterhalb Urondogani; den weitern Lauf zeichnet er nach seinen Vermuthungen und nach Hörensagen von den Eingeborenen ein; eben so auch den Luadscherri und nicht minder den Kafu. Auch über den kleinen Luta Nzige-See, der eine beträchtliche Fläche auf der Karte einnimmt und den er als „Stauwasser des Nils" bezeichnet, erfahren wir gar nichts Genaueres. Er läßt seinen Weißen Nil am Nordostende dieses Stauwassers auf eine beträchtliche Strecke, nach Vermuthung, hinlaufen. Uns will diese Speke'sche Karte, so weit sie sich auf jene Gegenden im Norden des Aequators (etwa drei Grade) bezieht, als eine Art von Monstrum bedünken, und wir glauben mit Bestimmtheit annehmen zu dürfen, daß sie durch künftige Reisende, vielleicht schon durch Baker, wenn diesem das Geschick günstig bleibt, eine durchaus andere Gestalt bekommen werde. Wir unsererseits können ihr nur sehr eingeschränkte Zuverlässigkeit beimessen.

Speke erscheint uns als kein unbedingt zuverlässiger Mann. Darüber hat schon sein Gefährte auf der frühern Reise, Kapitän Burton, manche Winke gegeben. Als Speke auf jener Wanderung bis nahe an das Nordende des Tanganyika-See's gekommen war und nach der Rückfahrt eine Karte skizzirte, ging er dabei keineswegs gewissenhaft zu Werke. Burton erzählt:

„Ich machte mich daran, einige Mängel in Betreff der Rechtschreibung und des Satzbaues in Speke's Tagebuche zu verbessern, das in Blakwood's Magazine, September 1859, erschien. Ich muß gestehen, daß ich äußerst überrascht war, als ich, abgesehen von anderen Sachen, den großen Halbbogen hoher Gebirge erblickte, welche Speke auf der seinem Tagebuche beigegebenen Karte eingetragen hat. Ich hatte gesehen, wie unter Speke's Hand auf dem Papiere der **schmale** Höhenzug, welcher den Tanganyika-See einfaßt, zu den **erstaunlichen Dimensionen** anwuchs, welche er auf der Karte in Blackwood's Magazine und in Petermann's Mittheilungen, 1859, Nr. 9 angenommen hat. Das Ganze beruhet aber auf einer bloßen Vermuthung oder ist vielmehr rein erfunden. Speke gab diesem phantastischen Gebirgszuge die Gestalt eines Halbmondes und ließ nun ganz ernsthaft mit allem Pomp, als ob er der Entdecker sei, mit großen Buchstaben daneben drucken: Ich halte diese Gebirgskette für das wahre Mondgebirge." —

Burton fügt hinzu: „So wird Geographie fabricirt, so geht man mit Entdeckungen um!" —

Vielleicht wird sich herausstellen, daß Speke's Nilkarte auch derartige phantastische Gebilde zeigt, denn so, wie er sie gibt, kann

sie in Wirklichkeit nicht sein. Trotz jener obigen Thatsachen, welche von Speke nicht widerlegt worden sind, zeichnet er aber auf seiner jetzigen Karte wieder ein kolossales Hufeisen um das Nordende des Tanganyika-See's herum, er hält an dem „phantastischen Gebirgszuge" fest und benennt ihn mit großen Buchstaben als: „Mountains of the Moon!"

Offenbar hat er eine sehr zweckmäßige Aeußerung Burton's nicht beherzigt: It is the explorers unpleasant duty throughout these lands, to doubt every thing, that has not been subjected to his own eyes."

Wir wollen beiläufig bemerken, daß Speke's Buch in Bezug auf Schreibart, Geist und Kenntnisse auch nicht entfernt einen Vergleich mit Burton's Lake regions of Central-Africa aushalten kann. Aber es wird gepriesen. Einmal, weil es in der That manches Neue enthält, denn der Reisende kam durch unbekannte Gegenden und sah viel Interessantes. Sodann, weil der englische Stolz die Sache zu einer Nationalangelegenheit gemacht hat; endlich versteht es Speke, jenes in England sehr zahlreiche und laute Publikum zu befriedigen, welchem auch Livingstone so manchen Köder hingeworfen hat. Er wirkt, wir lassen unentschieden ob aus Beschränktheit oder Berechnung, auf jene Leute, die in eine Art von frommer Extase gerathen, sobald ihnen in Afrika ein neues Feld für eine umfassende Wirksamkeit der Missionen in Aussicht gestellt ist. Zwar wird die Hoffnung allemal zu schanden, aber das schadet nichts; man eröffnet immer „neue Felder".

Unsere Ansicht, in Betreff des keineswegs umfangreichen, geistigen Horizontes, über welchen Speke's Kopf gebietet, finden wir so eben bestätigt durch eine Rede, welche er während der Weihnachtszeit zu Taunton hielt. Man gab ihm zu Ehren in seiner Vaterstadt ein Bankett, bei welchem er die Tischgäste mit einem in der That phantastischen Plane zur — „Regeneration Afrika's" regalirte. Nachdem er selber hervorgehoben, was er geleistet habe, schildert er die 3000 bis 4000 Fuß hohen Gegenden, welche er durchzog, als ein Paradies; dort sei die Temperatur so mild wie in England im Sommer, das Land sei warm, feucht, fruchtbar, und so möge man sich selber sagen, was aus demselben gemacht werden könne. Es sei die gesundeste Region, welche er je durchzogen (aber wie und durch welche Fiebergegenden gelangt man in diese centralen Gegenden!). Wenn man sie von England aus colonisire, dann würde Profit dabei herauskommen. Dort sei der rechte Fleck für Missionäre; diese würden wohl aufgenommen werden von einem Volke, das nicht rein heidnisch sei (?!), sondern als ein Ableger des abessinischen Stammes einen Keim von Christenthum in sich trage. (Durch Speke's Buch selbst erweist sich diese Aeußerung als platte Unwahrheit.) Er wünsche, daß die Geistlichkeit jenem Volk Aufmerksamkeit zuwende. Er habe versprochen, daß Missionäre dorthin kommen sollten und man erwarte sie. Er hob dann ganz richtig hervor, daß der Sklavenhandel das größte Unglück für jene Regionen bilde. Aber was er vorschlägt, um den Unfug zu beseitigen, zeigt wieder von größter Beschränktheit. „Wir müssen die Eingeborenen erziehen, damit sie auf eigenen Füßen stehen können; der Afrikaner ist ein sehr intelligentes Geschöpf." Mit einer so leeren Phrase, die völlig in der Luft schwebt, ist aber rein gar nichts gesagt, und phantastisch ist folgender Plan Speke's: Es sollen Negerdepots an der Ost- und Westküste Afrika's gebildet werden. Die befreiten Schwarzen, welche denselben angehören, muß man als Matrosen ausbilden und sie Englisch lehren. Diese Leute muß man alsdann quer durch Afrika schicken und ihnen die Verzweigungen des Handels zeigen. Durch eine solche Organisation könne man den Sklavenhandel unterdrücken. Wenn die Regierung auf den Plan einginge, so wolle er, Speke, mit 500 Mann durch ganz Afrika von einer Küste bis zur andern gehen und die für den Waarenabsatz vortheilhaftesten Punkte zeigen. Dann werde Civilisation und Kolonisation nothwendig folgen. Darüber könne kein Zweifel sein.

Der absolute Mangel an Logik und Urtheil, durch welchen sich Speke so vielfach kennzeichnet, zeigt sich auch in Folgendem. Nachdem er eben erst die Neger als „höchst intelligente Menschen" geschildert hat, erklärt er gleich nachher: „Es ist eine Thatsache, daß der Neger unmöglich im Stande ist, sein eignes Land zu regieren." Dann aber sagt er seinen gläubig aufhorchenden Tischgenossen, daß Oesterreich die Absicht habe, Afrika für sich in Besitz zu nehmen.

Man kann in der That den Unverstand nicht weiter treiben. Speke machte eine Anspielung auf den Reisenden Miani aus Venedig, welcher bekanntlich von Norden her am Weißen Nil weiter aufwärts drang, als irgend ein Anderer. Speke behauptete, die Namenszüge, welche Miani in einen Tamarindenbaum eingeschnitten hat, gesehen zu haben; der Venetianer dagegen hat öffentlich erklärt, daß Speke Unwahrheiten gesagt habe. Nun combinirt der Mann von Taunton: Miani (der sich gegenwärtig in Kairo befindet, um seinerseits die „wahren" Nilquellen zu entdecken) kann nicht die Absicht haben, die Nilquelle zu entdecken, denn diese habe ich, Speke, schon entdeckt, also — hat Oesterreich die Absicht, Innerafrika in Besitz zu nehmen. Das dürfen wir Engländer aber nicht leiden; also rüstet mich zu einer neuen großen Expedition aus und ich werde euch zeigen, wie man Afrika „regenerirt". Quod erat demonstrandum.

Speke's persönlicher Charakter geht uns hier nichts an, wir wollen aber doch erwähnen, daß die wegwerfende Art, in welcher er über Petherick spricht, ihm von Seiten der englischen Presse den schärfsten, wohlverdienten Tadel zugezogen hat. Nicht minder macht man ihm gerechte Vorwürfe darüber, daß er, welchem die ägyptische Regierung so große Zuvorkommenheit bewiesen, über die Bemühungen der früher von Mehemed Ali veranstalteten Expeditionen sich in der Art äußert, als hätten dieselben so viel wie gar nichts geleistet. Ueberhaupt gebärdet sich Speke, als ob er Alles allein gethan und gemacht habe, und doch sind, in Bezug auf die Probleme, auf deren Lösung es ankam, seine Entdeckungen doch nur dürftig; er hat lediglich erst einige Anfänge geliefert; das Meiste bleibt noch zu erforschen übrig.

Wir werden aus Speke's äußerst langweilig und in holperigem Style geschriebenen Buche einige Artikel zusammenstellen und das völkerpsychologische Moment ins Auge fassen. Heute geben wir seine Reise vom Ufer des Nyanza-See's bis Madi am Weißen Nil, wo er schon ägyptische Leute antraf und von wo ab weiter keine Entdeckungen mehr zu machen waren.

Speke hatte sich längere Zeit beim Könige Mtese von Uganda aufgehalten, der ihn gern noch länger zurückgehalten hätte.

Im Juli 1862 endlich erhielt Speke vom Könige Mtese die Erlaubniß zur Abreise. Ein Hofbeamter, Namens Budja, sollte ihn nach Unyoro geleiten und ein anderer, Jumba, für Boote sorgen, damit der Europäer bis zur Residenz des Königs Kamrasi von Unyoro auf dem Wasser fahren könne. Mtese benahm sich sehr leutselig; er fragte den Europäer, wie viele Kühe und Frauen derselbe als Geschenk mitzunehmen wünsche, und hielt dabei alle zehn Finger auseinander, um anzudeuten, daß er geneigt sei, dergleichen hundertweis zu geben. Speke verlangte aber nur fünf Kühe und eben so viele Ziegen, weil er vom Murchison Creek (einer Seebucht) in einem leichten Nachen weiter zu reisen gedachte. Doch bat er für seine Begleiter um eine Anzahl Mbugu, das heißt Kleider aus Baumrinde, welche der König gern gab. Dann fragte der schwarze Monarch, ob denn der Msungu, (Europäer) wirklich weiter reisen und nicht länger am Hofe verweilen wolle? Speke entgegnete: seine Zeit dränge ihn, denn er sei nun schon länger als vier Jahre von Hause fort. Diese Angabe war insofern richtig, als in Uganda das

Jahr nur fünf Monate zählt. Mtese schärfte dann seinem Gaste dringend ein, ihm von Gani aus Branntwein zu schicken; „denn wer ihn trinkt", sagte er, „schläft gesund und bekommt große Kraft."

Am andern Tage bewies der König dem Fremden abermals ein ganz entschiedenes Wohlwollen, indem er sprach: „Du verlangst nur fünf Kühe und fünf Ziegen, und ich möchte dir gern recht viel mit auf den Weg geben." Dazu bemerkte Budja: Bana (so hieß Speke in Uganda) kennt das Land nicht, durch welches er reisen will; auf dem ganzen Wege findet er nur Waldgestrüpp und Mangel. Er muß Kühe mitnehmen. Also gab der König 60 Kühe, 14 Geißen, 10 Trägerladungen Butter, eine Trägerladung Kaffee und Zucker und 100 Stück Baumrindenzeug.

Am 6. Juli besuchte Speke den König und bat denselben um Boote, weil er gern ohne weitern Verzug abreisen wolle. Aber der Admiral Seiner Majestät erhob dagegen Einwendungen; zwischen dem Distrikte Kira, in welchem des Königs Residenz sich befindet, und dem Murchison Creek, der nach Westen hin liegt, seien gefährliche Untiefen; wenn die Europäer nach Kira gingen, dann würden sie von dem Ausflusse des Stromes aus dem See bis zur Bootstation Urondogani Wasserfälle antreffen, über welche sie nicht hinwegschiffen könnten. Es wäre also in jedem Betracht anzurathen, daß sie sich zu Lande bis Urondogani begäben, dort ihre Reiseeffekten ließen und am Strom aufwärts bis zu den Katarakten gingen. Als Speke sich dann beim König verabschiedete, legte er die Hand auf die Brust und verneigte sich in europäischer Weise. Mtese that dasselbe „mit dem Instinkt eines Affen"!

Während der Tage vom 7. bis 11. Juli legte Speke nur etwa 30 Miles zurück. Der Weg führte durch ein anmuthiges Hügelland, in welchem Waldungen und bebaute Felder mit einander abwechselten. Am zweiten Tage kam er über den Fluß Katawana, dessen zahlreiche Arme in den mit Binsen und Rohr bestandenen Luadscherri führen. Dann gelangte er in eine höhere Gegend, wo er nicht mehr den hohen Graswuchs fand, welcher die Südgrenze Uganda's, nämlich den Saum des Nyanza, charakterisirt.

Es ist bezeichnend für die Zustände in jenen Gegenden, daß in allen Dörfern, durch welche der Zug kam, die Leute beim Herannahen desselben flohen und Haus und Garten im Stiche ließen. Die Geleitsmänner, welche König Mtese den Reisenden mitgegeben hatte, fielen dann über das verlassene Eigenthum her und raubten Ziegen, Hühner, Häute, Zeug, Kaurimuscheln, Glasperlen, Trommeln, Speere, Tabak, kurz Alles, was sie fanden. Das habe der König ihnen erlaubt, sagten sie. Kein Wunder, daß die mißhandelten Menschen den einen oder andern dieser frechen Räuber zu Tode speerten; Speke erzählt davon ein Beispiel.

Nachdem der Reisende in Kari angelangt war, kam es ihm vor allen Dingen darauf an, den Nil zu erreichen und an demselben stromauf zu gehen bis zu dem Punkte, wo derselbe aus dem Nyanza abfließt; nachdem er das gethan, wollte er dann so rasch als möglich nach Nordwesten hin durch das Land Unyoro bis zu König Kamrasi's Residenz wandern. Er hatte gewichtige Gründe, seinen Gefährten Grant dorthin vorauszuschicken. Dieser nahm den Vorrath an Waaren, die Kühe und Frauen und auch eine Kartenskizze mit, welche nach Gani geschickt werden sollte, um Herrn Petherick übergeben zu werden, denn man nahm an, daß dieser Reisende schon dort angekommen sei.

Am 19. Juli 1862 brach Speke auf, ging in östlicher Richtung, überschritt den Luadscherri, den er als einen großen, mit Rohr und Binsen bewachsenen Wasserabzug (a huge rush drain) bezeichnet, und der drei Miles breit war. Er konnte zum größten Theil durchwatet werden, nur in der Nähe des rechten Ufers mußte man sich eines Fährbootes bedienen; die Kühe schwammen hindurch und die Neger hielten sich am Schweife derselben fest. Man bedurfte zum Uebersetzen voller vier Stunden und wurde dabei entsetzlich von Stechmücken gepeinigt. „Man sagt, der Luadscherri habe seinen Ursprung im Nyanza-See und falle, südlich von dem Punkte, wo wir ihn überschritten, in den Nil." Speke weiß also darüber nichts Zuverlässiges. Am rechten Ufer sollen Büffel in großer Menge vorkommen, der Reisende sah aber dergleichen nicht in der wald- und wiesenreichen Gegend, welche denselben Charakter bis Urondogani behält. Hin und wieder fand er einzelne angebaute Felder, auf welchen Bananen in größter Ueppigkeit wuchsen. Speke gerieth mehrmals auf falsche Wege, weil er keine zuverlässigen Führer hatte, und erreichte deshalb die Bootstation am Strom erst am 21. Juli 1862.

„Hier stand ich nun endlich am Rande des Nils! Der Anblick war herrlich; man kann sich nichts Schöneres denken. Das Ganze glich einem sorgfältig gepflegten Park. Da floß ein prächtiger Strom von 6 bis 700 Yards Breite (das wäre also reichlich eine solche, wie jene des Rheins bei Mainz); in ihm lagen Inseln und Felsen zerstreut. Auf den Eilanden standen Fischerhütten, auf den Felsen sonnten sich Krokodile. Der Nil selbst strömte zwischen schönen, hohen, mit Gras bewachsenen Ufern; im Hintergrunde standen Bäume und Bananen, weideten verschiedene Arten von Antilopen (Nsunnu und Hartebeeste); im Wasser schnaubten Hippopotami; vor uns stiegen Perlhühner und Florikans auf. Der Häuptling des Bezirkes war nicht anwesend, aber wir nahmen seine reinlich gehaltenen Hütten in Beschlag, welche dem Strome gerade gegenüber lagen."

Speke gab sich dann alle Mühe, Boote herbeischaffen zu lassen, aber das verursachte große Umstände. Er war nun Usoga gegenüber (das auf dem rechten Ufer liegt), und diese Landschaft bildet zu Uganda in landschaftlicher Beziehung einen scharfen Kontrast. Als Waffe führen die Bewohner schwere Speere mit breitem Eisen statt der Spitze; sie eignen sich, wie die Waganda sagten, besser zum Ausgraben von Bataten als zum Kämpfen gegen Feinde. In der Umgegend streiften Elephanten in großer Menge umher; noch vor Kurzem waren Jäger aus Unyoro dort gewesen; auch Löwen kommen vor, sodann Antilopen, und die Flußpferde richten in den Bananenfeldern große Verwüstungen an.

Am Nil gebot Speke seinen Begleitern, das Haupt zu scheeren, weil sie an dem Strome ständen, auf welchem einst die Wiege des Moses geschwommen sei, und dessen mit Zucker versüßtes Wasser die Pilger aus Aegypten nach Mekka mit sich nähmen. Der Reisende vertrieb sich bis auf Weiteres, weil noch keine Boote ankamen, die Zeit mit der Jagd und schoß namentlich einen herrlichen Ziegenmelker (Cosmetornis Spekii); die siebente Schwungfeder dieses Vogels ist doppelt so lang als die übrigen, die achte aber doppelt so lang als die siebente und die neunte ist 20 Zoll lang.

Es ergab sich bald, daß Speke gar keine Boote bekommen werde; man stellte ihm allerlei Bedenklichkeiten entgegen. Er mußte sich also zu einer Fußwanderung entschließen und ging, in beträchtlicher Entfernung vom Ufer, an dessen linker Seite, stroman bis zu den Isamba-Stromschnellen, wohin der Weg durch üppigen Waldwuchs und Bananenfelder führte. Er traf dort einen Beamten, welchen er an Mtese's Hofe kennen gelernt hatte. Dieser Mann, Namens Nango, setzte ihm Bananenbrei, getrocknete Fische und Bier (Pombe) vor und erzählte, daß die Elephanten sehr lästig seien. Er habe jedoch ein Zaubermittel, um sie fern zu halten; wenn aber diese Thiere einmal in einem Garten eine Banane verzehrt hätten, dann seien sämmtliche Früchte verloren, weil die Elephanten nicht eher sich zufrieden gäben, als bis sie Alles verzehrt und verwüstet hätten. Nach der Mahlzeit geleitete er den Reisenden an die Wasserfälle, die sehr schön, aber nicht ausgedehnt sind.

Das Wasser strömte tief zwischen den mit Gras, hohen Akazien und Convolvulaceen bestandenen Ufern; an einzelnen Stellen, wo über den Stromschnellen Erdschlipfe stattgefunden hatten, sah Speke rothe Erde, wie jene in Devonshire. Da, wo das Wasser durch einen natürlichen Damm auf Hindernisse stieß, glich es einem großen Mühlteiche. Zwei Krokodile lauerten auf Beute. Von dem hohen Ufer überblickte man eine Reihe bewaldeter Inseln, welche das Wasser des Stromes theilen und zugleich die Dämme und Stromschnellen bilden. Das Ganze erschien feenhaft, wild, romantisch, mehr als irgend etwas, das man außerhalb des Theaters sehen kann.

Am 26. Juli ging Speke am Nil aufwärts bis Kirindi, wo eine kleine schwarze Fliege mit dicken Schultern und rundem Kopfe die unbekleideten Leute entsetzlich plagt; sie sticht sehr scharf. Dann kam er, nach einer beschwerlichen Wanderung durch Gras und Waldgestrüpp, in eine Gegend, welche er als „Kirchenstaat" (Church Estate) bezeichnet, weil dieselbe in geheimnißvoller Weise dem Lubari geweiht ist, einem „Allmächtigen". Zwar stehen einige Bewohner dieses Bezirkes unter der Botmäßigkeit des Königs, dagegen tragen aber andere einen geheiligten Charakter, und diesen hat der Monarch nichts zu befehlen, auch kann er über Grund und Boden nichts verfügen. In diesem Gebiete trifft man nur alle zwei Wegstunden weit kleine Dörfer, eine Straße ist nicht vorhanden und allmälig steigt die Gegend höher an. Speke gerieth dort mehrmals auf Irrwege. Er hielt streng darauf, daß in diesem Kirchenstaate seine Leute nichts stahlen und sich ordentlich benahmen. Deßhalb waren auch die Einwohner recht freundlich.

Am 28. Juli 1862 führte der Weg durch hohes Gras, über Hügel und an Dörfern vorüber, deren Bananenfelder vor Kurzem durch Elephanten verwüstet worden waren. Dann erreichte Speke einen Punkt, der 40 Miles gerade östlich von Mtese's Residenz lag. Er war nun an den „Steinen", das heißt an den Wasserfällen des Nils. Alles drängte sich herzu, um das Schauspiel zu betrachten. Der Anblick, sagt Speke, war schön, aber doch nicht so, wie ich erwartet hatte, denn die breite Fläche des Nyanza See's war durch einen Hügelvorsprung dem Blick entzogen; die Katarakten selbst haben eine Höhe von etwa 12 Fuß, sind 400 bis 500 Fuß breit und durch Felsen unterbrochen. Aber doch konnte er sich stundenlang nicht von diesem Schauspiel abwenden; das Brausen des Wassers tönte lieblich in sein Ohr, Zugfische versuchten, sich über die Fälle hinüber zu schnellen; die Fischersleute aus Usoga und Uganda fuhren mit ihren Booten bis an die Felsen und warfen Angelschnüre aus; im Wasser tummelten sich Flußpferde und Krokodile und oberhalb der Katarakten ruderten Leute ein Fährboot. Die Hirten trieben ihre Kühe zur Tränke an das Seeufer, und die mit Gras und Bäumen bewachsenen Hügel gewährten einen gar anmuthigen Anblick. Das Ganze war ein herrliches Landschaftsbild.

Die Expedition, sagt Speke, hatte nun ihre Hauptaufgabe erfüllt. (?) Ich sah nun, daß der alte Vater Nil unzweifelhaft, so wie ich es vorgesagt, aus dem Nyanza See kommt, daß dieser See die große Quelle des heiligen Stromes ist, auf welchem der erste Ausdeuter unseres religiösen Glaubens in der Wiege schwamm. (!!) Aber Betrübniß kam über mich, wenn ich bedachte, wie viel ich durch den Verzug unterwegs verloren hatte. Denn dadurch kam ich um das Vergnügen, den nordöstlichen Winkel des Nyanza zu besuchen und zu sehen, welche Beschaffenheit es hat mit der vielbesprochenen Verbindungsstraße, von welcher so viel gesprochen wird, und ob sie zu einem andern See (dem Baringo) führt, wohin die Waganda gehen, um Salz zu holen. Aus diesem soll ein anderer Fluß nach Norden hin abströmen (der Asua) und solcher Gestalt die Landschaft Usoga zu einer Insel werden. Ich fühlte aber, daß ich mit dem, was erreicht worden war, mich begnügen müsse, denn ich hatte die volle Hälfte des Sees gesehen und über die andere Hälfte Nachrichten erhalten, vermöge welcher ich Alles über den See wußte, (?) wenigstens in sofern, als die wichtigsten geographischen Gegenstände in Frage kommen. (??)

„Comparative Information", sagt Speke, habe ihm die Ueberzeugung gegeben, daß an der Ostseite des See's mindestens so viel, vielleicht noch mehr, Wasser sei, als an der Westseite. Die entferntesten Gewässer oder das Kopfende (top head) des Nils sei das Südende des See's und liege ganz nahe dem dritten Grade südlicher Breite. Das gebe dem Nil eine überraschende Länge, denn er rolle, in gerader Richtung gemessen, über 34 Breitengrade, etwa 2300 Miles, was mehr als den elften Theil des Erdumfanges beträgt. Von diesem südlichen Punkte nun in der Rundung nach Westen, bis dahin, wo der große Nilstrom aus dem See abfließt, erhält der letztere nur einen bedeutenden Zufluß, den Kitangule. Vom südlichsten Punkte, an der östlichen Seite, bis zu der (präsumtiven) Straße strömen ihm gar keine Gefließe von irgend welchem Belang zu. Alle arabischen Reisenden versichern nämlich, daß von der Westseite des schneebedeckten Kilimandscharo ab bis zum See, da, wo derselbe vom zweiten Breitengrade durchschnitten werde und auch unter dem ersten Grade südlicher Breite Salzseen und Salzebenen liegen und daß die Gegend ein Hügelland sei, etwa wie Unyamuezi. Sie sagten aber, es gebe dort keine großen Flüsse, das Land sei dürftig bewässert, habe nur Bäche und kleine Gefließe; sie, die Araber, hätten immer lange Tagreisen machen müssen, um nur Wasser zu finden und solche Araber, welche auf dem Wege nach Usoga über die „Straße" fuhren, wären über gar keinen Fluß gekommen.

Speke meint, der „Salz-See" sei kein Salzsee, sondern ein Süßwassersee, denn von den Eingeborenen würden Seen als salzig bezeichnet, „wenn sie Salzlager oder Salzinseln an solchen Stellen finden". Als Krapf den Berg Kenia gesehen, hätten ihm die Eingeborenen gesagt, nach Norden hin liege ein Salzsee, und er habe auch vernommen, daß ein Fluß vom Kenia herab dem Nil zufließe. „Wenn die Mittheilung über den letzten Punkt richtig ist, dann muß ohne Zweifel eine Verbindung zwischen jenem Flusse und dem Salzsee, von welchem ich gehört habe, vorhanden sein, und daraus würde sich dann höchst wahrscheinlich eine Verbindung zwischen meinem Salzsee und Krapf's Salzsee, dem Baringo, ergeben. Aber obwohl diese Sache nicht ausgemacht ist, so kann sie doch in keinem Falle etwas an der Thatsache ändern, daß der Anbeginn des Nils im 3.° s. Br., da liegt, wo ich im Jahre 1858 das Südende des Nyanza entdeckt habe." Das ist aber entschieden unrichtig.

Den oberwähnten Katarakten gab Speke den Namen Ripon-Falls, nach dem Grafen Ripon, der Präsident der geographischen Gesellschaft in London war, als der Reisende seine Expedition antrat, und den „Wasserarm", aus welchem der Nil abfloß, bezeichnete er als Napoleon-Kanal, zum Zeichen der Hochachtung für die pariser geographische Gesellschaft, welche ihm die goldene Denkmünze für seine Entdeckung des Nyanza-See's verliehen hatte.

Es war dem Reisenden auffallend, daß die Wassermenge, welche der Kitangule führt, so groß war als die, welche er im Nil fand; „aber damals war der eine ein langsam, der andere ein rasch fließender Strom und deswegen konnte ich mir in Bezug auf ihren relativen Werth kein Urtheil bilden." — Eine Breitenbestimmung war des bewölkten Himmels wegen unthunlich. Die Beamten des Königs Mtese gestatteten nicht, daß Speke die Hügel bestieg, um von dort einen Blick auf den See zu gewinnen; sie sollten ihm nur die „Steine" zeigen, und als er Boote verlangte, um Nilpferde zu jagen, wurden ihm solche auch verweigert. —

In England ist man bekanntlich immer noch von der un-

glückseligen, durch Livingstone so vielfach aufgepufften Idee eingenommen, daß man Innerafrika durch Missionäre civilisiren könne. Ein Reisender, der wohlangesehen sein will bei den Frommen im Lande, muß diesem Wahn einige Rechnung tragen. Es gereicht Kapitän Burton zur Ehre, daß er — in England gehört einiger Muth dazu — ganz offen den Frommen der Exeterhalle die Wahrheit gerade ins Gesicht sagt und mit den Phantasmen dieser Leute nichts zu schaffen haben mag. Speke dagegen wird am Nil salbungsvoll und ruft aus: „Was für ein Platz müßte das für Missionäre sein! Dort würden sie keinen Hunger leiden, denn das Land ist so fruchtbar, und wenn sie Ackerbau einführten, würden sie hunderte von Zöglingen bekommen. Weiter brauche ich nichts zu sagen."

Am 31. Juli trat er seinen Rückweg an und war am 5. August wieder in Urondogani. Dort bekam er endlich fünf Boote; jedes derselben bestand aus fünf Brettern und wurde mit Rudern aus freier Hand fortbewegt (nicht mit Einlegerudern). Der Strom glich einem See und Flusse zugleich, war in der Mitte frei, aber nach den Ufern hin mit Binsen bestanden; die Landschaft glich auch hier einem Park.

Speke verfolgte den Nil nicht weiter abwärts, sondern reiste zu Lande erst in westlicher und dann in nordwestlicher Richtung durch Unyoro bis zur Residenz des Königs Kamrasi. Sie liegt am Kafu, welcher, nach Speke's Karte, auch aus dem Nyanza abfließen soll und zwar etwas westlich vom Murchison Creek. Der Lauf dieses Kafu wurde aber dem Reisenden nicht näher bekannt und der Lauf, welchen er ihm anweist, beruht lediglich auf seiner Muthmaßung, eben so wie seine Annahme des Nillaufes unterhalb Urondogani.

Wir übergehen die Schilderung der Erlebnisse Speke's am Hofe Kamrasi's; er las dem schwarzen Potentaten allerlei Stellen aus der Bibel vor. Am 9. November 1862 bekam er Erlaubniß zur Weiterreise und fuhr in einem Kahne zwei Miles weit den Kafu hinunter, damit das gemeine Volk ihn nicht erblicke, denn der König wollte, daß nur allein sein Auge weiße Menschen in Unyoro sähe. Kamrasi gestattete den Fremden, den Fluß Kafu zu befahren, so weit derselbe für Kähne schiffbar war. Speke bestieg ein sehr großes Boot; nachdem er eine kurze Strecke weit geschifft war, kam er aus dem Kafu in ein Gewässer, das er anfangs für einen See hielt, denn es hatte zuerst 200, späterhin wohl 1000 Yards Breite. Dieses Wasser aber war der Nil, der von Urondogani ab bis zur Einmündung des Kafu in solcher Weise schiffbar ist.

Beide Ufer sind mit hohem Papyrus bewachsen; das linke erscheint flach und sumpfig, während das rechte sanft ansteigt, mit Bäumen bestanden ist und einen anmuthigen Anblick gewährt. Stromab trieben unablässig schwimmende Inseln, die aus Binsen, Gras und Farrnkräutern zusammengesetzt waren; der Nil hatte volles Wasser. Dann und wann ließ sich ein Hippopotamus blicken.

Am 11. November gelangte Speke auf dieser Stromfahrt nach Koki. Auch am 12., auf der Weiterfahrt nach Gueni, bot der Strom einen sehr hübschen Anblick dar. Dann aber machte er eine weite Biegung und verengte sich auf etwa 200 Yards, während die Tiefe 2 bis 3 Faden, also 12 bis 18 Fuß betrug. Unter mancherlei Widerwärtigkeiten mit den Häuptlingen, welche im Reisebericht mit einer geradezu unausstehlichen Weitschweifigkeit behandelt werden, fuhr Speke weiter nach Kidschumburu und nach einem Orte, der gleichfalls Koki genannt wird, aber in der Landschaft Chopi liegt. Diese letztere ist von Unyoro abhängig. Während dieser Fahrt hatte er den kegelförmigen Berg Kifunguru in Sicht. Am 17. November fuhr Speke auf dem Strome bis Parangoni, während Grant mit einem Bezirkshäuptling über Land weiter ging. Am 19. kam er plötzlich an eine tiefe Schlucht, wo der bis dahin ruhig fließende Strom sehr wild und unruhig wurde. Auf dem rechten Ufer lag das Land Kidi, dessen schöngrüne Mimosenwälder einen anmuthigen Anblick gewährten; diese Gegend hat viele Elephanten, Nilpferde und Büffel, welchen die Jäger eifrig nachstellen. Jene Schlucht bezeichnet Speke als die Karuma-Wasserfälle, sie sind aber eigentlich nur ein, wenn man so sagen darf, Schleusengefäll oder Gerinne, das auf einer langen Strecke nur etwa 10 Fuß Gefäll hat. Es sind noch einige dergleichen vorhanden, aber kleiner; ein solches Gerinne, dessen Rauschen der Reisende vernehmen konnte, soll sehr beträchtlich sein.

Speke konnte den Strom nicht weiter abwärts beschiffen und unterhalb der Karuma-Fälle kennt er ihn nicht. Er gibt ihm auf seiner Karte einen weiten Bogen nach Westen, bis zum Nordostende des kleinen Luta-Nzige-See's, dann eine nördliche und weiterhin eine östliche Biegung bis in die Gegend von Madi. Er mußte den Landweg nehmen, weil am Strome Krieg war, der in sehr wilder Weise geführt wurde. König Kamrasi hatte 100 gefangene Krieger seines Feindes Rionga in dem großen Katarakt ersäufen lassen.

Der Reisende sammelte Lebensmittel, um keinen Mangel beim Zuge durch die Wildniß von Kidi zu leiden, welchen er am 23. November antrat. Diese Einöde liegt zwischen dem Weißen Nil und dem Asua, hat zum großen Theil sumpfigen Boden und ist theils mit hohem Grase, theils mit dichter Waldung bestanden. Am vierten Tage befand sich Speke, dessen Zug aus 78 Leuten bestand, plötzlich am Rand einer Hochebene; im Westen derselben, also in der Gegend nach dem Nil hin, dehnte sich, so weit der Blick reichte, ein niedriges, flaches Grasland aus, auf welchem nur sehr vereinzelt einige Bäume wuchsen. Am fünften Tage kam er an einen Fluß, welcher den Gewässern dieser Einöde als Abzug dient und nach Westen hin geht; am achten Tage, 29. November, erreichte er das Dorf Koki, das schon zur Landschaft Gani gehört und aus einer Anzahl kegelförmiger Hütten besteht. Gani steht noch unter Kamrasi's Oberherrschaft und der Statthalter empfing den Reisenden freundlich. Dieser Mann hieß Tschongi; er ließ seine Krieger aufmarschiren, hielt eine Anrede, packte ein Huhn bei den Beinen und schwang dasselbe hin und her. Dann nahm er einen mit Pombe gefüllten Kürbis, tauchte einen Zweig hinein und besprengte die Fremden; nachdem er das gethan, ging er in die winzig kleine Fetischhütte und besprengte auch diese, breitete ein Kuhfell unter einem Baum aus, lud die Reisenden zum Sitzen ein und reichte ihnen Pombe. Dabei sprach er sein Bedauern darüber aus, daß er wegen der im Lande herrschenden Hungersnoth nicht mehr zu geben habe. Der Mann war ein höflicher Barbar. Diese Neger waren völlig im Naturgewande, denn ihre ganze Bekleidung bestand aus Glasperlen, Eisen- und Messingringen, nebst Federn und Kaurimuscheln, welche sie auf dem Kopfe trugen.

Die Gani wohnen von diesem Punkte (Koki) bis zum Asuaflusse, die Madi dagegen haben alles Land von diesem Meridian bis zum Nil (also nach Westen hin) inne. Die Dörfer bestehen aus kleinen kegelförmigen Grashütten, die ein aus Bambus verfertigtes Flechtwerk, das über dem sumpfigen Boden steht, zur Unterlage haben. Sultane sind nicht vorhanden; jedes Dorf wählt seinen eigenen Häuptling.

Der Aufbruch aus Koki fand am 2. December statt. Speke meinte, daß Petherick mit Schiffen in der Nähe liege und beeilte deshalb seine Schritte. In 3° 10′ 33″ n. Br., 31° 50′ 45″ ö. L. glaubte er schon einen Außenposten Petherick's zu erreichen. Seine Leute feuerten Flintenschüsse ab, die von Norden her erwiedert wurden und bald waren alle Anhöhen mit Menschen bedeckt. Wir begreifen, daß Speke's und Grant's Herz vor Freude hoch aufschlug, als sie sahen, daß drei rothe Flaggen einem militärischen Zuge vorausgetragen wurden, und als sie Trommeln und Pfeifen hörten. Speke blieb stehen und ließ die Leute näher kommen. Ein sehr schwarzer Mann, Namens Mo-

hammed, trug ägyptische Uniform und einen krummen Säbel; auf seinen Befehl blieben die Soldaten stehen, während er selber Speke umarmen und küssen wollte. Der Engländer schreibt:

„Ueber einen so unerwarteten Beweis von Freundschaft, der mir gleichsam wie eine Verbindung beider Erdhalben vorkam, gab ich ihm für seine Umarmung einen kräftigen Druck zurück, hob aber meinen Kopf über das Bereich seiner Lippen empor und fragte: „Wer ist dein Herr?“ — „Petrick!“ — „Wo ist Petherick jetzt?“ — „Er wird bald hier sein?“ — „Weshalb führt ihr keine englische Flagge?“ — „Die Flagge ist jene Debono's.“ — „Wer ist Debono?“ — „Dasselbe, was Petherick. Doch komm in mein Lager; dort wollen wir weiter reden.“

Mohammed's Regiment bestand aus Nubiern, Aegyptern und Negersklaven verschiedener Völkerschaften. Der Hauptmann empfing die Reisenden in einem Dorfe und sorgte für sie nach besten Kräften. Er hatte von Petherick Auftrag, die Reisenden bis Gondokoro zu geleiten und dort sind sie auch glücklich angekommen.

Wir kommen auf Speke's Buch in sofern zurück, als wir aus demselben noch einige Auszüge geben werden. A.

Aus allen Erdtheilen.

Die geographische Gesellschaft in St. Petersburg hat ihre Sitzungen am 5. Oktober 1863 wieder begonnen. Ihr nomineller Präsident ist der Großfürst Constantin, der wirkliche aber Admiral F. P. Lütke, welcher sich um den Verein große Verdienste erworben hat. Bekanntlich wurden durch Letzteren eine Anzahl von Unternehmungen veranlaßt oder gefördert, welche für die Wissenschaft sehr ersprießliche Ergebnisse haben.

Dahin gehört vor Allem die große sibirische Expedition; die Berichte der mathematischen, von Schwartz geleiteten Abtheilung sind vollendet; eben so ist eine Karte desselben in sieben Blättern, welche einen Theil von Ostsibirien umfaßt, vollendet; eben so eine Uebersichtskarte von Ostsibirien in einem Blatte.

K. W. Struve wird auch im Jahre 1864 seine geographischen und meteorologischen Forschungen im Gebiete des Schwarzen Irtysch fortsetzen.

Die Uebersetzung von Karl Ritter's Asien ins Russische nimmt unter Ssemenow's vortrefflicher Leitung gedeihlichen Fortgang. Demnächst wird der siebente Theil erscheinen und die Beschreibung von Chiwa und Buchara mit Grigorjew's Zusätzen enthalten. Unter Ssemenow's Redaktion erscheint auch ein geographisch-statistisches Wörterbuch von Rußland.

Iwaschinzew hat Nachrichten über den Gang der von ihm geleiteten hydrographischen Forschungen am Kaspischen See mitgetheilt. Sie umfaßten den Raum von der Halbinsel Apscheron bis zur Mündung der Kura. Diese Strecke ist mit einer Menge pseudovulkanischer kleiner Inseln und unter dem Wasser liegender thätiger Vulkane bedeckt. Sodann untersuchte Iwaschinzew das östliche Ufer der Halbinsel Mangyschlak, die Seehundsinseln, die Buchten Ssaratysch und Kenderli und die Alexanderbay.

Weniukow machte einige Mittheilungen über die Kolonisirung des transkubanischen Landes durch die Russen und legte eine auf dieselben bezügliche Karte vor. Jenseits des Kuban befinden sich gegenwärtig 90 russische Stanitzen mit einer Bevölkerung von 103,000 Seelen (die Soldaten nicht mitgerechnet). Dazu kommen noch ungefähr 150,000 Eingeborene, welche das kaukasische Gebirge verlassen und sich in den Ebenen angesiedelt haben und unter russischen Pristawen stehen. Auf dem Südabhange des Kaukasus hausen aber, bis zum Flusse Bsyb, noch gegen 60,000 feindliche Bergbewohner. In der den Russen völlig unterworfenen Gegend ist noch sehr viel Raum für eine große Menge von Ansiedlern.

Herr von Baer gedenkt im Jahre 1864 wieder eine Reise an das Schwarze und Asow'sche Meer zu machen. Herr G. P. von Helmersen besuchte im Sommer 1863 die Ufer des Asow'schen Meeres und stellte besonders bei Mariupol und Berdiansk Beobachtungen an.

In dem meteorologischen Magazine, welches die Gesellschaft veröffentlicht, theilt der Redakteur desselben, Professor Kämtz in Dorpat, eine wichtige Arbeit: Ueber das Klima der südrussischen Steppen, mit.

Reisen in Asien. Es war die Absicht des Kapitäns Fitzroy, von Indien aus eine 1100 Miles lange Strecke zu erforschen, welche möglicherweise zur Anlage einer Telegraphenlinie nach Osten hin sich eignen könne. Die Reise sollte beginnen zu Schwey Gheen an der Grenze von Britisch Barma, also da, bis wohin die indischen Drähte reichen, über Kiang hung und Esmok bis nach Kanton und Hongkong. Es ist aufgefallen, daß der kürzlich verstorbene Generalstatthalter Lord Elgin die Erlaubniß zur Reise verweigerte; denn es ist klar, daß über kurz oder lang die Telegraphenverbindung mit China auf dieser Strecke ins Leben treten wird.

Die Novemberberichte aus Calcutta von Anfang Novembers melden, daß gegenwärtig vier kleine Expeditionen unternommen worden sind.

Der deutsche Naturforscher, Dr. Marfels, dessen wir mehrfach erwähnt haben, ist von Ranguhn, der Hauptstadt von Pegu, den Irawaddy hinaufgegangen nach Magive, das etwa unter 20° 10' n. Br. liegt. Er wird das Tafelland der Schans besuchen und bis an den Cambodschastrom (den Mekong) vordringen. Die Lieutenants Sconce und Watson, welche den Saluenfluß näher erforschen sollen, wollen zu Lande möglichst weit vordringen und dann den Strom hinabfahren, bis zu dessen Stromschnellen, welche nur 80 Miles oberhalb Mautmein liegen.

Der amerikanische Baptistenmissionär Birby wollte von Tonghu nach Kiang hung gehen, das unter 22° n. Br. am rechten Ufer des Cambodschaflusses liegt. An der Mündung desselben haben bekanntlich die Franzosen ihre neue Besitzung.

Der katholische Bischof Bigaudet ist nach Mandelay, der jetzigen Hauptstadt von Barma, gegangen und wird sich von dort nach Bhamo am obern Irawaddy begeben. Er will von diesem bedeutenden Binnenmarkte aus den Handelsweg nach Pulo Pinang wieder eröffnen; Doktor Williams, der als Konsularagent in Mandelay wohnt, hatte die Absicht, sich ihm anzuschließen.

Die westchinesische Provinz Yünnan ist ein Feld, auf welchem französische Missionäre sehr thätig sind. Sie wollen von dort aus eine Verbindung mit dem nördlichen Barma eröffnen, also auch mit Europa.

Eine wissenschaftliche Expedition nach Syrien wird unter Leitung des englischen Geistlichen H. Tristram auch Palästina erforschen. Tristram hat bereits durch seine Reise in der algerischen Sahara der Wissenschaft einen, wenn auch kleinen Dienst geleistet. Die Reisenden werden sich reichlich mit Instrumenten versehen. Auch ein Photograph geht mit.

Katholische Missionäre zu Hlassa in Tibet. Wir haben im Globus mehrfach und sehr ausführlich die Bestrebungen französischer Lazaristen, nach der Hauptstadt des Dalaï Lama vorzudringen, geschildert. Es war ihnen gelungen, bis Tsiambo zu gelangen (Globus III, 241 und 341 ff.), aber dort stießen sie auf große Hindernisse, weil die Mönche von Hlassa aus erklären ließen, daß die Fremden dort nicht zugelassen werden sollten. Indessen die Beharrlichkeit der Lazaristen, welche an ihrem Ordensgenossen, dem kühnen Abbe Huc, ein gutes Vorbild hatten, trug den Sieg davon. Die letzten Nachrichten aus Schanghai melden nämlich, daß die Missionäre in Hlassa eine vortreffliche Aufnahme gefunden haben, ja noch mehr: die tibetanische Regierung hat einen derselben in amtlicher Sendung mit wichtigen Aufträgen an den kaiserlichen Hof nach

Peking geschickt. Dort ist er auch glücklich eingetroffen und verhandelt mit dem einflußreichsten Minister, dem Fürsten Kong. Wir werden ohne Zweifel demnächst im Stande sein, Mittheilungen über den Aufenthalt der Lazaristen in Hlassa zu bringen.

Die Eisenbahn zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ocean beschäftigt die Gemüther in den britischen Provinzen Nordamerika's unablässig. Die junge Kolonie Britisch-Columbia hatte einen Preis für die beste Arbeit über die wichtige Frage ausgesetzt und denselben einem Geistlichen, C. L. Brown, zuerkannt. Dieser hebt hervor, daß im Osten seit langer Zeit Dampfer bis an das nördliche Ende des Obern See's fahren, von wo ab eine Eisenbahn nach den Niederlassungen am Red River auf keine Schwierigkeiten treffen würde. Vom Red River bis zu dem wichtigen Handelsfort Edmonton müßte sie im Stromthale des Saskatschewan etwa 700 Miles weiter geführt werden. Diese ganze Gegend eignet sich zu Ackerbauansiedlungen. Westlich von Edmonton beginnen die Schwierigkeiten; von diesem Punkte bis Jasper House im Gebirge sind etwa 400 Miles; auf dieser Strecke ist viel sumpfiger Boden. Dagegen findet man Steinkohlen in Menge, und der Weg führt dann über den Neu-Caledonia- oder Jasperpaß nach Britisch Columbia hinein. Ueber diesen zieht eine von der Natur gleichsam gebahnte Straße durch das Gebirge, dessen Abhänge sich zu beiden Seiten wie Mauern tausende von Fuß hoch erheben. Von Jasper House nach Tête jaune Cache, das in der Quellgegend des Fraserflusses liegt, ist das Land gebirgig und rauh, aber es führt ein Thalweg hindurch. Von Tête jaune Cache müßte die Bahn durch eines von drei nicht näher erforschten Thälern führen, weiter bis zur Mündung des Quesnelleflusses und dort auf die Landstraßen treffen, welche vom untern Fraser her ins Innere führen. Die gesammte Entfernung vom Obern See bis zu Bentinck Arm beträgt 2200 Miles. — Dieser Plan wird sicherlich noch lange auf dem Papier bleiben.

Eine neue Krisis auf Madagaskar. Die neuesten Nachrichten von dieser Insel gehen bis zum 1. Oktober. Das auch von uns erwähnte Gerücht, König Radama sei noch am Leben, hat sich keineswegs bestätigt. Inzwischen haben sich allerlei interessante Dinge begeben, und die Berichte stellen für den Monat Mai einen Krieg der Franzosen gegen Madagaskar in Aussicht. Wir haben früher mehrfach darauf hingewiesen, daß die französischen Abenteurer Laborde und Lambert, welche einst in die Verschwörung gegen die alte Königin Ranovalo verwickelt waren, den verstorbenen König ganz und gar in ihren Händen hatten. Sie bewogen ihn zur Unterzeichnung eines Vertrages, durch welchen er ihnen verschiedene große Landstrecken zur Ausbeutung abtrat und überhaupt eine Menge wichtiger Privilegien bewilligte. Dadurch wurde die Eifersucht der Engländer und der Unwille der vornehmen Howas rege, und nach der Ermordung Radama's drangen sie in die Königin, diesem, wie sie sagten, erschlichenen Vertrage keine Folge zu geben. Die Franzosen verlangen aber den Vollzug desselben und ihr Schiffskommandant Dupré lag mit einigen Kriegsfahrzeugen im Hafen von Tamatave an der Ostküste. Diese Stadt ist schon früher einmal gemeinschaftlich von den Franzosen und Engländern bombardirt worden, und es ist deshalb erklärlich, daß jetzt, im Septembermonate, die Bewohner eine Wiederholung befürchteten. Viele veräußerten ihre Habe und zogen ins Innere ab. Den höchsten Grad erreichte die Bestürzung, als sich das Gerücht verbreitete, es seien acht Männer aus der Hauptstadt mit dem Befehl angelangt, sofort Tamatave völlig einzuäschern, nachdem von Seiten der Franzosen der erste Schuß abgefeuert worden sei. Das Gerücht war aber unbegründet. Der Kommandant Dupré und der französische Konsul einerseits und zwei vornehme Howas, Rahavolay und Ramandrate hatten an Bord des Kriegsschiffes Hermione eine Zusammenkunft, und nach derselben zog Dupré in Tamatave die französische Flagge auf, um, wie er sagte, den auswärtigen Handel zu schützen. Dann steuerte er nach dem Norden Madagaskar's, um die an edeln Metallen reichen, durch den obenerwähnten Vertrag an Lambert abgetretenen Distrikte zu besuchen. Er will die Vollziehung des Traktats erzwingen, hat aber eventuell ein neues Uebereinkommen vorgeschlagen.

Auch die englische Flagge flattert über Tamatave. Die Regierung hat erklärt, daß sie den mit Großbritannien abgeschlossenen Vertrag aufrecht erhalten werde. In Folge einer Rücksprache mit dem englischen Konsul sind die von Radama beseitigten Zölle wieder eingeführt worden. Waaren zahlen bei der Einfuhr 10, bei der Ausfuhr 25 Procent; geistige Getränke aber unterliegen einer Abgabe von 33 Procent.

In einem Briefe aus Tamatave wird die Bestürzung der Einwohner geschildert, welche ein Bombardement erwarteten. Dann heißt es weiter: „Auch die Howas (der herrschende Stamm) machten eine Demonstration. Am 20. September Morgens zogen Schaaren von Wilden in die Stadt ein. Sie waren fast unbekleidet, trugen Wurflanzen und Schilde und tanzten nach dem Schalle von Muschelhörnern, die von ihren Musikanten geblasen wurden. Es war ein eigenthümliches Schauspiel, zu sehen, wie diese Wilden ihre Speere in die Luft schleuderten und mit großer Geschicklichkeit wieder auffingen; dabei erhoben sie ihren Kriegsruf, ein entsetzliches Geheul. Diese Krieger gehören dem Stamme der Timuhrs an und werden in einem Kriege gegen die Franzosen gewiß als Guerilla's vortreffliche Dienste leisten."

In der Hauptstadt Tananarive begaben sich wunderliche Dinge, die ernste Folgen haben können. Die Königin hatte sich rasch über den Verlust ihres Gemahls getröstet und einen andern genommen, nämlich ihren Premierminister. Eine solche Verbindung widerstreitet aber dem Herkommen, weil der neue Gemahl nicht aus königlichem Geblüt ist. Die vornehmen Howas sind nun höchst unzufrieden mit dieser Heirath, welche angeblich durch die anglicanischen Missionäre herbeigeführt worden ist. Die Königin hat sich, angethan mit dem Krönungsornat ihres verstorbenen Gemahls, Arm in Arm mit ihrem jetzigen Manne, öffentlich gezeigt.

Die französischen Berichte legen alle Verwirrung auf Madagaskar den englischen Missionären zur Last und sind in ihren Ausfällen gegen Herrn Ellis sehr scharf. Die Engländer dagegen behaupten, Niemand anders trage die Schuld, als jene habsüchtigen, ränkeschmiedenden, französischen Abenteurer, welchen der ermordete König sein Mißgeschick zu verdanken habe, und welche nun, aus eigennützigen Beweggründen, und ihre Interessen mit denen der napoleonischen Politik verflechtend, Madagaskar in einen Krieg verwickeln wollten, um dasselbe in eine französische Besitzung umzuwandeln.

Australische Nachrichten. Am 30. Juni 1863 ist in der Kolonie Victoria eine Volkszählung veranstaltet worden, welche eine Seelenzahl von 560,614 ergab. —

In Südaustralien macht der Weinbau große Fortschritte; namentlich wenden sich deutsche Landwirthe demselben mit großem Eifer zu.

Westaustralien, eine seither ziemlich vernachlässigte Kolonie, welche kleine Goldfelder hat und eine geringe Zahl freier Einwanderer an sich zieht, wünscht die Einfuhr von Sträflingen, weil es ihr an Arbeitskräften fehlt. Die Nachbarkolonie Südaustralien hat sich jedoch an die londoner Regierung mit der Bitte gewandt, den Westaustraliern die Erlaubniß zur Einfuhr von Sträflingen zu verweigern. Westaustralien zieht überhaupt immermehr die Aufmerksamkeit der Engländer auf sich. Neuere Untersuchungen im östlichen Theile dieser Kolonien haben gezeigt, daß dort der Boden zu Ansiedlungen gut geeignet ist. In der Gegend der großen australischen Bay ist Wasser zu Genüge vorhanden. In Talbot hat sich eine Gesellschaft gebildet, die eine Niederlassung in Camden Harbour an der Nordwestküste anlegen will, da wo jetzt die Karten nur leere Stellen zeigen.

Westlich von den Blauen Bergen, im Norden des Murraystroms, liegt eine ausgedehnte, wohlbewässerte Landschaft, welche der vielen Gefließe wegen den Namen Riverine erhalten hat. Die Hauptstadt heißt Deliniquin. Diese ganze Region gehört bis jetzt zur Kolonie Neusüdwales, aber die Bewohner sind durch die Lage des Landes und ihre Interessen weit mehr auf Melbourne in Victoria, als auf das weit entfernte, nur mühsam zu erreichende Sydney angewiesen. Sie haben nun Schritte gethan, um mit der Kolonie Victoria verbunden zu werden.

Die Eisenbahn zwischen Sandhurst und Echuca am Murrayflusse wird bald vollendet sein. Echuca selbst nimmt fortwährend an Größe und Einwohnerzahl zu; seine Lage zwischen den Kolonien Victoria und Neusüdwales trägt dazu nicht wenig bei. Man darf dreist behaupten, daß es die bedeutendste Stadt des Innern wird.

Geographische Entdeckungen auf Neuseeland. Nachrichten aus Dunedin, der Hauptstadt der Provinz Otago auf der Südinsel, melden, daß Dr. Hector einen neuen schiffbaren Fluß entdeckt hat, welcher an der Westküste bei Milford Haven in die Martinsbay mündet. Auf den Karten finden wir an dieser Stelle nur den problematischen Awaruafluß

verzeichnet. Hector fuhr den Fluß in einem Schooner hinauf und kam an einen 10 bis 12 englische Meilen langen und 2 Meilen breiten See. Von Osten her mündete in denselben ein zweiter Fluß, den Hector ein gutes Stück hinauf fuhr. Dann setzte er seinen Weg zu Fuß weiter nach Südosten fort, fand das Land nicht stark bewaldet und gut geeignet zu Ansiedlungen. Nach einem 16stündigen Marsche erreichte er Queenstown am Wakitepu-See. Die Wichtigkeit dieser Entdeckung ist jetzt noch nicht zu übersehen. **Martinsbay** ist der nächste Hafen auf Neuseeland von Melbourne und Sydney aus und wird wohl bald Dunedin überflügeln.

Eine zweite Entdeckung von Bedeutung machte unser Landsmann Dr. Julius **Haast**, gegenwärtig Regierungsgeolog der neuseeländischen Provinz Canterbury. Im Verlaufe seiner Forschungen in den südlichen Alpen Neuseelands gelang es ihm, zu Anfang des Jahres 1863, eine tiefe **Einsenkung in der Gebirgskette** aufzufinden und durch dieselbe nach der Westküste der Südinsel zu gelangen. Durch diesen Paß wird die Verbindung der Westküste mit den Ansiedelungen im Osten der südlichen Alpen hergestellt. Bisher kannte man nur zwei 7 bis 8000 Fuß hohe Firnsättel, welche über den Hauptstock der Südalpen führten, deren orographische und geologische Struktur Haast zum ersten Male enthüllt. Sehr schöne Ansichten aus den neuseeländischen Alpen nach Haast's Aufnahmen theilt das von uns wiederholt erwähnte Werk v. F. Hochstetter's über Neuseeland mit.

Bombay, die wahre Hauptstadt Ostindiens. Mehrfach haben wir angeführt, daß in Indien viel darüber hin und her gestritten wird, welche Stadt man zur Kapitale des großen Reiches erheben solle. Man muß eine Wahl treffen, da Calcutta nicht mehr lange Sitz des Generalstatthalters bleiben wird. Nachdem sich Stimmen für Delhi oder Agra erhoben, macht nun auch Bombay seine Ansprüche geltend. Die Stadt liegt zwar nicht in der Mitte des Landes, nicht im Innern, wohl aber ist sie von allen Seiten her mit großer Leichtigkeit zugängig, indem nicht weniger als **sieben große Verkehrsadern** von ihr auslaufen und in ihr zusammentreffen. Von Bombay bis Karratschi und von dort im Stromthale des Indus bis Multan hat man Eisenbahnen und Dampfschifffahrt nach Sindh und dem Pendschab. Vom Neujahrstage 1864 an sollte eine Bahnstrecke von 300 Miles Länge vollendet sein, auf welcher die Baumwolle aus dem Guzerat nach Bombay gelangt. Der Schienenstrang, welcher jetzt bis Baroda geht, wird bis Delhi verlängert, das ganze Radschputenland erschlossen; Delhi, Lahore und selbst Simla werden dann näher bei Bombay als bei Calcutta liegen; auch ersparen dann alle Nordwestprovinzen 1800 Miles für die Seefahrt mit England. Die Bahn von Bombay bis Nadjpur (Nagpore), der eigentlichen Hauptstadt der Centralprovinzen, 265 Miles, ist vollendet; ebenso 297 Miles in der Richtung auf Allahabad; sobald dieser letztere Punkt von den Schienen erreicht wird, ist die Verbindung mit Calcutta durchaus hergestellt; und das wird sehr bald geschehen sein. Man wird auch eine Abzweigung der Bahn bis nach Indore bauen, von wo die große Heerstraße durch das Gebiet des Holkar und Sindiah bis nach Agra zieht. Auf solche Weise wird eine ausgedehnte Verbindung mit dem Norden und Osten hergestellt. Andrerseits reicht die große indische Peninsular-Bahn, welche durch die Ebenen des Dekkan zieht, über Punah bis Scholapur, 276 Miles, während von Madras her eine Bahn gebaut wird, welche sich bei Haiderabad an jene anschließen soll. Von Madras gehen täglich Züge nach Beypore an der Westküste und in diesem Hafen schließen sich Dampfer nach Bombay an.

Der Hafen von Bombay ist berühmt; man hat ihn mit der Bay von Neapel verglichen. Von Bombay aus, das Sammelplatz der Kriegsflotte sein muß, können Persien und Aegypten überwacht werden. In Bezug auf die Gesundheitsverhältnisse wird hervorgehoben, daß der Europäer sehr leicht und bequem verschiedene „Sanitarien" (so bezeichnen die Engländer ihre kühlen Erfrischungsorte in den Gebirgen) erreichen könne: **Matteran**, 2000 Fuß hoch, sei nur 53 Miles per Eisenbahn entfernt und einer der anmuthigsten Punkte in Indien, **Bassein** nur 25 Miles, Punah 112; die **Mahabaleschwar-Hügel** erreiche man in 24 Stunden und ganz in der Nähe liege das Sanitarium **Pantschganny**, wo das ganze Jahr hindurch Europäer wohnen. In die Nilgherry-Gebirge könne man binnen drei Tagen gelangen.

Punah werde eine geeignete Residenz für den Vicekönig abgeben; es habe während des Monsuns ein liebliches Klima und obendrein eine höchst anmuthige Lage. **Bombay** selber sei nicht etwa ein obscurer Hafen, wie Beypore, sondern Hauptstadt einer Präsidentschaft, welche 1862/63 einen Steuerüberschuß von 730,000 Pfd. Sterling geliefert habe. Der deklarirte Werth der Ein- und Ausfuhren habe in dem genannten Jahre 59, der wirkliche Geldwerth dieser Handelsbewegung aber gewiß 80 Millionen Pfd. Sterling betragen. Die Bevölkerung der Stadt belaufe sich jetzt auf 800,000 Seelen, und in jeder Beziehung stehe Bombay allen anderen Städten Indiens voran.

Heuschreckenplage in Ostindien. Seit einem ganzen Jahre haben die Heuschrecken weit und breit im Süden des Himalaya ungeheure Verwüstungen angerichtet und im Sommer 1863 viele Gegenden, von Peschawer im Norden bis in die Tiefebenen Bengalens und nicht minder auf der centralen Hochebene, viele Felder kahl gefressen. Zuerst erschienen die geflügelten „Vernichter" in Multan, September 1862; sie kamen aus den Wüstenstrichen von Sindh und drüben wahrscheinlich von Arabien her. In Multan fraßen sie nur die mit Senf und überhaupt mit Oelpflanzen bestellten Aecker ab und zogen dann weiter nach Rawal Pindi, wo die englischen Beamten systematisch zu Werke gingen, um die Heuschrecken und ihre Brut zu zerstören. Die Frühjahrsernte von 1863 konnte unbeschädigt eingebracht werden, aber im April zeigte sich, daß es keineswegs gelungen war, alle Eier zu zerstören. In den sandigen Bezirken von Bannu, in den Thälern der Berge von Kohat und Peschawer und in der sogenannten Salzkette krochen Millionen und aber Millionen Heuschrecken aus. Das Volk veranstaltete eine allgemeine Heuschreckenjagd, tödtete eine ungeheure Menge, aber trotzdem blieben Schwärme übrig, welche die Luft verfinsterten und gleich einer ägyptischen Plage über die Felder von Gurdaspore herfielen, dort sogar in die Häuser drangen und in die Kochtöpfe sprangen. Auch füllten sie die Brunnen aus. Die jungen Baumwollenpflanzen und das Zuckerrohr wurden von ihnen vernichtet. Gleichzeitig kamen ungeheure Schwärme auch aus anderen Gegenden und nun zogen ganze Wolken über Radschputana, das Duab, Ghasipur, Benares, Nadjpur und bis in das Delta des Ganges. Nach Norden hin kamen sie bis Almora, beschädigten aber die Theepflanzungen nicht. Dagegen haben sie eine große Vorliebe für Baumwollenblätter. Als sie über Arrah hinzogen, war es, „als ob zehntausend Webstühle in der Luft thätig seien". Erst verfinsterten sie in langen unabsehbaren Zügen die Luft und flogen in horizontaler Richtung; dann stiegen sie wirbelnd in mächtigen Säulen empor. „Es war, als ob Millionen Wasserhosen zum Himmel stiegen." Alle Vögel überließen die Lüfte den Heuschrecken, welche sich theilweise niederließen und die Blätter von den Bäumen fraßen. In der dritten Oktoberwoche waren sie aus Indien verschwunden und weiter gen Osten gezogen; man befürchtet aber, daß sie viele Eier zurückgelassen haben. Die völlig ausgewachsenen Thiere waren reichlich so lang wie ein kleiner Finger. (Wir verweisen auf einen früher im **Globus**, II, S. 81, mitgetheilten Aufsatz von A. **Brehm**: Ueber die Wanderheuschrecke und ihre Verwüstungen in Südost-Rußland.)

Baumwolle am La Plata. Der Buenos Ayres Standard vom 11. Oktober theilt mit, daß bereits über drei Tonnen Baumwollsaamen in den verschiedenen Theilen der argentinischen Conföderation vertheilt worden sind. Bereits im laufenden Jahre erwartet man einen Ertrag von 5000 Ballen, im nächsten Jahre aber wird, wie man meint, die Ernte wahrscheinlich auf 100,000 Ballen steigen. Sollten sich diese Aussichten bestätigen, dann wäre dem Absatz von englischen Manufakturen abermals ein wichtiges Gebiet gewonnen.

Auckland, Neu-Seeland. Die Provinzial-Regierung beabsichtigt eine Anleihe von 500,000 L. zu machen, um den Eingeborenen ihr Land abzukaufen. Die Provinz hat eine Oberfläche von 17,000,000 Acres, wovon bereits 1,879,459 in den Händen der Europäer sind. Von den 500,000 L. geht jedoch nur wenig in die Hände der Eingeborenen. 45,000 Pfd. Sterling werden vorweg zum Tilgungsfond geschlagen (die Schuld soll in 33 J. getilgt werden), 70,000 L. werden für öffentliche Bauten verwandt, 185,000 L. für Straßenanlagen und dergl. und nur 200,000 L. verbleiben für Ankauf des Landes und Beförderung von Einwanderern.

Herausgegeben von **Karl Andree** in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: **Hermann J. Meyer** in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Das Harzgebirge.

I.

Lage und Beschaffenheit des Harzes. — Oberharz und Unterharz. — Sprachgrenze. — Oberdeutsche und niederdeutsche Sprache. — Die Menschen des Harzes. — Der Name des Harzes. — Halberstadt und Quedlinburg. — Die Teufelsmauer, der Regenstein und die Klus.

Nicht viele deutsche Gebirge sind so berühmt geworden, wie „der alte Harz." Ueber ihn schreiben die Gelehrten Abhandlungen, von ihm singen die Dichter, erzählt der Volksmund seine goldenen Märchen und Sagen. Als das nördlichste der deutschen Mittelgebirge, an welchem die weite bis zum Meeresstrand reichende Ebene beginnt, hat er von



Die Krypta auf dem Schlosse zu Quedlinburg. (Originalzeichnung von Stroobant.)

jeher besondere Aufmerksamkeit gefunden. Auf seinen Gipfeln standen Opferaltäre der heidnischen Sachsen, in den altberühmten Städten, die wie ein Kranz ihn umgeben, thronten einige unserer besten Kaiser; Goslar, Quedlinburg, Halberstadt gemahnen an glänzende Geschichten deutscher Vergangenheit. Göthe, Heine und viele Andere priesen ihn; am Fuße des Harzes stand Klopstocks, Bürgers und Karl Ritters Wiege; auf Burg Falkenstein ward Eike von Repgau's Sachsenspiegel in die deutsche Muttersprache übertragen und an der Nordseite tobt noch heute der wilde Jäger, der braunschweigische Oberjägermeister von Hackelberg.

Ueber alle anderen Höhen ragt der Blocksberg empor, bei dessen Namen in alten Tagen fromme Gemüther ein Kreuz schlugen, denn dort hielt in der Walpurgisnacht der Böse seinen Hexensabbath. Der Harz bietet durch seine Berge und Hügel, seine dunklen Tannenwälder und freundlichen Laubholzbestände, seine schäumenden Bäche und Flüsse dem Naturfreunde die reinsten Genüsse. Er ist auch im Kleinen ein Bild des staatlich getheilten großen Vaterlandes, denn nicht weniger als vier Herren haben Theil an ihm; zugleich bildet er eine ethnographische Scheide, denn in ihm

berühren sich hoch- und niederdeutsche Art. An seinem Fuße erntet der Landmann goldene Saaten, in seinen Bergen gräbt der Knappe edle Metalle, recken die Hämmer das Eisen, stehen Tannen und Buchen so stark und schön, wie nur auf irgend einem andern Punkte Deutschlands. Mag der Reisende von der alten Welfenstadt Braunschweig kommen, von Norden her, oder aus Osten von Magdeburg, die Schienenstränge führen ihn bis hart an den Fuß der Berge. Der Harz ist leichter zugänglich als viele andere Gebirge.

Ein eigentliches Massengebirge bildet er nicht, denn ihm fehlt ein Mittelstock, von dem die übrige Gebirgsmasse ausginge; am wenigsten könnte der Brocken dafür gelten, weil er von der Mitte des Harzes weit entfernt liegt. Der Harz streicht, wie die meisten deutschen Hauptgebirge, von Südosten nach Nordwesten; seine Längenausdehnung beträgt 12, seine Breite vier bis fünf Meilen. So erhebt er sich wie eine Insel zwischen den Flußgebieten der Elbe und Weser, deren Wasserscheide er ausmacht. Der Nordrand fällt steil und jäh in die Ebene ab, während der Südrand sich sanft verflacht, obgleich die Basis des letztern doch fast 100 Fuß höher liegt, als jene des Nordrandes. Den Flächeninhalt des ganzen Gebirges berechnet man auf 36 Geviertmeilen. Bergebenen und Plateau's geben demselben seinen allgemeinen orographischen Charakter und stempeln ihn zu einem terrassirten Tafelgebirge. Die Grundlage besteht aus Flötzformationen: Grauwacke, Thonschiefer und Uebergangskalk, die häufig von Thälern und Flußbetten zerrissen sind, dann aber auch wieder von kugeligen Bergen überragt werden, welche aus dem Innern der Erde hervorquellend die Grauwacke durchbrachen. Aus diesen Bildungen: Granit, Gabbro, Porphyr, Grünstein ꝛc. bestehen die höchsten Berge des Harzes.

Allgemein üblich ist die Eintheilung des Harzes in Unter- und Oberharz. Unter ersterm begreift man gewöhnlich den vom Brocken nach Südosten zu gelegenen Theil, während der nordwestliche als Oberharz gilt. Fast jeder Schriftsteller früherer Zeiten hat freilich seine eigene Eintheilungsart und Grenzbestimmung; viele rechnen zum Unterharz nur das Gebiet der zur Elbe hinfließenden Gewässer, während die der Weser zueilenden das oberharzer Gebiet einschließen.

Im Oberharze herrscht das Nadelholz vor; hier ist eigentlicher Schwarzwald. Dazwischen ziehen sich Klüfte, Moräste und Brüche hin. Die Witterung des Oberharzes ist von jener der umliegenden Gegenden sehr verschieden, die Luft meist rauh, kalt und nebelig; der Sommer kurz und der Winter lang. Im Mai, wenn der Unterharz schon in Laubfülle prangt, beginnt es dort oben erst zu grünen, und häufig stellen sich noch im Juni schadenbringende Fröste ein. Vier Wochen vor Michaelis ist es schon wieder kalt, die Zwischenzeit, namentlich in den Hundstagen, wird durch Regengüsse und starke Gewitter ausgefüllt. Geht so dem Oberharz im Vergleich zum Unterharz mancher Vorzug ab, so zeichnet er sich hinwieder durch einen größern Erzreichthum aus; hier sind die wichtigsten Bergbaue und fast die ganze Bevölkerung ist vom Berg- und Hüttenwesen abhängig.

Im Unterharz findet man freilich auch noch viel Bergbau und Hüttenwesen, aber der Charakter des Landes ist, wie der seiner Bewohner, vom Oberharz sehr verschieden. An die Stelle der düsteren Nadelhölzer tritt Laubwald, die Buche und Eiche grünt, Saatfelder ziehen sich an den Hügeln und Bergen hinan, das Klima ist milder, die Städte und Ortschaften sind freundlicher.

Theilweise fällt mit der geographischen Scheide in Ober- und Unterharz auch die Sprachgrenze zwischen Platt- und Hochdeutsch zusammen. Im Oberharz, namentlich in den Bergbaubezirken, herrscht oberdeutsches Wesen vor, der Unterharz ist beinahe ganz niederdeutsch. Die Bergbaubezirke des Oberharzes bei Klausthal, Zellerfeld, Wildemann und Lautenthal sind eine hochdeutsche Sprachinsel. Chronisten erzählen, daß ein Franke Namens Gundelkarl unter König Heinrich II. (also etwa im Jahre 1000) Bergleute zum Betriebe der Gruben aus seiner Heimath geholt und hier ansässig gemacht habe, wodurch diese auffallende Erscheinung erklärt wird. Von Sachsa aus zieht sich die hochdeutsche Sprachgrenze nach Osten hin über Ellrich, Sulzhayn, Hasselfelde, Benrode, Mägdesprung bis Ballenstedt; alles nördlich Liegende, mit Ausnahme der erwähnten Insel, ist plattdeutsch.

Das Hochdeutsch am Oberharz hat viel von der fränkischen Mundart, während das hochdeutsche Stückchen des Unterharzes die thüringer Mundart beibehält. Aber es mischt sich im Harze Vieles, bald dringt Plattdeutsch in einen der erwähnten Dialekte ein, bald verhält es sich umgekehrt. Als Probe der oberharzer Mundart stehe hier der Anfang eines Bergmannsliedes:

Klük auf! ihr Parkleut jung un alt,
Singt denn d'rhinder drein;
Macht duse, doß es net so schallt,
Süst kümmt d'r Wachter rein.

Schwigerwoder ihr wellt fort? nä, hoalt
Su weit is es noch net.
Bleibt da von Ohmt, es is zu koalt,
Tut's! kieht mit mir zu Bett.

Ich schtop euch ärscht noch äne ein,
Di schmölt, un trinkt d'rzu;
Ihr hot, wenn ihr wellt bei uns bleim,
Hi oach ja eure Ruh.

Weil's poaßt, su tanzen wir oach noch,
Aerscht moachen mir ä Schriet;
Net weahr, mir schriet'n es Fuckseloch,
Uewer Bänk, über Tisch un Schtüht. ꝛc.

Als Gegenstück theilen wir eine Probe der niederdeutschen Harzmundart mit. Es ist eine Sage „Güllen Kerke“ in lehrbacher Mundart, welche H. Pröhle, der gründliche und fleißige Kenner des Harzes in seinen „Harzsagen“ aufgezeichnet hat:

„In Lerpche (Lehrbach) was en Mann, dä hat Schubert eheten. Den hat de Nacht edrömmet (geträumt), hi solle da hen gan up siene Wiesche und solle roen (graben, roden), da werre sau veele Gold, dat von den Golle könne 'ne güllen Kerke buet (gebauet) weren. Gat hei hen den Morgen nach siener Wiesche und roet. Wil e'n Schur (eine Weile) eroet hat, seggt e: „Wat sall ik mine Wiesche tenichte roen? Ik finne doch nischt.“ Da deit et en gefärlich Brummen under öne und dröhnt orntig (ordentlich). Dat is dat Gold ewest, wude güllen Kerke härre konnt von ebut weren. Hei hat hernacher noch emal eroet, aber nischt efunnen, weil et erste mal esproken (gesprochen) hat, damit het et verschertet, un't Gold is wedder terügge gan. Von der Tiet an hett de Barg Güllen Kerken.“

Wenn man den Menschen des Harzes schildern will, so muß man zwischen Ober- und Unterharzern wohl unterscheiden, denn bei ihnen zeigt sich ein grundverschiedener Charakter, der zum Theil mit den Stammeseigenthümlichkeiten zusammenfällt, wenn auch im Ganzen das Wort wahr bleibt, daß der Mensch des Harzes seinen Bergen gleicht. Das Urtheil über den Oberharzer lautet nicht so günstig wie über den Unterharzer, und es ist auch nicht zu verkennen, daß die rauhe, unfreundliche Gegend und das kärglichere Leben auf den Oberharzer nachtheilig einwirkten, wenn auch ein biederer, gutmüthiger Grundzug allzeit bei ihm zu fin-

den ist. Einen harten Ausspruch thut schon im Jahre 1739 Julius Bernhard von *Rohr* in seinen „Merkwürdigkeiten des Oberharzes“: „Die rauhe und kalte Luft und die groben Speisen, deren der gemeine Mann allhier gewohnt, da Jahr aus Jahr ein Brod, Speck, Käse nebst den Mehl-Suppen ihre gewöhnlichen Speisen, das geräucherte Fleisch aber nebst dem Weiß- und Braun-Kohl ihre Lecker-Bißlein sind, bringen auch bei den Ober-Härtzern eine rauhe Gemüths-Beschaffenheit nebst andern mit zu wege. Man wird vielen von dem gemeinen Volcke in dem Ober-Hartz kein groß Unrecht thun, wenn man ihnen ein grobes, plumpes und ungestümes Bezeugen, sowohl gegen Fremde, als auch gegen ihre Vorgesetzte von Geistlichen und Weltlichen Stande beyleget. Jedoch habe ich nicht allein selbst erfahren, sondern auch von andern gehöret, daß auch in diesem Stücke in Ansehung der Oerter und Städte ein Unterschied wahrzunehmen. Es ist der Wahrheit ziemlich gemäß, daß die Grobheit der Einwohner mit der Höhe und Rauigkeit der Hartz-Gebürge zunimmt, daß man beynahe sagen könnte: Je rauher der Hartz, je gröber der Hartzmann. Die allergröbste Sorte zeigt sich vor andern im Clausthale und Zellerfeld. Die plumpesten unter allen sind wohl die Holtz-Hauer, Kohlenbrenner und Fuhrleute rc.“

Ganz so schlimm ist es gewiß nicht mehr mit der Grobheit, die übrigens auch dem Unterharzer nachgesagt wird; bei ihm ist sie aber nur ein Erbtheil des niedersächsischen Stammes überhaupt, der sich bekanntlich in Derbheiten gefällt. Die Natur dieses Gebirges erscheint vorherrschend ernst; sie kann nur durch Kraft und Arbeit bezwungen werden, und so zeigen auch die Harzbewohner ein ernstes Bild des Lebens. Im Oberharze, dem Lande der Felsen und Metalle, hängt, wie schon gesagt, Alles mit dem Bergbaue zusammen; daher sind die vorwiegenden Beschäftigungen: Bergbau, Hüttenarbeit, Holzfällen und Kohlenbrennen. Unter den Schindeldächern, in den Holzhütten herrscht vielfach die Armuth.

Still und schweigsam verrichtet der bleiche Bergmann in der Erde Schooß sein mühevolles Tagwerk. Mit dem feierlich-ernsten Gruße, dem alten Zauberwort der Berge, „*Glück auf!*“ fährt er an. An seinem Bergmannskittel und dem Hinterleder hält er ungemein treu fest und das Sprüchwort sagt: „Wenn der Bergmann Geld zum Hinterleder hat, so kann er eine Frau nehmen.“ Die Leute sind stark von Knochenbau, muskulös, aber doch nie fett, die Wangen meist fahl und eingefallen. Das ist eine Folge der Beschäftigung. Gar häufig erliegt der harzer Bergmann seiner Berufspflicht vor der Zeit; die Arsenikdämpfe der Hütten richten oft große Verheerungen an und eine eigenthümliche Harzkrankheit, die *Hüttenkatze*, welche eine Lähmung an Händen und Füßen bewirkt, ist nicht selten.

Uebrigens scheinen die Bergleute des Harzes ursprünglich entschieden oberdeutschen Stammes gewesen zu sein. Das Quartier in Goslar, in dem noch heute die meisten Bergleute wohnen, heißt der *Frankenberg*. Freilich reden diese Leute jetzt alle niedersächsisch. Meist sind sie in den berühmten Bergwerken des *Rammelsberges* beschäftigt, die sich durch hohes Alter und durch die Mannigfaltigkeit, das massige Vorkommen und die eigenthümliche Gewinnungsart ihrer Erze auszeichnen. Man gewinnt aus dem Rammelsberge: Gold, Silber, Kupfer, Blei, Quecksilber, Wismuth, Zink, Cadmium, Eisen, Mangan, Nickel, Kobalt, Antimon, Arsen, Schwefel und Selen.

Ehrlichkeit findet man bei den meisten Oberharzern. Sie lieben Gesang und Tanz; in ganz Norddeutschland sind die harzer Bergmusikanten bekannt; sie ziehen von Ort zu Ort, wie im Südosten des Vaterlandes die böhmischen Musikanten. Der Sagen, Legenden und Märchen hat der Volksmund unzählige. Aus jeder verfallenen Burg, aus jeder dunklen Höhle, von jeder steilen Klippe, aus dem sprudelnden Quell, aus der alterthümlichen Stadt, ertönen Märchen, Teufels- und Zaubergeschichten, treten uns Erdgeister und Waldweibchen entgegen. Sie sind ein Abdruck des Volkes, unter dem sie entstanden, denn sie reden von der Biederkeit, Treuherzigkeit und Frömmigkeit der Altvordern.

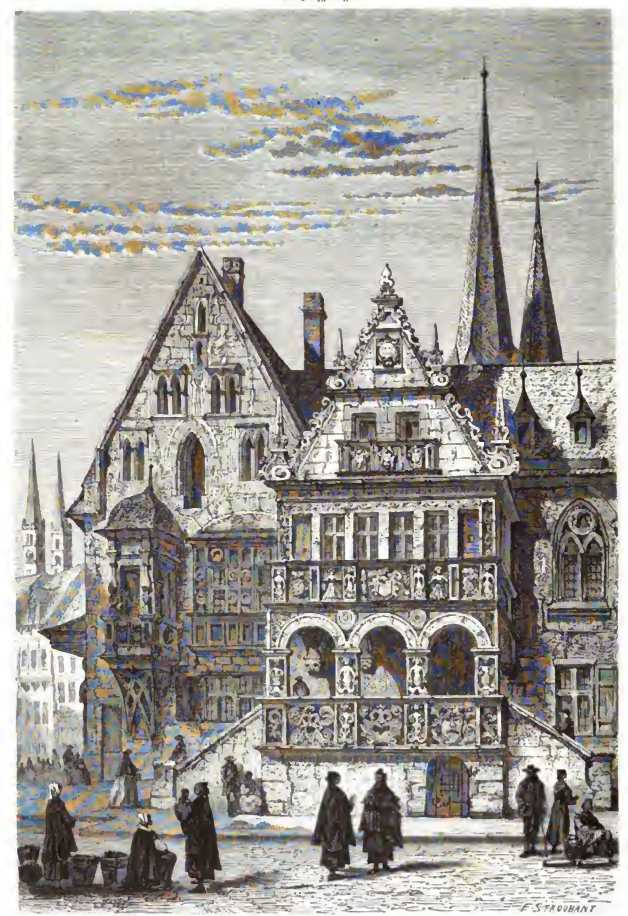
Bei den *Volksfesten* muß man den Harzer sehen, um ihn lieb zu gewinnen. Wenn das Fest der altheidnischen Ostara und mit ihm der Frühling ins Land zieht, umtanzt der Harzer die *Osterfeuer*; zu Pfingsten setzt er den *Maibaum* vor die Thür der Liebsten oder streut Häckerling und Disteln vor die Thür der Gefallenen. Fast Alles schmeckt noch nach dem Heidenthume, das zäh und gleichsam unvergänglich unter der Oberdecke des Christenthums sich forterhält und den Harzer und seine Sitten und Gebräuche zum Studium der Freunde der Vorzeit macht, wenn auch Martin Luthers Lehre bei ihm mächtige Wurzeln geschlagen und sein Gemüth fromm ist, wie es ja dem Bergknappen geziemt.

Die mildere Luft, die fruchtbarere Lage und der Ackerbau am Unterharz bringen auch mildere Sitten mit sich. Dort findet man auch noch *Volkstrachten*, welche am Oberharz fast ganz fehlen; freilich verschwinden der schwarz- und weißgestreifte Mantel, der kurze Rock und die kleine am Hinterkopf sitzende Haube beim weiblichen Geschlecht immer mehr; bei den Männern hat schon die geschmacklose städtische Kleidung seit langem die Oberhand gewonnen. Fast alle Ortschaften des Unterharzes zeichnen sich durch eine gewisse Sauberkeit aus, die man am Oberharz vielfach vermißt; die Häuser sind mit Ziegeln oder noch mit Schindeln gedeckt; der Fachwerkbau von dunkel gewordenem Tannenholz sticht von dem hellgeweißten Mauerwerk freundlich ab. Drinnen aber haust ein schöner Menschenschlag, der namentlich im Blankenburg'schen sich vor vielen Nachbargegenden vortheilhaft auszeichnet.

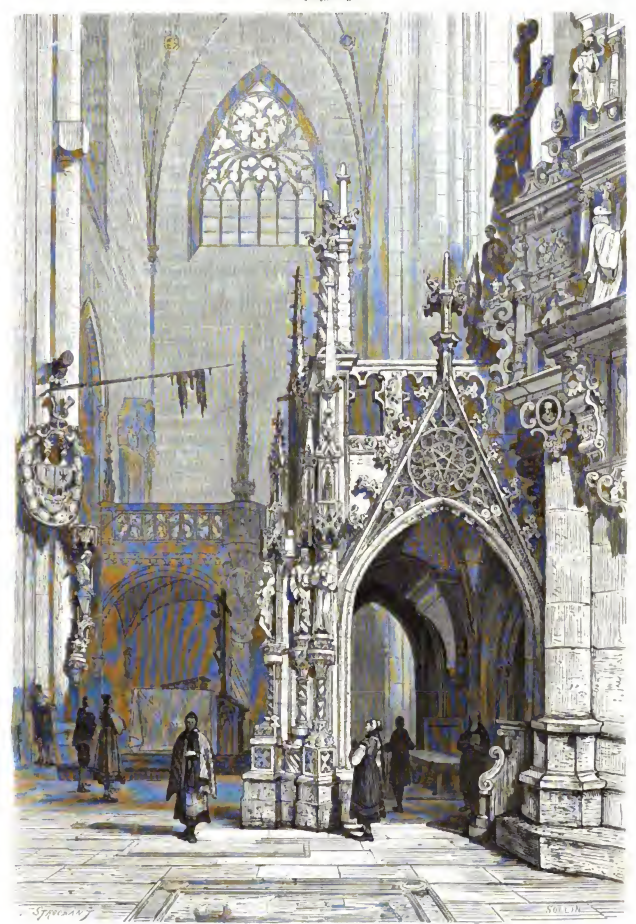
So weit unsere geschichtliche Kenntniß zurückreicht, sehen wir am Harz rein germanische Völker ansässig, im Norden Sachsen, im Süden Thüringer. Hier fanden keine keltischen, romanischen oder slavischen Beimischungen statt; der Harz ist urdeutsch, wie auch schon sein Name beweist, der ursprünglich *Hart* lautete; Hart aber bedeutet *waldiges Bergland*. Noch ist der Name erhalten im Spessart, Hartwald rc. Davon leiteten auch die Römer ihr Wort Hercynia ab, womit der ganze Zug deutscher Mittelgebirge, der Harz aber insbesondere, gemeint ist.

Halberstadt und Quedlinburg.

In dem Kranz alterthümlicher Städte, welche den Rand des Harzes umziehen, nimmt *Halberstadt* nicht den letzten Platz ein. Schon von weitem, wenn man ihr von Magdeburg her auf der Eisenbahn naht, stellt sie sich mit ihren Thürmen gar stattlich dar. Dazu kommt eine fruchtbare, anmuthige Umgebung, und durch diese Gefilde eilt die Holzemme, ein „Harzkind“, der Bode zu. Halberstadt hat einen guten Namen in ganz Niedersachsen; doch verdankt es einen guten Theil seines Rufes nicht etwa ganz außerordentlichen Thaten seiner Bürger, sondern einfach einem plattdeutschen Wiegenliede, das durch ganz Norddeutschland gesungen wird. Es ist das Lied vom *Buko von Halberstadt*, von dem eine alte Chronik erzählt: „daß dieser Buko (Burkhardt) ein sonderbarer Liebhaber der Jugend und der Kinder war, daß er denselben oftmals bald Eines bald Anderes schenkte und Gaben verehrte, deswegen auch die Kinder ihm dermaßen an- und nachgingen, daß ihrer viele und bei großen



Das Rathhaus zu Halberstadt. (Originalzeichnung von Stroobant.)



Das Innere des halberstädter Domes. (Originalzeichnung von Stroobant.)

Haufen aufwarteten, wenn er aus oder zur Kirche ging oder sonsten verreisete; und wann sie dann sahen den Bischof kommen, ward ein groß Zulaufen von kleinen und halberwachsenen Menschen und allenthalben ein Freudengeschrei von den Kindern durch die ganze Stadt gehöret: Bischof Buko kommt! und wann er dann im Hofe war, warf er Geld, Obst und dergleichen unter die Kinder und theilte sonst auch oft viele Gaben und Geschenke, sonderlich aber rothe Schuhe mit Ringen unter sie aus, also daß auch ein sonderliches Sprichwort entstanden, welches noch heutiges Tages den kleinen Kindern vorgesungen wird." Der Reim, wie er heute noch gesungen wird, lautet:

> Buko van Halberstadt
> Bring minem lütjen Jungen wat.
> Wat sall ik em denn bringen?
> Paar Scho mit güllen Ringen,
> Dar kann he recht mit springen.

Halberstadts Geschichte reicht ins graue deutsche Alterthum zurück. Karl der Große soll dort ein Bisthum gegründet haben; der Name soll von Bischof Albert abgeleitet worden sein. Manche wollten darin eine halbe Stadt erkennen! Sie sah Reichstage und Kaiser in ihren Mauern; mit den Bischöfen gerieth die Bürgerschaft oftmals in große Streitigkeiten und neigte sich sehr früh zur Reformation.

Jetzt ist Halberstadt mit seinen 22,000 Einwohnern ein verwaister Musensitz. Der alte Vater Gleim hatte bekanntlich einen gemüthlichen Kreis von Dichtern und Gelehrten um sich versammelt und belebte ihn durch seine heitere Laune und seine guten Weine. Bei ihm waren als Gäste von Michaelis, Ewald von Kleist, der geniale Heinse und so manche Andere. Für Halberstadts Ruhm hat Gleim, der nach allen Seiten hin korrespondirte, viel gewirkt. Das Postfelleisen soll immer zur Hälfte Briefe für den „Herrn Canonicus Gleim" enthalten haben.

Ein Theil Halberstadts liegt auf einer Höhe, der andere dagegen in der Niederung der Holzemme. Treppen und abschüssige Straßen führen aus einem Theil in den andern; die bedeutendsten Gebäude finden wir in der obern Stadt. Zwischen Fischmarkt und Holzmarkt steht das alterthümliche Rathhaus; es ist berühmt durch seinen Roland, stammt augenscheinlich aus verschiedenen Perioden und hat theils Rundbogen, theils Spitzbogen. Die Giebel und Erker, die Wappen und Karyatiden fesseln den Beschauer und laden zum eingehenden Studium ein. Neben dem halberstädter Wappen, einem weiß und roth getheilten Schilde mit schwarzer Wolfsangel, findet man auch Jahrzahlen angebracht. So in der Spitze des einen Giebels die Zahl 1663 und mit derselben stimmt auch der Renaissancestyl dieses Theils des Rathhauses.

Der länglich viereckige Domplatz mit prächtigen Gebäuden würde jeder großen Stadt zur Zierde gereichen. Seine beiden Schmalseiten schmücken der Dom und die Liebfrauenkirche, beide herrlich und wohlerhalten, sie machen einen mächtigen Eindruck auf den Beschauer. Der Dom ward im zwölften Jahrhundert in der Form eines lateinischen Kreuzes erbaut. Er ist 412' lang, 72' breit, 94' hoch und ruht auf 24 Strebepfeilern. Das Innere mit den schlank aufragenden Säulen und den schmalen aber hohen Seitenschiffen macht in seinem durch treffliche Glasmalereien gedämpft einfallenden Lichte einen majestätischen und imposanten Eindruck. Der hohe Chor ist völlig durch eine gothische Steinwand umschlossen: ein Dom im Dome. Die Thürme, welche spitz und schlank in die Luft hineinragen, sind erst im letzten Jahrzehnt restaurirt worden.

Dem Dome gegenüber steht mit ihren vier schönen Spitzthürmen die Liebfrauenkirche. Sie ist im einfach edlen Baustil des frühen Mittelalters aufgeführt. Schon war sie dem Verfalle nah, als Friedrich Wilhelm IV. ihren hohen Kunstwerth erkannte und sie auf seine Kosten im byzantinischen Geschmacke wieder herstellen ließ. Die besten Nachrichten über beide schöne Kirchenbauten, ihre Architektur, Kunstwerke und Alterthümer findet man in einem Werke des um Halberstadts Geschichte hochverdienten Dr. Lucanus.

Halberstadts Nachbarin, schon näher dem Harze zu, ist Quedlinburg. Seit die Eisenbahn dorthin führt, hebt sich die Stadt, welche schon seit langer Zeit im Rufe großer Wohlhabenheit stand, immer mehr; der Stolz ihrer Bürger ist eine bekannte Thatsache und sie dürfen auch stolz auf ihre Stadt sein, denn Quedlinburg schenkte dem deutschen Vaterlande zwei Männer, die hell an dessen Horizont als Sterne erster Größe leuchten. Am Fuße des Schloßberges zeigt man das Haus, in dem am 2. Juli 1724 Klopstock das Licht der Welt erblickte. Bei der Säcularfeier des Geburtstages setzte die Vaterstadt ihrem berühmten Sohne eine Bronzebüste im Brühl, einem von Spaziergängen durchschnittenen Lustwalde. Ein halbes Jahrhundert nach Klopstocks Geburt verfloß und wieder ward in den alten Mauern der frühern Hansestadt ein Mann geboren, der einst Begründer der wissenschaftlichen Geographie werden sollte. Karl Ritter, der erst vor wenig Jahren heimgegangen, ist auch ein Sohn Quedlinburgs.

Quedlinburg war ein Lieblingsort unseres nationalsten Königs, Heinrichs des Ersten. Er befestigte es gegen die Magyaren und in der Vorstadt Westendorf soll, wie die Sage weiß, der berühmte Finkenheerd gestanden haben, auf dem er, mit Vogelfang beschäftigt, die Königskrone empfing. Seine Gemahlin Mathilde erhielt Quedlinburg als Wittwensitz und gründete dort das berühmte Bisthum.

Quedlinburg macht mit seinen Stadtmauern und Thürmen einen alterthümlichen Eindruck. Ueber der Vorstadt Westendorf liegt das früher fürstliche Schloß. In der Krypta der dem heiligen Servatius geweihten Schloßkirche (sie gehört dem ältesten Bau von 936 an), bezeichnen einfache Steine den geweihten Ort, wo die Gebeine des Vaters des Vaterlands, Heinrichs I., und seiner Mathilde ruhen.*) Unter der Erde werden in Gewölben mehrere unverweste Leichen aufbewahrt, darunter jene der schönen Aurora von Königsmark, die 1728 als Propstin von Quedlinburg starb.

Die Teufelsmauer, der Regenstein und die Klus.

Der liebe Herr Christus und der Teufel kamen einst überein, daß sie sich in die Herrschaft über die Welt theilen

*) Die alte (?) Grabschrift auf dem Steine soll nach v. Rohr gelautet haben:

> Heinrich I., Kayser, berühmet war,
> Unter den Fürsten allzumahl,
> Der Herzoge von Sachsen Creu,
> Bekrieget den Hartz und als er gewann,
> Stifft er das Jungfrau-Closter fein,
> Seine Tochter Mechild setzt hinein,
> Eine fromme Aebtissin sie ward,
> Hielt ihren Orden treu und hart,
> In Gottesfurcht, Keuschheit und rein,
> Wie GOTT recht will geehret sein.
> Allhier vor S. Peters Altar,
> Legte sie ihres Vaters Haut und Haar,
> Sein Fleisch und Bein, aber die Seel,
> Im Himmel lebt vor GOTTES Stuel,
> Erwartet fröhlich GOTTES Gericht,
> Bis auch der Leib werde lebendig
> Und sammt der Seel leb ewiglich

wollten; als Grenze beider Gebiete ward die Teufelsmauer bei Blankenburg aufgebaut, die zu einer bestimmten Zeit fertig sein sollte und zugleich die Apostel hinderte, in des Teufels Gebiet einzudringen. Als aber die Frist verstrich und die Mauer nicht fertig war, wurde der Vertrag gekündigt. Der Teufel gerieth deshalb in Wuth, zerstörte das begonnene Werk und die einzelnen Trümmer desselben geben ring stand nicht an, sie für eine „Arbeit von Riesen" zu erklären.

Die Teufelsmauern sind schmale, felsige Bergriffe aus Quadersandstein mit vielen Unterbrechungen und Klüften, mit Moos, Sträuchern und Bäumen reichlich geschmückt; wie von Menschenhand zusammengewälzt ragen die gigantischen Felsmassen wolkenan. Es sind gleichsam cyklopische



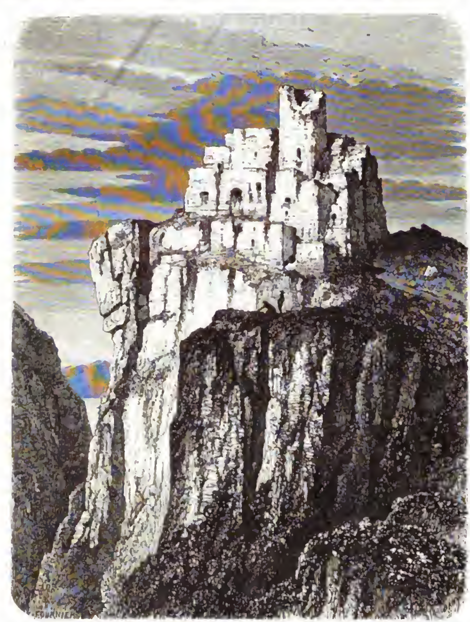
Aussicht aus dem Kreuzgange des Domes zu Halberstadt. (Originalzeichnung von Stroobant.)

Zeugniß von der Ohnmacht des bösen Feindes gegen die stille und heilige Macht des Welterlösers.

So erzählt der Harzer die Sage von der Teufelsmauer. Dieses merkwürdige Gebilde erinnert in vielfacher Hinsicht an die Felsen der sogenannten sächsischen Schweiz, sie besteht, wie diese, aus Quadersandstein. Unseren Altvordern aber, die mit geologischen Erklärungen noch nicht so schnell bei der Hand waren wie wir, mochte sie wohl als ein Gebild von Teufelshand erscheinen; ja, der gelehrte Con- Schutzwälle, die sich am Nordrande des Harzes hinziehen, bald sich diesem nähern, bald in weiter Entfernung von den Hauptbergen mitten durchs flache Feld hinziehen. Der Sandstein ist von verschiedener Härte, Farbe und Mischung und liefert an einigen Orten gute Werksteine. Jedenfalls hängt die sandige Beschaffenheit der dortigen Gegend mit diesen Teufelsmauern zusammen, denn was das Volk den Händen des Bösen zuschrieb, verrichtete einfach das Wasser, welches einzelne Theile des Sandsteinriffs auswusch. Die eigentliche Teufelsmauer zieht sich zwischen Blankenburg und

Timmenrode hin; nach Norden hin gehören die Felsen der alten Veste Regenstein dazu, dann folgen bei Langenstein der Hoppelsberg und endlich in der halberstädter Gegend die Spiegelsberge und die Klus.

Der höchste Punkt der eigentlichen Teufelsmauer ist der sogenannte Großvater. In der Dämmerfrühe des ersten Pfingstmorgens versammelt sich hier das Volk der Umgegend und begrüßt die Pfingstsonne mit Jauchzen. Darin



Der Regenstein. (Originalzeichnung von Stroobant.)

ist wohl noch Anklang aus der heidnischen Zeit. Unter den seltsamen Gestalten der einzelnen Klippen zeichnet sich die Ludwigsklippe aus, an der man deutlich das Profil Ludwigs XVI. erkennt.

Auf einem ganz vereinzelt dastehenden Theile der Sandsteinklippen, weithin sichtbar im Lande, herausgerückt aus der Kette der Harzberge, liegen die Ruinen der alten Veste Regenstein oder Reinstein, welche unsere Abbildung vorführt. Die Bauart der alten Veste zeugt von der Kraft und Beharrlichkeit der ersten Erbauer, denn die meisten Gemächer, Kirche, Pferdeställe nebst Krippen, Küche, Schmiede, Burgverließ und unterirdische Gänge sind in den Felsen eingebauen und zum Theil noch jetzt vorhanden. Von dem alten Gemäuer stehen noch die Hälfte des Thurmes, Bruchstücke des Mauerwerks, auch der Brunnen ist noch vorhanden, aber durch hinabgewälzte Steine und Felsstücke schon zur Hälfte ausgefüllt. Auf der Nord- und Westseite ist der Felsen fast senkrecht abgeschnitten in einer Höhe von 250 Fuß, auf der Süd- und Ostseite war die Burg durch Wall und Graben geschützt.

Wahrscheinlich erbaute König Heinrich I. um das Jahr 920 diese Burg, wie mehrere andere, zur Abwehr der „Hunnen“, „da man in ganz Teutschland nöthig gehabt, sich wieder das erschröckliche Wüten und Toben derselbigen zu beschützen, so hat man auch in hiesigen Gegenden sich in diesen Felsen verbergen wollen, damit der vorbeiziehende Feind nicht merken sollte, daß in demselben Leute wohnen.“ So meldet ein altes Buch über den Harz.

Reinstein kam bald an das Haus Braunschweig, welches die Grafen von Blankenburg damit belieh, bis in der Mitte des 13. Jahrhunderts eine jüngere Linie von der ältern sich trennte, diese Veste für sich in Besitz nahm und sich Grafen vom Reinstein nannte. Es waren Raubritter, recht und



Der Teufelsstuhl bei der Klus. (Originalzeichnung von Stroobant.)

schlecht, wie wir deren so viele im Mittelalter finden. Herr von Rohr berichtet von ihnen: „Diese Herren Grafen waren angesehene Herren, sie wurden von den Kaisern zu Turnieren und Ritterspielen mit eingeladen, zu hohen geistlichen und weltlichen Dignitäten gezogen und mit anderen vornehmen fürstlichen und gräflichen Häusern alliirt. Ihre Verdiensten sind zwar nicht bey allen ohne Unterschied gleich, indem sich einige von ihrem Geschlecht bei der Nach-Welt keinen gar zu guten Namen gemacht, inzwischen gehet doch dem Ruhm der übrigen, so löbliche Thaten ausgeübet, hierdurch nichts ab. Wie sie allenthalben hoch geachtet gewesen, erkennt man unter andern insonderheit auch mit daraus, daß diese Grafen bei den wichtigsten Handlungen, die in Deutschland vorgingen, als Zeugen zu deren Bestärkung mit erbeten wurden.“

Im Jahre 1599 starben die Reinsteiner aus und Schloß und Grafschaft fielen an Braunschweig zurück. Beides kam dann an Wallenstein, später an einen Grafen von Tüttenbach, der das Schloß vom Erzherzog Leopold von Oesterreich

als Bischof von Halberstadt vindicirt bekam. Das Haus Brandenburg, welches im Westfälischen Frieden mit Halberstadt die Anwartschaft auf die Grafschaft Reinstein erhalten hatte, setzte sich sofort in Besitz derselben, trotz der Protestation Braunschweigs. **Es entstand darüber ein Prozeß beim Reichskammergericht, der noch heute auf seine Erledigung wartet!** So kommt es, daß Reinstein, welches nach dem Siebenjährigen Kriege geschleift wurde, heute eine winzige Enclave im braunschweigischen Gebiete bildet. Ueber dem Portale des Thores thront der preußische Adler.

Bei heiterm Wetter ist die Aussicht vom Regenstein entzückend, besonders in der Abendbeleuchtung. Vor sich hat man das heitere Blankenburg mit seinem leuchtenden Schlosse, rechts und links das grüne Meer des rauschenden Waldes auf den Höhenzügen, über denen der wolkenumlagerte Brocken in stolzer Herrschaft sich erhebt; nordwestlich die wogenden Kornfelder und grünen Auen mit zahlreichen Heerden und vielen Dörfern und am Horizont die Thürme von Halberstadt und Quedlinburg.

Die letzten Ausläufer der Teufelsmauern sind der **Hoppelberg** und die **Spiegelsberge** bei Halberstadt. In älteren Zeiten soll dort ein bischöflicher Sommersitz gestanden haben, von dem aber jede Spur verschwunden ist. Der Domdechant von Spiegel ließ sie im vorigen Jahrhundert mit großem Kostenaufwand in einen herrlichen Park für die Halberstädter umwandeln; daher erhielten sie aus Dankbarkeit seinen Namen.

Der äußerste Vorposten der cyklopischen Felsenmauern nach Norden hin ist die **Klus** bei Halberstadt. Ueber sie ertheilte uns Dr. Heinrich Pröhle, der gründliche Kenner des Harzes, folgende Auskunft: „Wenn man die mit Felsentrümmern bedeckten Klusberge an einem heißen sonnigen Sommertage von der Südseite überblickt, so glaubt man sich nach Calabrien versetzt; von Norden dagegen macht die Klus einen überraschend großartig monumentalen Eindruck. Mächtige Felsblöcke scheinen zu einem Riesenbau zusammengehäuft und mit allerlei Zeichen umgürtet zu sein. Der Volkssage zufolge ist denn auch hier **der Teufel** thätig gewesen und auf einem Nebenhügel steht noch sein Sitz, auf welchem er bei der schweren Arbeit zuweilen geruht hat, heute noch der **Teufelsstuhl** genannt. Von ihm ist hier eine Abbildung gegeben.

Erinnert nun die Klus schon von weitem an die gewaltigen Steinmonumente des Orients, so steigt unser Interesse, je näher wir hinzutreten. Denn wir entdecken Oeffnungen und Zugänge, treten ein und finden sogar übereinander weit in den Fels eingehauene gewölbte Räume; hier war offenbar eine Häuptlingswohnung eines Stammes der vorchristlichen Bewohner. Ueber diese Annahme verschwindet jeder Zweifel, wenn man die eine halbe Stunde lange Hügelreihe bis zu den **Spiegelsbergen** verfolgt; überall, wo der Sandsteinfels zu Tage steht, finden sich ähnliche mehr oder minder hohe und tiefe Höhlen, namentlich sieht man die berühmte **lange Höhle**, welche in der Mitte einen hohen weiten gewölbten Raum hat, die **Kapelle** benannt, aus welcher sechs lange Gänge nach verschiedenen Richtungen auslaufen. Hier waren also nicht nur Wohnungen, sondern auch Ställe zum Ueberwintern der Heerden, Räume zum Aufbewahren des Futters, und wir gewinnen somit eine sichere Kunde über das Winterleben der Urbewohner, welche hier in der grauen Vorzeit nomadisirten.

Wenden wir uns nochmals zur Klus und deren inneren Einrichtungen, so finden wir nach Osten ausnahmsweise einen länglich gewölbten Raum mit Oeffnungen und an dessen Ende eingehauen noch deutlich sichtbar ein Kruzifix und heilige Figuren, mithin unbezweifelt eine Betkapelle der Einsiedler, welche diese Räume im 13. und 14. Jahrhundert bewohnt haben. Gegen Ende des 15. Jahrhunderts haben ferner hier die beim Dombau beschäftigten freien Steinmetzen ihre Zusammenkünfte gehalten; man sieht heute noch Steinmetzzeichen, welche mit jenen im Dom übereinstimmen und deren ältestes die Jahrzahl 1490 trägt. Ob nun die „Klus“ diese Bezeichnung schon in vorchristlicher Zeit gehabt und zu der Zeit wirklich eine Klause, ein festes Schloß, gewesen, oder ob diese Benennung nur Klause, Klausnerwohnung bedeutet, läßt sich nicht feststellen; für die erste Annahme spricht: daß dieser Häuptlingssitz nach Süden durch den Bruch und Sumpf bei Westerhausen und den dichten Harzwald, nach Norden durch einen kleinen Landsee, jetzt Bruchwiese, gesichert und nur auf schmalem Fußwege am Osten und am Westen zugänglich gewesen ist, mithin diese Theile völlig beherrschte.“

Assam, das mittlere Stromgebiet des Brahmaputra.*)

Von **Hermann v. Schlagintweit.**

Die Ströme der Tropen sind wegen der größeren Mächtigkeit atmosphärischer Niederschläge von überraschenden Dimensionen, und es entwickelt sich längs ihrer tief eingeschnittenen und periodisch wieder befeuchteten Ufer der Charakter jener Zonen besonders deutlich.

Assam, das ich in einigen allgemeinen Umrissen zu schildern versuchen werde, ist überdies auch seitlich durch Regionen begrenzt, die ein mehr als gewöhnliches Interesse bieten. Auf der rechten Thalseite zieht sich in nordöstlicher Richtung der Himalaya entlang, der gerade hier viel des Neuen, noch viel des Ununtersuchten auch in seinen Ausläufern mir gezeigt hat. Auf der linken Thalseite, fast parallel mit dem Rande des Himalaya, ist das Thal durch die Hügelländer der **Garro-**, **Kassia-** und **Nagastämme** begrenzt, Rassen, die in Sprache und Sitte nicht weniger als in Körperform als wesentlich verschieden von den Bewohnern Indiens auffallen.

Assam erstreckt sich von 20½° n. Br. bis 25° und von 90 bis 96½° ö. L. von Greenwich; der Flächeninhalt des Gebietes beträgt etwas über 22,000 englische Quadrat-

*) Mit dem folgenden Vortrage des berühmten Reisenden sind auf Einladung des Vereines die Sitzungen der naturwissenschaftlichen Gesellschaft zu Nürnberg am 20. October 1863 eröffnet worden.

Meilen*); um so mehr überrascht es, daß die Verschiedenheit der Terraingestaltung dieses Gebietes so gering ist.**) Welche Mannigfaltigkeit bietet bei gleichen Dimensionen jeder Theil des mittleren Europa, selbst wenn wir dabei nicht die Gebiete der Alpen mit eingeschlossen denken! Hier ist Alles ein einziger, riesig breiter Saum längs der Ufer, der sich nicht nur in seiner Form, sondern auch in den Sand- und Thongebilden, wie sie noch jetzt im Flusse selbst stetig ihre Lager verändern, als die Anhäufung niedergesunkener Geschiebe erkennen läßt, von einer Mächtigkeit, wie sie, vielleicht außer längs den amerikanischen Strömen, wohl nirgends sich wiederholt.

Eine Aufstauung in der Form eines seichten Binnensee's, dem die tropischen Regen die Abwaschungen von ausgedehnten Gebirgen längs der beiden Seiten zuführten, kann als die erste bestimmte Form in unserer gegenwärtigen geologischen Periode gedacht werden; und während die allmätig immer tiefer sich einschneidende Erosion die Seeaufstauung allmälig entleerte, hatten sich auch in dem nun offen gelegten Thale eine Menge von Seitenflüssen des Brahmaputra eingeschnitten, welche jetzt die Zahl von nicht weniger als 62 erreicht haben, selbst wenn wir nur jene Flüsse einschließen, die schiffbar und durch ihr Austreten bemerkbar sind. Nachdem der Brahmaputra sie aufgenommen, führt er sie seinem mit dem Ganges gemeinschaftlichen Delta zu.

Die Breite des Stromes in seiner jetzigen Gestalt ist sehr verschieden. In der Nähe von Tezpur gewährt er uns eine Ansicht, die ihn in seiner größten Breite zeigt; sie beträgt hier beinahe 25 englische Meilen, wobei allerdings große Massen von Inseln, theils mit Vegetation bedeckt, theils unmittelbare Sandablagerungen, die einzelnen Arme des Flusses trennen. Etwas oberhalb Gohatti, der Hauptstadt von Assam, fand ich einige der schmalsten Stellen, wo die ganze Wassermenge zwischen Uferrändern von nicht ganz einer Meile Entfernung zusammengedrängt erscheint; dabei ist auch die Tiefe in entsprechender Weise vermehrt.***)

Die Anzahl der Bevölkerung ist verhältnißmäßig sehr gering; sie beträgt nur 710,000 Seelen, mit Einschluß selbst von einigen sehr wilden und kaum noch als Assamesen zu betrachtenden Völkerstämmen längs der beiden Ufer. Verglichen mit einem Terrain von derselben Ausdehnung im mittlern Deutschland, ließen sich wenigstens drei bis vier Millionen erwarten. Die Bewohner sind (mit Ausnahme von etwa ⅓) Hindus, und zwar Hindus, welche jedem civilisirenden Einflusse der Europäer so lange fremd geblieben sind, daß sie noch sehr viel Belehrendes über den ursprünglichen Kultus ihres Volkes geben können. Ich hatte Gelegenheit, das Land und seine Bewohner während eines längern Aufenthaltes 1855/56 kennen zu lernen; ein europäischer Lieutenant, Fr. Adams, war mein Begleiter, der Anfangs nur wenig von meinen eigenen Routen sich entfernt, später aber, als er die Art der Beobachtungen mehr kennen gelernt hatte, auf der Seite der Nayagebirge in nordwestlicher Richtung das Terrain untersuchte.

In Betreff der Bevölkerung ist ganz besonders hervorzuheben, daß dem Saume des ganzen Gebietes entlang wilde Völkerstämme leben, die von jeher den Hindus große Verlegenheit bereiteten durch räuberische Einfälle und Plünderungen, was zugleich in unerwarteter Weise und zum größten Nachtheil für sie selbst ausfiel und wesentlich dazu beigetragen hat, daß das ganze Land sich unter englischer Oberhoheit befindet. Die ersten positiven historischen Nachrichten, die wir über Assam besitzen, reichen nur bis 1770, wo zum ersten Male die Hindu-Radscha's, zunächst durch Streitigkeiten mit den Seitenlinien des Fürstenhauses veranlaßt, die Hülfe der englischen Nachbarn beanspruchten; den Einfällen der mongolischen Dynastien scheinen sie stets mit großer Energie widerstanden zu haben. Die Versuche zur Wiederherstellung der Ruhe durch die englische Vermittelung waren nur von geringem Erfolge. 1815 wurde der Herrscher von seinem Minister vertrieben, und er flehte nun den Schutz des birmanischen Reiches an. Dieses letztere ist nur durch ein nicht sehr großes Hügelland von Assam getrennt und das Thal des Irawadi ist in dem obern Theile vom Gebiete des Brahmaputra so wenig entfernt, daß eine Zeit lang der Brahmaputra als der obere Theil des Irawadi bezeichnet wurde. Das ist jedoch bereits 1826 durch die Untersuchungen von Wilcox als unrichtig nachgewiesen. Die birmanische Regierung setzte die Radschafamilie in Assam wieder ein; dann aber brachen neue Unruhen aus und 1820 waren es die Engländer, die sich ihrer Nachbarn annahmen und den Fürsten wieder auf den Thron setzten. Aber bald überzeugten sie sich, daß er gar nicht verstand zu regieren; er bereitete den Engländern immer mehr Schwierigkeiten, weshalb sie ihn dann 1826 wieder absetzten. Von dieser Zeit an bis heute bildet Assam eine Provinz des indobritischen Reichs. Ich glaube, daß — abgesehen von der Rechtsfrage des Besitzes — den Bewohnern damit nur geholfen ist, denn es kann nicht geleugnet werden, daß unter der englischen Herrschaft die gleichmäßige Vertheilung der Steuern, das positive Eigenthumsrecht, die Berechtigung auch des Privaten zur Ausübung von Handel, Bergbau und Bodenkultur — daß alles das unter der englischen Regierung mit viel mehr Billigkeit und Gerechtigkeit behandelt wird, als es unter der Regierung eingeborener Fürsten geschieht. Ja, die faktische Ausübung der englischen Principien findet eine der wesentlichsten Schwierigkeiten gerade im Charakter der Eingeborenen. Es ist unvermeidlich, Eingeborene als untergeordnete Beamte, als Schreiber, Steuereinnehmer anzustellen, und gerade diese sind es, deren Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der englischen Regierung mehr Ungelegenheiten macht, als aller Widerstand der Eingeborenen gegen die Principien der Verwaltung.

Die Kasten der Hindubevölkerung sind auf beiden Seiten des Stromes dieselben. Zwar ist dieser so groß und breit, daß noch nie eine Brücke, auch keine Schiffbrücke, die Ufer verbunden hat, aber Flüsse sind überhaupt fast nirgends eine Rassengrenze zwischen den Bewohnern ihrer Ufer gewesen; im Gegentheile, ihrem Strome folgte fast überall das allmächtige Ausbreiten der Nationen zu beiden Seiten des Thales. In nicht zu großer Entfernung davon können dagegen die Verschiedenheiten desto bedeutender werden.

So auch hier. Die beiden Gebirgsränder sind der Sitz von höchst eigenthümlichen und zugleich unter sich sehr verschiedenen Rassen, deren Studium für die Ethnographie von höchstem Interesse, aber nicht ohne Schwierigkeit ist. Es sind dies auf der westlichen Seite die Abors, Singphos, Mischmis, Akhas, welche zum Theile jenen schmalen Saum bewohnen, der als das Sumpfgebiet, die Tarai des Himalaya, bekannt ist. Eine andere Gruppe, und

*) Bayern hat etwa 32,000 solcher Meilen.

**) Wir verweisen auf die Routenkarte in dem großen Schlagintweit'schen Werke; auch eine specielle Karte von Assam wird noch in den geographischen Details gegeben werden. Bis jetzt sind von den Results of a scientific Mission to India and High-Asia, 3 Bde. in 4° und 33 Tafeln des Atlas veröffentlicht. Die Bände enthalten die magnetischen Beobachtungen, die Breiten-, Längen- und die besonders zahlreichen Höhenbestimmungen, das Routenbuch von Hindostan bis Kaschgar und ein geographisches Glossarium.

Von Emil, dem jüngsten Bruder des Reisenden ist überdies gleichzeitig 1 Bd. „Buddhism in Tibet" nebst Atlas von 20 Tafeln erschienen.

***) Diese Ansicht ist auf Tafel 20 im Atlas des Berichts dargestellt.

bedeutend zahlreicher, ist über ein größeres Terrain auf der südöstlichen Seite vertheilt. Diese sind die Garos, Dschaintias, Khassias, Nagas.

Besonders die ersteren Rassen sind, wie nur noch wenige andere Bewohner der Erde, wirklich Wilde. Sie haben keinen geregelten Wohnsitz, sondern benutzen Blockhäuser, Verschanzungen hinter Steinen, Geflechte von Bambus und anderen Gesträuchen als Wohnung, in einem gemeinschaftlichen Raume für Menschen und Vieh; auch sind sie, was für dieses Terrain wegen der ziemlich kühlen Winter nicht auffallend genug sein kann, beinahe ganz ohne Bekleidung. Selbst die Frauen sind nur sehr dürftig bedeckt. Die Männer tragen meist nur einen Strick um die Hüften und etwa ein Gehänge um den Hals; dazu kommen bisweilen noch Schmuckgegenstände und Waffen. Unter den ethnographischen Gegenständen meiner Sammlungen sind gerade die Objekte, welche ich von diesen Völkern mir verschaffen konnte, auch durch ihre Formen sehr eigenthümlich. Von besonders ungewöhnlicher Art erscheinen die Ohrgehänge, für welche die Durchbohrung des Ohrläppchens bis zu einem Durchmesser von mehr als einem Zoll allmälig erweitert wird. Eine andere Eigenthümlichkeit finden wir an den Gegenständen zur Kopfzierde; es sind darunter auch einige aus Silberblech roh getrieben, die von Häuptlingen als Krone getragen werden. Die Aehnlichkeit ihrer Form mit jenen Reifen aus Bambus und Holz, die ebenfalls nicht zum Schutz gegen Sonne und Regen, sondern zum Schutz gegen Verletzungen dienen, läßt mit großer Wahrscheinlichkeit darauf schließen, daß hier wie in vielen europäischen Formen die Krone weniger eine Modifikation des Hutes, als eine Verfeinerung der ursprünglich schützenden Stirnreifen gewesen ist.

Die Zahl der Individuen all dieser wilden Stämme wird 4000 bis 5000 nur wenig übersteigen, und überdies werden sie wohl bald ganz verschwinden. Wo immer die Civilisation und solche ursprüngliche, rohe Formen sich berühren, ist zum Theile ein Kampf, durch Einfälle hervorgerufen, unvermeidlich, zum Theile ist ein Zurückziehen der Ureingeborenen die Folge. Klima und Mangel an Nahrungsmitteln oder schlechte Speisen wirken auch zerstörend ein, so daß der Vorwurf gewaltsamen Uebergreifens die höheren Rassen meist weniger strenge trifft, als man zunächst erwarten könnte.

Die geologischen Verhältnisse dieses Terrains ließen mich zunächst nur weniges von Bedeutung erwarten; die Neigung des Thales ist nur eine sehr geringe und dabei gleichförmige. Von Sádiya an der obern Grenze des mittlern Stromgebietes, über 1000 englische Meilen vom Meere entfernt, fällt der Fluß während des ganzen Laufes bis zum Beginne des Delta's nur 210 englische Fuß; aber die Erhebungen im Thale selbst bestehen aus herrlichen Granitmassen, die schon deshalb von besonderm Interesse waren, weil sie sich hier auch im östlichen Himalaya wiederholen, während nirgends im ganzen übrigen Himalaya oder in Tibet Granite wieder auftreten. Die Form der inselartigen Felsenmassen und ihre Vertheilung berechtigten zu der Erwartung, daß die ganze Basis des Brahmaputra-Thales in nicht sehr bedeutender Tiefe unter der Decke der neuesten Flußablagerungen aus solchen Gesteinen gebildet sei. Die Gestalt der Granithügel zeigt sich, eben so wie in Europa, häufig als halbkugelförmige Hervorragungen mit schaliger Absonderung. Im obern Theile von Assam findet man, was für diese Provinz sehr wichtig ist, reiche lateritartige Eisenerze zu beiden Seiten des Flusses. Die Gegend besitzt sehr viele Braunkohlen (aber nicht Steinkohlen); sie finden sich am Rande des Himalaya.

Unter den Gegenständen, welche auf die äußere Gestalt eines Landes nächst den Terrainverhältnissen von besonderm Einflusse sind, ist die Vegetation hervorzuheben. Der Charakter derselben ist in den verschiedenen Theilen von Assam sehr wechselnd; bald zeigen sich im Stromgebiete selbst eine Menge dünenartiger Sandbänke mit Rohrgestrüppe bedeckt; andere Theile bieten reich bebaute Fluren durch riesige Waldgruppen getrennt. In den Wäldern sind besonders der Tikbaum (Tectona), der Sissubaum und eine Dalbergia für den Handel wichtig. Manches, was die Tropen durch auffallende, uns neue Formen charakterisirt, beginnt bereits in Assam etwas seltener zu werden; die Kokos- und Dattelpalme bilden hier keine ausgedehnten Gruppen mehr, sie werden sogar nur selten gepflanzt; die Betelnuß ist häufiger. Auch die großen indischen Feigenbäume, an denen durch ihre herabhängenden Luftwurzeln zahlreiche neue Stämme sich bilden (die ficus religiosa), findet man, besonders in der Nähe größerer Bauten, die mit dem Hindukultus des Liebesgottes Kama verbunden sind; Laubbäume haben aber stets eine gewisse Aehnlichkeit des Typus, die für das landschaftliche Bild im Allgemeinen, ungeachtet aller individuellen Verschiedenheiten, den Charakter weniger ändern, als man erwarten sollte. Unter den wesentlich neuen Formen Assams, für die Europa kein Analogon hat, ist besonders die Caryota urens, eine Art von Sagopalme, hervorzuheben. Ihre Krone reicht selten über 40 Fuß vom Boden; sie hat die Form eines Kohles, eines Bündels von riesigen Blättern, die in zarte Ausläufer sich theilen und garbenartig sich niederbeugen; den Nahrungsstoff erhält man durch Trocknen des körnerartigen Markes.

Die nicht kultivirten Flächen sind am häufigsten von niedrigem Unterholze bedeckt, bisweilen sind es meilenweit die Verästelungen einer einzigen Species von Calamus oder Bambus, welche den Dschangel bilden. Solche Formen sind etwa mit den Schilfrohrgruppen an einigen unserer Alpen-Seen zu vergleichen; aber nicht nur ihre Ausdehnung, auch die Dimensionen der einzelnen Pflanzen erscheinen in unerwarteter Form vergrößert. Dabei sind die einzelnen Rohre mit großer Regelmäßigkeit 1 bis 1½ Fuß von einander abstehend, der Boden ist ohne allen Unterwuchs und frei von abgefallenem Laube, weil dieses durch die Ueberschwemmungen während der Regenzeit immer wieder mit neuem Schlamme bedeckt wird. In den größeren Wäldern ist das Bild so verschieden als möglich von dem Charakter des Rohr-Dschangels, da der Boden so dicht mit Gras und Farren und Unterholz bedeckt ist, daß man die Riesenstämme des Waldes gewöhnlich nur von einem Hügel herab oder von dem Gipfel eines Baumes in ihrer vollen Größe beurtheilen kann.

Diese Wälder bieten auch noch ein anderes großes Interesse dadurch, daß sie den zahlreichen und sehr verschiedenen Thieren zum Aufenthalte dienen, von den größten herab bis zu den kleinsten; ein vortreffliches Terrain für zoologische Studien und zugleich das schönste Gebiet für große und reichlich belohnende Jagden. Die Jagd auf diese Raubthiere sowohl, als auf die Büffel, ist eine der anregendsten, die vorkommen kann; sie wird mit Hülfe der Elephanten ausgeführt, die eine Art von hohem Lehnstuhl tragen, auf dem auch viele Gewehre schußfertig aufgerüstet sind. In den meisten Fällen kann man bis zum Momente des Angriffes kaum beurtheilen, was sich zeigen wird. Man hört gewöhnlich nur ein kurzes fluchtartiges Geräusch, denn auch der Tiger entweicht immer lieber, als daß er angreift, und erst wenn er durch einen Graben oder zu festes Dickicht an schneller Flucht gehindert wird, kehrt er sich, wie auch der

Büffel, angreifend gegen den Elephanten und es ist mitunter keineswegs gleichgültig, welches die Erfolge des Schießens sind und wie die Ruhe des Elephanten den Jäger unterstützt. Es kommt besonders darauf an, daß der Elephant nicht zu aufgeregt sich zeige und dem Thiere keine Blößen zum Angriffe biete.

Unter den größeren Thieren, die hier vorkommen, sind besonders die wilden Elephanten zu nennen. Im Allgemeinen sind Elephanten in Indien jetzt selten geworden, da überdieß jeder Versuch einer Züchtung in Gefangenschaft bis jetzt ohne Erfolg geblieben ist. In Assam aber, besonders im nordöstlichen Theile, sind sie noch jetzt so häufig, daß sie mitunter selbst in die Ansiedelungen und Pflanzungen zerstörend einbrechen. Auch das Rhinoceros kommt bisweilen vor, aber nur in geringer Anzahl und niemals, wie die Elephanten, zu größeren Heerden vereinigt. Unter den rinderartigen Thieren trifft man einen schönen, kolossalen Büffel, Bos Arni und den Mitton, Bos gavaeus, der ohne Muskelhöcker und unserm Auerochsen sehr ähnlich ist. Von hirschartigen Thieren fällt der Cervus hippelaphus auf, nach dem Elennthiere das größte dieser Gruppe. In wunderbarem Kontraste mit diesem findet sich hier am Saume des Himalaya ein Zwerghirsch, der nur die Höhe von etwas über einen Fuß erreicht; von diesem hat auch das Männchen kein Geweih; ein ungewöhnlich zierliches Thierchen, das aber wegen seiner geringen Widerstandsfähigkeit gegen Raubthiere rasch ausgerottet wird, wo immer die Wälder gelichtet werden. — Besonders charakteristisch für Assam sowohl, als für Indien im Allgemeinen, ist das Auftreten des Tigers, der nebst einigen Leopardenarten sehr häufig vorkommt; seine Angriffe gehen gewöhnlich von sichern Hinterhalte aus. Viele Hausthiere, auch vereinzelte Feldbauer und Reisende, unterliegen ihm in größerer Zahl, als man erwarten sollte, dagegen haben größere Gruppen von Reisenden gewöhnlich einen Angriff nicht zu besorgen, wenn sie nicht selbst beginnen, den Tiger zu verfolgen.

Zur Vervollständigung des allgemeinen Bildes jeder uns fremden Region ist auch die Charakteristik ihrer meteorologischen Verhältnisse nicht weniger bezeichnend, als die Schilderung der landschaftlichen Formen; hier ist besonders die Regenmenge wichtig, wegen ihrer unmittelbaren Verbindung mit der Wassermasse des Stromes. Die Regenmenge erreicht hier eine auch für tropische Regionen mehr als mittlere Größe. In Europa beträgt sie gewöhnlich 20 bis 30 Zoll, in Assam erreicht dieselbe etwas über 80 englische Zoll, und dem ganzen Fuße des Himalaya entlang kann der Niederschlag etwas über 100 Zoll angenommen werden. Die Wassermenge im Brahmaputra ist daher, namentlich auch wegen der auf dem Himalaya schmelzenden Schneemassen, eine sehr bedeutende, und es war mir sehr wichtig, die Wassermenge durch direkte Messungen zu bestimmen. Das Verfahren dabei ist zwar ein sehr einfaches, aber bei der Messung eines so großen Flusses ist es immerhin nicht ohne Schwierigkeit, wenn man sie mit Zuverlässigkeit und Genauigkeit ausführen will. Um die Wassermenge eines Flusses zu bestimmen, mißt man zuerst die Breite; dann werden Sondirungen gemacht; die Fläche des Durchschnitts wird berechnet aus den Tiefenmessungen und ihren Entfernungen unter sich; nachdem die Geschwindigkeit an verschiedenen Stellen bestimmt ist, wird der mittlere Werth derselben mit dem Durchschnitte multiplicirt. Der daraus berechnete Kubikinhalt gibt dann die Wassermenge auf einen Zeittheil, z. B. eine Sekunde, bezogen. Die Fehler bei einer solchen Berechnung sind um so geringer, je gleichmäßiger die Tiefe und die Geschwindigkeit des Flusses ist. An seichten Stellen, wo die Strömung sehr ungleich modificirt erscheint, wird überhaupt nur ein weniger genaues Resultat zu erreichen sein. An der Stelle, in der Nähe von Gohatti, wo ich die Wassermenge bestimmte, um eine möglichst enge, aber gleichförmig tiefe Stelle des Flusses benutzen zu können, war die Breite des Flusses 4951 engl. Fuß (5280 Fuß sind eine englische Meile) und die Tiefe in den mittleren Theilen betrug zwischen 53 und 54 engl. Fuß. Die Geschwindigkeit ist geringer, als man vielleicht für einen Strom von solcher Größe erwarten möchte, sie beträgt an dieser Stelle nur zwei bis drei Meter in der Sekunde. Aber dieser Fluß hat hier, wo die Messung gemacht wurde, nur eine Höhe von 120 Fuß über dem Meere und sein ganzes Gefälle ist hier in seinem mittlern Theile bereits sehr gering. Die resultirende Wassermenge war für die Zeit des niedern Wasserstandes 3,182,000 Kubikfuß in der Sekunde und bei hohem Wasserstande 8,947,000 Kubikfuß in der Sekunde. Wie bereits erwähnt, ist unter solchen Umständen an eine Brücke über den Brahmaputra nie zu denken gewesen und jetzt noch wird die Ueberfahrt nur in Booten ausgeführt. Dadurch wird er oft in sehr unerwarteter Form belebt. Was solche Scenen ganz besonders von europäischen unterscheidet, ist dies, daß gewöhnlich Elephanten zu einem größern Transporte gehören, die dann immer schwimmend die Boote begleiten und selbst Stromschnellen in regelmäßiger Bewegung durchziehen. Gefährlich für die Mahauts, welche auf dem Rücken der Elephanten als Führer sich befinden, bleibt aber, daß die Thiere gerne ganz untertauchen und die Führer vielfach die größten Schwierigkeiten haben, solches zu verhindern und die Thiere in der gehörigen Ruhe zu halten; die Gefahr ist um so größer, weil gewöhnlich Alle es nachahmen wollen, wenn der eine oder andere Elephant zu tauchen begonnen hat.

Die Temperaturverhältnisse des Landes werden mit besonders dadurch in unerwarteter Weise gestaltet, daß diese Region an der nördlichen Grenze der tropischen Länder liegt. Die Differenz der höchsten und niedersten Temperaturen ist bedeutender, als die geringe Entfernung vom Meere es zunächst erwarten ließ; dessen ungeachtet nimmt Assam nicht mehr an jener heißen Jahreszeit Indiens Theil, die mit unserm Frühling zusammenfällt. In anderen Provinzen von einer mehr kontinentalen Lage, z. B. in Hindostan, kommt dagegen die heiße trockene Jahreszeit noch in einer bedeutend größern nördlichen Breite vor.

In Assam ist die mittlere Jahrestemperatur 23,7° C.; zum Vergleiche sei erwähnt, daß sie im centralen Deutschland nur 9 bis 11° C. erreicht. In unserer Winterszeit ist Assam verhältnißmäßig kühl und für die Europäer ganz angenehm. Die mittlere Temperatur der Wintermonate December, Januar, Februar beträgt 16° C., im Frühling steigt sie auf 21°, im Sommer auf 28, im Herbst geht sie auf 21° C. zurück. Es ist für Assam eigenthümlich, daß die Regenzeit schon im März beginnt, während dies im übrigen Indien erst gegen Juni der Fall ist. Dies ist auch die Ursache, daß die Monate der wärmeren Jahreszeit hier bereits wieder die Monate unseres Sommers sind.

Ganz besonders ist auch der Nebelmassen zu erwähnen. Wenn lange andauernd, werden sie oft dem Gesundheitszustande sehr gefährlich; für die weniger durch Kleidung geschützten Eingeborenen bilden sie die Veranlassung zu heftigen, selbst epidemisch auftretenden Erkrankungen; für die Europäer ist wegen des Fiebers die gefährlichste Periode jene des ersten Trocknens nach den Ueberschwemmungen der Regenzeit.

Die Nebel, welche nicht selten dicht wie lokal gebannte Wolken den Lauf des Flusses bezeichnen, vermindern auch den Charakter der landschaftlichen Bilder in ganz eigenthümlicher Weise.

Auch hier begegnen wir wieder dem Einflusse der gewaltigen Fluth, welche für den Eingeborenen den Strom zum „Sohne des Brahma", für den Naturforscher ganz Assam zum Ufergebilde des Brahmaputra macht.

Kulturgeographische Erläuterungen zur Karte von Nordwest-Afrika.*)

Von **Karl Andree.**

I.

Wir legen dieser Nummer ein Kartenblatt aus Meyer's Handatlas bei, das in sehr klarer und übersichtlicher Weise den nordwestlichen Theil des „schwarzen Erdtheils" zur Anschauung bringt. Auf derselben sind die Reisewege verzeichnet, auf welchen kühne Entdecker seit Anbeginn unseres Jahrhunderts in die verschiedenen Regionen eindrangen und nach und nach den Schleier hoben, unter dem so viele Geheimnisse verborgen lagen.

Ein Blick auf eine Gesammtkarte von Afrika zeigt sofort, daß dasselbe zu drei Viertheilen den tropischen Zonen angehört. Der ganze Erdtheil ist ungegliedert, von der übrigen Welt gleichsam insularisch abgesondert, und hat nur sehr einfache, nirgends tief einschneidende Küstenlinien. Diese bilden den schärfsten Gegensatz zu der reichen Mannigfaltigkeit des überall eingezackten Europa's, oder Nordamerika's und Hinterindiens. Auch liegen vor den Gestaden des Kontinentes nur wenige Inseln und gar keine Eilandfluren von einer solchen natürlichen Beschaffenheit, daß auf denselben sich ein Kulturleben hätte entwickeln können, selbst wenn sie im Besitze von Menschen gewesen wären, welche höher begabt sind als die Neger. Diese haben nie Seetüchtigkeit und Seebegabung gezeigt, sich ins weite, offene Weltmeer gar nicht hinausgewagt und sind immer nur, obendrein auf sehr kurze Strecken, an den Küsten hingekrochen.

Afrika liegt da, wie ein gewaltiger Rumpf ohne Arme, in welchem kein den Leib vielfach durchziehendes Geäder pulsirt. Der Kontinent hat nur einige wenige, weit auseinander liegende, Ströme von Bedeutung. Zwar der Nil hat eine Länge von mehr als 30 Breitengraden, aber er fließt am Ostrande des Erdtheils, zumeist durch das Gebiet wilder Völkerschaften und durch Wüsten; erst in seinem untersten Laufe berührt er Aegypten, das aber seit Anbeginn der Geschichte weit mehr mit Asien, als mit Afrika in Berührung stand. Der so lange sagenreiche Niger, dessen Mündungen wir erst seit etwa 30 Jahren kennen, eröffnet auf seinem langen Bogenlaufe von Nordwest nach Südost allerdings einen im Allgemeinen nicht unbequemen Zugang ins Innere und kann in dieser Beziehung den Vergleich mit großen Strömen anderer Erdtheile aushalten. Der Senegal und Gambia, sodann die übrigen Ströme, welche von Guinea aus, bis hinab zur Nigermündung, in den Atlantischen Ocean fallen, reichen verhältnißmäßig nicht tief landein; sie entspringen zumeist auf dem Küstengebirge, welches fast parallel mit dem Gestade und unweit von demselben sich erhebt.

Ueber die Ströme im Süden des Aequators haben wir auch heute noch sehr dürftige Kunde; das gilt vom Ogobai, vom Zaire-Congo, von dem erst vor wenigen Jahren entdeckten Okavango und selbst von dem Sambesi auf der Ostseite. Denn Livingstone's Angaben über den vermeintlichen obern Lauf dieses Stromes und dessen Geäder müssen, so lange sie nicht von anderen Forschungsreisenden bestätigt und beglaubigt werden, für eben so unsicher gehalten werden, wie Speke's Behauptungen in Betreff der Nilquelle.

Von den Strömen in der Kapregion ist kein einziger für die Schifffahrt zu benutzen, und von jenen im Nordosten wissen wir etwas Zuverlässiges nicht einmal über die Mündungsgebiete. Die Gewässer sind zumeist durch Gebirge oder Wüsten von einander geschieden, denn auch die Binnenseen finden wir weit zerstreut ohne irgend welchen Zusammenhang, und an den meisten derselben hausen Völker, welche auf einer noch tiefern Stufe der Barbarei rückständig geblieben sind, als andere Neger.

Afrika ist überhaupt einförmig, trotz der schroffen Gegensätze seiner Bodengestaltungen; es fehlen ihm die vermittelnden Uebergänge, es mangelt an organischem, gegliederten Zusammenhange. Nicht mit Unrecht ist einmal gesagt worden, daß auch der specifisch-afrikanische Mensch den „Charakter der Unbändigkeit" trage und daneben sich in jener tiefen Ohnmacht befinde, welche die Sklaverei für ihn gleichsam zum Lebensbedürfniß macht, während er sich zugleich einer völligen Zügellosigkeit und einer Ungebundenheit hingibt, die ihn zum Kannibalismus treibt. Nie und nirgends verstand er es, sich von den äußeren Naturgewalten unabhängig zu machen; zu einer solchen Emancipation hat er nicht einmal den Anlauf genommen, sondern er ist, als ein ganz und gar unhistorisches Geschöpf, entweder in der bloßen Wildheit haften geblieben, oder doch, im besten Falle, nicht über eine mehr oder weniger raffinirte Barbarei hinausgekommen. Auch ist ihm das Moment der Arbeit, des schaffenden, stätigen, andauernden und berechnenden Fleißes, ohne welchen keine Civilisation, geschweige denn eine Kultur, gedacht werden kann, von Hause aus fremd geblieben. Der Neger denkt auch nicht, wenigstens nicht so wie wir, und Burton hat ihn als ein mit aller Logik in ewigem Widerstreit lebendes Wesen bezeichnet.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die physikalische Beschaffenheit eines Landes oder eines ganzen Erdtheiles einen mächtigen Einfluß auf das ganze Wesen und Leben der sie bewohnenden Völker übt. Eine solche Abhängigkeit ergibt sich von selbst. Aber der active Mensch ringt mit den Naturgewalten und strebt unablässig, sie in seinen Dienst zu zwingen. Das Leben der Völker und ihre Geschichte wird jedoch nicht allein durch örtliche Ursachen bedingt, denn der Einfluß derselben ist immerhin ein mehr oder weniger eingeschränkter, je nachdem der Mensch mit ihm umzugehen weiß.

*) Meyer's neuester Hand-Atlas in 100 Karten à 3¾ Sgr. Hildburghausen, Bibliographisches Institut. 1861—64.

In Aegypten zum Beispiel ist die Natur noch genau dieselbe, wie in den Tagen der Pharaonen, und doch wie ganz anders sind heute die Menschen in jenem Lande, wie rückständig in Bezug ihrer Kulturstufe gegenüber den Zeiten des Alterthums! Und in welcher Lage sehen wir gegenwärtig die Euphratländer, in denen sich einst Städte erhoben, wie Babylon und Ninive? Es ist klar; die *anthropologische Anlage*, die *Rassenbegabung*, gibt in Bezug auf Rückständigkeit oder Entwickelung weit mehr den Ausschlag, als die physikalische Beschaffenheit eines Landes. So wird z. B. ein Volk, welches von Hause aus an ein Steppenleben gewöhnt war, einen Hang dazu behalten; der Magyar ist lieber Reiter, als Ackerbauer oder Schiffer, und der naturwüchsige Türke wird kein Seefahrer.

Unser Kartenblatt umfaßt einen Theil Afrika's im Westen einer Linie, die an der großen Syrte nach Süden hin bis zum 5.° n. B. reicht. Dieser über etwa 30 Längengrade ausgedehnte Raum nimmt mehr als den vierten Theil des großen Kontinentes ein. Er hat im Norden das völkerverbindende Mittelmeer, im Osten setzt sich die Wüste fort, welche am Atlantischen Ocean beginnt und, an einigen Stellen unterbrochen, bis zum Rothen Meere reicht. Im Süden der Wüste finden wir eine Anzahl von Reichen, theils mohammedanische, theils heidnische; wir können sie aber nicht als *Staaten* in unserm europäischen Sinne bezeichnen. Dieses Innere ist überall *afrikanisch* geblieben, während an der ganzen atlantischen Küste vom Senegal bis zum Niger europäische Handels-Einflüsse sich geltend machen. Die Faktoreien der weißen Menschen hängen gleichsam wie Blutigel am Westrande des schwarzen Erdtheils.

Civilisation ist durch sie nicht zu den wollhaarigen Aethiopen gebracht worden, denn auch die Bemühungen der christlichen Missionäre haben nur sehr vereinzelte, sehr geringe Erfolge gehabt, deren Nachhaltigkeit ohnehin aus gewichtigen Gründen bezweifelt wird. Dagegen hat der *Islam* reißende Fortschritte gemacht und der größte Theil Westafrika's bildet eine Domäne, welche ihm jetzt und für alle Zukunft sicher bleibt. Wo er die Herrschaft gewinnt, setzt er an die Stelle des Fetischdienstes den leicht faßbaren Begriff seines einen und einheitlichen Allah. Gott ist Gott, und Mohammed ist der Prophet. Diesen einfachen Satz begreift der Neger weit leichter, als die Dreieinigkeit und die Dogmen, welche das Christenthum aufstellt. Diesem widerstrebt der ächte Afrikaner auch deshalb, weil es ihm die Polygamie verbietet, während der Islam dieselbe erlaubt. Richtig bleibt, daß auch die mohammedanischen Völker Afrika's, namentlich im Süden des Atlas, mehr oder weniger Barbaren sind, aber gegenüber dem vielfach grauenhaften und bluttriefenden Fetischdienste muß der Mohammedanismus als ein Fortschritt und als ein Segen für die Negervölker betrachtet werden.

Am Ostrande Afrika's reicht der Islam schon seit langer Zeit bis über den Aequator hinaus; nach Westen hin herrscht er von den Gestaden des Rothen Meeres bis zum Atlantischen Ocean, gen Süden und Südosten hat er vom untern Senegal und vom obern Niger bis zum Tsad See und jetzt auch schon bis über den Benuë hinaus sich in entscheidender Weise geltend gemacht und er rückt unablässig und unaufhaltsam weiter vor. Das Vordrängen der Fulbe, welche im Lauf eines halben Jahrhunderts drei große mohammedanische Reiche gründeten und sich den größten Theil des Nigergebietes unterwarfen, kann zeigen, wie geringen Widerstand der Fetischneger den allemal von Arabern angetriebenen Bekennern des arabischen Propheten entgegen zu setzen vermag. Am obern Niger sind die kleinen Negerstaaten, welche bis jetzt noch ihre Unabhängigkeit behaupten, immer mehr ins Gedränge gerathen, und wir dürfen mit Sicherheit annehmen, daß auch sie im Fortgange der Zeit von den Wogen des Mohammedanismus überfluthet werden. Aber in das Küstenland von Guinea und in dessen Binnenregion sind diese noch nicht eingedrungen, über das sogenannte Kong-Gebirge nicht hinübergekommen. Darum finden wir vom Grünen Vorgebirge bis zur Biafra-Bucht beinahe noch unangetastet die ächte, urwüchsige Negerbarbarei, welche sich in den heidnischen Staaten Aschanti und Dahome zu dem aufgegipfelt hat, was sie an Staatenbildung zu leisten vermag. Diese Reiche bilden ein Nebenstück zu jenen im Westen des Nyanza-See's, welche wir jüngst näher kennen gelernt haben: zu Karagueh, Uganda und Unyoro. Die Willkür mohammedanischer Sultane findet eine gewisse Schranke in den Vorschriften des Koran, jene der heidnischen Herrscher nur in der Furcht vor dem Fetisch, der aber eben so unlogisch gedacht wird, wie der Neger selber ist. Dem Temperamente des letztern fehlt es an Uebergängen, an jedem innern Zusammenhange; er ist unberechenbar.

Das innere Afrika hat die mohammedanische Gesittung von Norden her bekommen. Dieser *Nordrand* ist, mit Hinzurechnung Aegyptens und in bedingter Weise auch Abessiniens, von Anbeginn der Geschichte bis zur Gründung europäischer Kolonien im äußersten Süden, nämlich im Kaplande, die *einzige Kulturregion* Afrika's geblieben. Dort allein sind Staaten im wirklichen Sinne des Wortes gegründet worden. Dieses afrikanische Küstenland am Mittelländischen Meere bildet gleichsam eine Ergänzung der südeuropäischen Gestadeländer, mit denen es seit Anbeginn der Geschichte und bis auf den heutigen Tag in ununterbrochenen Berührungen und Verflechtungen gestanden hat. Es wird sich denselben niemals entziehen können; auch wenn es sie abweisen wollte, würden sie wieder und immer wieder sich ihm aufzwingen. Von der syrischen Küste kamen schon früh Phönicier des Handels wegen; Karthago war mächtig, Kyrene eine der herrlichsten Kolonien der Griechen; von der römischen Macht geben noch heute unzählige Ueberbleibsel ein glänzendes Zeugniß, und ihr Erbe ist von den byzantinischen Kaisern angetreten worden. Auch germanische Leute, Vandalen, saßen fast ein Jahrhundert lang in diesem Nordafrika; aber von ihnen ist nichts übrig geblieben; sie bildeten auf diesem Schauplatz lediglich eine kurze, geschichtliche Episode.

Desto tiefer griffen die *Araber* ein; sie haben ihr Gepräge dem Lande weit und breit aufgedrückt, und ihre Nomadenstämme und Scheichs sind, überall auch in der Wüste verbreitet, bis an den Niger vorgedrungen. In den Regionen zwischen Atlas und Mittelmeer, wo einst der christliche Glaube so fest bewurzelt schien und wo er so viele gelehrte und eifrige Vertheidiger fand, ist er wie von einem Wirbelsturme gleichsam hinweggefegt worden, und nur kümmerliche, vereinzelte Reste sind von ihm übrig geblieben. Die Moschee trat an die Stelle der Kirche, das Kreuz mußte dem Halbmond erliegen. Erst in unseren Tagen, seitdem die Franzosen Algerien besitzen, haben die Christen, so weit ihr Einfluß und ihre Waffen reichen, sich wieder Gleichberechtigung erworben. Jahrhunderte lang waren alle ihre Bemühungen, auf diesem alten Kulturboden wieder festen Fuß zu gewinnen, vergeblich; selbst ein Kaiser wie Karl V. konnte dauernde Erfolge nicht erringen, und bis in unser Jahrhundert hinein waren die auf Seeraub gegründeten Barbareskenstaaten, welchen auch die größten Seemächte Tribut zahlten, ein Schrecken für alle Kauffahrer.

In Nordafrika haben also morgenländische und abendländische Kulturvölker Niederlassungen gegründet und eine große geschichtliche Rolle gespielt; dort hatte der orientalische

wie der europäische Polytheismus seine Altäre, und dem Evangelium ist dann der Koran gefolgt. Der Araber bezeichnet die Region westlich von Aegypten, also die Landschaften, welche von den Römern als Afrika im engern Sinne, (d. h. das Küstenland bis zur numidischen Grenze), Numidien und Mauretanien benannt wurden, als das Maghreb, den Westen, oder auch als El Gharb. Es zerfällt für ihn in die drei Regionen: Maghreb el aksa, diesen äußersten Westen, welcher über die Säulen des Herkules hinaus bis zum Kap Nun am atlantischen Gestade reicht; in das Maghreb el awsath, das mittlere; und in Afrikyah, dessen Ostgrenze Aegypten bildet. So reicht das erstere vom Ocean, dem „Gürtelmeer", bis Tlemsen im heutigen Algerien, und von Sebta (Ceuta) bis zum Ende der Gebirgsausläufer im Westen, während das zweite bei dem heutigen Oran beginnt und bis Budschia, und das dritte, die östliche Zone, bis Barka sich erstreckt und dann ins Land Mesr, Aegypten, übergeht.

Im Norden dieser Region brandet das „Meer von Damaskus oder von Rûm", denn so bezeichnen die Araber das Mittelmeer; im Süden steigt der Atlas empor, das „vom Meer umflossene Gebirge", denn auch im Süden hat er ein Meer, den Sandocean, welcher ihn vom Sudan scheidet. Nach Osten hin scheint Mesr (Aegypten) gleichsam nach Asien flüchten zu wollen und von Afrika sich abzukehren. Diese lange Kette des Atlasgebirges streckt kein Glied weit ins Innere des Erdtheils hinein, steht lediglich als Randgebirge da und bildet gleichsam eine Insel. Nordafrika, der Theil, ist so isolirt wie der Kontinent, das Ganze.

Das Mittelmeer, so wird allgemein angenommen, sei einst ein geschlossenes Becken gewesen. Dann fiel die mächtige Scheidewand und das Binnenwasser trat in Verbindung mit dem Okeanos. Die große That geschah, der Sage zufolge, durch Herakles, und der Mythos ging auch in die Bücher der Araber über. Der Heros war ein phönicischer Schiffer.

Den Hellenen ist Afrika nur sehr unvollkommen bekannt geworden, und über das Innere hatten sie zumeist nur nebelhafte Kunde. Vom Meeresstrand aus sahen sie den Daran, d. h. Atlas, welchen sie in mehrere Theile zerlegten. Die Römer kamen nach Süden hin bis über diesen Atlas hinaus, aber in das westliche Mauretanien, an die atlantische Küste, sind sie erst in den Tagen des Kaisers Claudius eingedrungen.

Die europäischen Eroberer kamen von Norden her über See in das Maghreb, die Araber dagegen zu Lande von Osten. Sie blieben nicht in den Verzweigungen des Atlas haften, sondern drangen, ihrer Volksanlage gemäß, in die Weite, von einer Oase des Dattellandes bis zur andern, in das Herz der Wüste hinein. Die alten Karawanenwege, welchen sie folgten, wurden zugleich Straßen für die Verbreitung des Islam, und in Folge derselben gestaltete sich im Maghreb das Leben und Treiben weit rühriger und belebter, als es je zuvor gewesen. Zwar sanken viele Städte, die alte römische und griechische Kultur verschwand, und wir finden im Sahel, der Zone, welche hinter den Meeresufern emporsteigt, noch Ruinen auf Ruinen, Schädelstätten, auf welchen die Trümmer mehrerer nach einander folgender Civilisationen bei und über einander liegen. Hinter ihnen erhebt sich dann der Atlas, gleichsam als eine Mauer für dieses große geschichtliche Knochenhaus.

Der östliche Theil des Maghreb erscheint plateauartig und vom Atlas abgesondert. Im Uebrigen theilt sich Nordafrika, nach seiner Bodenbeschaffenheit in drei Streifen oder Gürtel: in den Gestaderand, Sahel; den Atlas, Daran, und in das von letzterm nach Süden hin abfallende Belad el Dscherid, das Land der Datteln. Der erstere ist die Abdachung zum Mittelmeer; der Westen wird vom „Gürtelmeer", dem „Oceane der Finsterniß", bespült; im Süden dehnt sich der Sandocean aus.

Nach der Wüste hin und in ihr wogen die Völkerstämme auf und ab, gleich den Sandwellen. Dann und wann sieht man alte Burgen, in denen jetzt irgend ein Scheich haust; von den Städten auf den Bergplateau's sind viele zerfallen, aber manche haben sich erhalten und mehr oder weniger ihre alte Bedeutung bewahrt. So Marrákasch (Marokko), das einst Jussuf, Taschafin's Sohn, in einer öden Ebene erbauete. Fês, „die Stadt des Spatens" und nach Osten hin die durch Frankreichs Bemühungen neu belebten Plätze: Tlemsen, das vom ersten Fatimiden gebauete Medeah; das schon aus Jugurtha's Zeit berühmte Konstantine, und Biskra, wo allezeit das berberische Element vorgeherrscht hat.

Aber die eigentliche Regsamkeit des Lebens ist nicht in der Region, in welcher diese Städte sich erheben, sondern im Sahel, im Ber el Udwah, dem Passagelande. Dieses Gestade des Mittelmeeres finden wir auch heute noch mit wichtigen Ortschaften gleichsam eingesäumt. Im Westen, an der Straße von Gibraltar, blickt Tanger (sprich Tandschehr, Tandscha) zugleich nach dem Meere von Rûm und dem Gürtelmeer; dann folgt Waran, das heutige Oran; weiter östlich Dschesaïr beni Mesghennân, die Burg des rothbärtigen Chairreddin, das alte Korsarennest Algier, eine auf römische Ruinen gleichsam aufgepfropfte berberische Stadt. In ihr fanden viele, durch den Fanatismus der Christen aus Spanien vertriebene Morisken eine Zufluchtstätte, und nach ihnen sind Türken gekommen. Weiter gen Osten hin, noch in Algerien, finden wir Bona (Ennaba), und neben dem Vorsprunge, welcher weit ins Meer hinausreicht und Sicilien gleichsam begrüßt, Tunis, unweit von den Ruinen Karthago's, der Stadt der Phönikerin Dido, des Hannibal und des Vandalen Geiserich. Hier macht in unseren Tagen ein mohammedanischer Fürst den eigenthümlichen Versuch, sein Land nach abendländischen Verfassungsformen zu regieren (Globus I, 278). Als letzter Knoten in der langen Reihe dieser Seestädte finden wir „das westliche" Tripoli, welches für Forschungsreisende und Karawanen eine Haupteingangspforte nach dem mittlern Sudan bildet.

Dieses Maghreb ist, wie schon angedeutet wurde, durch Lage und Bodenbeschaffenheit isolirt und hat auch mit Aegypten keinen Zusammenhang. Ihm fehlt ein großer Strom, eine Lebensader, gleich dem Nil. Regsamkeit von Außen her konnte nur vom Mittelmeer eindringen. Nur dort allein fand eine Berührung mit Kulturvölkern statt; von dort her kam auch Beweglichkeit, oder doch wenigstens ein Anstoß zu den Völkern im Küstenland und im Gebirge; nur hier finden wir ein historisches Treiben im „höhern" Sinne. Von den phönikischen Tyriern bis auf die Franzosen sind, wie wir schon betonten, alle Kolonisten oder Eroberer, mit alleiniger Ausnahme der Araber, vom Norden her ins Maghreb gedrungen.

Als Gezimmer, Fachwerk und Rückgrat des Maghreb steht der Atlas da; er bildet den starren Gegensatz zu dem flüssigen Elemente, und an der Schranke, welche er aufthürmt, ist eine geschichtliche Welle nach der andern abgeprallt. Ohne ihn wäre in diesem Passagelande kein Volk bodenständig geblieben; aus seiner ganzen orographischen Beschaffenheit erklärt es sich leicht, daß die alten Urbewohner sich in ihm dauernd halten und bis auf den heutigen Tag fest bewurzelt bleiben konnten. Vom Meere her drangen die Fremden ein; sie wurden Herren im Sahel, aber nicht im Atlas oder im Sü-

den desselben, wo sie nur vereinzelte Punkte zeitweilig unterwarfen. Schon das Alterthum war sich dieser Gegensätze bewußt. Die Sage erzählt, daß Herakles an Nordafrika's Gestade landete und mit Antäus, dem Sohne des Atlas, kämpfte. Der Heros, welcher vom Meere her kam, bedeutet die Thätigkeit, das active Element, die Beweglichkeit; Antäus dagegen erscheint als das Symbol des Unbeweglichen, des starr am Boden Haftenden, der Stätigkeit der Urbewohner; er stützt sich auf das unerschütterliche Gebirge, und aus diesem zieht er neue Kraft.

Dieser Gegensatz wird sich nie verlieren und kaum jemals bedeutend abschwächen, weil er aus der unabänderlichen Beschaffenheit des Landes selbst entspringt. Während das Mittelmeer durchaus europäisch geworden ist, bleibt der Atlas nach wie vor urafrikanisch. Man sieht, wie der Geschichte ihre Bahnen mit einer gewissen Nothwendigkeit vorgezeichnet worden sind. Daß dem Maghreb große Flüsse als bequeme Verkehrswege abgehen und die Binnenschifffahrt ihm völlig mangelt, wissen wir; dem massigen Leibe fehlen mannigfaltig durch einander laufende Adern. Erst im Fortgange der Zeit kann sich herausstellen, wie die neuen Verkehrsmittel einwirken. Einen theilweise modificirenden Einfluß werden sie allerdings erzwingen können; aber die Beschaffenheit des Landes zu verändern, dem Volke die Racеneigenthümlichkeit zu nehmen, das vermögen sie nicht. Man wird auch künftig die fließenden Gewässer nur einseitig benutzen, wie schon in den ältesten Tagen, nämlich zum Bewässern der Felder und Gärten; die Flüsse im Maghreb und im Atlas sind allesammt nur eng und von kurzem Laufe; die Natur selber hat also die Bedingungen verweigert, unter welchen ein mannigfach gegliedertes, reiches oder großartiges Volksleben sich hätte bilden können. Diese vom Atlas herabkommenden Gewässer verbinden diesen nicht mit dem Meere, weil sie nicht schiffbar sind. In der ganzen Bodengestaltung ist kein rechter Uebergang, kein lebendiger Zusammenhang, keine Harmonie; auch das Völkerleben war immer, gleich dem Boden selber, zerklüftet und zerrissen.

In einem solchen Lande konnten sich keine großen, weithin ins Innere wirkenden Mittelpunkte bilden, um welche sich Gruppen herumlagerten, denen von einem solchen Centrum aus die anregenden Einflüsse gekommen wären. Selbst Karthago war in den Tagen seiner höchsten Macht lediglich eine große Stadt, deren Herrschaft keine 10 Meilen weit ins Land reichte. Es nahm die afrikanischen Barbaren in Sold und focht unter ihrer Beihülfe seine Kriege aus, aber die Stämme des innern Landes blieben unabhängig. Das Maghreb hat nie große, gegliederte und belebte Völkerindividualitäten gekannt, hat es nie zum Schaffen selbstständiger geistiger Brennpunkte gebracht, alle Kultur ist dort aufgelagert und nur ein Reflex von Außen gewesen. Die Urbewohner sind an derselben fast unbetheiligt geblieben; nur allein der Islam ist ihnen in Mark und Bein gedrungen.

Der Zerklüftung und Einseitigkeit der Bodengestaltung entsprechend, finden wir immer nur Stämme, keine Völker in unserm europäischen Sinne. Bei den Libyern, das heißt dem Complex ureingeborener Völkerschaften, welche wir jetzt als Berbern bezeichnen und die auch das Alterthum (schon Herodot) scharf von den Aethiopen, den afrikanischen Negern, unterschied, hat der Stamm immer eine unendlich höhere Bedeutung gehabt als das Volk, für welches ihnen der Begriff in unserm Sinne fehlt. Deshalb haben sie auch keine eigentliche Staatenbildung bei sich gehabt, obwohl sie ephemere Königreiche und hervorragende Herrscher, wie den Jugurtha, besaßen. Wir müssen diese Libyer als bodenständige Ursassen des Landes, als Autochthonen betrachten. Die alten Griechen kannten keine Abstammung der Menschen von einem Paare, denn die mosaischen Bücher waren ihnen fremd; sie gingen natürlicher und logischer zu Werke als die Semiten, indem sie den Begriff der Autochthonie vorherrschen ließen. Wir gehen auf eine Schilderung der verschiedenen Berberstämme des Alterthums nicht ein, wollen aber hervorheben, daß Herodot die Libyer ganz richtig in zwei Gruppen scheidet; in die nomadisirenden und die ansässigen. Diese Theilung erklärt sich einfach aus der Bodenverschiedenheit; im Westen finden wir vorwaltend Gebirgsland, nach Osten hin Ebenen und weiten Horizont; aber bei allen Libyern zeigte sich schon in den Tagen des Vaters der Geschichte ganz derselbe Hang zum Landleben und zur Viehzucht wie heute. Bevor die Fremden in diese Regionen einbrachen, hatten die libyschen Stämme, oder wenn man will, Völker, das weite Gebiet zwischen dem Mittelmeer, Aegypten, der Sahara und dem Ocean inne. In den Oasen der Wüste wohnte ursprünglich eine schwarze Bevölkerung, welche nach und nach den Berbern und Arabern entweder völlig weichen mußte oder in Hörigkeit gerieth, gleich den Aratinern in Wargbla, die wir neulich, nach Colomieu, im Globus geschildert haben.

Schon weiter oben sagten wir, daß Tripolis ein Haupteingangsthor nach dem centralen Sudân bilde; wir werden die von dem Gestade der Syrten auslaufenden Karawanenwege bei unserer Schilderung der Wüste verfolgen. Die „Regentschaft" umfaßt, abgesehen vom Gebiete der Hauptstadt, nach Osten hin die Hochebene von Barka und gen Süden die wichtigen Oasen Ghadâmes und Fessân. Tripolitanien, bis vor etwa einem Vierteljahrhundert im erblichen Besitz einer arabischen Herrscherfamilie, der Karamanli, steht nun unmittelbar unter dem frühern Oberlehnsherrn, dem Sultan der Osmanen, aber Englands Einfluß waltet ganz entschieden vor. Die ehemaligen Barbareskenländer des Maghreb sind längst nicht mehr furchtbar. Europa hat bei ihnen, mit alleiniger Ausnahme Marokko's, ein entschiedenes Uebergewicht. Die Forschungsreisenden unserer Tage brauchen nicht mit solchen Schwierigkeiten und Gefahren zu kämpfen, wie jene der frühern Zeit; während die letzteren dem Fanatismus der Mohammedaner gegenüber gleichsam vogelfrei waren, arbeiten die ersteren ungefährdet und unter dem Schutze der Regierungen. So wird es möglich, daß die Wissenschaft eine reiche Ausbeute gewinnt und helle Schlaglichter auf bisher dunkle Partien des nordafrikanischen Alterthums wirft. In Algerien bethätigen in dieser Beziehung die Franzosen einen Eifer, welcher des höchsten Lobes würdig ist.

Aber auch Tunesien erscheint zugängig und belohnt die Mühe der Forscher in reichem Maße. In diesem Gebiete lag Karthago. Nachdem die Herrschaft dieser Stadt gebrochen war, geboten in demselben Jahrhunderte lang die Römer, aus deren Zeit noch unzählige, zum Theil höchst interessante Ruinen vorhanden sind. Unter diesen haben die Trümmer der alten punischen Stadt Thugga eine große Bedeutung gewonnen. Neben denselben steht heute das etwa 30 Stunden in südwestlicher Richtung von Tunis entfernte Dorf Dugga. Schon frühere Reisende hatten in den Ruinen Denkmäler gesehen, deren Schriftzeichen ihnen unbekannt waren, und auf einem schöngebauten Grabmale fanden sie eine zweisprachige Inschrift. Die Schriftzüge der einen Tafel waren die bekannten altphönicischen, jene auf der andern, welche auch sonst noch auf einzelnen Steinen in Thugga vorkam, hatte die unbekannten Schriftzeichen. Man hielt sie, und mit Recht, für libysch. Bei dieser zweisprachigen Inschrift von Thugga kam es dar-

auf an, zu ermitteln, ob jener Text dem daneben stehenden punischen entspreche, um die, übrigens vollkommen ausgemachte und gar nicht zu bezweifelnde Einerleiheit der alten eingeborenen Libyer mit den heutigen Berbern nachzuweisen. Ein vortrefflicher Archäolog, Victor Guerin, unternahm zu diesem Zweck eine Reise nach Tunesien, aber die Inschrift von Thugga war nicht mehr an Ort und Stelle. Im Jahre 1832 hatte dort Grenville Temple eine Abschrift von ihr genommen; späterhin war der Konsul Thomas Reade zu jenem Grabmal gegangen, hatte dasselbe zertrümmert und den Stein, welcher die Inschrift enthielt, nach London ins britische Museum schaffen lassen, wo er lange unbeachtet blieb. Die Entzifferung wird gelingen, weil wir in unseren Tagen mehr und mehr eingehende Kunde über die, wir können den Ausdruck schon wagen, libysche Sprache erhalten. In dieser Beziehung ist Hanoteau's Versuch über die kabylische Grammatik (1858) bahnbrechend. Sie stellt den ganzen Organismus dieser Sprache dar und weist nach, daß sich gegenwärtig manche arabische Wörter in ihr befinden; aber diese beziehen sich nur auf mohammedanische Angelegenheiten, nämlich Religion und Rechtsverhältnisse. Davon abgesehen hat diese Sprache ihre Reinheit bewahrt und sie wird gewiß nicht viel von jener abweichen, welche die Karthager zur Zeit der Dido im libyschen Lande vernommen haben. Hanoteau schrieb auch eine Grammatik des Tamaschek, das heißt der Sprache, welche die Tuareks reden und die gleichfalls ganz und gar libysch ist. Wichtige Beiträge zur Kunde derselben verdanken wir auch unserm berühmten Landsmanne Heinrich Barth, und so lernen wir immer näher die Sprache der Urbewohner des Maghreb kennen, deren Ursprung und Verwandtschaft bisher nicht eingehend nachgewiesen werden konnte.

Guerin besuchte in Tunesien auch das Gebiet der Neffaua, eines Stammes, in welchem man die Nachkommen der alten Nasamonen zu erkennen meint. Er fand die Lage mehrerer alten Städte wieder auf. Unter den von ihm kopirten 568 Inschriften befinden sich, außer jener von Thugga, nicht weniger als 28 punische. In den Ruinen von Karthago hat der Engländer Davis Nachforschungen angestellt.

Algerien aber ist der eigentliche Brennpunkt, von welchem die Forschungen und Entdeckungsreisen vorzugsweise ausgehen. Wir haben im Globus den Bemühungen der Franzosen, mit den Stämmen der Sahara in engere Verbindung zu treten und vermittelst derselben den Handel aus dem innern Sudân nach Algerien zu lenken, die gebührende Aufmerksamkeit zugewandt. Sie sind in ganz methodischer Weise Schritt vor Schritt weiter gegangen. Renaud besuchte schon 1850 die sehr wichtige Oasengruppe Tuat; Berbrugger gelangte, in demselben Jahre, von Tunesien aus gen Südwesten nach Tuggurt, und Bonnemain 1856 nach Ghadâmes in Tripolitanien. Zwei Jahre später knüpfte Ismael Buderba im Auftrage der Regierung mit den Tuareks der Oase Ghat (R'hat) Verbindungen an und durchwanderte die Strecke von dort bis Warghla. Diese Reise wurde von großer Bedeutung, weil in Folge derselben die Tuareks, namentlich der mächtige Stamm der Asgher, für Frankreich gewonnen worden sind. Wir haben diese Verhältnisse schon früher im Globus geschildert und insbesondere auf Duveyrier's Reisen hingewiesen.

Die Herrschaft der Franzosen reicht nun schon in die Wüste hinein; ihnen gehören Tuggurt, El Aghuat und auch Warghla. Sie befreunden sich insbesondere mit den Tuareks, welche gleichsam die Frachtfahrer der Wüste sind und als solche bei jedem Aufschwunge des Handelsverkehrs nur Vortheil haben können. Sie graben artesische Brunnen und zaubern durch diese sprudelnden Quellen im „Lande des Durstes" grüne Oasen ins Leben; auch gewähren sie den Schwachen allzeit Schutz gegen den Uebermuth der Starken, und ihre überlegenen Waffen, zugleich mit der Gewalt, welche in der höhern Civilisation liegt, sichern ihnen die Herrschaft. Es gelang nach und nach, den Widerstand aller Völker und Stämme, auch in den Schluchten des Atlas, zu brechen, selbst die Kebaïls (gewöhnlich Kabylen geschrieben) im Dscherdscheragebirge, östlich von Algier, sind nun vollkommen bezwungen und gebändigt worden. Sie haben Blut, Sprache und Lebensweise der alten Libyer beinahe unverändert sich bewahrt und bilden, als Ursassen, einen scharfen Gegensatz zu den arabischen Leuten, die als Fremde ins Land kamen. Der Araber ist nicht arbeitsam und andauernde Beschäftigung verträgt er nicht; der Kabyle dagegen bestellt mit emsigem Fleiße seinen Acker, baut Getreide, Obst und Gemüse, ist auch ein sorgfältiger Bienenzüchter und treibt die einfachen Gewerbe des Schmiedes, Webers und Töpfers; ja er ist sogar, in einzelnen Fällen, ein Falschmünzer geworden. Der Araber schweift gern als Nomade umher, der kabylische Gebirgsbewohner liebt seine Hütte und ist in seinen Ansichten mehr republikanisch als patriarchalisch.

Algerien liegt kaum zwei Tagereisen von Europa entfernt und seine Hauptstadt ist nun zugleich europäisch und maghrebinisch; völlig unvermittelte Gegensätze stehen in buntester Mannigfaltigkeit da. Minaret und Moschee aus alten Tagen erheben sich in der Nähe einer christlichen Kirche; die Palme wogt in dem Winde, welcher die Rauchsäule der am Gestade ankernden Dampfer hinwegweht; man sieht französische Kasernen neben der Kasbah, der alten Burg der Dey's. Der arabische Bazar steht auf dem Forum der Römer, denn diese waren auch im alten Icosium Gebieter. Einige Theile der Stadt sind modern wie Paris, andere so maurisch, wie Fes oder Marokko. Die Korsarenbrigantinen haben friedlichen Kauffahrteischiffen Platz gemacht. Kein Christensklave schmachtet in der Gefangenschaft. Auch der Jude bewegt sich mit aller Freiheit, er ist vollkommen gleichgestellt, und der Maure darf sich nicht überheben. Der Einbruch des abendländischen Wesens hat in der alten Seeräuberstadt Alles gleichsam über den Haufen geworfen oder auf den Kopf gestellt; denn mohammedanische Frauen, allerdings mit verschleiertem Angesichte, fahren in einem Omnibus, auf dessen Dache der hebräische Stutzer, der Zuave, der Kabayle, der Matrose aus Hamburg, der Kaufmannsdiener aus Marseille Platz nehmen.

Im Hintergrunde der Stadt liegt das Sahel, der Gestadesaum mit seinen üppig grünen Fluren, auf welchen der Pflanzenwuchs Europa's jenem der südlichen Zone begegnet, wo die Banane neben dem Weißdorn steht, der Olivenbaum neben der Ulme, um welche das Geisblatt sich rankt. Hinter dem Sahel dehnt die Metidscha sich aus, eine Ebene von 20 deutschen Meilen Länge, die an zwei Stellen das Meer berührt. Sie erinnert vielfach an die römische Campagna, auch darin, daß sie an manchen Stellen einer von böser Luft durchschwängerten Einöde gleicht. Aber weiter landein steigt der Atlas empor, zu welchem einst (vor einem verheerenden Erdbeben) die Stadt Blidah mit ihren lieblichen Orangenhainen gleichsam den Vorhof bildete. Von diesem Punkt aus sind die europäischen Waffen zuerst in die Schluchten und Thäler des Gebirges getragen worden.

Die wahre Majestät des Atlas tritt erst im Maghreb el akfá hervor; Algerien wird von einem Theile des Gebirges

durchzogen, welches mit dem Mittelmeere gleichläufig läuft und gen Osten bis nach Tunesien hinein sich erstreckt. Die Kette des sogenannten „Kleinen Atlas“ läuft westsüdwestlich fast genau so wie das Gestade und sondert den Theil zwischen dem „Großen Atlas“ und dem Meer in zwei Halben. Von diesen bezeichnet man die südliche als Sahara von Algerien; sie ist eine Region wilder Bergschluchten, enger Pässe und grüner oder sandiger Hochflächen, auf welche Nomaden ihr Vieh treiben. Die andere Halbe, das Tell, liegt der Küste näher, wird von ackerbautreibenden Arabern bewohnt und liefert ergiebige Ernten. Nach Osten hin liegt das schon früher erwähnte Kabylien. Westlich von der Hauptstadt strömt in vielfach gewundenem Laufe der Schelif, und gegen Marokko hin bildet der Mulwiah einen großen Theil der Gränze Algeriens, das auf einer Strecke von etwa 150 deutschen Meilen vom Meere bespült wird.

Daß in diesem ausgedehnten Lande Trümmer über Trümmer liegen, haben wir schon gesagt. Die Kultur des Alterthums erlag den arabischen Weltstürmern und dem Islam. Aber diese brachten wenigstens eine Wohlthat ins Land, das Kameel, denn dieses unschätzbare Thier ist vor ihnen im nordwestlichen Afrika nicht benutzt worden, und erst durch das Schiff der Wüste wurde ein ausgedehnter Karawanenhandel nach dem Sudan möglich. Sodann sind vor den Waffen der Araber viele libysche Stämme, Tuareks, in die große Sahara zurückgewichen, haben seitdem erst die verschiedenen Oasen in ihren Besitz genommen und ihr Gebiet bis an den Niger ausgedehnt. Auf solche Weise erfuhr Nordafrika tief eingreifende Umwandlungen im Innern.

Dreihundert Jahre lang war die Hauptstadt, nebst anderen wichtigen Punkten, im Besitze einiger tausend türkischer Abenteurer, welche ihren Dey wählten. Es ist kennzeichnend, daß einst ein solcher Dey, gegenüber den Beschwerden, welche des Seeraubes wegen erhoben wurden, trocken entgegnete: „Wir Algierer sind eine Räuberbande und ich bin der Hauptmann!“

Algerien ist nun eine Besitzung der Franzosen; sie hat mehr als eine Viertel Million Menschenleben und weit über tausend Millionen Francs an Geld verschlungen und kann auch heute noch nicht als Kolonie betrachtet werden, denn die Zahl der Europäer beträgt jetzt, nachdem mehr als 30 Jahre seit der Eroberung verflossen sind, noch nicht 200,000 Seelen und der Fortschritt ist, im Großen und Ganzen, nur als sehr gering zu erachten. Der Aufschwung einer Kolonie ist ohne freie Beweglichkeit platterdings unmöglich und die französische Regierung kann oder will sich vom Reglementiren und Centralisiren nicht los machen. Selbst heute ist Alles noch im Zustande herumtastender Versuche. Auch bleibt es eine Frage, ob die Europäer, selbst jene aus den südlichen Ländern, in Algerien als Ackerbauer gedeihen können; auf jeden Fall wird das nur bedingt und in gewissen Oertlichkeiten der Fall sein (Bulletins de la société d'Anthropologie de Paris, II., 484 bis 489, 1861). Aber die Zeiten sind doch vorüber, in denen auf die Frage: „welche Ausfuhrartikel liefert Algerien?“ die Antwort lautete: „Datteln und kranke Soldaten!“

Sitten und Gebräuche der Malayen auf der Insel Karimon.

Nach eigenen Beobachtungen geschildert von **R. Dach**, Bergingenieur in Freiberg.

II.

Bis vor gar nicht langer Zeit war Seeräuberei eine Lieblingsbeschäftigung der Malayen, doch haben die englischen und holländischen Kriegsschiffe ihnen allmälig das Handwerk verdorben, so daß es jetzt etwas zu gefährlich geworden ist, um noch Viele anzulocken. Mehr als einer meiner Arbeiter war früher Seeräuber und machte auch gar kein Hehl daraus. Mir gegenüber waren die Malayen ehrlicher, als ich erwartet hatte, denn obgleich die Thür meiner Hütte vier Monate lang weder Schloß noch Riegel hatte und stets weit offen stand, auch bei Nacht nur durch einen dagegen gestellten Stuhl geschlossen war, kam mir doch nicht das Geringste aus der Hütte abhanden. Nur der Versuchung, meine Hühner, welche frei umherliefen, zu stehlen, konnten die Leute nicht widerstehen. War ich einmal einen Tag oder mehrere abwesend, so fehlte gewiß eine ansehnliche Menge derselben und die Malayen erzählten mir ungefragt, es seien wieder einige von meinen Hühnern gestorben, es müsse wohl eine Krankheit unter ihnen herrschen, denn sie seien im Laufen plötzlich todt umgefallen. Nur einmal, so viel ich mich entsinne, kam ein Diebstahl von einiger Bedeutung vor. Einer angesehenen Persönlichkeit unseres Kampongs war ein sehr schöner mit Gold verzierter Kris gestohlen worden. Der Bestohlene erzählte mir den Vorfall und fragte um Erlaubniß, eine Zauberuntersuchung anzustellen, um den Dieb zu entdecken. Nach erhaltener Einwilligung besprach er sich mit einigen anderen Männern, die ihn bei seinem Vorhaben unterstützen sollten. Einer von diesen soll darauf einen Zaubertrank eingenommen und danach zwei Tage und Nächte ohne Unterbrechung geschlafen haben. Als er endlich wieder erwachte, wurde er als durch Träume hinreichend inspirirt angesehen, um die Untersuchung anzustellen. Der Abend wurde abgewartet und nach eingetretener Dunkelheit riefen langsam sich folgende Trommelschläge alle Männer zusammen; dieselben mußten ihre Waffen ablegen und sich dann in einem Kreise umhersetzen. Der Beschwörer trat in ihre Mitte und setzte dort eine halbe mit glühenden Kohlen gefüllte Kokosnußschale nieder; unverständliche Worte murmelnd, warf er Räucherwerk darauf, von dem sich blaue Rauchwolken erhoben. In diesen Rauch hielt er einen alten, wagrecht an einem Faden hängenden Kris (Dolch), welcher sich sogleich langsam zu drehen begann. Lange blieb er in dieser Bewegung, so daß die Umhersitzenden schon anfingen, ungeduldig zu werden, bis er endlich anhielt und mit der Spitze auf einen jungen Mann hinwies. Derselbe wurde aufgefordert, einen andern Platz einzunehmen und sogleich begann der Kris wieder, sich zu drehen, blieb aber bald stehen und wies wieder auf den Mann, auf dessen Gesicht sich nun eine sehr deutliche Unruhe ausdrückte. Als er abermals auf einen andern Platz getreten war und der Kris ihm auch dorthin folgte, war die Untersuchung zu Ende, aber der

vor Angst zitternde und schwitzende Angeklagte wollte seine Schuld durchaus nicht eingestehen. Ich redete ihm zu, wenn er wirklich der Dieb sei, den gestohlenen Kris Nachts wieder in das Haus des Eigenthümers zu bringen und bedrohte ihn mit härtester Strafe für den Fall, daß er dies nicht thun und sich später doch seine Schuld herausstellen möchte. Noch lange, nachdem ich in meine Hütte zurückgekehrt war, hörte ich die Malayen draußen streiten; auch sie schienen nicht Alle von der Unfehlbarkeit dieser Untersuchungsweise überzeugt zu sein. Schon den nächsten Morgen war der ganze Vorfall vergessen, der des Diebstahls Beschuldigte ging, wie immer, mit den Anderen zur Arbeit, wie es schien, ganz unbeleidigt und unbeargwohnt.

Manche abergläubige Vorstellungen haben die Malayen in Bezug auf die Thiere, von welchen sie sich umgeben sehen. Sie behaupten z. B. von den Affen, diese seien Menschen, welche nur aus kluger Vorsicht nicht sprächen, damit sie nicht zu arbeiten brauchten. Als ich einst auf einer kleinen Fahrt auf einer vollkommen unbewohnten Insel landete, wo sich am Ufer Spuren von Feuer vorfanden (wahrscheinlich von zufällig dorthin gekommenen Fischern herrührend), behaupteten meine Bootsleute ganz bestimmt, die Affen hätten diese Feuer gemacht, um dort zu kochen. Die Alligatoren werden von Vielen als den Menschen sehr nahestehende Thiere angesehen; eine Javanerin, die auf unserer Insel wohnte, erzählte, daß sie eine Schwester habe, die ein Alligator sei und die ihr überall hin nachfolge, doch habe sie dieselbe in der kurzen Zeit, seit sie Java verlassen, noch nicht gesehen, sie würde aber sicher kommen. Wirklich wurde sehr bald darauf ein Alligator zufällig in einem Fischernetz gefangen. Die Eingeborenen tödteten ihn und warfen ihn in Stücken ins Meer zurück. Seit diesem Tage konnte ich täglich nahe dem Ufer die zackigen Rücken von Alligatoren aus dem Wasser ragen sehen, die ihren getödteten Verwandten gefressen hatten und nun aufs Neue einen solchen Leckerbissen erwarteten. Ob die Javanerin unter diesen Ungethümen ihre Schwester erkannt hat, ist mir nicht bekannt geworden.

Vor den Schlangen hatten die Eingeborenen eine außerordentlich große Furcht und hielten jede für giftig, obgleich die meisten ganz unschädlich sind; auch dichteten sie diesen Thieren Eigenschaften an, die sie durchaus nicht besitzen; z. B. behaupteten sie, die Schlangen könnten mit raschen Sprüngen einen Menschen verfolgen und würden ihn unfehlbar einholen, während dieselben in Wirklichkeit außerordentlich träge sind und auch, wenn sie noch so stark gereizt werden, keine solche Geschwindigkeit entwickeln. Sogar die kleinen zierlichen Eidechsen, welche in den Häusern umherlaufen und sich durch Fangen der Mosquitos nützlich machen, sollen nach Angabe Einiger gefährlich sein. Fällt nämlich eine solche Eidechse von der Wand auf den nackten Körper eines Menschen, so bleibt der abbrechende Schwanz in der Haut desselben stecken und kann nicht einmal durch Ausschneiden mit dem Messer entfernt werden. So erzählte mir mein Diener!

Einen wahren Aufwand von abergläubigen Lächerlichkeiten trieben die Malayen unserer Insel, als in einer ungünstigen Jahreszeit einige von ihnen von heftigem Fieber ergriffen wurden. Der unglückliche Kranke wurde zuerst im Gesicht und auf der Brust mit grünen und gelben Arzneimitteln bestrichen; da diese nicht halfen, versammelten sich den Abend etwa 20 Männer in seiner Hütte und stimmten darin ein furchtbares Geheul an. Da mich der Lärm am Schlafen hinderte, ging ich zu dem betreffenden Hause und sah, als ich die Thüre aufstieß, den Fieberkranken auf einer Matte liegend und seine Freunde in der größten Aufregung mit blitzenden Augen und erhobenen Händen schreiend um ihn her springen. Als ich fragte, was sie thäten, antworteten sie mir, sie trieben den Teufel aus.

Ich verbat mir diese Art der Krankenheilung für die Zukunft ernstlich. Den nächsten Tag hatte man schon ein neues Mittel erfunden; es handelte sich jetzt darum, den Teufel zu erschießen, zu welchem Zweck sechs Männer mit schwachen hölzernen Bogen versehen waren. Der Pfeil mit einem an seiner Spitze befestigten brennenden Holzspähnchen war nicht auf den Bogen gelegt, sondern durch ein rundes Loch in demselben gesteckt und da sein hinteres Ende sehr dick war, konnte er gar nicht vollständig abgeschossen werden, sondern warf nur, indem er durch die Sehne ein kleines Stück fortgeschnellt wurde und dann stecken blieb, das brennende Spähnchen einige Fuß weit in die Luft. Diese Spähnchen waren also die eigentlichen Waffen und sie flogen denn auch in allen Richtungen rings um das Haus des Kranken. Trotz dieses Schießens griff das Fieber weiter um sich und die Malayen sahen sich gezwungen, einen neuen und entscheidenden Streich gegen den „Teufel" auszuführen. Man wollte ihn nun durch List fangen. Es wurde ein zierliches, vier Fuß langes Boot gebaut, mit drei Masten und Segeln versehen und ganz mit Ananas und Bananen befrachtet. Das Schiffchen ließ man mit günstigem Winde vom Ufer absegeln, in der zuversichtlichen Hoffnung, der Teufel werde hinter ihm herfliegen, um die Früchte zu essen; aber der Satan entwischte auch dieses Mal zur Betrübniß Aller und trieb es ärger, als zuvor. Ein junger, sehr geschickter Tischler und Holzschnitzer, dessen Frau und drei Kinder krank lagen, schnitzte ein sehr zierliches Tempelchen aus weißem Holz, eine Arbeit, die ihn mehrere Tage beschäftigte; er setzte ein Licht hinein und wartete, bis er annahm, der böse Geist sei nun wohl in das hübsche und helle Haus eingezogen. Dann warf er es schnell ins Wasser. Als sich der arme Mann bald überzeugt hatte, daß der Böse nach wie vor in seinem Hause sei, fuhr er nach einer benachbarten Insel und holte von dort einen Arzt, dem er für seine Mühe fünf mexikanische Dollars (acht Thaler) zahlen mußte. Und wie versuchte dieser den Kranken zu helfen? Er tanzte die ganze Nacht mit einem Tamburin um die fieberkranke Frau und die Kinder, wonach die Armen, da sie am Schlaf gehindert und aufgeregt wurden, sich nur schlimmer befanden. Mir that der Mann leid, er war so aufrichtig betrübt um seine kranke Familie und hatte sein weniges erspartes Geld an den Zauberdoktor fortgeworfen, aber das Chinin, welches ich ihm für die Kranken anbot, wies er immer höflich ab.

Manche Malayen nahmen wohl Medizin von mir, aber der schlechte Geschmack derselben war ein bedeutendes Hinderniß; mehr als einer trank das von mir in Wasser angerührte Chinin und spuckte es mit verzerrtem Gesicht und einem vorwurfsvollen Blick gegen mich wieder aus. Nur langsam gewöhnten sie sich daran und faßten Vertrauen zu meinen Mitteln.

Als ich an einem dunkeln Abend lesend in der Verandah meines Häuschens saß, hörte ich draußen am Meere ein einförmig sich wiederholendes singendes Rufen einer Anzahl von Menschen, die Stimmen kamen näher und ich unterschied nun, daß 20 bis 30 zusammen umhergehende Männer fortwährend sagten: Hittayon, ja ja! Hittayon, ja ja! wobei sie die erste Silbe Hi laut riefen und den Schluß nur leise sprachen. Ich hatte diesen Ausruf schon öfter gehört, wenn die Malayen irgend eine große Anstrengung machten, z. B. beim Rudern, wo es auch den Zweck hat, Alle in demselben Takte zu erhalten. Ich fragte meinen Diener, weshalb die, jetzt doch nur ruhig umhergehenden Leute diese Worte riefen, und die Antwort war: „Die Männer beten, daß Gott das Fieber fortnehmen soll." Als ich nach der Bedeutung der Worte „Hittayon ja ja" forschte, die mir gar keinen Sinn zu haben schienen,

bekam ich die Erklärung: „Das bedeutet gar nichts, aber Allah versteht's doch." Mein Diener lächelte bei dieser Antwort, wie auch früher schon, wenn er von den Teufelaustreibungen sprach, so ironisch, daß ich wohl merkte, daß er ein Freigeist unter seinen Landsleuten sei. Das mochte daran liegen, daß er schon seit langer Zeit in Diensten von Europäern gestanden hatte; er war bekannt in Batavia und Singapore und hatte sogar mit einem frühern Herrn eine Reise nach China gemacht, von wo er die Gewohnheit des Opiumrauchens mitbrachte.

Einmal überraschte er mich durch seine Kenntnisse in der Geographie: er wollte wissen, aus welchem Lande Europa's ich komme, da er wußte, daß ich kein Blanda (Holländer) sei. Die englischen Worte England und France kannte er auch und fragte, ob eins dieser Länder meine Heimath wäre. Ich sagte ihm, mein Vaterland grenze an France und nannte es ihm dann englisch „Germany". Er schien den Namen nicht zu kennen und sann eine Weile nach, endlich rief er: „Ach, der Herr will sagen Dschermania, das kenne ich wohl." Ich war wirklich erfreut zu hören, wie er das klanglose Germany in seiner wohllautenden Sprache so glücklich in „Dschermania" umgewandelt hatte und so auf das richtige, alte Stammwort zurückgekommen war. Als ich ihm einige Bilder von deutschen Orten und Landschaften zeigte, kam er auch auf den Schluß, daß Dschermania ein schönes Land sein müsse.

Die malayische Sprache ist sehr weit verbreitet und wird auch von manchen benachbarten Völkern, die eine ursprüngliche, eigene Sprache besitzen, gesprochen; auch jeder Europäer, der in Hinterindien reisen oder sich aufhalten will, muß Kenntnisse des Malayischen haben. Das beste soll auf Sumatra gesprochen werden, dem angeblichen Stammland der Sprache. Zu unterscheiden ist das Hochmalayische, welches an den Höfen der Fürsten gesprochen und in der Schrift gebraucht wird, von der vereinfachten Sprache des gemeinen Lebens. Ihrer erstaunlichen Einfachheit wegen ist die malayische Sprache leichter zu erlernen, als europäische Sprachen und ist dabei außerordentlich weich und wohltönend. Die Literatur der Malayen ist nicht unbedeutend in Prosa, wie in gebundener Rede, besonders hübsch sind viele Sagen und Märchen, die an Tausend und eine Nacht erinnern.

Zum Schluß möchte ich noch ein kleines malayisches Liedchen mittheilen, welches ich freilich nicht selbst aus Indien mitbrachte, sondern aus Chamisso's Briefen entnehme. Ich schreibe es hier mit einer nach meiner Erfahrung ein wenig veränderten Aussprache und mit der Uebersetzung nieder:

Kalau tuan djalan dahulu,
Tjarikan saya daun kambodja;
Kalau tuan mati dahulu
Nantikan saya di pintu schorga.

Wenn du vor mir hergehst,
Suche mir Blätter von Rosmarin;
Wenn Du vor mir stirbst,
Warte auf mich an der Himmelsthür.

Der schweizerische Forscher Dr. A. Schläfli und seine Reisen.

II.

Der Plan unseres Landsmannes sollte bald verwirklicht werden und zwar nach erweiterter Anlage. Es galt eine Forschungsreise in Ost-Afrika, zunächst auf Madagaskar. Seine züricher Freunde und Gönner waren dafür besorgt, daß dem strebsamen Manne, dessen Pläne so viele schöne Ergebnisse versprachen, die nöthigen Mittel, allervörderst die ökonomischen, gesichert wurden. Es waren bald über 8000 Francs freiwillige Privatspenden gezeichnet, eine Summe, welche durch Beiträge der züricher Regierung, des schweizerischen Schulrathes und andere Zuschüsse auf mehr als 10,500 Francs sich erhob. Dazu kam die Ausrüstung mit wirksamen Empfehlungen und den erforderlichen Reisegegenständen. Der türkische Dienst wurde quittirt, und im Oktober 1862 ging der Reisende an Bord einer arabischen Bagla, um zunächst nach Bombay zu gelangen. Auch diese Fahrt findet sich aufgenommen in den so eben erschienenen Mittheilungen schweizerischer Reisender. II. Reisen in dem Orient von med. Dr. Alexander Schläfli, mit einer Karte. Winterthur, Verlag von J. Wurster und Komp. 1864.

Diese letztere größere Arbeit unseres Landsmannes behandelt die ganze Reise von Konstantinopel bis Bombay und ist uns als ein gar interessanter Beitrag zur Kenntniß des Morgenlandes erschienen. Gelehrte Abhandlungen, glänzend ausgemalte Schilderungen, die Phantasie aufregende Ereignisse enthält sie nicht; allein sie ist klar und schlicht geschrieben, trägt den Stempel der Wahrheit an sich und zeugt von einer aufmerksamen Beobachtung, einem gesunden Urtheil und einer gründlichen Kenntniß der Verhältnisse des Orients. Neben der Darstellung der persönlichen Erlebnisse bietet sie eine Menge interessanter Bemerkungen über die Beschaffenheit des Landes und seiner klimatischen Verhältnisse, über die nutzbaren Naturprodukte und ihre industrielle Verwendung, über die Bevölkerung, ihre Stammesverwandtschaften, ihre Sitten, ihren Charakter, ihre Beschäftigungen, dann über ihre politischen Verhältnisse u. s. w., kurz über Alles, was ein aufmerksamer Blick dem Reisenden aufdecken kann. Manche Einzelscenen und Schilderungen sind eben so anziehend als belehrend.

Wir können uns nicht enthalten, die Fahrt auf der Bagla in ihren Hauptpartien hier mitzutheilen, in der Hoffnung, daß der weite Leserkreis des „Globus" einen Vorgeschmack dessen gewinne, was ihm Schläfli's „Reisen im Orient" bieten können. Der ganze 157 Seiten starke Reisebericht ist uns ein theures Vermächtniß.

Basra sollte diesen Herbst eine regelmäßige Dampfschiff-Verbindung mit Bombay erhalten. Leider war kaum einige Stunden vor meiner Ankunft in Marghil der erste Steamer schon abgefahren und bestimmt, erst in sechs bis sieben Wochen zurückzukehren. Wollte ich nicht diesen Zwischenraum in der ungesunden Stadt abwarten, blieb mir nichts Anderes übrig, als die Ueberfahrt nach Bombay auf einem arabischen Schiffe, einer sogenannten Bagla, zu unternehmen, an denen es zur Zeit nicht mangelte. Es sind dieß im Ganzen sehr solid konstruirte Fahrzeuge, aber unförmlich breit im Verhältniß zur Länge, mit einem Gehalte von 1 bis 400 Tonnen. In ihrer Mitte erhebt sich ein ungeheures Segel, dessen einzige Rae die Länge des Schiffes fast übertrifft, welches wieder in das Segel wie ein Kindlein eingewickelt werden könnte. Sehr vorsichtig und fast immer den Küsten entlang fahrend, hat der Reisende

auf ihnen nicht viel riskirt; aber den Vortheil größerer Billigkeit wiegt nicht der Verlust an Zeit, Mangel an Gesellschaft und Komfort auf. Ein Reisender, der nicht schon seit Jahren an orientalisches Leben gewöhnt ist, wird sich auf ihnen völlig unglücklich finden. Zur Zeit der Datteleernte (Oktober) wimmelt es in Basra von solchen Baglas, die aus allen Hafenplätzen des Persischen Golfes herbeigeschwommen kommen, ihre Räume mit der süßen beliebten Frucht zu füllen, die namentlich in Bombay den größten Absatz findet.

Die hauptsächlichsten Orte, welche diesen Handel betreiben und in denen auch gewöhnlich die Baglas gebaut werden, sind: Kueit, Abuschir, Chari, Ghäs, Lundsche, die Bahreininseln, Bassador, Maskat, Sur und einzelne Häfen der Somaliküste. Im Jahr unternehmen diese Fahrzeuge nur eine einzige Fahrt nach Bombay und kehren dann, nachdem sie an der Malabarküste, namentlich von Mangalore, Kaffee, Pfeffer, bengalischen Reis, Indigo, Zucker, Gewürznelken und Curcumä geladen, gegen Ende des Nordost-Monsuns in ihre Heimat zurück.

Am 24. Oktober sollte die Selamti, eine stattliche neue Bagla von 400 Tonnen, deren einzige Cabine ich gemiethet hatte, nach dem Mittagsgebet die Anker lichten. Ich war daher pünktlich an Bord.

Aber bis Kapitain, Douane und Wind die Abreise ermöglichten, vergingen nach orientalischem Schlendrian noch drei Tage. Eile ist ja nach moslemitischem Glauben des Teufels Werk.

Unterdessen hatte ich Zeit, mich in der neuen Behausung so bequem als möglich einzurichten und prosaische Betrachtungen über die nächste Umgebung anzustellen. Selamti (d. h. Glück oder Heil) war ein vielversprechender Name, wenn ihn nicht Wind und Wetter später Lügen gestraft hätten. Indessen schien die, nebenbei bemerkt, ziemlich weitläufige Cabine nicht gerade ein Sitz des Glückes zu sein. Ein durchdringender aromatischer Geruch nach getrockneten halbverfaulten Fischen, durchdringender noch als Amber und Moschus, entströmte ihren unteren Räumen, während zolllange Kakerlacken und eine Menge Ameisen auf dem von Dattelsaft und Oel triefenden Boden sich herumtummelten. Ein kleines klammerfüßiges Thierchen, mit dem jeder Reisende im Orient bald vertraut wird, nistete sich in die Falten der Kleider und des Bettzeuges ein und mahnte zur Abendzeit dringendst die Haut, daß es auch der Nahrung bedürfe. Doch hatte dasselbe auch seine guten Seiten. Das Leben an Bord ist stets langweilig und besonders auf arabischem, wo der Spazierraum sehr beschränkt ist und der unermüdliche Auf- und Abgeher in der nächsten Minute schon als verrückt gilt. Manch langweilige Stunde konnte auf das edle Waidwerk verwendet werden, und groß war stets das Vergnügen, eines jener hinterlistigen, garstigen Insekten en flagrant délit oder in Mitwissenschaft nach langem Suchen zu ertappen und ihm die Wucht der rächenden Finger fühlen zu lassen. Die Araber, welche sich vor Sonnenuntergang in Masse wie die Hühner lausen, legten sie immer sanft neben sich hin, da ihnen der Koran nicht erlaubt, ein Thier leichtsinnig seines Lebens zu berauben.

Wenn ich von diesem entomologischen Passus auf den Kapitain komme, soll dies keineswegs böse gemeint sein. Im Gegentheil war es ein recht braver, gefälliger Araber, ein tüchtiger Seemann, der mit dem Sertanten sehr gut umzugehen wußte. Die Mannschaft bestand aus 65 bis 70 Matrosen, Bewohnern der Insel Ghäs und Suahelisklaven. Trotz den fünf täglichen Abwaschungen zum Gebete, das sie als eifrige Moslims nie unterließen, war Reinlichkeit bei ihnen nicht gerade zu Hause und manche delikate Dame wäre beim Ansehen gewisser Manipulationen in Ohnmacht und Krämpfe gefallen. Ich begriff nun erst die Nothwendigkeit und Wohlthat einer uns Festländern so pedantisch vorkommenden Reinlichkeit, welche auf den meisten europäischen Schiffen herrscht.

Im Ganzen war es aber ein gutmüthiges, friedfertiges Völkchen; während der vier Wochen, die ich in seiner Mitte verlebte, hörte ich nie ein Wort des Streites — und zu meinem Erstaunen kam das Wort „Bakschisch" nicht über seine Lippen. Ueberhaupt beobachtet man unter den arabischen Matrosen nie jene Scenen empörender Rohheit, die unter den europäischen so gewöhnlich sind. Jede Arbeit begleiteten sie mit nicht unschönem Gesang, der meist Koransprüche und Lobpreisungen Gottes enthält. Vor dem Aufziehen des gigantischen Segels lispelten sie zuerst ein stilles bis millahi rachmani rachim (im Namen Gottes des Allbarmherzigen); dann erklang in vollem Chorus, daß es weit über Wald und Wogen dahinschallte: El-hamau dillah rebi-ul-alemin (Dank Gott, dem Herrn der Welten), Allah akbar, allah akbar, allah illabah Muhämmeden ressul-allah (Gott ist groß, Gott ist groß, es gibt keinen Gott außer Gott und Mohammed ist sein Prophet) und Selam aleik ressul-allah (Friede sei mit dir, Prophet Gottes). Jetzt wurde unter rhythmisch gesungenem inschallah Chairullah, inschallah Chairulla (So Gott will, Gottes Segen) oder ya selameh, ya selameh (Glück auf!) von 50 muskulösen Burschen gezogen und gezerrt, daß die dicken aus Palmfasern gedrehten Taue entzwei zu reißen drohten, indessen die schwarzen Buben wie Teufelchen hoch oben herumkletterten oder wie toll mit Händen und Füßen zum Gesange Takt schlugen. Andere Manöver wurden dagegen immer mit kannibalischem Geschrei und Ungestüm ausgeführt.

Den 27. Oktober fuhren wir endlich mit einer frischen Nordwestbrise den palmenreichen Schatt-el-arab hinab. Sie ließ aber bald nach, so daß wir erst mit Sonnenuntergang in Sicht von Muhämmera kamen, wo wir wegen weiterer Ladung bis zum 30. liegen blieben. Muhämmera hat in neuester Zeit durch den türkisch-persischen Grenzstreit und die elende Niederlage, welche hier die Perser 1857 durch die Engländer erlitten, einige Berühmtheit erlangt. Sonst ist es ein miserables arabisch-persisches Städtchen, das aber in früheren Zeiten, als es noch in den Händen selbstständiger Scheichs war, den Türken viele Verlegenheiten bereitete.

Gegenwinde, ungewöhnlich frühzeitige Gewitterstürme, Windstillen hielten uns über eine Woche im Chôr Hälti fest, dem einzigen für größere Schiffe passirbaren Mündungsarm des Schatt-el-arab. Sein rechtes Ufer, die Landschaft Dauasir, begleitet ein fast ununterbrochener Dattelwald bis an's Meer, weniger sein linkes, die zur Hälfte des Jahres unter Wasser stehende Insel Mamersi.

Am 7. Nov. versuchten wir auszulaufen und die für größere Schiffe so gefährlichen Untiefen zu passiren, welche vor der Mündung des Chôr Hälti liegen und sich auf mehrere Meilen weit in's Meer erstrecken. Aber kaum in ihrer Mitte angelangt, schlug der Nordwest in Südost um, so daß man es für gerathener fand, wieder in die alte Position im Schatt zurückzusegeln. Da uns auch der folgende Tag keine Erlösung brachte, unternahm ich eine kleine Jagdpartie ans rechtseitige Ufer, von der aber weder Küche noch Sammlungen großen Profit zogen. Fauna und Flora sind im ganzen Deltalande des vereinigten Euphrat und Tigris ungemein ärmlich. Vierfüßler, Vögel und Insekten sind nur sehr spärlich vertreten, während der Schlamm der Kanäle von Krabben, Meergrundeln (Gobius spec.?) und Neritinen wimmelt. Bei dem Dorfe Fau (sau), der letzten Ortschaft abwärts des Schatt-el-arab, fand ich noch wohl unterhaltene, frisch angelegte und durch Mauern gegen die gesalzene Fluth geschützte Pflanzungen, in denen Dattelpalmen, Baumwolle, Henna, Nebuks und in einzelnen Exemplaren Granaten, Feigen- und Maulbeerbäume gezogen wurden.

Der Morgen vom 9. lächelte uns mit einem heitern Himmel

und einer frischen Nordwestbrise entgegen. 20 bis 30 Baglas hatten sich unterdessen, durch das schlechte Wetter zurückgehalten, versammelt, und eine nach der andern fuhr, uns mit kräftigem Selam begrüßend, mit gefüllten Segeln an der unsrigen vorbei. Endlich konnte sich gegen Mittag die Selamti mit eingetretener Fluth auch in Bewegung setzen, und bald schwamm sie auf den gesalzenen blaugrünen Wogen.

Mit Sonnenaufgang vom 10. lagen wir vor Charidsch*). Das kleine, von zerrissenen, kahlen Hügeln und Kalkfelsen durchzogene Inselchen trennt ein schmaler Kanal von einem zweiten, aber unbewohnten Eilande, Namens Ghuëri. Früher während einiger Jahre im Besitze Englands, wurde Charidsch später durch Vertrag an Persien abgetreten, obschon es als ziemlich gesunder Stationsort im Persergolf und an der Ausmündung des Schatt-el-arab einigen Werth bot. Es ist aber sehr unfruchtbar und besitzt keinen Hafen. Im letzten persischen Kriege nahmen die Engländer davon wieder vorübergehend Besitz. Die Bewohner Charidsch's, deren Anzahl jetzt höchstens noch 50 bis 60 Familien beträgt, vermindern sich von Jahr zu Jahr durch Auswanderung, da ihnen der von Persien auferlegte jährliche Tribut von 12000 Gran zu schwer fällt, um so mehr, da sie unter britischer Herrschaft an Abgabenfreiheit gewöhnt waren. Die Physiognomie und Hautfarbe der Chârgi hat etwas auffallend Europäisches. Es ist auch nicht unmöglich, daß bei der langen Herrschaft Portugals im Persergolfe portugiesisches Blut in ihren Adern fließe. Ihre Sprache ist ein starkes Gemisch von Persisch und Arabisch. Als geschickte Piloten werden sie fast von allen Schiffen gedungen, welche Basra und den Persergolf besuchen. Die kleine und einzige Ortschaft der Insel blühte unter den Engländern rasch auf, während jetzt der größte Theil in Ruinen gefallen ist, selbst das Kastell, von dem die persische Flagge, der Löwe mit dem Schwerte Ali's, traurig herabweht.

Gegen 3 Uhr Abends ankerten wir auf der unsichern Außenrhede von Abuschir. Die See ging aber so hoch, daß ich mir wirklich nicht getraute, die anderthalb Stunden enfernte Stadt, deren Häuser, Mauern und gebirgiger Hintergrund uns entgegen schimmerten, zu besuchen. Das Schiff wurde bald mächtig geschaukelt und herumgeworfen, so daß ich von der Seekrankheit, die mich auf so mancher stürmischen Fahrt bis anhin verschont hatte, in hohem Grade befallen wurde. Da unser Arzneikram gegen das Uebel ohnmächtig ist, war ich begierig, zu erfahren, welches Mittel die Araber gegen dasselbe anwendeten und bat sie, mir ein solches anzugeben. Einige Augenblicke später erschien ein glotzäugiger Aethiopier mit einem glühenden Eisen in der Hand, das für Nichts weniger als meine Schädelspitze bestimmt war. Ich zog natürlich die Krankheit der, wenn auch leichten, doch so schmerzhaften Cauterisation vor. Die Schiffleute versicherten mir aber, indem mir einige die Brandnarben auf ihren Köpfen zeigten, daß dies das Uebel augenblicklich und gründlich heile. Möge ein anderer feuerfesterer Mann die Probe machen.

Am Abend des 11. segelten wir wieder weiter, nachdem wir den ehrenwerthen Scheich der Insel Ghäs aufgenommen, einen gutmüthigen, aber schrecklich hypochondrischen Mann, gläubig, wie ein Apostel, an Aerzte, stinkende Latwergen und Mixturen. Jede fünf Minuten hielt er mir seinen Puls entgegen; jede fünf Minuten mußte ich seine Zunge zollweit ausgestreckt vor meinen Augen sehen, während auf kindische Fragen eben so kindische Antworten folgten. Dreißig Mal im Tage begann ein großes, gründliches Interrogatorium über Nutzen und Wirkung unzähliger Scherbel's, Pulver und Pillen, die er mit sich schleppte, welche kalt, welche heiß, welche seinem Körper zuträglich seien.

Als wir uns am Morgen des 13. am Ausgange des Golfes befanden, sahen wir eine Menge Heuschrecken auf dem Wasser schwimmen; einzelne flatterten auf unserm Schiff herum. Begierig wurden sie von den Arabern aufgelesen, 20 bis 30 Bursche stürzten sich selbst ohne Furcht vor den Haifischen ins Meer, dieselben zu sammeln. Am Abend wurde daraus mit Salz, Wasser, Mehl und Butter ein feines Ragout hergerichtet, das nur den Bevorzugtern ausreichte. Andere rösteten sie einfach auf dem Feuer. Als Kuriosität versuchte ich dieselben auch, und ich muß gestehen, daß Heuschreckenschenkel gar nicht so übel schmecken, als man vermuthen möchte. Die Heuschrecken, namentlich die geschätzten eiertragenden Weibchen, haben eine leichte, purgirende und, wie die Araber glauben, blutreinigende Eigenschaft. Ihr Erscheinen ist auf den Inseln des Persergolfes immer sehr erwünscht, nicht nur weil sie reichliche Nahrung für Menschen und Vieh geben, sondern weil das Jahr auch als besonders glück- und heilbringend angesehen wird. Dies ereignet sich aber nur alle 5 bis 10 Jahre. Immer kommen sie aus Persien.

Schaaren zwei bis drei Zoll langer Fische, welche von den Arabern Gobab genannt werden, ruderten, das Wasser schlagend, wie kleine Räderdampfer auf der Oberfläche umher, während eine Art Delphine, der Dschmâhi, in Purzelbäumen um das Schiff herumspielte.

Nachmittags des 15. passirten wir das kleine Eiland von Hinderabi, um dann bei dem stets wehenden Gegenwinde zwei Tage in der Bay von Dschirru vor Anker zu liegen. Unterdessen putzten sich unsere Leute zum würdigen Einzug in ihre Heimath. Zwei wollhaarige Perruquiers rasirten ihre Köpfe so glatt, wie Suppenteller und schmierten sie reichlich mit duftendem Thraue ein. Kleine Spiegelchen wurden hervorgezogen, die vollmondglänzenden Häupter nach allen Seiten beschaut und bewundert, die alten läusewimmelnden Hemden und Käppchen gegen neue vertauscht. Erst am Morgen vom 17. konnten wir uns der Insel Ghäs nähern. Einige Kanonenschüsse verkündigten unsere Ankunft, die ebenfalls auf dem Eiland durch Abfeuern von Böllern und Aufziehen von Flaggen gefeiert wurde.

Gelandet, wurde der Scheich von seinem Hausstaate und den Honoratioren der Insel empfangen, indessen die verschleierten Weiber, vor jeder Hütte in Pelotons aufgestellt, beim Klang der Pauken, Pfeifen und Cimbeln herz- und markdurchdringende Lulu-Schreie hören ließen. Meine bescheidene Anwesenheit ging im Anfange ganz unbemerkt vorüber; doch bald war der Scheich in den Hintergrund gestellt, und Aller Blicke waren auf mich gerichtet. Im Nu war ich von einer Legion neugieriger Jungen umhüllt, die ihrer Verwunderung in allen möglichen Ausdrücken Lauf ließen. „Was ist das?" „Schau, einen Frengi!" „Seht — auf mein leichtes Sommerröckchen weisend — diesen kleinen, elenden Mantel, den er trägt, seht die Beine in den langen Säcken und die schwarzen Dinger an seinen Füßen!" Daneben kicherten die schwarzen und braunen Damen und mochten mich ganz erbärmlich auslachen.

Der Scheich hatte mich eingeladen, einige Tage bei ihm zu verweilen, und da ich trotz seiner langweiligen Gesellschaft froh war, der stinkenden Räume der Bagla los zu werden und mir ein kurzer Aufenthalt im Persischen Golfe nicht unerwünscht war, nahm ich den Antrag an. Ich hatte ihn freilich später bitter zu bereuen.

Ghäs (nicht Käs oder sogar Kenn, wie auf einigen Karten steht) ist eine niedere, kahle Koralleninsel, die an ihrer höchsten Stelle sich kaum 100 Fuß über das Meer erheben mag und die theils als sandiger Strand, theils in steilen Klippen gegen die See zu abfällt. Ihre Länge mag 2¼, ihre größte Breite eine Stunde betragen. Nur an wenigen Stellen ist ihr Boden mit einer leichten Humusdecke überzogen. Die Vegetation ist daher äußerst ärmlich. Palmenhaine finden sich nur auf dem nördlichen und nordwestlichen Theile der Insel. Neben der Dattelpalme werden noch einige Nebuk, Maulbeer- und Grurbäume gezogen. Acacia Segal nebst einer andern Acacienart wachsen

*) Von den Arabern hörte ich den Namen der Insel immer Charidsch oder Chäri aussprechen, nie Karrak, wie auf allen Karten steht. Ihre Bewohner heißen Chärgi.

wild, werden aber nur des Holzes wegen benutzt. Getreide wird nur an wenigen Stellen angebaut (Aussaat Mitte November) und deckt den Bedarf der Insel nicht. Von Phanerogamen fand ich nur drei Species in Blüthe. Eben so beschränkt wie die Flora ist die Fauna. Von den gewöhnlichen Hausthieren werden Ziegen, Schafe, Kühe und Katzen gehalten, seltener Esel; unter allen herrscht aber eine große Mortalität. Hunde kommen gar nicht vor und sterben importirt in Zeit von wenigen Tagen weg. Was ist die Ursache? — Von wilden, vierfüßigen Thieren zeigen sich nur eine bis zwei Mäuse- und Fledermausarten; eben so selten sind Vögel, um so häufiger dagegen Vipern, Eidechsen und Skorpione. Unter den Insekten und Landmollusken (nur zwei Species) fand ich keine einzige Art, die ich nicht schon im untern Mesopotamien angetroffen hätte. Reichhaltiger ist das Meer, das von prächtigen Fischen, Mollusken und anderen Geschöpfen wimmelt.

Ghäs wird von acht kleinen Ortschaften bevölkert, von denen Fachal und Mesra auf seiner südlichen, El-hille, Mäschi, Deh und Didschim auf seiner nördlichen, Sefil und Bach auf seiner nordwestlichen Seite liegen. Die größten unter ihnen sind Mäschi und Sefil. Die Gesammtzahl der Hütten und Häuser mag auf der ganzen Insel wohl über 500 betragen, die der Einwohner 2500 bis 3000. Im nordwestlichen Theile der Insel findet man dicht am Meeresstrande die ausgedehnten Ruinen einer frühern Niederlassung, deren heutiger Name Hariré und die vielleicht portugiesischen Ursprungs ist. Die Engländer hatten hier vor einigen Jahren Nachgrabungen gemacht und sollen viele Steine mit Inschriften und natürlich „Schätze und Gold" in Menge gefunden haben. Die Mauern und Gebäude der Stadt sind alle eingestürzt, die solid und zierlich gearbeiteten Cisternen dagegen noch größtentheils gut erhalten.

Die Wohnungen der Bewohner von Ghäs sind einfache aus Palmenzweigen erbaute Hütten, die weder Schutz gegen die Hitze noch gegen die öfters sehr beträchtlichen Winterregen geben. Mitte Novembers war ich genöthigt, mein Zelt im Innern einer solchen aufzuschlagen, um meine Effekten vor dem strömenden Regen zu bewahren. Wohl mehr als $^1/_{10}$ der Insulaner sind Suahelineger, die als Sklaven sich einer glücklichen Existenz erfreuen. Die Araber verstehen fast ohne Ausnahme zu lesen und zu schreiben, und ihr Bildungsgrad steht jedenfalls nicht auf niedrigerer Stufe, als der des größten Theiles unseres Bauernstandes. Ihre Hauptbeschäftigung ist Fischfang und Handel mit Datteln und Perlen.

Das Klima der Insel Ghäs ist sehr ungesund, ohne daß gerade eine hervorstechende Ursache nachzuweisen wäre. Fieber sind im Sommer sehr häufig und verlaufen für Fremde fast immer tödtlich. Die Sommerhitze ist gemäßigter als in dem gegenüberliegenden, brennend heißen Germäsir, obschon dort mehrere Punkte, z. B. Essina, sich wieder einer viel gesündern Lage erfreuen. Die Insulaner erreichen nie ein hohes Alter; auf der ganzen Insel existiren nur zwei Männer, die ein Alter von 80 bis 90 Jahren aufzuweisen hatten. Süßes Wasser findet man auf Ghäs überall, wo man 6 bis 10 Fuß in den Boden gräbt. Viele Schiffe versorgen sich daher hier mit frischem Wasser. Erdbeben sind verhältnißmäßig selten, die Stöße nur schwach, während die gegenüberliegende Küste von Fars oft daran zu leiden hat.

14 Tage waren unterdessen verflossen, die Insel hatte ich nach allen Richtungen hin durchkreuzt und durchstöbert und sie konnte mir nichts Interessantes mehr bieten. Sehnlichst erwartete ich ein Schiff, um dem überdrüssig gewordenen Robinsonsleben zu entrinnen. Früher war kein Tag vergangen, ohne daß nicht einige angehalten hätten; jetzt ließ sich keines mehr erblicken — dagegen zog ein anderer, unerwünschter Gast ein, das Fieber.

Nach einer kleinen Jagdpartie fühlte ich mich ungemein ermattet; leichte Frostschauer durchzuckten die Glieder; es folgten Schmerzen in Schultern und Rückgrat, Eingenommenheit des Kopfes, in der Nacht brennende Hitze, Schlaflosigkeit, heftige Schmerzen im Kopfe, der zu zerspringen schien. Am andern Morgen waren die Kräfte dahin, der Kopf wüst und stupid geworden, die Beine wie paralytisch gelähmt. An eine Stelle gelegt, blieb ich liegen, ich wollte, ich bedurfte Nichts mehr. Nachdem ich so drei Tage lang in soporösem Zustande dagelegen, ohne einen Schluck Wasser, ohne einen Bissen Nahrung zu mir zu nehmen, kam ich ein wenig zu mir, konnte die Gedanken etwas sammeln und über das Trostlose meiner Lage nachdenken. Chinin hatte keinen Erfolg gehabt, und nur schleunigste Luftveränderung konnte mich noch retten. Ohne auf die Gefahren der hochbewegten See zu achten, bestieg ich eine kleine Fischerbarke, in der ich und meine Effekten kaum Platz hatten, um das ungefähr 50 englische Meilen entfernte Lundsche im Germasir zu erreichen, von wo aus ich größere Hoffnung hatte, meine Reise fortzusetzen. In der mondhellen Nacht vom 9. auf 10. December gelang die gefährliche Ueberfahrt, und am Vormittag vom 10. befand ich mich in der freundlichen Ortschaft, deren reinere Luft und bessere Nahrungsmittel mir in wenigen Tagen die erwünschte Genesung brachten.

....

Am Neujahrstage 1863 kam die indische Küste — die Halbinsel Guzerat — zum Vorschein, und am 6. Januar ankerte die „Agali Yussuf" zu meiner unaussprechlichen Freude im Hafen von Bombay."

Nachdem die Ausrüstungsgegenstände angekommen und eine Reisegelegenheit sich gefunden, konnte endlich Dr. Schläfli Bombay verlassen. Er benutzte ein Segelschiff nach Mauritius. Voll Muth und Hoffnung betrat er dieses Eiland im April 1863. Allein hier wandte sich sein Geschick. Wochenlang fand sich keine Gelegenheit zur Weiterreise, weder nach Madagaskar, noch nach den Comoren, noch nach Zanzibar, während anderseits das unglaublich theure Leben seine Reisemittel verminderte. Er benutzte die Zeit zu kleinen Ausflügen und zog sich auf einer Waldtour eine Erkältung und in Folge davon eine heftige und hartnäckige Dysenterie zu. Diese wollte in dem gefährlichen Klima nicht weichen und lähmte seine körperlichen und geistigen Kräfte; nach schweren inneren Kämpfen mußte sich unser Landsmann zur Rückkehr entschließen.

Zu Ende des Maimonats war er, durch eine ruhige und glückliche Seefahrt etwas gestärkt, wieder in Bombay; doch nach kurzer Zeit brach, im Zusammenhang mit der ersten Krankheit, eine akute Leberentzündung aus, die ihn an den Rand des Grabes brachte und nur durch die kräftigsten Mittel überwunden wurde. Er erholte sich wieder und ging, auf Andringen der Aerzte, nach dem zwar heißen, aber gesundern und ihm schon bekannten Bagdad, freilich jetzt an Körper und Geist gebrochen, aber in der Absicht, in den Gebirgen Kurdistans eine Quarantänestelle zu übernehmen und dabei Gelegenheit zu vollständiger Wiedergenesung und weiterer wissenschaftlicher Forschung zu erhalten. Dazu war es zu spät. Auf der See kehrte die furchtbare Dysenterie mit neuer Heftigkeit wieder, und Schläfli erreichte, einem Schatten gleich, auf's Aeußerste entkräftet, das liebgewordene Bagdad und seine dortigen Freunde. Am 5. Oktober, Morgens 6 Uhr, löschte die grausame Krankheit den letzten Lebensfunken aus. Dr. Schläfli entschlummerte im Militärspitale zu Bagdad, treu gepflegt von den ihm befreundeten ärztlichen Kollegen und betrauert von allen seinen europäischen Bekannten.

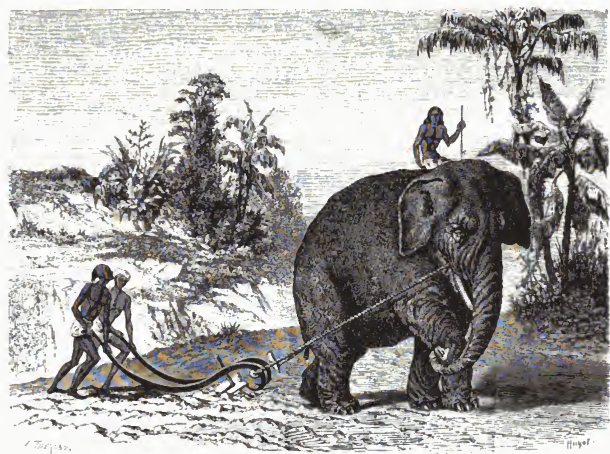
Damit ist nun, — so spricht, von schmerzlichem Gefühle bewegt, des Entschlafenen edler zürcherischer Freund und Gönner — damit ist nun das ganze wissenschaftliche Reiseunternehmen, welches mit so gegründeten Hoffnungen aufgenommen wurde, vollständig gescheitert. Ein muthiger Streiter mehr, der

wohl gerüstet zur Erforschung Madagaskar's und Afrika's ausgezogen war, ist seiner schwierigen Aufgabe zum Opfer gefallen. Aber größer als die materiellen Verluste verschiedener Art, die das Scheitern der Unternehmung veranlaßt, ist die Lücke, welche Dr. Schläfli in der Wissenschaft zurückläßt, der er bereits Dienste geleistet hatte und manch andere zu leisten verhieß. Tüchtige Kenntnisse, ein durchaus wahrer, unbestechlicher Sinn, eine große Einfachheit und Mäßigkeit, ein ideales Streben, das ihn über die laufenden Schwierigkeiten weghob, ein fester, ausdauernder Wille, eine große Thätigkeit, alle diese Eigenschaften, die unter dem verweichlichenden Himmel des Orients so selten Stich halten, fanden sich in ihm vereinigt und hatten sich vielfach bewährt. Gewiß haben Wenige, allein und verlassen wie er, in die Welt hinaus gestoßen und durch schwere Schicksale hin und her geworfen, einen so reinen Charakter und ein so gutes Herz bewahrt. **Egli.**

Die Bedeutung der Hausthiere für die Kulturentwicklung der Völker.

I.

Wir warfen neulich in einem Kreise von Männern, unter denen sich Beamte, Gelehrte und auch einige Landwirthe befanden, die Frage auf: Wie viele Thierarten sind zahm von Haus aus oder von dem Menschen in der Weise gezähmt worden, daß sie ihm dienen und sich als Hausthiere fortpflanzen?



Ein Elephant auf Ceylon, den Pflug ziehend.

Es war, gegenüber einem so einfachen Gegenstande, ergötzlich, zu hören, wie verschieden die Antworten lauteten. Offenbar hatte auch nicht ein einziger von den Anwesenden sich jemals die obige Frage vorgelegt, und die Ueberraschung war nicht gering, als wir nachwiesen, daß die Zahl der wirklichen Hausthiere: Vierfüßler, Vögel, Würmer und Insekten zusammengerechnet, in Summa kaum die Zahl vierzig erreiche. Allerdings kann man außerdem Thierindividuen noch anderer Arten zahm machen, z. B. Rehe, welche man jung einfängt, Affen und viele andere, aber diese Individuen sind darum noch keine Hausthiere und spielen keine Rolle im Haushalte der Menschen.

Nun versuchen die verschiedenen Eingewöhnungsanstalten, deren wir manche in verschiedenen europäischen Ländern haben, außer jenen 40 Thierarten auch andere in der Weise einzugewöhnen, daß sie nicht blos als Individuen gezähmt, sondern in

wirkliche, zahme Hausthiere umgewandelt werden. Nur die Zeit kann lehren, ob und in wie weit diese lebenswerthen Bemühungen einigen Erfolg haben. Es ist immerhin der Mühe werth, diese Experimente anzustellen, und der Gewinn wird schon von Belang sein, wenn sich ergeben sollte, daß auch nur wenige Thiere, welche bisher wild oder ungezähmt geblieben sind, in nutzbare Hausthiere umgewandelt werden können. Bis jetzt liegen in dieser Beziehung noch keine günstigen Ergebnisse vor.

Es ist allerdings etwas Wahres an der Behauptung, daß eine Art von Aehnlichkeit zwischen den Versuchen stattfinde, die wilden Völker und die wilden Thiere zu zähmen, sie zu „civilisiren". Man will Thiere civilisiren, um Nutzen von ihnen zu haben; deshalb pflegt man sie sorgfältig und beseitigt Alles, was ihnen nachtheilig sein könnte; man befördert ihr Wohlleben. Bei den Civilisationsversuchen mit „wilden" Menschen und Völkerstämmen ist man seither weniger verständig zu Werke gegangen; man meinte, daß man sie in unserm Interesse, nicht in ihrem eigenen Interesse civilisiren müsse, trachtete von vorne herein danach, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Meinungen und Anschauungen zu beseitigen und ihnen dafür die unseren beizubringen. Das können aber die wenigsten vertragen; sie sind von der Natur nicht dazu angelegt, und deshalb scheitern solche angeblichen Civilisationsversuche allemal.

Sehr richtig hat Broca*) in einer Sitzung der anthropologischen Gesellschaft zu Paris hervorgehoben, daß bei weitem die meisten Thierarten einer wirklichen Zähmung und einer Umwandelung in Hausthiere durchaus widerstreben; man kann sie platterdings nicht umwandeln. Andere dagegen fügen sich leicht. In manchen Gegenden Südamerika's sind die Hunde nicht nur verwildert, sondern wieder vollkommen wild geworden; sie laufen in Rudeln umher und sind so gefährlich, wie unsere Wölfe. Ein erwachsener Hund dieser Art wird nie zahm; dagegen werden es die Jungen, welche man im Hause aufzieht, und diese bleiben auch zahm. Junge Wölfe lassen sich im Hause und unter des Menschen Obhut und Pflege sehr gut an und betragen sich zahm fast wie Hunde, aber nur bis die Tage der Pubertät kommen; dann bricht allemal die naturwüchsige Wildheit hervor. Aehnliches hat man an den anthropomorphen Affen beobachtet. Broca sagt:

„Ich bin fest überzeugt, daß beim Menschengeschlechte wie bei den Thieren, unter den verschiedenen Rassen an- und eingeborene, sehr verschiedenartige Anlagen und Fähigkeiten vorhanden sind, welche den Erfolg der Versuche zur Civilisirung bei ihnen erleichtern, erschweren oder ganz und gar verhindern. Einige sind perfectibel, andere scheinen es nicht zu sein; die ersteren kann man civilisiren, gleichviel ob dabei eine gute oder schlechte Methode beobachtet wird; bei den anderen werden alle Bemühungen zu Schanden."

Zähmen also kann man manche Thiere, aber der eigentlichen Hausthiere haben wir, wie bemerkt, nur eine sehr geringe Anzahl. Von den Rinderthieren (Bovina) sind nur fünf Arten von den 10 bekannten Hausthiere geworden, denn der amerikanische Bison, der Moschusstier, der Auerochs, der südafrikanische Stier und jener des äquatorialen Afrika scheinen, bis jetzt wenigstens, nicht fähig zu sein, in Hausthiere umgewandelt zu werden. Von den sechs Arten der Pferdefamilie sind nur zwei Hausthiere. Das Zebra erscheint in der Gefangenschaft so zahm und gelehrig wie der Esel, aber alle Versuche, aus ihm ein Hausthier zu machen, sind entschieden mißlungen. Von den 12 Arten der Schweine (Setigera) ist nur eine zum Hausthier geworden, von den Hundethieren auch nur einzig und allein unser Hund. Denn Wölfe, Füchse, Schakale und Hyänen eignen sich dazu eben so wenig, wie Löwen, Tiger oder Leoparden. Von den Hirschthieren (Cervina) ist allein das Rennthier gezähmt worden, von den sehr zahlreichen Familien, zu welchen Schaf und Ziege gehören, sind es nur allein diese beiden, von den Nagethieren nur das Kaninchen, von den Katzenthieren lediglich unsere Katze, deren eigentliche Heimath uns unbekannt ist.

Mit den Vögeln verhält es sich in ähnlicher Weise. Von den Hühnervögeln hat der Mensch nur vier zu Hausthieren gemacht, nämlich unser gewöhnliches Huhn, das Perlhuhn, den Puter und den Pfau, von den taubenartigen Vögeln nur unsere Haustaube, von den Gänsen nur vier und von den Enten auch nicht mehr.

Ueber die erste Zähmung, von vierfüßigen Thieren oder Vögeln, haben wir nicht die allermindeste Kunde; wir wissen nicht, wann und wie eines dieser Geschöpfe zum Hausthiere geworden ist. Man nimmt gewöhnlich an, daß alle diese nun dem Menschen unterthan und folgsam gewordenen Thiere ursprünglich wild gewesen seien. Aber darüber läßt sich, bei manchen wenigstens, nichts Bestimmtes sagen, während bei einigen allerdings mit Sicherheit angenommen werden kann, daß der Urtypus wild gewesen und durch den Menschen zum Hausthier umgewandelt worden sei. Darüber haben wir indeß, wie gesagt, keinerlei geschichtliche Angaben, ja nicht einmal eine Ueberlieferung. Doch so viel steht fest, daß zu der kleinen Reihe von Hausthieren, seit Anbeginn der Geschichte, auch nicht ein einziges neues Thier hinzugekommen ist; sie alle sind schon vorhanden, sobald civilisirte Völker auftreten. Auch jene wenigen Hausthiere, welche wir aus der „Neuen Welt", aus Amerika, bekommen haben, waren bei den Urbewohnern dieses Erdtheils schon, was sie nun bei uns sind. Wir kennen Amerika nun seit beinahe 400 Jahren, aber von allen Thieren dieses Erdtheils ist in diesem langen Zeitraume kein einziges zu jenen wenigen hinzugekommen.

Man hat wohl die Menschen selbst als Hausthiere bezeichnet und von der bei weitem größten Anzahl derselben kann das auch behauptet werden. Selbst der Buschmann sucht an bestimmten Plätzen Obdach gegen das Wetter, und der Australier, so unstät er auch wandert, bereitet eine Art von Schutzdach. Wir können also jene Bezeichnung gelten lassen. Daß aber alle Entwicklung der Völker durch den Besitz von Hausthieren bedingt, daß ohne diesen eine höhere Civilisation unmöglich sei, ist zwar oft behauptet worden,*) aber wir können Thatsachen dagegen anführen. Centralamerika und Mexiko besaßen vor Ankunft der Europäer kein einziges Zug- oder Lastthier, kein anderes Hausthier als den Puter und den Hund. Trotzdem entfalteten sie ein ganz ungemein reiches, allerdings eigenartiges Kulturleben; sie hatten eine mannigfaltige Staatenbildung, von der Monarchie bis zur Republik, ein gegliedertes Stand- und Rangwesen, eine sehr ausgebildete Hierarchie und einen ausgedehnten Handelsverkehr. Außerdem baueten sie Prachtstädte, Tempel und Pyramiden, deren Trümmer uns noch heute mit Staunen und Bewunderung erfüllen; sie hatten eine Baukunst und eine Skulptur, hinter welcher jene Aegyptens und der alten Euphratländer weit zurückbleiben. Und alles das ist bei ihnen rein ursprünglich und urthümlich, es ist aus ihnen selber hervorgegangen und auch nicht die mindeste Spur fremder Einwirkung läßt sich bei ihnen nachweisen. Diese hohe Stufe erreichten sie ohne Hausthiere und ohne Eisen. Auch

*) Discussion sur la perfectibilité des races; Bulletins de la société d'Anthropologie de Paris, 1860. 1, S. 337.

*) Civilisation may, indeed, be said to be ever in proportion to the number and variety of the animals which man has subdued to his service, sagt Crawfurd: On the relation of the domesticated animals to civilization; in den Transactions of the ethnological society, London 1863, II, S. 387.

wird Niemand behaupten wollen, daß Peru unter den Inkas uncivilisirt gewesen sei, obwohl ihm als einziges Haus- und Lastthier lediglich das Llama zu Gebote stand und gar kein Zugthier vorhanden war. Ein Volk, das sogar ein ausgebildetes Drama besaß und den Mangel einer Schriftsprache in sinnreicher Weise durch die Knotenschnüre (Quipu's) ersetzte, muß entschieden als civilisirt bezeichnet werden.

Jene obige Ansicht kann also nicht unbedingt gelten, wahr aber bleibt, daß der Besitz von Hausthieren einen wesentlichen Einfluß auf den Menschen und dessen Leben und Treiben übt. Sie sind ein sehr wichtiges Mittel, eine Beihülfe für die Entwicklung und spielen in dem Haushalte der Völker eine außerordentlich bedeutende Rolle. Aber nicht alle Völker verstehen gleich großen Nutzen aus den Hausthieren, welche sie besitzen, zu ziehen; die Rasseneigenthümlichkeit der Menschen und die Beschaffenheit des Landes, in welchem sie wohnen, ist dabei von entschiedenem Belang.

Ganz wilde Horden haben gar keine Hausthiere. Der große Inselkontinent Australien, der von einem sehr niedrig stehenden, höherer Civilisation durchaus unfähigen Menschenstamme bewohnt wird, besaß nur ein einziges bedingt zähmbares Thier, seinen Hund, der aber in jenem Lande, wo es weder Frost noch Schnee gibt, lediglich für die Jagd brauchbar ist. Mit Fremden standen die Australier vor der Entdeckung durch die Europäer nie in Berührung, außer etwa an der Nordküste, aber die Ausländer hatten ihnen kein nützliches Thier zugebracht. Auch jetzt wissen sie mit Hausthieren nichts anzufangen, obwohl sie deren in Menge haben könnten.

Die Andamanischen Inseln liegen im Bengalischen Meerbusen, also in einem Theile des Oceans, der seit Jahrhunderten befahren wird; sie besitzen aber kein einziges Hausthier.

Neu-Guinea wird von einem schwarzen Menschenstamme, den Papuas, bewohnt und ist von Australien nur durch die schmale Torresstraße geschieden. Einige Stämme hatten den Hund, das Hausschwein und das Haushuhn, und darin lag, den Australiern gegenüber, schon ein großer Vorzug. Unweit von den Andamanen finden wir die Nikobaren, auf denen ein brauner Menschenschlag wohnt. Sie hatten dieselben Hausthiere wie die Leute auf dem weit entfernten Neu-Guinea, aber kein einziges größeres Thier.

Unter den braunen Polynesiern im Stillen Weltmeere, welche von den Schwarzen durchaus verschieden sind, waren jene, bei welchen die drei genannten Hausthiere vorkamen, verhältnißmäßig entwickelt, während die, bei welchen sie fehlten, in ungemessener Weise der Anthropophagie sich hingaben. Den Beweis dafür liefern einerseits die Bewohner der Gesellschafts- und Freundschafts-Inseln, andererseits die Neuseeländer. Diese letzteren wären ohne Zweifel in der Entwicklung beträchtlich vorwärts gekommen, wenn sie außer dem Hund auch noch die Kuh gehabt hätten. Weideland war auf ihrer fruchtbaren Insel genug, und der Ochs wäre ein nützliches Zugthier gewesen. Aber außer dem Hunde hatten sie kein anderes Säugethier, als eine Ratte, und diese war so selten, wurde auch so hoch geschätzt, daß die Häuptlinge Jagdverordnungen gaben, damit das Thier geschont werde. Wer eine Ratte erlegte und verzehrte, wurde seinerseits aufgefressen.

Doch wir wollen einen Blick auf die Inseln des großen hinterindischen Archipelagus wenden. Wir sehen, wie verschieden die nutzbaren Thiere auf demselben vertheilt sind.

Das große Eiland Borneo hatte nur allein den Hund, das Schwein und das Haushuhn, aber kein zur Arbeit geeignetes Thier. Die Bewohner, die Dayaks, welche früher mehrfach im Globus ausführlich geschildert worden sind, blieben auf einer sehr niedrigen Stufe, waren aber keine Kannibalen; indessen hatten sie Getreide, Baumwolle und Eisen. Ihre Sprache liefert den Beweis, daß sie diese von Fremden erhalten haben.

Dagegen sind die Bewohner von Java, Sumatra und Celebes seit undenklichen Zeiten im Besitze von Hausthieren gewesen, welche sie zur Arbeit benutzten, und wir finden sie schon deshalb auf einer weit höhern Stufe.

Die Philippinen sind nicht minder fruchtbar, als die eben genannten Großen Sunda-Inseln und gleichsam von Leuten der sogenannten malayischen Rasse bewohnt; sie standen aber zur Zeit der Entdeckung an Civilisation weit hinter jenen zurück. Durch Fremde hatten sie allerdings die kleineren Hausthiere, Getreide, Baumwolle und Eisen kennen gelernt, aber das Rind, den Büffel und das Pferd bekamen sie erst durch die Europäer, und seitdem sind sie so beträchtlich vorwärts geschritten, daß sie den Malayen jener großen Eilande mindestens gleich stehen.

Ueber Amerika haben wir schon weiter oben Einiges gesagt. In dem ganzen ausgedehnten Erdtheile sind nur vier Thiere gezähmt worden, die alle zusammengenommen nicht so viel Kraft haben, wie ein einziger Ochs. Die bei weitem überwiegende Menge der uramerikanischen Völkerschaften kannte zur Zeit der Entdeckung gar kein Hausthier.

Es gibt Regionen mit so strengem Klima, daß fast alle unsere europäischen Hausthiere dort nicht gedeihen können. Das gilt z. B. von Lappland, wo man nur den Hund und das Rennthier hat, und die Eskimo's besitzen lediglich den ersteren. In anderen Gegenden wäre das Klima kein Hinderniß, aber die Bodengestaltung und die Lebensweise der Einwohner schließt das Halten vieler Arten von Hausthieren aus. Das gilt namentlich von den Nomadenvölkern in Asien, die ja keine festen Wohnsitze haben. Sie sind im Besitze des Rindviehs, Pferdes, Esels und Schafes, aber nie über die Stufe des Hirtenlebens hinausgekommen, so lange sie in ihrem eigenen Lande blieben. Erst außerhalb desselben und als Auswanderer haben einzelne arabische und türkische Völker dem Nomadenleben abgesagt. —

Durch die Hauszucht hat man bekanntlich von den Stammarten eine sehr große Menge von Spielarten erhalten. Beim Ochsen, Pferde und Hunde, bei Ziegen und auch bei den Schafen sind dieselben sehr mannigfaltig, nicht aber beim Esel, Büffel und Kameel; der Elephant bleibt, wie er einmal ist. Bei Hühnern, Enten und Tauben sind die Spielarten ungemein zahlreich, dagegen bei Gänsen, Putern und Pfauen gering; das Perlhuhn verändert sich nicht.

Viele Spielarten sind offenbar und nachweislich aus der Vermischung verschiedener aber sehr nahe verwandter Arten entstanden; zwischen diesen war Wahlverwandtschaft und sie erzielen eine fruchtbare Nachkommenschaft, welcher die Fortpflanzungsfähigkeit inne wohnt. Manche Naturforscher gehen viel zu weit in der Ableitung der Hausthiere von wilden Stammarten. Es ist z. B. geradezu verwerflich, unser Schaf von dem corsikanischen Muflon oder vom altaischen Argali abstammen zu lassen, also von zwei wilden Arten, die bis auf diesen Tag unbezähmbar und gar nicht in Hausthiere zu verwandeln sind. Was wir jetzt mit allen unseren reichen Hülfsmitteln und hoher Intelligenz nicht vermögen, das haben sicherlich rohe Nomadenstämme vor vielen tausend Jahren noch weniger erreichen können. Jene Abstammungstheorie thut in vielen Fällen der Natur Gewalt an und ist oftmals sehr künstlich. Viel einfacher erscheint es, unser Schaf, das schon in den allerältesten Zeiten als Hausthier vorkommt, als den Abkömmling einer von Anbeginn an dem Menschen unterworfenen Rasse zu betrachten.

Es ist nicht minder unstatthaft, unsere unzählige Menge von zahmen Taubenarten von der Columba livia abstammen zu lassen. Eben so wenig wie die vielen wilden

Taubenarten in den verschiedenen Erdtheilen von derselben herzuleiten sind, eben so wenig kann man unsere zahmen Taubenarten auf die Abstammung von einer wilden Art zurückführen. Es ist platterdings unmöglich, aus einer Feldtaube eine Möwen- eine Tümler-, eine Schleier- oder Trommeltaube zu züchten, geschweige denn Pfauen- oder Kropftauben oder irgend eine andere Art. Aus der Vermischung dieser verschiedenen Arten wird man niemals eine constante Abart zu züchten vermögen, dagegen ist es allerdings möglich, innerhalb einer und derselben Taubensorte feste Spielarten zu gewinnen. Aber im Allgemeinen sind wir fest überzeugt, daß die oben genannten Taubensorten gewiß so alt und so ursprünglich sind, wie alle wilden Taubenarten.

Wir verwerfen unsererseits eben so entschieden die Annahme, als ob unsere konstanten Hundevarietäten von dem Wolf oder dem Schakal oder gar aus einer Vermischung dieser beiden wilden und zu Hausthieren völlig ungeeigneten Bestien herzuleiten seien, oder vom indischen Canis primävus. Wir nehmen gar keine „Urrace" für den Hund an, sondern sind der Ansicht, daß die Haupttypen der zahmen Hunde urthümlich seien. Der Windhund ist nicht aus dem Bullenbeißer entstanden, der Pudel nicht aus dem Spitz, der King Charles nicht aus dem Terrier, der Dachshund nicht aus dem Saufänger. Schon auf den ältesten ägyptischen Denkmälern finden wir die Typen verschiedener Hunderassen genau so abgebildet, wie sie noch heute sind, wenn man sie von fremdartiger Vermischung rein gehalten hat. Zu welchen gezwungenen Phantasmen hat man sich doch emporgeschraubt, um der Natur Zwangserklärungen anzuthun, die obendrein „geistreich" sein sollen! So hat man gesagt: „Der Hund faßt das geistige Bild von dem, was ihn täglich und stündlich beschäftigt, tiefer auf und verähnlicht seinen eigenen Körper diesem Bilde, so weit es seine Organisation erlaubt. Der Bullenbeißer, der wohl (sic!) von den Hütern der Büffelheerden abstammt und dessen Urstamm in Tibet schon Strabo kannte, verräth schon durch seine plumpe Figur und sein breites Rindsmaul die Beschäftigung, welche im Wachen und Schlafen seine Phantasie erfüllt; die Windhunde bildeten sich wohl (sic!) durch die Jagd auf schnellfüßiges Wild, wodurch ihr Körper gestreckt und ihre Physiognomie der des Hirsches und der Antilope verähnlicht wurde. Der breite Behang des Jagdhundes schreibt sich vielleicht (sic!) aus einer frühern Laufbahn dieser Thiere her, die sie in Indien als Hüter der Schafe durchlebten, welche dort mit diesem langen und breiten Behange geziert sind und keine Wolle, sondern glattes Haar wie die Jagdhunde haben. Eben so hat der Saufänger einige Aehnlichkeit mit dem Schweine, der englische Fuchshund mit dem Fuchs erhalten, der chinesische Otterhund geht im Kleide der Fischotter einher, breitet seine Schwimmhaut aus und schwimmt im Wasser wie in seinem Element herum, während er mit dem flachgedrückten Otterschwanze gleich einer wirklichen Fischotter rudert. Ja, der ächte Biberhund hat sogar wie der Biber eine Doppelkralle am Daumen der hinteren Schwimmpfoten."*)



Nubische Katze. (*Felis maniculata.*)*

Was für wilde Hypothesen! Statt ganz einfach und sachgemäß anzunehmen, daß die Natur jene Hundetypen so geschaffen hat, wie sie sind und ohne allen Zweifel stets waren, und daß der Mensch sie ihrer angeborenen Eigenschaften wegen und diesen gemäß zu bestimmten Zwecken verwandte, phantasirt man auf „wohl" und „vielleicht", also ins Blaue hinein, daß jene Hunde sich durch ihre Phantasie den Thieren hätten verähnlichen können, auf welche sie Jagd machten oder als deren Hüter sie vom Menschen bestellt wurden!!

Stammen etwa auch die Hunde in Amerika, in der Südsee und in Australien von irgend einem Urcanis oder einer Vermischung von Wolf, Fuchs und Schakal ab? Zu solcher Behauptung haben sich indeß selbst die Phantasten nicht verstiegen.

Manche Rindvieharten geben bei der Kreuzung eine der Fortpflanzung fähige Spielart; so der Banteng (Bos sondaicus) auf Java mit dem gemeinen Rindvieh jener Insel; so der bengalische Gayal mit dem Zebu, der tangutische Büffelochs, der Yak, mit der gewöhnlichen Kuh. Diese letztere Spielart heißt Dzos. Nur wenn die Species nicht sehr nahe verwandt sind, wie z. B. Pferd und Esel, kommen unfruchtbare Bastarde heraus.

Es ist aber wohl im Auge zu behalten, daß im Naturzustande auch sehr nahe verwandte Species sich nicht mit ein-

* Aus A. E. Brehm's Illustrirtem Thierleben. 2 Bde. 1863—64. Hildburghausen, Bibliographisches Institut.

*) Ich finde diese Bemerkungen, als von Reichenbach, in dessen „Naturfreund" herrührend, bei K. W. Volz, Beiträge zur Kulturgeschichte. Leipzig 1852. S. 24.

ander vermischen, sondern sich geschlechtlich von einander entfernt halten. Nur durch den Zwang des Menschen wird das natürliche Widerstreben besiegt. Es ist ähnlich mit manchen Menschenstämmen, unter welchen auch keine Vermischung stattfindet, wenn nicht Zwang oder Noth eintritt. So z. B. halten die braunen Südseeinsulaner von den Schwarzen sich fern, ebenso gegenseitig Hottentoten und Kaffern in Südafrika ꝛc.

Schon weiter oben erwähnten wir der Thatsache, daß der Ursprung aller Hausthiere in Dunkel gehüllt sei; Ochsen, Hunde, Pferde, Esel und Schafe finden wir auf ägyptischen Denkmälern, die über vier Jahrtausende hinausreichen, genau so dargestellt, wie sie noch heute sind. Seit wie vielen Jahrtausenden mögen sie überhaupt schon vorher als Hausthiere benutzt worden sein!

Alle Thiere, welche der Mensch in Hausthiere umgewandelt hat, leben gesellschaftlich, mit alleiniger Ausnahme der Katze. Ohne Ausnahme gehören sie unserer neuesten geologischen Epoche an, doch reicht, wie schon bemerkt, ihre Zähmung und Angewöhnung an den Menschen über alle historische Zeit hinaus. Daß manche auf den ältesten ägyptischen Denkmälern vorkommen, ist bereits gesagt worden; aber wir finden Spuren von ihnen auch in den Pfahlbauten der Schweiz und in den dänischen Muschelhügeln. In diesen letzteren sind neben vielen Ueberbleibseln wilder Vögel auch solche von Auerochsen und Bibern gefunden worden, also von Thieren, welche schon seit langer Zeit in Dänemark nicht mehr vorkommen. Von unserm Rindvieh, von Pferd, Schaf, Ziege und Hausgeflügel keine Spur; die einzigen Hausthiere, von welchen Knochen gefunden werden, sind der Hund und das Rennthier. Dagegen hatten die Bewohner der Pfahlbauten in der Schweiz außer dem Hund und dem Schwein auch das Pferd, Schaf, die Ziege und zwei Arten von kleinem Rindvieh.



Hauskatze. (Felis domestica.)*

Für Pferd, Schaf und Kameel läßt sich gar kein wilder Urstamm nachweisen; die Katze soll, wie neuerdings wieder behauptet worden ist, von der Felis maniculata abstammen (Globus IV, S. 32), doch wird dem mehrfach widersprochen. Ob die sehr verschiedenen Abarten der Ziege und des Rindviehs von einem wilden Urstamm herzuleiten seien, ist zweifelhaft, eben so, ob das Llama nicht von Anfang an ein zahmes Thier war, während seine Stammverwandten, das Vicuña und Guanaco, stets wild waren und es heute noch sind; das Alpaca, als viertes Thier dieser Gruppe, läßt sich zähmen. Die Haushühner aber von einem Urstamm abzuleiten, wird von manchen Seiten her als zu künstlich erachtet, doch ist hier nicht zu vergessen, daß die Urtypen der meisten Hühnerarten noch wild vorkommen.

Das Fleisch der Hausthiere dient zur Nahrung des Menschen, aber die verschiedenen Völker unterscheiden in dieser Beziehung, denn bei manchen wird genossen, was andere verschmähen und mit Abneigung betrachten. Es ist nicht zu leugnen, daß sie unter Umständen ihre guten Gründe dafür haben. Die civilisirten Völker Europa's genießen im Allgemeinen weder Hunde- noch Pferdefleisch; sie mögen ihre besten Freunde aus dem Thierreiche nicht verzehren und haben ohnehin als Ersatz andere Thiere. Die Speiseverordnungen der Juden sind bekannt und sie waren für den Orient und die Lebensverhältnisse der alten Hebräer sehr verständig; ihre Beobachtung dagegen in unseren Tagen und im Abendlande hat platterdings keinen

* Aus A. E. Brehm's Illustrirtem Thierleben. 2 Bde. 1863—64. Hildburghausen, Bibliographisches Institut.

Sinn. Das Verbot des Schweinefleischs entlehnten die Juden von den Aegyptern und dasselbe gilt bekanntlich auch bei den Mohammedanern. Da, wo das Schwein vernachlässigt wird, ist es ein über alle Maßen unsauberes Thier und höchst widerwärtig; das ist aber nicht der Fall, wenn es gut gepflegt wird. Bei den Chinesen bildet es die Hauptfleischnahrung, dagegen hegen die Hindu, gleich den Mohammedanern, einen Abscheu vor dem Schweine, verschmähen aber auch Hühner und Enten, die in Bezug auf ihr Futter gleichfalls nicht eben wählerisch sind. Hinwieder essen solche Hindukasten, welchen überhaupt der Fleischgenuß nicht verboten ist, wilde Schweine, Hühner und Enten. Darin liegt ein Beweis, daß sie nicht diese Thiere selber verschmähen, sondern nur solche, welche widerwärtige Sachen fressen. Bei den wilden Stämmen in Borneo steht das Hausschwein in großem Ansehen und bildet das Hauptnahrungsmittel; diese Leute haben sich der Einführung des Mohammedanismus seither vorzugsweise nur widersetzt, weil sie nicht auf Schweinefleisch verzichten mögen. Menschen aus den niederen Kasten in Bengalen, welche den Islam annehmen, entsagen sofort dem Genusse auch des wilden Schweins und essen Rindfleisch, welches dem Hindu verboten ist.

Unter den Europäern hat nie ein Vorurtheil gegen das Schwein geherrscht, außer bei den alten Schotten. St. Jürgen, der berühmte Ritter Sanct Georg, Schutzpatron von England, war ursprünglich Schweinehändler; er versorgte römische Legionen mit Schweinefleisch. Uebrigens ist das Schwein ein höchst intelligentes Thier und manche stellen es in dieser Beziehung dem Elephanten gleich.*)

Das Rind hat schon in den ältesten Zeiten und bei sehr verschiedenen Völkern in hohen Ehren gestanden; die Aegypter bauten ihm Tempel, verehrten den Apis, und bei den Hindu gilt es für eine größere Sünde, eine Kuh zu tödten, als einen Gott zu schmähen oder einen Menschen umzubringen. Auch die Chinesen und Japaner halten dasselbe hoch. Unter den Gründen, welche die letzteren anführten, als sie die Spanier und Portugiesen aus dem Inselreiche verjagten, wurde auch gesagt, daß jene Ausländer Tempel zerstört, japanische Priester beleidigt und Ochsen geschlachtet haben, welche doch den Menschen so nützlich seien — sie meinten in der Landwirthschaft, im Haushalt überhaupt.

Manche Hausthiere arbeiten, andere nicht; einige arbeiten und dienen zugleich zur Nahrung. Der Hund ist im hohen Norden, bei Eskimos und einigen Völkern Sibiriens und Nordamerika's, Zugthier; im Orient benutzt man als Zugvieh nur Ochsen und Büffel; in vielen Ländern spannt man Ochsen und Kühe vor den Pflug. Das Pferd wird im Morgenlande vorzugsweise nur zum Reiten benutzt, nicht zum Ziehen oder Lasttragen. Das Kameel leistet in trockenen Gegenden die erheblichsten Dienste, aber nicht in nassen tropischen Regionen, und deshalb hat es in Centralafrika bestimmte Grenzen, über welche hinaus man es nicht mehr benutzen kann. Der Elephant lebt 30 Breitengrade nördlich und eben so weit südlich vom Aequator. Der eigentliche Held der Arbeit ist das Pferd, das so ziemlich in allen Klimaten fortkommt und gedeiht; doch gibt es Ausnahmen, z. B. in Angola, im portugiesischen Westafrika, denn dort lebt es nur ein paar Jahre. Das Pferd ist wunderbar biegsam; wir haben schwere Rosse, die dreimal mehr ziehen als ein Elephant vermag und leichte Renner, mit welchen die Antilope keinen Wettlauf aushalten kann.

Ein Eskimohund zieht auf glatter Eis- oder Schneebahn eine Schlittenladung von 160 Pfd. und legt damit eine halbe Wegstunde in neun Minuten zurück. Ein Zugpferd bewegt ohne große Anstrengung auf einer guten Straße 20 bis 30 Centner und legt damit in zwei Stunden eine deutsche Meile zurück; es zieht also so viel wie 14 Hunde, die aber siebenmal schneller vom Flecke kommen, während sie auf schlechten Wegen höchstens einen Viertelcentner und auch den nur sehr langsam fortbewegen können. In Indien beträgt die Last eines Esels durchschnittlich 50 Pfund, jene eines Ochsen 200, des Kameels 400, des Elephanten 800 Pfund; aber der letztere kostet beim Ankauf zehnmal so viel wie ein Kameel und sein Unterhalt achtmal so viel. Aber der Elephant lebt sehr lange und eignet sich zu vielen Dingen, zu welchen das Kameel unbrauchbar ist. Auf Ceylon spannt man ihn sogar vor den Pflug. Dem peruanischen Llama kann man im Allgemeinen nur eines Centners Last, oft nur 65 bis 70 Pfund aufladen. Ein Kameel der alten Welt ist also mindestens gleich vieren bis sechsen dieser „amerikanischen Kameele".

Wir brauchen nicht nachzuweisen, wie wichtig die Hausthiere für die Bekleidung des Menschen sind. Völker, auf niedrigen Stufen, bekleiden sich entweder fast gar nicht, zum Beispiel manche ostafrikanische, welche Speke neuerdings geschildert hat, oder sie tragen dürftige Kleidung aus Baumrinde, Baumbast, Papyrusarten, Matten oder in kälterer Gegend aus Thierfellen. Andere wissen schon die Baumwolle und Faserpflanzen verschiedener Art zu benutzen.

Hirtenvölker filzten das Haar und die Wolle von Hausthieren; sie bereiteten Decken, welche in ihrer ursprünglichen Gestalt eigentlich auch nur Filztuch sind, z. B. die Kamal in Indien. Als man zu weben begann, wurden sergeartige Wolltuche verfertigt und über diese Art von Fabrikation scheinen die Griechen und Römer nicht hinausgekommen zu sein; selbst die römische Toga und die Gewänder, mit denen die Imperatoren sich schmückten, sind nur Stücken Sergetuchs gewesen. Feinere Tuche, dergleichen wir heute tragen, sind eine Erfindung des europäischen Mittelalters.

Die Hausthiere liefern aber auch sonst eine Menge von Gegenständen, ohne die wir gar nicht mehr sein könnten. Es wäre überflüssig, sie alle aufzuzählen, die Häute, Hörner, Knochen, den Leim, das Haar und Fett rc. Wir werden demnächst die einzelnen Hausthiere näher betrachten und nachweisen, welchen Werth und welche Bedeutung sie für die einzelnen Völker haben. A.

*) Ich erinnere mich, gelesen zu haben, daß auf den Balearischen Inseln das Schwein zum Pflügen abgerichtet worden ist, mir fällt aber der Titel des Buches eben jetzt nicht ein. Der Gegenstand war durch eine Abbildung erläutert: ein Schwein und eine Frau zogen gemeinschaftlich vor dem Pfluge. A.

Aus allen Erdtheilen.

Martina da Silva Cautinha's Expedition auf dem Purus in Brasilien. Ein Blick auf die Karte von Südamerika zeigt, daß der Lauf der vielen großen Flüsse, welche der Amazonenstrom vom Süden her zwischen dem Madeira im Osten und dem Ucayali im Westen aufnimmt, uns noch gar nicht näher bekannt ist. Dort sind noch manche geographische Probleme zu lösen, aber auch in Bezug auf den Handelsverkehr wird eine Erforschung dieser Wasserstraßen, welcher eine Benutzung derselben nothwendig folgen muß, von unberechenbarer Bedeutung sein.

Unter diesen Zuflüssen des Amazonas erscheint der Purus, welcher westlich vom Madeira in den Hauptstrom mündet, als einer der wichtigsten. Die brasilianische Regierung ging schon längere Zeit mit einem Plane um, dieses so gut wie

völlig unbekannte Gewässer erforschen zu lassen. Dieser Plan ist nun ausgeführt worden.

Wir erhalten von Herrn Karl von Koseritz, aus Rio Grande, 15. November 1863, folgende Notizen, die von erheblichem Interesse sind.

„Ich weiß nicht, ob Sie regelmäßig Zeitungen aus Rio Janeiro bekommen, will aber in keinem Falle versäumen, Ihnen sofort eine kurze Mittheilung über die Beschiffung des Purus zu geben. Ich finde nämlich in den neuesten Blättern, welche aus der Hauptstadt hierher gelangt sind, einen Bericht, welchen der Ingenieur Joao Martins da Silva Coutinho, über seine Entdeckungsfahrt auf dem Purus und dem Hiuruá, dem Präsidenten der Provinz Alto Amazonas abstattete."

„Der Kapitän fuhr den Purus eine Strecke von 238 portugiesischen Meilen hinauf, ohne auch nur das allergeringste Hinderniß zu treffen; der Dampfer Pirajó fand überall gutes Fahrwasser. Bekanntlich gilt der Purus für einen der größten und wasserreichsten Zuflüsse des Amazonas, nächst dem Rio Negro und dem Madeira. Er scheint in seiner Verbindung mit dem Hiuruá dazu bestimmt zu sein, daß auf ihm ein rascherer und sicherer Verkehr der fruchtbaren Regionen Bolivia's und Peru's mit der Mündung des Amazonas, also mit dem Atlantischen Ocean, hergestellt werden könne. Coutinho meint, daß zwischen dem Purus und dem Madeira irgendwo eine natürliche Wasserverbindung vorhanden sein müsse, durch welche dann die brasilianische Provinz Matto grosso nach Norden hin mit dem Atlantischen Ocean eine Verbindung erhalten werde."

„Der Purus soll im Jahre 1864 über den von Coutinho erreichten Punkt wo möglich bis zu seiner Quelle hinauf verfolgt werden, denn diese ist bis jetzt unbekannt. Ich höre, daß der Amazonas den Flaggen aller Nationen geöffnet werden soll, und dem europäischen Unternehmungsgeist ist dann auch auf den großen Nebengewässern des Stroms ein ergiebiges Feld geöffnet."

So weit Herr von Koseritz. Wir wollen hier vorläufig nur beifügen, daß man in Peru den Madre de Dios für den Quellfluß des Purus hält. Ernst Grandidier machte vor ein paar Jahren den kühnen Versuch, diese Frage ins Reine zu bringen und hatte bereits in der Nähe von Paucartambo alle Vorkehrungen getroffen, um seine Fahrt zu beginnen. Unglücklicherweise brachen aber unter den ihn begleitenden Indianern die Blattern aus, und die Expedition mußte unterbleiben. Nachdem nun Coutinho einen so schönen Erfolg gehabt hat, wird es von Interesse für unsere Leser sein, zu erfahren, was man seither über den Purus wußte, und wir wollen den Gegenstand in einer unserer nächsten Nummern erörtern.

E. G. Squier, der bekannte nordamerikanische Reisende und Diplomat, welchem wir reichhaltige, auch in deutscher Bearbeitung erschienene Werke über Nicaragua und über Honduras verdanken, und dessen Werk über die Alterthümer im Mississippistromthal ungemein werthvoll ist, befindet sich gegenwärtig in Peru und besucht die Ruinen der altperuanischen Städte. Er wird die Ergebnisse seiner Forschungen veröffentlichen.

Die Verwirrung am obern Niger. Wir haben dieselbe vor einiger Zeit eingehend geschildert und die Bedeutung derselben für Westafrika und den innern Sudan, welcher dadurch eine ganz neue Gestalt bekommt, nachdrücklich hervorgehoben (Globus V, S. 144). Nun sind neuere Nachrichten aus St. Louis, Senegal, aus der zweiten Hälfte des Novembermonats eingelaufen, welche durch Mauren aus Schingheti (Adrar) überbracht wurden. Diese Männer waren vom obern Niger gekommen und wollten in ihre Heimath zurück. Ihren Aussagen zufolge standen im September die Dinge folgendermaßen:

Hadsch Omar, der Eroberer, welchen unsere Leser kennen, war von Timbuktu zurückgeschlagen worden, hatte sich aber in Hamd Allahi, der Hauptstadt des westlichen Fulbereichs Masina, behauptet. Dorthin waren ihm von Timbuktu aus seine Feinde, die Krieger aus der Sahara, gefolgt und belagerten ihn. An der Spitze dieser Sabarier, zumeist Tuareks, stand der arabische Scheich El Bekkay, Heinrich Barths Freund. Er machte nicht oft Angriffe gegen Hamd Allahi, aber sein Heer hatte vor der Stadt Zelte und Hütten aufgeschlagen und hielt dieselbe eingeschlossen.

Ein Sohn des Hadsch Omar, welcher in Sego, der wichtigsten Stadt des von ihm eroberten Theils von Bambarra, herrscht, hatte seinem Vater ein Heer zu Hülfe geschickt und wollte demselben auch Kriegsbedarf zukommen lassen. Aber dieses Heer wurde von den Masinaern verrathen und von den Sabariern fast ganz vernichtet. Hadsch Omar befand sich also wieder einmal in einer sehr bedenklichen Lage; freilich ist er schon oft in einer solchen gewesen und doch allemal wieder oben auf gekommen.

Die Sabarier, das heißt die vereinigten Mauren und Tuareks, sind nicht stark genug, um gut vertheidigte Städte einnehmen zu können; es steht also dahin, ob sie Herren von Hamd Allahi werden. Auch wollten sich die Tuareks bei Anbeginn der Regenzeit in ihre Oasen, nördlich von Timbuktu, zurückbegeben.

Hadsch Omar verdankt seine Niederlagen dem Verrath der von ihm unterjochten Masinaer, die zum großen Theil der früheren Herrscherfamilie anhängen. Der Eroberer verfuhr höchst grausam in diesem Lande. Er nachelte viele Bewohner zum Verrath gegen den Herrscher, Scheich Amadu Labbo, auf und ließ diesen ermorden. Kennzeichnend ist der nachstehende Vorfall. Als Hadsch Omar in Hamd Allahi eingezogen war, ließ er 40 Häuptlinge in den Palast berufen und richtete barsch die Frage an sie: „Weshalb verriethet ihr euern Gebieter?" Die Antwort lautete ausweichend: „Scheich Amadu war ein vollendeter Mohammedaner." — „Nun, dann habt ihr um so weniger eine Entschuldigung für eure Verrätherei; ihr sollt sterben." Er ließ sie alle vierzig hinrichten.

Die Sabarier scheinen auch zum äußersten Kampf entschlossen zu sein, denn sie wissen, daß ihre Unabhängigkeit bedroht ist, sobald Hadsch Omar sich am obern Niger befestigt. Das bisherige Fulbereich Masina war nicht so übermächtig, daß ihm von dort ernstliche Gefahr hätte kommen können. Wenn aber der Hadsch sich in Masina behauptet und zugleich die von ihm eroberten Landschaften Bambarra, Kaarta ꝛc. behält, dann wird es eine schwere Aufgabe sein, sich desselben zu erwehren.

Die österreichische Mission zu Gondokoro am obern Weißen Nil. Als Kapitän Speke auf seiner Reise vom Nyanza-See her dort angelangt war, traf er drei österreichische Missionäre, welche von ihrer Station, die sie bei Kisch hatten, noch einmal Gondokoro besuchen wollten, bevor sie nach Chartum stromab gingen. Die österreichische Regierung hat nämlich die Mission am Nil aufgehoben. Sie war in der That von Anfang an ein unglückseliges Unternehmen, das nothwendig mißlingen mußte. Das sagten die Geographen mit Sicherheit voraus, aber man entgegnete, daß „der heilige Geist" dasselbe unter seine Obhut nehmen werde. Was aber geschehen ist, erfahren wir durch Speke: „Es ist kein Wunder, daß man diese Männer zurückrief, denn von 22 Missionären, welche während der letztverflossenen 13 Jahre den obern Weißen Nil hinaufführen, um das Evangelium zu verkünden, sind 13 am Fieber und 2 an Dyssenterie gestorben, während 2 andere mit durchaus zerrütteter Gesundheit heimkehrten. Sie hatten auch nicht einen einzigen Menschen bekehrt."

Zwischen Dschidda und Mekka soll eine Eisenbahn angelegt werden, für deren Herstellung der Vicekönig von Aegypten sich sehr interessirt. Durch dieselbe würden Mekkapilger in 10 Tagen von Konstantinopel nach der heiligen Stadt gelangen können, während sie jetzt Wochen lang zu dieser Pilgerfahrt gebrauchen und oft durch die Mühseligkeiten der Reise krank werden oder sterben. Die Erlaubniß zum Bau ist der ägyptischen Schifffahrtsgesellschaft gegeben worden, bei welcher Ismael Pascha, des Vicekönigs Bruder, mit 400,000 Pfund Sterling betheiligt ist.

Der australische Reisende Howitt auf Neuseeland verschollen. Howitt ist der unternehmende Mann, welchem es gelang, die Spuren Burke's zu entdecken. Nun ist ihm ein ähnliches Schicksal zu Theil geworden, wie diesem Entdecker, er verschwand spurlos, aber man hat nur Muthmaßungen über die Art und Weise, wie er seinen Tod gefunden. Ein zu Lyttleton in der Provinz Canterbury, Neuseeland, erscheinendes Blatt, die „Times", erzählt Folgendes:

Es handelte sich darum, die Westküste näher zu erforschen und die Strecken ausfindig zu machen, welche zur Anlage von Verbindungsstraßen zwischen den verschiedenen schon besiedelten Punkten sich eignen. Zunächst kam es darauf an, einen Weg zu bahnen, der von den Hurunui-Ebenen bis zur Mündung des Greyflusses oder Teramakau an der Westküste führen soll. Der Vorsteher der öffentlichen Arbeiten, Wyde, beauftragte mit diesem Unternehmen den australischen Reisenden

Charlton Howitt, der jene Gegend, in welcher er nach Gold gesucht hatte, bereits kannte. Am 1. Januar 1863, also mitten im neuseeländischen Sommer, brach er auf mit fünf Begleitern und zwei Pferden, um zunächst einen Straßenzug vom Taylor-See bis zur Küste ausfindig zu machen. Der Weg von der Waitobi-Schlucht bei Hersley-Downs bis zum See war bereits durch einen Herrn Taylor gangbar gemacht worden; Howitt seinerseits bahnte einen solchen unterhalb des Teramakau von etwa 40 Miles Länge und kam dann an den Punkt, welcher, wie man wußte, die größten Schwierigkeiten darbieten würde, weil sich an einem Punkte des Flusses eine mit undurchdringlichem Dickicht bedeckte Felsenkette mehrere Miles weit hinzieht. Man kann über den Fluß nur dann setzen, wenn man sich der Mokis bedient; diese sind eine Art von Floß, daß mit großer Schnelligkeit über die Stromschnellen durch die Felsen hinabschießt. Dort mußte Howitt umkehren, weil es ihm an Lebensmitteln fehlte, und er begab sich nach Christchurch, um neue Verhaltungsbefehle einzuholen. Ohnehin kam der Winter heran, und man wußte, daß dann einige Monate lang die Gebirgsthäler mit Schnee gefüllt sind. Man wollte deshalb die Arbeiten bis zum Frühjahr (also bis zu unserm europäischen Herbst) einstellen, aber Howitt meinte, daß er auch während des Winters arbeiten könne und an Aalen und Geflügel keinen Mangel haben werde, und er reiste, vollauf mit Lebensmitteln versehen, von Christchurch ab. Auch kam er glücklich bis an den Brunner-See, zog an dessen Ufern hin und gelangte an den Teramakaufluß unterhalb des Punktes, an welchem er hatte umkehren müssen. An verschiedenen Stellen legte er Vorräthe von Mehl und anderem Bedarf nieder und schickte die beiden Pferde zurück, weil er für sie nicht Futter genug fand.

Am 27. Juni verließ Howitt, mit zweien seiner Begleiter, Robert Little und Heinrich Mullis, seinen Lagerplatz, um über den Brunner-See zu fahren, etwas Mehl aus einer Hütte zu holen und Aale zu speeren. Seitdem hat man die drei nicht wieder gesehen und nichts mehr von ihnen gehört. Der im Lager zurückgebliebene Mann, Namens Hammet, that alles Mögliche, um Spuren der Vermißten aufzufinden, und blieb noch einen vollen Monat am See, aber alle Nachforschungen waren vergebens. Er fand jedoch das „Swag", d. h. den Kahn, in welchem jene drei ihre Fahrt angetreten hatten, am Ufer. Sie hatten sich diesen Nachen selber zusammengezimmert; er war klein und hatte nur drei Zoll Bord über Wasser. Ohne Zweifel ist er umgeschlagen und von allen dreien konnte kein einziger schwimmen! Ganz gewiß hat der Brunner-See sie verschlungen.

Eine neue Art von Dampfern wird jetzt in England gebaut, welche den Dienst zwischen Alexandrien und Konstantinopel übernehmen und diesen Weg in 36 Stunden zurücklegen sollen, während man bisher drei und einen halben Tag für diese Fahrt nöthig hatte.

Die überseeische Paketschifffahrt Englands hat in den letzten Jahren, wie überhaupt alle Verkehrsmittel, einen bedeutenden Aufschwung genommen. Bereits befahren 96 Dampfer im Dienste der englischen Post alle Theile des Oceans. Ihr Gesammttonnengehalt beträgt 140,000 und die Kraft ihrer Maschinen ist gleich der von 36,000 Pferden. Das größte dieser Dampfschiffe ist die Scotia, welche auf der nordamerikanischen Linie fährt, 3871 Tons hält und Maschinen von 1000 Pferdekraft hat. Das kleinste Paketboot, die Vivid, fährt zwischen Dover und Calais; sie hat nur 300 Tons und 128 Pferdekraft.

Der Seepostdienst zerfällt in den einheimischen und auswärtigen: die Kosten, welche dafür dem Staate auflaufen, betragen jährlich gegen eine Million Pfund Sterling. Unter den englischen Dampferlinien ist die zwischen Irland und England, oder zwischen Holyhead und Kingstown eine der wichtigsten. Sie wird von vier großen Dampfern unterhalten, welche dem Staate eine jährliche Zulage von 85,900 Pfund verursachen.

Die für den außerenglischen Paketdienst bestimmten Dampfer durchfurchen jährlich die ungeheure Strecke von drei Millionen englischen Meilen. Da die Gesammtkosten des Staates sich auf eine Million Pfund belaufen, so kommt auf die Meile durchschnittlich 6 Schilling 4 Pence oder nach unserm Gelde etwas über 2 Thaler. Die durchschnittliche Geschwindigkeit der Paketboote beträgt 10 englische Meilen in der Stunde. Den Postdienst nach Indien und China versieht die „Peninsular and Oriental Steam navigation Company" gegen eine jährliche Entschädigung von 253,000 Pfund. Jede Woche geht ein Schiff von Southampton und ein zweites von Marseille ab. Die australische Post geht von England bis Ceylon, von wo andere Dampfer die Briefe weiter nach Sydney befördern.

Westindien kostet der Post doppelt so viel, als es einbringt und ruft einen jährlichen Verlust von 270,000 Pfund hervor. Für die nordamerikanische Linie sind acht Steamer bestimmt; jede Woche geht einer von Liverpool ab. Für den canadischen Dienst sind auch eigene Schiffe gemiethet. Der fernste Punkt, bis zu dem die englische Seepost geht, ist Auckland auf Neuseeland, 15,000 englische Meilen von Southampton entfernt.

Trotz der außerordentlichen Länge einiger Linien wird die vorgeschriebene Ankunftszeit der Schiffe fast so pünktlich eingehalten, wie jene der Bahnzüge und Postwagen. Nach dem letzten Postbericht ward die westindische Post auf St. Thomas genau in der Minute abgegeben, in der sie eintreffen sollte. Jamaica und Demaraca erhielten ihre Briefe wenige Minuten nach der vorgeschriebenen Zeit. Um zwei Stunden verzögerte sich bei 9000 Meilen Entfernung die Abgabe der Briefe von Valparaiso.

Unglücksfälle sind Seltenheiten auf diesen Postlinien. Aber 1862 war ein Unglücksjahr, in dem fünf kostbare Dampfer zu Grunde gingen.

Der Getreidehafen Rostow am Don. Wir entnehmen der bereits von uns mehrfach erwähnten „Russischen Revue" von Wilhelm Wolfsohn, welche seit dem neuen Jahre in erweiterter Gestalt erscheint und manche schätzbaren Beiträge zur Kunde Rußlands enthält, folgende Notiz über das rasche Emporblühen des genannten Hafenplatzes.

Wir haben, sagt die R. Revue in einer Korrespondenz, die Zeit noch im frischen Angedenken, wo das kleine, wenig bekannte Städtchen Rostow aus unförmlichen Hütten mit Schilfdächern bestand, die engen Straßen mit hohem Steppengras bewachsen waren und, in Ermangelung der Menschen, Kälber, Schweine und andere Thiere in denselben umherspazierten. Haupthandelsgegenstand waren damals nur Fische, und auf dem schmutzigen Marktplatze standen gegen 30 Buden von Baumrinde. Jetzt sind an die Stelle jener Hütten ganze Straßen mit großen Häusern von moderner Architektur getreten; die Buden von Baumrinde sind durch steinerne Bazare ersetzt und die Straßen mit Pflaster und Trottoir versehen worden. Im Don spiegelt sich ein Mastenwald wieder und gegen 1000 Barken kommen aus dem obern Theile des Flusses herbei. Den ersten Anstoß zu dieser merkwürdig schnellen Hebung des Ortes gab die Ansiedelung der Ackerbauer aus den inneren Gouvernements auf der kaukasischen Linie. Dieselben verkauften ihre Erzeugnisse zu guten Preisen in Rostow. Als die taganrog'schen Kaufleute sahen, daß der Handel so gut ging, übersiedelten sie nach Rostow oder legten hier Comptoire an. So ist Rostow jetzt ein wichtiger Platz für den Ausfuhrhandel und der Mittelpunkt für den Absatz der Produkte des Landes der donischen Kosaken, der Gouvernements Jekaterinoslaw, Woronesch und Saratow, der nogaischen und kalmükischen Nomaden und eines Theils von Sibirien. Im Jahre 1836 betrug der Werth der ausgeführten Waaren 153,595 Rubel; im Jahre 1862 sind aber schon Waaren für 9,235,686 Rubel ausgeführt worden.

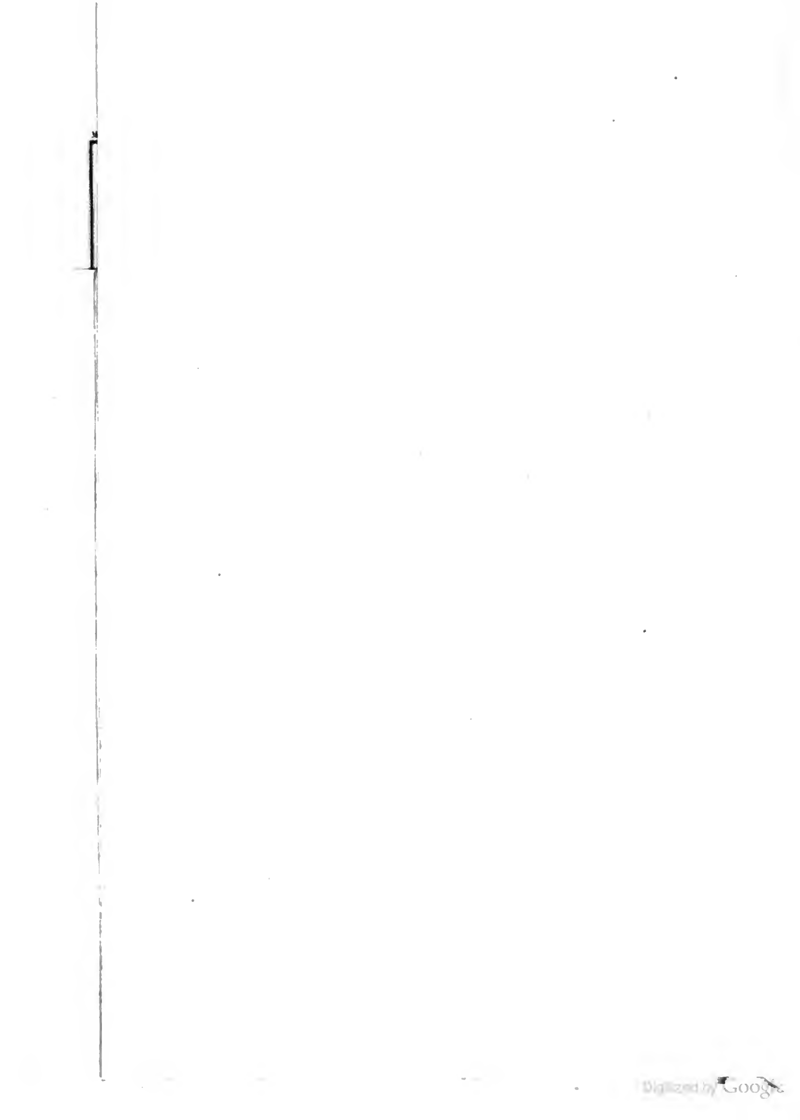
Brasilianische Baumwolle. Bei der jetzigen Baumwollenkrise sind folgende statistische Angaben über die Ausfuhr von Baumwolle aus Brasilien von Interesse:

Im Finanzjahre von Juli 1860 bis Juli 1861 exportirten die verschiedenen brasilianischen Provinzen folgende Quantitäten Baumwolle:

Bahia . .	5,090	Arroban	(zu 32 Pfd.)	im Werth	von	97,558,245	Reis
Pernambuco	78,566	„	„	„	„	624,825,626	„
Maranhaõ .	207,264	„	„	„	„	1,440,827,967	„
Parahyba .	180,254	„	„	„	„	1,273,233,152	„
Ceará . .	58,728	„	„	„	„	419,810,372	„
Alagôas . .	130,443	„	„	„	„	823,251,281	„

Die übrigen Provinzen führen nur wenig Baumwolle aus, obschon dieselbe in allen Gegenden des großen Reiches ganz vortrefflich gedeihet. Im Jahre 1863 hat die Kultur dieser Pflanze in Brasilien bedeutend zugenommen. v. K.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

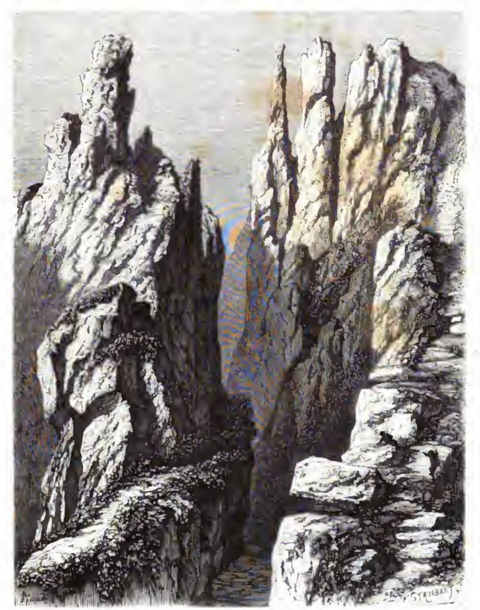


Das Harzgebirge.

II.

Thale und die Roßtrappe. — Von Harzburg nach Wernigerode. — Der Götze Krodo. — Die Harzburg. — Wodansdienst. — Flora und Fauna des Harzes. — Die Grafschaft Wernigerode. — Ilsenburg. — Wernigerode. — Die Jagd am Harze. — Der Brocken. — Aelteste Brockenliteratur. — Geognostische Beschaffenheit. — Name des Brockens. — Fauna und Flora des Brockens. — Meteorologische Verhältnisse. — Brockengespenst. — Walpurgisnacht.

Der Endpunkt der halberstädter Eisenbahn liegt dicht am Fuße des Harzes bei dem Dörfchen Thale. Wohl



Die Roßtrappe. (Originalzeichnung von Stroobant.)

wallfahrteten auch in früherer Zeit große Schaaren Fremder nach dem kleinen Orte, um sich an den Naturschönheiten der Umgegend zu erfreuen; ihre Zahl erscheint aber klein gegen die Karawanenzüge, welche jetzt oft, namentlich an Sonntagen und Feiertagen, das Dampfroß nach Thale mit sich führt. Da ist es Einem, als ob man sich in Ver-

lin oder Magdeburg selbst befinde, denn wo man hin horcht, vernimmt man den berliner Dialekt, man zweifelt daran, in einem plattdeutschen Dorfe zu sein. Und damit der Eindruck ja recht täuschend sei, steht dicht beim Bahnhof ein großes modernes „Hôtel", eine Gastkaserne mit mehr als 100 Zimmern, aus welchem ein Schwarm von Kellnern dem Reisenden entgegenstürzt und ihm, der meist nach einem einfachen Harzwirthshause sucht, die Romantik der Gegend verleidet.

Bei Thale ist klassischer Boden; altheidnische Reliquien, Todtenurnen und dergleichen fand man in großer Menge. Hier wurden auch Schlachten geliefert, die auf Deutschlands Geschick von entschiedenem Einflusse waren. Zu Warnstädt, eine Stunde von Thale, wurden 1113 der Pfalzgraf Siegfried bei Rhein und der Graf Wiprecht von Groitsch von dem Getreuen des Kaisers Heinrich V., dem kühnen Grafen Hoyer von Mansfeld, überfallen. Nach einer tapfern Gegenwehr erhielt Siegfried eine tödtliche Wunde und Wiprecht kam in die Gefangenschaft des Kaisers. Zwei Jahre später, im Februar 1115, lieferte der Kaiser einige Stunden weiter ostwärts am Welfesholz eine zweite Schlacht, die aber durch den ungestümen Muth des Mansfelders verloren ging.

In dem kleinen Dorfe herrscht viel Industrie; ein großes Walzwerk, Blechhütte genannt, liefert das gute und geschmeidige harzer Eisen; außerdem sind dort bedeutende Oelmühlen, die Obstbaumzucht steht in hoher Blüthe und in dem benachbarten Hubertusbade sprudelt ein reicher Soolbrunnen, bei dem schon 1549 ein, später eingegangenes, Salzwerk angelegt war.

Das ist es aber Alles nicht, was den Freund der Natur in Thale anzieht. Eine Stunde weiter westlich liegen die großartigen Felsen der Roßtrappe, welche nächst dem Brocken für die größte Merkwürdigkeit des Harzes gelten.

Isolirte Graniterhebungen sind es, die den geologischen Charakter des Harzes wesentlich mit bestimmen. Eine solche beginnt an der Selke bei Mägdesprung, setzt in der Richtung von Südosten nach Nordwesten fort und erhebt sich bald im Ramberge, 2045 Fuß, zu ihrem Höhenpunkt; von hier behält dieser Granitstreifen immer nordwestliche Richtung bei, bis er bei Thale von der Bode durchbrochen wird und hier die majestätischen Felsen der Roßtrappe bildet. Diese bestehen aus einem außerordentlich festen und grobkörnigen Granit, der fester als selbst der Brockengranit ist. Schörl, Quarz und Eisenstein finden sich darin als Gangmassen, eben so eine Menge seltener Mineralien.

Geht man im Bodethale aufwärts, so erstaunt man über die außerordentliche Menge von den Felswänden abgerissener Gesteinstrümmer, mit denen das Flußbett übersäet ist, und über welche die Bode munter dahin rauscht. Die Felsen stehen zu beiden Seiten wie Thürme in die Höhe, einzelne 800 bis 1000 Fuß hoch. Lange muß man die zerspaltenen grauen Massen anschauen, um einen bleibenden Eindruck zu gewinnen; bald erscheinen sie wie die Thürme gothischer Kirchen, mit allerlei Laubwerk und Strebepfeilern versehen, bald erkennt man Schlösser, mit Zinnen besetzte Mauern und seltsame Gestalten. So gleicht die Bülowshöhe auf einem in das ungeheure Thal hineinspringenden Granitkegel einem kolossalen Adlerhorst; als senkrechte Riesenmauer ist endlich die wirkliche Roßtrappe in das Bodethal hineingeschoben, wodurch der Fluß gezwungen wird, in weitem Bogen um sie herumzufließen. Die äußerste Granitklippe, auf ihrem Gipfel kaum sechs Fuß breit, mit einem schützenden Geländer umgeben, steigt auf drei Seiten frei aus der grausigen Tiefe 600 Fuß senkrecht vom Spiegel der unten rauschenden Bode, und fast 1400 Fuß über dem Meere, empor. Auf dieser Spitze zeigt sich auch der große Abdruck eines Pferdehufes, die Roßtrappe, welche ein Spiel der Natur oder auch durch Kunst entstanden sein mag.

An sie knüpft sich folgende, mit einigen Abänderungen häufig erzählte Sage: Bodo, der Böhmenkönig, hatte die schöne Brunhildis sich zur Braut erkoren; sie aber verschmähte den rohen Wütherich und suchte auf schnellem Rosse seiner Umarmung zu entfliehen; der von heißer Liebe Entbrannte folgte über Berg und Thal der Flüchtigen nach. Da langte das geängstigte Mädchen nach pfeilschnellem Ritte endlich auf jener Felsenplatte an, wo in der Walpurgisnacht die Hexen gerade ihren Rundtanz hielten, aber ein grausiger Abgrund versperrte den Weg. Vor ihr lag die bodenlose schwarze Tiefe, neben ihr sah sie das Grinsen der Hexen und hinter ihr her sprengte der racheschnaubende König. Da drückte die kühne Maid dem Rosse die Sporen in die Weichen und das edle Thier übersprang den Abgrund; aber der Stoß und Aufschlag seines Hufes war so gewaltig, daß er im Granitfelsen die Roßtrappe zurückließ. König Bodo wollte ihr nachstürzen, sein Roß sprang aber zu kurz und er fand in den Wogen des Flusses sein Grab, dem er hinfort den Namen gab.

Der Tanzplatz liegt gegen 200 Fuß höher als die Roßtrappe, etwa 850 Fuß über dem Bette der Bode, und bietet einen noch großartigern Ueberblick der wilden Felsmassen dar. Zu ihm steigt man vom Waldkater aus auf einer Riesentreppe, die wohl aus mehr als 1000 rohen Granitstufen besteht, hinan. Er ist der höchste Punkt am Vorharze und wegen der Aussicht, die er einestheils ins Bodethal und nach den Felsen der Roßtrappe, anderntheils nach dem Brocken und in die lachende Ebene von Quedlinburg gewährt, weit und breit berühmt.

Bei der Fruchtbarkeit des Granitbodens und bei der fortwährenden Befeuchtung der Felsen findet die Vegetation reiche Nahrung. Nicht nur Flechten und Moose, Saxifragen und Farrnkräuter, sondern auch Tannen und Fichten, Birken und Elsbeeren treiben zwischen den Felsspalten hervor und geben dem starren Gestein Schmuck und Leben.

Von Harzburg nach Wernigerode.

Die Lokomotive „Krodo" hatte mich von Braunschweig nach Harzburg geführt. Vor noch nicht langer Zeit waren die drei braunschweigischen Dörfer Neustadt, Bündheim und Schlewecke, welche jetzt den mächtig aufblühenden Flecken Harzburg bilden, klein und unbedeutend. Seit die Eisenbahn dorthin geht, hat sich aber Alles gehoben; Harzburg ist der am meisten besuchte Ort am Gebirge und von hier aus führen die bequemsten Straßen nach allen Richtungen hin.

Schon der Name unserer Maschine hätte uns einen Harzvorgeschmack geben können, wenn nicht der alte Brocken uns von Braunschweig an so freundlich entgegen gewinkt hätte. Krodo war ein alter Sachsengott, verwandt dem Saturn der Griechen und Römer. Seine Altäre standen auf der Harzburg und wurden, so lautet die Sage, von Karl dem Großen zertrümmert. Abgebildet wurde er auf einem stacheligen Fische stehend, mit dem Rade in der Linken, mit einem Fruchtkorbe in der Rechten; nach einigen soll sein Name die Verstümmelung des niederdeutschen Wortes „de Grote", der Große, sein. Rinder und Menschenblut wurden ihm geopfert, der angebliche Opferaltar aber wird noch in Goslar aufbewahrt. Die Existenz eines Sachsengottes Krodo ist von vielen, namentlich Delius, angefochten worden. Die alte Kronika fan Sassen, von Botho, erzählt aber von einem Götzen, welcher dem Saturn ähnlich war und auf der Hartesburg stand. Merkwürdig ist das alte

überlieferte Bild von ihm. „Wie hier slavische Vorstellungen einzugreifen scheinen und wie dieser Saturn und Krodo mit *Sitivrat* (Siebdreher), auch wohl gleich mit *Kolovrat* (Raddreher) sein könnte, ist nicht unwahrscheinlich. Beide, Rad und Sieb, laufen um und es lag ein alter Zauber im *Siebdrehen*. Slavische Mythologen haben Sitivrat mit dem indischen Satjavrata, der aus einer großen Wasserfluth in Fischgestalt durch Vischnu errettet wird, zusammengehalten. Krodo steht auf einem Fische — und Gott Vischnu wird mit Blumenkränzen um den Hals und in seiner Hand ein Rad tragend vorgestellt.“ Das sind jedenfalls beachtenswerthe Anzeichen, die bei der Uebereinstimmung, welche in der Mythologie der indogermanischen Völker nachgewiesen worden ist, nicht außer Acht bleiben dürfen.

Eine ergötzliche Ansicht über den Krodo hat von Rohr, den wir bereits mehrmals anführten. In seinen „Merkwürdigkeiten des Ober-Hartzes“ (1739) sagt er: „Dieser abscheuliche Götze Krodo soll so viel bedeutet haben, als der große *Odom* oder *Adam*, von welchem die Heyden etwas gehöret und ihn göttlich verehret hätten. Man hätte nachgehends den Nahmen Adam weggelassen und ihn nur den Groden (Großen) benannt. Man meynet, dies schiene um so glaublicher, weil die alten Sachsen die Mutter Adams und seiner Nachkommen die Grosse oder Grode Herta oder Erde göttlich verehret, und also soll auch die Hartzburg ihren Gedanken nach die Benennung hiervon erhalten haben, und so viel bedeuten als Hertesburg, weil man die Hertam, die Mutter des großen Odom oder des Groden, hier angebetet.“

Der *Burgberg* tritt frei und unmittelbar aus der Ebene hervor; er ist bequem selbst mit Wagen zu erreichen. Seine Höhe über dem Flecken *Harzburg* beträgt 500 Fuß. Dieser gewinnt allmälig ein städtisches Ansehen. Nach Norden zu schweift der Blick in die gesegnete norddeutsche Ebene, wo am Horizont die stolzen Thürme Braunschweigs emporragen; nach Süden überschaut man die Wälder und Berge des Harzes, übergipfelt vom Vater Brocken.

Von den Mauern der alten Kaiserpfalz, die Heinrich IV. gegen die Sachsen hier errichtete, ist wenig erhalten. Schon im Jahre 1074 zerstörten die tapferen Sachsen, an ihrer Spitze Herzog Magnus und Otto von Nordheim, diese Zwingburg wieder, und an ihrer Stelle erhebt sich jetzt ein großes Wirthshaus, welches allen Ansprüchen vollkommen genügt; es gilt mit Recht für die trefflichste Herberge weit und breit. Dort oben auf der Harzburg ist „Alles vortrefflich“, selbst die Berliner unterlassen dort das bei ihnen übliche, unangenehme Nörgeln und Tadeln.

Wie der Burgberg schon durch seine Lage eine hervorragende Stelle unter den Harzbergen einnimmt, so knüpft sich auch besonders an ihn die schöpferische Volkssage und die Geschichte. Er ist, und nicht der Brocken, der alte *Artisberk der heidnischen Sachsen*. Und wenn über die Verehrung des Krodo auf dieser Höhe die Zeugnisse dunkel und verworren lauten, so sind sie desto sicherer über die Opfer, welche hier dem *Wodan* gebracht wurden. Im Rathhausarchive zu Goslar findet man die alt-niederdeutsche Gelübdeformel, welche unsere Vorfahren den Priestern auf dem Burgberge nachsprachen. Sie lautet: „*Hilli Kroti Woudana, ilp osk un osken pana Witekin ok kelta of ten aiskena Karelui ten slaktenara. Ik tif in ur un tu skapa un tat rof. Ik slakte ti all Fanka up tinen iliken Artisberka.*“ Zu Hochdeutsch: „Heiliger, großer Wodan, hilf uns und unserem Hauptmann Wittekind, auch den Unterfeldherrn gegen den abscheulichen Karl, den Schlächter. Ich gebe Dir einen Auerochsen und zwei Schafe und den Raub. Ich schlachte Dir alle Gefangenen auf Deinem heiligen Harzberge.“ Bestätigt wird dieses Gelübde durch eine Entsagungsformel, die ein sächsischer Adeling bei seiner Taufe leisten mußte und die uns auch noch erhalten ist. In ihr entsagt er ausdrücklich dem „*Woudanabelta up Artisberka*“, dem Wodansbilde auf dem Harzberge.

Eine schöne breite Straße führte mich durch den herrlichen *Schimmerwald* nach Osten hin dem Städtchen *Ilsenburg* zu. Zur Linken schmiegten sich die herrlichsten Wiesen und Ackergründe an die waldbestandenen Berge. Munter rauschte die *Ecker* durch den Wald; sie bildet die Grenze zwischen braunschweigischem und preußischem Gebiete. Hier ist schon die beste Gelegenheit geboten, die Flora des Harzwaldes zu studiren. Die prachtvolle *Rothbuche*, nächst der Fichte der wichtigste Harzbaum, waltet vor. Sie ist am Unterharze Herrscherin und überschattet weit über ein Drittel seiner Waldflächen. Dazwischen stellt sich die feste buschige *Hainbuche*, welche als Heisterpflanzung trefflich gedeiht. Als Unterholz in allen Mittelwaldungen zeigt sich die *Birke*, schon seltener wird die *Eiche*, die eines zu langen Umtriebes bedarf, ehe sie völlig ausgewachsen ist. Häufiger als früher steigt jetzt auch die düstere *Fichte* aus ihrer dünnen und kalten Bergregion in die Thäler des Unterharzes herab. Ihr eigentliches Gebiet ist der Oberharz; dort gibt sie den tiefen Thälern und hohen Bergen durch die schwarzgrünen, einförmigen, langhinziehenden Massen den düstern, ernsten Charakter. Die kahlen Bergkuppen sind ihr sicheres Eigenthum, sie werden mit der Zeit alle von ihr überzogen; nur den unheimlichen Moor- und Torfgrund verschmäht sie noch. Jetzt schon ist sie Besitzerin von zwei Dritttheilen des Oberharzes und steigt erobernd immer weiter. Auf Bergen von 2800 Fuß Höhe, im tiefen Thale, in dünnster Bodenkrume, sich anklammernd mit zartem Wurzelgeflecht um Fels und Geklüft, an kalten und klippigen Höhen, nimmt sie vorlieb. Ihr seltener Genosse ist die *Edeltanne*, die mehr zur Zierde und als Chausseeeinfassung kultivirt wird. Aber diese edlen Bäume und namentlich die Nadelhölzer haben auf dem Harze auch große Feinde. Zunächst die *Borkenkäfer*, welche jetzt noch große Verheerungen anrichten, wenn sie auch, bei der sorgfältigen Aufsicht der tüchtigen harzer Forstleute, nicht mehr solchen Schaden anrichten, wie im verflossenen Jahrhundert, wo in den achtziger Jahren in den hannoverschen Forsten durch sie allein 15,196 Waldmorgen zerstört wurden. Dann rasen furchtbare *Stürme* gegen den Wald an; da oft in der dünnen Krume, welche die Felsen bedeckt, die Bäume nicht gehörig Wurzel fassen können, so entsteht durch den Wind großer Schaden. Die großen Stürme von 1800 und 1801 haben im Elbingerödischen allein über 300,000 Bäume umgeworfen. Auch der *Schneebruch* lichtet die Reihen im Hochgebirge und macht mitten im Dickicht lichte Plätze.

Reich an seltenen Pflanzen, die den Botaniker erfreuen, ist der *Schimmerwald*, sowie der ganze Harz. Man zählt weit über 1300 Phanerogamen, welche in dem kleinen Kreise aufgefunden worden sind. Aber dieser Reichthum ist erklärlich durch die mannigfache Abwechselung der Gebirgsarten, die von zahlreichen kleinen Bächen und Flüssen durchschnitten werden. Der meistens aus verwittertem Granit, Grauwacke und Thonschiefer gebildete Boden ist dem Pflanzenwuchs auch sehr günstig. Durch besondern Reichthum an seltenen Pflanzen zeichnet sich namentlich das *Bodethal* aus. *Alpenpflanzen* findet man an der Südseite des Harzes und am Brocken. Unter den *Moosen* zählt der Harz zwei Arten: Jungermannia Kunzii und Fimbriaria umbonata, die ihm ganz allein angehörig und noch an keinem andern Orte beobachtet worden sind.

An dem freundlichen Dorfe *Stapelnburg* vorüber, bei welchem die Ruine des frühern Schlosses liegt, führt uns der Weg nach dem Städtchen *Ilsenburg*, das schon zur *Grafschaft Wernigerode* gehört. Von dieser ist



Das Rathhaus zu Wernigerode. (Originalzeichnung von Stroobant.)

in der jüngstverflossenen Zeit wieder mehrfach die Rede gewesen, da der König von Preußen den Grafen von Stolberg, welchen Wernigerode gehört, einen großen Theil ihrer alten Privilegien zurück gegeben hat und so einen kleinen Staat im Staate schuf. Seit uralten Zeiten sind *Stolberge* am Harze begütert. Sie hatten Reichsstandschaft durch dreifache Theilnahme an der wetterauischen reichsgräflichen Curialstimme im Reichsfürstenrathe und Kreisstandschaft im obersächsischen Kreise. Schon zu Reichszeiten befanden sich die stolbergischen Lande unter kursächsischer, brandenburgischer und kurbraunschweigischer Landeshoheit, hatten aber so bedeutende Gerechtsame, daß sie eine untergeordnete Landeshoheit gleich den späteren Mediatisirten ausübten. Statt preußischer Beamten findet man daher auf der Grafschaft meist stolbergische, und neben dem preußischen Adler erscheint der schwarze Hirsch im goldenen Felde als Wappen der Grafen. Augenblicklich residirt in Wernigerode der junge Graf Otto. Die ganze Grafschaft umfaßt etwa

fünf Geviertmeilen mit 20,000 Einwohnern; dazu gehören über 40,000 Morgen Wald, worunter der Brocken, und fast 50,000 Morgen Feld.

Ilsenburg zählt 2500 Einwohner. Seine Entstehung die Ilse von allen anderen Gewässern des Harzes durch ihren heitern, leichten, jugendlichen Sinn. Dabei hat sie etwas Vornehmes, als wäre sie sich ihrer hohen Abkunft bewußt. Sie entspringt zwischen dem Brocken und Renneken-



Der Brocken. (Originalzeichnung von Stroobant.)

verdankt es einer kaiserlichen Burg, welche Heinrich I. gegen die „Hunnen“ anlegte, seine Berühmtheit aber dem über alle Beschreibung reizenden Thale der Ilse, welches Heine besang, und wo der mächtige Ilsenstein emporragt, an den sich eine der schönsten Harzsagen von der Prinzessin Ilse knüpft.

Jeder Fluß hat seinen Charakter. So unterscheidet sich

berg, tanzt und hüpft in jugendlicher Frische durch Erlengebüsch und düstere Fichtenwaldungen, stürzt sich dann in malerischen Wasserfällen von Fels auf Fels, schlängelt sich zwischen bemoostem Gestein hindurch und spielt mit den munteren Forellen und legt sich wie ein silberner Schleier um den Ilsenstein. Dann geht sie durch das schöne Ilsethal, treibt nun, ruhiger geworden, Mühlen, Eisenhämmer

und Hochofengebläse, bewässert dann die fruchtbaren Auen der Ebene und vereinigt sich unweit Wolfenbüttel mit der Oker.

Eine kleine Stunde von Ilsenburg im Thale steht der majestätische Ilsenstein, ein Granitfelsen, hoch oben gekrönt von einem Kreuze. An ihm vorbei führt der schönste und kürzeste W.g nach dem Brocken. Wir schlagen ihn aber nicht ein, da wir noch Wernigerode, die Residenz der Grafschaft, besuchen wollen.

Auf dem Wege nach dem nahen Wernigerode ist nur das Dorf Drübeck durch eine alterthümliche Stiftskirche bemerkenswerth. In ihr finden wir Ueberreste des Basilikenstyles im allmäligen Uebergange zum Byzantinischen.

Das Städtchen Wernigerode macht einen überaus wohlthuenden und angenehmen Eindruck. Ganz abgesehen von der herrlichen Lage, die es mit vielen anderen Harzstädten theilt, entzückt es durch die Reinlichkeit und Freundlichkeit, die uns schon in seiner Umgebung entgegentritt. Da sind feste, ebene Straßen, mit Obstbäumen bepflanzt. Munter rauscht die Holzemme dahin; ein altes Thor mit Thurm, davor eine Brücke, gibt uns schon einen Vorgeschmack von dem anheimelnden Alterthum, das uns in einem Theile der Stadt entgegen tritt. Hoch oben über ihr ragt das alte Schloß in die Lüfte hinein. In den vierziger Jahren zerstörte eine große Feuersbrunst die Hälfte Wernigerode's; dieser Theil ist modern wieder aufgebaut. In dem alten Theile dagegen findet man noch krumme, winklige Straßen mit schlechtem Pflaster und niedrigen Häusern aus Fachwerk, darunter aber manche mit köstlichen Resten altdeutscher Holzschneidekunst. Ich erinnere mich, im Sommer 1863 lange Zeit ein Haus betrachtet zu haben, in dem jetzt ein Seiler wohnt, welches von unten bis zum Dach ganz mit geschnitztem Tafelwerk belegt ist. Da sieht man neben Krokodilen, Kameelen, Drachen und allerlei fremdartigen Thieren, Menschen in verschiedenen Beschäftigungen, gut komponirte Scenen, die photographirt und weiter veröffentlicht zu werden verdienten, ehe noch die Unbilde des Wetters die jetzt schon beschädigten Schnitzereien ganz zerstört. Eine treffliche Abbildung des alterthümlichen Rathhauses am Marktplatze gibt unser Holzschnitt nach Stroobant's Zeichnung. Die spitzen Dächer und Thürme, der Riegelbau und die aus Holz geschnitzten Figuren versetzen uns ins Mittelalter zurück. Ueber dem Eingange steht das humoristische Denksprüchlein:

> Einer acht's,
> Der Andre verlacht's,
> Der Dritte betracht's,
> Was macht's?

Zum Schlosse führt ein breiter Fahrweg hinauf. Es liegt 400 Fuß über der Stadt und dient dem regierenden Grafen als Wohnsitz. Es ist ein stattliches, gut erhaltenes Gebäude mit drei Thürmen, das die ganze Gegend beherrscht. Ausgezeichnet ist die Sammlung der Bildnisse von Grafen des Hauses Stolberg; merkwürdig eine im Jahre 1760 angelegte meilenlange Wasserleitung, die das reine Quellwasser aus dem Gebirge in einen großen Wasserbehälter führt.

Beim Schlosse liegt ein großer Thiergarten, in dem zahme Hirsche und Rehe äsen. Von jeher waren die Grafen von Stolberg, die ja einen Hirsch im Wappen führen, dem edlen Waidwerk zugethan. Und ist es auch mit dem Wildreichthum nicht mehr so beschaffen, wie früher, so zeichnet sich doch das wernigerodische Gebiet durch einen sorgsam gehegten Wildstand aus. Namen wie Wolfsgrund, Bärenbruch, Auerberg &c. am Harze deuten auf das Vorkommen jener jetzt dort ausgerotteten Thiere. Im Jahre 1817 ward bei Wernigerode der letzte Luchs geschossen, den man dort noch ausgestopft vorfindet. Bei Seesen, auch am Harze, aber an der Westseite, ward 1818 noch einer erlegt — der letzte in Norddeutschland überhaupt. Noch schleicht, wiewohl selten, die wilde Katze umher. Der Stand an Hirschen und Rehen bleibt immerhin, namentlich im braunschweigischen Gebiete, ein bedeutender und liefert den verrufenen Wilddieben von Benneckenstein einen namhaften Gewinn.

Füchse und das kleinere Raubgesindel sind am Harze häufig. Auerhähne und Birkhähne mangeln nicht; der Vogelfang beschäftigt viele Leute. Hunderte von Drosseln werden oft an einem Tage in Schneusen und Sprenkeln gefangen und als Leckerbissen versandt. Der Fang mit Leimruthen und auf dem Vogelheerde verschafft besonders dem betriebsamen Oberharzer seine Singvögel, die weithin berühmt sind und viel Geld einbringen.

Die Fauna des Harzes ist überhaupt, wenn man das kleine Gebiet in Betracht zieht, eine reiche zu nennen. Wasserthiere erscheinen freilich wenig. Als sehr seltener Gast kommt der Nörz vor (Foetorius Lutreola), der noch 1852 in der Grafschaft Stolberg gefangen wurde. Reiche Ausbeute findet namentlich der Entomolog unter den Käfern und Schmetterlingen des Harzes.

Von Wernigerode führt ein Fußweg durch das Thal der Holzemme nach dem Brocken, den man in vier Stunden erreichen kann. Die Holzemme drängt sich eine halbe Stunde Wegs zwischen hohen Felsmassen in kleineren und größeren Wasserfällen über mächtige Steinblöcke. Das ist die sogenannte Steinerne Renne. Der Anblick des brausenden und schäumenden Wassers, das in hastiger Ungeduld zwischen die Spalten sich drängt und über das graue Gestein stürzt, gewährt einen zauberischen Anblick. Höher hinauf wird die Gegend immer wilder und unheimlicher. Gestürzte Tannen sind mit Moos überwachsen; ungeheuere Felsblöcke ruhen auf sumpfigem Boden. Das ist die Hölle, die auf halbem Wege zum Brocken hin liegt.

Der Brocken.

> Dort, wo der steile Harz, den ew'ge Kälte deckt,
> Sein moosig altes Haupt in graue Wolken steckt,
> Manch unabsehlich Thal durch Klippen sich ergießet,
> Und mancher harte Fels ein Peru in sich schließet,
> Das keuchend bei der Last, der schwarze Bergmann gräbt,
> Halb nackt sich kärglich nährt und doch zufrieden lebt,
> Wo nie Pomona wohnt, und Aeolus regieret,
> Und bald ein Wanderer, bald ein Genie erfrieret;
> Dort hebt aus dunkler Nacht, aus Sträuchen, Moos und Moor
> Ein königlicher Berg sein stolzes Haupt empor.

So besingt im Jahre 1785 in seiner „Abhandlung vom Brocken" Chr. Fr. Schröder den berühmten Berg, um dessen Erforschung er nicht geringe Verdienste hat. Noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinein gehörte es zu den Wagnissen, den Brocken zu ersteigen. Heute kann man die Reise nur noch einen Spaziergang nennen, denn seit im Jahre 1835 selbst preußische Artillerie mit vollständig bespannten Geschützen auf dem Brocken war, sieht Niemand mehr etwas Gefährliches in der Besteigung desselben. Die Wege zum Gipfel sind so gut, wie man sie nur unter den vorliegenden Umständen wünschen kann und oben ist für all und jede Bequemlichkeit gesorgt. Führer zum Brocken sind überall angestellt; sie bringen gegen eine bestimmte Vergütung Reisende und Gepäck hinauf. Es sind nicht mehr, wie von Rohr im Anbeginn des verflossenen Jahrhunderts klagte, „liederliche und versoffene Männer, die sich dem Reisenden gegen ein Trinkgeld anbieten, die Straßen selbsten nicht wissen und wenn Noth an Mann gehet, sich verlaufen und den Reisenden allein lassen".

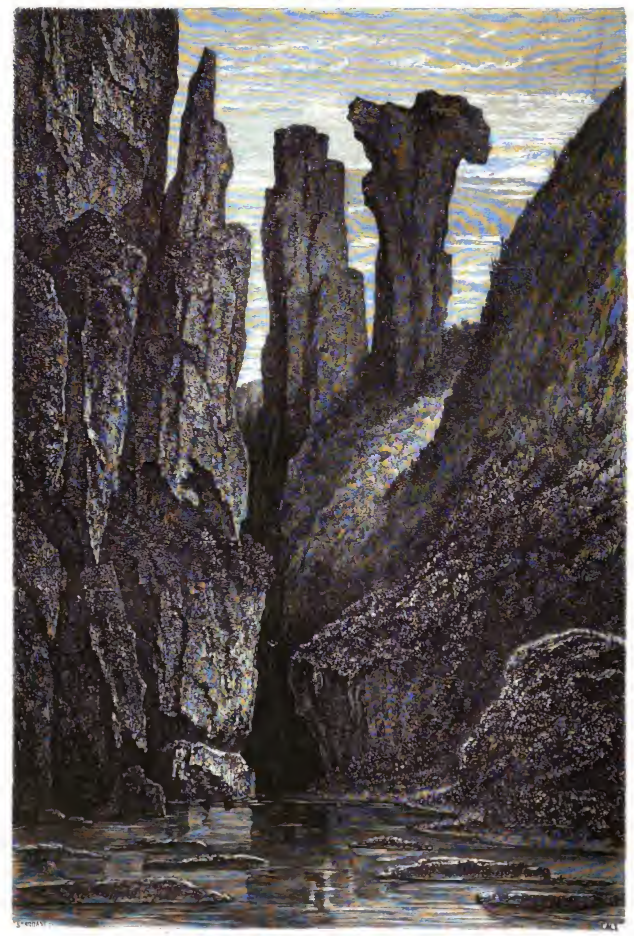
Die älteste Beschreibung einer Ersteigung des Brockengebirges finden wir in dem jetzt selten gewordenen Buche: Blockes=Berges Verrichtung oder ausführlicher geographischer Bericht, von dem hohen trefflich alt= und berühmten Blockes=Berge, insonderheit von der Hexenfahrt, und Zauber Sabbathe, von M. Johanne Praetorio, Poeta laureato Caesareo. Leipzig 1668. Obgleich das Buch weniger vom Brocken selbst, als von dem tollen Teufels= und Hexenspuk, der dort herrscht, zu erzählen weiß, so ist doch die Beschreibung der Besteigung des Berges schon darum interessant, weil sie uns zeigt, daß der Gipfel des Brockens schon in der Mitte des 17. Jahrhunderts kahl war und daß sich überhaupt an dem Berge bis zum heutigen Tage wenig verändert hat.*) Freilich die wilden Thiere: Wölfe, Bären und Wildschweine, die Praetorius am Brocken gesehen haben will, kommen jetzt nicht mehr vor.



Brockenführer. (Originalzeichnung von Stroobant.)

Der Brocken ist durch blasenförmig aufgetriebenen Granit gebildet worden, und jetzt noch zeigt er sich von manchen Seiten wie eine beinahe regelmäßig gebildete Halbkugel. Es ist eine geologische Phantasie, wenn man annimmt, daß er früher eine ungeheure Felspyramide gewesen sei, die durch Erdrevolutionen zusammenbrach, so daß überallhin noch die Trümmer — Brocken — davon sichtbar sind. Leopold von Buch, unser größter deutscher Geologe, zeigte in seiner klassischen Abhandlung „über Gneiß und Granit", daß der Brocken aus schalenförmigen Absonderungen besteht. Die oberste Schale ist geborsten und in die Millionen einzelner Trümmer zertheilt, welche jetzt als Blöcke

*) „Auf dem Berge oben waren gantz keine Bäume, sondern alles mit langem Gras, Kräutern und Wurtzeln bewachsen, alles sumpficht, morastig und voll Moos, aber recht oben entspringet ein schöner, klarer und gesunder Brunnquel, so gar einen guten Geschmack im Trinken hat."



Der Hexentanzplatz. (Originalzeichnung von Stroobant.)



Ein Brockengespenst. (Originalzeichnung von Stroobant.)

auf dem Gipfel und in der Umgebung herumliegen und dem Berge allerdings den Namen gaben. Denn **Blocksberg** und **Brocken** bedeuten dasselbe; die erstere Form ist die niederdeutsche. Besagter hochgelahrter leipziger Magister Prätorius leitet den Namen aber von „dem **höllischen Bocke**, so in der Walpurgisnacht dort oben getbronet", ab. Sein Aufwand von Gelehrsamkeit, um diesen Blödsinn zu beweisen, ist ein ungeheurer und wenig alte griechische oder lateinische Klassiker werden dabei nicht citirt. Es ist ein schlagendes Beispiel, wie sich unsere Alten beim Etymologisiren oft verirren konnten.*)

Außer den Sagen und Spukgeschichten, die sich an den Brocken knüpfen, ist es namentlich seine imposante Erscheinung, die ihn weithin bekannt gemacht hat, denn von Ilsenburg bis zum Brockenhause steigt das Gebirge auf einer horizontalen Grundlinie von etwa 21,000 Fuß rasch 2800 Fuß. Gerade dieser schnellen Erhebung verdankt der Brocken seine Berühmtheit, denn seine absolute Höhe ist im Vergleich zu anderen Bergen immer nur unbedeutend. Seine Grundfläche hält etwa zwei Geviertmeilen, die Höhe über der Nordsee beträgt nach der besten Messung 3508 Fuß, der Umfang des Gipfels eine Stunde. Aeltere Angaben sprechen dem Brocken eine Höhe von über 5000 Fuß zu, während ihn de Luc auf 3268 Fuß berechnet.

Die ganze **Kuppe des Brockens** ist wie mit Granitblöcken übersäet; für neugierige Touristen, die sich an sonderbaren Bildungen der Natur erfreuen, sind besonders der **Herenaltar**, die **Teufelskanzel** und das **Herenwaschbecken** bemerkenswerth. Jedenfalls aber ist es für den wissenschaftlichen Reisenden von mehr Belang, sich mit der Flora, Fauna und den meteorologischen Verhältnissen des Berges bekannt zu machen und nicht nur, wie dies von so Vielen geschieht, über die durch Nebel getrübte Aussicht zu klagen.

Nach den Urtheilen der Forstleute ist an eine Bewaldung des Brockengipfels wohl nie mehr zu denken, so lange die Stürme mit ihrer Macht über den kahlen Scheitel dahin brausen, in dessen nacktem Granitgestein schwerlich je wieder Bäume Wurzel schlagen dürften. Erst eine Viertelstunde abwärts vom Gipfel fangen die Bäume an größer und stärker zu werden. Oben findet man verkrüppelte Exemplare der Fichte, Pinus abies, denen man es ansieht, daß sie sich mit Mühe und Noth gegen den Sturm und die Unbilden der Witterung halten; einzeln oder gruppenweise stehen Himbeeren, kleine Birkensträucher und die **Brockenweide**, Salix riparia. Dagegen zeigen sich unter den krautartigen Pflanzen manche Seltenheiten, die aber gerade wegen des rauhen Klima's hier gedeihen und mehr nordischer oder alpiner Natur sind. Im Ganzen zählt man bis jetzt 120 bis 130 Arten, unter denen die **Brockenblume** oder der **Herenbesen**, Anemone alpina, am hervorragendsten ist. Häufig gelangt sie im Jahre zweimal zur Blüthe; verbunden mit Rennthiermoos, Haidekraut und Sonnenthau bildet sie die Brockensträuschen, welche man beim Abschiede vom Berge dargereicht erhält. Außer den angeführten findet man noch die Zwergbirke, Betula nana (am Brockenkruge), den wilden Rosmarin, Andromeda polifolia, die Rauschbeere, Empetrum nigrum, die Moorbeere, Vaccinium uliginosum, die Moosbeere, Schollera Oxycoccos und die Alpendistel, Sonchus alpinus. Zu den größten Seltenheiten gehört ein bescheidenes Pflänzchen, das seine eigentliche Heimath auf den Bergen Schwedens hat, **die nordische Linnäe**, Linnaea borealis. Auch an seltenen Riedgräsern, Farrn und Bärlappen ist kein Mangel.

Stubenfliegen zeigen sich selten auf dem Brocken, Schmetterlinge und Käfer dagegen kommen in Menge vor. Durch das dürre Haidekraut raschelt die schwarze Eidechse, Lacerta crocea, und die Blindschleiche. Raubvögel sieht man oft noch hoch über dem Brocken ihre Kreise ziehen. In den tiefern Lagen balzt der Auerhahn in den Lenzmonaten, findet sich das Haselhuhn und flöten die Drosseln. Um die Kuppe schwärmt die große Mauerschwalbe und die wilde Gans; Storch und Kranich lassen bei ihrem Zug den Brocken unter sich liegen.

Unter den Säugethieren hat sich der **Maulwurf** hier ein steiniges Bett gewählt; die allbekannten Plagegeister Ratte und Maus fehlen auch nicht; zuweilen erscheinen Marder, Eichhörnchen, Hasen, Wiesel und der Edelhirsch, und gar häufig bieten sich oben die Füchse gute Nacht.

Das ist der kleine Kreis lebender Wesen, welcher den Brocken während der wenigen Sommermonate bevölkert; im Winter verschwindet auch er und unförmliche Schneemassen hüllen dann die wenigen Menschen, die einzigen lebenden Wesen, im **Brockenhause** ein.

Die mittlere **Jahrestemperatur** des Brockens beträgt wenig über + 1° R. Als höchste Temperatur hat man + 20° R., als niedrigste − 27° R. beobachtet. Die Winde brausen mit orkanähnlicher Gewalt um die Kuppe und bringen im Winter ungeheure Schneemassen und selbst Eisstücke mit; oft reißt der Wind Theile des Brockenhauses mit sich fort und schleudert sie viele hundert Fuß weit fort. Im ganzen Jahre rechnet man kaum 20 windfreie Tage auf dem Brocken.

Auffallend schnell entstehen beim geringsten Wechsel des Windes **Nebel**; selbst wenn kein Wölkchen am ganzen Horizonte zu entdecken ist, bezieht sich die Brockenkuppe mit Nebel, der gewöhnlich ein Vorbote von schlechtem Wetter ist. Das wissen auch die Bauern der Umgegend, die dann sagen: Auf dem **Brocken wird gebraut**, oder der **Brocken hat eine Mütze auf**. Das war schon vor alten Zeiten bekannt. Prätorius sagt davon in seiner „Blockes-Berg-Verrichtung":

> So ist auch überall allda,
> Derselbig Berg eine Practica
> Der Landleut, welche oft ohne irren
> Gut Wetter, daher practiciren:
> Denn, wenn ein starker Nebel trifft,
> Recht solchen Berg, wie ich bericht
> So fällt gewiß denselben Tag,
> Ein Regen, ist wahr als ich sag.
> Wenn aber solcher Berg gantz frey,
> Ohne Nebel ist, ohne allen Scheu,
> So folget ein schöner, heller Tag.

Es ist nicht leicht ein Berg so geeignet, die **Bildungen der Wolken** zu beobachten, wie der Brocken. Mit jedem Augenblicke verändern sich die Wolkenscenen, man glaubt sie oft mit Händen greifen zu können, sie thürmen sich zu riesigen Wänden empor, oder scheiden sich von einander. Oft strahlt über dem Gipfel der sonnige, blaue Himmel; unten am Berge aber lagern düstere Wolkenmassen, aus denen die Blitze nach allen Seiten hervorschießen. Ein erhabener Anblick!

Eine seltene Erscheinung, die mit den meteorologischen Verhältnissen zusammenhängt, ist das **Brockengespenst**.

*) Nicht unerwähnt wollen wir eine von **Brederlow** (Der Harz. 1846.) aufgestellte Ansicht über die Ableitung des Namens Brocken lassen. „Obgleich der gebräuchliche lateinische Ausdruck Mons bructerus ist, so hat doch der Brocken keineswegs seinen Namen von den Bructerern, da dieses Volk nie hier wohnte; aber so wie die **Bructerer** ihren Namen von dem niedersächsischen Worte **Brook** = **Bruch**, **Morast**, empfangen haben mögen, weil sie in bruchigen Gegenden hausten, ebenso könnte der Brocken seinen Namen vielleicht von Brook, Bruch, bekommen haben, wegen der vielen Brüche und Torfmoore in seiner Nähe."

Unsere Abbildung, welche einen deutlichen Begriff davon gibt, zeigt das Brockengespenst, welches der Zeichner desselben, Herr F. Stroobant, im Sommer 1862 beobachtete. Gewöhnlich wird es nach dem ersten Beschreiber auch das Silberschlag'sche Gespenst genannt. Die Erklärung für diese Luftspiegelung ist sehr einfach. Wenn die Sonne bei ihrem Auf- und Untergange mit dem Brocken in gleicher Höhe steht und sich dann auf der entgegengesetzten Seite unten in den Thälern Nebel bilden, diese am Brocken in die Höhe ziehen, der nebelfreie Brocken aber zwischen dem Nebel und der Sonne steht; dann wirft die Sonne den Schatten des Brockens und aller auf ihm befindlichen Gegenstände an diese Nebelwand, an der sich nun riesenhafte Gestalten bilden, die bald sich verkleinern, bald vergrößern, je nachdem sich der Nebel nähert oder entfernt.

Ueber die Aussicht vom Brocken ist schon viel geschrieben worden. Schön und romantisch ist sie nicht, aber großartig. Man überblickt einen Umkreis von 18 Meilen, auf dem mindestens sechs Millionen Menschen wohnen, vom Rhöngebirge bis zu den Sandflächen der Mark Brandenburg, von der altberühmten Porta Westphalica bis zu Leipzigs blutigem Schlachtfelde. Das Land von 14 deutschen Potentaten liegt zu unsern Füßen und innerhalb desselben kann man bei heiterm Wetter über 80 Städte und gegen 700 Dörfer zählen. Eine genaue Aufzählung derselben und die beste Auskunft über die Aussicht vom Brocken findet man in: W. Saresen: Brocken-Panorama oder die Aussicht von der Spitze des Brockens. 1834.

Was mit dem Brocken zusammenhängt, wird vom Volke als mit dem Bösen verbunden betrachtet. Hat doch selbst der Brockengranit den Namen Hexenstein erhalten. In früheren Zeiten stand der Berg auch im Rufe, daß ein großer Schatz edlen Metalles in seinem Innern verborgen sei; goldsuchende „Venediger" und arme Bergknappen sollen in die Brockenfelsen die seltsamen Figuren: Mönche, bergmännische Symbole, Ringe, Kreuze, Sterne &c. eingehauen haben, die man an verschiedenen Orten auffindet. Andere wieder bringen sie mit der Walpurgisnacht in Verbindung, deren schaudervolle, derbsinnliche Mysterien in alten Büchern eine genaue Beschreibung und unter dem Landvolke noch heute oft Glauben gefunden haben. Was über sie an Aberglauben existirt, alle Sitten und Gebräuche, die mit ihr und dem Brocken zusammenhängen, das hat der Magister Prätorius redlich gesammelt, und seine „Blocksberg-Verrichtung" ist eine wahre Fundgrube von dämonologischem Unsinn.

Kulturgeographische Erläuterungen zur Karte von Nordwest-Afrika.

Von Karl Andree.

II.

Das „äußerste Westland", Maghreb el aksa, reicht von den Grenzen Algeriens bis zur Mündung des Ued Draa, welche den Canarischen Inseln gegenüber liegt, und wird vom Atlas durchzogen, dessen höchste Gipfel mit ewigem Schnee bedeckt sind. Dieses Kaiserreich Marokko, dessen Flächeninhalt um die Hälfte größer ist, als der unseres Deutschlands, wird von zwei Meeren bespült und der Seewind erfrischt die Luft der Gestaderegionen, während das Hochgebirge die heißen Wüstenwinde abhält. Deshalb ist, für ein afrikanisches Land, das Klima gemäßigt und im Allgemeinen auch gesund; aber während die nördlichen Gegenden, deren Witterungsverhältnisse an jene Südspaniens erinnern, im Frühling und Herbst befruchtenden Regen haben, mangelt die regelmäßige Befeuchtung dem Süden, welcher schon einen Theil der Wüste in sich begreift.

Eine fleißige, civilisirte Bevölkerung würde Marokko's reiche Naturgeschenke zu benutzen wissen und mit leichter Mühe in einen Garten verwandeln können, aber im Maghreb el Aksa ist, mit geringen Ausnahmen, Alles Barbarei und ein anarchischer Zustand bildet die Regel. Marokko bildet auch keinen Staat in unserm Sinne, sondern ein Reich, welches durch einen Gewaltherrscher mühsam zusammengehalten wird, und wo dennoch Alles nur lose an einander hängt. Ein Band freilich ist sämmtlichen Bewohnern gemeinsam, jenes des Islam, aber dieser verhindert doch die gegenseitige Abneigung und Zerklüftung der buntschäckig zusammengesetzten, in eine unzählige Menge von Stämmen und kleineren Sippen getheilten Menschen nicht, welche ohnehin verschiedene Sprachen reden und verschiedenen Völkergruppen und Rassen angehören. Organische Elemente fehlen in Marokko.

Diese Bevölkerung, welche man gegenwärtig auf acht und eine viertel Millionen Menschen veranschlagt, zerfällt in sechs verschiedene Gruppen. Davon sind nahe an vier Millionen Leute unvermischte libysche Ursassen, also berberischen Blutes; zwei und drei viertel Millionen sind Mauren, Menschen von gemischter Abkunft, in denen mehr oder weniger arabische, libysche und schwarze Mischung vorschlägt; etwa drei viertel Millionen mögen ganz oder zumeist unvermischte Araber, „Beduinen", sein. Ob die Annahme von etwa einer halben Million Negern nicht zu hoch gegriffen sei, müssen wir unentschieden lassen, eben so, ob die Ziffer der marokkanischen Juden sich auf ungefähr 450,000 Köpfe herausstellte. Aber sehr zahlreich sind die Hebräer und Sudanesen auf jeden Fall.

Jene bodenständigen Urbewohner, Nachkommen der von den Römern als Mauren und Mauretanier bezeichneten Menschen (die man mit den heute sogenannten Mauren nicht verwechseln darf, denn diese erscheinen anders geartet) sind Zweige der großen ethnologischen Gruppe, welche wir jetzt unter der allgemeinen Bezeichnung Berbern zusammenfassen, Stammbrüder der Kabaylen in Algerien, der Mosabiten (Beni Msab) im Süden Algeriens, der Sauans in Tunesien, der Ademsier in Tripolitanien und der Tuareks in der Sahara. Im Marokkanischen bilden diese libyschen Menschen zwei große, stammverwandte, aber in Charakter und Lebensweise mannigfach verschiedene Abtheilungen,

Amazirghen und Schellöchen (Schellok). Beide Wörter bedeuten edel.

Die Amazirghen sitzen im Atlasgebirge und haben auch das Rif inne. Die berüchtigten Rifpiraten sind Amazirghen, und amazirghische Leute, welche das Zelt oder eine Höhle dem gemauerten Hause vorziehen, wohnen südlich vom Atlas auch in der Landschaft Tafilelt. Dagegen sind die Gebirge im Süden und Westen, von der Gegend um Mekines an, vorzugsweise von Schellöchen bewohnt, und bei ihnen finden wir eine weniger unbändige Sinnesart, ordentliche Häuser und entschiedene Vorliebe für den Ackerbau, während der rohere, wildere Amazirgh vorzugsweise dem Hirtenleben und der Bienenzucht ergeben ist. Beide reden verwandte Sprachen, zerfallen in eine große Menge von Stämmen, sind kriegerisch und tapfer und können sich in ihren vielfach unzugänglichen Bergschluchten leicht vertheidigen. Der Kaiser von Marokko sieht in ihnen mit vollem Rechte durchaus unzuverlässige Unterthanen; fast unaufhörlich ist der eine oder der andere Stamm gegen ihn im Zustande der Empörung, der Tribut wird selten und allemal unregelmäßig entrichtet; gewöhnlich muß er durch Zwang eingetrieben werden. Der Amazirghe wie der Schellöche erkennt freiwillig keinen Herrn über sich; er ist, was überhaupt im berberischen Charakter liegt, gewissermaßen ein republikanisch-demokratischer Mensch, dessen geringe Regierungsbedürfnisse von Omsarghs befriedigt werden, die zugleich Kaïds und Marabuts sind, also die bürgerliche und geistliche Verwaltung besorgen, und deren Würde in manchen Fällen durch Erbgang vom Vater auf den Sohn übertragen wird.

Der so geartete Berber ist ein ganz anderer Mensch als der Maure, welcher in Marokko, wie im übrigen Maghreb, einen sehr beträchtlichen Theil der Städtebewohner bildet. Man hat lange gefragt, wohin diese „Mauren" eigentlich gehören, welche ethnologische Verwandtschaft sie haben, ob sie Urbewohner seien, oder von spanischen Morisken, oder von Arabern abstammen, welche vor und nach dem Eindringen der Chalifen in das Maghreb sich ansässig gemacht? Die richtige Antwort wird wohl sein, daß man die Mauren, so wie sie gegenwärtig und schon seit Jahrhunderten sind, als ein Gemisch aus verschiedenen Völkerbestandtheilen seit alten Zeiten her betrachtet, als ein lebendiges Zeugniß der nach einander folgenden Invasionen, welche namentlich auch das Maghreb el aksa erfahren hat.

Die Araber trugen schon vor Ablauf des siebenten Jahrhunderts den Islam in diese fernen Gegenden, und als sie aus Afrika, wo sie festen Fuß gewonnen hatten, über die Meerenge von Gibraltar schifften und als Eroberer Spanien betraten, nahmen sie eine große Menge maghrebinischer Berbern mit sich. Diese waren aber Urbewohner des alten Mauretaniens, die Mauren der Römer und wurden auch von den Westgothen (in deren Besitz ohnehin längere Zeit sich ein Theil der alten Mauretania tingitana mit der Stadt Tanger befunden hatte) als Mauren bezeichnet. Diesen Namen behielten die christlichen Spanier bei, und er gewann in Europa allgemeine Geltung. Im Laufe des 15. Jahrhunderts und späterhin unter Philipp II., welcher die letzten „Morisken" aus Spanien vertrieb, sind hunderttausende derselben ins Maghreb hinübergegangen. Dort fanden sie unter mohammedanischen Glaubensgenossen eine Zufluchtstätte, ließen sich in den Städten nieder und brachten ein neues Mischungselement in die schon genugsam bunte Bevölkerung, die ihrerseits aus Abkömmlingen von Römern und Griechen, Berbern, Arabern und deren Mischlingen bestand. Das arabische Element ist im maurischen Blute stark vertreten, aber in demselben auch wesentlich abgeartet. Der Maure redet ein Arabisch, seine maghrebinische Mundart ist jedoch mit einer großen Anzahl spanischer und berberischer Wörter versetzt und hat auch eine eigenthümliche Aussprache und Betonung.

Araber und Mauren, obwohl Sprach- und Religionsgenossen, unterscheiden sich wesentlich und wollen auch nicht mit einander verwechselt sein. Sie gleichen einander weder an äußerm Typus, noch an Sitten und Gewohnheiten und Lebensweise, auch nicht an Temperament, Charakter oder Kleidung. Beide hegen Abneigung gegen einander und haben oft verschiedene Interessen.

Der Araber, gewissermaßen ein feudaler Mensch, ein Viehhirt, Krieger und oft auch Bauer, ist uncivilisirt, aber in seinem Auftreten liegt etwas Anständiges, nicht selten auch Imponirendes. Den Mauren können wir dagegen im Wesentlichen als einen Kleinbürger bezeichnen. Er ist Handwerker, hält einen Laden, wird gern Schreiber, liebt Kleiderpracht, hat auch eine gewisse Anstelligkeit. Aber seine Sitten sind durchgängig mehr als locker, Treu und Glauben hält er nicht, und kein anderes Volk auf Erden steht im Ruf eines so nichtswürdigen und niederträchtigen Charakters. In dieser Beziehung ist das Urtheil einstimmig. Niemand achtet den Mauren, welchem gerade fehlt, was der Araber im Uebermaße hat, äußere Würde und sicheres Auftreten. Dem Mauren fehlt, so zu sagen, der Styl; er hat eine ganz kleidsame Tracht, versteht aber nicht, sie zu drapiren, wie der Araber, welcher seinem schlechtesten Mantel eine Gewandung zu geben weiß und immer etwas vorstellt. Jener hat runde Formen, viel Fleisch, weiche Züge, einen kräftigen, männlichen Gesichtsausdruck. Beim knochigen Araber ist das Nichtsthun ein Vorrecht des Mannes, der Maure aber, und das ist in Afrika eine löbliche Ausnahme, arbeitet; er bereitet die Wolle zu, färbt sie, webt und ist Schneider oder Schuhmacher auch für Frauen und Kinder; er ist fingerfertig, aber nicht kräftig, intelligent, geschickt, voll Sinn für Zierlichkeit, auch rechnet er. Aber seine Thätigkeit und sein Betrieb geht nie ins Große, die Arbeit scheint ihm nur da zu sein, um die müßigen Stunden auszufüllen. Auch liebt er die Pferde nicht, ist kein guter Reiter, zieht überhaupt das ruhige Leben vor, raucht, träumt gern vor sich hin, spielt mit den Fingern, ist aber ein Erzfanatiker für seinen Islam.

Der Araber zieht das platte Land vor. Manche Stämme sind seßhafte Ackerbauer geworden, aber die bei weitem überwiegende Mehrzahl führt ein Nomadenleben, vorzugsweise im Süden des Atlas.

Die Juden sind auch in Nordafrika von den Bewegungen der verschiedenen Völker und Rassen innerlich unberührt geblieben; alle Stürme, welche über das Maghreb hereinbrachen, brachten den Söhnen Abrahams lediglich einen Wechsel in der Knechtschaft, bis sie endlich in Algier, und seit einigen Jahren auch in Tunis, menschlich behandelt werden. In diesen beiden Ländern haben sie Bürgerrechte erhalten und gelten nicht mehr für vogelfrei. Wahrlich, diese viel und schmachvoll gequälten Juden sind gleichsam wie eine Uhrfeder, die sich biegt, aber nie bricht; sie haben dem Drucke allzeit die Energie ihrer Geduld und einer beispiellosen Ausdauer entgegengesetzt. Alle Herrscher, unter deren Zwang die Juden seufzten, haben sich an ihnen abgenützt. Der Jude beugt sich, aber er bleibt da und dauert aus. Man sagt, es gebe auch Berberstämme, welche sich zum Judenthume bekennen, namentlich in der Region der Ued Nun, also im Südwesten und unter den Amazirghen. Im Tripolitanischen fanden die Araber im siebenten Jahrhundert dergleichen Stämme, über jene in Marokko fehlen uns eingehende Nachrichten; es heißt, sie sprächen ein verderbtes

Chaldäisch. Gewiß bleibt, daß ein großer Theil der marokkanischen Israeliten aus Europa nach Afrika gekommen ist, namentlich in Folge der blutigen Judenhetzen, welche durch die christlichen Fanatiker, Barbaren und Räuber 1290 in England, 1395 in Frankreich und seit 1492 in Spanien stattfanden. Die Nachkommen der Flüchtlinge aus der Pyrenäischen Halbinsel sind bei weitem überwiegend; fast alle Juden in Marokko reden das Spanische als ihre Muttersprache; Urkunden fertigt man in den Synagogen „nach castilianischem Brauch“ aus, und noch heute sind Trauerfeste zum Andenken an die Mordthaten nicht abgekommen, mit welchen die, Auto's da fe liebende, spanische Geistlichkeit einst in überschwänglicher Fülle die „wahren Gläubigen“ ergötzte. In Marokko freilich war der 1859 verstorbene Sultan Mulé*) Abderrhaman der erste Herrscher, welcher das Blut der Juden nicht leichtfertig vergoß. Vor seiner Zeit fanden die Scherifs, diese Landesherrscher, es manchmal angemessen, ihren Truppen den Sold in der Weise auszuzahlen, daß die Mellahs, das heißt die Judenviertel in den Städten, der Plünderung überantwortet wurden. Denn der Jude muß in einem Ghetto wohnen, und dieses Mellah, d. h. das „schmutzige, dürre, verfluchte Land“, wird am Abend von maurischen Wächtern verschlossen. Der Jude muß hohe Steuern zahlen, aber er darf keinen Ackerbau treiben und außerhalb des Mellah keinen Grund und Boden besitzen. Die Gesetze verbieten ihm ferner, unbewegliche Güter in Pfand zu nehmen, im Angesicht einer Stadt ein Pferd zu besteigen, er darf nur auf einem Esel reiten und nicht einmal zu eigener Vertheidigung gegen einen Muselmann die Hand erheben, es sei denn in seiner eigenen Wohnung. Vor Gericht kann er nicht als Zeuge auftreten und wenn er verhört wird, muß er nieder kauern. Einen Muselmann beim Einkaufe von Lebensmitteln zu überbieten, ist strafbar; in manchen Straßen und allemal in der Nähe von Moscheen muß er seine Schuhe in die Hand nehmen und sich in dunkle Farben kleiden. Und bei allen diesen entwürdigenden Verboten und Beschränkungen ist der Jude noch argen Mißhandlungen von Seiten der Bekenner des wahren Gottes ausgesetzt. Wir Europäer sprechen allerdings mit Entrüstung über solche Barbarei der Mohammedaner, aber unsere christlichen Vorfahren, obwohl Bekenner der „Religion der Liebe“, haben es um kein Haar besser getrieben. Der Charakter der Juden in Marokko ist nur, was er unter einem solchen Drucke sein kann. Aber ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß trotz alledem die Juden das einzige, wirklich kulturfähige Element in Marokko bilden.**)

Es liegt eine Art von poetischer Gerechtigkeit darin, daß der Christ und Europäer auch heute noch fast eben so vogelfrei, eben so verachtet und auch so gehaßt wird, wie der Jude. Die Regierung weiß allerdings die Gewalt der fremden Kanonen zu würdigen und hat sich zum Abschluß von Verträgen herbei gelassen, aber das Volk im Innern kümmert sich nicht darum. Englands Unterthanen sollen, laut dem Inhalt eines Tractats, frei und ungehindert im Lande reisen dürfen, und doch wird keiner ein solches Wagniß unternehmen. Als der englische Konsul Drummond Hay in der Stadt Merrakesch (Marrakasch, Marokko) sich befand, um dem Kaiser seine Huldigung darzubringen, konnte er binnen vier Wochen nicht ein einziges Mal das Judenquartier verlassen, in welchem er so gut wie eingesperrt war. Außerhalb Tandschehrs, des Hauptsitzes der Konsulate, wo die Zahl der Christen einige hundert Köpfe beträgt, sind vielleicht kaum 50 andere Europäer im ganzen Reiche. Jeder Christ muß im Judenquartier wohnen; er gilt für so unrein, daß seine Gegenwart die mohammedanischen Stadttheile besudeln würde; nur in Tandschehr, aber auch dort allein, findet eine Ausnahme statt. Die Christen dürfen nur in dem Konsulatsgebäude Gottesdienst halten, keine Glocken haben, kein Kreuz sichtbar werden lassen, müssen überhaupt Alles verborgen halten, was an ihre Religion erinnert. Zwar ist ihnen ein Leichenacker gewährt, um auf demselben ihre Leiber und Knochen vermodern zu lassen, aber sie müssen den Todten in aller Stille dorthin schaffen und ohne religiöse Feierlichkeit beischarren; die Leiche eines Christen, der außerhalb der Stadt gestorben ist, darf nicht in diese gebracht werden, denn sie gilt den rechtgläubigen Marokkanern für „Aas von einem Hunde“.

Die Dschenkanen, über welche uns eingehende Nachrichten fehlen, ziehen in kleinen Banden im Land umher und bieten manche Aehnlichkeit mit den Zigeunern dar. Die Männer sind gewöhnlich Roßtäuscher, die Frauen betreiben das Wahrsagen aus der Hand als Gewerbszweig.

Einen wichtigen Bestandtheil der Bevölkerung bilden die Neger. Seit einer Reihe von Jahrhunderten erhält Marokko ununterbrochen mit jeder Karawane schwarze Sklaven aus dem Sudan, zumeist junge Knaben und Mädchen. Bei der sehr ausgedehnten Vermischung mit dem Blute der Neger kann es nicht befremden, daß die Zahl der Mulatten und der Quarterons, namentlich unter der maurischen Bevölkerung, außerordentlich groß ist. Der schon weiter oben erwähnte Kaiser Mulé Abderrhaman war ein Mulatte; seinen Nachfolger Sidi Mohammed schildert Baron von Maltzahn als einen Mann von äußerst dunkler Gesichtsfarbe und unregelmäßigen, mulattenartigen Zügen; zwei andere Prinzen gehören zu fünf Achteln der Neger- und nur zu drei Achteln der weißen Rasse an, und eine Prinzessin hat dreizehn Sechszehntel Negerblut in sich. Die Kaiser halten seit Jahrhunderten eine schwarze Garde, die sogenannten Bokhari. Durch die Negerzuthaten ist ein Element der Barbarei mehr in das Leben der Marokkaner gelangt und nun unausrottbar geworden. Der Sudanese ist Muselmann und kann zu allen Würden gelangen, aber trotzdem sehen die übrigen Rassen auch in Marokko mit Verachtung auf ihn hinab, es wiederholt sich also auch dort eine Erscheinung, die wir überall finden, wo der Neger mit Leuten anderen Schlages in Berührung geräth.*)

*) Mule bedeutet Herr. Man darf nicht Muley sagen.

**) Es ist kennzeichnend für die Verhältnisse, daß den Juden die Auswanderung verboten ist. Der Kaiser will diesen Schwamm im Lande behalten, um ihn auspressen zu können. Wir haben schon früher, Globus III, S. 79, über die Juden in Tanger gesprochen. Viele Bemerkungen über die Lage der Kinder Israels in Marokko sind in einem vor wenigen Wochen erschienenen, sehr lehrreichen Werke zerstreut: „Drei Jahre im Nordwesten von Afrika. Reisen in Algerien und Marokko, von Heinrich Freiherrn von Maltzahn. Leipzig 1863“ im vierten Bande. Wir werden gelegentlich über die Wanderung des Verfassers von Mogador nach der Stadt Marokko reden.

*) Die Abolitionisten werden daran nichts ändern. Herr von Maltzahn (IV, S. 232) schildert die Neger der kaiserlichen Garde, welche er als Bettelsoldaten bezeichnet. „Die Physiognomie der jüngeren Neger war von einfältig kindischem Ausdruck. Sie schienen immer zu blödsinnigem Lachen aufgelegt. Dieselbe Stupidität herrschte im Ausdruck der Gesichter bei den älteren Negern vor, nur fehlte ihnen das Naive der jüngeren. Ein Etwas, das noch nie so unangenehm meine Blicke getroffen hatte, stierte mir aus den Zügen dieser Söhne Cham's entgegen. Es war eine unmenschliche, barbarische Häßlichkeit, die man doch nicht thierisch nennen kann, weil kein Thier so häßlich ist, als ein Mensch, dessen Gesichtsausdruck moralische oder intellektuelle Versunkenheit verräth.

L. Godard, Description et histoire du Maroc, Paris

Wir gehen nicht näher ein auf die Geschichte der verschiedenen Herrscherfamilien, welche seit dem Ende des achten Jahrhunderts als Herren im Maghreb el aksa geschaltet haben. Ein arabischer Mann aus dem Geschlecht der Abassiden, Edris ebn Abdallah, kam in den fernen Westen, der ihn 788 als Herrscher anerkannte, und sein Sohn gründete im Jahre 807 die Stadt Fes. Den Edrisiten folgten von 1055 bis 1146 die Almoraviden, diesen bis 1266 die Almohaden, und ihnen bis 1550 die Meriniden. Alle diese Dynastien hatten keine lange Dauer und den Hassani- oder Saadi-Scherifen folgte 1668 Mule Scherif el Fileli, das heißt aus Tafilelt, dessen Nachfolger noch heute den Thron inne haben. Die tausendjährige Geschichte Marokko's bietet nur wenige Lichtblicke dar, und die Anarchie geht immer mit dem Despotismus Hand in Hand.

Auch ist keine Aussicht, daß dieses Verhältniß je aufhören werde, weil Alles auf Zwang steht, die Menschen in Stämme zerklüftet und keine Stoffe vorhanden sind, aus denen sich etwas Organisches bilden ließe. Und doch liegt dieses unabwendbar der Barbarei anheimgefallene, allzeit nur durch rohe, wilde Gewalt zusammengehaltene Reich hart vor den Thoren Europa's; von Algesiras und Gibraltar in Spanien aus erblickt man seine Küsten und Gebirge. Noch heute ist dem Seeraube der Rif-Piraten nicht völlig gesteuert worden, und trotz einer fast beispiellos despotischen Gewalt hat der Scherif (denn dies ist der Titel des Kaisers, der sich für einen Nachkommen des Propheten ausgibt und auch dafür gehalten wird) keine Macht, selbst auf der kurzen Strecke zwischen Tandschehr und Fes, das Leben eines Europäers zu schützen, weil die Straße zwischen dem Seehafen und der Residenz durch Gegenden führt, deren berberische Bewohner bis auf den heutigen Tag nicht unterjocht worden sind!

Gegenüber der Rückständigkeit aller Verhältnisse, bei dem Mangel an jeder Entwicklung und dem geflissentlichen Fernhalten fremder Kulturelemente, erklärt es sich leicht, daß von umfassender Gewerbthätigkeit und Schwung im Handelsverkehr in Marokko keine Rede sein kann. Zwar die Mauren in den größeren Städten sind in ihrer Weise gewerbsam und liefern Zeug, Juwelierarbeiten, Waffen und Lederwaaren, auch Teppiche und manche andere Artikel, die nicht ohne Belang erscheinen. Aber der Handel ist der Willkür des Herrschers preisgegeben, wirthschaftliche Grundsätze sind unbekannt, die Zollansätze erfahren häufig einen jähen Wechsel, Verbote und Monopole lasten schwer auf dem Lande. Dem Monopole sind Zucker, Thee, Kaffee, Cochenille, Tabak, Schießpulver, Gerberrinde, Seife und sogar die Blutegel unterworfen. Man muß sich unter diesen Umständen wundern, daß der Verkehr zwischen den marokkanischen Häfen (Tandschehr, Tetuan, Larasch, Rabat, Casablanca, Mazagan und Mogador) und dem Auslande sich auf einige Millionen Thaler beläuft. Er wird vorzugsweise durch die Juden vermittelt, und die Einfuhrwaaren kommen zumeist aus England, das auch im Jahre 1857 einen Vertrag mit dem Sultan abgeschlossen hat, der aber noch eine Menge von Beschränkungen enthält und auch viele lästige Monopole bestehen läßt.

Von den *europäischen Waaren* finden viele einen *Abzug nach dem Sudan*, zu welchem das marokkanische Reich die westliche Eingangspforte bildet. Auf unserer Karte sind die Reisewege angegeben; sie ziehen durch die westliche Sahara, und für die vom Süden kommenden *Karawanen* bildet *Mogador*, oder wie man richtiger sagen sollte, *Sueyra*, denn so wird dieser Hafenplatz von den Eingeborenen bezeichnet, den Endpunkt. In jedem Jahre gehen aus dem Norden drei größere und einige kleinere Karawanen nach dem Süden. Jene bestehen manchmal aus 500 bis 1000 Kameelen; die aus Fes kommende ist allemal ganz besonders für den Sudan bestimmt. Jene aus Marakesch und Tarudant treffen im Sus mit einer andern zusammen, aber in der Sahara selbst theilen sie sich wieder in einzelne Abtheilungen, weil eine allzu große Anzahl von Menschen und Kameelen die Brunnen leicht erschöpfen würde. Nach *Innerafrika* bringen sie englische Tuche, Seiden-, Wollen- und Baumwollenwaaren aus Fes, böhmische und venetianische Glasperlen, italienische Korallenarbeiten, große Gewürznelken, aus welchen die Negerinnen Halsbänder verfertigen, andere Gewürze, etwas Zucker, Feuerwaffen, Tabak, deutsche Spiegel und allerlei Metall- und Kramwaaren, selbst bemalte Schachteln aus Tyrol.

Alle diese *Karawanen* sind *wandernden Märkten und Messen* vergleichbar. Die Handelsleute packen an jeder Hauptstation ihre Ballen aus und tauschen gegen dieselben verschiedene Landeserzeugnisse ein, namentlich Sklaven, Gummi, Goldstaub, Eier und Federn des Straußes, Elfenbein, Sennesblätter, Wachs, Rennkameele und einige Arten von Zeug, welches von den Negerinnen gewebt wird. Einen wichtigen Artikel bildet das *Salz*, welches man im Sudan mit Gold bezahlt.

Der ganze westliche Theil der Sahara ist erst in unseren Tagen, aber doch nur theilweise, näher bekannt geworden, besonders seitdem die Franzosen von ihren Besitzungen am Senegal aus sich bestrebt haben, die nach Norden hin liegenden Regionen näher zu erforschen. In dieser Beziehung sind die Reisen von Leopold *Panet* von St. Louis nach *Tarudant*, 1850, *Vincent's* nach *Adrar* (Aderer), 1860; *Mage's* nach *Taganet*, 1860 und *Si Bu Mogdad's* vom Senegal nach Marokko, 1861, von Bedeutung. Dazu kommen die Mittheilungen, welche General Faidherbe, französischer Statthalter Senegambiens, von einem marokkanischen Scherif aus Figuig, *Mule Ibrahim Uld Mohammed*, 1859, über die *westliche Sahara* erhalten hat.

Etwa 100 Wegstunden nördlich von der Mündung des Senegal und fast eben so weit vom Kap Blanco, dehnt sich die *Oase Adrar* aus, mit mehreren Dörfern und Städten, unter denen *Schinghit* die bedeutendste ist. Die Bewohner bauen Getreide und Datteln, stehen unter einem unabhängigen Herrscher und liegen häufig in Fehde einerseits mit den Trarzas-Mauren, andererseits mit den in hohem Grade räuberischen *Uled Delim*, welche alles Land bis zur Südgrenze Marokko's unsicher machen. Im Nordwesten von Adrar liegt eine der wichtigsten Oertlichkeiten, welche alljährlich Karawanen in großer Menge anzieht und von der gleichsam ein belebender Pulsschlag des Verkehrs bis weithin in die Wüste und den Sudan ausgeht. Das ist die große *Sebcha von Idschil*, ein unerschöpfliches Salzlager, und von dort aus wird eine sehr ausgedehnte Region bis über Timbuktu hinaus mit dem unentbehrlichen Gewürze versorgt. Zwischen dieser großen Sebcha, welche sich im Besitz eines fast unvermischten Araberstammes, der *Kuntah*, befindet, liegt *Tiris*, eine vom Kap Blanco im Süden nach Norden hin bis an den Wendekreis sich hinziehende Küstenstrecke ohne Baum, ohne Gefließ, ohne festen Wohn-

1860, S. 13, äußert: „*La condition de l'homme libre ne fait qu'a ajouter à la férocite native de cette race, qui semble s'adoucir plutôt dans l'esclavage.* L'énorme quantité de sang noir qui circule au Maroc, contribue à donner au pays *des traits de barbarie plus prononcés* et qui le distinguent entre les Etats muselmans.“ Er fügt hinzu, daß die weißen Frauen einen instinktiven Abschen gegen die Vermischung mit Negern hegen.

ert. Aber in den Monaten vom Oktober bis Mai ist diese Wüstensteppe mit saftigem Grase bekleidet, und vom Senegal im Süden, vom Tischit im Osten, vom Ued Nun im Norden, treiben Nomadenstämme ihre Kameele und Schafe nach Tiris auf die Weide. Zwischen Adrar, Tiris und der Südgrenze Marokko's ziehen außer den Ued Delim noch andere Wanderstämme umher, welche der Leser auf der Karte verzeichnet findet. Diese Ued Delim sind Araber, welche von der himiaritischen Sippe der Makil abstammen. Diese erschien in Afrika während des 11. Jahrhunderts, drang rasch weit nach Westen vor und theilte sich nach und nach in die drei Gruppen der Beni Obeid Allah, Beni Mansur und Beni Hassan. Die letzteren drangen nach Süden hin bis an den Senegal, und die ihnen angehörenden Stämme spielen als Ued Delim den Meister in der westlichen Sahara vom südlichen Marokko bis Adrar; als Ued Jahia ben Othman herrschen sie in Adrar, als Trarzas und als Braknas finden wir sie mächtig am rechten Ufer des untern Senegal; als Ued Embarek, Ued en Nasör und Daud ben Mohammed gehört ihnen ein Theil des Landes zwischen Adrar und Timbuktu. Man sieht, wie weit diese Stämme sich ausgedehnt haben; aber wir bemerken unter ihnen keinen innern Zusammenhang; vielmehr leben sie häufig in Fehde mit einander. Wir haben schon gesagt, daß die Ued Delim gefürchtete Wüstenräuber seien, welche, nach einem bezeichnenden Ausdrucke, der in der Sahara gang und gebe ist, „sich vom Pulver nähren“, das heißt von dem Raube, welchen sie mit bewaffneter Hand erzwingen.

Wir geben diese Mittheilungen, um zu zeigen, in welcher Weise arabische Stämme sich in der westlichen Sahara verbreitet haben, und wollen noch eine Eigenthümlichkeit hervorheben. Die Stämme, welche vom Ued Draa nach Süden hin wohnen, namentlich alle Ued Delim, die in eine Menge von Unterstämmen zerfallen, die Ued Abu Seba, die Trarzas, Braknas, Duaisch und manche andere, haben keine Vielweiberei, sondern der Mann hat nur eine Frau. Dagegen ist bei den Schluah, welche Berber sind und am Ued Nun wohnen, die Polygamie eben so gebräuchlich, wie überhaupt in Marokko.

Die Wanderstämme in der westlichen Sahara leben in friedlichen Tagen sehr zerstreut und vereinzelt, aber wenn sie Fehde mit den Nachbarn haben, schaaren sie sich zusammen, und die zeitweiligen Dörfer, die Duars, bestehen dann manchmal aus 100 bis 200 Zelten.

In der westlichen Sahara sind demnach die Araber Eindringlinge, und dasselbe gilt von den berberischen Stämmen, die eine eben so große Bedeutung haben. Seit tausend Jahren haben beide mit einander fast unablässig um die Herrschaft gerungen, und im Grunde dauert auch heute noch dieser Kampf ohne Unterbrechung fort. Die Berbern der Atlasregion sind vom Sudan durch die Wüste getrennt, deren Breite 450 Stunden beträgt. In diesem Sandocean liegen größere oder kleinere Oasengruppen zerstreut, unter denen im Osten Fessan, nach Westen hin Tuat die wichtigsten sind. Wie weit nach Norden hin einst schwarze Leute uralte Bewohner in den Oasen waren, läßt sich heute nicht mehr ausmachen, wohl aber wissen wir, daß schon im Alterthum Berbern in manche Oasen kamen; dafür zeugt die Reise der nasamonischen Jünglinge, welche wir vor einiger Zeit im Globus besprochen haben. Jedoch die Verbindung zwischen den Berbern, also Libyern, Mauren, Lotophagen, Numidern und Gaetulern, mit den Sudanesen war bis zum sechsten Jahrhundert unserer Zeitrechnung gewiß keine lebhafte; aber seitdem haben jene den Schwarzen Pferde, Hornvieh und Salz verkauft und dagegen Getreide, Goldstaub und Sklaven eingetauscht. Sie kamen als Handelsleute bis an den untern Senegal und den obern Niger. Der Sudan hatte noch keine andere Verbindung mit der Außenwelt, als auf den Karawanenwegen durch die Wüste, in welcher die zerstreueten Oasen Rastpunkte darboten und sich zu Mittelpunkten für den Verkehr aufschwangen. Diese kamen in Besitz von Berberstämmen, welche zugleich als Kaufleute, Kameelverleiher für den Waarentransport oder Räuber auftraten und die Brunnen und Wasserplätze in brauchbarem Zustand erhielten. Die Zenaga setzten sich in Tuat fest, die Tuareks in Aïr und im Dschebel Hoggar.

Im Tell, überhaupt im ganzen Atlasgebiete, wurden, wie wir schon weiter oben nachwiesen, seit den Eroberungszügen der Araber, vom Ende des siebenten Jahrhunderts bis ins 11. Säculum die Berbern hart gedrängt, und ein beträchtlicher Theil derselben zog in die Oasen der Sahara, welche außerdem auch auf arabische Nomaden Anziehungskraft ausübten. Theils folgten diese den Berbern, theils wurden sie in den Atlasregionen von den alten Urbewohnern wieder vertrieben und mußten in der Wüste eine Zuflucht suchen. Jedenfalls sind die Berbern vor den Arabern in den Oasen und an der Grenze des Sudan gewesen. Die Zenaga waren an der letztern eine Zeit lang so mächtig, daß 33 Negerkönige ihnen Tribut zahlten; auch Tagant, welches Mage im Jahre 1858 besucht hat, fiel in die Gewalt der Zenaga-Berbern, und im 10. Jahrhundert wurde Timbuktu von Tuareks gegründet. Sie hatten also festen Fuß am Niger, im Lande der Schwarzen, gewonnen.

Schon im 11. Jahrhundert waren die Zenaga am Senegal, der nach ihnen benannt worden ist, zum Bewußtsein ihrer Stärke gekommen. Einer ihrer Hauptstämme, jener der Geddala, stammt von den alten Gätulern ab. Ein anderer ist jener der Benitruna. Unter diesen Zenaga erhob sich Dschauhar, ein Reformator, und gründete die Sekte oder Kongregation der Morabsin (Morabiten, Marabuts — Marbuth ist Einer, der für die Religion eifert) deren Oberhaupt Abu Bekr sich nach Norden wandte und in Tafilelt festsetzte. Von dort aus gründete sein Sohn Jussuf ben Taschfin, welcher die Stadt Marrakesch erbaute, ein mächtiges Reich, das unter dieser Dynastie der Almoraviden eine Zeit lang die westliche Sahara, das gesammte Maghreb, den mohammedanischen Theil Spaniens, die Balearischen Inseln und Sicilien in sich begriff. Auf solche Weise gewannen die Berbern auf eine Zeitlang das Uebergewicht, welches sie aber verloren, als die oben erwähnten himiaritischen Araberstämme, namentlich die Makil, in das Maghreb, in die westliche Sahara und bis an den Sudan stürmten. Hier war das berberische Element durch die Auswanderung der Marabuts so sehr geschwächt, daß die Negerkönige sich wieder unabhängig gemacht hatten, und es zeigte sich nicht mehr kräftig genug, um den Arabern zu widerstehen. Beide waren und blieben nun in Berührung mit den Schwarzen, unter welchen sie Proselyten machten, und die Blutvermischung zwischen Berbern, Arabern und Negern gewann seit jener Zeit eine größere Ausdehnung. So ist es gekommen, daß unter den Araber- und Berberstämmen der südwestlichen Sahara verhältnißmäßig wenig Leute rein weiß geblieben sind, während man Mulattenmischungen aller Schattirungen in großer Menge findet. Unter den sogenannten Mauren am untern Senegal waltet bei den Braknas und Trarzas das arabische Blut vor, und das berberische Element ist bei ihnen untergeordnet, unterthänig und hat auch keine Gleichberechtigung; bei den Duaisch dagegen ist dasselbe herrschend. Das schwarze Element und die Mulatten sind überall Sklaven oder Leibeigene.

Unsere Karte setzt in die Region, welche sich vom untern Senegal in nordwestlicher Richtung bis nach Tuat erstreckt, „Maurische Stämme". Die Bezeichnung ist aber nicht genau, obwohl sie ziemlich allgemein gebraucht wird. Wir haben eben nachgewiesen, in welcher Weise dort verschiedene ethnologische Elemente sich berühren, vermischen und durch oder neben einander wohnen. Weiter östlich hin walten überall in der Wüste die Tuareks vor. Im Nordwesten ist die Oasengruppe von Tuat von ihnen bewohnt, nach Norden hin reichen sie bis an die algerische Sahara und Ghadames, nach Nordosten bis ins Innere von Fessân; auch haben sie die Oase Ghat (R'hat) inne, nach Süden hin die Oasengruppe Aïr, und weiter südlich gränzt ihr Gebiet, auf einer weiten Strecke nach Osten hin, an die Besitzungen der Fulbe, und nach Westen hin, wo wir Tuareks auch in Timbuktu finden, sind sie bis auf das rechte Ufer des Niger hinüber gekommen.

Im Besitze der Tuareks befinden sich demnach die fruchtbarsten Oasen, welche zugleich die wichtigsten Stationen für den Karawanenhandel bilden. Sie selber nennen sich nicht Tuarek (Singular Targi), sondern Imoschahr, und ihre Sprache ist das Tamaschek. Geographisch zerfallen sie in vier Gruppen: Die Hogar, südöstlich von Tuat in einem sehr unebenen Lande; etwas weiter nördlich die Asger (Askâr) in der Oase Ghat und weiter nach Norden hin bis Ghadâmes; die Kelui (Kelowi) in der Oase Aïr; endlich die Auelimmeniden, östlich von Timbuktu, am Niger. Mit diesen ist Heinrich Barth in nähere Berührung gekommen, und wir verdanken ihm über diese Tuareks Nachrichten, die früher unbekannt waren.

Ein Blick auf die Karte zeigt, daß die Tuareks Herren der Karawanenstraßen sind, welche aus dem Maghreb nach dem Sudan führen. Es liegt in ihrer Macht, den Handel zu fördern oder lahm zu legen; jede Karawane ist in ihrer Gewalt. Sie stellen Kameele als Frachtthiere und geben den Waarenzügen das Geleit. Aufmerksame Leser des Globus wissen, daß wir Alles, was sich auf das Verhältniß der Tuareks zu den Besitzern Algeriens bezieht, vielfach erörtert haben. Den Franzosen, welche nicht blos vom Senegal her bis zum Niger vorzudringen streben, sondern auch vom Norden her mit dem Sudan in Verbindung treten und den Waarenzug von dort nach Algerien lenken möchten, liegt Alles daran, zunächst die beiden nördlichen Tuarekgruppen, also die Hogar und Asger, für ihre Absichten zu gewinnen und diese Beherrscher der Wüste in ihr Interesse zu ziehen. Deswegen sandten sie den Reisenden Bonnechose nach Ghadames, Renaud ging nach Tuat, Buderba nach Ghat, unternahm Duveyrier seine Streifzüge und bewog angesehene Männer, nach Europa zu reisen. Im Jahre 1862 erschienen Tuarekälteste in Paris, und am 26. November 1862 schloß Mircher zu Ghadames einen Vertrag, durch welchen die Tuareks sich verpflichten, die europäischen Kaufleute zu schützen und die Handelswege, namentlich auch jenen über Aïr-Asben frei zu halten, damit die Handelsleute aus Algerien frei und unbehelligt nach Haussa gelangen und namentlich nach Kano reisen können, das man, freilich etwas pomphaft, als das „sudanesische London" bezeichnet hat. Die Franzosen ihrerseits haben sich verpflichtet, so viele Brunnen als irgend möglich zu graben und diese Wasserstellen durch Militärposten zu beschützen. Auf solche Weise dringt europäischer Einfluß immer tiefer in die Wüste ein.

Die Hogar gelten für die edelsten unter den Tuareks, für einen Kernstamm, obwohl sie nur etwa 500 Krieger haben. Auch die über eine weite Landstrecke verbreiteten Asgher sind nicht sehr zahlreich, aber wegen ihrer Tapferkeit nicht minder geachtet. Sie theilen sich in neun Stämme, deren jeder in mehrere Sippen, Faias, zerfällt. Unter jenen Stämmen hält man den der Auragen für einerlei mit den Aurigha oder Awrigha, das heißt den berberischen Africani oder Afri, welche einst im Gebiete von Karthago wohnten, und deren Name nicht nur auf eine Provinz am Mittelmeere, sondern auf den ganzen Erdtheil ausgedehnt wurde. Auch heute gilt der Stamm der Awrigha für den vornehmsten unter den Asger.

Diese haben, gleich den Hogar, eine Art von oligarchischer oder feudaler Monarchie; der Amenukal (König) herrscht, ist jedoch an den Beirath und an die Mitwirkung der angesehensten Stammhäuptlinge gebunden; das Volk aber ist, wie wir das bei allen Berbern finden, demokratisch. Der Amenukal der Asger wohnt in der Oase Ghat und seine Würde ist erblich; sie geht aber nicht auf einen seiner Söhne über, sondern auf den Schwestersohn. Ein Gleiches gilt auch im Privatrecht, namentlich bei den edlen Familien, wo auch nur der Schwestersohn erbt. Wir finden also bei hellfarbigen Menschen von sogenannter kaukasischer Rasse eine Einrichtung, welche fast überall bei den Negern vorkommt. Der Grund liegt darin, daß man weder hier noch dort in die Sittsamkeit der Weiber Vertrauen setzt und deshalb die sichere Seite vorzieht. Jeder Neger kennt seine Mutter, aber wie soll er, bei der allgemeinen Promiscuität, seinen Vater kennen?

Die Tuareks sind herrschende Leute; sie haben als Unterthanen eine Art von Heloten, eine niedrig gestellte Kaste, die sogenannten Imghad, deren Zahl jener des gebietenden Volkes bei weitem überlegen ist. Die Sache selbst erklärt sich aus einem einfachen Grunde. Die Imghad sind weit stärker mit Negerblut gemischt, als die edlen Stämme, und auch ihre Sprache ist mit sudanesischen Elementen versetzt. Der Asger und der Hogar ist ein weißer Mensch; er hat die Broncefarbe, wie alle Weißen in tropischen Ländern, aber sein Gesicht hat ganz kaukasische Züge; jene der Imghad dagegen tragen das Gepräge der Plumpheit, und die Hautfarbe spielt ins Schwarze. Aber Neger sind diese Leute darum noch nicht. Sie hüten die Heerden, besorgen die Felder und Dattelgärten. Als die edlen Stämme in die Oasen kamen, fanden sie ohne Zweifel auch eine gemischte Bevölkerung vor, und in der afrikanischen Wüste wiederholte sich eine Erscheinung, die wir auch in anderen Erdtheilen und in sehr verschiedenen Stadien der Geschichte wieder finden.

Die Tuareks gelten bei den Arabern für laue Muselmänner. Sie tragen einen weiten Ueberwurf, Tscheba, zumeist von dunklem Stoffe, doch ist bei einigen Stämmen die Farbe auch weiß; daher die Bezeichnung weiße und schwarze Tuarek. Die Art, das Kopfhaar zu scheeren und die Locken zu tragen, ist verschieden und bezeichnet den Stamm. Die bekannte Gesichtsverhüllung wird als Lithan bezeichnet. Der Tuarek zieht das Mehari, Rennkameel, dem Pferde vor, denn es leistet ihm wichtige Dienste. (Siehe die Abbildung eines Tuarek-Kriegers, Globus V, S. 164.)

Diese Leute also sind Gebieter der Karawanenwege zwischen dem Maghreb und dem Sudan. Am Senegal und Niger finden wir Neger und Fulbe, die wir demnächst schildern werden.

Die Bedeutung der Hausthiere für die Kulturentwicklung der Völker.

II.

Die Hunde. Das Rind.

Nachdem wir in unserm vorigen Aufsatz allgemeine Bemerkungen über den Zusammenhang zwischen den Hausthieren und der Civilisation des Menschen gegeben haben, wollen wir einzelne dieser Thiere näher ins Auge fassen und mit dem anhänglichsten Freunde des Menschen, dem Hunde, beginnen.

Die Zoologen sind über die Abstammung des zahmen Hundes nicht im Klaren, und wir unserer Seits glauben platterdings nicht, daß die zahllosen Spielarten des Haushundes von einer einzigen Stammart herzuleiten seien. Denn der Hund ist über alle Erdtheile verbreitet; wir finden ihn in Regionen, die vor Ankunft der Europäer niemals in irgend welcher Verbindung mit einander gestanden haben. Eine solche ist überhaupt erst während der drei oder vier letztverflossenen Jahrhunderte möglich geworden. Die Entdecker fanden Hunde in Gegenden, von deren Dasein die übrigen Länder und Völker, namentlich die europäischen, gar keine Ahnung hatten. Die Natur, die schöpferische Urkraft, arbeitet zwar einfach, aber doch ungemein mannigfaltig; sie ist reich und schafft Vieles selbständig, was man sich nur als abgeleitet zu erklären pflegt. Es ist aber gar nicht nöthig, den Wald hinter den Bäumen zu suchen, und die bloßen anatomischen Thatsachen entscheiden nicht allein; es liegt hinter ihnen noch ein Etwas, über welches wir keine sicheren Aufschlüsse haben. Man thut immerhin wohl, der Urkraft eine Fülle von Schöpfungsfähigkeit zuzumuthen; auch in der Thierwelt finden wir eine unendliche Menge von Abstufungen, die ganz ursprünglich sein können, und man braucht zu künstlichen Ableitungen, Vermischungen ꝛc. gar keine Zuflucht zu nehmen, am allerwenigsten, wenn man dieselben nicht positiv nachweisen und mit Beispielen belegen kann. Wer könnte z. B. den Zusammenhang zwischen dem Pudel und dem ohne allen Zweifel uramerikanischen Hunde der alten Mexicaner nachweisen?

Die verschiedenen Regionen der Erde haben ganz gewiß von Anbeginn ihre eigenen, besonderen Hundearten gehabt; dasselbe gilt sicherlich auch von den ihnen zoologisch stammverwandten Wölfen, Füchsen und Schakalen. Es gibt aber auch wilde Hundearten, deren Ostindien z. B. zwei, Australien eine hat. Die verschiedenen Hundearten, welche sich mit einander vermischen, erzielen allerdings eine fruchtbare Nachkommenschaft; aber diese Thatsache beweist gar nichts für die Abstammung aller jetzt vorhandenen Hundearten von einer einzigen Urart; denn wir sehen dieselbe Erscheinung auch bei anderen nahe verwandten Thierarten, z. B. bei den Rindern und den Lamaarten. Der ägyptische und der senegambische Schakal sind von einander verschieden, geben aber auch eine fruchtbare Nachkommenschaft.

Die verschiedenen Regionen haben von der schaffenden Naturgewalt Hundearten erhalten, welche sich für das Klima eignen. Wir finden dergleichen vom Aequator bis über den nördlichen Polarkreis hinaus, und überall trägt der Hund, die paar unbändig wilden Arten in Ostindien etwa ausgenommen, das Bedürfniß in sich, mit den Menschen zu verkehren. Bei den Wilden in Australien konnte der eingeborene Hund, der Dingo, kein Hausthier werden, weil jene Menschen nicht einmal die Zelthütten kennen; aber die am König Georgssund (Südwest-Australien) nehmen Junge aus dem Neste der wilden Dingos, ziehen sie auf und richten sie dann zur Jagd ab. Das wäre mit einem alten Dingo nicht möglich, er ist zu wild; aber die gezähmten kehren, auch wenn sie für längere Zeit auf eigene Hand wilden Thieren nachgestellt haben, zu den Menschen zurück; das letztere aber ist bei Pferden, Rindern und Schweinen, welche einmal frei geworden sind, z. B. in Amerika, nicht der Fall; sie verwildern für immer.

Der Hund dagegen zieht die Gesellschaft des Menschen der seiner eigenen Genossen vor, selbst wenn man ihn vernachlässigt und fortjagt. In vielen Theilen des Morgenlandes, von Konstantinopel bis zur westlichen Grenze von China, findet man ganze Rudel herrenloser, verwilderter Hunde, die ohne alle Frage von ehemaligen Haushunden abstammen; denn das geht aus ihrer verschiedenartigen Gestalt und Farbe hervor. Wir müssen sie betrachten als Nachkommen von zahmen Hunden, welche längst in Abgang gekommen sind, weil die Völker über das Stadium der Jagd hinaus in eine höhere Entwicklungsstufe traten. Der Hund reicht übrigens als Hausthier bis in vorgeschichtliche Zeiten hinauf und ist von Anbeginn ein treuer und nützlicher Gefährte des Menschen gewesen. Wir finden ihn fast überall in der sogenannten alten Welt und auch in der neuen; hier z. B. bei den Eskimo's, deren einziges Zugthier er bildet. Die Rothhäute, z. B. die Hasenindianer am Großen Sklavensee und am Mackenziestrome, benutzen die bei ihnen einheimische Hundeart, die kleiner ist, nicht als solches, aber sie verwenden ihn zur Jagd. Er schließt sich gern dem Menschen an, hat einen kleinen Kopf, spitze Schnauze, geradestehende Ohren, breite, behaarte Füße und buschigen Schweif. Dieser Canis familiaris, Varietät lagopus, Hasen-Indianerhund, ähnelt dem wilden Prairiewolfe (Canis latrans), während der Eskimohund mehr dem grauen Wolf ähnlich sieht. Aber von unbezähmbar wilden Thieren, welche gegen Menschen die größte Abneigung zeigen, können keine sich der Zähmung gleichsam aufdrängenden Hunde abstammen, denen der freundliche Verkehr mit Menschen ein wahres Bedürfniß ist. Daß aber in den nordischen Einöden der Hund einen andern Charakter trägt, auch schon deshalb, weil er entsetzlich schlecht behandelt wird, kann nicht befremden. In den nördlichen Gegenden des Gebietes der Hudsonsbay-Kompagnie bildet der Hund während der Winterzeit das Transportthier, und er ist nicht minder nützlich, als das Pferd, obwohl ein unangenehmer und wilder Gesell. Zwei Hunde ziehen eine ausgewachsene Büffelkuh über den Schnee meilenweit fort, ohne zu ermüden. Man widmet diesen unentbehrlichen Thieren in den Handelsforts, z. B. in Fort Edmonton am nördlichen Saskatschewan, sehr geringe Pflege; sie werden nur ins Fort geholt, wenn man ihrer bedarf; im Uebrigen müssen sie das ganze Jahr hindurch außerhalb desselben liegen, und an den Menschen, welcher sich wenig um sie bekümmert, haben sie überhaupt gar keine Anhänglichkeit. Sie sind fast so wild wie die Wölfe, und man hat große Mühe, sie einzufangen. Das Letztere geschieht im Spätherbst, sobald Schnee fällt; das Einfangen ist Sache der indianischen Frauen; sie binden dann jedem Hunde einen schweren Knüttel um den Hals und bringen ihn ins Fort, wo er nun gefüttert und in einer geradezu grausamen Weise dazu gezwungen wird, sich das Geschirr gefallen zu lassen und vor dem Schlitten auszuhalten. An

jedem Morgen begeben sich die Squaws, mit großen Knütteln bewaffnet, in den Hundestall und schlagen wie Furien so lange auf die Hunde, bis diese heulen und winseln. Dann spannt man sie vor den Schlitten und sie thun ihre Schuldigkeit. (Karl Andree, Geographie des Welthandels, I, S. 230.)

In Sibirien wird der Hund, neben dem Rennthier, besonders in waldigen Gegenden, als Transportthier benutzt, und zwar auf der weiten Strecke vom Obiflusse, also von dem Gebiete der Ostjaken, nach Osten hin bis zur Mandschurei; der amerikanische Reisende Collins sah, daß Kähne auf dem Amurstrome von Hunden gezogen wurden, und erklärt diese Thiere für „ein unschätzbares Geschenk des Guten Geistes". Auch für den Kamtschadalen ist der Hund ein unzertrennlicher und unentbehrlicher Genosse. Er zieht die mit Pelzwerk beladenen Schlitten und die Menschen; diese kauern sich neben den Thieren nieder, wenn Schneeorkane hereinbrechen, lassen sich überschneien und liegen, von ihren Pelzkleidern und den Hunden gewärmt, tagelang still. Man füttert diese Hunde im Winter mit Fischen, im Frühjahr läßt man sie frei laufen und sie sorgen für sich selbst, bis sie im Herbst wieder eingefangen werden. Der Kamtschadalenhund wittert einen Schneesturm im Voraus und zeigt ihn dadurch an, daß er mit den Pfoten im Schnee scharrt. Er will dem Menschen andeuten, daß dieser eine Grube machen solle, welche Schutz gewähren könne.

Die nordamerikanischen Indianer essen Hundefleisch sehr gern, nur die Tschipewäyans verschmähen dasselbe, weil sie glauben, daß ihr Stammvater ein Hund gewesen sei. Auch die Takelli's, ein Indianervolk an der Westküste, im heutigen Britisch-Columbia, halten den Hund hoch in Ehren, weil er ihr Stammverwandter sei. Der Reisende Mac Lean, dem wir ein lehrreiches Buch über die Länder der Hudsonsbay-Kompagnie verdanken, erzählt: „Ich kenne einen Fall, daß ein Hund zum Nachfolger eines zweibeinigen Häuptlings ernannt wurde und die Obliegenheiten seines Amtes mit möglichstem Anstand erfüllte. Er erschien bei dem Schmause, welcher zu Ehren seines gestorbenen Vorgängers veranstaltet wurde, und lieferte, allerdings durch einen Stellvertreter, seinen Antheil zum Festmahle. Der hündische Häuptling wurde von seinem Besitzer mit so großer Liebe gepflegt, als sei er sein Kind. Aber alle Takelli's behandeln ihre Hunde mit großer Aufmerksamkeit und rufen z. B.: Komm, mein Sohn; sei ruhig, mein Kind; belle den weißen Mann nicht an, er thut dir nichts." (Andree, Nordamerika, S. 148.)

Die Entdecker fanden den Hund in Mexico, in Peru, und in der Südsee von der Hawaii-Gruppe bis Neuseeland und, wie schon bemerkt, auch in Australien. Aber zu seiner eigentlichen Geltung und Entwicklung kommt der Hund nur bei Völkern, welche unter einem gemäßigten Himmelsstriche wohnen; in heißen Ländern macht man sich weniger aus ihm, und er frißt dort, wenn man ihn vernachlässigt, auch Aas und gilt deshalb für unrein. Bei den alten Juden mochte man nicht viel von ihm wissen, und die Mohammedaner stellen ihn auf eine Linie mit dem von religionswegen verachteten Schweine. Im kalten Tibet wird er geachtet; in Europa verspeist man ihn nicht, aber in China wird er gemästet, geschlachtet und gern gegessen. Die Insulaner der Südsee haben ihn nie anders denn als Schlachtvieh zu benutzen verstanden. Bei den Mohammedanern in Centralasien, in Indien, Hinterindien, bei den Malayen und auf den Philippinen, weiß man ihn nicht zu schätzen und stellt ihn mit Raben, Geiern und Schakals so ziemlich auf eine Linie.

Die Benennungen, welche der Hund in verschiedenen Ländern führt, liefern auch einen Beweis dafür, daß er in vielen verschiedenen Gegenden, ganz unabhängig von anderen, zahm aufgetreten ist. Die romanischen Völker haben Ableitungen von dem lateinischen Canis; z. B. die Italiener cane, die Franzosen chien, die Portugiesen cao (sprich kahng); die Spanier dagegen haben perro, die keltischen Stämme cu und madadh. Die Basken, diese alteuropäischen Ursassen, haben nicht weniger als drei Benennungen für den Hund, und alle gehören der reinbaskischen Sprache an: zacurra, ora und potzoa. Die Basken haben also den Haushund von Anbeginn gekannt, gleich dem Rind und Pferd, der Ziege und dem Schafe, denn auch für diese Thiere finden wir bei ihnen alteinheimische Benennungen, während sie für Kameel und Esel, die erst spät bei ihnen auftreten, dieselben aus dem Lateinischen entlehnt haben. Bei den Arabern heißt der Hund Kelb, bei den Persern Sag; das Sanskrit hat Suna und Kura, das Hindi Kuttha, das Telugu Kukka, das Tamil Nayi, das Malayische Anjing, das Javanische Asu. Diese beiden letzteren Benennungen sind im indischen Archipel weit verbreitet und bis zu den Philippinen gedrungen, aber nicht allgemein; denn z. B. im Lampong, einer Sprache auf Sumatra, heißt der Hund Kuyu und in der Endesprache, die man auf der Insel Flores redet, Lakeh, im Bisaya, einer der Hauptsprachen der Philippinen, Iri und Ayam. Selbst die Mundarten des polynesischen Sprachstammes haben verschiedene Namen für den Hund; auf den Markesas heißt er Nuhe und Pelo, auf Hawaii Ilio, auf den Tonga-Inseln Guli, auf Neuseeland Kiri oder Kireke; Madagaskar hat drei Namen: Ambiia, Kiwaki und Alikia.

Der Hund ist überall, wo man ihn angemessen behandelt und zweckmäßig zu verwenden weiß, ein ungemein nützlicher und treuer Gefährte des Menschen auf allen Stufen der Civilisation; am meisten wird er aus sehr begreiflichen Gründen vom Hirten und vom Jäger gewürdigt und hochgehalten.

Aber unendlich höhere Dienste leistet dem Menschen das Rind, und man kann dasselbe mit vollem Recht als einen Hauptbeförderer der Civilisation bezeichnen.

Wilde Varietäten der Rinderfamilie finden wir noch jetzt in verschiedenen Gegenden, und ohne Zweifel sind sie in früheren Zeiten sehr weit verbreitet gewesen. Es gibt einzelne zwar verschiedene aber doch sehr nahe verwandte Arten, aus deren Vermischung eine fruchtbare Nachkommenschaft entspringt. Man kennt heute noch 10 Arten der Rinderfamilie in wildem Zustande. Dahin gehören: der Gayal (Bos gavaeus) in Bengalen, der Gauer auf der Ostindischen Halbinsel, der Banng in Barma und der Banting auf den malayischen Inseln. Diese geben allesammt, wenn sie sich mit dem zahmen Rindvieh jener Gegenden vermischen, eine fruchtbare Nachkommenschaft. Dasselbe gilt vom tangutischen Grunzochsen, Yack (Bos grunniens), der für die Alpenländer und Plateaulandschaften des innern Ostasiens das wichtigste Transport- und Karawanenthier ist; er trägt die Lasten willig, läßt sich reiten und erleichtert den Verkehr in den kalten Hochwüsten, für welche das Kameel nicht mehr geeignet ist. Crawfurd (Transactions of the Ethnological society, 1863, Bd. II. 402) bemerkt, daß sein Freund Doctor Falconer ihm versichert habe, daß der Yak mit dem Rindvieh der indischen Ebene eine fruchtbare Nachkommenschaft zeuge. Die Sache ist aber allgemein bekannt. Huc hat in seinen Reisen durch die Mongolei nach Tibet darüber gesprochen; das Produkt der Mischung heißt Dzos, ist auch in Osttibet, z. B. zwischen Tsiambo und der westchinesischen Provinz Sze tschuen sehr gemein, und die Lazaristenmissionäre, deren Reisen wir vor einiger Zeit im Globus geschildert haben, erwähnen des Dzos mehrfach.

Wir finden das zahme Rind in allen Theilen der alten Welt, vom 60.° n. Br. bis zum Aequator und bis 40° südlich vom Erdgleicher, in unzähligen Spielarten, die an Größe, Gestalt, Bildung der Hörner und an Farbe ungemein mannigfaltig sind. Das kleinste Rindvieh lebt im nordwestlichen Indien, in

Guzerat; diese Spielart wird nicht viel höher als eine große Heidschnucke.

Die große Mannigfaltigkeit ist ganz gewiß kein Produkt der bloßen Züchtung, auf welche bekanntlich die auf niedriger Stufe befindlichen Völker keinen Werth legen, und um welche sie sich auch nicht kümmern. Das zahme Rind ist schon bei Anbeginn der Geschichte vorhanden. Manche Zoologen nehmen mit Cuvier an, daß unser zahmes Rind ein Nachkomme des Urstieres (Bos primigenius) sei, der einst über Europa weit verbreitet gewesen ist und „vielleicht" auch in Mittelasien vorkam. Aber wozu eine solche Ableitung, gegen welche Manches spricht, und die noch heute controvers ist; von Baer und Pusch haben sich dagegen erklärt. „Mit Sicherheit läßt sich unser Hausochs von keiner der jetzt lebenden wilden Arten ableiten" (Pöppig, Naturgeschichte des Thierreichs, Leipzig 1851. I, 266). Auf keinen Fall kann man die Annahme rechtfertigen, daß die zahmen Rinderarten von einem bestimmten Punkte der Erde und von Einer bestimmten Art herzuleiten seien. Dagegen spricht die ungemein große Mannigfaltigkeit und die außerordentlich weite Verbreitung. Entweder sind von Anfang an schon viele, der Zähmung geneigte Arten vorhanden gewesen, oder viele wilde, mit einander nahe verwandte Species, aus deren Vermischung die unzähligen Varietäten entsprangen, welche wir jetzt haben.

Es ist wohl zu beachten, daß jede Hauptsprache eine besondere, unterscheidende Benennung für das Hausrind besitzt, als ob jedes Volk für sich, unabhängig von anderen, dasselbe gezähmt hätte; so im Arabischen, im Sanskrit, in den von diesem unabhängigen Sprachen Indiens, in Hinterindien und bei den Malayen. In jenen Ländern, welche das Rind nicht im wilden oder zahmen Zustande hatten, führt es natürlich eine fremde Benennung, so in Südamerika und auf den Philippinen eine spanische, in Australien und Neuseeland eine englische. Das Griechische buhs, das lateinische bos, das italienische bue und bove, das spanische buey und das französische boeuf, verrathen ihre Verwandtschaft, wie das plattdeutsche Osse, hochdeutsche Ochs, englische ox. Stier, Kuh und Kalb werden in allen Sprachen unterschieden; lateinisch z. B. taurus, vacca, vitulus. Im Gaelischen heißt die Kuh Mart, das Kalb Laogh, die Färse Atherka, der verschnittene Ochs Tamh. Für die Kuh hat man auch Bo, das offenbar vom Lateinischen abgeleitet ist, der Bulle heißt Tardh. Die Basken, diese alten europäischen Ursassen, haben auch ureigene Benennungen für das Rindvieh, das sie schwerlich aus Asien, aus einer phantastischen „Wiege des Menschengeschlechts", bekommen haben. Der Ochs heißt Idea, die Kuh Beia, der Bulle Ececa. Das Sanscrit, das Persische und Hindi haben Gau (plattdeutsch in manchen Theilen Niedersachsens Kau für Kuh, oder Koh). Das Tamil im südlichen Indien hat für Kuh Pascha, der Bulle heißt Yerndi. Im Malayischen wird das zahme Rind als Lambu bezeichnet, im Javanischen heißt es Sapi, während die wilde Art Banting heißt.

Das zahme Rind ist so alt, wie der Anbeginn der Civilisation auf unserer östlichen Erdhalbe, und, wie schon angedeutet wurde, sicherlich in sehr vielen Gegenden, die unter sich gar keinen Zusammenhang hatten, gezähmt worden. Nichts lag dem Menschen so nahe, als sich ein so fügsames Thier, welches sich ihm gleichsam von selbst darbot, nutzbar zu machen. Dazu brauchte man keine Unterweisung und Anleitung aus der Fremde her. Auf den ägyptischen Denkmälern aus sehr alter Zeit finden wir schon dieselben Rinderarten, die auch heute noch in Aegypten vorkommen; wir sehen sie weiß, schwarz, roth und gefleckt, mit langen und kurzen Hörnern, und auch ohne Hörner. Wie viele tausend Jahre früher mag das Rind dort schon Hausthier gewesen sein! In den Pfahlbauten an den Schweizerseen, welche doch mindestens 3000 Jahre alt sind, fand man Knochen von zwei Rindviearten, die vielleicht auch schon zahm waren.

Das Rind verläßt im wilden oder, wie wir in Südamerika sehen, im verwilderten Zustande seine heimathliche Weide nicht; es hat theilweise ganz gewiß seine weite Verbreitung durch große Völkerbewegungen gewonnen. Nomaden sowohl wie auswandernde Ackerbauer nehmen das Rind mit sich. Für uns liegt ein Hauptbeweis, daß Amerika mit der alten Welt vor den Zeiten der Entdeckung keinen Zusammenhang gehabt hat, in dem Mangel an zahmen Rindvieh, welches der neuen Welt völlig unbekannt war. Wären die „Civilisatoren" Peru's, Merico's und Centralamerika's aus der alten Welt eingewandert, sie hätten gewiß den Zusammenhang mit ihrer alten Heimath so wenig unterbrochen, wie es später die Spanier gethan haben, und gewiß hätten sie das nützlichste aller Hausthiere mit sich genommen. Der Weg von Amerika nach der alten Heimath war nicht weiter, als jener aus der letztern nach dem erstern. Auch würden dann die Amerikaner eine ganz andere Art von Schiffsbau gehabt haben, als jene, die man zur Zeit der Entdeckung bei ihnen fand. Denn in offenen Kähnen kann man nicht die Südsee aus Asien nach Peru, und den Atlantischen Ocean von Europa nach Merico durchschiffen. Doch das hier nur beiläufig.

Nordamerika hat den Bison und den Moschusstier, aber beide sind nicht zu zähmen, sind und bleiben urwild, eignen sich auch nicht zur Vermischung mit dem zahmen Rind. Ich weiß sehr wohl, daß man sagt, im vorigen Jahrhundert habe man in Virginien einen gemischten Schlag vom Bison und Hausrind gezüchtet; gewiß bleibt aber, daß von einem solchen keine Spur mehr übrig ist. Das von Europa her eingeführte Rindvieh hat dagegen auf der westlichen Erdhalbe Verhältnisse gefunden, die ihm ungemein zuträglich waren und sich in den Pampas und auf den Savannen in erstaunlicher Weise vermehrt. Hörner und Häute und Talg bilden Hauptausfuhrwaaren des östlichen Südamerika.

Sämmtlichen Inseln der Südsee, also auf dem weiten Raume zwischen Amerika und Asien, fehlte das Rind, das nun auf Neuseeland, in Australien und überall, wohin man es gebracht hat, vortrefflich gedeiht. Es kann sich z. B. in Neusüdwales ohne Beihülfe des Menschen vermehren. Einst verliefen sich fünf Kühe in den „Busch"; mehrere Jahre nachher entdeckte man sie wieder, aber die Heerde bestand nun aus 15 Häuptern, unter denen auch einige Bullen sich befanden.

Als die Spanier im Anfange des 16. Jahrhunderts die unweit von den Küsten Asiens liegenden Philippinischen Inseln entdeckten, fanden sie dort kein Rind! Sie brachten aber dasselbe bald in diese ihre neue Besitzung, doch nicht aus Europa oder Indien, sondern quer über die Südsee aus Amerika, und es gedieh, so daß es jetzt auf jenem ganzen Archipelagus vom 19. bis zum 8. Grade nördlicher Breite gefunden wird, zum Theil verwildert, aber auch so ganz unbelästigt von wilden Thieren, da Wölfe und Leoparden dort fehlen. Seltsam! Die Philippinen sind von den Küsten China's und den malayischen Inseln nur durch einen schmalen Meeresraum getrennt und erhielten von beiden, welche doch das zahme Rind hatten, nicht dieses oder auch Pferd und Büffel, sondern nur den Hund und das Schwein.

Ochs und Pflug sind bei den meisten Völkern beinahe unzertrennliche Begriffe. Denn das Pferd tritt erst spät als Pflugzieher auf und ist in Griechenland und Rom nie als solcher verwandt worden; auch heute ist es in Südeuropa der Ochs hauptsächlich, welchen man vor den Pflug spannt, und im westlichen Asien, Indien und China sehen wir dasselbe; auch ist er in Asien und Afrika vorzugsweise Zugthier. In den Kolonien ziehen die germanischen Völker das Pferd, die romanischen den Ochsen vor, gerade wie in Europa auch, und

beide Thiere sind gleichsam Vertreter des raschern oder langsamern Fortschrittes.

Mehrere Völker in Asien, von Indien bis Japan, hegen Abneigung gegen Schlachten des Rindviehs; wir finden dieselbe sogar bei den Chinesen, welche doch Hunde, Ratten, Schlangen und Alligatoren nicht verschmähen. Die Bekenner des Buddhismus schlachten keine Thiere, essen aber das Fleisch von solchen, welche durch Andere getödtet oder auch eines natürlichen Todes gestorben sind. Crawfurd sah in Barma eine Gruppe von Leuten, welche den letzten Augenblick eines sterbenden Ochsen abwarteten, um dann über ihn herzufallen und ihn zu zerschneiden; auch war er Zeuge, daß sie auf dem Irawaddy von einem Boote aus ein todtes Pferd aus dem Wasser zogen und demselben das Fleisch von den Knochen herunter schnitten.



Hunde (Eskimos).*

Der Büffel, bos bubalus, ist von unserm Rind sehr verschieden und vermischt sich mit demselben gar nicht. Der Arni oder wilde Büffel in Bengalen unterscheidet sich wesentlich von dem gezähmten Büffel. Dieser letztere kommt an Brauchbarkeit bei weitem dem Rind nicht gleich; er behält auch seine Urfarben, denn wir finden ihn nur schwarz oder weiß, aber an Größe sind die Varietäten sehr verschieden; die stärksten haben ihre Heimath auf der Malayischen Halbinsel, auf Sumatra und Java. Bekanntlich hat der Büffel eine große Abneigung gegen Leute, die er nicht näher kennt, ist aber sonst

* Aus A. E. Brehm's Illustrirtem Thierleben. 2 Bde. 1863—64. Hildburghausen, Bibliographisches Institut.

ganz lenksam, muthig und kann selbst dem bengalischen Tiger Trotz bieten. In heißfeuchten Gegenden ist er zur Arbeit geeigneter als das Rind; er zieht zum Beispiel in sumpfigen Reisfeldern Pflug oder Egge, indem er knietief im Schlamme watet; auch gibt er in solchen Ländern mehr Milch als die Kuh, doch ist dieselbe nicht so wohlschmeckend, das Fleisch nicht so schmackhaft; auch kann Büffelleder keinen Vergleich mit Ochsenleder aushalten. Das Thier ist sehr häufig in allen warmen Gegenden Asiens; die Griechen und Römer kannten den Büffel nicht; auch fehlt er auf den alten Denkmälern Aegyptens, Persiens und Assyriens. Die alten Hindu müssen ihn aber gehabt haben, weil er im Sanskrit seine besondere Benennung hat und auf den alten indischen Monumenten vorkommt. Er wurde aber nicht nur nicht verehrt, wie der Zebu, sondern sein Name wird in Verbindung mit einem bösen Geiste gebracht, dem Mahesasura, „Büffelgeist". Der Name Büffel ist vom lateinischen Bubalus abgeleitet, das ursprünglich eine wilde Rindviehart bezeichnete und späterhin auf den Büffel übertragen wurde. Die Araber bezeichnen ihn als Harmis; persisch heißt er Jamus oder Gamus, Sanskrit Mahischa, im Hindi Bhains und Khulga (der wilde Büffel Arki), in Teluga Yenuma, im Tamil Yerumi. Die Malayen nennen ihn Karbo, die Javaner Kabo. Der Büffel ist, von den asiatischen Ländern abgesehen, in Italien und Spanien häufig und dorthin in Folge der Eroberungen der Araber gekommen. Diese erhielten ihn direkt oder indirekt aus Indien; durch sie wurde er auch in die Euphratländer, Vorderasien und nach Aegypten gebracht.

Crawfurd meint, er sei nicht vor den Zeiten der Kreuzzüge nach Europa gekommen. Das ist aber unrichtig. Paul Warnefried erzählt, daß er zur Zeit des Longobardenkönigs Agilulf, also zwischen 591 bis 615, nach Italien gebracht wurde. Tunc primum caballi sylvatici et bubali in Italium delati, und daß man sie als Wunderthiere angestaunt habe; Italiae populis miraculo fuerunt. Sie sollen durch Attila's Hunnen schon früher nach Ungarn gekommen sein, und das ist auch nicht unwahrscheinlich.

Die Heimath der Bernsteingräber.

Ein Ausflug in das preußische Polen.

Von **Karl Ruß.**

Wie überall in der norddeutschen Ebene, so birgt auch in den Theilen Westpreußens und Posens, welche an einander stoßen, der Erde Schooß jenes geheimnißvolle Gut längst verwichener Zeiten: den Bernstein. Besonders in den hügeligen Ufern des wild dahin brausenden und in vielfachen Krümmungen sich durch die Sandhügel windenden kleinen Stromes, der Brahe, war die Ausbeute der Bernsteingräbereien eine sehr reiche. Hierdurch hatten sich dort vor etwa einem Jahrzehnt bei einem Theile der Bevölkerung Zustände entwickelt, welche denen eines Goldlandes nicht unähnlich waren und dies Stückchen Erde fast als ein Californien im Kleinen erscheinen ließen. Bevor wir auf diese Verhältnisse näher eingehen, sei es uns vergönnt, einen Blick auf die Schichtung der Erdoberfläche in dieser Gegend zu werfen.

Die oberste Bedeckung des Landstrichs besteht überwiegend aus Sand, der mit einer großen Menge von Steinen untermischt ist. Diese erratischen Blöcke bestehen meist aus Granit, Feldspath, Porphyr und Gneis und geben dadurch, daß sie nie scharfe Ecken haben, sondern stets abgerundet sind, den Beweis, daß herbeiströmende Fluthen sie hergespült haben, daß sie folglich von der Zertrümmerung der skandinavischen Gebirge herstammen. Sie sind, wie es ja mit Bestimmtheit erwiesen ist, auf ungeheuren Eisschollen vom Norden herab über die ganze norddeutsche Ebene getragen und zerstreut worden. Sie finden sich hier und da noch in bedeutender Größe; so wurde im vorigen Jahre ein Granit aus der Umgebung des Städtchens Polnisch Krone zum Sockel des Denkmals Friedrichs II. auf dem Marktplatz von Bromberg verwendet, der 17 Fuß hoch und 6 Fuß breit war.

Ferner finden wir hier auch die von den antediluvianischen Kreidegebirgen des Nordens herstammenden Feuersteine und zwar desto seltener, je weiter man nach dem Süden vordringt. Die größten Trümmer jener Kreideberge treffen wir bekanntlich noch in Arkona, Stubbenkammer und Kap Klankenes in England und die unterirdischen Reste derselben sind jedenfalls die großen Kreidemergellager in Mecklenburg und Pommern.

Hiernach dürfen wir wohl mit Bestimmtheit darauf schließen, daß diese ganze Gegend einst gewaltigen Wassermassen zum Bette diente. Und wirklich, hier und da erkennt man auch noch ganz deutlich die Gestalt eines Wasserbeckens, welches entweder als See oder Fluß den sich verlaufenden Fluthen zum letzten Aufenthalte gedient hat.

Der Sand der Oberfläche zeigt jetzt eine vielfach verschiedene Beschaffenheit. Er wechselt meistens in geringen Strecken als Lehm-, Mergel-, Thon-, Wiesenboden, lehmiger Sand, leichter Sandboden und Flugsand. Von diesem letztern gibt es oft meilenlange unfruchtbare Striche, dann aber auch meilenweit blos guten Boden.

Nächst diesem Diluvium finden wir aber eine noch größere Mannigfaltigkeit im Alluvium. Süßwasserkalk, Raseneisenstein, Schlamm- und Moorlagerungen wechseln mit einander. Weit bedeutender und wichtiger sind aber die großen aus Holz- und Wiesenmoor bestehenden Torfbrüche, deren erstere bekanntlich auf moorigem Grunde durch den Untergang von großen Vegetabilienmassen, Moosen, Gräsern, Bäumen entstanden sind. In denselben befinden sich häufig die Skelette und Hörner von Auerochsen oder die Geweihe gewaltiger Riesenhirsche. Aus diesen Mooren ist der vorzügliche Torf leider meistens nur schwer oder gar nicht auszunutzen, weil die gewaltigen unterirdischen Bäume, Eichen u. s. w. so verworren und dicht bei einander liegen und dabei so eisenhart sind, daß jeder Versuch sie zu entfernen nutzlos bleibt. Außer den Torfmooren gab es vor kurzer Zeit hier noch weite Strecken von Grünmoor, doch sind diese, seitdem intelligente fremde Landwirthe, besonders aus Mecklenburg und Neuvorpommern, Ankäufe gemacht haben, jetzt meistens durch Entwässern und Brennen der Kultur übergeben.

Gehen wir nun tiefer unter die Oberfläche hinab, so finden wir als die oberste Schicht des tertiären Flötzgebirges bedeutende Braunkohlenlager, die in sehr ungleichen Schichten wechseln und bis zu sehr bedeutender Höhe ansteigen. Dieselben sind bereits mehrfach erschlossen und das bedeutendste Braunkohlenbergwerk der Gegend, welches bisher von der Aktien-Bergbau-Gesellschaft „Weichselthal" ausgebeutet wurde und jetzt durch Verkauf an den preußischen Kron-Domainenrentmeister Hübner-Trams übergegangen ist, befindet sich in Stopka zwischen Bromberg und Polnisch Krone. Es heißt Grube „Marie" und ist von außerordentliche Bedeutung für den Landstrich, da, wie ja leider überall, auch hier die Wälder mehr und mehr gelichtet werden und die Holzpreise bereits eine enorme Höhe erreicht haben. Außerdem ist das Bergwerk auch dadurch interessant, daß es die erste Straßenlokomotive Deutschlands zum Transport der Kohlen nach Bromberg aus England angekauft und nach Ueberwindung vielfacher polizeilichen Schwierigkeiten endlich in Betrieb gesetzt hat.

Bei näherer Betrachtung erhalten wir die klarsten Beweise dafür, daß diese Kohlenlager ein tropisches Klima zu ihrer Bildung benöthigt haben müssen. Die gewaltigen Schichten von Meereskalk, Süßwasserquarz und Sandstein, welche wir hier finden und die sich doch jetzt nur noch in tropischen Gegenden bilden; ferner die Menge der verschiedenen Pflanzenarten und deren Gattungen: Bäume aus den Familien der Palmen, Coniferen, Ahorn u. s. w., ja sogar baumartige Equiseten und schließlich eine völlig tropische Thierwelt, Schildkröten, krokodilartige Gerippe u. s. w. Dies Alles zeigen die Braunkohlenlager.

Neben der Kohle erfreut sich die Gegend noch anderer mineralischer Reichthümer. Die untersten Schichten der Kohle ruhen auf einem Flötz aus losen und festen Sandmassen, Eisensteingeschieben und Geschieben von Letten. Hieraus darf man wohl mit Recht schließen, daß das oberschlesische Thoneisenstein-Gebiege auch unter den Provinzen Posen und Westpreußen sich noch in nicht zu bedeutender Tiefe ausdehne. Bis in die südlichste Spitze von Posen hat man das Thoneisensteinflötz bereits verfolgt. Als das tiefste bekannte Sedimentgestein kommt unter dem Eisensteingeschiebe sodann der Jurakalk zum Vorschein und auch dieser erhebt sich bekanntlich in mehreren Strichen unseres Vaterlandes bis zu geringer Tiefe.

Nachdem man nun bisher hier und da den Raseneisenstein in die Schmelzöfen wandern ließ und die großen Lager von Mergelkalk durch Brennen ausgenutzt hat, wird man bald damit beginnen dürfen, außerordentlich nutzbare Bergwerke anzulegen, in denen aus derselben Grube das Eisenerz, die zum Schmelzen desselben nöthige Kohle und der zum Bauen der Gebäude erforderliche Kalk zu Tage gefördert wird. Zu dieser Annahme berechtigen einerseits die geologischen Untersuchungen des nahen Königreichs Polen, bei denen man den Jurakalk stellenweise in geringer Tiefe aufgefunden hat, so bei Czenstochau, an beiden Ufern der Warthe, an der Prosna bei Kalisch und nördlich von Kralau, von wo man ihn bis nach Slonek bei Thorn verfolgt hat. Andererseits ist das Thoneisensteingebirge im Königreich Polen bereits an vielen Stellen, bei Thorn, in der Nähe von Polsgow und Warla zu Tage gelegt worden.

Freilich könnten die gewaltigen Gyps- und Mergelkalklager, sowie das sehr reichlich vorkommende Wiesenerz, noch weit regsamer ausgenutzt werden, doch berechtigt die im mächtigen Aufschwunge befindliche Industrie der Gegend, besonders die der Stadt Bromberg, zu der Hoffnung, daß der Landstrich in kurzer Zeit bald hinter den hochstehenden unseres deutschen Vaterlandes nicht mehr viel zurückbleiben werde. Und diese freudige Erhebung des hiesigen Deutschthums, dies glänzende Fortschreiten unserer friedlichen Kämpfer, muß den Menschenfreund mit desto größerer Freude erfüllen und auch dem kältesten Herzen Bewunderung abzwingen — wenn er den gewaltigen Kampf ermißt, in dem beide Nationalitäten auf Leben und Tod mit einander ringen.

Auch noch ein anderer Reichthum dürfte sich der Gegend erschließen. Tüchtige Botaniker haben bereits längst in der Nähe von Schubin eine vollständige Salzflora entdeckt, unter der auch sehr seltene Arten vorkommen. Man fand Salicornia herbacea, Salsola kali, Triglochin maritimum 2c. und nahm an, daß das nördliche Meer bis hierher seine Ausdehnung gehabt haben müsse. Dies ist nun allerdings wohl richtig, kann jedoch auf das Gedeihen dieser Pflanzen hier keinen Einfluß mehr haben. Dagegen verdanken diese Salzpflanzen ihr Vorkommen ganz natürlich dem Umstande, daß hier Salzschätze in der Erde Schooß verborgen sind. Dies ist bereits dadurch bewiesen, daß man in Inowraclaw beim Graben eines Brunnens eine Salzquelle von vier Prozent Gehalt entdeckt hat. Hiernach nimmt man an, daß sich hier irgendwo ein unterirdisches Steinsalzgebirge befinde, dessen Soole sich in den Klüften des Jurakalks hinzieht. Ganz wahrscheinlich wird man also hier über kurz oder lang eine Saline anzulegen vermögen.

Die unterirdischen Schätze der Gegend dürften also aus: Kalk, Thon, Mergel, Eisen, Braunkohle, Salz — und Bernstein bestehen und dieser letztere führt uns wieder zu dem eigentlichen Gange unserer Mittheilungen zurück.

Im Allgemeinen macht diese Gegend überhaupt den Eindruck der norddeutschen Ebene: ein flacher Landstrich mit theils wellenförmigen, theils unregelmäßigen Hügelgruppen, hier und da umsäumt und durchzogen von einförmigen, oft sehr dichten Kiefernwaldungen. Hierher, nach diesen letzteren, richten wir zunächst unsere Blicke.

Seit einer Reihe von Jahren hatte sich das Bernsteingraben hier zu einer recht artigen Industrie ausgebildet. Gesellschaften von vier bis sechs Personen zogen von einer Feldmark zur andern, trafen mit den Besitzern das Abkommen auf halben Gewinn und arbeiteten nun gewaltige Gruben in die Erde. Ohne studirte Geologen zu sein, wußten sie die Bernstein-„Stellen" mit großer Virtuosität herauszufinden, und diese Kenntniß vererbte sich vom Vater auf den Sohn. Dennoch konnten es diese Leute nie zu etwas Rechtem bringen, denn gerade wie es beim Goldgraben in Californien und anderen derartigen Erwerbsarten nur zu häufig der Fall ist, wurden auch durch den Bernstein meistens nicht die Arbeiter, sondern die Aufkäufer und Händler zu reichen Leuten. Von denselben wurden die Gräber natürlich fürchterlich betrogen, und erhielten sie dennoch einmal eine leidliche Summe, so wurde dieselbe sofort im tollen Zechgelage verjubelt — nachher aber wieder gehungert und gedarbt.

Diese Bernsteingräber, gewöhnlich Abkömmlinge von polnisch-deutschen Familien und mit allen Vorzügen und Fehlern der gemischten Rasse ausgestattet, zogen auch von hier aus weithin in ferne Gegenden, nach West- und Ostpreußen und besonders nach Pommern in die Nähe des Ostseestrandes, wo sie oft reiche Schätze aus der Erde zu Tage förderten, ohne jedoch, aus den bereits angeführten Ursachen, jemals etwas Erkleckliches in ihre arme Heimath mit zurück zu bringen. So hatte die Bernsteingräberei hier viele Jahre hindurch ihr Wesen getrieben, ohne von besonderer Bedeutung zu sein. Da trat plötzlich eine Episode ein, welche die Verhältnisse völlig anders gestaltete.

Es waren hier in kurzer Frist hinter einander einige sehr große Bernsteinstücke von ganz armen Gräbern gefunden worden und das Aufsehen, welches die plötzliche Verwandlung

dieser armen Leute in „reiche Herren“ machte, erregte in dem ganzen Landstrich die sonderbare Erscheinung eines förmlichen Bernsteinfiebers. Alles, was nur Hacke und Spaten tragen konnte, besonders von der leicht erregten polnischen Bevölkerung, lief zum Bernsteingraben. Die Arbeitsleute entflohen von den Feldern, die Knechte aus den Ställen, und toller Wirrwarr herrschte überall. Und wirklich wurden in dieser Zeit außerordentliche Mengen des kostbaren Steins gefunden.

Da sah man denn in den kleinen schmutzigen polnischen Städten ganz eigenthümliche Erscheinungen. Ein zerlumpter Sackjude war plötzlich zum Tausendthalermann geworden und benahm sich als neugebackener „Banquier“ auf die schnurrigste Art. Mit ihm wetteiferten aber Jonak und Tomek, zwei furchtbar verwahrloste polnische Ochsenjungen, die jetzt mit ihren Beuteln voller blanker harter Thaler den Jegomośc*) spielten, sich, ohne sich zu waschen und zu kämmen, auf die wunderlichste Weise herausputzten, die unsinnigsten Dinge zusammenkauften und so lange prahlten, bis sie ohne einen polnischen Groschen**) im Besitz, sich wieder in ihr schmutziges Dorf zurücktrollen mußten.

Gerade in dieser Zeit, etwa in den Jahren 1857 und 58, war es den Jesuiten eingefallen, die elenden polnischen Dörfer in ernstlicher Weise für den Himmel reif zu machen. Sie ließen die armen Menschen zu Tausenden den Branntwein abschwören, ohne ihnen jedoch für das Getränk, welches ihnen längst zum Lebensbedürfniß geworden, irgend einen Ersatz bieten zu können. Hierauf spekulirend, bildete sich nun in kurzer Zeit eine eigenthümliche Industrie, die bald überraschend überhand nahm. Man braute ein Getränk, das aus Spiritus, Wasser, Zucker und ein wenig Weinsteinsäure bestand, und nannte es süßen Wein.

Der „süße Wein“ wurde in ganz unbeschreiblichen Massen vertilgt, denn einerseits gehörte gar viel von ihm dazu, um die an fuseligen Branntwein gewöhnten Polenköpfe zu berauschen, und andererseits mundete dies Getränk auch gar zu köstlich. Dadurch wurde dieser süße Wein aber auch zum entsetzlichen Verderben ganzer Ortschaften.

Wer es weiß, was dem bigotten gemeinen Polen sein Eid ist, wird sich den entsetzlichen Kampf denken können, den diese armen Menschen zwischen ihrem Gewissen und den Anforderungen ihrer Menschennatur zu bestehen hatten. Die meisten fielen in das Branntweintrinken zurück und waren für alle Zeit moralisch zu Grunde gerichtet. Andere aßen den Branntwein mit Löffeln, weil sie geschworen hatten, ihn nicht mehr „zu trinken“. Dies waren die aller Elendesten und Verworfensten. Eine sehr große Anzahl aber, besonders von den Wohlhabenderen, verjubelten in dem neuen köstlichen Getränk Haus und Hof. Und eine noch andere, auch nicht geringe Zahl fand vor ihrem Gewissen keine Ruhe, weil sie wußten, daß sie in dem „süßen Wein“ wesentlich nichts anderes tranken, als den abgeschworenen Schnaps.

So hatte das anscheinend segensreiche Beginnen der besorgten Väter aus der Gesellschaft Jesu den armen, armen Lieblings- und Schmerzenskindern des Katholicismus auch leider nichts anderes gebracht, als Unheil und Verderben.

Auch für unsere Bernsteingräber war der süße Wein von sehr schädlichen Folgen, denn in diesem edlen Naß wurde der glänzende Gewinn schnöde verbracht, während Weib und Kind daheim hungern und darben mußten. So sanken die Bernsteingräber in dem Maße, als sich ihr Gewinn steigerte, in moralischer wie physischer Beziehung immer tiefer, und die Ihrigen erschienen immer verwahrloster und verkommener. Die Lehmhütten, welche sie in den Dörfern besessen, wurden ihnen bald verkauft, und nun bauten sie sich ohne weitere Umstände nach Art der Chausseearbeiter Erdhütten am Walde oder wo sie gerade ein Stückchen Erde fanden, von dem sie nicht vertrieben wurden.

Da entwickelte sich dann das Elend der „polnischen Wirthschaft“ in erschreckendem Grade. Durch die dumpfe Luft der Erdhöhle hervorgerufen und durch den grausigen Schmutz befördert, entstanden bei den mehr thier- denn menschenähnlichen Nachkommen dieser Elenden die ekelhaftesten Krankheiten des Menschengeschlechts: Weichselzopf, Krätze u. s. w. und noch dazu wuchsen den Aermsten häufig elle entstellende Kröpfe.

Während dann die Männer vom Bernsteingewinn in Saus und Braus lebten, waren die Weiber nebst den Kindern völlig darauf angewiesen, ihr Dasein durch Diebstahl in den nahen Dörfern oder auf den Gütern zu fristen und diese heranwachsende Generation sog also das Verbrechen gleichsam mit der Muttermilch ein.

Wenn hier und da einmal ein Bernsteingräber einen überaus glücklichen Fund gemacht, dann erwachte bei allen übrigen Menschen Neid und Habsucht, und nur zu oft kamen Raub- und Mordthaten vor, die zuerst an besonders glücklichen Bernsteingräbern und dann auch an anderen wohlhabenden Leuten verübt wurden. Auch suchten die Gräber jederzeit sich untereinander oder noch häufiger den Besitzer des Grund und Bodens zu bestehlen und zu betrügen, und selbst wenn diese ihre Inspektoren rc. als Aufseher neben sie stellten, konnten sie es nicht verhindern, daß große Bernsteinstücke bei Seite geworfen und später heimlich herausgesucht wurden. So war es wohl ganz natürlich, daß sich bald die Besitzer nicht mehr mit den Bernsteingräbern einlassen wollten, zumal der Boden durch die tiefen Gruben bedeutenden Schaden erlitt, indem die todten Erdschichten, die tief herausgeholt waren, erst vieler Jahre bedurften, bis sie so verwittert waren, um fruchtbar zu sein. Und nun waren die Bernsteingräber erst recht auf Raub und Diebstahl angewiesen.

Jetzt gruben sie in den Mondscheinnächten überall auf den Feldmarken und in den Staatsforsten heimlich, und wer sie dabei störte, gerieth gar leicht durch diese verwilderten Menschen in ernstliche Lebensgefahr. Oft genug wurden königliche Förster, Gutsinspektoren und Andere durch die heimlichen Bernsteingräber erschlagen und meistens endete schließlich nur noch in günstigen Fällen ein viel bewegtes Bernsteingräberleben im Zuchthause, während viele andere von den Kameraden erschlagen, von den Förstern erschossen oder im Bravourtrinken von ungeheuren Massen Branntweins ein unnatürliches Ende fanden.

So haftet wohl an manchem werthvollen Schmuck, einem Perlen-Diadem, einer Zigarrenspitze u. s. w. Blut und Verbrechen, mindestens das verlorene Lebensglück ganzer Familien. (Ueber den Bernsteinertrag siehe Globus III, 96.)

Den meisten Bernsteingräbern blieb schließlich nichts weiter übrig, als in die Dienste der Gutsbesitzer als Einlieger oder Tagelöhner zu treten. Hier zeigt sich der Pole oft als ein tüchtiger, gewandter Arbeiter, wenn der Herr es versteht, sein Ehrgefühl zu wecken und ihn zum Wettkampfe mit dem deutschen Arbeiter anzuspornen. Meistens indessen sind diese Menschen zu verwahrlost, zeigen sich faul, störrisch und ungeschickt, und in keinem Falle sind sie ehrlich, treu und ausdauernd. Dennoch finden sie bei den deutschen Gutsbesitzern der Gegend jederzeit schnell ein Unterkommen, denn es herrscht hier ein nur zu großer Arbeitermangel. Ueber die bösen Eigenschaften ihrer polnischen Dienstleute sehen die deutschen Besitzer längst aus Gewohnheit weg, denn wenn sie alle ihre Leute, von welchen sie bestohlen werden, bestrafen lassen wollten, so würde ihnen bald nichts Anderes übrig bleiben, als

*) Ein gnädiger Herr.

**) Zwei Pfennige.

selbst den Pflugständer in die Hand zu nehmen und ganz allein zu ackern. Deshalb wird hier noch ganz allgemein eigene Justiz geübt. Der Thäter irgend eines Verbrechens, Diebstahls u. s. w. wird sofort nach der Ueberführung von seinem Herrn vorgenommen und gründlich durchgeklopft. Aber eine tüchtige Tracht Prügel ist bei diesen Menschen meistens von gar keiner weitern Bedeutung.*)

Dabei ließen diese Leute das „heimliche Bernsteingraben" nicht, auf das sie meist in der Nacht ausgingen. Ich befand mich einst längere Zeit auf einem Gute in jener Gegend und gleich in der ersten Zeit meines Dortseins war mir das krankhafte Aussehen eines Menschen aufgefallen. Seine gerötheten Augenlider fielen bei der Arbeit zuweilen plötzlich über die tiefliegenden Augen zu, so daß man es ihm ansehen konnte, er halte sich nur mit Mühe aufrecht. Dabei zitterten seine Hände bei jeder geringsten Anstrengung, so daß ich glauben mußte, er sei ernsthaft krank. Meinen theilnehmenden Fragen wich Matek noch scheuer aus, als die übrigen. Sein Weib zeigte ganz das elende Aussehen der andern polnischen Arbeiterinnen, nur noch schläfriger und fauler benahm sie sich. Er dagegen war eigentlich nicht faul, sondern hatte den regsten Willen bei jeder Arbeit; nur krankhaft matt erschien er. Mein Vetter, der Besitzer des Guts, schätzte ihn als einen geschickten und schnellen, aber leider nicht ausdauernden Arbeiter.

Dies bestimmte mich um so mehr dazu, ihn ganz unbemerkt zu beobachten. Von der Dachkammer eines Speichers aus konnte ich seine ganze, eben nur in einer Stube bestehende „Einliegerwohnung" deutlich übersehen; ich stieg daher von der entgegengesetzten Seite nach derselben hinauf und setzte mich ruhig an das dunkle Fenster. Nach der Zurückkunft von der Arbeit warf sich der Mann sogleich auf sein Bette — das hatte ich erwartet. Die Frau machte nun ein großes Feuer an, kochte ihre „Saschirken"**) und brachte nach dem Essen die Kinder zu Bette. Dann holte sie einen Spaten, eine Hacke und ein Brecheisen hervor, wickelte dies in einen alten Sack und sobald es ganz finster geworden, weckte sie den Mann. Dieser verzehrte jetzt eine unglaubliche Portion der Mehlklümpern nebst einem tüchtigen Topf voll Kartoffeln mit ein wenig Leinöl, dann steckte er eine gefüllte Schnapsflasche nebst einem „Knallen"***) groben Brodes zu sich und huschte nun so vorsichtig und leise wie möglich zur Thüre hinaus, worauf sich das Weib sogleich zur Ruhe begab.

Am nächsten Abend stellte ich mich im dunkeln Waldesdickicht auf die Lauer, und so gelang es mir in kurzer Zeit wirklich, die ganze geheimnißvolle Thätigkeit dieses Menschen auszukundschaften. Er zog in dieser Weise fast an jedem Abend aus. Entweder fanden sich dann mehrere dieser Strolche zusammen, um im tiefsten Waldesdickicht gewaltige Löcher nach Bernstein in die Erde zu graben, wozu sie die mondhellen Nächte benutzten, oder sie zogen zu zweien, höchstens dreien in den dunkeln Nächten in der Gegend auf Raub und Diebstahl aus. Hierbei machten sie dann oft ihre zwei bis drei Meilen, kamen eine oder zwei Stunden vor Tagesanbruch zurück und schliefen dann bis zur Arbeitszeit. Dies Leben hatte Matek bereits seit mehreren Jahren getrieben, und Seinesgleichen hat die Gegend nicht wenige aufzuweisen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf die *Bevölkerung*, aus deren Reihen der hauptsächlichste Theil der Bernsteingräber gekommen ist. Wie wir bereits in einer frühern Schilderung hiesiger Verhältnisse (siehe „ein Sanddorf in der „Tuchler-Heide", Globus Bd. IV, S. 343) gesehen, macht man in der Bezeichnung *polnische Bauern* hier keinen Unterschied; es sind wirkliche Grundbesitzer, Tagelöhner und Knechte. Auch unterscheiden sich diese im Wesentlichen nicht von einander. Weiter innen, nach dem Königreiche Polen zu, ist der polnische Bauer noch als ein wirklicher Landmann, mit Heimathsgefühl und allen jenen Vorzügen wie Schwerfälligkeiten des Wesens, welche in den eigentlichen Ackerbaugegenden eben auch den deutschen Bauer kennzeichnten. Nur ist er auch dort im Allgemeinen weit roher, sinnlichen Genüssen übermäßig ergeben, wenig sparsam und eben so wenig in der Wirthschaft ordentlich. Hier dagegen dürfen wir selbst zwischen dem besitzenden Polen und dem deutschen Bauer kaum einen Vergleich aufstellen.

Daher ist es ganz natürlich, daß in dem regen Wettstreit beider Nationen das polnische Element immer mehr und mehr zurückkommt. Mit der *zähen Ausdauer, der Genügsamkeit, Sparsamkeit, dem unermüdlichen Fleiße und der Industrie der deutschen Kolonisten und Handwerker kann der Pole schlechterdings nicht gleichen Schritt halten — er* **muß** *zu Grunde gehen und mit ihm sein ganzes Volk.* Daher kommt es auch, daß ein polnisches Gut, ein Bauernhof nach dem andern in *deutsche* Hände übergehen, daß der *polnische Adel immer mehr sinkt*, polnische Bauern häufiger zu Tagearbeitern werden, und da sie auch als solche nur schwer mitkommen können, viele als Bernsteingräber, Diebe und Zuchthäusler zu Grunde gehen.

Dies haben auch die *wahren* polnischen Patrioten längst eingesehen und daher vor Allem auf die industrielle, gewerbliche und zugleich moralische Erhebung des Polenvolkes ihr Augenmerk gerichtet. Sie haben Lehranstalten gegründet, Fabriken und Werkstätten angelegt, bildende Vereine ins Leben gerufen u. s. w. *Jeder redliche deutsche Mann wird ihnen dazu aus vollem Herzen Glück wünschen, doch die meisten dieser Unternehmungen sind bereits wieder zu Grunde gegangen* an slavischer Indolenz, aus Mangel von Thatkraft und besonders an dem entsetzlichen Uebel dieses unglücklichen Volkes: ihrer Uneinigkeit.

Den einzigen und sichersten Weg zur Erhaltung der polnischen Nation hatten hier bereits die Verhältnisse ganz von selbst angebahnt. Dies war die Verbindung des altersschwachen Greises Polenthum mit dem jugendkräftigen Deutschthum. Da hatten sich die beiden friedlich neben einander lebenden Menschenrassen bereits in einander gefunden. Sie verstanden und ergänzten sich, sie verjüngten und erhoben sich an einander. Und aus ihren gemischten Ehen kam ein lebenskräftiger, lebendiger und prächtiger Menschenschlag, da gabs bildschöne, schlanke Mädchen und breitschultrige, hochgewachsene prächtige Burschen.

---

*) Wir schildern die Zustände und Verhältnisse, wie sie *vorzugsweise* in jenen armen Distrikten der an einander grenzenden Theile von Posen und Westpreußen, namentlich in der *Tuchler-Heide*, zu finden sind.

**) Mehlklümpern in Wasser.

***) Großes Stück.

Neuere Mittheilungen über das Erdbeben in Manila.

Von Dr. H. Birnbaum.

Diese Mittheilungen beziehen sich zunächst auf das Erdbeben. Es ist diese furchtbare Katastrophe, von welcher die Hauptstadt der Philippinen heimgesucht wurde, schon vielfach geschildert und besprochen worden, aber dennoch möchte die nachfolgende Darstellung für einen großen Kreis von Lesern von ganz besonderem Interesse sein, da sie sich auf das Tagebuch eines gebildeten jungen Deutschen bezieht, der schon seit beinahe zwei Jahren in Manila wohnt, und daher als einheimischer Augenzeuge betrachtet werden kann. Er ist Chemiker von Fach und war zur Zeit des Ereignisses in einer großen Apotheke der Vorstadt St. Cristo zu Manila beschäftigt.

Am Abend des verhängnißvollen 3. Juni 1863 hatte er soeben seinen Kollegen abgelöst, um den Nachtdienst in der Officin zu übernehmen. Es war halb acht Uhr. Er saß am Schreibtische im Nebenzimmer. Da fühlte er plötzlich einen starken Stoß in dem Stuhle, auf dem er saß. Die Erschütterung war so mächtig und so eigenthümlich zuckend, daß er sie sogleich für ein Erdbeben halten mußte. Er sprang auf und eilte weg zur Apotheke. Hier waren die von der Decke herabhängenden Lampen in unruhigen Pendelschwingungen, welches nach der dortigen Volkserfahrung immer ein sicheres Zeichen eines Erdbebens ist. Doch kaum hatte er diese Wahrnehmung gemacht, als er einen zweiten noch heftigern Stoß fühlte, der das ganze Gebäude erschütterte und die Büchsen, Flaschen und Gläser der Officin durcheinander warf und zum Theil zertrümmerte. Da stürzten die in dem Laboratorium beschäftigten Indier zum Hause hinaus und schrien: Temblor! Temblor! — —

Er eilte auch auf die Straße, aber er fand hier den Aufenthalt eben so unheimlich, wie im Innern; denn kaum war er im Freien, so fühlte er den Boden unter seinen Füßen schwanken, zittern und zucken, so daß er sich nur mit Mühe aufrecht erhalten konnte. Er klammerte sich am Hause fest, um sich vor dem Umfallen zu schützen, doch die Wände des Hauses durchbebten ebenfalls und droheten umzustürzen, wie der gepflasterte Boden ein Auseinanderbersten befürchten ließ.

Der Mann war in einer verzweifelten Lage. Es fehlten ihm Muth und Geistesgegenwart nicht, aber es mangelte alle und jede Aussicht zur Rettung aus der Gefahr. Rette dein Leben! rief es in ihm, und er sah weder Mittel noch Wege, diesem Rufe der Selbsterhaltung folgen zu können. Er hielt sich für verloren und den Untergang der ganzen Stadt mit ihren 200,000 Einwohnern für gewiß. Das Haus, in welchem er gelebt hatte, bildete ein Quadrat in der Basis und besaß im Innern einen ausgedehnten Hof; es war ein Eckhaus und gehörte auf der einen Seite zur Calle Real, auf der andern zur Calle Magellanes. Die Erdstöße folgten der Richtung der ersten Straße von Nordost gen Südwest. Unten sind die Häuser massiv aus Quadersteinen aufgeführt, während die darauf gebaute Etage aus Fachwerk besteht. Das Dach wird in der Mitte von Säulen getragen, bringt so dem Hause wenig Last und vermag schon ziemlich starke Erschütterungen zu ertragen, ohne zusammenzustürzen. Diese Einrichtung besaßen auch die vier Seiten der Apotheke.

Die Straßen in Manila sind eng und gewöhnlich, auch selbst des Abends, stark belebt. An dem verhängnißvollen Abend hörte man nur einen entsetzlichen Angstschrei aus vielen tausend Kehlen, sah dann aber kaum noch einen Menschen in den Straßen. Die gegenüberliegenden Häuser bewegten sich vor und zurück, die Wände und Mauerwerke lösten sich krachend aus ihrem festen Verbande und stürzten bald hier bald dort mit lautem Gepolter zu Boden.

Da fuhr unserm jungen Deutschen der Gedanke durch den Kopf, daß er an der Ecke, wo die genannten beiden Straßen sich kreuzten, am sichersten vor Gefahr sei; er suchte dies Ziel sogleich zu erreichen, stolperte aber über einen Chinesen, der sich auf den Boden geworfen hatte, weil er sich nicht mehr aufrecht erhalten konnte. Nicht weit davon lagen christlich gemachte Indier, welche die Mutter Maria und verschiedene Kirchenheilige um Beistand und Rettung anflehten. Er raffte sich rasch zusammen und gewann endlich die schützende Ecke. Die Pferde vor zwei Kutschen, welche eben die Ecke passiren wollten, wurden wild, bäumten sich und gehorchten dem Kutscher nicht mehr. Auf dem Boden kauerten sechs bis acht Chinesen, welche in kalter Ergebenheit den Tod erwarteten. Ein Blick nach dem Dache über der vermeinten Schutzecke belehrte den Unglücklichen, daß hier die Gefahr noch größer sei, als auf dem ersten Platze vor dem Eingange des Gebäudes. Er eilte daher schnell wieder zurück.

Das Beben der Erde hatte sich allmälig immer mehr und mehr gesteigert. Der Boden wogte auf und ab, wie die Wogen des Meeres. Der Wellenschlag war kurz und in rascher, unregelmäßiger Folge, und das Heben und Senken ließ sich auf einen bis anderthalb Fuß schätzen. Aus der Ferne hörte man die Thurmglocken in unordentlicher Folge wild durch einander tönen, auch war in der Luft ein Summen, Toben, Krachen und Stürzen zu hören, als wenn dieselbe von einem furchtbaren Orkane bewegt würde. Auf dem Wege zur Hausthür zurück, empfand unser unglücklicher Landsmann einen neuen heftigen Erdstoß, der sich mitten in das vibrirende Erschüttern der Erde hineindrängte, wie der einschlagende, krachende Blitz in den ununterbrochen donnernden Gewitterhimmel. Dann hörte er es dicht hinter sich stürzen, als wenn eine ganze Reihe von Häusern in Schutt zusammengefallen wäre. Das war ein Krach, wie er ihn im Leben noch nicht gehört hatte. Der Sturz verwandelte die ganze Luft in eine undurchsichtige, dichte Staubwolke. Dies war durch den Einsturz der Apotheke an der Magallanenstraße erfolgt, eine Stelle, welche unser Berichterstatter kaum eine Sekunde vorher verlassen hatte. Man fand später unter dem Schutte einen zu Muß zerquetschten Leichnam, den man nur an den Kleidungsstücken als Chinesen erkennen konnte.

Mit dem letzten Stoße hatte das furchtbare Ereigniß sein Ende erreicht; allerdings bebte die Erde noch mehrere Sekunden fort, aber es kamen doch keine erschütternden Stöße mehr. Uebrigens war die ganze Unglückskatastrophe mit unglaublicher Geschwindigkeit vorüber gegangen. Die dabei verflossene Zeit betrug *noch nicht einmal eine volle Minute*. Man hat *sieben starke Erschütterungen* gezählt, welche das Wogen, Zucken und Zittern zu beständigen Begleitern hatten.

Jetzt trat unser Berichterstatter ins Haus, warf einen Blick in die Apotheke und sah die aufgehängten Lampen noch in großen Schwingungen begriffen. Der Ausschlag dieser Pendel betrug an sechs Fuß. Es fiel ihm aber auf, daß die Richtung der Schwingungsebene sich wesentlich verändert habe; lief sie gleich zu Anfang des Erdbebens mit der Magellanenstraße parallel,

so that sie dies jetzt mit dee Realstraße. Der Chef des Hauses lebte mit seiner Familie in einer Villa auf dem Lande etwa deei Stunden entfernt von der Stadt; er war bei dem Ereigniß nicht daheim. Dagegen wohnte der Schwiegersohn mit seiner jungen Frau oben im Hause. Von diesen war aber Niemand gesehen. Der junge Mann eilte hinaus, um sich zu übeezeugen, ob hier seine Hülfe etwa nöthig sei, er fand die Zimmer noch unbeschädigt, aber öde und leer, als wäre Alles ausgestorben. Er rief, erhielt jedoch keine Antwoet. Endlich kam die junge Frau zum Vorschein, konnte aber kaum sprechen, so hatte der Schreck ihre Zunge gelähmt; sie überreichte dem Eintretenden ihr Kind mit der Bitte, dasselbe hinabzuteagen, um sein Leben zu retten. Ihr Mann, der mittlerweile auch herzugetreten war, konnte gar nicht sprechen, und die Gesichtszüge waren regungslos starr. Das Kindchen, dessen Lebensalter noch nicht einmal nach Monaten, sondern nur nach Wochen gezählt werden konnte, lebte, war aber kaum erwacht und erschreckt von dem gewaltigen Ereigniß.

Der junge Mann wollte es hinabtragen in seine Wohnstube, welche er für die sicherste im ganzen Hause hielt; wie groß war aber sein Schreck, als er beim Eintreten sah, daß auch hier eine entsetzliche Verwüstung vorgegangen sei. Die eine Wand des Zimmers war in Schutt zusammengestürzt und hatte Bücher und Möbeln unter sich vergraben. Aber dennoch mußte er diesen Raum für den am wenigsten gefahrvollen im Hause erkennen und trug daher Sorge, daß Mutter und Kind darin verweilten, bis weiter für sie gesorgt weeden konnte. Er suchte rasch den Kutscher auf, ließ anspannen und half Mutter und Kind in den Wagen bringen, um sie eilig aus der gefährlichen Stadt hinausfaheen zu lassen. In einer Bambushütte fanden sie Aufnahme und Gelegenheit, sich wieder von dem Schreck zu erholen. Diese übrigens werthlosen, leichten Hütten haben von den Erdstößen am wenigsten gelitten.

In der Apotheke war nun auf einmal ein sehr reges Leben. Zwei gegenüber wohnende spanische Aerzte waren eingetreten, hatten die noch unverletzten Räume des Hauses rasch zu einem Lazareth eingerichtet und waren nun thätig, den Unglücklichen beizustehen. Das war ein ergeeifender Anblick! — Vielen Sterbenden konnten sie kaum einen Linderungsteank reichen, Einige gaben gar kein Lebenszeichen mehr, sie hatten schon überwunden, und Andere starben an den Schmeezen der Amputation. Diese Arbeit in der Apotheke und bei den verwundeten Unglücklichen daueete bis um zwei Uhr Morgens, da erst trat eine kleine Pause ein; auch kam der Abends abgelöste Kollege heim, um unsern Berichterstatter abzulösen.

Dieser war allerdings sehr erschöpft, aber es fehlte ihm die innere Ruhe zum Schlafen. Er machte sich daher auf, um bei einee **Wanderung durch Manila** und die großen Vorstädte die furchtbare Zerstörung mit eigenen Augen zu sehen. Die Passage durch die Straßen war vielfach durch Schutthaufen unterbrochen und an manchen Stellen noch lebensgefährlich, weil das Einstürzen der Häuser bald hier bald dort erst noch zu befürchten stand. Der Jammee übee den Verlust an Menschenleben und Menschenhabe war herzeegreifend. Fast alle Kirchen mit ihren majestätischen Thürmen lagen umgestürzt und verwüstet auf dem Boden, und zwischen Schutthaufen erblickte man die zertrümmerten schweren Thurmglocken. Da sah man einen Trümmerhaufen, der den Kutschee mit seinen Pferden und die Kutsche mit ihree Herrschaft in demselben Augenblicke vernichtet hatte. Wie viele andere Todte zeigten sich an anderen Stellen, und wie viele waren unsichtbar unter den Trümmern begraben! Ueberall begegnete man Männern mit Bahren, auf denen Verwundete lagen.

Die Zahl der Todten soll noch 1500 weit übersteigen. Man erfährt dieselbe nicht ganz genau, weil das Gouvernement aus Prinzip geheim damit thut! In der Kathedrale, wo gerade zur Zeit des Erdbebens der Vorbereitungsgottesdienst zum Frohnleichnamsfeste abgehalten wurde, welches Tags darauf gefeiert werden sollte, kamen allein 30 Menschen ums Leben. Von den 12 Kasernen blieben nur zwei stehen, das Militärhospital liegt in Trümmern und überdeckt gewiß sehr viele Leichen. Das Rathhaus und der Palast des Gouverneurs sind so beschädigt, daß man sie wahrscheinlich abreißen und neu bauen muß. Die Apotheke hat an zwei Seiten so gelitten, daß der Neubau nöthig gewoeden ist; es sind abee die Räume, wo die meisten Menschen des Hauses schlafen, sie wären also sicher ein Opfer des Todes gewesen, wenn das Erdbeben über Nacht gekommen wäre. Ueberhaupt kann man es noch als ein großes Glück preisen, daß die Katastrophe zu einer Zeit hereinbrach, wo noch wenige Bewohner der Stadt schliefen; die Zahl der Todten würde dann sicher das Zehnfache gewesen sein.

Seit 1566, wo die Spanier im Besitz Manila's und eines großen Theils der Philippinen sind, ist ein solches Erdbeben nicht vorgekommen. Es hat allerdings nicht an Erderschütterungen gefehlt, indeß haben sie doch nur wenig traurige Folgen hinterlassen. Sehr merkwürdig ist es, daß unmittelbar nach dem Erdbeben in Stadt und Hafen Manila die auf der Südostseite dee großen Insel **Luzon** gelegenen **Vulkane Thaal** und **Albay** angefangen haben, Feuer auszuspeien. Man kann nicht gut andees, als beide Ereignisse mit einander in Verbindung zu bringen. Diese Eruptionen dauerten Wochen lang fort, während vorher keine Spue davon vorhanden war. Wer erinnert sich hiee nicht an die Ansicht unsers großen Alexander von Humboldt, wonach die thätigen Vulkane als Sicherheitsventile gegen Erdbeben zu betrachten seien?

Unser Berichterstatter machte noch auf die unheimliche, ängstliche Stimmung der ganzen Einwohnerschaft Manila's nach dem Erdbeben aufmerksam. Man habe täglich die Wiederkehr des Ereignisses befürchtet und sei wenigstens acht Tage lang immer in dieser Furcht erhalten, weil kleine Erschütterungen fortwährend zu verspüren gewesen wären. Einige hätten darauf ganz vorzugsweise ihre Aufmerksamkeit gelenkt und wären sogar zu 20 nachfolgenden kleinen Erdbeben gekommen. „Diese Angst hat sich nun nach und nach verloren, man schläft wieder ruhig, wie vor dem gewaltigen Ereigniß, indeß fehlt es doch nicht an Leuten, welche sich ein Vergnügen daraus machen, das an sich zum Aberglauben sehr geneigte niedere Volk durch allerlei Prophezeiungen aufzuregen und zu ängstigen. So ist es jetzt im Munde des Volkes, daß im Oktober ein zweites Erdbeben übee Manila käme, das nicht blos Stadt und Hafen, sondern einen großen Theil der Insel **Luzon** ins Meer versenken würde." Diese böse Prophezeiung ist glücklicherweise nicht eingetroffen.

Charakterskizze der Groß-Russen und der Klein-Russen.

St. Petersburg, im December 1863.

Man hat im übrigen Europa vielfach eine sehr unklare Vorstellung über den eigentlichen Charakter und das Wesen der Russen. Nach den gebildeten, häufig vielmehr übertünchten Russen, von denen alljährlich Deutschland überschwemmt wird, darf man das russische Volk nicht beurtheilen. Auch sind bekanntlich nicht blos Menschen slavischen Stammes Bewohner des großen Reiches; dieses zählt vielmehr über 70 verschiedene Völkerschaften.

Wir betrachten hier die hervorragenden slavischen Stämme: die Groß- und die Kleinrussen.

Die Großrussen, 36 Millionen Seelen stark, sind über das ganze Reich verbreitet, hauptsächlich bevölkern sie die mittleren und nördlichen Gouvernements, die Kleinrussen bewohnen dagegen die süd- und südwestlichen Gouvernements von 45 bis 50° n. Br. und 40 bis 45° ö. L. Schon im Aeußern zeigt sich bei dem Großrussen mehr mitteleuropäischer, bei dem Kleinrussen mehr asiatischer Einfluß. Jener ist von mittlerer Größe, gewöhnlich wohlbeleibt und nicht allzugewandt, die Haarfarbe wechselt vom Flachsblonden bis zum Kastanienbraunen, die Augen sind hellbraun, blau oder grau, die Haut ist weiß und roth. Der Kleinrusse ist hochgewachsen, schlank, von bräunlicher Hautfarbe; Haare und Augen sind schwarz.

Betrachten wir zunächst den Charakter des Großrussen. Die Grundzüge desselben sind schnelle Fassungsgabe, praktischer Verstand, wehmüthige Heiterkeit, Zähigkeit im Festhalten eines Begriffes oder Zustandes. Der Russe hat Geist genug, um einen Gegenstand rasch zu erfassen, aber nicht Ausdauer genug, um in die Tiefe zu dringen und ganz Herr desselben zu werden. Daher Oberflächlichkeit sowohl in Nachahmungen, als in Originalproduktionen; seine Werke haben eine kühne Anlage, ziehen sogleich an, halten aber zumeist keine genaue Prüfung aus.

Der praktische Verstand des Russen macht ihn zu einem ausgezeichneten Kaufmann, der jedoch Uebervortheilung nicht scheut, wo es seinen Vortheil gilt. Die träumerische, lyrische Poesie liegt ihm daher fern; seine Lieder drücken Trauer und Wehmuth aus, aber nicht die süße Schwärmerei, welche uns in den Liedern des Kleinrussen anzieht und fesselt. Die Reize der Natur ziehen den Russen nur in so fern an, als sie seinen Zwecken dienen. Blumengärten verschmäht er, nur Nutzpflanzen finden Gnade vor seinen Augen. Wenn die Natur auch zuweilen in seinen Liedern besungen wird, wird sie es nicht als solche, sondern nur in so fern sie dem Menschen verglichen werden kann. Wenn z. B. das Lied von einer einsamen Eiche spricht, die keinem Bäumchen Schatten verleihen darf und selbst auch ohne Schutz dasteht, so ist der Baum nur ein Gleichniß des Sängers, der auch einsam ohne Schutz noch Schützling trauert. Derselbe Hang zum Wirklichen macht den Russen auch weniger zum Märchenglauben, als zum Aberglauben (besonders Glauben an Anzeichen) geneigt. Geistererscheinungen, Botschaften aus dem Jenseits, poetische Sagen finden bei ihm weniger Anklang, dagegen glaubt er so positiv an den Teufel und verschiedene Haus- und Waldbämonen, wie an die Heiligen und Wunder.

Die russischen Märchen bewegen sich meist in dem ungemüthlichen Kreis der Teufel und Hexen; sie werden nicht durch liebliche Feen verschönert und erhellt. Held derselben ist häufig ein Bursche, der allgemein für einen Narren gehalten wird, dessen Gutmüthigkeit, Gewandtheit und heiterer Sinn aber doch schließlich den Sieg davonträgt. Vielleicht hat das Volk in dem Helden sich selbst schildern wollen, wie es, durch die Macht der Umstände gezwungen, einen gutmüthigen Narren spielen muß, und hofft vielleicht dadurch sein Ziel zu erreichen. Bis jetzt ist es ihm noch nicht geglückt, aber: „Auch auf unserm Wege wird ein Festtag sein!" Mit diesem Sprichwort tröstet sich der Russe und dieser Sinn hilft ihm viel Schweres tragen. Doch das politische Unglück hat zu lange und zu schwer auf dem Volke gelastet, um seiner Fröhlichkeit ihren ursprünglichen, heitern Charakter zu lassen; der Tropfen höhlt selbst den Stein, und so hat die Last der Sklaverei die Heiterkeit des Russen in Wehmuth verwandelt.

Diese Wehmuth spricht sich in den Volksliedern aus, die bekanntlich alle in Moll sind; ihre eigenthümliche Monotonie deutet, möchte man sagen, die Einförmigkeit des Joches an, welches den slavischen Stamm gedrückt hat und noch drückt.

Denkt man an die ersten Jahrhunderte der politischen Existenz des Volkes, die von Bürgerkriegen erfüllt sind, an das Tatarenjoch, dem das nicht leichtere der Herrscher folgte, die kraft des Absolutismus jede mühsam errungene Freiheit mit Füßen traten, an die neue Fremdherrschaft, die von Peter I. und Katharina II. datirt und noch jetzt fortbesteht, so hat man sich nur zu wundern, daß nicht jede Aeußerung regen Lebens in dem Volke erstickt ist. Das hängt aber mit einem Charakterzuge zusammen, den wir oben angedeutet haben: der Zähigkeit. In Hinsicht der Heiterkeit ist diese Zähigkeit gewiß nur eine dankenswerthe Eigenschaft, in anderen Fällen tritt sie leider der Aufklärung hindernd entgegen. — Diese Zähigkeit zeigt sich besonders in dem unterwürfigen Vertrauen, mit dem der Russe an seinem Kaiser hängt, und trotz dem und alledem an ihn glaubt. Die Person des Herrschers ist gleich Gott unfehlbar. Zuweilen taucht freilich ein, durch mannigfache Täuschungen hervorgerufener, Zweifel auf, das russische Sprüchwort sagt: Do Boga wysoko, do Tzarya daloko (bis zum Himmel ist es hoch, bis zum Czaren weit); dennoch drückt sich hier mehr Klage über die Hindernisse aus, die zwischen dem Bedrängten und der Hülfe liegen, als Zweifel an der Hülfe selbst.

Mit derselben Zähigkeit hängt der Russe an dem Patriarchalischen des Familienlebens. Die Glieder der Familie entwickeln sich nicht selbständig, sondern stehen immer in einem Abhängigkeitsverhältnisse zu dem Vater oder dem ältesten Bruder, der dessen Stelle vertritt. Es ist nicht zu leugnen, diese Anhänglichkeit, dieses sich Unterordnen hat viel Schönes und Rührendes, nur wiegt diese Gemüthlichkeit nicht die mannigfachen Nachtheile auf, welche aus derselben entstehen. Mangel an Selbständigkeit im Urtheilen und Handeln von der einen, Willkür und Selbstüberschätzung von der andern Seite sind die nothwendigen Folgen eines solchen Verhältnisses.

Nur einer Klasse von Leuten gegenüber verwandelt sich das Zutrauen des Russen in Mißtrauen, seine Offenheit in Verstecktheit. Es sind dies die Tschinowniks (Beamten), welche ihre Ernte auch noch da zu halten verstehen, wo die Gutsbesitzer bereits eingesammelt haben. Ihre Habgier, ihr grenzenloser Hochmuth (es ist schmerzlich, zu gestehen, aber wahr, diese Leute sind bisweilen germanischer Herkunft und rühmen sich, Deutsche zu sein; ob sie in ihrem Dünkel Recht haben, möge der Leser selbst beurtheilen) haben dem Bauern die Augen geöffnet, und er erkennt sie nun als seine größten Feinde. Wann der Tag kommen wird, an dem er auch seine übrigen Feinde erkennt,

... wer vermag das zu bestimmen? Die Lichtstrahlen der Vernunft müssen sehr kräftig sein, um durch die Decke dringen zu können, welche das Auge des Russen umhüllt; ist es aber einmal dem Lichte geöffnet, so wird es dasselbe freudig erfassen und fester daran halten, als jetzt an der Finsterniß. Gewiß, eine gründliche, sociale Umgestaltung würde in Rußland, sind erst dem Volke die Augen geöffnet, vielleicht weniger Hindernisse finden, als in dem übrigen Europa. Die Vergangenheit hat dem Volke nichts geboten, es wird von keiner Pietät gefesselt, das Gebäude des gesellschaftlichen Lebens kann sich ungehindert neu gestalten, findet sogar in dem Associationsgeiste des russischen Volkes eine willkommene Beihülfe. Diese frommen Wünsche haben uns aber von unserm Thema entfernt, und doch gibt es noch manches Gute und manches Böse von dem Russen zu sagen, das sich aber leicht auf die oben erwähnten Grundzüge zurückführen läßt. Sein leichter Sinn macht ihn offenherzig, gastfrei, aber auch träge, unordentlich, dem Trunke geneigt; seine Anhänglichkeit bildet aus ihm den besten Vater und Gatten, macht ihn dankbar für erwiesene Wohlthaten, zu einem treuen Freunde, oder auch, aber selten, das angeborene Zutrauen muß erst vernichtet sein, zu einem unerbittlichen, rachsüchtigen Feinde.

Was das Leben des Russen aus dem Volke anbetrifft, so würde es zu weit führen, dasselbe in allen Einzelnheiten zu verfolgen, wir können uns nur auf allgemeine Andeutungen beschränken.

In einer dumpfen, unreinen, räucherigen Hütte thut der kleine Russe den ersten Athemzug; gleich nach der Geburt wird ihm ein Name ertheilt, gewöhnlich derjenige des an seinem Geburtstage gefeierten Heiligen. Die Taufe, bei welcher der ganze Körper eingetaucht wird, erfolgt einige Tage, höchstens sechs Wochen darauf.

Ist das Glück dem Knaben günstig, so kommt er mit dem siebenten oder achten Jahre in die Schule*), um in die Geheimnisse des Lesens und Schreibens eingeweiht zu werden. Mit zehn Jahren hütet er schon die Gänse, oder Schweine, hilft auch zuweilen dem Vater bei der Feldarbeit. Je älter er wird, je schärfer muß er arbeiten, doch sehen sich seine Eltern für ihn auch nach einer Erholung um. Mit dem 18. Jahre ist er nach dem Gesetz heirathsfähig, folglich wird ihm eine Frau gesucht. Die Reigentänze der Jugend, welche man Abends unter melodischem Gesange in würdigem, schrittähnlichem Rhythmus ausführt, würden wohl ein sich Nähern und Wohlgefallen gestatten, dennoch übernehmen es in der Regel die Eltern ohne Mitwirken oder Mitwissen der Kinder, ihr zukünftiges Geschick zu bestimmen. Sobald die Alten einig sind, wird die Hochzeit mit gehörigem Aufwand gefeiert, wobei von Seiten der Männer viel im Zechen und Schmausen, von Seiten der Mädchen viel im Singen geleistet wird. Die Braut muß natürlich weinen und sich sträuben. Sind die Thränen am Hochzeitstage nur erheuchelt oder erzwungen, so fließen sie in der Ehe oft von selbst. Das Loos einer Schwiegertochter ist bitter genug, anders ist's, wenn der Schwiegervater schon todt und der Mann Haupt der Familie ist, dann hat vielmehr die Mutter Zurücksetzung zu erdulden. Oft auch verläßt der Bursche sein Heimathsdorf, um in der Residenz sein Fortkommen zu suchen, und schmerzlich mag er sich nach seinem Dorfe, seinen Tänzen und Liedern sehnen, bis ihn das großstädtische Leben gefesselt hat und die Volksfeste zu Ostern und während des Carnevals ihm Herrlichkeiten bieten, von denen er früher nicht geträumt hätte. Rutschberge, Schaukeln, Gesänge, Affen- und Thierbuden, Gaukler, Läden mit Süßigkeiten und Getränken, wie sollte er sich da nicht seiner angeborenen Heiterkeit hingeben? Das thut er denn auch allzusehr, was am nächsten Morgen ein schwerer Kopf und leerer Beutel beweist.

*) Aus den neuesten statistischen Nachrichten erhellt, daß unter 82 Russen nur Einer zu lesen versteht.

Auch ein trauriges Geschick kann den Bauern von der Heimath losreißen, wenn das Loos ihn zum Rekruten macht, das ist schwer, bitterschwer zu ertragen, aber es ist des Czaren Wille, folglich Gottes Wille, folglich nichts daran zu ändern. Es ist mir so von Anfang an bestimmt gewesen, sagt der Russe und murrt nicht, das Leid nagt aber an seiner Seele; fast alle Soldatengesichter tragen den Stempel einer traurigen Stumpfheit, wenn ein Rausch ihnen nicht Leben gibt. Sie sind aber tüchtige Krieger, stehen fest wie Mauern, weil die Obrigkeit so befohlen und weil man nicht zweimal sterben kann und einmal doch gewiß sterben muß. Die Dienstzeit im Frieden dauert bekanntlich sehr lange, 15 Jahre; hat der Soldat endlich ausgedient und kehrt in die Heimath zurück, so kann er sich nicht mehr in die früheren Verhältnisse und Beschäftigungen zurückfinden; er ist ein Fremder geworden und kann den Seinen nicht mehr nützen.

So das Leben des russischen Volkes. Noch ist es gebeugt und gedrückt; wann wird es den Nacken aufrichten, die Wehmuth abschütteln, die Binde von den Augen lösen und der Freiheit in's Antlitz schauen?!....

Wir wenden uns zu den **Klein-Russen**. Wir deuteten schon an, wie dieselben sich äußerlich von den Groß-Russen unterscheiden. Auch der Charakterunterschied tritt scharf hervor. Die Grundzüge der slawischen Stämme: Heiterkeit, Sorglosigkeit, Bequemlichkeit, bleiben dieselben, doch bei jedem einzelnen Stamm findet man Unterschiede und Eigenthümlichkeit. Die Fröhlichkeit, welche bei dem Groß-Russen wehmüthig aber ausgelassen ist, nimmt bei dem Klein-Russen einen mehr gehaltenen, verschlossenen Charakter an. Er giebt sich ihr nie vollkommen hin und ist immer auf seiner Hut, besonders im Verkehr mit Fremden und Russen. Letztere mag er nicht wohl leiden, sind sie doch die Unterdrücker seiner Freiheiten gewesen und blicken noch jetzt einigermaßen auf ihn herab. Sieht der Klein-Russe auch einen ehrenwerthen Russen, so sagt er doch von ihm: Er ist ein guter Mensch, aber — ein Moskowiter.

Das südliche, schöne Klima konnte seinen Einfluß auf den Charakter des Klein-Russen nicht verfehlen, daher liegt in ihm viel Poesie. Seine Lieder athmen Innigkeit, Schwärmerei, Naturanschauung und Liebe, Verständniß des Schönen im Menschen und in der Natur. Einen besondern Reiz gewinnen sie durch ihre Ursprünglichkeit und vollkommene Naivetät, die in den großrussischen Liedern schon der Reflexion gewichen ist. Der Rhythmus ist lebhaft bewegt und drückt die verschiedensten Gemüthsstimmungen aus.

Diese poetische Ader macht den Klein-Russen auch religiöser als den Groß-Russen, aber auch zum Aberglauben (vorzüglich Sagenglauben) geneigter. In jedem Dorfe erzählt man sich von Todtenerscheinungen, liebliche oder schauerliche Sagen von der verstorbenen Mutter an, die in der Nacht mit liebender Sorgfalt ihr Kind hegt und pflegt, bis zum Vampyr, der sein Leben durch das Blut seiner Opfer fristet.

Die Wohnungen des Klein-Russen sind malerisch gelegen; er pflegt gern Blumen und Bäume, im Innern der Hütten sieht es einfach, aber reinlich und sauber aus. Das Familienleben gestaltet sich bei ihm ganz anders, als bei dem Groß-Russen, denn die Glieder der Familie erhalten so bald wie möglich ihre Selbständigkeit und lösen sich von dem Ganzen ab. Ein Sohn ist seinem Vater nur dann gehorsam, wenn er ihn als Menschen und Kameraden betrachtet, Blutverwandtschaft, die bei dem Groß-Russen schon an und für sich Liebe und Freundschaft bedingt, hindert diese Gefühle eher bei dem Klein-Russen; denn ein enges Zusammenleben einer größern Familie fällt in höchst seltenen Fällen friedlich aus.

Die Individualität ist bei diesem Stamme daher sehr stark entwickelt, sie hat seiner Geschichte ihr Siegel aufgedrückt, dagegen die des Groß-Russen durch Associationsgeist, durch Zu-

sammenhalten gekennzeichnet wird; in dem einen Stamme ruht mehr föderatives, in dem andern mehr socialistisches Element.

Unter die üblen Eigenschaften, welche man dem Klein-Russen zum Vorwurf gemacht hat, gehören Trägheit und Trunksucht. Erstere wagen wir getrost zu leugnen, denn er arbeitet aus allen Kräften, mit ganzer Seele. Freilich ruht er eben so gründlich aus, aber nach solcher Arbeit ist das nur billig. Den Branntwein liebt der Klein-Russe wohl noch mehr als der Groß-Russe, aber andere Laster, z. B. Diebstahl und Betrug, kommen bei ihm höchst selten vor, und wenn die Klein-Russen jetzt nicht, wie vor Zeiten, den Dieb sammt der gestohlenen Sache lebendig begraben, so hat doch ihre Sprache nur einen Ausdruck für Dieb und Bösewicht.

Die Lebensweise des Klein-Russen weicht nicht viel von der des Groß-Russen ab, nur erträgt er nicht so geduldig die Arbeit für den Herrn und das Soldatenleben. Von seinen Sitten sind die Hochzeitsgebräuche die bemerkenswerthesten.

Das Freien fängt gewöhnlich im Herbst, nach Beendigung der Feldarbeiten, an. Sobald der Jüngling gewählt hat, bittet er die angesehensten Bauern des Dorfes, mit ihm in die Hütte der Aeltern seiner Erkorenen zu gehen. Vorher von dem Besuche unterrichtet, ordnen dieselben Alles auf's Beste und setzen sich auf die Ehrenplätze. Die Freier klopfen an, auf die Frage: „wer da?“ antworten sie mit althergebrachten Redensarten: „Wir kommen aus fernen Ländern und sind Jäger, unser Fürst jagt ein Reh, welches auf euren Hof gelaufen ist, gebt nun das Reh heraus, gebt uns eure schöne Tochter.“

Nun treten sie ein und die Verhandlungen dauern noch einige Zeit, während dessen muß der Bräutigam gesenkten Hauptes stehen und die Braut in Verwirrung Thonstückchen aus dem Ofen brechen. Sind beide Theile einig, so bindet die Braut den Freiern gestickte Handtücher über Schulter und Rücken, dem Bräutigam bindet sie ein weißes Tuch um den Arm. Als abschlägige Antwort dient die Ueberreichung eines Kürbisses, was für eine große Schmach gehalten wird, deren Kunde sich sofort über das Dorf verbreitet.

An einem Sonntag nach dem Gottesdienste findet die Trauung statt. Nach derselben begeben sich Braut und Bräutigam in ihre respektiven Häuser. Bei dem Bräutigam findet ein großes Mittagessen statt, nach demselben bittet er, mit tiefem Gruße, die Aeltern um ihren Segen und begibt sich darauf in die Hütte der Braut. Auf der Schwelle empfängt ihn die Schwiegermutter und überreicht ihm einen mit Häfer und Wasser gefüllten Topf; den Inhalt desselben schüttet der Bräutigam auf die Mähne seines Pferdes aus und übergibt den Topf dem ältesten Verwandten, der ihn auf die Erde wirft, geht er entzwei, so ist das Erstgeborene der jungen Leute ein Knabe, bleibt er heil, so ist es ein Mädchen. Darauf begeben sich Alle in die Hütte, wo die Braut am Tische sitzt, neben ihr ihr Bruder oder ein anderer männlicher Verwandter mit blankem Säbel. Der Freund des Bräutigams nähert sich ihm mit der Frage, weshalb er da sitze. „Ich hüte meine Schwester“ ist die Antwort. — „Sie gehört nicht mehr Dir, sondern uns.“ — „Ist es so, dann bezahlt mir für ihre Verpflegung.“ Ein Handel entspinnt sich; endlich wird man einig, und der Bruder räumt dem Bräutigam das Feld. — Diese Sitte findet sich auch bei den Groß-Russen, sie erklärt sich dadurch, daß die Brüder, durch die Mitgabe der Schwester an ihrem Erbe geschmälert, den Verlust auf Kosten des Bräutigams wieder einbringen wollten. Nachdem der Bräutigam die Braut errungen, fängt das Singen, Tanzen, Schmausen an und dauert bis nach Mitternacht, um am nächsten Tage wieder anzufangen. — Nach einigen Tagen endigen die Hochzeitsfeierlichkeiten mit Visiten, die das junge Paar den Verwandten und Freunden machen muß.

Natürlich findet man diese Gebräuche in ihrer Ursprünglichkeit nur auf den Dörfern, die dem städtischen Einflusse fern liegen. —

In Vorstehendem konnten wir nur in allgemeinsten Umrissen Charakter und Lebensweise der geschilderten slavischen Stämme zeichnen. Wie sie in socialer Hinsicht den Kern der Bevölkerung Rußlands bilden, nehmen sie geographisch die Mittelfläche des Reiches ein. Um sie herum gruppiren sich im Süden, Osten und Norden Völkerschaften tatarischer, mongolischer und finnischer Abstammung. Diese im Globus in einigen Hauptgruppen zusammenzufassen, zu beleuchten und zu vergleichen dürfte gelegentlich unsere Aufgabe sein. S. R.

Aus allen Erdtheilen.

Die Erforschung des Drinflusses. Ueber die Ergebnisse der österreichischen Expedition zur Erforschung des Drinflusses (Globus V, S. 64) liegen jetzt die ersten Berichte vor. F. Kanitz, welcher selbst sich um die Kenntniß der Balkan-Halbinsel nicht zu unterschätzende Verdienste erworben hat, hielt in der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien am 22. Dec. 1863 einen Vortrag, welcher sich auf Briefe des Führers der Drinexpedition, des rühmlich bekannten Generalconsuls von Hahn, stützte. Als Begleiter Hahn's fungirten der k. Linienschiffslieutenant von Spaun und der Dr. Szekely; letzterer war zugleich Photograph. Ihren Ausgangspunkt nahm die Expedition von Skutari am 30. August 1863.

Der Drin, welcher in der Nähe Skutari's das Adriatische Meer erreicht, ist, wie Hahn zum erstenmal feststellt, vor vier Jahren wieder in sein altes Bett eingebrochen. Gegenwärtig sendet er vor seinem Eintritt in die Küstenebene etwa zwei Drittel seines Wassergehaltes in nordwestlicher Richtung dem aus dem Gebiete von Pulati, vom Dorfe Kiri kommenden, gleichnamigen Flusse zu, der hart bei der Stadt Skutari in die Bojanna fällt. Hahn schiffte sich mit zwei leichten Barken und acht Schiffsleuten auf diesem neuen Flußarm ein. Die Fahrt ging langsam, da der niedrige Wasserstand nicht zu rudern erlaubte. Man mußte die Barken ziehen; je näher man aber der Gebirgsregion kam, desto schwieriger wurde die Beschiffung, Stromschnellen über Stromschnellen traten auf, und bei dem Dorfe Karma reichten die Kräfte der Schiffer nicht mehr aus und man mußte Eingeborene zu Hülfe nehmen. Bei Romani wurde deshalb eine Barke mit dem ganzen Gepäck unter Leitung des Dr. Szekely nach Skutari zurückgeschickt. In der andern drang Konsul Hahn mit Spaun und zwei Matrosen bis in das Gebiet von Marturi vor. Dort aber nöthigte sie eine große zwischen senkrechte Felsen gepreßte Stromschnelle, welche keinen Raum zum Ziehen der Barke gewährte, auch diese zurückzusenden und den Weg zu Fuße fortzusetzen, da es in jenen Gegenden keine Lastthiere gibt.

Bisher war den Reisenden jeder Blick auf die allgemeine Bodengestaltung des Landes entzogen gewesen; denn der vereinte Drin fließt fast ununterbrochen in einer engen Rinne zwischen zwei an wenigen Punkten durchschnittenen Bergwänden von 200 bis 500 Fuß Höhe mit mehr oder weniger steiler Böschung.

Die Eindrücke der Landschaft, vom Wasserspiegel aus gesehen, waren in der Regel weder großartig noch romantisch. Bei Mittelwasser füllt der Fluß gewöhnlich die ganze Thalsohle aus; schmale Felder neben dem Rinnsale oder Erweiterung der Thalenge zu Kesseln sind Ausnahmen; vor Verbin-

dung des Schwarzen und Weißen Drin bildet der Fluß keinen einzigen Wasserfall, dagegen ist er überreich an Stromschnellen.

Die Reisenden zogen von Merturi auf sehr beschwerlichen Bergwegen nach Firza und erreichten bei Chan Sakat, nahe bei Spaß, die von Skutari nach Prisrend führende Karavanenstraße. Der Weg führt durch tagereisenlange, unberührte Urbestände des schönsten Eichen- und Fichtenwaldes, deren Holz auf viele Jahre den Bedarf aller europäischen Marinen decken könnte.

Hahn hat die Ueberzeugung gewonnen, daß vorerst, hauptsächlich wegen der Stromschnellen, an eine regelmäßige Beschiffung des Drin nicht gedacht werden kann, daß er dagegen schon jetzt vollkommen flößbar sei. Dem Unternehmungsgeiste ist damit ein weites Feld eröffnet: die Wälder liefern kostbares, unerschöpfliches Material, die Transportkosten auf dem Wasser sind höchst unbedeutend und die Arbeitskräfte billig, da beide Ufer von einer verhältnißmäßig dichten, sehr kräftigen, armen Bevölkerung bewohnt sind.

Von Prisrend brach Hahn am 17. September auf, um nach Dibra zu gehen und von da längs des Schwarzen Drin seinen Weg nach Ochrida fortzusetzen. Er wandte sich dann östlich und ging den Wardar hinunter, der in den Golf von Saloniki mündet. Am 29. November langte er auf der Insel Syra, wo er ansässig ist, an, und nun können wir in der nächsten Zeit seinen gewiß ungemein werthvollen und anziehenden Reiseberichten entgegen sehen.

Swante Wustrow und der Darß an der Ostsee. Ein eigenthümliches, Wenigen bekanntes Flecken deutscher Erde ist die kleine Halbinsel, welche sich am nordöstlichen Ende des Großherzogthums Mecklenburg-Schwerin in die Ostsee hinaus erstreckt. Der südliche Theil derselben, unter dem Namen Swante Wustrow oder das Fischland bekannt, gehört zu Mecklenburg; der nördliche Theil dagegen, von welchem die Insel Zingst nur durch einen schmalen Meeresarm getrennt ist, zu Pommern. Das ist der Darß, und er ist wegen seiner Wälder grundverschieden von dem mehr sandigen Fischlande.

Will man die aus beiden Ländern gebildete Halbinsel besuchen, so wendet man sich von dem an der Poststraße zwischen Stralsund und Rostock gelegenen mecklenburgischen Städtchen Ribnitz nach Norden. Ribnitz (ein slavischer Name, welcher Teich bedeutet) liegt am Ribnitzer Binnenwasser, das sich weiterhin zum Saaler Bodden erweitert. Westlich von diesem liegt nun die schmale Landzunge, das Fischland. Der ältere Name Swante Wustrow stammt noch aus der Obotritenzeit her und bedeutet Swaty ostrov — heilige Insel; wahrscheinlich ist das Ländchen früher ganz von Wasser umgeben gewesen. Anfangs war das Land arm und trieb dann Häringsfang. Bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts begann die fischländische, noch immer sehr geringe Bevölkerung, sich der Schifffahrt zuzuwenden. Fischerei und Ackerbau wurden untergeordnete Beschäftigungen und durch die Seefahrt wurden die Einwohner reich. In dem Flecken Wustrow und vier Dörfern leben etwa 2000 Menschen; fast alle Männer sind Kapitäne, Steuerleute oder Matrosen. Zu Anfang des Jahres 1862 betrug die Zahl der Schiffe 132. In der häuslichen Einrichtung der Fischländer offenbart sich ein ungewöhnlicher Wohlstand; man findet dort Luxusgegenstände, die man in Dörfern nicht vermuthet.

Aermer als das Fischland ist der Darß. Wer durch das waldlose, selbst baumarme Fischland über die Landenge nordwärts wandert, sieht sich plötzlich von Forsten umgeben, die bis an das Meer reichen. Der Darß war in alter Zeit ein Wildgehege der pommerschen Herzoge; so viel auch in diesen Forsten schon geschlagen, nach dem Binnenlande und seewärts nach Dänemark verführt worden ist, so blieb der Darß doch bis heute ein Waldland und selbst auf der Insel Zingst fehlt es nicht an Wald. Der Hauptort des Darßes ist Prerow. (Vergleiche E. J. F. Peters: Swante Wustrow oder das Fischland. Wustrow 1863.)

Die deutschen Kolonien in Spanien. Der preußische Generalmajor von Göben, welcher den spanischen Krieg gegen Marokko mitmachte, veröffentlichte vor Kurzem „Reise- und Lagerbriefe aus Spanien und vom spanischen Heere in Marokko", in welchem er auch die ehemals deutschen Kolonien in Andalusien erwähnt. Er sagt: Am Abhang der Sierra Morena nach dem Guadalquivir zu dehnte sich weithin ein wellenförmiges Gelände vor uns aus, gartenähnlich mit Olivenpflanzungen bedeckt, die Straße und die Felder mit mächtigen Aloehecken eingefaßt. Einige Stunden dauerte es, bis wir la Carolina erreicht hatten, eine der jetzt ganz spanisch gewordenen deutschen Kolonien, welche im vorigen Jahrhundert gegründet wurden, ein edler Versuch, die von der Natur so reich gesegneten und doch so traurig verödeten Landschaften Andalusiens neu zu beleben. Nur noch die blauen Augen der Bewohner und das hellere Haar bezeugen ihren deutschen Ursprung und vor Allem die blonden rosigen Kinderköpfe, welche man hier und da aus einer Thür hervorlugen sieht; sonst sind sie in Sprache und Sitte Spanier geworden: es ist Niemand mehr in den Kolonien, der Deutsch verstände.

Die Ureingeborenen der Insel Tasmanien sind jetzt bis auf sieben zusammengeschmolzen; sie sind die Letzten ihres Stammes, der mit ihnen von der Erdoberfläche verschwindet. Nach Berichten der Australian Gazette werden diese letzten Tasmanier auf Kosten der Regierung unterhalten, welche jährlich 6000 bis 9000 Thaler für sie aufwendet.

Die Romanen und Ladiner in Graubündten. Ueber diese interessanten Völkerstämme, welche als ethnographische Inseln aus der italienischen und deutschen Bevölkerung der Alpen hervorragen, gibt uns Otto Banck in seinen vor Kurzem (Leipzig, Schlicke, 1863) erschienenen „Alpenbildern" Auskunft. Banck schildert aus eigner Anschauung; nach ihm gehören nur ein Drittel der Einwohner Graubündtens dem germanischen Stamme, zwei Drittel aber dem romanischen und ladinischen an. Noch vor 200 Jahren jedoch sprach man in Chur (Quoira) durchaus romanisch, während dort jetzt nur die deutsche Sprache herrscht. Freilich waren in den frühesten Zeiten des Mittelalters die romanischen Stämme überhaupt viel verbreiteter in den Alpen, als jetzt, denn ein großer Theil Tyrols wurde von ihnen bewohnt (Globus V, S. 208). Heute trifft man sie dort nur in Enneberg und im Grödnerthale.

Sehr würde man aber irren, wenn man glauben wollte, jene Völker seien im Aussterben begriffen. Sie sind durchaus in voller Blüthe, aber ihre Verbreitung macht eine rückgängige Bewegung. Diese würde freilich keine so rasche sein, wenn die Regierung sie nicht durch Einführung der deutschen Sprachherrschaft in den Schulen beschleunigt hätte.

Dazu wirkt noch ein besonderer Umstand mit, der in der Beschaffenheit jener Sprache selbst liegt; denn die ladinische, welche vorzüglich in Ober- und Unter-Engadin gesprochen wird, ist der romanischen, die kaum bis zum Septimer und Julier Paß geht, im Großen und Ganzen sehr ähnlich, so vielfach sie auch im Einzelnen, besonders in der Aussprache abweicht. Beide Sprachen scheinen sich nämlich nicht, wie die italienische und französische, zur leichten Verbreitung zu eignen, denn sie sind unendlich schwer zu erlernen und haben in ihrem ernsten, an das Lateinische erinnernden Charakter, wie selbst gebildete Eingeborene versichern, etwas Eckiges und Schwerfälliges. Außerdem sind sie nicht in gleichem Verhältnisse wie andere lebende Sprachen fortentwickelt; es fehlen manche Ausdrücke für moderne Gegenstände.

Durchaus muß aber die sehr verbreitete Annahme zurückgewiesen werden, als wären jene Sprachen ein Gemisch von anderen, so daß etwa in ein und demselben Satze verschiedene italienische, deutsche und romanische Wörter zusammengewürfelt vorkämen. Es ist noch nicht leicht einem Ausländer gelungen, die romanische oder ladinische Sprache ganz zu erlernen. Wohl aber sprechen viele Romanen und Ladiner das Deutsche so gut, daß man sie für geborene Deutsche halten kann. Ueberhaupt haben sie zum Erlernen fremder Sprachen viel Anlage; Italienisch wird ihnen natürlich noch leichter als Deutsch.

Viel gedruckte Literatur in romanischer und ladinischer Sprache findet sich nicht vor, doch dürfte man hundert Bände zusammenbringen. Wohl aber erscheinen einige Blätter in jenen Idiomen. In romanischer Sprache z. B. die „Gasetta Romonscha" und in ladinischer die Zeitung „Fögl d'Engiadina".

Im äußern Typus haben die Romanen und Ladiner mehr Aehnlichkeit mit den Italienern, als mit den Germanen; nur sind sie etwas größer, kräftiger und starkknochiger als jene, doch aber vorherrschend von dunkler Haar- und Augenfarbe und häufig mit gebogener Nase. Der Bau ihrer Brust hingegen ist wieder weniger hoch gewölbt, als bei den Italienern und mehr wie bei den Alemannen und andern germanischen Stämmen gebildet. Ganz und gar aber weicht ihr Charakter von der italienischen Eigenthümlichkeit ab, ja was noch mehr

ist, die Romanen haben eine Antipathie gegen die italienischen Nachbarn und eine Sympathie für alles deutsche Element.

Man darf sie, sagt Banck, mit vollem Recht redlich, treu, ausdauernd und reich begabt mit geistigen Anlagen aller Art nennen. Es verkehrt sich auch mit den Leuten aus den niedrigsten Volksschichten vortrefflich. Arbeitsamkeit und Fleiß ist überall verbreitet und das Familienleben scheint ein inniges und, wie auch die Geistlichen versichern, rein gestimmtes zu sein.

Urtheil über die Neugriechen. Die Gräken, welche sich Hellenen nennen, haben sich einen Knaben aus Dänemark zum König erkoren. Den König haben sie, aber Geld haben sie nicht. Die Engländer hatten zwar früher die Griechen als „miserables Volk" bezeichnet, als diese jedoch eine Revolution machten und sich im englischen Schlepptau führen ließen, waren die „Hellenen ein edles Volk" geworden, das von der londoner Presse außerordentlich gelobt wurde. Aus dem „Klephthengesindel" wurden plötzlich „würdige Nachkommen des Miltiades und der Marathonomachen". Doch abermals hat sich das Blatt gewendet. In den Tagen, da Europa an der Influenza des Philhellenenthums litt und die Phantasten mit den dicken Schädeln für die „Neuhellenen" schwärmten, gab es auch thörige Leute, welche diesen „edlen Männern" Geld borgten. John Bull möchte nun bezahlt sein, aber die „triumphirenden Athener" wollen nicht bezahlen und ihr Finanzminister läßt das rund heraus erklären. Darüber ist nun großer Zorn in Ilium, das heißt in der Altstadt London, die modernen Gräken sind wieder zu schlechtem Gesindel degradirt worden. „The Greeks are down in Europe", heißt es jetzt. „Wenn die Griechen sich für Hellenen ausgeben, kann das ein Hinderniß für sie sein, sich als rechtliche Leute zu benehmen? Schon aus Klugheit sollten sie ehrlich sein und die Bondholders bezahlen. Aber Herr Stefanos Xenos sagt diesen, sie würden gar nichts bekommen." Einen „Bondholder" antasten, heißt freilich so viel, als den John Bull insgesammt erzürnen. „Der eminente Athener Xenos sagt uns außerdem, die Griechen hätten gar keinen Begriff von dem, was Rechtschaffenheit sei, ja, sie verständen gar nicht einmal, was dieses Wort sagen und bedeuten wolle! Ja wohl, es geht über das Begriffsvermögen der Hellenen, zu meinen, daß man geborgtes Geld zurückzahlen müsse. Sie wollen nicht zahlen; Rechtschaffenheit gilt ihnen für ein unnützes Ding. Ein Volk, das entschlossen ist, seine wohlwollenden Creditoren zu betrügen, sollte kein Aufhebens von sich machen." Die Moral von der Sache ist, daß das Urtheil der londoner City über andere Völker in Bausch und Bogen davon bestimmt wird, ob die „Bondholders" mit denselben zufrieden sind. Mit Logik und Gerechtigkeit hat dasselbe freilich nichts zu schaffen; die Bonds sind die Hauptsache.

Zur Völkerpsychologie. Gegenüber den vielen unwahren Angaben, welche auf Kosten der Russen von Polen aus in Umlauf gesetzt werden, erklären die russischen Behörden amtlich unterm 24. November, daß die Zahl der politischen Meuchelmorde, welche von Seiten der aufständischen Polen seit Ausbruch des Aufstandes verübt worden seien, sich gegenwärtig schon auf nahezu 800 belaufe! Sympathie für das russische System in Polen hegt man in Europa nirgends, aber eben so wenig Theilnahme finden die polnischen Insurgenten. Die Ansicht, daß Polen gar kein Material in sich habe, um einen wohlgeordneten, freiheitlichen Staat zu bilden, hat sich in der öffentlichen Meinung Europa's stärker als je bewurzelt.

Auswanderung über Liverpool im Jahre 1863. Der Krieg in Nordamerika, welchen die Yankees zum großen Theil durch angeworbene Miethlinge führen, rafft eine große Anzahl Soldaten hinweg. Um die Lücken auszufüllen, zahlt man denen, welche unter die Fahne treten wollen, Prämien im Belaufe von 250 bis 400 Dollars und mehr. Ankommende Einwandererschiffe werden von Rekrutirungsagenten förmlich belagert und in Newyork ist nun eine moderne Art von Seelenverkäuferei im Schwange. Diese erstreckt sich auch nach Europa herüber und wirft namentlich in Irland ihren Köder aus. Die Zunahme der Auswanderung liefert den Beweis, daß die Agenten mit Erfolg arbeiten. Die Söhne der Smaragdinsel schiffen sich gewöhnlich in Liverpool ein. Die Ziffer der von dort nach auswärtigen Erdtheilen verschifften Passagiere betrug 1862 nur 64,314, während sie 1863 um 73,668 Köpfe stieg, sie hat sich nämlich auf 137,982 belaufen, welche in 622 Schiffen befördert wurden. Nach den Yankee-Staaten gingen in 297 Schiffen 98,458 Passagiere; davon waren 28,548 Engländer, 3176 Schotten und 61,312 Irländer; die übrigen 5422 waren aus anderen europäischen Ländern. Nach Canada 2755; nach Neusüdwales 1782; Queensland 2987; Victoria 13,945; Neuseeland 406; Südamerika 219 Köpfe.

Auswanderung vom Clyde. Die Auswanderung von diesem Flusse aus hat in der letzten Zeit sehr zugenommen und Glasgow ist nun der Hauptbafen für schottische Auswanderung. Schon gibt es zwei Dampferlinien zwischen dem Clyde und Canada und Newyork, die von sechs Dampfern erster Klasse besorgt werden. Ebenso bestehen zwei regelmäßige Linien für Passagierschiffe nach Australien. Im verflossenen Jahre 1863 betrug die Gesammtzahl der Auswanderer vom Clyde 7410. Diese vertheilen sich folgendermaßen: nach Neuseeland 2700, Queensland 500, Melbourne 20, Geelong 20, Port Natal 15, Adelaide 3, Canada 3500, Portland 320, Halifax 10, Südamerika 45, Demarara 40, Trinidad 20, Jamaika 12, Calcutta 25, Bombay 12, übrige ostindische Plätze 34, nach verschiedenen Orten 40; zusammen 7410.

Oesterreichs Kriegsflotte. Da es bei den gegenwärtig sehr verwickelten politischen Verhältnissen von Interesse ist, die Stärke Oesterreichs zur See zu kennen, so theilen wir nach dem übersichtlich gehaltenen Schriftchen: „Oesterreichs Kriegsflotte" den jetzigen Bestand der Marine des Kaiserstaats mit: 5 Panzerfregatten à 28 Kanonen und 500 Pferdekraft; 32 Dampfer der verschiedensten Bauart vom Linienschiffe bis zur Dampfyacht, zusammen mit 313 Kanonen und 7,595 Pferdekraft; 25 Segelschiffe mit 369 Kanonen. Zusammen 62 größere, meist neue Kriegsschiffe mit 824 Kanonen. Hieran schließt sich noch die Lagunenflotte, die ausschließlich zur Vertheidigung Venedigs bestimmt ist; sie besteht aus 45 sehr verschiedenartigen Schiffen, schwimmenden Batterien etc. mit 149 Kanonen. Die Kosten zur Erbauung dieser Marine betragen über 22 Mill. Gulden. Die Bemannung beträgt gegen 12,000 Mann.

Spaniens Kriegsflotte. Das madrider Blatt „Epoca" gibt den Stand der spanischen Kriegsflotte nach den besten Quellen folgendermaßen an: 7 Panzerfregatten mit 230 Kanonen; 74 verschiedene Schrauben- und Rad-Dampfer von der Fregatte bis zum Kanonenboot herab (ausschließlich der Dampftransportschiffe) mit 655 Kanonen; 15 größere Segelschiffe mit 367 Kanonen; außerdem noch Transportsegelschiffe und einige armirte Feluken. Nicht eingerechnet ist hierbei die aus kleineren Schiffen bestehende Philippinenflotte.

Eine Maorifestung. Die Maoris auf Neuseeland, welche bis jetzt den Engländern so erfolgreichen Widerstand leisten, verstehen es auch, sehr starke Festungen zu bauen. Die Beschreibung einer solchen theilt die Australian Gazette mit. Sie heißt Mere-Mere und liegt der englischen Position am Waikato gegenüber; diesen Fluß halten die Eingeborenen für heilig und Reisende, welche früher in diese Gegenden kamen, fanden an seinen Ufern in Mere-Mere stets ein gastliches Obdach und Schutz gegen die Stiche der ungemein zahlreichen Moskitos. Mere-Mere liegt am Ausläufer einer Hügelkette parallel zum Waikato, der gerade an dieser Stelle eine Krümmung macht. Zwei Seiten der Hügelkette, welche in diese Krümmung vorspringt, sind von einem dichten Wald aus Binsen und Sumpfpflanzen umgeben, der vollkommen undurchdringlich ist. Hie und da stehen in diesem Sumpfe Gruppen von Kaukikatia-Bäumen, die ein graues Laub und weiße Stacheln haben. Die Hügelkette selbst ist fast ganz frei von Bäumen; die großen Farrenkräuter können einen Feind nicht schützen. Außerdem fällt sie in drei Terrassen ab, auf deren jeder die Maori-Ingenieure eine starke Vertheidigungslinie angelegt haben. Die größte Stärke Mere-Mere's beruht aber in seiner Unnahbarkeit, da die Sümpfe jeden Feind abhalten; nur die eine Seite vom Hügel her bleibt zugänglich, um aber dorthin zu gelangen, müßten die Engländer durch ganz feindliche Gegenden ziehen. Ohne große Verluste von Seite der Gegner wird sie nicht zu erstürmen sein. — Mere-Mere ist inzwischen von den Maoris ohne Schwertstreich geräumt worden.

Militär-Ansiedlungen in Neu-Seeland. In der Provinz Taranaki beabsichtigt man eine Anzahl von Militäransiedlungen anzulegen. Jede Ansiedlung wird wenigstens 100 Bauplätze von je einem Acre und 100 Acker-Grundstücke von je 50 Acres ent-

halten. Die Regierung baut auf eigne Kosten eine Stoccade (Pfahlwerk). Ansiedler werden bei ihrer Ankunft in New-Plymouth, der Hauptstadt von Taranaki, der Miliz eingereiht und erhalten bis zu ihrer Ankunft in der Ansiedlung Sold und Rations. Nach ihrer Ankunft werden ihnen Rationen noch auf 12 Monate verabreicht. Drei Jahre lang gehören sie zur Miliz und müssen stets bereit sein, aktiven Dienst zu thun. Nach Ablauf dieser Zeit erhalten sie eine Baustelle und ein Grundstück als freies Eigenthum.

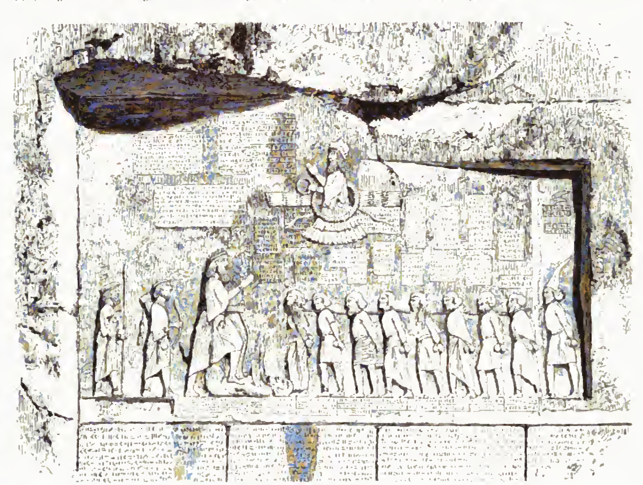
Die Inschrift von Bisutun. Wir haben vor einiger Zeit (Globus V, S. 239 ff.) über diese Felsenskulpturen einen ausführlichen Aufsatz mitgetheilt, und der Verfasser desselben, Herr Dr. G. Ebers, hat ausführlich über die Entzifferung der Keilschriften gehandelt. Wir gaben eine Abbildung, welche den König Darius darstellt, und die schon S. 242 ausführlich erläutert worden ist. Heute sind wir in der Lage, eine zweite Abbildung desselben zu geben, welche das Basrelief von Bisutun deutlicher zeigt, als auf der größern Tafel. Wir verweisen auf das früher darüber Bemerkte.

Birminghams Einwohnerzahl hat eine eben so rasche Zunahme aufzuweisen, wie nur irgend eine nordamerikanische Stadt. Sie ist von 1841, als die Ziffer sich auf 182,922 Seelen stellte, im Jahre 1851 auf 232,841 gestiegen und belief sich 1861 auf 296,076 Köpfe, „unter denen sich überraschend wenige Irländer befinden".

Diese letztere Bemerkung paßt auch auf jenen Bezirk Englands, welcher den Hauptsitz der Töpfer-Industrie bildet, auf Staffordshire. Dieses County hatte im Jahre 1801 erst 242,693 Bewohner und 1861 schon 769,943 Seelen.

Vergrößerung von Paris. Vom 1. Okt. 1862 bis zum 30. Sept. 1863 wurden in Paris 2943 Häuser gebaut und 993 eingerissen und dadurch 16,490 Wohnungen geschaffen und 10,301 Wohnungen zerstört; also betrug die Vermehrung 1950 Häuser und 6189 Wohnungen. Die Bevölkerung nahm um 31,000 Einwohner zu. Paris zählt jetzt 613,745 Wohnungen, von denen 257,324 nicht besteuerbar sind, 104,792 sind von der Steuer ganz befreit, 145,291 Wohnungen (von 250—500 Fr. Miethe) theilweise. 36,323 Wohnungen tragen 500—1000 Fr. Miethe, 11,161 von 1000 Fr. bis 1500 und 15,728 1500 Fr. und mehr. Von den Wohnungen hat der Handel und die Industrie 27,606 eingenommen und 16,020 sind nicht vermiethet. Auffallend ist die Zunahme möblirter Wohnungen (ohne Küche &c.) und der gleichzeitigen Vermehrung der Cafés und Restaurants. Die sogenannte nomadisirende Bevölkerung von Paris nimmt entsprechend zu. Das Departement der Seine zerfällt gegenwärtig in die Stadt Paris und die Arrondissements von St. Denis und Sceaux. Die Wohnungs-, Thüren-, Fenster-, Personen- und Mobiliarsteuer in Paris betrug 20,959,931 Fr.

Die Peninsular and Oriental Steam Navigation Company. Diese mächtige Dampfschifffahrtsgesellschaft hielt in den ersten Tagen des December 1863 ihre Generalsitzung. Sie besteht seit nun 23 Jahren. Sie hatte in dem Betriebsjahre vom 1. Oktober 1862 bis dahin 1863 eine Bruttoeinnahme von 2,296,305 Pfd. St., während die Ausgaben 2,060,850 betrugen. Ihre Flotte bestand aus 59 Dampf- und Segelschiffen von zusammen 88,018 Tonnen Gehalt und 17,701 Pferdekraft. Das am schnellsten fahrende Schiff ist die Carnatic; dieser Schraubendampfer hat die Fahrt von Southampton um das Vorgebirge der Guten Hoffnung nach Punta Galle auf Ceylon in 49 und nach Calcutta in 55 Tagen gemacht.



Die Inschrift von Bisutun.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Von der Ostküste des Adriatischen Meeres.

Von v. R.-D.

Istrien. — Völkermischung in Istrien. — Fiume. — Schloß Tersat. — Bevölkerung Fiume's. — Dialektunterschiede. — Zara. — Spalato. — Salona. — Ausgrabungen römischer Alterthümer. — Trau. — Sebenico. — Die Fischerei Dalmatiens. — Der dalmatinische Küstensaum. — Klima. — Bodenbeschaffenheit.

Will man in jetziger Zeit noch ein Land in Europa finden, das wenig besucht von Fremden ist und doch in jeder Beziehung gesehen zu werden verdient, so gebe man nach Dalmatien, dem westlichen Küstenlande der Balkanhalbinsel am Adriatischen Meere.

Es ist nicht schwer zu erreichen: von Fiume aus zu Land und zu Wasser, von Triest aus mit den Lloyddampfschiffen, welche direkt oder über Pola nach Lussin piccolo und Zara fahren. Am genußreichsten ist der Seeweg von Triest über Fiume, bei welchem man nicht nur Fiume und die zum Theil sehr hübsch gelegenen Städte Istriens: Pirano, Umago, Cittanova, Parenzo, Rovigno und Pola mit ihren alten Kirchen und römischen Baudenkmälern berührt, sondern auch die überraschende Aussicht genießt, die man bei der Südspitze von Istrien hat.

Denn sobald man den Leuchtthurm von Promontone an der Punta d'Istria hinter sich läßt, erblickt man die ganze Ostküste Istriens bis zu den Bergen, welche Fiume überragen, und rechts die Inseln des Golfs von Quarnero, den sinus flanaticus der Alten, der seiner heftigen Stürme wegen von den Venetianern spottweis Carnivoro, der Fleischfressende, genannt wurde.

Leuchtthurm an der Punta d'Istria. (Originalzeichnung von Ph. Kanitz.)

Istrien selbst, welches sich mit seinen scharf auslaufenden Felsenzacken zwischen Triest und Fiume weithin ins Meer erstreckt, ist gewissermaßen eine Fortsetzung des Karstes und ein mannigfach zerrissenes Bergplateau, bei dem man weniger die Erhebungen, als die Vertiefungen zu beachten hat. Letztere sind entweder mulden- oder trichterförmig. In den ersteren, welche größer sind, liegen die Dörfer mit ihren Fluren, in den anderen, welche eine Tiefe von 3 bis 400 Fuß erreichen, wird die Sohle, die meist eben ist, zum Ackerbau benutzt, während die Abhänge gewöhnlich üppig bewaldet sind. Mitunter scheinen die Trichter auch bodenlos und enthalten alsdann Wasser tief im Grunde oder dienen zahllosen wilden Tauben zum Aufenthaltsort.

Die Westseite der Halbinsel fällt in zwei bis drei scharfgeschiedene Terrassen nieder, unter denen ein Stufenland beginnt, das, durch Thäler und Meereskanäle fächerförmig eingeschnitten, alle Karstformen des Hochlandes wiederholt.

Die Bevölkerung dieser geologisch merkwürdigen Landzunge ist die buntgemischteste von ganz Oesterreich, indem auf der kleinen Halbinsel ausnahmsweise Slovenen, Serben und Kroaten, West- und Ostromanen oder Italiener und Walachen zusammen hausen. Für die ältesten Einwohner gelten Völker keltischen Stammes, denen sich seit Ende des 7. Jahrhunderts v. Chr. Geb. Ansiedler aus Thrazien beigesellten. Von den Ersteren sollen die Städte Muggia, Umago, Rovigno, Montona, Pinguente, Pisino, Buje und Orsera, von den Letzteren Pirano, Emonia und Pola herrühren, wogegen die Römer zur Zeit ihrer Herrschaft Kolonien in Pola, Parenzo, Pirano, Emonia und Capodistria anlegten

und die Walachen ihre Niederlassung gründeten, nachdem bereits die Südslaven Besitz von dem Lande genommen und zahlreiche Italiener unter dem Schutze Venedigs in die Küstenstädte eingewandert waren.

Das heutige Fiume soll auf der Stätte stehen, wo einst das alte von Kelten erbaute Tarsalica lag, welches bei der Völkerwanderung seinen gänzlichen Untergang fand. Der Sicherheit wegen wählte man die hohen Berge oberhalb der zerstörten Stadt zur Anlegung des neuen Ortes, welchen man gleich dem frühern Tersat nannte, und als man später wieder anfing, Häuser auf dem Grund der alten Stadt am Ufer der Fiumara zu bauen, erhielt dieser Wohnplatz von dem Flusse, an dem er sich erhob, den Namen Fiume oder Rjeka. Es ward allmälig eine bedeutende Handelsstadt, welche, zwischen meist kahlen Felsen eingeengt, dem Meere fortwährend Boden abgewinnen mußte, um sich ausweiten zu können, so daß jetzt große palastähnliche Gebäude da stehen, wo noch vor 30 Jahren Schiffe ankerten.

Der Anblick Fiume's, sowohl vom Meere aus, an dessen innerstem Winkel es liegt, wie von der Louisenstraße herab, die es mit Karlstadt und mit Ungarn in Verbindung setzt, ist unvergleichlich schön und mit Recht den vielgerühmten Panoramen Genua's, Triests und Neapels an die Seite zu stellen.

Hoch über der jetzigen Stadt ragt auf steilem Felsen das malerische Schloß Tersat empor, welches den Ausfluß der Fiumara beherrscht. Es ward von den Frangipanis erbaut, jener mächtigen Adelsfamilie, die ursprünglich Onicia hieß, im 8. Jahrhundert aber in Folge einer Brodvertheilung, welche sie in Rom zur Zeit einer Hungersnoth vorgenommen, den Namen Frangipani erhielt und später in der Geschichte Roms und Kroatiens eine bedeutende Rolle spielte. Da aber Franz Frangipani im Jahre 1665 zu den vornehmsten Häuptern des Aufstandes gegen Kaiser Leopold I. gehörte und in Folge dessen 1671 hingerichtet wurde, zog der Kaiser die Güter desselben ein, und das halb verfallene Schloß Tersat ist gegenwärtig ein Besitzthum des österreichischen Feldzeugmeisters Grafen Nugent, welcher es zum Theil wieder herstellen ließ und ein archäologisches Museum darin anlegte, das bereits manche historische Merkwürdigkeiten enthält.

Wie in den Städten Istriens, ist auch in Fiume die Bevölkerung halb slavisch, halb romanisch*) und Italienisch die Gesellschaftssprache der gebildeten Klassen. Dasselbe findet in den Küstenstädten Dalmatiens Statt, nur daß die Bewohner slavischen Stammes dort nicht, wie in Istrien und Fiume, zum Theil Slovenisch, zum Theil Kroatisch oder Serbisch, sondern sämmtlich Serbisch oder Kroatisch sprechen. Die Slaven Dalmatiens sind nämlich die Nachkommen der Chrwaten und Serben, welche zwischen 634 und 638, nach Anderen 640, in Illyrien einwanderten. Eine Vermischung beider Stämme scheint nördlich der Kerka stattgefunden zu haben, während die Insulaner oder Scoglianer**) durch das Eindringen des italienischen Elements vielfach verändert worden sind. Sie zeichnen sich durch eine ganz eigenthümliche Physiognomie und durch aufgeweckteren Geist, weniger durch starke Körperbildung aus und verdanken ihrer verdorbenen Mundart, die in Worten und Grammatik vielfach der altkroatischen Sprache ähnelt, den Spitznamen Tschakawci, d. h. die, welche „tscha“ statt „schto“ sagen. Die Bewohner des Innern dagegen werden Morlacchi genannt und ihr Name hat, da sie der italienischen Kultur gänzlich fremd geblieben sind, im Munde des gebildeten Städters und des italienisirten Insulaners einen so verächtlichen Sinn angenommen, daß er geradezu als Schimpfwort gilt. Am reinsten wird das Serbische von den Morlachen in Sign und Imoschi, wie in Manarsna gesprochen, das ausschließlich mit dem Innern in Verbindung steht. In anderen Küstenstädten wird die Sprache häufig von dem größern oder geringern Verkehr mit den Inseln beeinflußt, so daß z. B. in Sebenico drei verschiedene Sprachweisen herrschend sind. Die Bekenner der griechischen Kirche, selbst wenn sie den höheren Klassen angehören, sprechen in ihren Familien fast stets Serbisch, und zwar in allen Städten gleich gut. Das Italienische hingegen hat sich in Dalmatien im Munde der nicht literarisch Gebildeten zu einem eigenen Dialekte umgestaltet, welcher je nach den Städten besondere Schattirungen darbietet und in Italien lingua bodola genannt wird. Bodoli hießen nämlich in Venedig zur Zeit der Herrschaft der Republik die überseeischen Soldaten zu Fuß, und da diese meist aus Dalmatien waren, übertrug man den Namen ihrer Sprache auf den italienischen Dialekt aller Dalmatier. Am eigenthümlichsten wird das Italienische in Spalato und auf den Inseln, am meisten Venetianisch in Zara gesprochen.

Ueberhaupt trägt Zara, obwohl das deutsche Element dort mehr und mehr Uebergewicht gewinnt, noch immer am stärksten von den dalmatischen Städten venetianisches Gepräge. An den Häusern herrscht die venetianische Bauart vor, die Straßen sind gequadert und die Plätze mit Steinplatten belegt. Die Loggia, eine prächtige Säulenhalle, welche an der piazza de Signori, dem Herrenplatze, steht, sowie die Porta di terra ferma, das schönste Stadtthor in Dalmatien, das von Sanmichell entworfen und von seinem Neffen, Gian Girolamo, ausgeführt wurde, sind wahre Meisterwerke der venetianischen Architektur, und die Fünfbrunnen (cinque pozzi), eine große öffentliche Cisterne nahe dem S. Simonsplatze, die zu den Merkwürdigkeiten Dalmatiens gehört, ist eine Schöpfung des General-Provveditore von Dalmatien, Luigi Grimani, welcher 1574 Zara verließ. Nur die Kirchen, deren Zahl sehr groß ist, sind zum Theil in lombardischem und altbyzantinischem Style ausgeführt und wenig bemerkenswerth durch ihr Aeußeres.

Die Kathedrale von S. Anastasia soll im Winter 1202 vom Dogen Heinrich Dandolo mit Hülfe der französischen Kreuzfahrer erbaut worden sein, weil er sich von dem Bannfluch befreien wollte, welchen der Papst wegen der Eroberung und Zerstörung Zara's über ihn ausgesprochen hatte.

Die Kirche von S. Grisogoni, des Schutzheiligen von Zara, dessen Bild die Zaratiner zum Wappen ihrer Stadt nahmen, auf dessen Reliquien sie die feierlichsten Eide leisteten und bei dessen Feste sie allen wegen Schulden und geringerer Vergehungen Ausgewiesenen erlaubten, sieben Tage lang ungehindert die Stadt zu betreten, ist die älteste der noch bestehenden Kirchen Zara's. In der Kirche von S. Simeone wird der Körper des Heiligen in einer reich vergoldeten und kunstvoll gearbeiteteten Arche aus massivem Silber bewahrt, welche die Königin Elisabeth, die Gemahlin des Königs Ludwig von Ungarn, 1377 von dem Goldarbeiter Francesco di Antonio anfertigen ließ, und die Kirche von S. Donato, welche 1809 geschlossen wurde und ursprünglich der Sta. Trinita geweiht war, soll zum Theil aus den Trümmern jenes heidnischen Tempels errichtet worden sein, den der heil. Donato, der Bischof seiner Vaterstadt und Gründer der Kirche, die späterhin seinen Namen trug, in christlichem Eifer zerstört haben soll. Auch die beiden altrömischen Säulen, deren eine auf der piazza delle erbe, dem Gemüsemarkte, steht und unter der venetianischen

*) Vergl. über die Bevölkerung Fiume's Globus IV, 320.

**) Scoglio, Felsenriff, wird in Dalmatien nicht nur für die kleinen unbewohnten, sondern auch für nicht allzugroße bewohnte Inseln angewandt.

Herrschaft als Pranger benutzt wurde, während die andere auf der piazza di S. Simeone vor dem Gouvernementsgebäude die Standarte von S. Marco trug, sind Ueberreste dieses Tempels, welcher der bei ihrem Tode als Juno Augusta unter die Götter versetzten Livia Augusta, der Gemahlin des Kaisers Augustus, errichtet worden war, wogegen der antike Bogen, welcher jetzt die Porta marina, das Wasserthor, bildet, der Gattenliebe einer römischen Dame seinen Ursprung verdankt. Denn Zara, das Jadesia oder Jadera der Römer, das Zadar der Slaven, ist die einzige noch übrige Stadt des alten Liburniens, dessen Hauptstadt es war, und wurde unter Octavianus Augustus der Sitz einer römischen Kolonie, welche Trajan mit einer Wasserleitung versah, deren Trümmer man noch als „Vilenmauer“ (Vilenska zid) zeigt. Als Ein- und Ausschiffplatz für alle Reisenden nach Italien oder Illyrien, und durch gute Landstraßen mit den größeren Städten der ganzen Küste in Verbindung, wurde Jadera reich und blühend und blieb vermöge seiner Lage auf einer schmalen Halbinsel, welche die Venetianer später zu einer Insel machten, unberührt von den Völkerzügen, die das übrige Dalmatien verheerten. Auch die Chrwaten verschonten die Stadt, welche nach der Zerstörung Salona's der wichtigste Ort der Dalmatia romana wurde, nahmen aber deren ganzes Gebiet und die nahen Inseln in Besitz und machten sich bald zu Lande und zu Wasser gefürchtet. Zara, welches nach manchem Herrschaftswechsel seit 553 wieder zum byzantinischen Reiche gekommen war, suchte, so oft die Kaiser ihm nicht Beistand leisten konnten, fremden Schutz nach und strebte, wenn für den Augenblick keine Gefahr drohte, sich, gleich den anderen dalmatischen Städten, unabhängig zu regieren. Dann, nachdem es 997 dem Dogen Pietro II. Urseolo gelungen war, die slavischen Piraten für immer unschädlich zu machen, stand die Stadt bald unter Venedig, bald unter den kroatischen und ungarischen Königen, bis sie am 9. Juni 1409 vom König Ladislaus von Ungarn für 100,000 Dukaten an die Venetianer verkauft wurde und nun so treu bei der Republik S. Marco's blieb, daß sie, trotz der neun Aufstände, die sie vorher gemacht, um nicht unter Venedig zu stehen, den Ehrentitel „fedelissima“, Allergetreueste, erhielt. Die Venetianer befestigten Zara besser, verschönerten es vielfach und ließen ihm seine Gesetze oder das Statute, welches seit dem 1. December 1305 als Richtschnur für die Verwaltung galt, 1558 Reformen erhielt und 1564 gedruckt wurde. Diesem gemäß bildete der „Adel“ (corpo nobile), welcher 1553 aus 17 Familien bestand, den „Großen Rath“ und wählte den „Kleinen Rath“, der unter dem Vorsitz des Conte die Exekutivgewalt ausübte.

Die „Bürgerschaft“ (corpo civico) war aus den eigentlichen Bürgern oder den Mitgliedern der Scuola di S. Giacomo und dem niedern Volke zusammengesetzt. Die beiden ersten Klassen konnten die Familien, welche sie dessen würdig erachteten, in ihre Mitte aufnehmen und wählten Oberhäupter, welche beim Adel „Räthe“, bei der Bürgerschaft „Prokuratoren“ hießen. Der Adel machte die Gemeinde (Comunità), die „Bürgerschaft“, welche das eigentliche Volk vertrat, die „Gesammtheit der Bürger und des Volkes“ (Università de cittadini e popolo) aus, und jeder der beiden Stände hatte seine besonderen Obliegenheiten und Vorrechte, während viele der städtischen Aemter von Beiden abwechselnd verwaltet wurden. Dies Verhältniß dauerte bis 1806, wo mit der neuen Kommunalverfassung Adel und Bürgerschaft aufhörte. Als Venedig 1797 fiel, beschlossen die Zaratiner einstimmig, sich Oesterreich zu unterwerfen, aber schon im Frieden zu Preßburg (1805) ward ganz Dalmatien an Frankreich abgetreten, das keinerlei Rücksicht für das Hergebrachte kannte, und erst am 9. December 1813 wurde Zara nach einer vierwöchentlichen Belagerung durch österreichische und englische Truppen wiederum von den Oesterreichern besetzt. Diese verstärkten die Befestigungen der Stadt auf der Landseite, verwandelten 1829 einen Theil der mit Bäumen bepflanzten Wälle, welche in den Belvederes schöne Fernsichten auf das Meer und die vorliegenden Inseln gewähren, in einen öffentlichen Garten, der jetzt den beliebtesten Vergnügungsort der Zaratiner ausmacht, und gewährten Zara den Vorzug, wie unter Venedig die Hauptstadt von Dalmatien und der Sitz der höchsten geistlichen und weltlichen Behörden der Provinz zu bleiben.

Gleichwohl ist Zara weder durch seine Größe und Einwohnerzahl (9000 Seelen), noch durch seinen Handel, der sich auf den dort bereiteten berühmten Maraschino und andere Rosoglio's beschränkt, so bedeutend, wie Spalato, das über 12,000 Einwohner zählt und als Hauptstapelplatz für den commerciellen Verkehr zwischen Triest und den turkoslavischen Ländern dient.

Halbmondförmig im Grunde einer Bucht gelegen, dehnt es sich mit seinen Vorstädten vom Fuß des Margliano oder Marian, welcher den Busen von Salona vom Kanal der Bragga scheidet, bis zu den sogenannten Bottiuelle aus, einer weit ins Meer hineinragenden Landzunge, die mit der gegenüberliegenden von San Stephano den zwar geräumigen, aber unsichern Hafen bildet.

Die Stadt besteht aus der eigentlichen oder alten, welche den Palast umfaßt, der ihr den Namen gab, aus der neuen, welche sich westlich von der alten ausbreitet, und den vier Vorstädten, welche die alte und neue Stadt ringsum einschließen. Die Mauern, welche die Neustadt schützten, und die Wälle, von denen die ganze Stadt umgeben war, sind theilweis zum Häuserbau benutzt, theilweis abgetragen worden, um das Material anderweitig zu verwenden. Auch vom Kastell, welches Vittore Bragadino, der erste venetianische Conte von Spalato, 1423—30 zur Vertheidigung des Hafens am Meeresufer errichten ließ, sieht man bloß noch einen Thurm und die Bruchstücke von zwei anderen, und nur das Fort Grippe, welches die Stadt beherrscht und 1657 von Antonio Bernardo, dem General-Provveditore von Dalmatien, angelegt wurde, ist in gutem Zustand erhalten und in neuester Zeit sehr verstärkt worden.

Die Straßen der Stadt sind eng und krumm, aber gequadert; die Plätze, außer der piazza do Signori, wo ehedem der Palast des venetianischen Conte stand, und der piazza del Tempio, an der sich der Palast des Bischofs befindet, zwar gequadert, aber sehr klein. Die Häuser sind von Stein, meist regelmäßig und in der Altstadt mit möglichster Benutzung der Mauern des Palastes oder des wenigen Raumes, den diese übrig lassen, gebaut.

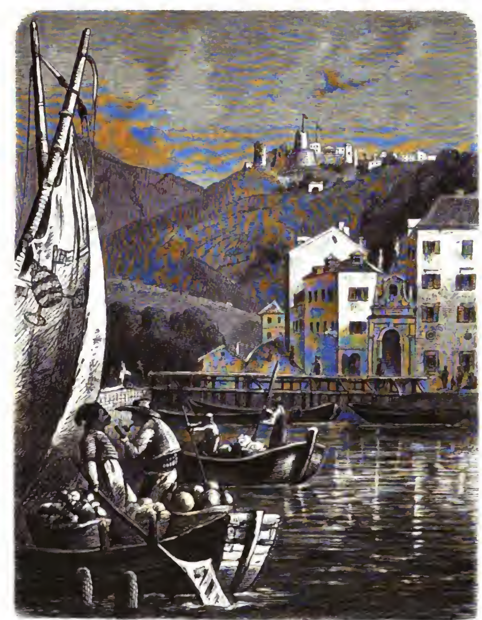
Der Palast selbst, welchen der Kaiser Diocletian 301 aufführen ließ, um dort frei von den Sorgen der Regierung, die er 304 niederlegte, sein Leben zu beschließen, gilt für das größte der noch erhaltenen Baudenkmäler des Alterthums. Die Mauern bestanden aus großen behauenen Steinen von weißem Kalkstein, wie man ihn auf der Insel Brazza findet. Die Südseite, am Meere, war mit 50 Säulen verziert, welche eine sieben Metres breite Gallerie längs der ganzen Façade bildeten und von denen noch 44 halb erhoben an der Mauer zu sehen sind.

Drei Haupteingänge: das goldene Thor im Norden, das eiserne im Abend und das eherne im Morgen, führten in den Palast, und jedes Thor hatte zwei achteckige Thürme neben sich. In der Südseite geleitete ein Ausgang ohne alle Verzierung unmittelbar zum Meer, das erst später allmälig die jetzige Marine angespült hat, sowie zu den weitläufigen Souterrains, welche sich bis mitten in den Palast

erstreckten. An jeder Ecke des Palastes ragte ein viereckiger Thurm fünf Metres über die äußere Mauer empor, welche auf der Südseite 50 und auf der Nordseite nur 17 Metres hoch war, weil der Boden von Süden nach Norden zu aufsteigt.

Das Innere des Palastes wurde von zwei Straßen rechtwinklig durchschnitten. Die eine verband das eherne Thor mit dem eisernen, die andere, die Hauptstraße, führte vom goldenen Thore zwischen zwei Bogen zu dem von mächtigen Säulen umgebenen Peristilium, dem heutigen Domplatze, aus welchem man in die vom Kaiser bewohnten Gemächer aufstieg. Bevor man die Stufen zu der Gallerie betrat, welche vor der Rotunde des Vestibulum lag, sah man links den Tempel der Diana, oder, wie Einige wollen, des Jupiter, den jetzigen Dom und rechts das Mausoleum Diocletians, welches man in ein Baptisterium umgewandelt und lange Zeit für einen ehemaligen Tempel des Aesculap gehalten hat. Die Thermen befanden sich nach der Abendseite zu, unfern der heutigen Kirche von S. Michele, während das Atrium dort gewesen sein soll, wo jetzt die Knabenschule und das Kloster von Sta. Chiara steht.

Nach Diocletians Tode (312) wurde sein Palast im Jahre 432 für ein Gynecäum des Staates erklärt und der Prokurator desselben noch 480 unter den Großwürdenträgern des abendländischen Reiches aufgezählt. Als aber Salona 639 zerstört ward, flüchteten sich die Bewohner theils auf die benachbarten Inseln, theils in den nur 3000 Schritte entfernten Palast, welcher von den Verheerungen der Barbarenhorden verschont geblieben war. Bald sammelte ein reicher Edler aus Salona, Sever, auch die auf den Inseln zerstreuten Landsleute, um ein neues Vaterland zu gründen, und führte sie in den Palast, wo sie schon viele ihrer Leidensgefährten angesiedelt fanden, und so entstand allmälig aus dem Palaste eine Stadt, welche Anfangs ihrem Ursprunge gemäß Palatium, später Spalatum genannt wurde und schon 650 Salona als Sitz der im Jahre 418



Tersat. (Originalzeichnung von Ph. Kanitz.)

gestifteten Metropolitankirche folgte. Denn Salona, welches gegenwärtig ein Dorf von wenigen Häusern ist, war einst halb so groß wie Byzanz, und nach der Zerstörung von Delminium, dem heutigen Duvno in der Herzegowina, welches Dalmatien seinen Namen gab, die wichtigste Stadt im Lande. Am Meere und längs des Jader oder Hyader, des jetzigen Giadro, gelegen, ward es in den dalmatischen Kriegen zu wiederholten Malen vergebens belagert und nur selten überwunden.

Von den Römern endlich eingenommen, erhielt es das römische Bürgerrecht, wurde nach einander Kolonie, Conventus, d. h. eine der vier Distriktstädte der römischen Provinz Dalmatien, Präfektur, Prätur und Metropolis, und besaß unter dem Kaiser Maximian dem Heruler eine ganze Küstenflotte, drei öffentliche Kaufhallen, eine Purpurfärberei und eine Reihe von prächtigen öffentlichen und Privat-Bauten, wie ein Forum, eine Curie, ein Amphitheater, eine Quästur, ein Kapitol, Wasserleitungen, Bäder und Tempel. Mit dem Reichthum indessen trat, wie gewöhnlich, Verweichlichung ein, und als im Jahre 639 die Avaren einen Angriff auf die wohlbefestigte Stadt wagten, leisteten die Bewohner nur kurzen Widerstand und flohen mit solcher Hast auf die Barken, um sich und ihre Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen, daß Viele dabei ums Leben kamen. Das prächtige Salona ward mit Feuer und Schwert zerstört und was dem Brand entging, fand später seinen Untergang. Nicht nur daß die Ruinen als allgemeine Steingrube betrachtet wurden, welche zum Bau des Campanile von Spalato und des Doms von Traù dienen mußte, und aus der die Venetianer für so manchen ihrer Paläste, die Spalatiner für ihre Mauern und die Umwohner für alle ihre Bauten Materialien holten, sondern sie wurden auch von den venetianischen Provveditoren, wie 1678 von Pietro Valiero, häufig an Geldesstatt Einzelnen als Belohnung angewiesen. So kam es, daß im Anfang dieses Jahrhunderts außer den Ueberresten einer Wasserleitung, dem sogenannten Pontesacco, kaum noch eine Spur der alten Stadt zu sehen war. Als man jedoch im Jahre 1821 anfing, Ausgrabungen zu Salona zu veranstalten, entdeckte man bald überaus zahlreiche Alterthümer, und dem gelehrten Dr. Franz Carrara, welcher 1842 Direktor des Museums in Spalato wurde und seit 1846 die Ausgrabungsarbeiten leitete, gelang es, die Umfassungsmauern mit ihren Bastionen, Thürmen und Thoren aufzufinden, ein Theater und Amphitheater, so wie eine Wasserleitung und ein in eine christliche Kirche verwandelt gewesenes Bad auszugraben und eine Menge Sarkophage, Torsos, Ornamente, Schmucksachen und Inschriften zu entdecken. Alle tragbaren Gegenstände wurden in dem Museum von Spalato aufgestellt, die wiederausgegrabenen Mauern und Baudenkmäler aber liegen als die stummen Zeugen früherer Herrlichkeit inmitten von Feldern und Weingärten, zwischen Reben- und Brombeerranken, von denen sie nicht selten ganz überwuchert worden sind. Der Giadro, welcher aus einem Abgrund des Mossor hervorquillt und sich unfern des heutigen Salona in den Kanal della Castella ergießt, bespült die Gestade der begrabenen Stadt, und in dem Engpaß zwischen der schimmernden Gruppe des Mossor mit ihrer malerisch gezackten



Ausgrabungen römischer Alterthümer des Dr. Carrara in Salona. (Originalzeichnung von Ph. Kanitz.)

Felsenkrone und der starren Kette der Monti Carbani, welche die liebliche Riviera der Castella, das Arkadien von Dalmatien, gegen Norden zu begrenzen, glänzt auf ihrer steilen Höhe die Bergveste Clissa, die einst in der Geschichte der Türkenkriege eine wichtige Rolle gespielt hat und noch jetzt wegen ihrer unvergleichlichen Aussicht auf das Meer eines wohlverdienten Rufs genießt.

Sie beherrscht die Hauptstraße, welche von Spalato nach der Herzegowina führt und gegenwärtig durch eine Eisenbahn, die erste in Dalmatien, ersetzt werden soll, während der Weg, der Spalato mit Zara verbindet, unmittelbar von Salona ab längs der Riviera der Castella nach Traù und weiter über Sebenico geht.

Traù selbst liegt gleich Zara auf einer Halbinsel, welche durchstochen und zur Insel gemacht worden ist. Der Kanal di Traù, welcher den Kanal delle Castella mit dem offenen Meer verbindet, trennt dieselbe von der Insel Bua, die sich von Traù bis Spalato hinzieht, und wird von einer 150 Fuß langen steinernen Brücke überwölbt. Eine andere, früher steinerne, jetzt hölzerne Brücke führt zum Festland hinüber, und eine breite Düne umgibt die ganze Stadt, welche mit ihren meist krummen, engen Straßen und ihren alten, unregelmäßigen Häusern wie ein übrig gebliebenes Stück Mittelalter aussieht. Die Festungswerke, welche ehedem Traù vertheidigten, sind zur Zeit der französischen Herrschaft größtentheils abgetragen worden, nur die Thore, das alte Castell und ein großer, runder Thurm an der Meerseite sind stehen geblieben. Die Kathedrale, das schönste Gebäude der Stadt und zugleich die schönste Kirche Dalmatiens, welche um 1200 angefangen und 1251 vollendet wurde, ist dem heiligen Giovanni Orsini geweiht, der im Jahre 1062 zum Bischof von Traù, nach seinem Tode zum Schutzheiligen der Stadt erwählt wurde und deshalb gewöhnlich S. Giovanni Traurino genannt wird. Sein Bild schaut noch jetzt vom Landthor herab, sein Arm, den ein silberner Engel trägt, der über und über mit den kostbarsten Dankbeweisen von Genesenen behangen ist, wird noch heute zu gefährlich Erkrankten getragen, und an seinem Feste mußte früher die Gemeinde jedes Jahr zwei Wachskerzen von 40 Pfund als Opfer am Altare niederlegen, vier Staje Oel zum Verbrennen in der Nacht des Festes und 12 andere für die ewige Lampe schicken, welche Tag und Nacht vor seinem Altare brennt, und außerdem vier Galete guten Weines spenden.

Ganz verschieden von Traù, wie auch von Spalato und Zara, zwischen denen es liegt, ist Sebenico, das Sibanik der Slaven. Einer der malerischsten Orte Dalmatiens, steigt es unmittelbar vom Meer amphitheatralisch einen steilen Bergabhang in die Höhe, so daß es nur zwei ebene gerade Straßen hat und die meisten Gäßchen durch Treppen mit einander verbunden sind. Auf der Landseite stehen noch die alten Mauern und Thürme, welche die Stadt einst schützten, und die drei Forts: Fort S. Anna, S. Giovanni und Baron, welche es beherrschen, sind in neuerer Zeit wieder in Vertheidigungszustand gesetzt worden. An der Marine liegt die Seevorstadt, der borgo di mare, während die Landvorstadt (borgo di terra) den Berg hinaufzieht und um Vieles größer ist, als die eigentliche Stadt, die sich wie ein Labyrinthknäuel in der Mitte der beiden Vorstädte zusammenwickelt. Hinter ihr erhebt sich der kahle hohe Monte Tartaro, welcher den nach ihm benannten feurigen Wein trägt und seinen Namen den Tartaren oder Mongolen verdankt, die im Jahre 1242 den König Bela IV. von Ungarn nach Dalmatien verfolgten, und überall am Lande erblickt man Hügel und wieder Hügel, welche, wenn auch nicht so hoch, doch eben so kahl wie der Tartaro aufsteigen. Nur in der Landvorstadt sind Gärten, und die Promenade, welche dort vor der kleinen und zierlichen Kirche der Madonna del bergo liegt, ist mit schattigen Bäumen besetzt.

Der Dom, der Stolz Dalmatiens, ist ganz aus Marmor im gothisch-lombardischen Styl aufgeführt und hat die Form einer Basilika. Die Façade, nach Abend zu gerichtet, zeigt auch äußerlich die innere Eintheilung der Kirche in drei Schiffe. Das mittelste derselben wird von fünf hohen, schlanken Säulen gestützt, auf denen spitze Bogen ruhen, welche das Spitzgewölbe des Daches tragen. Am bemerkenswerthesten ist die Canonica, sowie der Hauptaltar und die 102 Fuß hohe Kuppel, welche kühn geschwungen weit über dem Giebel emporragt und mit großen in einander gefügten Steinplatten bedeckt ist. An der Südseite befindet sich das trefflich gearbeitete Battisterio, das sich durch den Reichthum an Marmor und die Feinheiten der Skulpturen auszeichnet.

Der Bau wurde 1440 begonnen und kaum 1536 beendet, nachdem er über 80,000 Golddukaten gekostet hatte. Neuerdings mußte er durch bedeutende Reparaturen vor dem Einsturz geschützt werden.

Dem Dom gegenüber, durch die fast viereckige, schöngequaderte piazza de Signori von ihm getrennt, steht die ehemalige Loggia, das jetzige Casino, mit einem Bogengang, den Andrea Schiavona, ein Sohn Sebenico's, al fresco gemalt hat. In ihr ward früher öffentlich Recht gesprochen und bei dringenden Fällen der „Große Rath" versammelt, welcher aus allen Edelleuten bestand, die ihr 18. Jahr zurückgelegt hatten, den gesetzgebenden Körper bildete und aus seiner Mitte eine große und kleine Curie für die Gerichts- und politischen Sachen, Notare und Prokuratoren der Kirchen- und Gemeindeangelegenheiten wählte. Die drei Richter der großen Curie, welche unter dem Vorsitz des venetianischen Conte beriethen und Urtheile fällten, wurden von drei zu drei Monaten neu gewählt und erhielten Jeder 20 Lire (4 Thlr. 20 Sgr.) monatlich Gehalt, die drei der kleinen Curie, welche die Bagatellsachen in erster Instanz entschieden, erhielten Jeder 15 Lire. Das Statuto, welches 1608 in Venedig gedruckt worden ist, war nach dem von Zara entworfen und bestimmte meist Geldbußen als Strafen. Nur erhebliche Diebstähle wurden mit Verstümmelung einzelner Glieder, Morde mit dem Tode bestraft. Miethskontrakte von Häusern und Feldern hatten für länger als ein Jahr blos schriftlich Gültigkeit, Streitigkeiten über Wege, Grenzen der Besitzungen und Dienstbarkeit auf dem Lande wurden von den sogenannten Feldrichtern (giudici de' campi) abgemacht, welche, außer in Fällen, wo sie ausdrücklich berufen wurden, jeden Monat drei Tage lang das ganze Gebiet durchreisten, um Recht zu sprechen. Für die Verpflichtungen der Coloni oder kleinen Landpächter, sowie für Schadenersatz gab es besondere Bestimmungen. Kam z. B. in einem Dorfe ein Diebstahl oder eine Beschädigung vor, ohne daß man des Thäters habhaft wurde, so mußte die nächste Gemeinde mit dem Vorbehalt der Zurückerstattung bei Entdeckung des Thäters den Schaden bezahlen. Wer in seinem Hause eine Cisterne baute, konnte von der Gemeinde die Hälfte der Kosten fordern &c.

Der Hafen von Sebenico ist weit, aber geschlossen. Er wird von dem Kanal von Sebenico gebildet, welcher mehr einem Flusse gleicht, als einem Meerbusen, die ganze Westseite der Stadt umspült und durch eine anderthalb Miglien lange und 100 Klafter breite Meerstraße, den auf beiden Seiten von nackten Felsen eingeschlossenen Kanal von S. Antonio, mit der offenen See in Verbindung steht. Am Ausflusse desselben liegt das Castell von S. Niccolo auf einem künstlich bearbeiteten Scoglio, der nur an der Südseite

durch eine schmale Erdzunge mit dem Festland zusammenhängt. Es ist 1546 unter der Leitung des bekannten venetianischen Architekten Leonardo Sanmicheli errichtet worden, hat die Gestalt eines Dreiecks mit drei Bastionen und ausgezeichnete Kasematten, welche längere Zeit theilweis zu Kerkern für politische Gefangene benutzt wurden. In der Nähe desselben, unterhalb der Grotte von S. Antonio in dem danach benannten Kanale wird der berühmte dentale della corona gefangen, ein seiner Schönheit, Seltenheit und Schmackhaftigkeit wegen sehr geschätzter Fisch, welcher sich von der gewöhnlichen Gattung Zahnfische durch einen Auswuchs am Kopfe und durch seine Farbe unterscheidet.

Westlich von der Stadt nimmt der Kanal von Sebenico die Kerka auf, welche bei Knin entspringt, mehrere Wasserfälle bildet, von denen der letzte bei Scardona, der Skradinski slap, der schönste von Europa ist, und vor ihrer Mündung den See von Prokljan durchfließt, der salziges Wasser, Ebbe und Fluth und treffliche Fische hat.

Ueberhaupt ist der Fischfang bei den vielen Buchten, Kanälen und Inseln der dalmatischen Gewässer äußerst ergiebig, wird aber aus Mangel an Geldkräften und Unternehmungsgeist nicht so vortheilhaft betrieben, wie dies in anderen Ländern geschieht. Nur der Sardellenfang geht ins Große, und man rechnet 18 Orte, denen er zum Haupterwerbszweig dient, obgleich alle dalmatischen Sardellen gewöhnlich „di Lissa", von Lissa, genannt werden, weil die Einwohner von Comissa auf der Insel Lissa für die geschicktesten Fischer gelten. Auch Aale werden massenhaft gefangen, besonders in den Sümpfen der Narenta, des größten Flusses Dalmatiens, welcher bei Metkovich aus dem türkischen in das österreichische Gebiet und aus dem Gebirge in die Ebene tritt, die er breit und träge durchfließt, um sich mit vielen Mündungen in den Kanal der Narenta zu ergießen. Da in Dalmatien die Fischerei, wie die Jagd, vollkommen frei ist, so dient sie zu den Unterhaltungen der reicheren Städter und Grundbesitzer, und namentlich die größeren Fische, welche mit Harpunen gespießt werden, fängt, wer Lust dazu hat. Eben so steht der Schwammfang Jedem frei, und blos die Korallenfischerei ist an die Bewohner von Zlarin verpachtet, einer der größten Inseln der sogenannten Scoglien von Sebenico, welche außerhalb des Kanales von Sebenico eine Gruppe von 60 mehr oder minder kleinen, bewohnten und wüsten Felseneilanden bilden, die theils zur Weide benutzt werden, theils an ihren Küsten eine reiche Ausbeute von Schwämmen und Korallen liefern.

Wie bei Sebenico, wird das ganze Festland von Dalmatien durch zahlreiche Inseln und Klippen umgürtet, die, bald größer, bald kleiner, bald einzeln, bald in Gruppen liegend, und alle schroff und felsig, durch mehr oder minder breite Kanäle von einander und von der Küste getrennt sind.



Einfahrt in den Hafen von Sebenico. (Originalzeichnung von Ph. Kamp.)

Das Festland selbst wird gleich den Inseln nach allen Richtungen hin von Gebirgen durchzogen, welche verschiedenartig gestaltet und benannt, immer aber steil und kahl, bald höher, bald niedriger, bald näher, bald ferner dem Meere emporsteigend, nur wenige fruchtbare Thäler bilden.

Ebenen sind kaum hier und da an der Küste, auf den größeren Inseln oder im Innern des Landes an Flüssen und Seen zu finden.

Auch an schiffbaren Strömen ist das Land nicht reich, indem außer der Narenta und der Kerka nur noch die Cetina und die Zermagna als solche genannt werden können, und die Landseen sind mit Ausnahme des von Wrana zwischen Zara und Scardona meistens periodische, welche im Sommer austrocknen, im Spätherbst aber sich wieder mit Wasser füllen.

Das Klima ist weit wärmer, als die geographische Lage Dalmatiens erwarten lassen sollte. Es vergehen Jahre, wo man an der Küste keinen Schnee sieht, und nur selten fällt das Thermometer unter den Gefrierpunkt, während die Hitze im Sommer gewöhnlich Monate lang 26 Grad Réaumur im Schatten erreicht und vom Mai oder Juni, wo die schöne

Witterung beginnt, bis zum September fast nie ein Tropfen Regen fällt.

Daher ist auch die Vegetation weit südlicher, als in anderen Ländern unter gleichen Breitengraden, und schon in Traù stehen Palmen im Freien, bei Spalato findet man wildwachsenden Oleander und auf der Insel Lesina trifft man Pflanzen und Bäume an, welche erst in Sicilien gedeihen. Hat man jedoch die Küstengebirgskette hinter sich und reist landeinwärts, so verschwinden die Oel-, Mandel- und Feigenbäume und man betritt die Region des Getreides, der Wiesen, der Obstbäume und des Waldes.



Eine Straße in Sebenico. (Originalzeichnung von Ph. Kamitz.)

Gleichwohl ist Dalmatien seines felsigen Bodens wegen nur wenig produktiv, und von 3717,, Quadratmiglien, welche die Oberfläche des Landes ausmachen, liegen 3044,, wüst. Von den 676,,, welche bebaut sind, hat man zwei Fünftel mit Weinstöcken und Oelbäumen bepflanzt, deren Ertrag zu den vorzüglichsten Ausfuhrartikeln Dalmatiens gehört, obschon der Wein noch trefflicher sein könnte, als er ist, wenn man mehr Sorgfalt auf seine Behandlung verwendete. Aber nur die großen Grundbesitzer haben Keller und Fässer und achten auf die Verschiedenheit der Traubensorten, die übrigen Weinbauer keltern auf das Unachtsamste alle Trauben zusammen und bewahren den Wein in Ziegenschläuchen oder irdenen Krügen auf.

Der Ackerbau steht auf einer so niedrigen Stufe, wie in keinem andern Kronlande Oesterreichs, und selbst die Viehzucht, der Hauptnahrungszweig des Landes, beschränkt sich auf das Halten von Viehheerden, welche sich ihr Futter suchen müssen, wo sie es finden, und ihren Besitzern Nahrung und Kleidung liefern. Das Rindvieh dient meist nur zu den Arbeiten der Feldwirthschaft, weshalb Kalbfleisch und frische Butter in Dalmatien zu den Leckerbissen gehören, Schafe und Ziegen sind wegen der vielen aromatischen Kräuter, welche die Berge und Hochebenen bedecken, von vorzüglichem

Geschmack, leiden aber im Sommer häufig durch den Mangel an gutem Trinkwasser, da es fast nirgends Bäume, sondern nur Cisternen und natürliche Lachen gibt, in denen sich das Regenwasser sammelt. Auch sind sie oft großen Verheerungen durch Viehseuchen ausgesetzt, weil es nicht nur an geeigneten Stallungen, sondern auch an Thierärzten fehlt.

Der Gewerbfleiß, im gewöhnlichen Sinne des Wortes, ist kaum im Entstehen begriffen, und die meisten Producte werden roh ausgeführt, um verarbeitet wieder eingeführt zu werden. Der Handel besteht zum großen Theil im Transito der Waaren aus und nach der Herzegovina und Bosnien und wird seine eigentliche Bedeutung erst dann erreichen, wenn diese Provinzen durch eine Umgestaltung der Verhältnisse die Produktivität erlangen, deren sie fähig sind, und Dalmatien seine natürliche Bestimmung wieder gewinnt, der Stapelplatz für den Handel der südslavischen Länder der Balkanhalbinsel zu sein.*)

*) Ueber Ragusa und Cattaro wird Bd. VI des Globus ausführliche Nachrichten desselben Verfassers mit vielen Zeichnungen von Ph. Kanitz bringen.

Kulturgeographische Erläuterungen zur Karte von Nordwest-Afrika.

Von **Karl Andree.**

III.

Der innere Sudan ist, so weit unsere Karte ihn darstellt, und abgesehen von der Guineaküste, vom Niger her und vom Senegal aus zugänglich. Aber diese beiden Wasserstraßen sind bis jetzt dem regelmäßigen Verkehr nur erst auf ihrem untern Lauf erschlossen. Dagegen finden wir die Verbindungen zwischen dem Tell und dem Maghreb el aksa, also dem Nordrand Afrika's und dem Atlas, nach dem Lande der Schwarzen hin und mit demselben seit vielen Jahrhunderten in ununterbrochenem Gange. Für dieselben hat sich im Fortgange der Zeit so viele Regelmäßigkeit festgestellt, wie überhaupt unter den obwaltenden Umständen möglich war. Ein gewisses Uebereinkommen, die Beobachtung eines allgemein anerkannten Brauches, war schon deshalb nothwendig, weil so viele Bewohner der Wüste, gleichviel ob Nomaden oder ansässige Menschen in den Oasen, vorzugsweise vom Handelsbetrieb abhängig sind. Es liegt in Aller Interesse, daß derselbe nicht nur in der alten Weise fortdauere, sondern noch an Umfang gewinne. Darauf haben die Franzosen in ihren Unterhandlungen mit den Hauptfrachtfahrern der Wüste, den Tuarek, ganz besonderes Gewicht gelegt, und sie scheinen für ihre Gründe ein offenes Ohr gefunden zu haben.

Beim Ueberblicken der Karte sehen wir, daß auf der Linie von Tripoli bis nach Bornu und zum Tsad-See die Sahara sich im Besitze der Tebu's (Tibbo's) befindet, auf welche wir an diesem Orte nicht näher einzugehen haben. Weiter nach Westen, auf der Linie von Tunis nach Bornu und nach Haussa, sind die Asger-Tuarek Gebieter des Landes und Frachtfahrer der Karawanen; zwischen Algerien und Marokko einerseits und dem westlichen Sudan, von Timbuktu nach dem Senegal, die Hoggar-Tuarek und die Uled Delim-Araber. An der Nordgrenze von Haussa finden wir die Kelui-Tuarek; auf- und abwärts von Timbuktu am Niger mehrere, schon früher von uns bezeichnete Tuarekstämme, welche in ihrer Gesammtheit von den Sudanesen als Sorgu's bezeichnet werden. In der Region, wo der Strom seine große Biegung nach Norden macht und auch nach Westen hin sind arabische Stämme in und zwischen die Tuarek gleichsam hineingesprenkelt. Dahin gehört namentlich der edle Stamm der Kuntah, welcher in Bruchstücken über eine weite Strecke verbreitet lebt und sich verhältnißmäßig von einer Vermischung mit Negerblute frei gehalten hat. Er steht in großem Ansehen, liefert für viele Stämme Ausleger des Koran, Marabuts, wie wir sagen würden Geistliche der höheren Klassen, und auch der Emir el Bekkay, der in Timbuktu und, wie unsere Leser wissen (Globus V, S. 144 und 145), in dem Kriege gegen den Hadsch Omar eine so wichtige Rolle spielt, ist ein Kuntah-Araber. In den Oasen Tischit, Tagant und Adrar, also nach dem Senegal zu, sehen wir die Berberstämme der Tadschakant und Duaïsch, und die Trarza's, Brakna's und andere, deren Blutmischung wir schon früher angegeben haben.

Offenbar befindet sich die ganze westliche Sahara in einer großen Krisis, die allerdings in einer langsamen Arbeit begriffen ist, aber kaum eine Unterbrechung erfährt. Es ist nämlich klar, daß die Handelsverhältnisse angefangen haben, sich zu verschieben, indem ein Theil des sudanesischen Waarenzuges nicht mehr den Weg nach Norden hin, durch die Wüste, nimmt, sondern nach dem Senegal und dem untern Niger. Diese Umwandlung steht allerdings noch in ihren ersten Anfängen, aber Fluß- und Seeweg einerseits und Wüstenweg andererseits, Schiff und Kameel, Seemann und Nomade, treten in einen Wettbewerb, welcher sich im Fortgange der Zeit mit Nothwendigkeit steigern muß. Der Neger selbst verhält sich dabei passiv; als Hauptkonkurrenten treten Europäer, namentlich die Franzosen, unter einander selber auf.

Diese sind Besitzer von Algerien im Norden und des untern Senegal im Westen. Von beiden Seiten her trachten sie den Verkehr mit dem obern Niger dorthin zu lenken. Während sie vom Atlas her die Oasen im Dattellande in Abhängigkeit bringen und ihre Handelskomptoire immer weiter vorschieben (1862 schon bis Timimun in Tuat), greifen sie in Senegambien mit den Waffen immer weiter um sich und streben nach dem obern Senegal und Niger. Die Leser des Globus kennen Pascal's Reise (1860) nach dem Goldlande Bambuk (I, S. 19), Lambert's höchst interessante Wanderung nach Timbo in Futa Dschallon, 1860 (II, S. 46), wohin schon 10 Jahre früher Hecquard gekommen war. Im Jahre 1856 unternahm Raffenel seine Reise nach Kaarta. Es ist ganz entschieden Plan und Zusammenhang in den Bestrebungen der Franzosen (IV, S. 126), um ein „senegambisches Reich" herzustellen und eine sichere Karawanenstraße zwischen

Timbuktu und St. Louis zu schaffen. Eben jetzt ist Mage, ein sehr gewandter und unerschrockener Mann, der 1860 Tagant erforscht hat, auf einer Wanderung nach dem Niger begriffen; er befand sich Ende Novembers zu Fort Medine am obern Senegal. Der Plan Magnans, aus dem Nigerdelta stromauf bis Bammaku zu schiffen und am Flusse selbst mehrere Handelsfaktoreien zu begründen, soll, wenn wir nicht irren, auch wieder aufgenommen werden.

In Algerien betrachtet man diese senegambischen Bestrebungen nicht ohne Besorgniß, und der Streit ist schon sehr lebhaft geworden. Es wird von Belang sein, die Gründe und Gegengründe anzudeuten, welche von den Wettbewerbern gegenseitig geltend gemacht werden; es handelt sich dabei um wichtige Handelsinteressen. Die Senegambier haben in dem klugen und energischen General Faidherbe einen gewandten und unermüdlichen Vorkämpfer gefunden und machen Folgendes geltend.

Zwischen dem Tell und dem Sudan liegt eine 800 Wegstunden weite Wüste, mit beschwerlichen und gefährlichen Wegen, während die Ströme eine bequeme, sichere und wohlfeile Fahrt darbieten. Vom Senegal nach Europa ist nicht weiter, als von Timbuktu nach der Küste von Algier, und zu diesem Wege bedarf ein Kameel, das ohnehin nur ein paar Centner tragen kann, 10 bis 12 Wochen. Ein Schiff von St. Louis liefert die Tonne (20 Centner) Güter für 40 Fr. nach Havre oder Nantes oder Bordeaux binnen vier bis fünf Wochen, also rasch und vollkommen sicher. In der Wüste muß man auf weiten Strecken Wasser und Lebensmittel mit sich führen. Das eigentlich belebende Element für den Verkehr in der Sahara war der Sklavenhandel; der Neger transportirte sich auf seinen eigenen Beinen und trug auch noch Waaren. Aber der Sklavenhandel nach Norden hin ist nun zum größten Theil lahm gelegt und verhältnißmäßig unbedeutend geworden, bringt also keinen großen Geldnutzen mehr. Gold, Elfenbein und Straußenfedern sind allerdings werthvolle Waaren, reichen aber nicht aus, um eine Handelsstraße zu beleben. Und wenn der Sudan einmal Baumwolle liefern sollte, so würde diese in keinem Falle die theure Kameelfracht tragen können, wenigstens nicht auf einer Strecke von 400 deutschen Meilen, wohl aber würde sie es können für einen kurzen Karawanenweg von Bammaku am obern Niger bis Bakel am Senegal; aber auf dem letztern Strome könnte sie vielleicht schon weiter oberhalb theilweise den Wasserweg benutzen, sobald derselbe einige Nachhülfe erfahren hat.

Die Wüste erhielt ihre Bevölkerung vorzugsweise in Folge von dreierlei Ursachen. Der Sklavenhandel zog viele Leute an, weil er großen Profit abwarf; bei den ewigen Unruhen und Kriegen im Tell blieb vielen Stämmen nichts anders übrig, als sich in die Wüste zu werfen; — endlich hat, bis in unsere Tage hinein, dieser Theil des Sudan keine andere unmittelbare Verbindung nach Außen gehabt, als jene vermittelst der Wüstenwege.

Aber alle drei Ursachen sind theils nicht mehr vorhanden, theils haben sie ungemein an Bedeutung verloren. Marokko bezieht nur noch eine geringe Anzahl von Negern, und in Algerien verwendet man sie nicht mehr gern, weil die ohnehin wenig werthvolle Arbeit der freien Schwarzen zu theuer ist. Die Araber und Tuarek sind durch das Alles in eine neue Stellung und in ganz andere Verhältnisse gebracht worden. Faidherbe meint: „Sie werden nach und nach erlöschen, und ich spreche aus Erfahrung. Die Ausweise über den Handel am Senegal thun dar, daß die Mauren (Trarza's &c.) weniger, die Schwarzen mehr Produkte bringen. Jene konnten sich unter diesen Breiten nur erhalten und fortpflanzen, indem sie sich mit schwarzem Blute vermischten. Sie werden immer mehr negerartig, wie das schon beim Stamme der Da Chalifa der Fall ist. Demgemäß müssen die Weißen am Rande des Sudan verschwinden; und auf der Nordseite der Wüste sehen wir das Bestreben der Saharier, ihre Hochebenen zu verlassen und sich im Tell anzusiedeln. Es ist ein wahres Wort: „daß man in der Sahara nicht wohnt, wenn man anderswo ein Unterkommen zu finden vermag". Der Karawanenhandel bewegt sich zwischen dem Rande des Tell und jenem des Sudan; sobald aber diese beiden Gegenden veröden, bleibt den Leuten, welche in der Mitte wohnen, also den Tuarek und den Uled Delim, auch nichts übrig, als entweder in das Tell oder in den Sudan zu gehen. In Zukunft also werden die Steppen und Hochebenen eine Zeit lang in jedem Jahre von wandernden Viehhirten besucht werden und die Oasen nur so viele Bewohner behalten, als sich vom Ertrage der Dattelgärten ernähren können, mehr aber nicht. Die Zukunft der Sahara läßt sich kurz so bezeichnen: einige Ackerbauer in den fruchtbarsten Oasen; einige Viehhirten und einige Straußenjäger. Städte wie Arauan, Ualata, Tischit und andere, ohnehin schon jetzt sehr herabgekommen, werden verschwinden, die Brunnen verschüttet, die Wege vergessen werden."

Wie ganz anders sind die Aussichten am Senegal. Frankreich muß nach Bammaku, bis an den obern Niger vordringen, diesen Punkt vermittelst einer Reihe von Militärposten, namentlich bei Bafulabe und Senudebu, mit Medine am Senegal verbinden und gemeinschaftlich mit England die Nigermündungen in Besitz nehmen. Das ungefähr sind, kurz zusammengefaßt, die Ansichten und Bestrebungen der Senegambier.

Unserer Meinung zufolge liegt in denselben einige sanguinische Uebertreibung; so viel indeß bleibt richtig, daß eine Benutzung der Wasserwege dem Karawanenhandel erheblichen Abbruch thun wird. Aber es kostet sicherlich große Mühe und viele Opfer an Blut und Geld, bevor man den Niger in seinem ganzen Laufe von Bammaku bis zur Mündung in der Bucht von Benin in eine sichere Fahrstraße umwandelt und einen gegen alle Gefahren geschützten Karawanenweg von Bakel nach Bammaku hergestellt hat. In beidem liegt der Schwerpunkt, und ehe diese Vorbedingungen nicht erfüllt worden sind, ist an einen Aufschwung des Handels in der Weise, wie man ihn am Senegal beabsichtigt, gar nicht zu denken. Am obern Niger, in Timbuktu und Massina, herrscht allgemeine Verwirrung, welche der Hadsch Omar in jene Gegenden getragen hat, und weiter abwärts am Strom, bis an den Benuë und über denselben hinaus, werden die Fulbe jedem Vordringen der Europäer Widerstand entgegen setzen. Der Islam, das müssen wir wiederholt betonen, steht als eine gewaltige Macht da; die von den Fulbe gegründeten Reiche haben dafür den Beweis geliefert, und ein fanatischer Abenteurer, wie Hadsch Omar, zeigt, welche Bewegung ein einzelner Mann hervorrufen kann. Und gewiß wäre ein Krieg am obern Niger, weit entfernt vom Meere und ohne feste Grundlage zum Operiren, inmitten einer zahlreichen, den Christen feindseligen Bevölkerung, nicht so leicht zu führen, wie am untern Senegal und an der Küste bis zum Grünen Vorgebirge.

Die Algerier ihrerseits sind nicht minder sanguinisch und ergehen sich in pomphaften Redensarten. Ihnen zufolge wird „die Sahara nicht ein Sandsee sein, sondern in der That und in der Wahrheit ein französischer Ocean"! Der Sultan von Fes, so etwa sagen sie, kann doch den Karawanen nicht dieselbe Sicherheit gewähren, wie wir, und von unserer Seite wird Freihandel erklärt werden.

Die friedlichen und fleißigen Kaufleute von Ghadâmes werden sich lieber von einem Franzosen regieren lassen, als von einem Kaimakan, welchen der Pascha von Tripoli ihnen schickt! Die Tuarek wissen, daß wir weit entfernt sind, ihre Bräuche anzutasten; der Sultan von Agâdes kann sich nicht einfallen lassen, den Kampf gegen uns aufzunehmen; er weiß, daß wir tapfere Soldaten haben und auf schnellfüßigen Rennkameelen Turcos und Zuaven in die Oase Aïr schicken können. Wir werden bald Gebieter in diesen Einöden sein, unsere Handelsleute werden sich überall hin verbreiten und 30 bis 40 Procent Nutzen machen. Aber wir müssen uns wohl hüten, das Kreuz aufzupflanzen oder Durchgangszölle zu erpressen; wir müssen Freihandel erklären und den Islam unangetastet lassen! — —

Man sieht, daß in diesen phantastischen Auslassungen kaum ein ernsthaftes Argument enthalten ist. Wir wenden uns fort aus der Wüste und betrachten die Völker am Senegal und obern Niger, welche namentlich seit Mungo Parks Reisen oft genannt werden und in unseren Tagen ein gesteigertes Interesse gewonnen haben.

Unter den Negern jener Gegenden findet eine, ich möchte sagen anarchische Blutmischung statt, und deshalb ist die äußere Erscheinung dieser Schwarzen sehr mannigfaltig und vielfach verschwommen. Sie wissen nicht, was es bedeutet, den Stamm rein zu erhalten, und Mädchen- und Kinderraub und Verkauf sind ohnehin unter den sudanesischen Barbaren an der Tagesordnung.

Die Region des obern Niger, des Senegal, Gambia und hinab bis Sierra Leone, nimmt einen Flächenraum ein, der etwa doppelt so groß ist, wie jener von Deutschland. Aber in diesem ausgedehnten Lande finden wir nur fünf Sprachstämme, von denen obendrein einer nicht den Ursassen, sondern einem erobernden Volk angehört. Faidherbe hebt hervor, daß Soce, Malinke, Kassonke, Uassulanke, Dialonke und Bambâra nur Mundarten einer und derselben Sprache seien; man müsse aber das Bambâra als den Grundstamm derselben betrachten. Man rede dasselbe in den mächtigsten Staaten, welche sich bis vor Kurzem noch mit leidlichem Erfolge gegen das Eindringen fremder Ideen und Bräuche gewehrt hatten. Sie sind noch heidnisch, und die Leute, welche das Bambara reden, halten sich für besser, als andere. Diese Sprachen sind hart, poltern gleichsam heraus und der starke Kehllaut ch ist sehr häufig. Das Bambara also kann man als Grundstamm annehmen; es erscheint aber angemessen, diese Sprache im Allgemeinen als das Mandingo zu bezeichnen, weil alle Völker, welche man zur Gruppe der Mandingos rechnet, dieselbe reden.

Diese Völker bezeichnen sich selber als Mali-nke. Es ist nämlich grammatische Regel bei diesen Sprachen, dem Namen des Landes ein finales nke beizusetzen und solchergestalt die Bewohner zu bezeichnen; Mali-nke bedeutet also einen Menschen des Landes Mali, das im frühen Mittelalter ein ausgedehntes Reich bildete und die große Bucht einnahm, an deren obern Ende Timbuktu liegt. Es reichte einst auch weit nach Nordwesten, denn Kaarta hat dazu gehört, nicht minder Bambara.

Dieses Reich Mali ist längst zertrümmert. Gegenwärtig sind folgende Staaten von Völkern bewohnt, welche das Mandingo reden: Sego oder Bambara, Kaarta, Bakbunu, Beledugu, Uli, Kantora, Bambuk, Bar, Niani, Badibu, Sagalia, Kismis, Sulimana, Limbu, Timisso, Balea; zusammen 16. Zur einen Hälfte von Mandingos, zur andern von Leuten anderer Sprache bewohnt sind die Länder: Futa Dschallon, Sangara, Timmanis, Tombutsch, Kankan und Toron.

In diesen sechs Ländern leben zwischen den Mandingos Leute aus dem Volksstamme der Sarachole (Serakollets) eingesprengt. Sie werden mit diesem Namen von den Uolofs bezeichnet; sie selber nennen sich Soni-nke, d. h. Leute aus dem Lande Soni, das aber jetzt eben so verschollen ist, wie das Reich Mali. Die Sprachen der Soni-nke und der Mali-nke sind verschieden, weisen aber doch eine große Verwandtschaft auf in der ganzen Physiognomie der Wörter, Mangel des Artikels, der Art den Plural vermittelst eines Endvokales zu bilden rc.

Das Soninkevolk bewohnt die Länder: Guy, Kamera, Gangara, Guidimaka (am rechten Ufer des Senegal zwischen Bakel und Kaarta; etwas südlich vom 15° n. Br.), Diafuna, Kingui, sodann viele Ortschaften der umliegenden Länder. Die Serakollets sind handelsbegabte Menschen und kommen als Kaufleute weit und breit im Sudan vor.

Zwischen dem untern Senegal, dem Gambia und dem Faleme ist die Serer-Uolof-Familie seßhaft. Die Uolof haben inne: Cayor, Ualo, Yolof und zur Hälfte Baol. Die Serer besitzen die andere Hälfte von Baol, und ganz allein Sin, Salum und Dschiéguem. Die Sprachen beider Völker haben im Allgemeinen einen verschiedenen Wortschatz, aber Geist, Grundsätze und Grammatik sind genau dieselben, während sie von jenen der Malinke und Soninke durchaus abweichen.

Alle diese Völker sind Neger und unterscheiden sich wesentlich von den Fulbe, einem von Nordosten her eingewanderten Volke. Sie spielen im Sudan eine sehr bedeutende Rolle, und wir werden noch ausführlicher von ihnen reden. Hier bemerken wir vorläufig nur, daß diese Menschen mit röthlich-brauner Hautfarbe an Intelligenz und Energie allen Schwarzen weit überlegen sind und den Islam bis weit nach Osten hin verbreitet haben. In der Region, welche wir zunächst im Auge haben, sind die Fulbe (Singular Puhl) in die von den Mandingos, Serakollets, Serer und Uolofs bewohnten Lande eingedrungen; sie haben sich in denselben mit den Eingeborenen vermischt und sogenannte Toucouleurs gezeugt, oder sie leben von jenen getrennt und treiben Viehzucht; dann sind sie Laobe oder viehzüchtende Fulbe. In Kasson und Uassulu rc. haben sie die Sprache der Landeseinwohner angenommen, in Futa-Bondu dagegen die ihrige einer Mischlingsbevölkerung aufgedrängt. Die Sprache der Fulbe hat mit den Idiomen der Neger nichts gemein und ist sehr weich.

Die Fulbe haben, mit Ausschluß anderer Völker, inne: Massina, Bondu, Futa, und hier reden sie überall ihre eigene Sprache; sodann: Kasson, Fuladugu, Uassulu, Dentilia und Tenda, wo sie das Malinke reden. Aus Fulbe besteht ein Theil der Bevölkerung: in Futa Dschallon, Sangara, Timmanis, Tombutsch, Kankan und Toran.

Es ist noch nicht ermittelt, auf welche Weise die Fulbe nach dem Westen kamen; man meint, sie seien durch die Berbern, als diese vor den Arabern zurückwichen, dorthin gedrängt worden. Gewiß ist, daß sie sich im senegambischen Futa niederließen und daß von diesem, gleichsam als einem Kernpunkte, ihre ferneren Wanderungen ausgingen. So sind sie im Sudan als Fremdlinge zu betrachten, aber das Land und das Leben der Schwarzen hat durch sie weit und breit eine völlige Umgestaltung erfahren. Sie haben in demselben drei große Reiche gestiftet: Massina, Gando und Sokoto.

Ihr senegambisches Stammland Futa liegt am linken Ufer des untern Senegal, als Ufergebiet, von der Grenze der Landschaft Dimar bis in die Nähe der Mündung des

Faleme. Es zerfällt in Futa Toro, das am weitesten nach Westen hin reicht, das centrale Futa und Futa Damga im Osten. Hier hat überall eine Vermischung mit Negern stattgefunden, die Zahl der Toucouleurs oder Tukulors ist also beträchtlich. Futa Toro und Damga sind 1860 von den Franzosen in Besitz genommen worden; wir haben früher im Globus erzählt, in wie fürchterlicher Weise damals diese Gegenden verwüstet wurden.

In dem Winkel zwischen dem Senegal und dem Faleme, westlich von dem letztern, ist das Gebirgsland Bondu, reich bewässert und verhältnißmäßig gut bevölkert. Das Land bildet einen unabhängigen Fulbestaat, dessen Herrscher aus einer bestimmten Familie gewählt wird. Kasson oder Khasso, weiter aufwärts zu beiden Seiten des Senegal, einst mächtig, ist durch seine Nachbarn, namentlich die Bambaras von Kaarta, verkleinert worden und zerfällt in eine Anzahl unabhängiger Landestheile. Am östlichen Ende Senegambiens finden wir Fuladugu, ein vom Kokora durchströmtes, bewaldetes Land und reich an Gold und Eisen; wir haben über diese Region bis jetzt nur mangelhafte Kunde. Nach Südwesten hin nimmt Futa Dschallon einen bedeutenden Flächenraum ein. In diesem Gebirgslande, das wir im Globus ausführlich besprochen haben (II, S. 1 ff.), liegen die Quellen des Gambia, Faleme, Niger und Senegal. Die Fulbe bilden dort föderative Republiken mit theokratischer Spitze.

Der Haß zwischen demjenigen Theile der Malinke, welche noch heidnisch geblieben sind, und den Fulbe ist tief und erblich. Die letzteren wollen um jeden Preis den Islam verbreiten, und um diesen Punkt dreht sich seit einem Jahrtausend die Geschichte der Völker am Senegal und am obern Niger. Aber zerklüftet und zerstückelt sind sowohl die Fulbe wie die Bambara's; die Unfähigkeit der Afrikaner, organische Staaten zu bilden, zeigt sich auch hier.

In unseren Tagen hatten nur zwei von den verschiedenen Malinkestaaten Kraft und Macht genug, den Mohammedanern zu widerstehen: Kaarta, das nördlich vom obern Niger und dem obern Senegal liegt und nach Norden hin in die Wüste ausläuft, und Bambara mit der Hauptstadt Sego. Der Herrscher des erstern war bis 1855 sehr angesehen; damals aber stürmte der Hadsch Omar in Kaarta hinein, und einige Jahre später hat er dann auch Sego erobert, wo einer seiner Söhne König ist. Diese zwei Heidenländer sind nun, wie es scheint, nicht mehr fähig, des Islam sich zu erwehren; die letzten Burgen, in welchen der Fetischismus sich verschanzt hielt, sind gefallen. Die übrigen heidnischen Mandingoländer werden jetzt mehr und mehr von den Franzosen abhängig; das gilt insbesondere von Bambuk, der gebirgigen, goldreichen Gegend zwischen dem Senegal und Faleme. Vollkommen bezwungen und einverleibt haben sie auch das sogenannte Königreich Galam (eigentlich Guadiaga), das zu beiden Seiten der Falememündung am Senegal liegt. Der Theil am linken Ufer des Faleme bildet die Provinz Guoy, jener auf dem rechten die Provinz Kamera. In diesem Lande wohnen vorzugsweise Seninke, die nach Abstammung, Rang und Beschäftigung in verschiedene Klassen zerfallen. Der König oder Tunka wird aus der fürstlichen Familie der Bakiris gewählt, die Klasse der freien Leute als jene der Scibobes bezeichnet. Die französische Festung Bakel liegt in Guoy, dessen Tunka 1858 mit den Franzosen einen Vertrag abschloß, in welchem er bekennt, „daß er für sich und die Seinen nur Elend und Vernichtung sehe, außer in einem Bündnisse mit den Franzosen", welche ihm dann auch gleich sein ganzes Land abnahmen, dessen Statthalter er nun ist; den leeren Titel Tunka hat man ihm gelassen. — Galam gegenüber, auf dem rechten Ufer des Senegal, erstreckt sich, von Bakel nach Osten hin bis Kasson, das Land Guidimaka (Gangara); es ist gleichfalls von Seninke bewohnt, die etwa ein Dutzend kleine Republiken bilden und als fanatische Mohammedaner sich dem Hadsch Omar anschlossen. Früher standen sie in Abhängigkeit bald von den heidnischen Bambara's, bald von den Duaïsch-Berbern.

Zwischen dem untern Senegal und Gambia liegen die Länder der Uolof oder Yolof, vormals Provinzen eines Gesammtstaates, dessen König als Buhr bezeichnet wurde. Auch dieses Reich zerfiel und die einzelnen Theile: Ualo, Cayor, Baol, Sine und Salum bekamen eigene Herrscher, welche den Buhr des im inn.rn Lande liegenden Königreichs Uolof (Yolof) als eine Art von Stammespatriarchen ansehen, aber ihm nicht mehr unterthan sind; er ist von den Fulbe oftmals schwer bedrängt worden. Die Uolofs sind theils mohammedanisch geworden, theils heidnisch geblieben.

Die Zustände in der Nigerregion werden wir später schildern; jetzt wollen wir einen Blick auf die Küstenregion zwischen dem Senegal und den Nigermündungen werfen und dabei die Schilderungen eines gründlichen Beobachters, des Kapitäns A. Vallon zur Unterlage nehmen. Wir geben hier nur allgemeine Umrisse, behalten uns aber vor, das Bild aus Hutchinsons und namentlich Richard Burtons neuesten Werken zu vervollständigen.

Auf der ganzen oben angegebenen Strecke finden wir noch heute die uralte und urafrikanische Barbarei der Negervölker. Diese erscheint nur dort einigermaßen abgeschwächt, wo der Islam Boden gewonnen hat, denn das Christenthum hat erst einige sehr schwache Anfänge und Ansätze aufzuweisen. Das heidnische Afrika kennt im Allgemeinen bis auf den heutigen Tag nicht einmal die Familie; dieser erste Schritt, die Grund- und Vorbedingung zur Civilisation, ist ihm fremd; doch gibt es einige Ausnahmen, die freilich seltsam genug sind, z. B. in Dahome.

Seit länger als 300 Jahren treiben die Europäer Handel an der Westküste, ohne an derselben wesentliche Umgestaltungen hervorgebracht zu haben. Der Afrikaner bleibt, wie er ist, und die Europäer können nicht gedeihen. „Was Europa auf diesem undankbaren Boden gründen wollte, mußte mit Gewalt erzwungen werden, ist aber sofort bei der Berührung mit der Barbarei wieder zusammengestürzt. Fast überall sehen wir nur Ruinen und dazu Gräber der Negrophilen." „Um den Schwarzen zum Mitgliede der Menschenfamilie heranzubilden, neben welcher er sich wie ein Kind herschleppt, erscheint es nothwendig, ihn aus seinem Heimathlande zu entfernen, aber wenn man ihn später dorthin zurückbringt, muß man ihn isoliren, von seinen Landsleuten ganz fern halten, weil er sonst rasch wieder in den wilden Zustand zurücksinkt. Dafür liegen viele Beispiele vor: Ein Prinz aus Groß-Bassam, der zu Paris im College Henri quatre eine gelehrte Bildung erhalten hat, zweifelt jetzt daran, ob es überhaupt eine Stadt Paris gebe; — und dieser Negerprinz spricht lateinisch!"

Die katholischen Missionen haben nichts ausgerichtet. Was ist von jenen der Portugiesen übrig geblieben? In Angola nichts weiter als ein steinerner Sessel, von welchem herab der Bischof von San Paulo de Loanda die zur Ausfuhr nach Brasilien bestimmten Sklaven taufte und einsegnete, dann einige tonsurirte Mulatten, welche in verfallenen Kapellen Messe lesen, und Strohhütten. Gläubige sind dort nur die Sklavenhändler, welche zuweilen beim Geistlichen sich einfinden, um Absolution für ihre schweren Sünden zu

holen. Die französischen Missionäre in Senegambien richten auch nichts aus; sie können gegenüber dem Islam nicht aufkommen. Ein höchst widerwärtiges Schauspiel, daß die protestantischen und katholischen Missionäre in dogmatischem Konkurrenzneid einander entgegen arbeiten, als ob sie geschworene Feinde seien, finden wir in der Südsee, auf Madagaskar, in Habesch und auch sonst vielfach; Westafrika macht davon keine Ausnahme. Als französische Missionäre auch nach Sierra Leone kamen (sie hatten freilich dort nichts zu suchen und würden besser fortgeblieben sein), regte sich sofort die Eifersucht der Protestanten. Allerdings wurde den Leiden der katholischen Sendboten bald ein Ende gemacht; denn drei von ihnen sind schon nach zwei Monaten vom Klima hinweggerafft worden, und der vierte starb auch bald. Die Spanier können auf Fernando Po keine Seelen gewinnen. Die englischen Protestanten dagegen, welche von Großbritannien aus reichlich mit Geld versorgt werden, wenden dasselbe an, um Neger unter der Bedingung zu unterstützen, daß diese sich regelmäßig beim Gottesdienst einfinden. Wer folgsam ist, bekommt Unterstützung, macht dabei ein gutes Geschäft und ist darum den Missionären anhänglich. Solcher „guten Christen" zählt man in Sierra Leone etwa 20,000; die Geistlichen sind zumeist Mulatten, weil europäische Prediger auf die Dauer dem Klima erliegen. Auch der 1859 verstorbene Bischof von Freetown war ein Mulatte. Vallon stimmt völlig mit Burton überein, wenn er sagt: „Fremden gegenüber sind die Bewohner von Freetown (der Hauptstadt) ganz unerträglich. Nur der Mensch von afrikanischer Abstammung ist dort wirklich frei; er hat aber einen so arg aufgebläheten Hochmuthsdünkel, daß es nicht gerathen wäre, irgendwie sein Mißvergnügen zu erregen. Und dabei ist die Liederlichkeit eine wahre Plage."

Der Einfluß der christlichen Missionäre reicht nirgends ins Land hinein; desto weitgreifender ist, wie schon mehrmals hervorgehoben wurde, jener des *Islam*. Dieser bewirkt bis auf einen gewissen Grad Umwandlungen bei den Negervölkern, welchen er sich aufzwingt, er schafft eine Art von Civilisation, und die Marabuts bringen eine Art von Zucht und Ordnung unter die Leute. Der Koran gewinnt gerade im Innern mehr und mehr Anhänger, drängt den Fetischdienst in die Gestadeländer und verbreitet den Haß gegen die Christen. Das haben die Franzosen in Senegambien und am Casamanza, die Engländer am Gambia mehr als einmal erfahren. Schon ist der Islam bis in die Dörfer der Wilden an der Biafrabay gekommen. Das Christenthum hat einen *ungleichen Kampf* zu bestehen gegen die tausende von Marabuts, welche zugleich Priester, Ackerbauer, Hirten und Soldaten sind, die Landessprache reden und, vor allen Dingen, die Vielweiberei gestatten.

So stehen die Angelegenheiten. In der Küstenregion aber finden wir die überwiegende Anzahl der Neger noch heute als Fetischdiener. Der Häuptling kauft sich so viele Frauen, als er bezahlen kann, und sie müssen ihm die Haus- und Feldarbeiten besorgen. Die Kinder, welche sie ihm gebären, sind *seine Sklaven*, und er kann sie nach Belieben tödten oder verkaufen; das letztere gilt auch in Bezug auf die Frau, denn diese hat er ja bezahlt. Nach seinem Tode *erbt* nicht etwa eins seiner Kinder, sondern *sein Neffe*, der Sohn seiner Schwester, welche mit ihm von einer und derselben Mutter stammt. Unter den Negerinnen ist die Unkeuschheit dermaßen an der Tagesordnung und in der Regel, daß kein Vater weiß, ob die Söhne seiner Frauen auch die seinigen seien. In Ermangelung eines Neffen erbt ein Sohn aus anderer Familie. Uebrigens hat der Oheim über seine Neffen eine größere Gewalt als der Vater, und nach dem Tode desselben gehören sie dem Oheim. Nur der älteste erbt und seine Brüder haben keinerlei Anspruch auf Gewalt. Diese Regeln erleiden nur in Aschanti und Dahome eine Ausnahme, wo die Hauptfrau des Königs dergestalt überwacht wird, daß sie platterdings außer Stand ist, eine Untreue zu begehen. Ein Mann, der sie auch nur mit einem Finger berührt, hat sein Leben verwirkt.

Je mehr Kinder ein Mann erzielt, um so wohlhabender ist er. Kinder und Mütter sind eine Waare, die er gegen Waffen, Zeug und Branntwein verkauft, und man findet das auch völlig in der Ordnung; Niemand, selbst die Söhne nicht, erheben Widerspruch, auch die Mutter verhält sich dabei ganz gleichgültig. In dieser Beziehung haben die Neger genau dieselbe Resignation, wie das Thier. Ein Vater, der auf dem Todtenbette liegt, verkauft seinen Sohn für Rum und stirbt im Rausche. In Congo versteht sich dergleichen ganz von selbst.

Kapitän Vallon theilt das Küstenland von Senegambien bis zur Bucht von Benin in *zehn Zonen*, welche er allesammt aus eigener Anschauung kennt und beschreibt.

Die erste oder *senegambische* umfaßt das Gestade von der Mündung des Senegal bis zum *Kap Roxo*. Diese Region steht zumeist unter *französischem* Einflusse, und vermittels des *Senegal*, des *Salum* und des *Casamanza* gelangen die Weißen eine Strecke landeinwärts. An der *Gambiamündung* haben die *Engländer* ihre Niederlassung *Bathurst*. Hier ist überall die Sklaverei vorhanden, aber dem *Negerhandel über See* hat man gesteuert. Alle senegambischen Muselmänner, seien sie Uolofs, Fulbe, Tuculors, Mandingos oder Serakollets, sind persönlich tapfer, fanatisch und widerstreben europäischen Sitten und Gewohnheiten.

Die zweite, *portugiesische*, *Zone* reicht vom Kap Roxo bis zum *Rio Grande*, und zu ihr gehört auch der Bissagos-Archipel. Die Uferlandschaften des Cacheo, Geba und Rio grande sind von äußerst wilden Stämmen bevölkert. Diese *Jolas*, *Papels*, *Antullas*, *Balantes*, *Biafares*, die *Bissagots* und die *Nalus*, haben keine Gesetze und keine bürgerlichen Einrichtungen; sie leben in völliger Barbarei, sind Fischer, Jäger, Piraten, Räuber und Fetischdiener und gehen in ihren Wäldern oder am Meeresgestade nackt umher. In den Handel liefern sie etwas Reis, Elephanten- und Hippopotamuszähne, Palmöl und Felle. Die Portugiesen haben befestigte Faktoreien bei *Cacheo* und *Bissao*. Dort und in der Umgegend wohnt nur eine Mulattenbevölkerung, die sogenannten *Mandiago's*; dem Namen nach sind sie Christen, verstehen sich auf alle Schliche des Tauschhandels und leisten übrigens als Matrosen bei der Küstenschifffahrt gute Dienste. In dieser Zone geht der Negerhandel noch jetzt im Schwange.

Die dritte Zone, jene der *freien Ströme*, begreift die Strecke bis zur Grenze von Sierra Leone. Diese Flüsse kommen vom Westabhange der Hochebenen und Gebirge von Futa Dschallon; sie sind der *Rio Bolole*, *Cassini*, *Componi*, *Nuñez*, *Pongo*, *Sangareah*, *Morebiah*, *Forrecariah*, *Mallecory* und *Scarcies*, welche alle für Fahrzeuge von mittlerer Tragfähigkeit zugänglich sind; von ihren Mündungen aus werden Landeserzeugnisse nach dem Senegal verschifft. Die Franzosen haben am Nuñez und Cassini *Faktoreien*. Der *Cassini* ist, nach Lamberts Meinung, wahrscheinlich ein und derselbe Fluß mit dem *Cogon* in Futa Dschallon. Wir haben darüber schon früher ausführlich im Globus gesprochen (II, S. 49). Von dieser Küste her wird künftig einmal der Zugang nach Futa Dschallon und an den obern Niger leichter sein, als vom Gambia und Senegal her. Vallon hat 1857 den Rio Cassini befahren und für Frankreich in

Besitz genommen. Am Pongo wird der Sklavenhandel systematisch betrieben; die Händler haben dort förmliche Festungen angelegt. Die Bevölkerung des ganzen Gestadelandes in dieser Zone besteht aus Nalus, Bagres oder Bagas, Susus und Bulams, und alle diese Völker sind fast so wild und barbarisch, wie jene in der portugiesischen Zone, doch liefern sie mehr Produkte in den Handel als diese. Alles ist zerklüftet, denn nur je zwei oder drei Dorfschaften erkennen einen Häuptling an, der aber geringe Macht ausübt. In der neuesten Zeit sind einige dieser „Könige“ zum Mohammedanismus bekehrt worden, aber die große Masse besteht noch aus Fetischdienern. Vom Rio Nuñez kommt eine vortreffliche Sorte Kaffee.

Die Sierra-Leoneküste bis zur Insel Scherbro bildet die vierte Zone. Wir werden dieselbe gelegentlich näher schildern und bemerken hier nur, daß die Hauptstadt Freetown den Kernpunkt für sämmtliche englische Besitzungen der Westküste bildet.

In der fünften Zone, von Scherbro bis zum Kap Mesurado, ist gleich wieder Alles wild und urafrikanisch, und am Rio Gallinas wird immer noch Sklavenhandel getrieben.

Die sechste Zone, vom Kap Monte an (Cape Mount), begreift die Küste von Liberia. Ueber diese Negerrepublik, welche auch heute noch nicht auf eigenen Füßen steht, und in der kein weißer Mann Bürgerrecht erlangen kann, sind so viele widersprechende Angaben verbreitet, daß es sich für uns der Mühe verlohnen wird, künftig einmal die Sachlage eingehend zu schildern. Wir werden dann zugleich Rücksicht auf die siebente Zone, nämlich die sogenannte Kru-Küste nehmen und deren eigenthümliche Bevölkerung schildern. Diese Zone wird vom 5° n. Br. durchschnitten und reicht vom Kap Sinn bis zum Flusse Sassandra, begreift also einen Theil der sogenannten Körner- oder Pfefferküste, bis zur Elfenbein- oder Zahnküste. Die englischen und amerikanischen Missionäre haben zu Garroway, Sinu, Harper und an einigen anderen Punkten Stationen gegründet, die jedenfalls für den Handel nicht ganz ohne Belang sind.

Die achte Zone enthält einen Theil der Zahn- und der Goldküste. Vom Sassandra nach Osten hin bis Apollonia herrschen verschiedene eingeborene Häuptlinge, bei denen die Franzosen ihren Einfluß geltend zu machen suchen. Sie betrachten diese Küstenstrecke schon als ihr Besitzthum, und vermittelst der Strandlagunen von Lahu, Assinie und Bassam können sie mit ihren Kanonen die Dörfer am Ufer erreichen. Die Strandbewohner vermitteln als Mäkler, als sogenannte Jackjacks, den Handel mit den sehr wilden Leuten des Innern; diese sind ganz unbestreitbar Menschenfresser.

Am Kap der drei Spitzen beginnt die neunte Zone, welche bis zum Kap St. Paul geht, wo der Golf von Benin beginnt; sie reicht also der Goldküste entlang bis an die Sklavenküste und kann recht eigentlich als die Zone der europäischen Faktoreien bezeichnet werden. Auf diese deuteten wir hin, als wir früher sagten, daß die Niederlassungen der Weißen wie Blutigel an dem schwarzen Erdtheile hingen. Hier liegen Akim, Acquidah, Dircove, Boutry, Tacorady, Secondée, Chama, Elmina, Cape Coast Castle, Baracoe und Accra, lauter Faktoreien und Forts, die von Holländern, Franzosen, Dänen und Engländern gegründet worden sind; aber diese letzteren haben in politischer wie commercieller Beziehung entschieden das Uebergewicht nicht nur an dieser Gold- und Sklavenküste, sondern auch im Golfe von Benin, welcher die zehnte Zone bildet, und sodann auch in den Nigermündungen und an der Bucht von Biafra bis zur Coriscobay. Die Goldküste verlor seit dem Aufhören des Sklavenhandels viel von ihrer frühern Wichtigkeit, denn ursprünglich waren die Faktoreien zum Betriebe desselben angelegt worden. Aber das Palmöl ersetzt den Ausfall; auch kommt Elfenbein und Goldstaub von dort in den Handel, der mit dem innern Lande, also dem Reiche Aschanti, lebhaft betrieben wird.

Der Golf von Benin erstreckt sich vom Kap St. Paul bis zum Kap Formosa, reicht also vom Rio Volta bis zum Niger. Das Hinterland wird gebildet von Dahome und Yoruba, und das letztere würde sich vortrefflich zum Baumwollenbau eignen, wenn die dazu erforderlichen Arbeitskräfte zu beschaffen wären. Durch Yoruba führt auch eine Straße nach Rabba am Niger. Die Engländer begreifen die Wichtigkeit dieser Region sehr wohl, und seitdem sie 1861 den Hafen von Lagos in Besitz genommen haben, können sie mit leichter Mühe Dahome, Yoruba und die Nigermündungen controliren. Aber trotzdem wird von dem Seehafen Whaida (Whydah) in Dahome noch immer der Sklavenhandel betrieben. —

Im Wesentlichen ist das Gestadeland vom Senegal bis zum Niger so wie es immer gewesen; die Faktoreien haben keinerlei Art von Civilisation gebracht, und die Wirkung der christlichen Missionen war bisher eine äußerst geringe. Die Zukunft wird lehren, ob in späteren Tagen wirklich irgendwie bedeutende Resultate erreicht werden können, und ob es gelingt, zwei ganz und gar aus dem innersten Naturell des Negers entspringende und mit demselben völlig verwachsene Einrichtungen zu entfernen, welche wie ein giftiger Mehlthau über Afrika liegen; ich meine die Vielweiberei und die Sklaverei.

Man kauft ein Mädchen für den Preis von 5 bis zu 50 Thalern und gibt etwas Branntwein und Kattun obendrein. Je mehr Weiber, um so mehr Sklavinnen, und alle Arbeit im schwarzen Afrika ist Sklavenarbeit. Das Weib ist Waare, wie der Mensch überhaupt. Der Mann ernährt auch nicht die Frau; durchschnittlich muß sie selber für ihren Lebensunterhalt sorgen und für jenen ihrer Kinder obendrein. Je mehr Frauen der Mann hat, um so mehr vertheilt sich die Arbeitslast, und das Weib ist um so stolzer, je mehr Frauen ihr Mann besitzt; ja es wird als eine Art von Mißgeschick betrachtet, einem Mann überantwortet zu werden, der etwa nur erst zwei Frauen besitzt. Wir wiederholen, daß unter solchen Umständen und bei solchen Anschauungen von einer Familie in unserm Sinn, also auch von einer Civilisation gar keine Rede sein kann. Polygamie und Sklaverei sind im schwarzen Afrika Zwillinge und durchaus mit einander verwachsen. Man hat behauptet, daß vier Fünftel aller Neger Sklaven seien, und wenn diese Angabe im Allgemeinen auch etwas zu hoch sein sollte, so kann man für die oben geschilderten Regionen doch drei Viertheile als annähernd richtig betrachten. Kinder und Weiber des freien Mannes sind Sklaven des Vaters, der wieder Sklav des Herrschers ist, z. B. in Dahome und Aschanti; die Kinder der Sklaven sind Sklaven, die Kriegsgefangenen nicht minder, und das Letztere ist ein Glück für diese, denn der Sieger würde sie niedermachen, wenn sie keinen Kaufwerth hätten. Wir wissen durch Eduard Vogel, in welcher Weise der Sultan von Bornu tausende von Besiegten umbringen ließ, weil er keine Gelegenheit mehr gehabt hätte, sie als Sklaven zu verkaufen. Schuldner werden sehr oft Sklaven ihrer Gläubiger, nachdem sie sich selber, ihre Weiber und Kinder verpfändet und dann nicht rechtzeitig sich eingelöst haben. Uebrigens kann der Sklav seinerseits Sklaven halten und

auch anderes Eigenthum besitzen, aber das Alles fällt nach seinem Tod an den Herrn und Besitzer. Uebrigens liegt zwischen Sklav und Gebieter keine weite gesellschaftliche Kluft, weil die niedrige Bildungsstufe, oder vielmehr der völlige Mangel an Kultur bei beiden gleich ist. Sklaverei und Menschenhandel reichen in Afrika so weit hinauf, wie der schwarze Mensch selbst; die Jahrtausende haben an beiden nichts Wesentliches geändert.

Die türkischen Frauen.

Stellung und Erziehung der türkischen Frauen. — Ihre Beschäftigungen und Unterhaltungen. — Besuch des Bazars. — Visiten. — Spaziergänge. — Die Bäder. — Soireen im Harem.

Ueber Stellung, Lebensweise und Bestimmung der türkischen Frauen macht man sich im christlichen Europa manche irrige Vorstellung, und nicht selten ist der Stoßseufzer: „Weib, wie beklage ich dich!“ Man glaubt, daß die Türkinnen, Opfer der Tyrannei oder der ehelichen Eifersucht, für das Leben gänzlich abgestorben seien und in traurigen Gemächern von schrecklichen Eunuchen bewacht werden, die bis an die Zähne mit Stöcken und Peitschen bewaffnet sind. Vergnügen und Zerstreuung, so meint man, gebe es für diese beklagenswerthen Wesen nicht, von jedem geselligen Verkehr seien sie abgeschlossen und nur der Umgang mit ihren Leidensgefährtinnen, die zugleich ihre Nebenbuhlerinnen wären, sei ihnen von ihrem Herrn und Meister gestattet. Wie oft haben europäische Damen über das Schicksal ihrer türkischen Schwestern und über die Grausamkeit der türkischen Ehemänner geklagt! Aber dieses rührende Mitleid, dieser edle Unwille, welcher höchstens ein gutes und gerechtes Herz beweist, beruht nur auf einem starken Vorurtheil. Wir zweifeln daran, daß es in Europa noch ein Land gibt, in welchem die Frauen so arbeitsscheu, neugierig, faul und vergnügungssüchtig sind, wie die Hanum oder türkischen Frauen. Ihre „Arbeit“ besteht in Spazierengehen, Vergnügungen und in Befriedigung ihrer Launen. Sie geben in und außer dem Harem Gesellschaften. Sie führen ein sehr flottes Leben.

Wir sprechen hier natürlich nur vom rein materiellen Standpunkte. Ganz anders erscheinen die Dinge, wenn man an das Leben der türkischen Frauen den Maßstab der Moral und Intelligenz legt. Dann allerdings fühlen wir uns zu dem Ausspruche berechtigt: „Weib, wie beklage ich dich!“ Die Levantinerin ist die am wenigsten beschäftigte Frau auf der Welt, nicht nur in Folge der angeborenen Trägheit, durch das sorglose Wesen ihres beinahe kindischen Charakters, durch den Abscheu, welchen sie vor allen geistigen Anstrengungen hat, sondern auch durch die Macht der Verhältnisse. In unserm civilisirten Abendlande erscheint absolutes Nichtsthun als eine schmachvolle Ausnahme unter den Frauen, in der Türkei dagegen ist Faulenzen die Regel, und in dieser Beziehung sind sich alle Frauen gleich. Die sorgsame Erziehung, welche den Geschmack an allem Guten und Edlen, überhaupt die Blüthen des Geistes, entwickelt oder die Nächstenliebe, welche uns dazu drängt, daß wir uns mit anderen Menschen beschäftigen, fehlen der wahren Hanum gänzlich. Ein junges Mädchen von 13 oder 14 Jahren, das lesen und die türkischen Handarbeiten machen kann, gilt für gescheidt. Diese Handarbeiten bestehen, ähnlich wie bei unseren Damen, im Strumpfstricken, Sticken im Rahmen und Anfertigung von Taschentüchern und Vorhembchen. Wenn aber ein solches Kind noch etwas schreiben und die ersten Regeln der Rechenkunst kann, dann gehört es schon unter die Weisen. Als ein Muster von Vollkommenheit aber gilt eine Kis oder junges Mädchen, wenn es ein paar Liederchen singen oder die gewöhnlichsten türkischen Instrumente spielen kann. Diese sind der Santur, ein kleines Piano mit drei Octaven, welches der Spieler auf seinen Schooß setzt und mit Schlägeln spielt, die mittelst Ringen an seinen Zeigefingern befestigt sind, und der Tambur, eine halbkugelförmige Mandoline mit langem Griff, welche besonders zur Gesangbegleitung sich sehr gut eignet. Aber, wie bemerkt, diese Fertigkeit findet man bei türkischen Frauen nicht allzu oft.

So ist es bei den Frauen fast aller Stände, denn die Sitte gestattet selbst denen aus dem Mittelstande nicht, sich durch ehrliche Arbeit zu nähren, z. B. Handel zu treiben; die Bürgersfrau muß ihr Leben in Nichtsthun hinbringen, wie die Frau des reichsten Paschas. Auch die ärmsten Frauen arbeiten, z. B. in Konstantinopel, nur wenig und stundenweise; und ist der Mann noch so grausam und despotisch, so wagt er es doch nicht, sie zum Arbeiten zu zwingen, sondern gibt ihr noch eine Negerin zur Aushülfe, auf welche sie dann alle Mühen und Lasten wälzt.

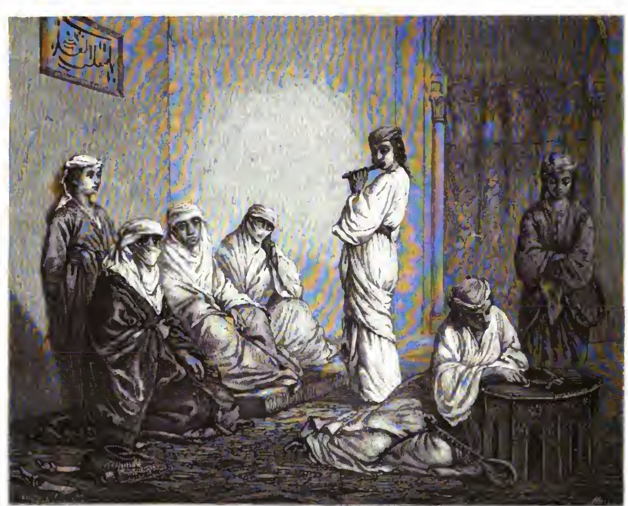
Alle türkischen Frauen, welcher Klasse sie auch angehören mögen, sind also zum Nichtsthun gleichsam verdammt und die Langeweile, dieses schreckliche Ungethüm, eine Tochter der Faulheit, ist der große Feind, den sie fortwährend zu bekämpfen haben. Daher sind ihr ganzes Sinnen und Trachten und alle ihre Gedanken nur auf die Verscheuchung der Langeweile gerichtet, und sie zeigen sich wahrhaft erfinderisch darin, neue Arten von Zerstreuungen und Vergnügungen aufzufinden.

In den Harems der reichen Türken besitzt jede Hanum ihr eigenes Zimmer, manchmal sogar eine ganze Reihenfolge, und hat dazu eine zahlreiche Dienerschaft. In diesen Zimmern vereinigen sich die Damen und besuchen sich gegenseitig. Dann werden allerlei Spiele gespielt, man plaudert und trägt wechselseitig in dem süßen Frieden des Tandur allerlei Erzählungen vor. Der Tandur, welchen unsere Abbildung vorführt, wird während des Winters durch Kohlenbecken warm gehalten, er ist für die Frauen eines Harems der behaglichste Platz, in welchem sie sich zusammenfinden, um darüber zu berathen, wie die Zeit am besten verbracht werden könne. Da schlägt die eine vor, Instrumentalmusik mit anzuhören oder sich durch Sängerinnen unterhalten zu lassen; eine zweite deutet an die Aufführung von Tänzen und Pantomimen, während eine dritte zum Besuche der Bäder und ihrer besonderen Spiele einladet. Spaziergänge auf den Terrassen und in den Gärten, Schaukeln in den Hängematten und kleine kostbare Schmausereien unterbrechen das mühevolle Werk des Tages; Tschibuk und Narghile (Tabakspfeifen) ruhen selten, und wenn man sich mit alledem zu viel angestrengt hat und erst recht lustig sein will, läßt man Neger und Negerinnen auftreten, welche durch ihre grotesken Tänze und ihr Gesichterschneiden die ganze Gesellschaft in heitere Laune versetzen.

Im Harem von Leuten, die nicht reich sind, begnügt man sich mit weniger kostspieligen Genüssen; aber Tutun (Tabak)

und Dundurmas (Süßigkeiten) dürfen nie fehlen. Spazierengehen und Gesellschaften kosten auch kein Geld.

Die Damen eines und desselben Harems sind oft sehr zahlreich, und so können sie sich gegenseitig einladen. Schon dadurch entsteht einige Abwechselung. Aber die Vergnügungen, welchen man außerhalb des Harems nachgeht, ziehen doch mehr an, und die Frauen drängen sich ordentlich dazu, weil sie dabei mehr ihre Neugierde befriedigen können. Es möchte wohl kaum neugierigere Geschöpfe geben, als die türkischen Damen, und so oft sie nur können, bewegen sie sich außerhalb des Hauses. Wir wollen einige dieser „Beschäftigungen" der türkischen Damen Konstantinopels aufführen; Manches ist für den Europäer wohl neu.



Im Innern eines Harems zu Konstantinopel. (Nach einer Originalzeichnung.)

Die Bazars. Die Hanums gehen nie einzeln, sondern immer in Gesellschaft spazieren. Man begegnet Gruppen von 12 bis 15 Personen, wobei die Kinder noch nicht mitgezählt sind, welche man an der Hand mitführt oder wie einen Reisesack auf dem Rücken trägt. So fallen sie in die Bazare von Tscharchi ein, in denen sie oft tagelang umherwandeln, viel unnützes Zeug ausstellen und die Balken und Ständer des hölzernen Gebäudes durch ihr gellendes Lachen und Schreien förmlich erschüttern. Dabei sind sie der Schrecken der Kaufleute. Mit Ausnahme der Damen aus den allerhöchsten Ständen, deren Sprache, Haltung und Manieren überhaupt den europäischen Begriffen von Anstand entsprechen, benehmen sich die Hanums geradezu ungezogen. Sie begnügen sich nicht damit, wie die Damen im Abendlande, stundenlang in einem Laden zu verweilen, sich Alles von den Kaufleuten zeigen und anbieten zu lassen und endlich, ohne zu kaufen, wieder fortzugehen; nein, sie treiben den Kaufmann aus seinem Komptoir oder seinem kleinen Extraverschlage heraus, damit sie dort mit unverschleiertem Gesichte und ungestört Erfrischungen und Leckereien verzehren können, welche sie von den ambulanten Krämern des Bazars gekauft haben. Wenn sie damit fertig sind, ziehen sie ihre Pantoffeln wieder an und begeben sich auf die Wanderschaft; hinter ihnen her fliegt oder schleift das Ende ihres Feredsche über die Bazarplatten oder das Straßenpflaster hin, und dann sehen sie aus wie Polichinelle oder Quacksalber während der tollen italienischen Faschingszeit.

Die Feredsch ist ein unentbehrliches Kleidungsstück der Levantinerin; nur die Griechin trägt dieses Kleidungsstück nicht, das je nach der Jahreszeit aus leichterm oder schwererm Stoffe verfertigt wird. An diesem weiten, langen Unterkleide, einer Art Talar, hängt, als eine Art Kragen, ein breiter, fliegender Zeugstreifen über die Schultern bis auf den Boden herab. Mit Lachen und Spotten, guten und schlechten Witzen, entfernen sich die Hanums aus dem Bazar; der gefoppte Kaufmann sieht ihnen traurig nach; aber er murmelt seine Verwünschungen nur zwischen den Zähnen; denn wenn er sie verlauten ließe, so würden sich die türkischen Grazien nicht entblöden, ihm die Haare vom Kopfe und aus dem Barte zu raufen.

Die Besuche. Nach türkischer Sitte unterscheidet man mehrere Arten von Besuchen: Visiten, welche auf Einladung

oder Ansagen erfolgen; und dann die Uebereaschungsbesuche. Die letzteren versprechen am meisten Unterhaltung.

Damen eines und desselben Harems, welche eine Freundin in einem andern Harem besuchen wollen, schicken zwei Tschariehs oder Ehrenfräulein, denen ein Neger oder Eunuch folgt, zu jener Hanum, um die Visite ordnungsgemäß anzukündigen.



Vortrag einer Erzählung im Harem. (Nach einer Originalzeichnung.)

Brauch und Höflichkeit erfordern, daß diese „angesagten" Besuche, dringende Verhinderungsfälle abgerechnet, angenommen werden, und Diejenige, welcher der Besuch zugedacht ist, muß mit lächelnder Miene Alles liegen und stehen lassen, um sich schnell zum Empfang des Gastes vorzubereiten. Sofort werden alle männlichen und weiblichen Dienstboten in Bewe=

gung gesetzt, um zu Ehren der angesagten Dame noch möglichst viel Freundinnen einzuladen. Da kommen denn alle drei Religionsbekenntnisse zusammen: türkische Damen (Hanums), Christinnen (Coconas) und Jüdinnen (Bulitzas). Nur mit aufrichtigem Bedauern wagt man eine solche Einladung abzuschlagen, denn die Levantinerinnen lieben solche Gesellschaften und Plaudereien über Alles. Bei diesen Besuchen sind Gallakleider vorgeschrieben. Die Gesellschaften beginnen gegen Mittag und endigen selten vor Eintritt der Dunkelheit. Man raucht den Tschibuk oder das Narghile, schlürft massenhaft Kaffee, Limonade und Syrup, ißt Früchte, süßes Gebäck und andere Leckerbissen, spielt Karte und klatscht von tausend Dingen, besonders aber über den lieben Nächsten.

Die Visiten, welche auf Einladungen erfolgen, und auch die Ueberraschungsvisiten, bei denen man unangemeldet Freundinnen aufsucht, gleichen in ihrem Verlaufe der angesagten Visite, nur daß man dabei in noch größerm Putze erscheinen muß.

Die abenteuerlichen Besuche würden im civilisirten Europa Aufsehen erregen. Doch ist die Sitte so uneben nicht und hat auch ihre guten Seiten. Mehrere befreundete Damen vereinigen sich, durchstreifen die Quartiere der Stadt oder die Vorstädte, und wo es ihnen gerade einfällt, klopfen sie an und bieten der Dame des Hauses, welche sie bisher nie sahen, ohne Weiteres ihren Besuch an. Christinnen und Jüdinnen, welche diesen Gebrauch auch angenommen haben, bitten schüchtern um die Ehre, einen Besuch abstatten zu dürfen. Die türkischen Hanums dagegen treten übermüthig und keck ein, als ob sich die Sache ganz von selbst verstände. Sie betrachten den Boden des Hauses, welches sie uneingeladen betreten, wie erobertes Land und bewegen sich so ohne allen Zwang, wie eine Herrin, die in das Gemach der Dienerin eintritt. Es kommt sehr selten vor, daß ein derartiger Besuch, der manchmal freundschaftliche Verhältnisse zur Folge hat, nicht angenommen wird. Empfang und Behandlung des Gastes richtet sich aber nach dessen Stand und der Art und Weise, wie er auftritt.

Die Spaziergänge der Damen von Konstantinopel werden gewöhnlich zu kleinen Landpartien, da die beliebtesten Vereinigungsplätze von der Stadt ziemlich entfernt sind. Mit allen möglichen Mundvorräthen versehen, begibt man sich, meist am Freitag oder Sonntag, in Arabas (Wägen) oder Kaiks (Booten) nach den Vergnügungsorten. Die meisten Besuchsorte liegen am europäischen oder asiatischen Ufer des Bosporus: wie Tschamlidja, Therapia oder Bujuk-Dere, Dolma-Bachtschi und andere. An einigen dieser öffentlichen Spaziergänge haben verschiedene Sultane, zum Gebrauche und zur Bequemlichkeit der Hanums, Terrassen bauen lassen, von wo aus man die Seiltänzer und Gaukler, welche ihre Kunststücke zum Besten geben, bequem übersehen kann. Musikanten und öffentliche Tänzer fehlen auch nicht; besonders lebhaft aber werden diese Promenaden, wenn der Padischah einmal mit seinem Harem dort erscheint; selbst vom weiblichen Geschlechte werden ihm dann alle möglichen Beifallsbezeugungen und Segnungen dargebracht. Bey's, Pascha's und reiche junge Muselmänner in glänzenden Gewändern reiten auf edlen Rossen vorbei und kontrastiren mit den häßlichen Negern, welche als Wächter bei den Hanums sich befinden.

Hier sind die Orte, wo man die weibliche Bevölkerung Konstantinopels am besten studiren kann. Neben den türkischen Hanums erscheinen die Griechinnen wie gemein, obgleich sie häufig schöner sind und immer durch glänzend schwarze Augen sich auszeichnen. Dieser Eindruck mag zum Theil daher kommen, daß die Griechinnen unverschleiert gehen und nur einen weißen Gazeturban mit Blumen und Flechten tragen, während die bunte Jacke und der Rock nicht weit genug für würdigen Anstand und nicht eng genug sind, um den Reiz schöner Formen zu zeigen. Die Armenierinnen sind, als Rasse betrachtet, die lieblichsten Frauen im Orient. Ihre Augen haben etwas von dem türkischen Schmachten und dem strahlenden Glanz der Griechin. Ihr Haar fällt in Wellenlinien von glänzendem Schwarz über das schöne Gesicht hinab und ihre Farbe hat die Frische der innersten Blätter einer Rosenknospe. Ihre Formen sind schlank und zeichnen sich durch Stattlichkeit und zierliche Anmuth zugleich aus. Diese malerische Schönheit wird erhöht durch eine orientalische Tracht, rothe Pantoffeln, glänzend grüne oder blaue Mäntel und den langen weißen Schleier, welche über ihre Schultern herabfallen. Man behauptet, die Armenierinnen seien ziemlich einfältig, andere dagegen erklären diese Einfalt für große Demuth und Bescheidenheit.

Die Bäder. In jedem Stadtquartiere findet man ein öffentliches Frauenbad, oder die Bäder der Männer sind an zwei oder drei Tagen der Woche für den Gebrauch der Frauen vorbehalten. Aber die Hanums ziehen es doch vor, sich in die entferntesten Bäder der Vorstädte zu begeben. Einzeln gehen sie fast nie dorthin, sondern immer in Gesellschaften; Tag und Ort werden eine geraume Zeit vorherbestimmt, damit man sich ordentlich vorbereiten kann, d. h. es werden allerlei Leckereien gebacken, die mit in das Bad genommen werden. Am Morgen des großen Tages steht die Hanum gegen ihre sonstige Gewohnheit sehr früh auf, legt ihre schönsten Kleider an, und bald kommen die Arabas oder Kaiks, in denen sie sich zum Bade befördern läßt. Dort bringt sie mit ihren Genossinnen den größten Theil des Tages im heißen oder warmen Wasser zu. Dabei wird geraucht, gesungen und man spielt allerlei Spiele; man scherzt und lacht und sucht einander zu haschen, und dabei findet unter den Frauen der verschiedenen Nationen kein Unterschied statt.

Die Pilgerfahrten. Die Turbes sind die Grabmonumente der Sultane oder deren Mütter und verschiedener Prinzen und Prinzessinnen ihrer Familie. Jeder Sultan hat sein besonderes Grabdenkmal; dasselbe gilt von den Scheichs ül Islam oder hohen Priestern der Gläubigen. Diese Grabhügel stehen an verschiedenen Orten Konstantinopels. Je weiter ein solcher entfernt liegt, desto angenehmer ist es der Türkin, und sie verbindet mit der Wallfahrt einen dreifachen Zweck: Befriedigung ihrer Neugier, einen Spaziergang und Ausübung ihrer Frömmigkeit.

Als Spaziergänge gelten auch die Pilgerzüge nach den Klöstern oder Tekiés, namentlich nach den Mevlevis oder Klöstern der tanzenden Derwische. Jedes dieser Klöster ist durch verschiedene öffentliche Ceremonien berühmt. Das eine zieht durch besonders gute Musikaufführung an, in einem zweiten sieht man die besten Tänze, während ein drittes durch die furchtbaren Drehungen und wüthenden Leibesverrenkungen der Derwische Ruf bekommen hat. Ein besonderes Vergnügen für die Hanums ist es, die Bektaschis mit ihren nackten Beinen und Oberkörpern Tänze aufführen zu sehen. Sie verzerren dabei das Gesicht auf eine furchtbare Art, stecken sich lange Eisennadeln unter der Haut durch, schlagen mit ihren Yatagans auf einander los, lassen sich Schlangen und Nattern über den Leib kriechen, die Augäpfel in den Augenhöhlen verschwinden und machen hunderterlei Gaukeleien, die von den gläubigen Hanums mit Begierde angestaunt werden. Diese klatschen dabei vor Wonne in die Hände, stoßen laute Schreie der Bewunderung aus und wohnen überhaupt keinem Schauspiel lieber bei, als diesen weltlich-geistlichen Uebungen der Bektaschis.

Die Soireen im Harem. Eine Abendgesellschaft im Harem ist ein seltenes Ereigniß, da Vereinigungen bei Kerzenlicht eigentlich den muselmännischen Sitten entgegen sind; auch ist nie ein Mann dabei zugegen. Der türkische Name für solche Soireen ist Khalva vedessi. Khalva heißt ein harter mit

Honig gesüßter Teig, der den Eingeladenen angeboten wird, und nach welchem die Abendgesellschaft den Namen führt. Man veranstaltet eine solche nur bei seltenen Gelegenheiten, z. B. wenn eine Geburt oder eine Heirath gefeiert wird, wenn der Ehegemahl der Hanum in einen höhern Stand erhoben wurde, oder wenn zwei Feindinnen sich versöhnen. Einige Tage vor dem Feste werden die zur Theilnahme bestimmten Damen durch ein Gedicht eingeladen, welches in seltenen Fällen von der Frau des Hauses, gewöhnlich aber von einem Effendi verfaßt wird. Die Einladung erstreckt sich nicht allein auf mohammedanische Frauen, sondern auch christliche Damen, fremde und eingeborene, werden zur Khalva zugezogen, falls ihre



Ein Gesellschaftszimmer (Tandur) im Harem zu Konstantinopel. (Nach einer Originalzeichnung.)

Männer mit dem Hausherrn in irgend einer Beziehung, freundschaftlicher oder geschäftlicher Art stehen.

Etwa eine Stunde nach Sonnenuntergang beginnt die Gesellschaft. Die Damen erscheinen meist zu Fuß, nur von einem Neger oder Diener begleitet, der ihnen in den dunkten Straßen eine Laterne vorausträgt. Die Tschardschehs kommen ihnen im Vorsaal entgegen. Vorgeschriebener Maßen muß ihr Benehmen freundlich und liebenswürdig sein; der türkische Gruß, Temena, wird ausgetauscht, alle möglichen Höflichkeitsphrasen werden erschöpft, und man führt die geladenen Damen in das Garderobezimmer. Dort werden die Feredsches, Jaschmaks und Ausgehschuhe abgelegt. Ein Diener geleitet dann die Damen durch den Vorsaal ins Empfangszimmer, indem er je nach ihrem Range ihnen nur vorleuchtet oder sie am Ellenbogen unterstützt. Zur Soiree wurde das beste Zimmer eingerichtet. Ein reichgeschmückter Divan zieht sich an der Wand hin; er ist mit wollenen und seidenen Kissen belegt, die mit Goldfranzen besetzt sind. Außer dem Divan findet man noch Taburets, Sophas und Sessel nach europäischer Art. Kronleuchter, Blumenvasen, Wachskerzen &c., aller Luxus, den wir in abendländischen Zimmern antreffen, fehlt auch hier nicht. Der Boden ist mit feinen ägyptischen Matten belegt, die mit Arabesken verziert sind. Im Winter findet der Empfang in kleineren Zimmern statt, da die großen Säle schwer zu heizen sind und man Kamine und Oefen nicht kennt. Die kleineren Gemächer werden durch Kohlenbecken erwärmt.

Die Dame des Hauses sitzt am Ende des Divans, dem Ehrenplatze, und empfängt die Gäste mit der Ansprache: „Sefa geldiniß, Khosch geldiniß!" d. h.: Ihr seid mir angenehm und kostbar willkommen! Dann reicht sie den Kindern, welche mitgekommen sind, die Hand zum Kusse. Mit gekreuzten Beinen lassen sich die Hanums auf dem Divan nieder. Der Ehrenplatz, zur Rechten der Herrin, wird von der vornehmsten Dame, oder derjenigen, mit welcher sich die Hausfrau versöhnen will, eingenommen. Wenn nicht alle Gäste auf dem Divan Platz finden, setzen sich die jüngeren Frauen auf die Teppiche.

Nun beginnt das Plaudern. Die Dienerinnen bringen angezündete Tschibuks und reichen den Scherbet, eine Art Limonade, herum. Die Fildschans oder Tassen, in denen er geschenkt wird, sind sehr klein, aus Porzellan, ohne Henkel und werden in einem Metallbecher von zierlicher Arbeit angeboten. Auf einer silbernen Platte werden Süßigkeiten herumgereicht. Auf einem Tische steht ein großes Glas Wasser, aus dem alle Hanums nach Belieben trinken. Unterdessen nimmt die Unterhaltung ihren Verlauf. Die Töchter der Hausfrau



Ein Besuch im Harem. (Nach einer Originalzeichnung.)

und andere junge Mädchen zeigen, was sie im Spiel und Gesang vermögen, und die Gesellschaft bricht schuldigermaßen selbst bei sehr mittelmäßigen Leistungen in laute Beifallsrufe aus. Genau so wie im christlichen Europa! Nach der Musik folgen Tanz und pantomimische Darstellungen; die Castagnetten und der Sandur, die Mandoline und kleine Zimbeln machen ein betäubendes Geräusch. Die Tschibuks der Damen werden fortwährend erneuert, und so füllt sich bald die ganze Atmosphäre des weiten Gemaches mit blauen Tabakswolken; daneben wird fortwährend gegessen und getrunken, und große Massen eingemachter Früchte, Zuckerbäckereien, Kaffee und Salep verschwinden rasch.

Nach der Musik, dem Tanz und Essen folgt das Kartenspiel. Man setzt sich mit gekreuzten Beinen auf die Matten oder schiebt ein Tischchen vor den Divan. Hazardspiele sind erlaubt. Nachdem auch dieses Vergnügen vorbei ist, klatscht die Hausfrau dreimal in die Hände; die Musik verstummt und die erste Dscharieh verneigt sich tief vor der Herrin. „Bring' die Khalva!" sagt nun diese. Auf einem Sini, einer großen silbernen Platte, erscheint nun eine Art Plumpudding, um den sich alle Damen gruppiren. Nach vielem Nöthigen fallen die Damen darüber her; er verschwindet, gleich den vielen anderen Eßwaaren, die zugleich mit dem Khalva erschienen. Als Serviette macht ein langes mit Gold eingefaßtes Stück Leinwand die Runde durch die Damengesellschaft. Dabei wird viel kalter Scherbet und reines Wasser getrunken, da der Wein und jedes andere gegohrene Getränk vom Koran verboten ist.

Allmälig ist es recht spät geworden; hier und da sieht man schon schlafende Gruppen von Kindern und Frauen; aber Niemand darf aufbrechen, ehe nicht die Vornehmste unter den Gästen den Anfang gemacht hat. Verwundert schaut endlich diese nach ihrer Uhr und ruft aus: „Bei Allah! schon vier Uhr Morgens!" Die Hausherrin muß natürlich protestiren. Aber es hilft nichts; unter tausend Schmeicheleien, Küssen und Dankesworten bricht man auf. Die Kinder, welche aus ihrem Schlaf gestört wurden, fangen an zu weinen, die Neger und Dienstboten werden gerufen. Es ist ein allgemeines Durcheinander. So endigt die Khalva.

Die Südküste der Krim.

Klimatische Verhältnisse. — Tatarische Bevölkerung. — Die Griechen und Deutschen. — Landgüter und Landwirthschaft. — Weinbau. — Waldvegetation.

Der schmale Küstenstrich zwischen der Jaila und dem Meere, der nördlich durch den Gebirgskranz, welcher das Seeufer der Krim von Balaklawa bis nach Feodosia umsäumt, gegen den rauhen Nordwind geschützt und nach Süden den sanften Seelüften geöffnet ist, gilt als die fruchtbarste Gegend der Krim, wo der von zahlreichen Gebirgsbächen bewässerte Erdboden die meisten Gewächse des viel südlicher gelegenen Anatoliens hervorbringt. Namentlich gilt dies von dem Küstenstrich zwischen Kutschokoi und Sudagh. Auf dem südlichen Abhang der Jaila erscheint in Höhen von 600 bis 3000 Fuß die taurische Fichte, welche weit weniger Kälte ertragen zu können scheint, als unsere nordischen Nadelhölzer; am nördlichen Abfall verschwindet sie plötzlich und wird durch die Buche ersetzt, die dort als der häufigste Waldbaum auftritt. Auch der wunderschöne Erdbeerbaum, der seinen Stamm und seine Aeste mit einer feuerrothen Rinde bekleidet, zeigt sich nur an den südlichen Abhängen, wo seine Höhengrenze 1200 Fuß über dem Meeresspiegel liegt. Seine durchaus südliche Form paßt so wenig zu der Physiognomie der übrigen taurischen Vegetation, daß man annehmen muß, er sei von Anatolien oder den griechischen Inseln mit Zugvögeln eingewandert, die seinen Samen hier wieder absetzten. Auf der Südküste gedeihen der Wein, die Olive, der Lorbeer, die Granate, die Mandel und Cypresse. In letzter Zeit wird auch an einigen Orten die Baumwolle kultivirt; zu Tabaksanpflanzungen ist an den meisten Stellen der Boden ganz vorzüglich geeignet.

Was die klimatischen Verhältnisse der Südküste betrifft, so wird die Hitze des Sommers durch die Nähe des Meeres und der Gebirge gemildert, und im Winter hemmt die von Osten nach Westen streichende Jaila den Zutritt der Nordwinde. Selten steigt die Wärme im Juli und August über 25 Grad R., was im Norden auf der Steppe viel häufiger vorkommt. Im Januar und Februar tritt zuweilen eine empfindliche Kälte ein und es kommen Jahre vor, wo das Quecksilber auf 12 Grad unter dem Gefrierpunkt fällt. Indeß ist ein solcher Frost auf der Südküste eben so selten, als er schnell vorüberzugehen pflegt. Eine noch unerklärte Erscheinung ist es, daß die Olivenbäume, die in der Provence gewöhnlich schon bei 5 Grad Kälte bedeutend leiden und bei 7 Grad erfrieren, in der Krim eine Kälte von 12 Grad aushalten, ohne zu Grunde zu gehen. Im Kronsgarten von Nikita, wie im Garten des Akademikers P. Köppen zu Karabagh (etwa 30 Werst von Jalta gelegen) stehen Olivenbäume, deren dickstämmiger Wuchs beweist, daß sie vielen Wintern der Krim Widerstand geleistet haben. Eben so veränderlich als die Winter sind die Sommer in der Krim. Unter ihrem Einfluß versiechen oft die Quellen und trocknen die Bäche aus; das Réaumur'sche Thermometer steigt bisweilen auf 29—31 Grad und mitunter wechselt die Temperatur in einem Tage um 10—12 Grad. Da die Luft immer bewegt ist, so wird die Hitze selten unerträglich. Gegen 10 Uhr Morgens erhebt sich gewöhnlich eine leichte Brise von der See her, die an den Ufern der kleinen Flüsse und an den seewärts aufgeschlossenen Thälern bis gegen Sonnenuntergang sich spüren läßt, wo sie von einem frischen Wind verdrängt wird, der von den Bergen herabströmt und die ganze Nacht über weht.

Die Hauptbevölkerung der Südküste bilden noch immer die Tataren, trotzdem, daß ein großer Theil derselben nach dem Kriege mit den Westmächten die Krim verlassen hat und nach der Türkei ausgewandert ist. Es scheint jedoch, als ob sie, wie man zu sagen pflegt, die Rechnung ohne den Wirth gemacht haben, denn viele sind schon wieder nach ihrer alten Heimath zurückgekehrt, und erst kürzlich (den 22. September 1863) hat eine aus ca. 60—70 solcher ausgewanderten Tataren bestehende Deputation den Kaiser von Rußland gebeten, ihnen die Rückkehr nach der Krim zu gestatten.

Die Tataren wohnen in Dörfern, die auf den Abhängen des Gebirges oder in Thälern und Schluchten oft eine recht malerische Lage haben und durch ihre eigenthümliche Bauart von den Dörfern der übrigen Ansiedler sich unterscheiden. Der Rücken eines Berges dient gewöhnlich für die Hinterwand des Häuschens; Pfähle, deren Zwischenräume mit Steinen, Lehm oder Koth ausgefüllt sind, bilden die drei übrigen Wände. Das Dach, welches auf diese Weise gleichsam aus dem Berge

hervorspringt, ist vollkommen flach, mit festgestampfter Erde oder Rasen überdeckt und dient zum Trocknen der Früchte, der Wäsche und in den warmen Nächten des Sommers zur Schlafstätte; über die Vordermauer hinausragend und durch die Stützen, welche es tragen, eine Art Veranda bildend, ist es für die Reisenden mitunter kaum sichtbar. Im Innern finden sich zwei Gemächer, die sehr armselig ausgestattet, aber doch selbst bei den Aermsten mit Decken und Teppichen sorgfältig belegt sind. Die Tataren der gebirgigen Südküste unterscheiden sich in ihrer Gesichtsbildung wesentlich von denen der nördlichen Steppe. Bei den ersteren ist, wahrscheinlich in Folge der Vermischung mit Genuesern und Griechen, der mongolische Typus schon zum größten Theil verschwunden und es zeigt sich nur selten eine Spur davon. Sie haben regelmäßige, etwas breite Gesichter ohne hervorragende Backenknochen, ohne schiefstehende, geschlitzte Augen und ohne Flachnasen, wie die Steppentataren. Sie sind meist von mittlerer Größe, öfters auch darunter, von untersetzter Statur und derbem Knochenbau. Im Ganzen scheinen diese Tataren weit größere Aehnlichkeit mit den Türken als mit den fanatischen Nogaien, die vor einigen Jahren noch jenseits der Landenge von Perekop hausten, zu haben. Diese Tataren der Südküste sind vielleicht die Nachkommen des turkomanischen Bestandtheils jener Mongolenhorden, welche unter Batu-Chan die Krim eroberten. Für diese Annahme spricht nicht blos die Gesichtsbildung des Volks, sondern auch der Umstand, daß der tatarische Dialekt, welcher im Süden der Krim gesprochen wird, vom türkischen weit weniger verschieden ist, als die Sprache der Steppentataren. Wie dem nun auch sein mag, das steht fest, daß die Gebirgstataren mit den Türken die meisten ehrenwerthen Eigenschaften gemein haben, aber auch manche Tugend besitzen, die der Türke nicht kennt, und nur die wenigsten Laster mit ihm theilen. Unter ihnen finden sich wenig Spuren von jenen verworfenen, unnatürlichen Ausschweifungen im Geschlechtstrieb, die in den türkischen Städten und besonders bei den Vornehmen so allgemein sind. Daher sind auch die Tataren ein Menschenschlag von weit frischerm, kräftigerm Aussehen als die körperlich immer mehr entartenden Türken, und deshalb findet man auch in den meisten Familien der krim'schen Gebirgsbewohner häuslichen Frieden und Liebe bei Blutsverwandten, die man bei den Türken vermißt.

Neben den Tataren bilden die Griechen einen wesentlichen Bestandtheil der Bevölkerung der Südküste, so z. B. in Feodosia und Balaklawa, welcher letztere Ort ausschließlich von ihnen bewohnt ist. Die heutigen Griechen der Krim stammen nicht von den alten Kolonisten ab, welche noch unter der türkischen Herrschaft die Halbinsel bewohnten, sondern sind im ersten Kriege Katharina's gegen die Türken nach den asow'schen Küsten übergesiedelt, wo sie unweit Taganrog die Stadt Mariupol gründeten. Nach der Besitznahme der taurischen Halbinsel durch die Russen führte Potemkin Inselgriechen als Kolonisten nach Balaklawa, Kadikowa, Kamora und Karanion, die, in acht Legionen oder Kompagnien eingetheilt, die Küstenwacht versahen, und aus welchen der Kaiser Paul I. das Bataillon von Balaklawa bildete, das sich 1806 und 1813 nicht unrühmlich auszeichnete. Seit dem letzten Kriege ist dies Bataillon aufgelöst; die jüngere Generation dient in der russischen Armee, während die Alten auf ihren kleinen Besitzungen sich mit dem Wein- oder Tabaksbau beschäftigen.

Ein wichtiges Kulturelement bilden ferner die Deutschen, die wir längs der ganzen Küste als Gärtner, Verwalter, Handwerker, Weinbauer und hie und da auch wohl als Gutsbesitzer zerstreut finden, welche jedoch nicht mit den deutschen Kolonisten zu verwechseln sind, die in den Jahren 1804 und 1805 aus Württemberg, Baden, dem Elsaß und der Schweiz sich in dem mittleren Theile der Krim, dem Asow'schen Meere zu, angesiedelt und die Kolonien Neusatz, Heilbronn, Zürichthal, Friedenthal, Kronthal, Rosenthal u. s. w. gegründet hatten. Die auf der Südküste der Krim lebenden Deutschen stammen theils aus den Ostseeprovinzen oder sind aus Odessa oder direkt aus dem Auslande nach der Krim gekommen, um dort ihr Glück als Verwalter oder Gärtner auf den Gütern der russischen Magnaten zu suchen. Seitdem nämlich durch die vortreffliche Administration des Fürsten M. Woronzow die Südküste in Flor gekommen war, kauften viele reiche Russen große Grundstücke an und ließen sie durch ihre Leibeigenen oder gemiethete Arbeiter urbar machen. Nördlich vom Gebirge hat die Dessätine Land einen Werth von 10 bis 15 bis 25 Rbl.; an der Südküste bezahlte man für sie von 500 bis 1000, ja bis 5000 Rbl., besonders wenn auf derselben entspringende Quellen eine ergiebige Weinanpflanzung in Aussicht stellten. Jetzt hat eine Dess. unkultivirten Landes auf der Südküste den Werth von 50 bis 250 R. S., ist sie aber mit Wein oder Nußbäumen bepflanzt, von 1000 bis 4000 R. — Man stattete diese Landsitze auf das Verschwenderischste aus, baute Prachtgebäude und legte großartige Parks an. Natürlich konnte bei einer solchen Verwaltung von Einkünften nicht die Rede sein, und die meisten dieser Herren wären sehr froh, wenn sie zu einem guten Preise diese kostspieligen Besitzungen losschlagen könnten. Südgewächse, wie Orangen und Citronen, die nur eine sehr geringe Kälte ertragen können, werden an der Küste nie sonderlich gedeihen, eben so wenig Pflanzen, die eines feuchten Bodens bedürfen; dagegen wachsen in den Gebirgsthälern viele Obstbäume, außer den gewöhnlichen Obstsorten Wall- und Lambertsnuß-, schwarze Maulbeerbäume, Quitten-, Pfirsich-, Aprikosen-, Kastanien-, Lorbeer-, Feigen-, Mandel-, Granat- und Olivenbäume. Die Maulbeer- und Wallnußbäume erlangen eine mächtige Größe. Bei Sudagh soll der Ertrag eines der letzteren bis auf 40,000 Früchte steigen; bei Mischor gab ein einziger Wallnußbaum eine jährliche Revenue von 130 R. S., und dergleichen gibt es noch viele auf der Südküste. Die Gemüse scheinen sämmtlich auf der Südküste nicht gedeihen zu wollen; es fehlt ihnen das Zarte, das namentlich unsere Kohlsorten besitzen. Wenn überhaupt Gemüse gedeihen sollen, so muß der Boden zuvor derb gedüngt werden. Mit Obst- und Tabaksbau beschäftigen sich insbesondere die Tataren, von denen viele eigene Weinberge besitzen, selbst jedoch keinen Wein machen, da ihnen dies von ihrem Religionsgesetze verboten ist. Sie verkaufen entweder die frischen Trauben oder trocknen die ihnen übrig bleibenden zum eigenen Gebrauche. Den Tataren ist nur daran gelegen, mit möglichst wenig Mühe möglichst viele Trauben zu erhalten; an eine Veredelung der Früchte durch sorgsamere Pflege denken sie nicht, weshalb es auch in ihren Weinbergen ziemlich wild aussieht. Desto besser gelingt ihnen dafür die Kultur der Arbusen, die in der Krim sehr groß und saftvoll werden und in der heißen Jahreszeit die Lieblingsfrucht der Küstenbewohner sind.

Für den Weinbau ist namentlich durch den Fürsten Woronzow unendlich viel gethan: er bildet eine Lieblingsbeschäftigung der russischen Herrschaften in der Krim und kostete dem Staate wie den Privaten enorme Summen. Man hat Reben und Winzer aus den besten Weinländern kommen lassen (über 400 Sorten Reben) und große Strecken der Südküste mit Reben bepflanzt. Ganz Europa bis nach Lissabon, Madeira, Südafrika, Asien von Tiflis bis nach Schiras und selbst das nördliche Amerika wurden in Kontribution gesetzt, um für die Südküste der taurischen Halbinsel die besten von ihren Reben zu liefern; man scheute keine Kosten, um eine berühmte Weinrebe auch aus dem entferntesten Winkel der Erde kommen zu lassen. Der vor einigen Jahren verstorbene Direktor des Krongartens zu Nikita, Hartwig, hat durch Säen von Beeren ganz neue Sorten gewonnen, die unter dem Namen der „Hartwigschen" nach dem Auslande geschickt wurden. Der krim'sche Wein wird in Rußland viel getrunken und büßt durch den Transport keineswegs an sei-

ner Güte ein. Alle die vielen Rebsorten verlieren auf dem krim'schen Boden nach und nach ihren ursprünglichen Charakter; sie werden gröber und gegen 50 Proc. stärker. Den einzigen Unterschied der krim'schen Weine begründen die geognostischen Verhältnisse. Auf dunkelfarbigem Boden, der die Wärme leicht zurückhält, bekommt der Wein der taurischen Südküste das Feuer, das ihn auszeichnet. Die Weinberge bei Sudagh, die meist auf hellfarbigem Jurakalk stehen, und besonders die Rebpflanzungen auf den weißen Kreidehügeln an der Alma und Katscha liefern einen viel schwächern Wein, dafür aber eine viel reichlichere Lese. Der auf Thonschiefer gewonnene starke Wein von Maharatsch, Livadia, Alupka, Ursuff und Nikita wird mit 5 bis 7 Rbl. für den Wedro bezahlt, während der schwache Wein von der Alma kaum für $1\frac{1}{2}$ bis 2 Rbl. Käufer findet. Auch auf die wilde Pflanzenwelt sind die geognostischen Verhältnisse nicht ohne Einfluß. So scheint der Kalk für die Waldvegetation günstiger als der Schiefer zu sein. Hervorragende Erscheinungen in der Pflanzenwelt sind die erwähnte taurische Fichte und der Erdbeerbaum. Dieser wächst zwischen Felsen, an denen er sich mit den Wurzeln festhält. Die taurische Fichte sammelt um ihren Stamm und ihre Wurzeln ein feuchtes Erdreich, das von den Gärtnern wegen seiner Fruchtbarkeit sehr geschätzt wird. Die Eiche der taurischen Halbinsel ist klein und trägt außerordentlich zierliche Blätter. Dagegen erheben sich der Wachholderstrauch und die Magnolia zu stattlichen Bäumen. Wilde Feigen und Terebinthen machen sich den Platz zwischen den Felsen streitig, und den kriechenden Kapernstrauch findet man von Aluschta an häufig an den die Küste umgebenden Bergen. Der taurischen Halbinsel eigenthümlich ist der aus Sinope stammende Pyramiden-Apfelbaum. Der Epheu scheint hier seine Heimath zu haben, denn er wächst zu mächtigen Stämmen an und entfaltet an vielen schlangenartigen Aesten, die sich weit umher spannen, eine große Blättermasse, die einen anmuthigen Schmuck der Landhäuser bildet. Auf allen Punkten der Südküste finden sich die Korneliuskirsche und mehrere Arten von Haselnußsträuchen, die so ergiebig sind, daß ihre Früchte einen nicht unbedeutenden Handelsartikel bilden.

Die Küstenlandschaft Ostfrieslands und deren Bewohner.

Von **Hermann Meier.**

II.

Die verschiedenen Bodenarten Ostfrieslands. — Die Bildung der Marschen. — Mikroskopische Bestandtheile des Marschbodens. — Die Entstehung des Dollart. — Wiedergewinnen des Bodens. — Polder.

Es gibt in unserm Deutschland gewiß kein zweites Stücklein Erde, welches mehr von der Natur heimgesucht wurde, und wo die Menschenhand mehr in die mächtigen Wirkungen eingegriffen hat, theils um sie zu fördern, theils um sie durch kräftigen Widerstand zu hemmen, als der nordwestlichste Winkel — unser Ostfriesland. Es bildet einen Theil jener großen Ebene, welche sich von der Spitze Jütlands bis zum Ausflusse der Schelde ausdehnt, und zwar den Rand desselben, wie schon sein Name andeuten soll, den man wohl ableiten will von dem altfriesischen Worte Fries oder Frese, d. h. Rand. Der Totaleindruck dieser Ebene, die eine weithin unübersehbare, mehr oder weniger gebogene, eine kümmerliche oder im entgegengesetzten Falle eine einförmige Vegetation zeigende Oberfläche darbietet, macht auf das Gefühl des Wanderers, der von oder hinter den Bergen herkommt, zwar keinen lieblichen, aber einen desto tiefern Eindruck. Doch es gibt auch Gegenden unseres Landes, die eine so freundliche Physiognomie haben, daß die Sehnsuchtsschwingen nach dem Hochland erlahmen, weil „das Herz alsdann hier ist".

Im weitern Vaterlande ist Ostfriesland Manchem noch eine terra incognita, wenn auch etwas weniger unbekannt, als das benachbarte Saterland, über welches wir nächstens Mittheilung machen werden. Dieser vergleicht Ostfriesland mit der Lüneburger Heide, Jener mit einem Lande, wo Butter und Käse fast fertig von der Wiese zu holen ist. Die Althannoveraner (das sind die Einwohner aus den alten Provinzen; Ostfriesland kam erst 1815 an Hannover), welche vielfach als Beamte hieher versetzt werden, nennen es „Ochsfriesland" und sehen ihre Versetzung hieher als eine Verbannung an, überzeugen sich aber bald zu ihrem Vortheil von ihrem Irrthum: denn der Schmachtriemen kann schon nach wenigen Wochen abgelegt werden, die haut- und knochenreiche Gestalt versieht sich mit Fleisch und Fett. Land und Leute hat man so bald lieb gewonnen, daß man ungern sich wieder von denselben trennt.

Einer freundlichen Aufforderung des Herrn Herausgebers des „Globus" gemäß, wollen wir uns der dankbaren, aber nicht leichten Arbeit unterziehen, über das ostfriesische Land und dessen Volk einige eingehende Mittheilungen zu machen, die aber wenigstens von vorn herein den Werth haben, daß sie wahr und richtig sind, ein Prädikat, welches besonders den Aufsätzen des Herrn Baron von Seld über Ostfriesland nicht beigelegt werden kann. — — —

Ostfriesland hat drei ganz verschiedene Hauptbodenarten: Moor, Sand und Marsch. Erstere findet man in der Mitte des Landes, sie wird an drei Seiten vom Sandboden eingeschlossen, um welchen sich wie ein ewig grünender Kranz die Marsch hinzieht. Das Volk vergleicht auch Ostfriesland mit einem Pfannkuchen, von dem der Rand das Leckerste, das Fetteste ist. — Sand bildet den Urboden und die Marsch ist die jüngste Bodenart. Von den $52\frac{1}{2}$ Quadratmeilen Ostfrieslands beherrscht das Moor etwa $12\frac{1}{2}$, der Sand mit Einschluß der Inseln $16\frac{1}{2}$, die Marsch 24 Quadratmeilen.

Täglich bildet sich noch neuer Marschboden, aber wie entsteht er? Darüber sind die Ansichten sehr auseinander laufend. Sehr allgemein ist die Meinung, daß er aus dem Niederschlag, welchen ein Zusammenfluß des ausströmenden, süßen Binnenwassers mit dem hellgrünen Seewasser erzeugt, hervorgehe. An der ganzen Seeküste sind nämlich nicht weniger als 86 Siele oder Schleusen, um das Land zu entwässern. Sobald solches Wasser mit dem des Meeres zusammenkommt, bildet sich aus der Vermischung beider der Schlick oder Schlamm, der sich schließlich, besonders an den Flußmün-

bungen, ablagert, und durch fortwährende Ablagerungen neuen Boden erzeugt.

Arends, der vorzüglichste Geograph Ostfrieslands, ist andrer Ansicht. Seinem Dafürhalten nach sind Fluß- und Seewasser nicht im Stande, den Schlamm zu erzeugen, es müsse noch eine andere Potenz da sein, welche den Hauptstoff dazu hergäbe. Der Boden des Meeres sei von eben so verschiedener Beschaffenheit, als der des festen Landes. Er habe Felsen, Thon, Kalk, Sand; letztern am häufigsten, und den allein sähen wir auswerfen. Was hält uns aber ab, anzunehmen, daß in der Nähe unsrer Küste ausgedehnte Thon- und Kalksteinlager unter den Wellen liegen? Die Bestandtheile des Seewassers bestätigen diese Vermuthung*).

Welch' ungeheure Quantität solider Massen führen demnach die Millionen Kubikfuß Wasser, die täglich unsrer Küste zuströmen, herbei! Diese konstitutiven Theile können sich nicht im Wasser selbst erzeugen, sonst müßte das Seewasser sich überall gleich sein. Dem ist nicht so. Selbst die uns so nahe liegende Ostsee hat nur ein halb mal soviel feste Theile. Wie läßt sich diese große Ungleichheit besser erklären, als durch die Voraussetzung, daß im Boden der Ostsee geringe, in dem der Nordsee stärkere Betten von Thon, Kalk &c. liegen, welche vom Meer nach und nach losgespült werden, bei Fluthzeit der Küste zufließen und sich da als fetten Schlamm niedersenken, der unsere Marschen bildet. Nach Allmers (im Marschenbuch) kennen dreierlei Weisen hinsichtlich der Marschbildung in Betracht.

Zuerst die mechanische. Wenn Fluth und Ebbe oder Ebbe und Fluth zusammentreten, wo alle Strömung aufgehoben zu sein scheint, setzt sich eine Lage Schlamm ab, die der Strom bis dahin ruhelos mit sich forttrug**); sodann die chemische, welche identisch ist theils mit der jüngst aufgestellten Ansicht, theils mit der von Arends, und endlich die durch das Sterben der Infusorien erzeugte.

Dr. Prestel in Emden übersandte vor mehreren Jahren an Ehrenberg verschiedene Schliekarten, in welchen dieser zum größten Theil Infusorien und deren Ueberreste fand. Die jedesmalige oberste, also jüngste Schicht, bestand fast allein und wenigstens zu $^9/_{10}$ aus Infusorien, vorzugsweise Frustalia attenala und acuminata. In Folge dieser und anderer Untersuchung ist Prestel mit Ehrenberg der Ansicht, daß die Marschen und Kulturländer der Flußgebiete nicht ausschließlich, vielleicht nicht hauptsächlich, ein Geschenk der Flüsse seien, sondern daß dieselben nachweislich einen Theil ihrer Existenz und Fruchtbarkeit jenen marinen animalischen Verhältnissen verdanken. Diese Ansicht wird bedeutend durch die Untersuchungen des Professor Harling unterstützt. Nach demselben soll z. B. der Dollartschlamm zum 10. Theil aus Ueberresten mikroskopischer Organismen bestehen. Derselbe berechnet aus der Höhe des Schlammes, daß, wenn 2000 Billionen dieser Reste auf einen Quadratmeter gehen, seit Entstehung des Dollart (1277) bis 1854 jede Stunde 15,400 Billionen, in jeder Sekunde $4^1/_4$ Billion dieser Organismen gestorben sind, um mit ihren Fragmenten einen fruchtbaren Boden mit erzeugen zu helfen, der jetzt in so reichem Maße tausende von Menschen nährt.

*) Arends gibt hier eine ziemlich alte Analyse des Nordseewassers, die wir durch die uns bekannte neueste ersetzen.

1 Pfd. = 7080 Gran Nordseewasser enthält:

Chlornatrium	197,5	Gran.
Chlorkalium	4,446	„
Chlormagnesium	28,302	„
Schwefelsaure Talkerde . :	10,2	„
Schwefelsaure Kalkerde . .	4,926	„
Kieselerde	0,782	„

Das sind sehr viel konstitutive Theile!

**) Woher stammt denn dieser Schlamm? H. M.

Gegen alle diese Hypothesen ließe sich Mancherlei einwenden, wie auch gegen die von untergeordneter Bedeutung. So ist es sehr auffallend, daß hier sich der Schlamm im Nachsommer und frühen Herbst, wenn die Binnengewässer auf dem niedrigsten Standpunkt stehen, am stärksten häuft, sowie, daß er in regnigen Sommern weniger erzeugt wird, als sonst. Wir führen dies nur als Thatsache an, denn es fällt uns hier nicht entfernt ein, eine Kritik dieser verschiedenen Ansichten zu versuchen; wir stimmen aber Allmers vollkommen bei, wenn er sagt: Man sieht, unsere Naturforscher und Geologen brauchen noch gar nicht hunderte von Meilen zu reisen, um schöne Beobachtungen und Entdeckungen machen zu können. — — —

Als man schrieb den 12. Januar 1277, da war in Ostfriesland große Noth. Der furchtbare Nordost, der seit verschiedenen Tagen wüthete, hatte durch die „Seegaten“, das sind die Räume zwischen den einzelnen Inseln, so viel Wasser getrieben und peitschte so heftig dahinter her, daß die Anwohner des Meeres mit Bangen und Zittern der nächsten Zukunft entgegen sehen mußten. Denn man kannte bereits aus Jahrhunderte langer Erfahrung die Eroberungssucht des nimmersatten Nachbarn, der schon so manche schöne Beute an Land und Häusern, an Vieh und Menschen auf Meeresgrund gebettet hatte. Besonders hatte an diesem Tage eine Gegend unweit Emden, eine gottgesegnete Gegend mit einer reichen Stadt Torum und mit fünfzig blühenden Dörfern, Anlaß zur bangen Besorgniß. Bald flog der leichtgeflügelte Schaum über die damals noch nicht so starken und hohen Deiche weit ins Land hinein; immer lauter heulte der Sturm, immer höher stieg das Meer, immer schwächer wurden die Deiche. Endlich brachen sie und mit rasender Eile stürzten die Wogen in das Land hinein, Alles nieder werfend, was sie auf ihrem Wege fanden. Häuser und Gärten waren in einem Augenblick verschwunden, die stärksten Bäume wurden entwurzelt, und der Leichen von Menschen und Thieren gab es unzählige. Das Land war zum Meere geworden, zum Meere mit Ebbe und Fluth. Es schien, als ob die Zeiten der Urväter zurückgekehrt seien, von denen Plinius sagt: „Der unermeßliche Ocean läßt hier in dem Zeitraum eines Tages und einer Nacht zweimal seine Gewässer anschwellen und zweimal wieder ablaufen und offenbart uns dadurch den ewigen Kampf des Flüssigen und des Starren, so daß es zweifelhaft ist, ob die Sitze der Friesen dem Wasser oder dem Lande angehören. Dort wohnt das arme Volk auf Hügeln, welche entweder die Macht der Natur oder die Arbeit ihrer Hände gemäß ihrer Erfahrung vor der Höhe der Fluthen aufgeworfen hat. Während die Gewässer das Land bedecken, sind die Bewohner in ihren armseligen Hütten den Schiffenden zu vergleichen; wenn jene wieder abgelaufen sind, den Schiffbrüchigen.“

Die Beschaffenheit des Bodens im Innern dieses Landstriches stand dem Meere in seiner Zerstörungswuth bei, denn dieser Boden war so tief, so sumpfig, daß der Feind, einmal eingedrungen, hier die größten Verheerungen anrichten konnte. Emmius, der Vater aller friesischen Geschichte, bemerkt: „Der Boden ist derartig, daß er sich unter den Füßen bewegt und zittert, dem Andrang gewaltiger Fluthen also keinen Widerstand leisten kann. In solchen Fällen reißt er sich hier und dort los und treibt in kleinern und größern Stücken, oft mit ganzen Häusern und Ländereien. Dies mag wunderbar erscheinen und dem Fremden unglaublich; wir selbst würden daran zweifeln, wenn nicht der Augenschein uns gezeigt hätte, daß bei starken Wasserfluthen ganze Strecken Landes mit Vieh, Dörfern, Weitern und Kirchen auf den Wogen dahin treiben können.“

Die Belege zu dieser Beschreibung sind in der friesischen Geschichte nicht selten. So wurde z. B. in der sogenannten Allerheiligenfluth (1. November 1570) im Groningerlande

lande eine Fläche Landes losgerissen, um sich in Ostfriesland niederzulassen. In der Weihnachtsfluth (1717) trieben in Ostfriesland mehrere Häuser mit Menschen und Vieh davon; ein Haus trieb so unmerklich von der Stelle, daß die Lampe nicht erlosch und die Hühner ruhig auf der Stange sitzen blieben. Derartige Beispiele gibt es viele, und noch im Jahre 1793 rutschte ein Theil des Hochmoors über niedrigeres Land, weite Strecken bedeckend. —

Als nun aber die empörte Natur sich beruhigt hatte, als das entfesselte Element wieder in seine Grenzen zurückgekehrt war, als das Maß des Elends und des unsäglichen Jammers mehr als voll war, da war wieder Uneinigkeit unter den Menschen. Statt Hand in Hand zu schlagen und den Sommer einträchtiglich zur Ausbesserung und Verstärkung des Deiches zu benutzen, ließ Einer den Andern schalten und walten, wie's ihm wohlgefiel. Streit und Uneinigkeit hatte auch diese Menschen auseinander gerissen und ihnen Neid und Abgunst gegen ihre Brüder ins Herz gesenkt. Jeder arbeitete nur für sich. Der Nachbar versagte dem Nachbarn die Hülfe, und man wollte, wie jener reiche Bauer gesagt haben soll, lieber seine Ländereien lanzenhoch unter dem Wasser sehen, als dem Nachbarn helfen.

So blieben denn die zerrissenen Deiche zerrissen und dem Meere offen liegen. Die Elemente aber hassen das Gebilde der Menschenhand, und das Meer ergoß sich wiederholt über das Land und verschlang manches Dorf mit seinen Bewohnern. So ging es fort zehn lange Jahre: jeden Frühling und jeden Herbst wurden die eroberten Gefilde mehr und mehr verwüstet und jedesmal zog der Eroberer mit neuer Beute heim, aber — dieses Heim lag nicht mehr so fern, wie ehedem. — Da kam die Decemberfluth des Jahres 1287. An der ganzen Nordseeküste wurde man von ihr heimgesucht und nicht weniger als 30,000 Menschen fanden durch sie ihr Grab in den Wogen. Auch Ostfriesland mußte aufs Neue reichliche Opfer bringen, denn von jenem Landstriche blieb nur wenig übrig, was dann die folgenden Jahre und Jahrhunderte verschlangen. So entstand der Meerbusen Dollart, der seinen Namen trägt von der tollen Art (?), wie er sich Einlaß erzwungen.

Aber das Meer nimmt nicht nur, es zahlt auch wieder heim und thut dies doppelt, wenn der Anwohner es zum Zahlen zwingt. Der Dollart, der einst sieben Quadratmeilen groß war, umfaßt jetzt nur noch zwei Quadratmeilen, indem die nicht ruhende Menschenhand ihm bereits fünf Quadratmeilen wieder abgenommen und in reiche Polder verwandelt hat.

Tagtäglich zweimal kommt die Fluth an unsere Küste und läßt beim Zurücktreten jedesmal ihren Tribut an Schliek oder Schlamm zurück. Der Niederschlag des Schlamms geschieht aber hauptsächlich zur Ebbezeit, weil das Wasser alsdann bedeutend ruhiger ist, als während der Fluth und die fremden Bestandtheile des Wassers deshalb leichter niedersinken können. Bevor die Ebbe eintritt, hat das Wasser einen Augenblick vollständig Ruhe (wir Küstenbewohner nennen diesen Moment „Stauzeit"), und dann schon beginnt der Schlamm sich wolkenförmig vom Wasser zu trennen. Ist die Witterung ruhig, also nicht windig, dann ist es für den Niederschlag des Schlammes nicht gleichgültig, ob es regnet oder nicht, im ersten Fall ist der Niederschlag des Schlamms bedeutender. Denn die Regentropfen, welche alsdann während Fluth und Ebbe oder zur Zeit der Ebbe niederfallen, treiben, da sie gleichsam leichter sind, als das salzige Wasser und der Schlamm, durch den Stoß, den sie verursachen, letztern nach unten. Auch die Winde haben einen bedeutenden Einfluß auf das Niederschlagen des Schlamms. Ein Südwestwind bringt wenig Schlamm an die Küste, ein Nordwestwind, der so heftig ist, daß er den Anwachs zur Fluthzeit unter Wasser setzt, führt den Schlamm bis an den Deich und erhöht den Anwachs, östliche Winde aber, die niedrige Fluthen mit sich führen, sind gerade geeignet, für Erweiterung des Anwachses zu sorgen. Da nun aber in gewissen Monaten des Jahres mehr nordöstliche, in anderen mehr südwestliche Fluthen vorherrschend sind, so ist auch die Quantität Schlamm, die dem Anwachs zugeführt wird, nicht zu allen Zeiten des Jahres dieselbe.

Auch in Folge des Frostes wird der Anwachs erhöht. Das Eis, welches auf den großen Schlammfeldern entstanden ist, hat an seiner untern Seite eine Lage gefrornen Schlammes; wenn nun bei Nordwestwinde Thauwetter eintritt, dann reißt dieses Eis sich los, wird auf den Anwachs geführt und hinterläßt dort, wenn es geschmolzen ist, seinen Schlamm. —

Ueberall, wo ein mit Vegetation bedeckter Boden vom Fluthwasser überströmt wird, ist die Erhöhung des Bodens in einer bestimmten Zeit viel größer, als dort, wo alle Pflanzen fehlen, da natürlich hinter den Stengeln und Büscheln viel Schlamm gefangen wird. Daß an einigen Stellen in Jahrhunderten nur wenige Fuß Anwachs gewonnen sind, während er anderwärts mit Riesenschritten vorwärts geht, hat seinen Grund in der Richtung der Fluthströmung. Wollte man aber die Bildung neuen Bodens ganz der Natur überlassen, dann würde diese Arbeit nicht nur ziemlich langsam vorwärts gehen, sondern es würde auch nicht so viel Boden gebildet werden, als sich auf andere Weise erreichen läßt. Darum wendet der Mensch sein Möglichstes an, den Schlamm zu fangen und den gefangenen so rasch, wie thunlich, zu erhöhen.

Zu diesem Zwecke bringt man an unsrer Küste zwei Grundsätze zur Geltung. Erstens sorgt man dafür, daß die Fluth ungehindert den Schlammboden überströmen kann, setzt dem Wasser bei der Ebbe aber alle möglichen Hindernisse entgegen, um es zu zwingen, im ruhigen Zustande möglichst vielen Schlamm zurückzulassen. Zweitens strebt man dahin, alle Anlagen so zu machen, daß das Wasser vollständig wieder abfließen kann. Diese Anlagen bestehen aus sogenannten Schliekschlöten oder Schliekhunden. Einige Fuß von der Berme (dem Fuß des Deichs) entfernt, zieht man durch den weichen Schlamm kleine Gräben oder Schlöte, die 3 bis 4 Fuß weit, 1 bis 2 Fuß tief und 15 bis 20 Deichruthen (à 20 rhnl. Fuß) lang, 4 bis 10 Deichruthen von einander entfernt sind. Da, wo diese Schlöte aufhören, wird ein Querschlot gegraben, die Erde daraus nach der Landseite geworfen und von hier an eine neue Reihe Schlöte gezogen, jedoch so nahe zusammen, daß die Erde daraus auf einander geworfen werden kann, um dem auf diese Weise entstandenen Damm doppelte Anlage und Höhe zu geben, weil das Watt, je weiter vom Deiche, desto niedriger wird, folglich die Wälle dem Wasser stärkern Widerstand leisten müssen. Ein Quergraben verbindet diese Schlöte wieder und manchmal folgt noch eine dritte Reihe, was von der Lage des Watts abhängt. Im folgenden Jahre werden neue Schlöte zwischen den alten gegraben, im dritten ebenfalls; im vierten gräbt man die alten, welche nun völlig mit Schlamm angefüllt sind, wieder aus, oder auch schon im dritten, ja es kann sein, daß schon in einem Jahre die Schlöte voll Schlamm kommen, wenn die Lage besonders günstig ist. Auf solche Weise wird jährlich mit der Arbeit fortgefahren und das Watt erhöht. Begrünung stellt sich bald ein, erst auf den Wällen, dann über die ganze Fläche, wenn nicht die Eisgänge des Winters oft in einer Nacht die Arbeiten mehrerer Jahre zerstören*).

*) Die Kosten eines Deiches sind nicht unerheblich, wenn auch diese Anwachsdeiche nicht so hoch und stark zu sein brauchen, als die Hauptdeiche des Landes. So betrugen die Eindeichungskosten eines 1772 gewonnenen Polders von 84,800 Q.-Ruthen rhein., dessen Deichlinie 900 Ruthen einnahm, 180,000 Thlr., — Ostfrieslands größter Polder wurde 1752 eingedeicht. 1800 Mann legten im Frühling Hand ans Werk und waren im Herbst fertig. Er hielt über 800,000 Ruthen rhein. Friedrich II. verkaufte solchen später an die Stände des Landes für 299,161 Thlr.

Die erste Pflanze, die sich auf dem neugewonnenen Boden zeigt, ist der blätterlose Glasschmalz (Salicornia herbacea); sobald sich aber der Boden erhöht, verschwindet derselbe und macht der ansehnlichen, schönen Sternaster (Aster tripolium) Platz. Ihre unzähligen hellblauen Blumen erfreuen das Auge des Wanderers, der nimmermehr auf dem grauen Schlamm solchen Blumenwald gesucht hätte. Die dicken Stengel dieses Gewächses halten vielen Schlamm zurück, immer mehr begrünt sich der Boden, auch die Aster verschwindet und Glyceria maritima, hier Queller genannt, Plantago maritima, Agrostis stolonifera distans nebst vielen anderen Pflanzen, überziehen mit ihren Ausläufern bald das Ganze und vollenden die Begrünung des Bodens, der nun schon zum Weiden und Mähen benutzt wird.

Solche Anwüchse sind für das dahinter liegende Land von großem Nutzen, denn sie schützen dasselbe besser als Dämme und Deiche gegen die Wuth der Wogen, deren Gewalt sie brechen. Je größer der Anwachs oder das Vorland, desto gesicherter sind die Deiche, desto geringer die Unterhaltungskosten derselben und umgekehrt. Darum sucht man auch dort ein möglichst großes Vorland zu gewinnen, wo keine Aussicht auf Gewinnung eines Polders vorhanden ist.

Hat sich das Vorland völlig begrünt und steht seine Größe mit den Eindeichungskosten in Verhältniß, so schreitet man zur Eindeichung, indem man vom alten Deiche aus einen zweiten um das neugewonnene Land legt. Die Anwächse gehören, mit wenigen Ausnahmen, dem Landesherrn, der entweder die Bedeichung des Polders selbst beschaffen läßt oder ihn gegen Erbpacht zur Bedeichung an Privatpersonen überläßt. In alten Zeiten war das neue Land Gemeingut. Die Bewohner der nächst liegenden Dörfer benutzten den Anwachs gemeinschaftlich. Sie deichten ihn zusammen ein und vertheilten das Land unter sich. Später aber, als die friesische Freiheit in das Reich der Träume gebannt wurde, maßten sich die Grafen das neue Land an. Die Stände wehrten sich freilich gegen diese Uebergriffe, aber eine kaiserliche Resolution von 1595 gab dem Grafen ausdrücklich Recht.*)

Das gewonnene Neuland wird Polder oder Groden genannt; zwei gleichbedeutende Wörter, von denen ersteres mehr in Ostfriesland, letzteres mehr in Oldenburg gebräuchlich ist. Nun hat sich die Scene völlig geändert. In den Marschen die üppigste Fruchtbarkeit, der herrlichste Anbau, auf den Watten völlige Wüstenei; in den Marschen ein neugewonnener, frischer Boden, in den Watten das Gerippe uralten, untergegangenen Landes; in den Marschen das Walten der raffinirtesten Menschenkunst, in den Watten das Schalten roher, zerstörender Naturkräfte, in den Marschen die Glockentöne der neuerbauten Kirchen und der Jubel zu fröhlichem Besitz gelangter Menschen, in den Watten die Todesstille über im Grabe verschütteter Habe und ertränkter Geschlechter; in den Marschen die Furcht vor dem Verlust des Ergriffenen, über den Watten die Hoffnung der neuen Auferstehung über Landschaften schwebend. Die Watten sind der lange Kirchhof der Marschen, und die Marschen sind Polder an Polder ein eben so langer Triumphzug der Menschen über die Natur.

Diese Worte von Kohl können wir nur nach allen Seiten hin unterschreiben, wenn auch andererseits das Naturkleid des neugewonnenen Marschbodens ein ziemlich einfaches ist, denn die Flora desselben ist trotz ihrer Fruchtbarkeit dennoch arm, sehr arm. Individuen die Hülle und Fülle, aber sehr wenig Arten. Ranunculus acris, Trifolium filiforme, Lathyrus pratense, Vicia cracca, Daucus Carota, Bellis perennis, Artemisia maritima, Achillea millifolium u. a. kommen in Millionen von Exemplaren vor, erfreuen aber durch ihr ewiges Wiederkehren keineswegs unser Auge, welches vergeblich auf weiten Strecken nach neuen Arten sucht. Keine Bodenart unsers Landes ist daran ärmer, als die Marsch. Aber sie hat doch ihre Reize. Einmal die Nähe des freilich nie ruhenden und stets an den Deichen nagenden, aber doch auch unzählige Genüsse bietenden Meeres, andermal aber die Produkte der immensen Fruchtbarkeit, die der Marschboden darbietet.

Ist der Deich gelegt, sind die Gräben gezogen, ist die erste Bearbeitung geschehen, wobei oft den Pferden Schuhe angezogen werden müssen, um nicht in den noch weichen Boden zu sinken, dann wird das Land bestellt. Seinen Salzgehalt verliert dieses bald und ist dann einer der fettesten und fruchtbarsten Boden. Besonders sind die acht Dollartpolder, die interessantesten von allen Marschgegenden, mit Recht weit und breit berühmt durch ihre Schönheit, ihre Alles übertreffende Fruchtbarkeit und den Reichthum ihrer Bewohner.

*) Die jährliche Ausgabe für diese Arbeiten ist keine geringe. Beim Heinitzpolder im gesegneten Rheiderland, dem südwestlichsten Theil Ostfrieslands, wurden von 1823 bis 1840 jährlich 11,280 Q.-Klafter hannover. bearbeitet und dafür jährlich etwa 828 Thaler verausgabt, in den 18 Jahren also 14,904 Thaler. Dahingegen ist aber schon der Ertrag des Anwachses ein so großer, daß man, von anderen Gründen fürs physische Wohl des Landes abgesehen, nichts Vortheilhafteres thun kann, als überall, wo die Natur dazu die geringste Veranlassung gibt, durch Arbeiten den Anwachs zu erhöhen. Nach einer 10jährigen Durchschnittsrechnung bringt eine Fläche von 400 Q.-Klafter jährlich auf an Gras 15 Thlr., an Nachweide 16 Gr., zusammen 15 Thlr. 16 Gr. Verausgabt für Graben 3 Thlr. 9 Gr. Bleibt ein jährlicher Gewinn von 12 Thlr. 7 Gr.

Neuyork am Ende des Jahres 1863.

Der 80 Fuß breite Broadway ist die Hauptpulsader Neuyorks. Von dem halbmondförmigen Battery-Platze erstreckt er sich drei englische Meilen weit nach Norden, bis dahin, wo langweilige, sich unter einander gleichende, rechtwinklige Straßen ihn kreuzen. Diese ziemlich todten Nebengassen sind so zahlreich, daß man keine Namen mehr für sie erfand, sondern sie einfach mit Nummern belegte. Auf dem Broadway schlägt aber die Fluth von mehr als einer Million Menschen zusammen. Kein Omnibus oder schwer beladener Wagen, kein Privatfuhrwerk und Fußgänger kann, wenn ihn die Geschäfte oder das Vergnügen zum Ausgehen antreiben, das Gedränge des Broadway vermeiden.

Diese Straße gibt der Stadt ihren eigenthümlich amerikanischen Charakter; Alles ist großartig an ihr, wenn auch die Schönheit einigermaßen in den Hintergrund tritt. Da sind Läden, welche nicht allein das Erdgeschoß und die Hof- und Flurräume, sondern auch gleich die ersten Stockwerke eines ganzen großen Häuservierecks einnehmen; Gasthöfe, welche eine Front von 150 Fuß haben und beinahe eben so hoch und breit sind. Astor-Hotel ist eine Welt im Kleinen. Es enthält über

500 Zimmer, elegante Läden, ein eigenes Telegraphenbureau und eine Druckerei. Lagerhäuser, aus mächtigen Marmorquadern, die fast wie Burgen erscheinen und doch geschmückt wie Paläste dastehen, sind keine Seltenheit. Kirchen und Hallen, die Theater, kurz Alles, was von Gebäuden dem öffentlichen Leben gewidmet und in anderen Städten nach allen Weltgegenden zerstreut ist, drängt sich in Neuyork auf dem Broadway zusammen.

Aber alle diese schönen und kolossalen Häuser sind nur der Rahmen für das lärmende Leben, welches sich zwischen ihnen entwickelt und den eigentlichen Charakter der Straße ausmacht; denn nicht Mörtel und Stein, sondern die Ebbe und Fluth der auf- und abwogenden Menschenmassen verleihen dieser Straße das wahre Gepräge. Den „Stolz des Broadway" bilden die Omnibus, dieses eigenthümliche Institut der „Musterrepublik", welches sich nirgends so in Blüthe befindet, wie in Newyork. Sie sind nicht düster angestrichen und ungemüthlich wie in London, nicht langsam und träge, wie in Paris, sondern lustig, bunt und mit allerlei Flittertand ausstaffirt, meist weiß angestrichen, mit rothen und goldenen Inschriften, mit allerlei Bildern, Landschaften und Seestücken bemalt. Sie sind wie Menageriebuden und gemahnen an barbarischen Ungeschmack. Zu dreien und vieren fahren sie hintereinander und begegnen einem eben so langen Zuge, mit dem sie oft in Verwirrung gerathen; die Deichseln fahren zusammen; es bricht etwas, man hört schelten und fluchen und die Pferde stürzen auf dem erschrecklichen Pflaster nieder; eine Gesellschaft gegen Thierquälerei, welche sich ihrer annehmen könnte, gibt es in Neuyork nicht. Ich bin, so schreibt der neuyorker Correspondent der Times, noch nie, weder zur Morgen- noch zur Abendzeit, über den Broadway gegangen, ohne daß wenigstens ein verunglücktes Pferd auf dem Pflaster lag, ja selbst an Sonntagen fand ich Pferdeleichen auf der Straße liegen, die dann bis zum Montag dort bleiben mußten, denn dann erst durfte der Schinderkarren kommen, um sie abzuholen. (Nicht am „Sabbath"!)

In diesem großen Wirrwarr von Wagen, zu dem noch schwere Lastkarren und leichte elegante Fuhrwerke kommen (eigentliche Droschken fehlen in Neuyork), bewegt sich nun noch das Geschäftsleben der Hauptstadt der westlichen Welt. Beim Astor-House oder von Wall-Street her den Broadway zu durchkreuzen, gehört zu den größten Wagstücken. Damen müßten von diesem Versuch gänzlich abstehen, wenn nicht zu ihrem Beistande ein Trupp Müssiggänger aufgestellt wäre, deren Pflicht es ist, Damen als Begleiter zu dienen. Sie tragen das Zeichen der Polizeileute, sind auch solche, zumeist starke Männer mit höflichen Manieren; sie tragen lange Fracköcke und runde Lederkappen und führen die Damen quer über die Straßen durch das dichteste Gedränge sicher hindurch.

Inmitten dieses chaotischen Gewühls von Menschen und Wagen marschirt in der jetzigen Kriegszeit plötzlich ein Regiment Soldaten über den Broadway; oder eine vollständig bespannte Batterie versperrt alle Zugänge. Noch größer und tobender wird der Lärm, wenn die neuyorker Feuerwehr mit Leitern, Stricken und Spritzen daherstürmt. Alt und Jung strömt mit ihr dem Orte des Feuers zu, und die Feuerwehrleute lassen einen eigenen schrillen Ruf vernehmen, welchen sie den Indianern abgeborgt zu haben scheinen.

So lebhaft zeigt sich die Außenseite der Stadt, der in Bezug auf Ausdehnung und Gedeihen vom Geschicke keine Grenzen angewiesen zu sein scheinen. Der Krieg mit den Südstaaten mag so lange fortdauern, wie er wolle, der Osten der Vereinigten Staaten mag gegen den Westen in Waffen treten, die ganze Union mag in einzelne kleine Staaten und Nationen zerfallen, das Sternenbanner mag in seine Streifen und Sterne aufgelöst und die Karte Nordamerika's so buntschäckig werden, wie die Europa's, oder endlich die „Kapitale des Westens" mag zu einer Art Hansestadt mit kleinem Gebiete herabsinken — sie wird doch der Mittelpunkt amerikanischen Lebens und Treibens bleiben.

Salem, Portland und Boston, welche einst Haupthäfen Nordamerika's waren, sind schon lange von Neuyork überflügelt worden, das auch das Bankgeschäft, welches früher in Philadelphia seinen Sitz hatte, an sich gezogen hat. Zu dem ungeheuern, unverhältnißmäßigen Fortschreiten der Stadt gesellt sich nun als belebendes und bereicherndes neues Element — der Bürgerkrieg. Durch Brand und Verwüstung wird der Süden entvölkert, im Westen liegt Alles lahm, und der Schmerzensschrei, welcher aus beiden Hauptstädten dieser Landstrecken, aus Neuorleans und St. Louis herübertönt, ist grauenvoll.

Ganz anders mit Neuyork. Hierher scheint jetzt ganz Amerika zu wallfahrten, obgleich die Stadt bei den eingeborenen Amerikanern in üblem Rufe steht und für einen Vereinigungspunkt von Elend und Corruption gilt, in dem die gesetzlosen, rohen Irländer und die „gottlosen" Deutschen in so großer Zahl wohnen. Die schlechtesten Subjekte der alten Welt haben ihr Stelldichein in Neuyork. Sie alle, und die meisten Eingeborenen selbst, halten sich in Neuyork nur auf, um ihr Glück zu machen. Diese Stadt ist ihnen wie ein Schiff, das man benutzt und dann wieder verläßt. Die ganze Bevölkerung befindet sich in einem wogenden, ab- und zuziehenden Zustande; sie wurzelt nicht im Boden. Die Stadt ist ihr Kaufladen, ihre Durchfahrt, in der man Geld verdient. Aber wie Wenige denken daran, hier ihre alten Tage in Ruhe hinzubringen und ihre Kinder zu erziehen!

Bei alledem ist Neuyork bereits eine übervölkerte Stadt, in der es an Wohnungen fehlt, und in der fortwährend gebaut wird, um diesem Mangel abzuhelfen. Gerade jetzt wieder steigen fünf oder sechs jener wahrhaft kolossalen Gasthöfe aus dem Boden empor, welche bestimmt sind, nicht etwa durchreisende Fremde, sondern einheimische Familien aufzunehmen, welche im Voraus schon diese Wohnungen belegen. Für einen großen Theil der Amerikaner hat das Gasthofleben einen größern Reiz, als das enge Heiligthum eigner Häuslichkeit. Der hohe Preis der Miethwohnungen, des Arbeitslohnes, die Theurung des Brennmaterials und die schlechten Dienstboten sind eben so viele Ursachen, aus denen amerikanische Familien noch mehr in ihrem Drang zum „socialen Leben" unterstützt werden und so zu dem vereinigten, beinahe kommunistischen Gasthausleben gelangen. Neuyork gleicht jetzt beinahe einem großen Phalanstère oder einem Karawanserai. Ein häusliches Familienleben nach deutschen Begriffen ist bei den Yankees fast zur Ausnahme geworden.

Im Gefolge dieses Yankee-Zigeunerlebens finden wir ausschweifende, frivole und luxuriöse Sitten. Man lebt in den Tag hinein und fröhnt dem Vergnügen; in nicht weniger als 20 Theatern wird Englisch, Deutsch, Französisch und Italienisch gespielt und gesungen. In Bezug auf andere Vergnügungsörter erreicht Neuyork beinahe Paris, dem es bald an Größe und Bevölkerungszahl gleich sein wird. Concerthallen, Salons und „Gardens" werden in immer größerer Menge angelegt; Alles scheint sich seit dem Ausbruch des Bürgerkrieges zu verdoppeln und sämmtliche öffentlichen Säle sind vom Oktober bis zum April bereits für Gesellschaftsunterhaltungen im Voraus belegt. Drei große Spielhöllen rasten nicht einmal Sonntags; — am Sabbath! — zu ihnen kommen noch die unzähligen kleinen. Bälle aller Art waren nie so zahlreich, wie gerade jetzt; französische und italienische Kriegsabenteuerer haben ihre besonderen Tanzarten und Champagner-Diners eingeführt und „Alles gedeiht"*).

*) In Gustav Struve's Broschüre: „Diesseits und Jenseits des Oceans" finden wir folgende Stelle: „Was in Neuyork, Boston oder Philadelphia oder einer anderen der großen Städte des Nordens Theater und

Hand in Hand mit diesem Luxus, dieser Verschwendung, diesem wüsten Leben geht ein fieberhaftes Jagen nach Geld. Neuyork ist wahrlich jetzt nichts anderes, als ein großes Spielhaus. Besucht man an einem schönen Sonnabend-Nachmittage die Concerte im neuen Centralpark, so erstaunt man über die große Zahl neuer Karossen, mit herrlichen Pferden bespannt, die vielleicht gestern von ihren Eigenthümern erworben wurden, um morgen schon verloren zu sein. Aber der Gedanke an dieses „Morgen" scheint bei all den Leuten nicht vorhanden. Das „wie gewonnen, so zerronnen" ist in Neuyork an der Tagesordnung.

Dabei zweifelt kein Mensch daran, daß der große Bankerott eintreten muß, an dem das Papiergeld (die Greenbacks) nicht mehr werth ist, als ein dürres Blatt. Darum dieses Jagen nach Vergnügungen aller Art, denn jeder will vor dem „Krach" noch sein Theil genießen.

Das Streben in den meisten amerikanischen Städten, mit Ausnahme von Boston, geht jetzt dahin, den englischen Ursprung zu verläugnen und französische Sitten und Gebräuche nachzuäffen. Viel von der angelsächsischen Unternehmungskraft, Stärke, Beständigkeit und Arbeitsamkeit liegt zu Boden, an der Oberfläche zeigt Jung-Amerika pariser Lack und schwärmt für französische Aeußerlichkeiten. Jetzt gleicht der Yankee-Amerikaner einem halbfranzösirten John Bull.

Concerte besucht, hat Mühe zu glauben, daß das Land von einem furchtbaren Kriege heimgesucht ist. Die Häuser sind gedrängt voll. Die Toiletten sind reich. Ich habe sie weder in Paris noch in London in so großer Zahl und so durchgängig gewählt und schön gefunden."

Hört man aber einen eingeborenen Amerikaner über die gerügten Uebelstände sprechen, so kommt alles Schlechte und Ueble von den „Fremden"; die Eingeborenen sind gute, unschuldige Lämmer! Ich aber glaube, daß das Boardinghaus- und Gasthofleben einen großen Theil der Schuld trägt, und daß hauptsächlich dieses den ernsten, reinen und gesunden angelsächsischen Charakter in der neuen Welt untergraben hat.

Das Land- und Badeleben in Saratoga und Newport ist jetzt bei den Neuyorkern Mode geworden. Der Bürger, welcher 10 Monate in seinem ungeheuern Logirhause in der fünften Avenue eingesperrt ist, sehnt sich nach frischer Luft. Aber er verläßt die Stadt nicht, ohne den Schwarm seiner Bekannten und Freunde, sein Hôtel und sein Theater nach dem Badeort mitzunehmen. Er selbst geht meist widerstrebend, aber die Königin seines Hauses wünscht oder befiehlt so. Denn unter den Kolonnaden am Ocean ist es Mode, noch einmal so viel Juwelen anzustecken, noch schwerere Seidenkleider und größere Krinolinen zu tragen, als daheim auf dem Broadway. Liebliche, schattige Ruheplätze und nette Villen gibt es genug auf dem frischgrünen Staaten-Island, oder am Gestade von Jersey und der Bucht von Newyork. Aber der eigentliche Neuyorker ist eben so wenig von seiner Avenue fortzubringen, wie der Pariser von seinem Boulevard, und die schönen Landhäuser der Umgegend werden meist von neuen Ansiedlern aus der alten Welt bewohnt. Das Klima ist so herrlich, wie man es nur wünschen kann, und die Reinheit des amerikanischen Himmels läßt sich nur mit dem Italiens vergleichen, selbst im Winter.

Aber mehr oder weniger faul ist Alles, und der „Krach" wird nicht ausbleiben.

Chinesische Justiz.

Nach einer Schilderung in dem Roman Gin-ping-mei*) von **H. A. von der Gabelentz.**

Die Frau eines Kaufmanns Han Doogywe hatte längere Zeit zum Aergerniß der Nachbarn mit ihrem Schwager Han El Doogui in verbotenem Umgang gelebt. Eines Tages, als Han Doogywe ausgegangen ist und sich El Doogui wieder zu Frau Wang geschlichen hat, vereinigen sich mehrere junge Leute aus der Nachbarschaft, steigen über die Hofmauer, dringen in das Haus Han Doogywe's ein und ergreifen die Frau nebst ihrem Schwager. Beide werden ohne Umstände gebunden und in ein Wachthaus abgeführt.

Erst am anderen Morgen kehrt Han Doogywe zurück. Mit gezierten Schritten und den Fächer ausbreitend bewegt er sich durch die Straßen und weiß mit Jedem, der ihm begegnet, ein paar höfliche Redensarten zu tauschen. Da kommt ein Bote eilends gelaufen, zieht ihn zur Seite und theilt ihm den Vorfall des vergangenen Tages mit. Han Doogywe verfärbt sich vor Schrecken, und der Autor fügt hinzu: „Wenn Einer auch das Wasser des westlichen Flusses ausschöpft, kann er doch heute die Scham seines Gesichtes nicht abwaschen."

Zunächst sucht nun Han Doogywe seinen Freund Jugbedsiyo, um sich von ihm Rath und Beistand zu holen. Nach mehrfachem vergeblichen Umherlaufen findet er ihn bei einem Gastmahl, vom Wein schon etwas geröthet, und er hat einen Zahnstocher im Hutrande stecken. Jugbedsiyo sagt seinen Beistand zu, verabschiedet sich und begleitet den Han Doogywe. Dieser bittet ihn nochmals dringend, doch ja den Oberrichter bestimmen zu wollen, daß die Frau nicht vor das Tribunal gebracht werde. Gleichzeitig kniet er nieder. Jugbedsiyo hebt ihn auf und sagt: „Guter Freund, warum sollte ich diese Kleinigkeit nicht für Sie thun? Setzen Sie schnell ein Schreiben auf, worin Sie den Hergang schildern. Vermeiden Sie jedes überflüssige Wort. Da Sie Geschäfts halber nicht zu Hause waren, haben einige Taugenichtse aus der Nachbarschaft mit Steinen und Ziegelstücken geworfen, um Ihre Frau zu necken. Ihr Bruder hat sie deshalb gescholten, die Schelme aber haben ihn umringt, gepackt, mit Füßen getreten, geschlagen, gebunden und auf die Wache geschleppt."

Han Doogywe nahm sogleich Pinsel und Reibstein, schrieb den Hergang auf und steckte das Schreiben in den Aermel. Beide Freunde begaben sich hierauf zu Han Doogywe's Compagnon, dem Seidenhändler Simenking. Der Thürsteher sagte ihnen, daß der Herr sich in der Bibliothek im Blumengarten befinde; sie gingen also durch die große Halle in den Blumengarten und traten durch eine Laube in einen runden Pavillon, welcher dem Simenking als Sommeraufenthalt diente. Ein Diener meldet die Gäste an, der Hausherr empfängt sie im Bibliothekzimmer, nach den üblichen Begrüßun-

*) Es ist dies derselbe Roman, aus welchem schon mein Bruder (Globus III, S. 71) Auszüge gegeben hat. Der Leser wird in unserer Umschreibung der chinesischen Namen Verschiedenheiten entdecken, welche daher rühren, daß mein Bruder der in Europa gebräuchlichen Transcriptionsmethode gefolgt ist, während ich die Mandschuumschreibung, als die in China selbst autorisirte, angenommen habe.

gen setzt man sich und trinkt Thee. Hierauf trägt Ingbedsiyo die Geschichte seines Freundes vor. Er fügt hinzu: „Dieser hier (Han Dooguwe) hat mich nun unter Thränen gebeten, es Ihnen mitzutheilen und Sie um einen Brief zu bitten, worin Sie sich vor Heng ki (dem Oberrichter) ein wenig für ihn verwenden. Um seinen Bruder ist es ihm weniger, wenn nur seine Frau nicht weggesühet wird."

Han Dooguwe zog während dem das von ihm eben aufgesetzte Schreiben aus seinem Aermel hervor, kniete nieder und sprach: „Nachdem ich wegen bee mir widerfahrenen Beleidigung an Ihre Thüre gekommen bin, wollen Sie wohl dessen, was Herr Jug sagt, mitleidig eingedenk sein? Mein ganzes Haus würde es bis in's Alter nicht vergessen."

Simenking hieß ihn aufstehen, prüfte das Schreiben und bemerkte: „Anstatt ein Bittschreiben an den Beamten der Stadt zu richten, ist es bessee, daß man mit dem Bezirksvorsteher spricht. Jenen lasse man noch einen Bericht aufsetzen, den ich morgen mit in's Tribunal nehmen will, um die Sache zu ordnen."

Han Dooguwe warf sich nochmals nieder, während Simenking einen Diener auf die Wache schickte, welcher bald darauf mit einem Soldaten in schwarzem Kleide zurückkehrte. Simenking wies diesen an: „Geh' in die Niopistraße, erkundige dich, zu welchem Bezirk das Haus meines Compagnons Han gehört und sage dem Bezirksvorsteher in meinem Namen, er solle die Frau Wang sogleich freilassen, sich nach den Namen einiger der Schurken erkundigen, einen Bericht über den Hergang aufsetzen und ihn morgen früh in unser Tribunal Tihing bringen."

Der Soldat entfernte sich, um Simenkings Befehle auszuführen; ihm folgte Han Dooguwe, doch nicht, ohne sich abermals bei letzterem bedankt zu haben.

Ingbedsiyo blieb bei Simenting zurück. Dieser ließ seinem Gast gewärmten Wein und Schi-Fisch vorsetzen und erzählte ihm sodann aus seiner richterlichen Praxis Folgendes: „Der Bruder des Eunuchen Lio, Namens Liobeho, der den Rohrzaun längs des Flusses verwaltet und dabei einige Unzen Silber gewonnen hat, kaufte sich ein Landgut in Ulibiyan. Beamte unseres Gerichtshofes brachten in Erfahrung, daß er zum Bau seines Wohnhauses kaiserliches Holz genommen habe, und zeigten die Sache an. Hiyalungki, der Oberrichter, meinte, man solle, nachdem man einhundert Unzen Silber von ihm empfangen, ihn noch bei dem Schengyunwau-Gericht anschuldigen. Der Eunuch Lio, darüber erschrocken, hat selbst hundert Unzen Silber genommen und ist damit zu mir gekommen, mit der Bitte, die Sache zu vertuschen. Aber was frage ich nach seinem Silber, da mir meine Handelsgeschäfte genügenden Lebensunterhalt gewähren? Ueberdieß ist der Eunuch Lio von Alters her mein Freund und ich habe schon unzählige Geschenke von ihm erhalten. Die Sache wurde also damit abgemacht, daß während der Nacht jenes Haus eingerissen, der Besitzer desselben, Liosan, vor Gericht geführt und mit 20 Stockschlägen bestraft ward.

Nachdem dies geschehen, hat der Eunuch Lio zum Dank für die erwiesene Gunst ein Schwein schlachten lassen, einen Krug Hohowa-Blumenwein und zwei Packete mit in Hefen gesetzten Schi-Fisch, zusammen 40 Pfund, und endlich zwei Stück geblümtes Zeug gebracht und uns persönlich seine Erkenntlichkeit ausgedrückt."

Ingbedsiyo sagte: „Sie haben doch diese Schätze nicht verschmäht? Der Herr Hiya ist vom gemeinen Soldaten avancirt, von Haus aus hatte er gar nichts, wovon sollte er also leben, wenn er Nichts erpreßte?" Darauf bemerkte sein Gastfreund: „Allerdings, aber er ist schmutzig geizig und fragt nicht nach Recht und Unrecht, wenn er nur Vortheil aus der Sache ziehen kann. Ist das eine Art? Obgleich wir militärische Beamte sind, so muß man doch, wenn man Strafen verhängt, auch etwas auf die Schicklichkeit Rücksicht nehmen."

Der Wachsoldat hatte inzwischen Frau Wang in Freiheit gesetzt und den Leuten, welche neulich in Han Dooguwe's Haus eingedrungen waren, angezeigt, daß sie morgen vor dem Tihing-Tribunal gerichtet werden sollten. Als diese hievon benachrichtigt wurden und zugleich erfuhren, daß Han Dooguwe Simenkings Verwendung in Anspruch genommen habe, geriethen sie in große Bestürzung.

Der Wachsoldat, dem Han Dooguwe ein Trinkgeld von fünf Silbermünzen gegeben hatte, notirte ihre Namen und überbrachte dem Simenking die Liste.

Am folgenden Tage sehen wir diesen und Hiaytihing zu Gericht sitzen. Die Angeschuldigten werden durch die Vorsteher der untergebenen Bezirke hereingeführt und Hanel, mit dem das Verhör beginnen sollte, wird zum Niederknien genöthigt. Hiyatihing durchliest den Bericht und bemerkt sodann: „Wie bee Bezirksvorsteher Siyootscheng von der vierten Wache der Niopi-Straße berichtet, handelt es sich um eine Straßenprügelei. Nun gibt Hanel auf Befragen zu vernehmen: „Mein Bruder ist Kaufmann und also oft nicht zu Hause. Diese Abwesenheit wurde von einigen Tagedieben aus der Nachbarschaft oft benutzt, um seine kleine Tochter durch Singen unzüchtiger Lieder, durch Lärm vor der Thür, durch Steinwürfe und sonst auf alle Art zu kränken. Ich wohne anderswo, wenn ich aber in meines Bruders Haus auf Besuch kam, konnte ich diese Rohheiten nicht mit ansehen und schalt mit einigen Redensarten. Hierdurch erbittert, warfen mich die Taugenichtse zu Boden und mißhandelten mich."

Hiyatihing wendet sich nun an die anderen Angeschuldigten. Diese rufen einstimmig: „Herr, glauben Sie seinem Vorgeben nicht!" und erzählen zugleich den wahren Sachverhalt.

Hierauf wird der Bezirksvorsteher Siyootscheng befragt, warum er die Frau Wang nicht mitgebracht hätte. Da dieser nicht sagen durfte, daß der Soldat sie losgelassen habe, so antwortet er: „Wangschi hat kleine Füße und kann nicht gehen, sie wird aber sogleich kommen. Hanel, der noch kniet, blickt nun nach Simenking, dieser neigt sich nach Hiyatihing und sagt: „Wozu die Wangschi vorführen? Sie ist sehr schön von Gestalt, und weil sie den Verlockungen dieser Taugenichtse nicht gefolgt ist, haben sie sich an ihr rächen wollen." Er läßt hierauf den Anführer der Angeschuldigten, Tschedan, vortreten und fragt ihn: „Wann und wo habt Ihr diesen Hanel ergriffen?" Antwort: „Gestern am Tage haben wir ihn in jenem Hause ergriffen." Jetzt wird Hanel gefragt: „Wie bist Du mit Wangschi verwandt?" worauf der Bezirksvorsteher bemerkt: „Sie ist seine Schwägerin." Auf ferneres Befragen erklärt dieser noch: „Die Angeklagten sind über die Mauer gestiegen und so in das Haus des Han Dooguwe eingedrungen." Da ruft Simenking voll edler Entrüstung aus: „Ihr Schurken also meint, daß der Schwager als naher Verwandter nicht in's Haus gehen darf; unter welchem Vorwand unterfieht ihr euch nun, über die Mauer zu steigen? Wenn Ihr nicht das Verbrechen habt begehen wollen, dessen Ihr Hanel beschuldigt, so habt Ihr jedenfalls rauben wollen!"

Der Richter läßt Marterwerkzeuge herbeischaffen und Jeden der Leute einmal torquiren und mit zwanzig Stockschlägen züchtigen, so daß „Fleisch und Haut zerriß und das Blut herabfloß". Alle waren junge Leute, welche noch nie eine Züchtigung erlitten hatten. „Sie schrien zum Himmel, weinten und wälzten sich am Boden."

Der eifrige Richter läßt seinen Collegen gar nicht zu Worte kommen, sondern verkündigt gleich das Urtheil weiter: „Hanel soll entlassen, diese Vier aber sollen in's Gefäng-

niß gesteckt werden, bis man die Sache weiter untersucht hat."

Während die vier Unglücklichen klagen und jammern, macht ihnen der Gefangenwärter noch mehr bange, indem er sagt: „Wenn erst die Untersuchung beendigt ist, so wird man euch Alle zur Strafe verbannen, und wenn Ihr dann nach dem äußeren Ju-tscheo-hiyan kommt, so ist euer Tod gewiß."

Glücklicherweise herrscht noch Gerechtigkeit in China. Die Gefangenen wissen durch Leute, welche ihnen das Essen bringen, an ihre Angehörigen Briefe zu befördern, worin diese aufgefordert werden, „*Hoch und Niedrig zu bestechen*". Vierzig Unzen Silber werden zusammengeschossen. Hiermit begeben sich Väter und Brüder der Gefangenen nach Jngbedsiyo's Haus und bitten ihn um seine Verwendung. Dieser Ehrenmann nimmt das Geld an, da er aber erst gestern im Interesse des Hanel thätig war, so kann er sich nicht heute bei Simenking für die Gegenpartei verwenden. Er besticht also mit zwanzig Unzen einen begünstigten Diener Simenkings, Namens Schutung, und überläßt diesem das Weitere. Schutung weiß eine der sechs Frauen Simenkings in sein Interesse zu ziehen, was ihm auch durch Geschenke und Schmeicheleien gelingt, und Frau Lipingel macht nun die Fürsprecherin bei ihrem Herrn. Simenking läßt sich auch bereit finden, die Gefangenen freizugeben, *nur will er sie zuvor Alle noch einmal durchprügeln lassen*. Lipingel bemerkt hierauf: „Wozu dies, es ist ein widerlicher Anblick, wenn sie vor Schmerz das Gesicht verziehen." Aber der Eheherr entgegnet: „*Gericht ist Gericht*, wie kann man in öffentlichen Angelegenheiten auf die Person Rücksicht nehmen?"

Die am andern Morgen stattfindende *Gerichtsverhandlung* muß in der That ein ergötzliches Bild abgegeben haben. Zunächst wendet sich Simenking an seinen Kollegen Hiyatihing mit den Worten: „In Sachen Tschenban's und Genossen bin ich wiederholt angegangen worden, die Angeklagten leicht durchzulassen." Hiyatihing erwiedert: „Auch zu mir ist Jemand mit Bitten gekommen, ich hatte es jedoch nicht erwähnt, um Ihnen nicht lästig zu werden. Wenn es aber so steht, so wollen wir die Gefangenen heraufbringen lassen, noch einmal *verwarnen* und dann freilassen."

Simenking ist hiermit einverstanden, die Angeklagten werden vorgeführt, und man heißt sie niederknien. Sie verneigen sich in Einem fort, aus Furcht, Prügel zu bekommen. Da ergreift Simenking das Wort und sagt: „*Ihr Haufen Taugenichtse, warum habt ihr so viele Leute gebeten, für euch zu sprechen?* Eigentlich solltet ihr Alle zur Untersuchung gebracht werden, doch sei euch für diesmal verziehen. Wenn ihr aber noch einmal in meine Hände fallt, so lasse ich euch auf Lebenszeit ins Gefängniß sperren. Nun geht!"

Die Angeklagten lassen sich das nicht zweimal sagen, sondern stürzen laut jubelnd hinaus.

Aus allen Erdtheilen.

Anbau der Fieberrinde auf Jamaica. Im Herbste des Jahres 1860 erhielt der Regierungsbotaniker dieser Insel Samen von der *Chinchonapflanze* und hatte im Oktober 1861 aus demselben etwa 400 gesunde und kräftige Pflanzen gezogen. Er beging aber einen Fehler, indem er seine Versuche im heißen Tieflande machte, dessen Klima der Chinchona nicht zusagte; es war ihr zu warm, und etwa die Hälfte der Pflanzen ging nach und nach ein. Die übrig gebliebenen wurden dann ins Gebirge etwa 4000 Fuß über dem Meere verpflanzt, und dort gediehen sie ganz ausgezeichnet. Ein Jahr später hatte eine Pflanze von der Art mit rother Rinde, **Cinchona succirubra**, eine Höhe von 44 Zoll, mit Blättern von 13 Zoll Länge und 8¾ Zoll Breite. Im November 1863 war diese, nur zwei Jahre alte Pflanze sechs Fuß hoch, hatte 10 Zweige, und der Stamm hielt über der Wurzel 4½ Zoll im Umfang. Auch die Art mit grauer Rinde, **C. micrantha**, deren Blätter noch größer sind, gedeiht vortrefflich. Der Anbau der Fieberrinde kann für Jamaica von Bedeutung werden.

Zur Statistik der französischen Kolonien. Die Revue maritime et coloniale für Januar 1864 bringt eine sehr ausführliche Uebersicht der statistischen Verhältnisse einiger französischen Kolonien. Hiernach betrug im Jahre 1861 die Einwohnerzahl in

Martinique	135,991	Senegalländern	113,398
Guadeloupe	138,069	Franz. Indien	220,478
Franz. Guyana	19,559	Mayotte	22,570
Réunion	183,491	St. Pierre und Miquelon	2,385

Zusammen 835,941, was gegen das Vorjahr eine Vermehrung von gerade 64,000 Seelen ausweist. Die erzeugten Kolonialwaaren betrugen in dem genannten Jahre auf der Insel *Martinique* 28,240,400 Kilo Zucker; 6,224,050 Liter Syrup und Melasse; 4,739,210 Liter Tafia; 155,875 Kilo Kaffee; 303,250 Kilo Baumwolle; 8,894,450 Kilo Kakao; 28,400 Kilo Tabak. Die Schwesterinsel *Guadeloupe* bleibt hiergegen sehr zurück, ihre Erzeugung betrug nur: 31,219,226 Kilo Zucker; 1,724,717 Liter Syrup und Melasse; 3,664,809 Liter Tafia; 992,932 Kilo Kaffee; 20,412 Kilo Baumwolle; 109,474 Kilo Kakao; 320 Kilo Vanille; 4,030 Kilo Tabak. Die Insel *Réunion* dagegen lieferte an Produkten: 65,532,868 Kilo Zucker; 5,277,564 Liter Syrup und Melasse; 2,360,808 Liter Tafia; 319,800 Kilo Tabak; 150 Kilo Baumwolle; 1100 Kilo Kakao; 6,800 Kilo Gewürznelken; 11,427 Kilo Vanille; 347,600 Kilo Tabak.

Entdeckung von Kohlen in Brasilien. Man war bisher immer der Meinung, daß in Brasilien keine Kohlen vorkämen. Nach den Berichten der geologischen Gesellschaft in Manchester hat ein Engländer, Nathaniel *Plant*, mächtige Kohlenlager entdeckt, welche für die Zukunft Brasiliens von großer Bedeutung sind. Plant bereiste im Jahre 1862 die Provinz *Rio Grande do Sul* und die Grenzdistrikte Brasiliens nach Süden hin, seine Forschungen erstreckten sich namentlich auf das Gebiet des Jaguaräoflusses und seiner beiden Nebenflüsse *Candiota* und *Tigre*. Diese Ströme durchfließen das Kohlenfeld und münden in einen Küstensee bei San Pedro am Atlantischen Ocean; sie bilden auf diese Weise eine natürliche Wasserstraße vom Ocean bis in das Herz der Kohlenfelder. Die Kohlenlager selbst sind an einigen Ausbissen, wo sie zu Tage treten, über 65 Fuß dick (?). Im Norden des großen Kohlenbeckens findet man zwei kleinere Ablagerungen, deren eine in der Provinz Rio grande do Sul, die andere in der Provinz Santa Catharina liegt. Diese zur Oolithformation gehörigen Ablagerungen hatten ein Streichen von Süden nach Nord.

Brasilien, welches bisher jährlich 250,000 Tons Kohlen einführte, kann fortan zu einem billigen Preise seinen Bedarf im eigenen Lande gewinnen und obendrein die europäischen Dampfer, welche nach Indien und Australien fahren, mit dem unentbehrlichen Brennstoffe versehen. Das Candiotafeld bedeckt allein einen Raum von 150 Quadrat-Miles. Nach Plants Berichten gleicht die Kohle an Güte der englischen und eignet sich namentlich zur Beheizung von Dampfkesseln, während sie als gewöhnliches Brennmaterial minder gut ist. In Rio Janeiro hat man schon Gas aus ihr erzeugt.

Die Deutschen Philadelphia's schließen sich immer fester aneinander an und thun das Ihrige zur Erhaltung deutscher Sprache und Sitte, weil gerade in dieser Beziehung bei den Deutschen Nordamerika's noch viel zu wünschen übrig bleibt. Im Jahre 1764 ward bereits, vor nun 100 Jahren, der dortige deutsche Verein von einer Anzahl braver Männer gestiftet, die ihre Muttersprache erhalten und den neuankommenden Landsleuten guten Rath und Hülfe angedeihen lassen wollten. In letzterer Beziehung hat die Gesellschaft sehr viel Gutes gethan; was aber die Erhaltung der deutschen Sprache betrifft, so zeigte man sich sehr nachlässig, und kaum war ein Menschenalter verflossen, so wurde kein deutsches Protokoll mehr geführt und kaum hörte man noch bei den wichtigsten Verhandlungen die deutsche Sprache. In dieser Zeit hatten auch sehr bigotte und unduldsame Menschen die Zügel der Gesellschaft in Händen, und wer nicht bibelfest erschien, wurde nicht aufgenommen, wenn er auch sonst ein tüchtiger Mann war. Das hat sich aber Alles zum Guten geändert: Heute hört man unter den 500 Mitgliedern nur Deutsch reden, die englische Sprache ist ausgeschlossen und man rüstet sich, das hundertjährige Bestehen des Vereins in feierlicher Weise zu begehen. — Auch vom deutschen Theater in Philadelphia hören wir nur Vortheilhaftes. Das Haus ist alle Abend überfüllt. —

Kohlen- und Eisenerzeugung. Wir finden darüber in der Allgemeinen Zeitung folgende Ziffern.

1. Die Kohlengruben lieferten in Frankreich im Jahre 1862: 188,060,000 Zollcentner Kohle im Werthe von 110,920,000 Francs; Pennsylvanien, Ohio und Virginien producirten 190,765,860 Zetr. Anthracit und 62,296,832 Ctr. Steinkohlen, beides über 16,0 Mill. Dollars werth. Großbritannien förderte im Jahre 1861 die kolossale Masse von 1,697,794,814 Zetrn. Steinkohle im Werthe von 139,972,887 Thalern. Rußlands und Polens Produktion an Kohle wird auf 1 Mill. Ctr., die von Italien auf 1,2 bis 1,6 Mill. Ctr. Anthracit und Braunkohle angegeben. Der deutsche Zollverein (nach England der stärkste Kohlenproducent) hatte in den letzten Jahren eine Förderung von 282,660,969 Ctr. Stein- und 92,446,241 Ctr. Braunkohle im Gesammtwerth von 31,362,100 Thlrn. Dazu kommt noch Belgien mit einer durchschnittlichen Förderung von 170 Mill Ctr., das übrige Nordamerika mit beiläufig 50 Mill., Oesterreich mit etwa 65 Mill. Ctr. und Schweden mit 200,000 Tonnen. Der jährliche Kohlenverbrauch aller Länder der Erde darf hiernach auf mindestens 2800 Mill. Ctr. veranschlagt werden.

2. Die Roheisenproduktion belief sich in Frankreich im vorigen Jahre auf 21,000,000 Ctr. Roheisen und 14,010,000 Ctr. Schmiedeisen; die Vereinigten Staaten erzeugen an Roheisen 18 Mill., an Stab- und Walzeisen 8½ Mill. Ctr.; Großbritannien ca. 76 Mill. Ctr. Roheisen; Rußland beiläufig 6 Mill. Roh- und 2 Mill. Ctr. Schmiedeisen; Belgien über 7 und Oesterreich 6—7, Schweden und Norwegen 5—6, Spanien 1 Mill. Ctr. Roheisen. Der deutsche Zollverein erzeugt gegenwärtig 10,635,719 Ctr. Roheisen und 982,431 Ctr. Gußwaaren unmittelbar aus Erzen, dann 7,094,896 Ctr. Stab- und gewalztes Eisen, zusammen 18,713,046 Ctr. im Werthe von 43,055,435 Thlrn. Rechnet man zu obigen Zahlen die Produktion an Roheisen der anderen Staaten noch hinzu, so darf man die gegenwärtige Erzeugung von Gußeisen und Frischeisen (Roh- und Schmiedeisen) der ganzen Erde auf wenigstens 185—186 Millionen Centner veranschlagen, die sich gewiß für die Folge nicht wohl verringern wird. Nur scherzeshalber sei noch beigefügt: daß, sollte diese Kohlen- und Eisenmasse von 2986 Mill. Ctr. auf einmal verladen werden, man hierzu 14,9 Mill. Wagen zu 200 Ctrn. Tragkraft haben müßte, welche, in einen Zug vereinigt, eine Länge von wenigstens 160,600 Stunden einnehmen würden, also 1056 mal so lang als die Schienenlänge von Lindau bis zur bayerischen Landesgränze bei Hof, oder beiläufig 15mal um den Aequator herum.

Steigerung der Eisenproduktion in Großbritannien. Großbritannien hat bekanntlich seine industrielle Ueberlegenheit zu nicht geringem Theile dadurch erreicht, daß es dieselbe auf den großen Betrieb und auf das große Kapital stellte. Das gilt namentlich auch von der Eisenindustrie. In dem „Cleveland Distrikt" an den Flüssen Tyne, Wear und Tees hat sie einen geradezu kolossalen Aufschwung genommen. Sie liefert, vermittelst 134 Hochöfen, in der Woche durchschnittlich 17,000, also jährlich 884,000 Tonnen Roheisen, will sich aber damit nicht begnügen und hofft die Produktion vermittelst 150 Hochöfen auf wöchentlich 26,000 Tons, also im Jahr auf 1,350,000 Tons zu bringen.

Archäologisches aus England. Eine interessante archäologische Entdeckung ward im verflossenen Herbste zu Normanby in der Nähe von Middlesborough, Yorkshire, bei der Anlage eines Weges gemacht. Die Arbeiter stießen beim Graben auf Töpferwaaren, Theile von zerbrochenen Handmühlen und einen menschlichen Unterkiefer, in dem noch drei Zähne festsaßen. Außerdem fand man noch Knochenreste, die vom langstirnigen Ochsen, bos longifrons, abstammen, die Markknochen waren zerschlagen. Schweinsknochen wurden wenig, dagegen mehr Schaf- und Hirschknochen gefunden, an denen sich aber keine Zahnspuren nachweisen ließen, weshalb möglicher Weise damals, als diese Thiere lebten, Hunde gefehlt haben dürften. Sonderbar ist das Vorkommen von Knochen, die man Seehunden zuschreibt. Auch Schnitte bemerkte man an den Knochen, doch müssen dieselben mit einem sehr unvollkommenen und rohen Werkzeuge hervorgebracht worden sein. Ein einzelner Fußwurzelknochen von einem Schaf war in der Mitte kreisförmig durchbohrt. Alle Knochen waren mit phosphorsaurem Eisen überzogen, das an der Luft eine schöne blaue Farbe annahm. Dicht neben diesen Knochen war ein Muschellager von 6 bis 8 Zoll Dicke, 14 bis 15 Fuß Länge und noch unbestimmter Breite, gebildet aus gemeinen Seemuscheln und Strandmondschnecken (Turbo littoreus). Alle Muscheln waren geöffnet, und nur bei sehr wenigen fand man beide Schalen beisammen. Dieses Muschellager liegt 17 bis 19 Fuß unter der Oberfläche; über demselben fand man die Knochen, Scherbenreste und dazwischen Zweige, Knüppel, Laub, Holzkohle, Haselnüsse, Moos, Flechten, Binsen, die Hälfte eines gut polirten Gagatringes und einige rohe Pflöcke aus Knochen. Fünf Fuß über dem Muschellager zog sich durch die Ablagerungen ein ochergelb gefärbtes Sediment hin, welches einige Zoll stark war und durch seine Regelmäßigkeit eine ungestörte Ablagerung bewieß.

Genaue Untersuchungen der Umgebung führten zu dem Resultate, daß in früherer Zeit an dieser Stelle ein Teich oder kleiner See gewesen sein müßte; möglicherweise rühren diese Reste von Seebewohnern, ähnlich wie sie die Pfahlbauten der Schweiz uns zeigen, her. Die Times vom 26. Dec. 1863, der wir diesen Bericht entnehmen, meint, daß die Topfscherben, der Ring und die Handmühlen unzweifelhaft keltischen Ursprungs seien; doch das bleibt noch auszumachen. Waffen und Geräthschaften wurden nicht entdeckt. Der Unterkiefer war sehr groß und stark; die Zähne desselben waren beinahe bis auf die Wurzel abgenutzt, woraus auf eine sehr grobe Nahrung geschlossen werden kann.

Feuersbrünste in England. London wächst und wächst trotz der vielen Feuersbrünste, welche alljährlich eine große Anzahl Häuser in Asche legen. Im Jahre 1863 kamen 1404 Feuersbrünste zur Anzeige, 101 mehr als im vorhergehenden. Nimmt man die Zahl der Einwohner auf 2,800,000 an, so ergibt sich auf 2000 Einwohner ein Feuer. Liverpool mit 450,000 Seelen hatte 1863 beinahe 300 Feuersbrünste oder auf je 1500 Einwohner eine. Manchester zählt 360,000 Einwohner, dort brannte es im verflossenen Jahre 238 Mal oder auf 1510 Menschen einmal. Glasgow hat eine Bevölkerung von 410,000 Menschen, dabei im verflossenen Jahre 221 Brände, so daß auf 1885 einer entfällt. Dublin mit einer Population von 260,000 Seelen zählte 174 Feuer, mithin auf 1490 Einwohner eines. Edinburg hatte bei 170,000 Seelen 127 Feuersbrünste oder auf 1350 Menschen eine. Sehr günstig stellt sich das Verhältniß bei Sheffield, wo es 51 Mal brannte; da die Stadt nun 190,000 Einwohner hat, so kommt erst ein Brand auf 3670 Menschen; noch besser war das Verhältniß in Leeds mit 210,000 Einwohnern. Es brannte nur 47 Mal oder auf 4470 Menschen einmal. Was die londoner Feuersbrünste angeht, so wurde ermittelt, daß 227 durch unvorsichtiges Umgehen mit Licht, 39 durch Kinder, 123 durch Schornsteine, 100 durch Gas, 26 durch Streichhölzchen, 31 durch Tabakrauchen, 107 durch Funken und 26 durch Oefen entstanden, während von 487 die Ursache nicht ermittelt werden konnte.

Die Lachsfischerei in den Flüssen von Süd-Wales war früher sehr bedeutend. Von Jahr zu Jahr wird aber der Fischreichthum der Flüsse, welche durch Bergwerksdistrikte fließen, unbedeutender, und selbst Forellen und andere Fische, die man sonst in großer Menge fing, sind sehr selten geworden. Als Ursache dieser Abnahme hat man die schädlichen

Beimischungen, welche aus den Eisen-, Kupfer-, Kohlen- und Zinnwerken in die Flüsse gelangen, anzusehen. Sie wirken vollkommen als Gift auf die Fische, und von vielen Seiten werden bereits Bittschriften an die Behörden vorbereitet, daß den Hüttenwerksbesitzern untersagt werden möge, die unreinen Stoffe in die Flüsse abzulassen.

Londons Kohlenverbrauch im J. 1863 stieg auf 5,119,887 Tons und 4 Centner (gegen 4,967,251 Tons im Jahre 1862); davon wurden 3,335,174 Tons in 9687 Schiffen angebracht. Wenn übrigens die Kohlenförderung in der bisherigen Weise fortgeht, dann wird England nach etwa 100 Jahren seine Kohlenlager erschöpft haben. Das ist wenigstens von Sachverständigen ausgesprochen worden.

Frankreichs Bevölkerung. Die unendliche Mehrzahl nicht blos der Fremden, sondern der Franzosen selbst, mißt bekanntlich Frankreichs Reichthum, Bildung und Wohlfahrt nach der großen Hauptstadt. Indessen ist ein pariser Blatt offenherzig genug, daran zu erinnern, daß 1,160,000 Einwohner nur Deutsch, 1,070,000 nur Bretonisch, 14 Millionen Provençalisch, 160,000 Baskisch, 200,000 Italienisch, 100,000 Catalanisch, 200,000 Flämisch reden und als ihre Muttersprache betrachten und beinahe jeder Kenntniß des Französischen entbehren. *Nur wenig mehr als die Hälfte aller Einwohner Frankreichs spricht Französisch.* Es ist richtig, daß die kleinere nicht französische Hälfte der Einwohner dafür auch gebührend ignorirt wird; für ihre Bildung geschieht so gut wie nichts, es gibt keine Staatslehranstalt, welche von der Nationalität dieser 17 Millionen Deutscher, Flämingen, Italiener, Provençalen, Bretonen, Catalanen auch nur die mindeste Notiz nähme.

Das Unterrichtswesen in Frankreich ist sehr mangelhaft und gab in der Kammer zu wiederholten Beschwerden Anlaß. *Jules Simon* sprach sich namentlich über die Unzulänglichkeit der auf das Schulwesen verwandten Mittel aus. Es gebe 1018 Gemeinden in Frankreich, in denen *gar keine Schule*, und 19,303 Gemeinden, in denen *keine Mädchenschule* sei. 6200 Schullehrer, 2120 Schulamtskandidaten unter 21 Jahren nicht mit eingerechnet, bezögen einen Gehalt von weniger als 600 Fr., 11,000 von 6 bis 700 Fr. Ja es lebten in Frankreich 4755 Lehrerinnen mit einem Gehalt von 340 bis 400 Fr. jährlich. Das mache noch keinen Franken täglich aus; besser sei es wahrlich, als Magd sich zu verdingen!

Der durch sein aufgeklärtes, gemeinnütziges Wirken weithin ehrenvoll bekannte *Gewerbverein von Mülhausen* im Elsaß hat sich kürzlich mit Einstimmigkeit für einen Antrag eines seiner verdienstvollsten Mitglieder, des Herrn *Johann Dollfus*, erklärt. Dieser Antrag bezweckt, die Regierung um verschiedene Modifikationen des auf die Fabrikarbeit der Kinder bezüglichen Gesetzes vom Jahre 1841 anzugehen. Nach dem Berichte des Herrn Dollfus reichen alle bis jetzt getroffenen Bestimmungen nicht hin, dem in der Fabrik beschäftigten Kinde die nothwendige geistige und körperliche Entwicklung zuzusichern. Noch im Jahre 1858 konnten in Mülhausen sogar, wo man dem Schulunterricht eine ganz besondere Sorgfalt widmet, von 497 Confirmanden männlichen und weiblichen Geschlechts 188 *gar nicht*, und 49 *sehr mangelhaft* lesen. Im Jahre 1863 waren von 589 etwa 303 *beinahe ohne allen Schulunterricht*. Da dieses Verhältniß auch in früheren Jahren so ziemlich dasselbe war, so zieht Herr Dollfus daraus den traurigen Schluß, daß zumal in den letzten Jahren *von keinem Fortschritt die Rede sein kann* und deshalb durch gründliche Reform des bis jetzt befolgten Systems eine Besserung nothwendig herbeigeführt werden müsse.

Die türkische Armee, so schreibt ein Beobachter, entspricht weder an Zahl noch an Ausbildung den Anforderungen der Zeit; daß kaum 100,000 Mann regulärer Truppen auf einem so ausgedehnten Gebiete, wie das ottomanische Reich ist, nicht genügen können, wird wohl jedem Menschen einleuchten; im Falle eines Krieges wird diesem Mangel durch das System der Einberufung irregulärer Mannschaften abgeholfen, diese Mannschaften aber kosten viel und taugen nichts. Die Offiziere der Armee sind im höchsten Grade unwissend, daher unfähig, die jungen Leute, welche aus den Militärschulen, wo sie auch nicht viel lernen, in die Armee treten, weiter auszubilden. Die seit so vielen Jahren in Konstantinopel angestellten *Artillerie-Instrukteure aus Preußen* thaten ihr Möglichstes, werden aber unter der jetzigen Regierung, die dem christlichen Element viel weniger hold ist, als man allgemein glaubt, durch den herrschenden Fanatismus gänzlich paralysirt; die *französischen Instrukteure der Infanterie* beziehen enorme Gehalte, leisten aber wenig oder nichts; die Führung der Armee ist daher über alle Begriffe schlecht, nur ein Paar neuerrichtete Jägerbataillone, die man nebstbei als Spielzeug des Sultans gut kleidete, wobei man aber stark die glorreichen Zeiten des Janitscharenthums zu vergegenwärtigen trachtete, sind allein gut zu nennen. Die Regimenter in der Provinz sind entblößt, schlecht genährt und haben 40 Monate Gehalt rückständig, sie sind in einem jämmerlichen Zustande. Die *Redif* (Landwehr), die im Falle der Noth einberufen werden, müssen Weib, Kind und Wirthschaft, für die Niemand sorgt, zurück lassen und laufen daher schaarenweise davon, und zwar, wie natürlich, geradezu nach Hause. Was eine solche Armee zu leisten vermag, ist unnöthig zu erörtern, die letzten Feldzüge zeigten es, denn einzelne Fälle wie: Silistria, Kars ꝛc. können doch unmöglich als Norm gelten; die Armee wurde doch immer und immer geschlagen, und was geschieht für diese Armee? Nichts, — denn selbst Fuad Pascha, der doch Einsicht genug besitzt, macht nichts, denn er weiß recht gut, daß man mit leeren Kassen keine Armee zu reorganisiren, noch viel weniger zu schaffen vermag; nebstbei ist noch der große Uebelstand, daß der so üppig wie nur möglich wuchernde Fanatismus christliche Kräfte beizuziehen nicht erlaubt.

Kostenaufwand der stehenden Heere. Der verhängnißvolle Unfug, welcher in unseren Tagen mit der beispiellosen Vermehrung der stehenden Heere getrieben wird, muß in späteren Zeiten eine scharfe Beurtheilung finden. Die kommenden Jahrhunderte werden wenig Achtung vor einem Civilisationszustande haben, der so viele Kennzeichen der Unkultur an sich trägt, und sie werden den praktischen Verstand von Völkern gering achten müssen, die sich in ganz unproduktiver Weise ihr eigenes Mark ausfressen.

So wie die Lage der Dinge sich einmal gestaltet hat, sind diese stehenden Armeen nicht zu entbehren, aber der gesunde Menschenverstand würde sie füglich um zwei Drittel reduciren. Das zu erreichen, wäre eine würdige Aufgabe für einen *europäischen Kongreß*; wer aber möchte so leichtgläubig sein, zu wähnen, daß die „Kriegsherren“ an die Lösung einer solchen Aufgabe auch nur dächten?

Das Unwesen ist ins Kolossale aufgegipfelt und fast unerträglich geworden. Oder wäre dem nicht so?

Die statistische Gesellschaft in Paris, also gerade da, wo der wundeste Fleck liegt, hat Ziffern zusammengestellt, die laut genug reden. Diesen zufolge werden in 18 verschiedenen Staaten Europa's 3,815,847 Soldaten unter den Waffen gehalten. Sie kosten alljährlich 3221,409,545 Francs, auf jeden Kopf kommen 844 Francs. Von je 76 Seelen wird ein Mann ausgehoben. Die Kosten verschlingen mehr als 32 Procent der gesammten Staatseinnahmen.

Wenn die „Mächte“ sich dahin verständigten, die *Hälfte* dieser unproduktiven Soldatenmenge zu entlassen, also 1,907,924 Mann weniger auf den Beinen zu halten, so würden sie diese Schaaren in produktive Menschen umwandeln und jährlich 1,600,000,000 Francs ersparen. Für diese Summe könnte alljährlich das europäische Eisenbahnnetz um 1500 deutsche Meilen ausgedehnt oder es könnten *Schulden* getilgt werden. Diese sind zu nicht geringem Theil eine Folge der stehenden Heere und erfordern an Zinsen jährlich 2300,000,000 Francs, diese Zinsen repräsentiren ein Kapital von 57,000,000,000 Francs. Dasselbe könnte, bei Reducirung der Heere auf die Hälfte, in 36 Jahren abbezahlt, oder es könnte der überall hohe Steuerdruck vermindert werden. Jene 1,907,924 Mann, die man ganz nutzlos unter den Waffen hält, würden, wenn als nützliche Arbeiter beschäftigt, an jedem Arbeitstage (jeder zu 15 Silbergroschen gerechnet) etwa 10,000,000 Francs verdienen. Um dieselbe Summe wird jetzt Europa täglich verkürzt. Die Nachtheile, welche diese ungeheure Steigerung der Heere auch in sittlicher Beziehung im Gefolge hat, sind nicht minder hoch anzuschlagen, als die wirthschaftlichen.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

Constantin Tischendorfs Reise nach dem Sinai.

Die Wüsteneisenbahn von Kairo nach Suez. — Der Mosesbrunnen. — Der Wüstenweg nach dem Sinai. — Die Howaraquelle. — Wadi Gharandel. — Altägyptische Kultusstätte. — Das Thal der Inschriften. — Das Palmenthal Feiran. — Der Serbal oder Baalsberg. — Das heutige Manna und jenes der Juden. — Das Katharinenkloster. — Leben der Klosterbrüder. — Bibliotheken und der Bibelfund. — Besteigung des Sinaiberges. — Die Beduinenstämme der Sinaihalbinsel.

Mit dem „Schiff der Wüste" brauchte man gegen fünf Tage, um von Kairo nach Suez zu gelangen; auf der Eisenbahn legt man diese Strecke jetzt in eben soviel Stunden zurück. Der Bau dieser Wüsteneisenbahn war mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft, weil die Haltlosigkeit des weichen, feinen, vom Südwinde aufgewühlten Sandes den Unterbau sehr theuer machte und Wasser und Kohlen nicht leicht herbeizuschaffen sind.



Beduine von der Sinaihalbinsel. (Nach einer Originalzeichnung.)

Suez ist ein trauriger und häßlicher Ort. Tischendorf erreichte ihn am 23. Jan. 1859 und trat von da seine Wüstenwanderung nach dem Sinai an. Sechs Kameele unter einem Beduinenscheich bildeten die kleine Karavane,

welche sich nach dem Durchgange durch den nördlichsten Ausläufer des Golfs von Suez nach dem nur zwei Stunden weit entfernten Ayun Musa oder Mosesbrunnen in Bewegung setzte. Ayun Musa mit seinen Palmen, Tamarisken und Nebekbäumen hebt sich von dem bleichen Wüstensande wie ein schmaler, grüner Waldstreifen ab. Den Namen „Mosis Quellen" führt diese, durch mehrere hübsche Gartenanlagen ausgezeichnete Oertlichkeit von den zahlreichen im Sande aufgegrabenen Quellen, deren Wasser aber einen starken Schwefelbeigeschmack hat. Die Tradition hat diese Quellen mit Moses in Verbindung gebracht, und es mag dort in der That die Stätte gewesen sein, wo er mit seinem wunderbar aus Feindes Hand und der Fluthen Gefahr geretteten Volke nach der Wüstenreise Halt machte.

schmack ist bitter. Höchst wahrscheinlich ist es dieselbe Bitterquelle, welche Moses nach dreitägigem Zuge mit seinem Volksheere antraf. „Und sie wanderten drei Tage in der Wüste, daß sie kein Wasser fanden. Da kamen sie gen Mara; aber sie konnten das Wasser nicht trinken, denn es war sehr bitter." Wie es Moses geglückt, durch einen hineingelegten Baum daraus einen willkommenen, einen süßen Trank zu machen, das ist freilich bis heute noch nicht aufgeklärt worden.

Zwei Stunden von Mara entfernt liegt das Wadi Gharandel, ein reizendes Thal voller Quellen, Tamarisken und Palmen. Nach der wüsten, freudlosen Strecke, die man von Ayun Musa aus durchwandert hat, macht das Gharandelthal einen erquickenden Eindruck. Es ist wahr-



Felspartie im Wadi Mokatteb.

Der Weg nach dem Sinai führt nicht weit vom Ostufer des Golfs von Suez immer in südöstlicher Richtung durch die Wüste fort. Im Westen erblickt man über dem Spiegel des Meeres die Berge am afrikanischen Ufer; zur Linken beherrscht den Horizont in stundenweiter Ferne ein langgestrecktes, weißröthliches Kalkgebirge, der Dschebel er Rahab. Die öde Ebene ist mit feinem Kieselgestein bedeckt. Vom östlichen Gebirge laufen Wadis dem Meere zu, die durch nichts als schmale, mit niedrigem Gestrüppe bewachsene, quellenlose Strecken dem Auge sichtbar werden.

Gegen Abend des 26. Januar 1859 gelangte Tischendorf zu der merkwürdigen Howaraquelle. Sie liegt links vom Wege auf einem der vielen weißlichen Gypshügel, welche diese Gegend kennzeichnen, und bietet in einem breiten gerundeten Becken reichlich Wasser dar. Aber sein Ge-

scheinlich das „Elim", wohin das Volk Israel kam: „Da waren zwölf Wasserbrunnen und siebzig Palmbäume, und sie lagerten sich daselbst ans Wasser." Die hohen und starken Tamarisken bilden an einigen Orten kleine Wälder, und der Boden ist mit einer eigenthümlichen Flora bedeckt; das Wasser des Baches hat einen angenehmen, milchartigen Geschmack.

Südlich von Wadi Gharandel folgen noch drei Hauptwadis: Useit, Thal und Taijibeh. Dann folgt Ras Zelime, ein Punkt am Meere, der gleichfalls in den Kreis mosaischer Erinnerungen gehört, denn „von Elim zogen sie aus und lagerten sich ans Schilfmeer."

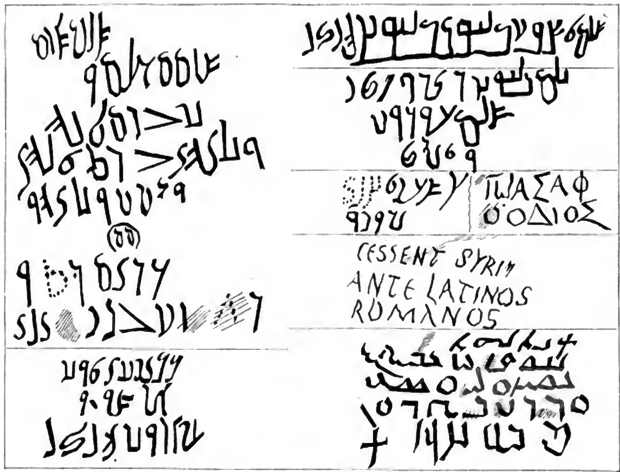
Von hier aus, wo offenbar die Wüste Sin der mosaischen Erzählung ihren Anfang nimmt, führen zwei Hauptwege zum Sinai, ein oberer und ein unterer, beide an alten Erinnerungen wie an wüstenlandschaftlichem

Gepräge reich. Der **obere, östliche Weg** geht den Wadi Hamr entlang und dann durch Sarbut el Chadem. Hier entdeckte **Niebuhr** seinen „**prächtigen ägyptischen Todtenacker**". In der That empfängt das Auge des unbefangenen Beschauers zunächst keinen anderen Eindruck; denn Denkmäler mit Hieroglyphenschrift, sogenannte Stelen, die sechs bis acht Fuß hoch sind und Grabsteinen ähneln, charakterisiren den Ort vorzugsweise. Die Reste von einem Felsentempel und von Felsenkammern, Säulen und Säulenfragmenten schließen sich an. Das Alles liegt innerhalb eines länglichen Vierecks von Steinhaufen, die von einer alten Mauer übrig geblieben sind. **Lepsius** hat aus den Hieroglyphen dargethan, daß hier die ägyptische **Göttin Hathor** als Herrin des Kupferlandes verehrt wurde. Diese ganze alte Kultusstätte stand in Abhängigkeit von den Kupferhütten, die im dritten und zweiten Jahrtausend vor Christus hier betrieben wurden und von denen noch Schlackenhalden übrig sind.

Der **untere westliche Weg** führt noch einige Zeit am Ufer hin und lenkt dann in die Bergregion ein, von wo aus die beiden merkwürdigen Thäler **Mokatteb** und **Feiran** erreicht werden.

Wadi Mokatteb bedeutet „**beschriebenes Thal**". Seinen Namen führt es von den alten Inschriften, die sich an mehreren Stellen seiner Felswände in Gruppen vorfinden. Während im Norden höhere Berge die Mauern des breiten Thales bilden, zieht sich im Süden eine Kette niedriger Sandsteinfelsen hin, mit zwanzig bis dreißig Fuß hohen Wänden, die dem Wanderer einen guten Ruheplatz und willkommenen Schatten bieten. Vereinzelte Felsblöcke liegen auch im Thale. An diesen einzelnen Felsen sowohl, wie an den Bergwänden fällt das Auge auf die zahlreichen **Inschriften**. Sie wurden kunstlos in den weichen Sandstein eingegraben, und untermengt mit Darstellungen von Kameelen, Pferden, Steinböcken, Eseln, Straußen und kämpfenden Menschen. Sie sind, wie aus der Abbildung hervorgeht, ungemein roh gearbeitet und deuten auf ein hohes Alter.

Als um das Jahr 530 n. Chr. Cosmas, der Indienfahrer, diese steinernen Denkmäler auf seiner Wanderung bemerkte, konnte er sie, weil er keinen Schlüssel zu ihrer Lösung besaß, kaum anders, als auf den Durchzug der Israeliten deuten. Nach seiner Ansicht hätten die Juden, als sie die Gesetzestafeln empfangen, ihre Muße dazu benutzt, sich selbst im Schreiben zu üben! Hebräer, welche er darüber befragte, sagten ihm, daß nur Namen mit der Heimathsangabe des Durchreisenden dastünden. Es schien danach, als ob sich hier das auswandernde Volk ein Gedächtniß gestiftet, etwa so, wie es schon zu Cosmas Zeiten Wandersleute in den Herbergen thaten. Vom 17. Jahrhundert an haben Viele, welche den Sinai besuchten, der Inschriften Erwähnung gethan; in neuerer Zeit, besonders seit 1755 der irische Bischof **Clayton** einen hohen Preis auf eine Copirung derselben ausgesetzt hatte, sind viele auch abschriftlich veröffentlicht worden. In den letzten Jahrzehnten stieg das Interesse noch; genauere und vollständigere Abschriften wurden geliefert, und man hat die fremdartige Schrift näher geprüft. Trotzdem hat die Deutung auf die mosaische



Nabatäische, griechische und lateinische Inschriften im Wadi Mokatteb. (Nach einer Originalzeichnung.)

Wanderung noch immer ihre Vertreter behalten, in England wenigstens, wo sich nun einmal die Pietät damit zu schaffen gemacht*).

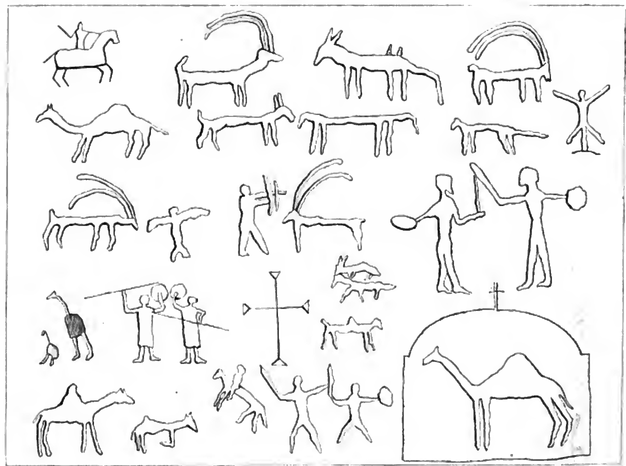
Deutsche Gelehrte dagegen haben durch gründliche Forschungen ganz andere Ergebnisse gewonnen. Auch nach diesen bleiben die Inschriften interessant genug, obschon sie keinen Zusammenhang mit dem mosaischen Volkszuge haben, noch auch in solche Pharaonenzeiten hinaufreichen, aus denen die oben erwähnten hieroglyphischen Denkmäler in Sarbut el Khadem stammen.

Der leider zu früh gestorbene Leipziger E. F. Beer entzifferte die Inschriften zuerst; ihm folgten gleichfalls die Deutschen Credner, Tuch und Levy. Credner und Tuch nahmen einen arabischen Dialekt an, nach Beer und Levy sind die Inschriften aramäisch; und diese Annahme scheint die erstere an Geltung zu überwiegen. Bestimmter lautet sie dahin, daß Nabatäer die Verfasser seien, welche aus ihrem Heimathlande Mesopotamien schon zur Zeit der babylonischen Herrschaft und noch mehr nach deren Untergange in großen Massen nach dem Westen zogen, wo sie sich zwischen dem Todten Meere und dem Sinai niederließen und schon im vierten Jahrhundert vor Christus zu fester Herrschaft gelangten.

Fragen wir weiter, welche Veranlassung, welchen Zweck die Inschriften wohl gehabt haben, so kann man sie mit Tuch als Erinnerungszeichen frommer Wallfahrer annehmen. Beer, Burckhardt u. A. meinten, daß sie nicht von nabatäischen Christen herrührten, die zum alten Gesetzesberge pilgerten, sondern von Wallfahrern, welche zu ihren nationalen heidnischen Götterfesten zogen.

In Betreff der Zeit kommen die nächsten Jahrhunderte vor und nach Christus in Betracht. Levy schließt aus den Schriftzeichen nabatäischer Münzen, daß der Anfang der Inschriften in das zweite Jahrhundert vor Christus zu setzen sei. Der Endpunkt verräth sich auf den Felsen in eigenthümlicher Weise dadurch, daß christliche Namen in griechischer Schrift den nabatäischen sich beizumischen anfangen. Ums Ende des zweiten christlichen Jahrhunderts nämlich, als die Macht der Nabatäer durch die Römer gebrochen wurde, begann der christliche Name am Sinai gehört zu werden; verfolgte Christen flüchteten aus Aegypten dorthin, ins Asyl der Wüste, wo schon ein Jahrhundert später die christlichen Einsiedler eine ihrer blühendsten Wohnstätten besaßen, ja sogar eine christliche Stadt vorhanden war. Wie sich beide Elemente, das christliche und heidnische, feindlich begegneten, das stellt sich uns auf den Steinen selber, besonders an einer Stelle im Wadi Mokatteb, dar. Dort stehen mehrere christliche Namen, besonders ein „Diaconus Hiob". Daneben aber und in offenbarer Beziehung zu diesem christlichen Namen stehen die Worte:

κακον γενοσ τουτοσ
στρατιωτης εγραψα
παν εμη χιρι.



Bilderskulpturen im Wadi Mokatteb.

*) Beispiele der Entzifferung durch einen englischen Geistlichen, Namens Forster, sind: „Das Volk, stoßend wie ein Esel, reizt Moses zum Zorn." „Das Volk, ein wilder Esel, gefüllt mit Wasser ꝛc." Das ist allerdings eine höchst sonderbare „Stimme Israels aus dem Felsen am Sinai!"



Beduinenknabe und Kameel von der Sinaihalbinsel. (Nach einer Originalzeichnung.)

Also zu deutsch: „Ein schlecht Gesindel das! Ich, der Soldat, schrieb's ganz mit meiner Hand." Dem christlichen Elemente müssen gewiß auch solche Kreuze, die wirklich die christliche Form haben, sowie auch das monogrammatische Kreuz zugeschrieben werden. Es charakterisirt dieses später hinzutretende Element ganz besonders, wenn eine christliche Hand ein nabatäisches Schriftzeichen, unbekümmert um diese Schrift selbst, im Dienste frommen Eifers durch Hinzufügung eines Striches zu einem Kreuze umformte.

Das Naturwüchsige, das Originelle gibt diesen Aufzeichnungen im Wadi Mokatteb noch einen besondern Werth. Nicht der Griffel eines kunstgeübten Schreibers, wie anderwärts gewöhnlich, hat sich hier verewigt, sondern die Hand des Wanderers selbst, so gut sie's gekonnt. Und die deutsche Wissenschaft, welche so manchen Schleier gehoben, hat auch das Dunkel dieses Schriftenthales gelichtet. Da klingen uns die Namen eines Asu, Obeidu, Ambru, Gozachu, Borein aus so weiter Zeitferne entgegen; vor unseren Augen stehen sie, zu ihrem Gedächtniß eingeschrieben von ihrer eigenen Hand. Während die Geschichte des großen Volkes, dem sie angehörten, in tiefem Dunkel liegt, haben sich diese Felsen der Wüste zu beredten Blättern der Geschichte belebt.

Doch wir eilen von den redenden Steinen des Wadi Mokatteb zu der Erquickung des Feiranthales, das sich gleich demselben anschließt. Man kann sagen: dort lebt die Vergangenheit mit ihren Erinnerungen, hier die blühende Gegenwart. Gegen zwei Stunden dehnt es sich aus von West nach Ost und ist dabei nur zehn Minuten breit. Dieser volle, üppige Palmenhain schlängelt sich in sanften Windungen zwischen kolossalen Granit- und Porphyrwänden dahin, deren dunkle röthliche Färbung wunderbar mit den grünen Palmenkronen und dem azurblauen Himmel kontrastirt. In den Palmen singt ein Vogel, dessen Stimme sehr an die heimische Nachtigall erinnert.

Die ergiebigste Dattelkultur ist nicht der einzige Reichthum des Thales; auch Tabak und Hanf, den man zur Bereitung des berauschenden Haschisch benutzt, werden in den Dattelgärten fleißig gezogen; dazu kommen noch Mandeln und Feigen, Granaten und Orangen, sodann der Nebek- oder Sitterebaum, dessen runde röthliche Früchte sehr schmackhaft sind.

Bewohnt wird Wadi Feiran von Araberfamilien, die unter den Palmen in niedrigen Hütten hausen. Die letzteren sind von der einfachsten Ausführung und beschränken sich meist auf ebenerdige Räumlichkeiten, mit Wänden aus zusammengefügten Stangen oder lose übereinander gelegten Steinen und Dächern von Flechtwerk und Palmenzweigen. Ueber die Beduinen der Sinaihalbinsel werden wir weiter unten noch näher berichten.

Aber mitten hinein in diese schöne Gegenwart, in diese Fülle des Lebens und Gedeihens, ragen vergangene Jahrhunderte und Jahrtausende mit helleren und dunkleren Erinnerungen. Man findet im Thale die Ruinen von Faran. Es war eine Stadt, in der heidnische und christliche Bevölkerungsschichten mit einander wechselten, in welcher vom fünften bis siebenten Jahrhundert ein christlicher Bischofssitz war.

Wie es gekommen, daß diese merkwürdige christliche Bischofsstadt, hier im Herzen der Sinaitischen Wüste so frühzeitig errichtet, schon nach wenig Jahrhunderten in Verfall gerieth, davon ist uns nichts überliefert; es überrascht um so mehr, da das Katharinenkloster am Sinai, seit seiner Stiftung im sechsten Jahrhundert durch Kaiser Justinian, trefflich fortbestanden. Aber mit all' diesen Erinnerungen stehen wir noch fern von der frühesten Geschichte des Palmenhaines. In dieser Gegend war es, wo Moses und sein Volk den Kampf gegen die Amalekiter zu bestehen hatten.

Hoch über den Palmen des Wadi Feiran thront als Herrscher der Wüste der Serbal. Auf seiner Spitze läuft er in fünf kegelförmige, nackte Granitgipfel aus, deren höchster, nach Rüppels Bestimmung, 6342 pariser Fuß über dem Meere liegt. Die Großartigkeit der wildzerklüfteten und in die feurigsten Farben getauchten Gebirgsmassen ist schwer zu schildern. Ueberraschend erscheint es, daß man innerhalb der scheinbar öden, aber keineswegs wasserleeren Felsregion nicht selten eine vortreffliche Vegetation, ja sogar eine Oase mit Palmen, blühenden Sträuchern und duftenden Kräutern findet. Inschriften, jenen ähnlich, welche im Wadi Mokatteb so zahlreich vorkommen, stehen an vielen Felsen des Gipfels, selbst auf den äußersten Spitzen. Sie sind aber keineswegs die einzige, dem Serbal von nichtchristlicher Seite gewidmete Anhänglichkeit. Sogar auf dem Gipfel der höchsten, aus ungeheuern Blöcken gebildeten Spitze befindet sich noch jetzt eine aus Steinen kreisförmig zusammengelegte Einfassung, in welcher die Beduinen ehrfurchtsvoll ihr Gebet verrichten. Mehrere ähnliche Denkmale und bis jetzt in hohen Ehren gehaltene Oertlichkeiten trifft man sowohl auf den Höhen des Serbal, als auch in seinen tiefer gelegenen Umgebungen. Im Zusammenhang mit der Verehrung, die diese Plätze bei den Beduinen genießen, steht der Widerwille, mit dem sie ihren heiligen Berg durch Ungläubige ersteigen lassen. Allem Anschein nach haben wir im Serbal den alten Baalsberg vor uns, den schon in grauer Vorzeit die fromme Phantasie der Völker mit dem Gewand heiligen Geheimnisses, mit dem Schauer göttlicher Majestät umkleidete.

Nach Osten hat Wadi Feiran seine bestimmte Grenzmarke an einem großartigen Felsenthor, el Bueb; doch schon eine halbe Stunde, bevor wir den östlichen Engpaß erreichen, befinden wir uns am Ende der Palmen, und an ihre Stellen treten die immergrünen Tamarisken (Tamarix mannifera, arabisch: Tarfa). Sie verdichten sich hier zu einem üppig reichen Walde, der uns mit seinem Dufte und Schatten bis an den Ausgang des alten Thales geleitet.

Auch hinter dem Bueb, im Wadi Schech, setzt sich der schöne Tamariskenwald fort und tritt, gegen fünf Stunden in nordöstlicher Richtung vom Bueb, in überraschender Fülle wieder hervor. Dort haben wir die Heimath des Manna erreicht. In diesem eine Stunde langen Tamariskenwalde wird noch jetzt alljährlich Manna geerntet. Es erscheint als ein dicklicher honigartiger Saft, der gleich Thautropfen an den Zweigen der dem Lebensbaume ähnlichen Tamariske hängt, und zwar an den Stengeln, nicht an dem Laube. Bei heißen Sonnenstrahlen schmilzt es und fällt von den Zweigen auf den Boden, der gewöhnlich mit dürrem Laube bestreut ist. Sowohl unmittelbar von den Zweigen als auch vom Boden weg wird das Manna von den Beduinen während der Monate Juni und Juli in lederne Schläuche gesammelt. Aus diesen Schläuchen füllen es die Sinaimönche in kleine blecherne Büchsen, und in dieser Fassung wird es von den Sinaipilgern häufig in die Heimath mitgenommen. Da die Mannaernten nicht allzu reichlich sind (jährlich gewinnt man etwa 500 Pfund), so gilt es für kostbar und wird theuer verkauft. Erst in neuester Zeit hat sich die Naturforschung mit dem Manna genauer beschäftigt, und vor allen Anderen ist Ehrenberg im Jahre 1823 ins Geheimniß eingedrungen. Er entdeckte, daß das Manna von dem Stiche einer nur drei Linien lan-

gen, wachsgelben Schildlaus herrührt, welche die zarten Zweige der Tamarisken verwundet; in Folge davon tritt, nach vorangegangenem Regen, der klare, allmälig sich verdickende Saft hervor.

Die Analogie zwischem dem heutigen Manna und dem ehemaligen Himmelsbrote der Israeliten läßt sich aber nicht so ohne Weiteres beweisen. Denn bei Moses heißt es: „Siehe, ich will euch Brot vom Himmel regnen lassen"; und ferner: „am Morgen lag der Thau um das Heer her. Und als der Thau weg war, siehe, da lag es in der Wüste rund und klein, wie der Reif auf dem Lande." Für die Analogie aber spricht der Umstand, daß eben da, wo die Juden ihr Manna gegessen — in der Wüste Sin, zwischen Elim und dem Sinai —, das heutige Manna gefunden wird. Auch die Jahreszeit stimmt mit der Bibel überein; die Juden kamen im Mai dort an, und dann ist auch der Beginn der heutigen Mannaperiode.

Verfolgen wir nun den Weg zum Sinai durch Wadi Schech noch weiter, so überrascht uns, etwa eine Stunde nach den mannareichen Tarfabäumen, bei einer Verengerung des Weges der Anblick hoch ansteigender Granitwände. Sie bilden ein natürliches Felsenthor von großartiger Erscheinung, hinter dem sich ein Amphitheater, fröhlich bewachsen mit Gras, Kräutern und Sträuchern, ausbreitet. Nach etwa zehn Minuten schließt sich der amphitheatralische Raum wieder; das Gebirge tritt zu beiden Seiten zurück; aber die weiter führende Straße stellt vor unsern Blick die majestätisch aufragenden Gipfel des eigentlichen Sinai. Ungefähr zwei Stunden, bevor wir an den Fuß dieser ehrwürdigen Felsen und zum Katharinenkloster gelangen, treffen wir auf das größte Heiligthum der Wüste, das Grabmal des Propheten oder Schech Saleh. Es ist das Centralheiligthum der Beduinen; zu ihm wallfahrten sie alljährlich von nah und fern und halten daselbst ihr großes Fest. Das Grabmal ist ein kleines steinernes Haus auf einem felsigen Hügel. Im Innern steht des alten Heiligen Sarg, welchen grüne Stoffe mit eingewirkten Gebetsprüchen überkleiden.

Am Morgen des 31. Januar 1859 sah Tischendorf zuerst die majestätischen Granitberge ins wolkenlose Blau des Himmels ragen; auf ihnen feiern noch heute Jude, Christ und Moslem das Gedächtniß der Gesetzesoffenbarung. Aus der weiten Ebene Rahah erhebt sich, wohl an 2000 Fuß, in schroffster Gestalt der nördliche nackte Fels des Sinaigebirges, gewöhnlich Horeb benannt. Links von demselben erblickt man zwischen den Granitbergen in einer schmalen Schlucht das festungsartige Katharinenkloster. Nach wiederholtem Rufen öffnete man die dreißig Fuß über dem Boden angebrachte Pforte, und ein Seil wurde zum Empfang der Briefschaften Tischendorfs herabgelassen. Die Aufnahme der Gäste selbst erfolgt gewöhnlich auf demselben Wege, indem sie an dem Seil hinaufgewunden werden. Tischendorf wurde aber aus besonderer Rücksicht durch eine selten benutzte Thüre eingelassen.

Das Katharinenkloster ist großartig in einem länglichen Vierecke angelegt. Seine 40 bis 50 Fuß hohen Mauern bestehen größtentheils aus massiven Granitblöcken. Das labyrinthartige Innere ist in mehrere Höfe abgetheilt, um welche ringsum die Zellen, die Kapellen, die Vorrathskammern, die Bibliotheken, verschiedene Werkstätten, eine kleine Rüstkammer, die Fremdenzimmer u. s. w. laufen, theils im Erdgeschoß, theils in den beiden Stockwerken. Die letzteren sind von ungleicher Ausführung, größtentheils haben sie hölzerne, auf den Hofraum gerichtete Pfeilergänge; einige Baulichkeiten überragen auch noch den zweiten Stock; sie sind wie Nester unmittelbar an die starken Klostermauern angesetzt.

In den Höfen befinden sich Weinpflanzungen, Bäume und Gärtchen; besonders wichtig sind aber zwei vortreffliche Brunnen. An der Nordseite ist mit diesem Klosterbau durch einen unterirdischen, zwanzig bis dreißig Fuß langen Gang der große Klostergarten verbunden. In ihm wachsen Cypressen, Orangen und Citronen, Mandeln und Feigen, Granaten, Aprikosen, Aepfel und Birnen, und mitten in diesem prächtigen Garten haben sich die Mönche ihre letzte Ruhestätte ausersehen. Dort befindet sich ein halbunterirdisches Gebäude zur Beisetzung der Gebeine aller entschlafenen Bewohner des Klosters, sowohl der Priester wie der Laienbrüder, und diese Gebeine sind nach Armen, Beinen, Rippen, Schädeln u. s. w. geordnet und aufgeschichtet.

Werfen wir einen flüchtigen Blick auf das Leben und Treiben der Klosterbrüder. Ihre Zellen sind eng und von allem Luxus entblößt. Sitz und Lagerstätte, welche in eins zusammenfallen, werden gebildet von einem zwei Fuß hohen in der Ecke aufgeführten Gemäuer; das Ganze gleicht einem Divan, der mit einer Matte oder Decke überkleidet ist. Dazu kommt noch ein hölzerner Stuhl, aber kein Tisch. Mit dieser Einfachheit der Behausung steht die ganze Lebensweise im Einklang, welche die strenge Regel des heiligen Basilius den Mönchen vorschreibt. Sie sind in ein einfaches, grobwollenes, weiß und braun gestreiftes Gewand gekleidet. Der Genuß von Fleisch ist ihnen verboten; Milch und hartgesottene Eier gehören schon zu den Ausnahmen, und bei weitem der größte Theil des Jahres sieht nur Fastenspeisen, getrocknete Fische, Kräutersuppen, Oliven und Bohnen auf dem Tische. Außer Brod wird ein guter Dattelliqueur dazu genossen; dann und wann wird Sinaibrod gereicht, welches man aus zusammengepreßten Datteln und Mandeln bereitet.

Daß gottesdienstliche Uebungen alltäglich und allnächtlich die Bewohner des Klosters vorzugsweise in Anspruch nehmen, verräth dem Fremdlinge schon der häufige, alle Räume feierlich durchklingende Ruf zur Andacht, der im Laufe der Woche durch klangreiches Anschlagen an einen Granitblock oder eine Holztafel erfolgt, an Sonn- und Festtagen durch Glockengeläute. Die Zahl der Kapellen (20) ist beträchtlicher, als die der Brüder selbst. Von der Schmucklosigkeit der meisten dieser Kapellen unterscheidet sich wesentlich die in einem größern Hofraume befindliche, nach alter Basilikenform angelegte Hauptkirche. Ihr bleiernes Dach wird von einer doppelten Reihe Granitpfeiler getragen, zwischen denen die Chorstühle angebracht sind. Schöne Mosaikbilder an den Wänden scheinen bis in die Zeit der Stiftung zurückzureichen. Das größte Heiligthum der Kirche ist die hinter dem Altar angelegte Kapelle des brennenden Busches. Sie darf nur mit unbeschuhten Füßen betreten werden, in Erinnerung jenes Mahnwortes, das einst an Moses erging: „Zeuch deine Schuhe aus von deinen Füßen; denn der Ort, darauf du stehest, ist ein heilig Land." Eben diesen heiligen Ort glaubt man in der Kapelle wieder gefunden zu haben.

Tritt der christliche Pilger aus der alten Verklärungskirche hinaus auf den Hof, so erwartet ihn eine Ueberraschung; der Kirche gegenüber steht nämlich eine ansehnliche Moschee, deren Halbmond dicht neben dem Kreuze über die Klostermauer emporsteigt; sie war schon im 14. Jahrhundert vorhanden.

Die Bibliothek des Klosters wird in drei Gemächern aufbewahrt, das wichtigste führt über seiner Thüre die Aufschrift: „Geistliche Apotheke". So wenig die

Wüstenbewohner bei ihrer vortrefflichen Gesundheit nach den Apotheken der Städter Verlangen tragen, eben so wenig



Pater Procop, Ikonomos des Katharinenklosters auf dem Sinai. (Nach einer Originalzeichnung.)

kommt unter den Klosterbrüdern die kranke Seele vor, welche dieser geistlichen Apotheke bedürftig wäre. Die Zahl der **Handschriften** mag gegen 500 betragen; außer den griechischen, welche die Mehrzahl bilden, sind es arabische, syrische, armenische, georgische und slavonische. Die Handschriften werden aber sehr schlecht aufbewahrt und viele davon gehen zu Grunde.

Berühmt ist diese Bibliothek in der letzten Zeit besonders



Melèthios Bajanelles, Superior des Katharinenklosters auf dem Sinai. (Nach einer Originalzeichnung.)

durch den glücklichen Bibelfund Tischendorfs geworden. Schon im Jahre 1844 hatte der gelehrte leipziger Professor die Entdeckung eines der ältesten Bibelmanuskripte auf dem Sinaikloster gemacht; als er 1853 das Kloster zum zweiten Male besuchte, war die Handschrift verschwunden. Im Jahre 1859 fand aber Tischendorf das kostbare Manuskript wieder auf, das sich an Wichtigkeit und Bedeutung dreist neben die vaticanische Bibel stellen kann. Nach langen Unterhandlungen ging die Handschrift in den Besitz der russ. Regierung über. Als Triumph deutscher Wissenschaft und Typographie erfolgte die Herausgabe durch Tischendorf und der Druck bei Brockhaus in Leipzig im Jahre 1862.

Es bleibt uns noch übrig, die Besteigung des Sinaiberges durch Tischendorf zu schildern. Seit Kurzem ist das Erklimmen des Berges leichter geworden, denn Abbas Pascha, Vicekönig von Aegypten, hatte aus frommer Schwärmerei den Gedanken gefaßt, auf einem Nachbarfelsen des Sinai ein Schloß anzulegen. Zu diesem Zwecke ließ er mit großem Geschick und Kostenaufwande einen Weg anlegen. Der Schloßbau selbst blieb unvollendet. Als der Vicekönig eines Tages von dem heiligen Berge herabfuhr, schreckte ihn eine Vision von der Fortsetzung desselben ab; die Mauern, so weit sie vollendet sind, stehen jedoch heute noch.

In einer Höhe von 1500 Fuß endet der Weg des Abbas Pascha auf einer Hochebene, die durch grüne Strecken mit reichlichem, in ein großes steinernes Becken gefaßtem Quellwasser und einer dunkelbelaubten Cypresse eine überaus freundliche Oase in der hohen öden Felsgegend bildet. Die Cypresse, ein alter kräftiger Baum, ist der einzige auf dem sonst kahlen Sinai.

Die Hochebene bietet nicht nur eine angenehme Ruhestätte für den müden Fuß des Wanderers, sie bestimmt auch wesentlich das Bild des sinaitischen Gebirgsstockes. Nach Osten und Westen liegen Wadis (im Osten das Katharinenkloster), nach Norden und Süden erheben sich von hier, wie von gemeinschaftlicher Wurzel auslaufend, die beiden granitenen Gipfelhöhen, von denen die nördliche als Horeb, die südliche als Dschebel Musa oder Mosesberg im engern Sinne benannt zu werden pflegt. Beide Gipfel streiten um den Rang, der mosaischen Gesetzesoffenbarung zum Schauplatz gedient zu haben. Für den nördlichen Gipfel sprach sich der newyorker Professor Robinson aus, für den südlichen spricht die sehr alte Tradition, welcher viele neuere Beobachter beigepflichtet haben. Uebrigens herrscht in den Angaben eine ungemeine Verwirrung, wie dies ja in der Bibel selbst der Fall ist, wo bald auf dem Horeb, bald auf dem Sinai die Gesetze ertheilt werden.

Südlich vom Brunnen und der Cypresse trifft man auf ein unansehnliches Bauwerk mit zwei Felskapellen, die dem Andenken der Propheten Elias und Elisa geweiht sind. In 30 bis 40 Minuten erklimmt man von der Kapelle aus die nackte Felsenkuppe des Sinai, deren Höhe auf 700 Fuß berechnet worden ist. Die Höhe des ganzen Berges über dem Meere beträgt nach Rüppel 7035 und nach Russegger 7097 par. Fuß. Den Wanderer, welcher oben angelangt ist, umgibt eine erhabene, großartige Felsenwildniß; viele Meilen weit und nach allen Seiten starren ihm die zerklüfteten, wildzackigen Granitberge entgegen, ohne daß die Vegetation etwa mit einem Walde, einem Felde, einer Flur, oder der Silberstreif eines Baches versöhnend sich dazwischen drängte. Es ist ein Bild voll Schroffheit und zugleich voll Hoheit; hier bezeichnet kein Blühen und Welken des Jahres Kreislauf, wo der Herr unter Donner und Blitz zu Moses sprach. Fromme Hände haben auf dem Sinaigipfel zwei Kapellen errichtet, eine christliche und eine mohammedanische, von denen noch die Ruinen stehen. Jude, Christ und Mohammedaner haben hier über alle hemmenden Schranken hinweg eine gemeinsame Stätte der Andacht gefunden.

Nach Westen sieht man über alle grotesk aufgethürmten Felsenmassen hinweg bis in die Ferne der weißlich umflorten Sandebene, welche gegen Suez ausläuft; im Osten glänzt mit sanftem blauen Schimmer der Busen von Akaba hervor. So umrahmen Wüste und Meer die Zinne des Felsentempels.

Der Gipfel selbst, der aus einem großen Granitblocke besteht, bietet eine Fläche von beiläufig 60 Schritten Umfang. Auf der nordöstlichen Seite derselben steht die Moseskapelle, deren feste, granitene Mauern ein schmuckloses Innere umschließen; doch weisen manche dazu verwendete Ornamente auf einen frühern, stattlichern Bau zurück. 20 Schritte südwestlich von der Kapelle, ein wenig tiefer, liegt eine kleine Moschee mit einer in den Felsen eingehauenen Cisterne. Mit diesem moslemitischen Heiligthume steht ein in den Granit eingedrückter Fußtapfen vom Kameel des Propheten in Verbindung, der von den Arabern in gleicher Weise geküßt wird, wie der auf dem Oelberge an der Stätte der Himmelfahrt zurückgebliebene „Fußtapfen des Herrn“ von den Lippen christlicher Pilger.

Wir schließen hier einige Bemerkungen über die Beduinenstämme der Sinaihalbinsel an, die theilweise in einem Verhältnisse zum Katharinenkloster stehen. Bei der Gründung des Klosters schenkte Kaiser Justinian demselben mehrere hunderte Sklaven aus „Servia“. Ihre Nachkommen sind die Tschebalije oder Knechte des Klosters. Sie sind aber schon seit langer Zeit vom Christenthum abgefallen und haben den Koran angenommen. Ihre Lebensweise gleicht ganz der anderer Beduinen, von welchen sie aber spottweise „Söhne der Nazaräer“ genannt werden, und welche nie Töchter an sie verheirathen. Die Tschebalije können deshalb nur Frauen aus dem eignen Stamme bekommen. Ihre Zahl ist gering. Sie können etwa 120 bis 150 waffenfähige Männer ins Feld stellen, sind von kräftigem Schlage und als Diener des Klosters bei oft harter Behandlung in den Gärten, beim Wasserholen, der Holzbereitung &c. sehr thätig. Als Lohn dafür erhalten sie die Hälfte des Obsterträgnisses im Klostergarten.

Die unabhängigen Beduinen, welche den südlichen Theil der Halbinsel bewohnen, sind als Arab el Tur oder Towara bekannt. Dem Katharinenkloster gegenüber betrachten sie sich als Ghafirs, d. h. Protektoren. Sie sind kein einzelnes Volk, sondern eine Körperschaft, welche in fünf Hauptstämme zerfällt, die sich ihrerseits wieder in untergeordnete, kleine Sippen theilen. Sie haben die guten und schlechten Eigenschaften der meisten Araberstämme, leben zumeist recht dürftig, üben aber trotzdem die Gastfreundschaft in hohem Maße. Einer ihrer Haupterwerbzweige ist das Kohlenbrennen; sie legen Feuer an die Wurzel der Bäume und lassen diese so verkohlen. Sie brennen immer nur so viel Kohlen auf einmal, als ihre Kameele tragen können; diese verkaufen sie an vorüberziehende Karawanen. Unter sich sind sie streng ehrlich, und Diebstahl gilt für eine große Schande; eben so Ehebruch, und für Verletzung der Ehre ist auch der roheste Beduine im höchsten Grade empfindlich.

Weit geringer als von diesen südlichen Towara ist unsere Kenntniß von den nördlichen Stämmen der Sinaihalbinsel, welche die wenig besuchten Gebirgsketten und Plateauländer der weitläufigen Wüste des el Tih bewohnen. Man begreift sie unter dem Namen Beni- oder Arab el Scham*).

*) Aus dem heiligen Lande von Constantin Tischendorf. Leipzig, Brockhaus, 1862.

Kulturgeographische Erläuterungen zur Karte von Nordwest-Afrika.

Von **Karl Andree.**

IV.

Vor 67 Jahren erhielt Europa die erste sichere Kunde über den großen Strom des westlichen Sudan, nachdem dieses schwarze Wasser seit den Tagen des Alterthums eine große Rolle in der Sage gespielt und zu einer langen Reihe von Vermuthungen Anlaß gegeben hatte. Der „Nil Nigritiens" war in ein geheimnißvolleres Dunkel gehüllt, als der wirkliche Nil des östlichen Sudan; denn von dem Strome, welcher in Aegypten mündet, kannten schon die Römer eine Strecke von 400 Meilen, während den westlichen Strom noch keines weißen Menschen Auge erblickt hatte. Erst Mungo Park sah ihn am 21. Juli 1797, bei Sego in Bambarra; der Niger strömte in majestätischem Laufe, so breit wie die Themse in London, nach Osten hin.

Der Anfang zur Lösung eines großen Problems war gemacht, und nach und nach ist der Schleier, welcher so lange über dieser großen Stromader des Sudan lag, gelüftet worden. Heute kennen wir im Allgemeinen den Lauf dieses Wassers von den Quellen bis zu der im Jahre 1830 von Richard Lander entdeckten Mündung; über einen beträchtlichen Theil des mittlern Laufes haben wir durch Heinrich Barth sehr werthvolle Kunde erhalten, und von Bussa, wo Mungo Park, nicht ohne seine Schuld, erschlagen wurde, und von Rabbah abwärts, ist der „Quorra" auch hydrographisch erforscht worden. Die große Wasserstraße, welche den centralen Westsudan durchzieht, ist nun schon zum nicht geringen Theile dem europäischen Einfluß eröffnet worden, und wir sind gerade in unseren Tagen Zuschauer von Vorgängen, durch welche ein beträchtlicher Theil Afrika's eine wesentliche Umgestaltung erfahren muß.

Die „Nigerexpeditionen" sind an der Tagesordnung seit 1839 und 1841. Allerdings hat man sich Anfangs manche Mißgriffe zu Schulden kommen lassen, und das Fieber raffte viele Menschen hinweg. Als man aber nach und nach mit dem Strom und den klimatischen Verhältnissen näher bekannt wurde, ging man vorsichtiger zu Werke, und die Expedition von 1856, welche auch den Tschadda-Binuë, den großen Zufluß von Osten her, eine beträchtliche Strecke weit hinaufsteuerte, hatte keinen Menschenverlust zu beklagen.

Bei den Unternehmungen der Engländer gehen auch in Westafrika Missionen und Handelsinteressen Hand in Hand. Sie glauben, an der Bucht von Benin und in der Region des untern Niger für beide ein ergiebiges Feld gefunden zu haben. Sie gründeten Stationen zu Onitscha, im Ibo-Land, etwa 150 Miles von der Mündung des Nun, welcher den Hauptarm in dem vielgetheilten Delta des Niger bildet; bei Igbegbe (Mount Patta), unweit der Mündung des Binuë, und von dort aus wirken sie auf die Landschaften Nupe (Nuffi) und Kakanda. Wichtig ist aber vor allen Dingen das eine beträchtliche Strecke weiter aufwärts liegende Rabba, weil diese Stadt einen Central- und zugleich Durchgangspunkt für den Handel mit dem von den Fulbe beherrschten Haussa bildet, dieser wichtigsten sudanesischen Landschaft, in welcher das große Handelsemporium Kano liegt. Wir behalten uns vor, die Verhältnisse der beiden östlichen Fulbereiche (deren Hauptstädte Wurno und Gando sind), gelegentlich näher zu schildern und an ihnen zu erläutern, wie gewaltig der Islam diese Theile Innerafrika's und auch das Reich Bornu, überhaupt die Region am Tsadsee umgestaltet hat. Hier kommt es uns nur darauf an, die Verhältnisse an der Bucht von Benin und im Nigerdelta zu kennzeichnen.

Rabba, wo Doctor Balfour Baikie Jahre lang thätig war, um Handelsverbindungen mit Haussa anzuknüpfen, bildet einen Hauptübergang über den Niger; dort befindet sich eine große Fähre, auf welcher manchmal an einem einzigen Tage 3000 Menschen befördert werden. Ein Blick auf die Karte zeigt, daß Rabba in der Mitte zwischen der Küste und dem „sudanesischen London", nämlich der Fulbestadt Kano liegt. Von Lagos geht der Weg nach der in unseren Tagen wichtig gewordenen Stadt Abeokuta im Lande Yoruba, das gegenwärtig durch innere Kämpfe arg zerrüttet ist, durch die Landschaft Ilorin, wo schon Fulbe, also Mohammedaner herrschen, nach Rabba, und weiter gen Nordosten nach Kano. Man hat demnach sowohl Karawanenverkehr wie Wasserverbindung von der Küste nach Rabba, wohin von Lagos her bereits regelmäßige Postverbindung stattgefunden hat.

Die Engländer fassen beide Straßen ins Auge, und schon jetzt ist es ihnen gelungen, den ganzen Verkehr der untern Nigerregion und Yoruba's unter ihre Kontrole zu bringen. Durch Missionäre, Kaufleute und ein kleines Geschwader von Dampfern wirken sie, in dieser Gegend nicht ohne Erfolg, dem Sklavenhandel entgegen. Ob es ihnen gelingen wird, aus Yoruba und vom Niger Baumwolle in beträchtlicher Menge zu erhalten, muß vorerst dahin gestellt werden; aber so viel ist sicher, daß sie Palmöl in großer Menge beziehen. Dieses Oel ist für Westafrika gegenwärtig das allerwichtigste Landeserzeugniß, denn von demselben sind, z. B. im Jahre 1860, für nicht weniger als 12,000,000 Thaler nach Europa ausgeführt worden. Während die Gesammtausfuhr nach England 1,776,565 Pfund Sterling betrug, kamen von derselben allein für 1,684,532 Pfund Sterling auf das Palmöl; das übrige vertheilte sich auf Rothholz, Camholz, Kupfererz, Ebenholz, Guano, Copal, Orseille, Elfenbein, Wachs und Baumwolle (für, im Ganzen, 6024 Pfund Sterling). Aber trotz der englischen Ueberwachung, welche den Sklavenhandel nach auswärts so viel als möglich verhindert, bleibt derselbe im Innern unvermindert, und der Sklaverei selbst geschieht durch den Handel mit Palmöl nicht der mindeste Eintrag; denn zum Einsammeln der Nüsse von der Oelpalme (Elaeis guineensis) werden die Sklaven in einer für ihre Besitzer sehr vortheilhaften Weise verwandt.

Nicht ohne besondere Absicht haben wir im Globus mehrfach auf den wichtigen Hafenplatz Lagos an der sogenannten Sklavenküste hingewiesen. Die Engländer haben denselben zu ihrer Hauptstation an der Bucht von Benin erhoben, und es unterliegt keinem Zweifel, daß er im Fortgange der Zeit für diese Gegend eine gesteigerte Wichtigkeit erlangen wird. Auf der ganzen Strecke, vom Rio Volta im Westen bis zum

Altkalabar und dem Camerones (Cameroons, wie die Engländer schreiben) im Osten, finden wir überall urwüchsige, ächtafrikanische Barbarei, die in sehr mannigfachen, excentrischen, oft widerwärtigen und grauenhaften Formen auftritt, in Dahome wie in Yoruba und überall im Nigerdelta. Wir wollen eine Schilderung von Lagos und von Benny entwerfen und dabei zwei Augenzeugen reden lassen, Männer in amtlicher Stellung, die in Bezug auf afrikanische Angelegenheiten als Gewährsmänner ersten Ranges dastehen, nämlich die Konsuln Richard Burton und Thomas Hutchinson.

Die Bucht von Benin reicht vom Kap St. Paul, also der Mündung des Rio Volta, bis zum Ausflusse des Nun und hat eine Küstenausdehnung von etwa 70 deutschen Meilen. Hier ist, auf der Strecke zwischen Klein Popo und Whaidah, dem Sklavenhandel noch nicht völlig gesteuert worden. Als die Engländer sich überzeugten, daß manche Sklavenschiffe ihren Kreuzern entrannen, schossen sie Porto novo in Brand und nahmen Lagos nebst Badagry ohne Weiteres in Besitz. Das Gestade der Sklavenküste besteht aus sumpfigen, höchst ungesunden Niederungen, die Brandung ist heftig, und europäische Fahrzeuge können sich dem Strande nicht nähern. Die Karte zeigt, daß demselben entlang viele Lagunen sich hinziehen, in welche die Ströme sich ergießen. Zur Regenzeit durchbrechen dieselben manche Sandbänke und münden dann unmittelbar in den Ocean. Die Gegend ist so flach, daß man die Stadt Badagry erst sieht, wenn man sich ganz in der Nähe befindet. Sie war bis 1841 ein „Hauptnest" für den Betrieb des Sklavenhandels und ist seit 1861 im Besitze der Engländer. Dort wie in Lagos ist die Strombarre sehr gefährlich. Die Stromriegel, Barren der gefährlichsten Art, sind ein Merkmal vieler Ströme in West- wie in Ost-Afrika und bieten der Schifffahrt große Hindernisse dar. Burton äußert, sie seien von der Natur selber vor die Küste hingelagert, um die uralte Barbarei des Volkes gleichsam zu beschützen. Sie bilden sich vor den Strommündungen, wohin das Wasser eine Menge erdiger Bestandtheile und manchmal sogar ganze schwimmende Inseln führt, durch welche schon Fahrzeuge von ihren Ankern gerissen worden sind. Die Meeresfluth erlaubt ein Hinwegschwemmen in den Ocean nicht, und so entstehen die Stromriegel. Sie sind theils weich und schlammig, theils steinhart. Lagos hat zwei Barren, und die äußere ist so gefährlich, daß auf derselben im Jahre 1858 nicht weniger als 45 Menschen verunglückten.

Am 5. August 1861 lag der Dampfer Prometheus vor Lagos. Kapitän Bedingfield ging mit einer Anzahl Seesoldaten ans Land, nach dem „Palaverhause", wo König Docemo und die Häuptlinge versammelt waren. Der Engländer erklärte kurzweg, daß Docemo sein Geschäft niederzulegen habe und eine Jahrespension im Werthe von 2000 Pfund Sterling erhalten solle. Die Kanonen auf dem Prometheus seien geladen, Widerstand und Einwendungen durchaus unstatthaft, der doppelt ausgefertigte Vertrag müsse ohne Weiteres unterschrieben werden. Der schwarze Potentat sperrte sich eine Weile, sagte bald Ja und bald wieder Nein, aber die Kanonen und die Rumflasche „brachten den Nigger endlich zur Vernunft", und am andern Tage setzte er sein Kreuz unter das Document; denn schreiben kann Seine Majestät nicht. Er meint aber, daß ein Vertrag, den man ohne alle Mühe mit einer Scheere in viele kleine Stücke zerschneiden kann, eigentlich gar keine bindende Kraft für ihn habe. Und deshalb hat er denn auch im November 1863 den allerdings mißlungenen Versuch gemacht, Lagos wieder zu erobern, und wir lasen jüngst, daß er für solche Frevelthat seiner Jahrespension verlustig gehen solle. Kapitän Bedingfield zog dann, am 6. August 1861, die britische Flagge auf, erklärte Lagos für eine englische Besitzung, und 300 „Fetischknaben" mußten unter Anleitung der Missionäre eine Festhymne singen. Den Schluß dieser Annexionsfeier bildete ein Zweckessen, welchem der König und einige Häuptlinge beiwohnen durften.

Auf solche Art nimmt England, „im Interesse der Philanthropie und des Handels" afrikanische Königreiche in Besitz. Docemo wurde mediatisirt.

Von Lagos bis zu Dr. Baikie's Station am Berge Patta, neben Lairds Town, Igbegbe gegenüber, an der Mündung des Binuë in den Quorra (Niger), können Karawanen den Weg bequem in 20 Tagen zurücklegen. Die Stadt zählt unter ihren 30,000 Einwohnern etwa 800 Mohammedaner und hat einen Umfang von etwa einer deutschen Meile. Abgesehen von den europäischen Faktoreigebäuden, sind die Häuser aus Schlamm aufgeführt und mit Palmblättern bedeckt; sie gleichen großen Bienenkörben und stehen in schmutzigen Gassen unregelmäßig umher. Ueberall wächst die Kokospalme und die aus dem fernen Osten hierher verpflanzte Brodfrucht. Das Klima ist im höchsten Grade ungesund, „Lagos frißt in jedem Jahre einen europäischen Konsul", und selbst die Eingeborenen sind einer Menge von Krankheiten unterworfen, namentlich Hautkrankheiten und der Elephantiasis; auch Fieber kommen häufig vor.

An die Stelle des Handels mit Sklaven ist jener mit Palmöl getreten, der seit 1857 immer bedeutender geworden ist. Das von diesem Hafen verschiffte gilt für das beste in Afrika und 1862 wurden 3800 Tons, jede zu 40 Pfund Sterling, verschifft, also für mehr als 150,000 Pfund, und doch ist dieser Verkehrszweig nur erst in schwachen Anfängen. Denn die Stadt ist durch ihre vortheilhafte Lage gleichsam der Schlüssel zu diesem Theile Afrika's, und sie muß, wie wir schon weiter oben angedeutet haben, der Stapelplatz für ganz Yoruba werden, ein Haupthafen für den Verkehr mit dem innern Guinea und dem Sudan, welcher Palmöl und Baumwolle, Scheabutter, Metalle, Zeuge, Zucker, Tabak, Indigo und Elfenbein liefert und dafür europäische Waaren nimmt. Jetzt sind die Bemühungen der Engländer darauf gerichtet, die Häuptlinge im Binnenlande in eine gewisse Abhängigkeit zu bringen und das Zollwesen in der Art zu regeln, daß der Verkehr von drückenden Abgaben befreit werde.

Das ganze Tiefland von Benin, dessen Küste schon 1485 von den Portugiesen besucht wurde, ist mit Oelpalmen bestanden, und Cubebenpfeffer und Cardamomen wachsen wild. Am Beninfluß oder Großen Rio Formoso ist Alles in heilloser Anarchie, weil verschiedene Häuptlinge mit einander in unaufhörlichen Fehden liegen und das Land verwüsten. Burton äußert: „Despotismus ist die einzige Regierungsform, bei welcher, in Anbetracht des gegenwärtigen Zustandes in diesen Theilen von Afrika, einige Ordnung möglich wäre." Er fügt hinzu, daß es entschieden vermessen sei, den Kannibalismus in Abrede zu stellen. Er kommt in der That vor.

Von Lagos nach Osten hin bildet das Gestade eine sogenannte „falsche Küste", die einen sehr einförmigen Anblick gewährt. Der blaue Himmel wölbt sich über dem grünen Lande hin, vor welchem ein langer Streifen goldfarbigen Sandes lagert; aber in der Regenzeit ist Alles mit grauem Gewölk überzogen. Dann und wann hat das Gestade einen Einschnitt, und ein solcher bezeichnet zumeist eine Flußmündung. Scheinbar bildet das Gestade ein zusammenhängendes Festland, aber wer demselben näher kommt, gewahrt bald, daß er eine Menge von größeren und kleineren Strandinseln vor sich hat.

Der Beninfluß oder Rio Formoso ist noch ein selbständiger Strom, der nicht zum Nigerdelta gehört.

Dieses beginnt erst mit dem Escravos, d. h. Sklavenflusse, der seicht ist und eine sehr böse Barre hat. Der Rio dos Forcados dagegen, welchen die Engländer Warree nennen, hat eine bessere Einfahrt; dann folgt der Ramos oder Bough, d. h. Zweigfluß, dessen Einfahrt 15 Fuß Tiefe zeigt, und an welchem die Bewohner einigen Ackerbau treiben. Weiter westlich münden der Dodo, der Pennington, der Middleton, der Winstanley und der Sengana oder Angana. Dann erst gelangt der Schiffer an die Hauptmündung des Niger, den Nun, und das Cabo Formoso, welches die Engländer unrichtig Kap Formosa schreiben. Der Nun bildet die große Wasserstraße zum Binnenlande. Diese wird England nicht mehr aus den Händen lassen, denn, wie Burton sich ausdrückt, wenn diese Region jetzt erst Pfennige einbringt, so wird sie doch im Fortgange der Zeit Pfunde Sterling abwerfen. Bis jetzt, so äußert sich unser Gewährsmann, hat man im Allgemeinen die Dinge ganz verkehrt angegriffen; zweckmäßig dagegen wäre folgendes Verfahren. Man muß ein abgetakeltes, aber wohlbewaffnetes und mit Kru-Negern bemanntes Schiff (ein „Hulk") innerhalb der Barre des Nun bei Akassa stationiren, dann Verträge mit den verschiedenen Häuptlingen im Delta abschließen und in denselben den Zoll feststellen, welchen sie als Abgabe erheben dürfen. Sodann müßte allmonatlich und regelmäßig ein bewaffneter Dampfer bis zur Mündung des Binuë hinaufsteuern und überall auf Recht und Ordnung halten. An fünf Punkten wären Faktoreien und Stationen für die Dampfer zu errichten, nämlich: zu Andschama, an der Spitze des untern Delta, zu Abo an jener des obern Delta; zu Onitscha, mittewegs zwischen dem Meere und der Binuëmündung; bei Idda zwischen Onitscha und jener Mündung, und bei Igbegbe, also dort, wo Quorra (Kowara, Niger) und Binuë sich vereinigen. Sobald das geschieht, sind sichere Unterlagen für einen regelmäßigen Verkehr gewonnen.

Alle östlichen Deltaflüsse bis zum Bonny gehören schon der Biafrabay an. Die Engländer, welche gleich den Yankees unverbesserliche und fast immer geschmacklose Namenverderber sind, haben auch diesen Namen corrumpirt aus der portugiesischen Bezeichnung Rio de Mafras. Die Biafrabay bildet den innersten Theil des Golfes von Guinea und reicht vom Cabo Formoso bis zum Kap San Juan, 4° 16′ 17″ bis 1° 9′ 7″ nördl. Br.; die gerade Linie zwischen beiden Punkten beträgt etwa 450, die Küstenlinie dagegen 650 Miles. Durch das Cameronesgebirge ist diese letztere in zwei scharf gesonderte Regionen getheilt. Die nördlich liegende ist noch eine „falsche" Küste, ähnlich der weiter oben geschilderten in der Bucht von Benin, schlammig mit Mangrovegebüsch bestanden, ein Paradies für Eidechsen und Krokodile, für Krabben, die in den flachen, übelriechenden Strandlagunen sich wohl fühlen. Hin und wieder liegen an natürlichen Kanälen, aber in weiter Entfernung von einander, armselige Hütten. Südlich vom Cameronesgebirge wird das Meeresufer hoch. Die Oelpalme tritt seltener auf, und der Handel mit Oel ist weniger bedeutend als jener mit Elfenbein.

Von den fünf und zwanzig Strömen, welche in die Biafrabay münden, werden sechs vorzugsweise als Oelflüsse bezeichnet: der Nun, Neu-Calabar, Bonny, Alt-Calabar, Camerones und Malimba. Wir gehen auf eine Schilderung des Braß-River und der übrigen Flüsse des östlichen Delta nicht näher ein, sondern fassen nur den Bonny näher ins Auge. Der Name ist von den Engländern aus der einheimischen Bezeichnung Obani verderbt worden; die Mündung ist etwa eine Wegstunde breit, aber die Einfahrt höchst gefährlich, „ein Amphitheater von Barren und Brandungen". Um die Gefahren derselben abzuwenden, opfern die Neger in jedem Jahre ein junges Mädchen.

Der Bonny wird alljährlich von einer beträchtlichen Anzahl europäischer Fahrzeuge besucht. Auf ihm liegen „Hulks", welche als Magazine für das von den Negern abgelieferte Palmöl dienen, und auf denen auch die Supercargos und deren Leute wohnen. Auf diesen Schiffen ist es weniger ungesund, als am Lande, das ein mörderisches Klima hat. Den Hauptort am Strome, Bonny Town, riecht der Europäer schon von weitem. Er sieht Juju Town, Smoke Town und andere große Dörfer, deren Hütten alle von Palmen überschattet sind, auch jene von Tallifer und Fish Town.

Bonny Town war seit dem 16. Jahrhundert ein Hauptsklavenmarkt, und in manchen Jahren sind von dort mehr als 16,000 Schwarze seewärts verschifft worden. Seit 1825 und namentlich seit 1832 hat aber dieser Handel abgenommen, weil die Engländer nachdrücklich einschritten, und gegenwärtig ist Bonny der Hauptplatz für die Oelausfuhr geworden; es exportirt eben so viele Tonnen Palmöl als früher Sklaven, nämlich 16,000 bis 18,000 Tonnen, von 240 Gallonen, im Werthe von sechs bis sieben Millionen Thalern. Dieser Handel wird von 10 oder 12 Häusern vermittelt, die vortreffliche Geschäfte machen.

Die Regierungsgeschichte von Bonny ist seit etwa 12 Jahren sehr stürmisch gewesen, und König Pepple, dessen wir im Globus schon häufig erwähnt haben, spielt in derselben bis auf diesen Tag eine sehr hervorragende Rolle. Dieser Barbar und Kannibale war von 1857 bis 1861 in London, wo er die Philanthropen zum Besten hatte. Sie gaben ihm viel Geld, nachdem er sich hatte taufen und unter die Temperanzleute aufnehmen lassen, und er galt für einen sehr frommen Mann, als er von England die Summe von — 20,000 Pfund Sterling verlangte, um damit in Bonny eine Mission zu gründen. Das Rumtrinken gewöhnte er sich in London ab, weil Champagner, von dem er mehr zu sich nehmen konnte, ihm besser mundete. Seitdem er aber (im August 1861) wieder in seiner Heimath sich befindet, tritt er abermals in seiner vollen Urwüchsigkeit auf.

In Bonny ist Alles Schmutz, Wildheit und Barbarei. Als Burton in den Strom eingefahren war, besuchte er auch das berühmte „Jujuhaus". Ich faßte mir ein Herz, sagt er, stopfte mir in Kampfer getränkte Baumwolle in die Nase und ruderte dann stroman. Es war eben tiefe Ebbe, und der schlammige Strom bot einen äußerst widerwärtigen Anblick dar. Der Gestank, ächtes Bouquet d'Afrique, ist abscheulich. Ich sah nichts als Wasser, Schlamm und Mangrovegebüsch. Die Dächer der Häuser bestehen aus Palmblättern; hin und wieder sieht man eine schief angebrachte Fensterscheibe. Die Außenwände sind mit Flußschlamm beworfen. Viel besser nahmen sich einige Kähne aus, die mit Matten überspannt waren und einen Heerd von Sand hatten. Einige dieser Fahrzeuge sind 60 bis 70 Fuß lang, können eine beträchtliche Menge Oel fassen und führen bis 100 Köpfe Bemannung. Die Hälfte derselben ist bewaffnet, um nöthigenfalls die Ladung zu vertheidigen; Sicherheit ist auf diesen Strömen nicht, weil die Häuptlinge und die Stämme so oft in Fehde liegen.

Burton ging ans Land. Kurz vorher hatte eine Feuersbrunst wohlthätige Verheerungen angerichtet, denn so weit die Flammen gegangen waren, fand er den Boden frei von Skorpionen, Tausendfüßen, Schlangen, kleinen Sandfliegen und Stechmücken. Man bauete eben die Häuser wieder auf. Bei solchen Gelegenheiten ruft ein Häuptling alle seine Sklaven und deren Familien zusammen und theilt sie in Rotten, deren jeder er eine bestimmte Arbeit anweist. Einige müssen im

Walde Holz fällen, andere bereiten Flechtwerk, noch andere müssen den Lehm oder Schlamm zum Bewerfen des Hauses vorbereiten, oder das Dach herrichten und aus alten Kisten Thüren verfertigen. Der Boden besteht aus gestampfter Erde; ein gewöhnliches Haus hat nur drei Abtheilungen: eine Küche, eine Wohnstube und ein Gemach für den Juju, d. h. Fetisch. Ein Haus „großer" Männer besteht dagegen aus einem wahren Labyrinth von Gemächern; jene der Männer sind von denen der Weiber abgesondert, und vor allen Dingen fehlt eine Rumpelkammer nicht, in welcher der „große" Mann allerlei Siebensachen aufhäuft, die er für merkwürdig oder werthvoll hätt. Aber den besten Theil seiner Habe verpackt er in Kisten, und diese pflegt er zu vergraben. Das Bett besteht aus einer aus Gras geflochtenen Matte. Jeder hat ein Fetischzimmer, und die Hausgötter der Neger erscheinen uns seltsam genug. Ein Blatt des londoner Witzblattes Punch ist ein Gott, und eine Tabakspfeife ist auch ein Gott. Das Fetischzimmer darf nicht bestohlen werden; deshalb birgt der Neger in demselben, was ihm das Liebste ist, vor allen Dingen Rum. Könige und Häuptlinge werden in Groß-Jujuhäusern begraben.

Die Straßen in Bonny sind eng, schmutzig, voll von Pfützen, abscheulich. Die Bewohner verschmähen ordentliche Kleidung, und selbst erwachsene Mädchen gehen umher, wie der liebe Gott sie geschaffen hat. Die Sklaven sahen erbärmlich aus, waren abgemagert und theilweise aussätzig.

„In Bonny drängt sich Einem der Gedanke auf, ob es denn wirklich wohl gethan sei, die Sklaverei abzuschaffen. Die Häuptlinge bitten, daß die Engländer nicht so streng verfahren möchten; man wisse ja nicht, was man mit den Verbrechern anfangen solle. Das ist ihnen jetzt unmöglich; und das Ergebniß ist kein anderes, als Verdoppelung des Elends. Wir Engländer überfüttern unsere Verbrecher, und die Neger martern die ihrigen zu Tode. Die Menschenwaare ist so billig, und darin liegt abermals eine Quelle des Jammers. Auf manchen Oelflüssen dauert die schwarze Bemannung eines Oelnachens keine drei Jahre aus. Es kann nicht befremden, daß der Sklav sich allen Ausschweifungen ergibt und auch stiehlt; deswegen wird er mit grausamer Strenge behandelt. Sein schwarzer Herr nagelt ihm die Hand an ein Wasserfaß, verstümmelt ihn auf mannigfache Weise, reibt ihm Pfeffer in die Augen, schneidet ihm die Ohren ab, peitscht ihn blutig. Die Peitsche besteht aus doppelt geflochtener Hippopotamushaut, die in der Sonne getrocknet wird, scharfe Ränder hat und manchmal noch mit Kupferdraht überflochten wird. Es kommt vor, daß Sklaven Stunden oder auch einen ganzen Tag lang gegeißelt werden; man bindet sie, mit ausgestreckten Armen, an eine Art von Gerüst und versetzt ihnen allemal nach Ablauf einer Viertel- oder halben Stunde einige Hiebe, welche das Fleisch aus der Haut heraus reißen. Diese Strafe wird auch an Weibern vollzogen, welche der Mann für schuldig hält; auch reißt er ihnen wohl den Bauch auf, schneidet sie in Stücke und wirft diese den Haifischen vor. Zwillinge werden nach der Geburt getödtet; alle Kinder, welche eine Frau zur Welt bringt, nachdem sie schon viermal geboren hat, werden ermordet. Nach dem Ableben eines „großen" Mannes werden vielerlei abscheuliche Barbareien verübt; man begräbt seine Sklaven lebendig, oder bindet sie auf Stäbe und läßt sie den Strom hinabtreiben, damit sie stückweise von den Haifischen zerrissen werden."

„Der Sklav ist begreiflicher Weise eben so brutal, wie sein Gebieter. Es ist auffallend, daß man in England behauptet, es sei eine moralische Entwürdigung für den Neger, wenn er von einem weißen Manne gekauft wird, es sei aber keine, wenn er einem schwarzen Manne diene. Die Philanthropisten stellen sich wohl vor, wie unseren ärmeren Klassen in der Mitte des 19. Jahrhunderts zu Muthe sein müßte, wenn sie von irgend einem schändlichen Afrikaner aus der Freiheit in die Sklaverei geschleppt würden. Aber civilisirte Gefühle kann ein unglückliches, halbverhungertes Wesen nicht haben, das man armselig, oft mit Fleisch von Affen und Schlangen, Hunden und Katzen und Insektenlarven füttert, dessen Leben, ein unablässiges Gequältsein, nur Wechsel durch die Verschiedenartigkeit der Martern erhält, ein Mensch, den sein Besitzer in jedem Augenblick und nach Belieben tödten kann? Wenn der Sklav einmal die erste Furcht vor der Verschiffung durch einen weißen Mann überwunden hat, dann wird sicherlich nichts in der Welt ihn vermögen, freiwillig in seine Heimath zurückzukehren. Unsere westindischen Kolonien waren Paradiese im Vergleich zu der Region der Oelflüsse, und die Lage der Sklaven in den südlichen Staaten Nordamerika's ist ein wahres Eden im Vergleich mit Westafrika. Das sind Thatsachen."

Es ist bemerkenswerth, daß alle erfahrenen, nicht in Vorurtheilen befangene oder durch Redensarten verstrickte Männer, welche Afrika und Amerika aus eigener Anschauung kennen, sich in ähnlichem Sinne aussprechen und sich nicht ohne eine gewisse Bitterkeit über die Täuschungen der Missionäre und über das Verfahren der Handwerksphilanthropen äußern. Wir wollen hier übrigens blos diese Thatsache konstatiren.

Das Fetischhaus in Bonny bildet ein etwa 40 Fuß langes Gebäude aus Flechtwerk, das mit Lehm beworfen ist. An der obern Seite erhebt sich eine Art von Altar, und dieser ist durch Mattenbehänge vor dem Regen geschützt. Quer über sind auf Gerüsten in verschiedenen Reihen Menschenschädel, theilweise bemalt und mit Zierrathen versehen, angebracht; an einem Schädel hatte man einen langen Bart befestigt. Zwischen den Menschenschädelreihen waren Reihen von Ziegenschädeln befestigt; diese waren weiß und roth angestrichen, und von einem Balken hing eine dicke Kanonenkugel herab, die wohl als Keule zum Erschlagen der Opfer dient. Vor dem Altar befindet sich eine runde Aushöhlung zur Aufnahme des Blutes; auf dem Boden lagen ganze und zerstückelte Schädel umher; andere waren auf Stäben befestigt und an die Wände gelehnt. An ein besonderes Gerüst hatte man gewisse Körpertheile genagelt, deren nähere Bezeichnung die Scham verbietet. In diesem Jujuhause krochen große Eidechsen, Iguanas, dreist umher, denn sie waren jetzt hochgeheiligte Fetische. Vor einigen Jahren galt der Affe für den Gott der Bonnyneger, weil er aber gestohlen hatte, wurde er todtgeschlagen und ein Gleiches geschah allen Affen, deren man habhaft werden konnte. Man füllte sich mit diesen Göttern den Magen, erhob die Eidechse auf den Altar und wehe dem, welcher ein solches Kriechthier unsanft anfassen wollte! Neben der Eidechse ist aber auch weißes Zeug zum Juju erhoben.

„Dieses Volk findet offenbar ein Ergötzen und ein Genüge an der Grausamkeit, welche es gegen Menschen und Thiere verübt; es ist erfreut, wenn es Jammer und Elend sieht. In allen Städten an den Oelflüssen sieht man getödtete oder elend hinsterbende Thiere, gewöhnlich Hühner, weil diese am wenigsten kosten. Sie hängen an den Beinen mit dem Kopf nach unten, oder werden an einem Baume halb todtgeschlagen und bleiben hängen, bis sie stückweis herabfallen. Ein Neger, der sich unwohl fühlt, hängt sich ein lebendiges Küchlein um den Hals und läßt es hängen, weil er glaubt, es ziehe von ihm Schmerz und Krankheit ab. Auch Ziegen werden an einem steinernen Pfeiler halbtodt geschlagen und müssen langsam und elend verenden, selbst die harmlose Schildkröte wird gepfählt. Blut gilt als

Hauptschmuck und Zier für eines Mannes Gesicht; die Frauen dagegen bemalen sich dasselbe mit Indigo. Leichen werden mit warmem Thierblute besprengt; man legt die Thiere, welchen der Kopf abgeschnitten worden ist, auf den Verstorbenen, und wenn dann ein Huhn mit den Flügeln schlägt, so gilt das für den Todten als ein gutes Omen. Männliche Kriegsgefangene werden zum Opfer und zur Speise heimgebracht; der Fetischpriester schlägt ihnen den Kopf ab, und Niemand zweifelt daran, daß sie gefressen werden. Für gewöhnliche Hinrichtungen hat jeder Häuptling seine besonderen Henker. Nicht blos Konsul Hutchinson ist davon Augenzeuge gewesen (wir haben seine Berichte mitgetheilt, Globus II, 51 und 159), sondern auch der Engländer Smith. Der letztere erzählt, daß der alte König Pepple, Vater des jetzigen (Globus I, 178), den König Amakri von Neu-Calabar gefangen nahm. Hocherfreut veranstaltete er ein großes Festmahl, zu welchem er auch die europäischen Sklavenhändler einlud. Es ging flott her dabei. Seine Majestät saß oben an der Tafel, und als Hauptgericht wurde ihm, roh und warm, das eben aus Amakri's Leibe gerissene Herz vorgesetzt. Er nahm es in die Hand, verschlang es mit großem Appetit, und als er fertig war, sprach er: „So gehe ich mit meinen Feinden um."

„Kurz vor meinem ersten Besuch in Bonny waren fünf Kriegsgefangene eingebracht worden, und ich sah ihre Schädel im Jujuhause. Sie sahen verdächtig weiß und rein aus und wie abgekocht; auch zweifelte kein weißer Mann, daß die Leichen verzehrt worden seien."

Das ist ein schwarzes Gemälde, aber es ist von einem wahrheitsliebenden Augenzeugen entworfen worden. Nichts ist erklärlicher und an sich löblicher, als der Wunsch christlicher Männer, durch Verbreitung des Evangeliums solchen grauenhaften und abscheulichen Barbareien zu steuern. Es sind zu diesem Zweck schon ungeheuere Opfer an Geld und Menschenleben gebracht worden, ohne daß, im Ganzen genommen, die Erfolge auch nur irgend bedeutend gewesen wären. Das Klima schon ist der ärgste Feind der christlichen Sendboten, und durchschnittlich lebt ein weißer Missionär in Westafrika nicht über 27 Monate; welche Erfolge die schwarzen Missionäre haben, ist noch nicht zu sagen, weil man mit diesen noch in den Anfängen steht. Schon früher wiesen wir darauf hin, wie viel günstiger die Mohammedaner gestellt sind. Sie, Eingeborene Afrika's, haben das Klima nicht zu fürchten, und für den einfachen Satz: „Allah ist Allah und Mohammed Verkündiger seines Wortes", ist der Neger leichter zugänglich als für die Lehren der christlichen Dogmatik. Der Mohammedaner gestattet die Vielweiberei, der Missionär, welcher auch seinerseits ein Temperanzmann ist, nicht. Weiber und Rum zumal mag der Neger nicht missen, und das Christenthum will sich ihm nicht mit Gewalt aufzwingen, während der Islam eine solche nicht scheut.

Der Fanatismus des Islam ist überwältigend. Die Fulbe haben gezeigt, welche Macht in ihm liegt. Sie sind binnen einem halben Jahrhundert vom Senegal bis über den Binuë und nach Adamaua und bis an das Nigerdelta mit reißender Schnelligkeit vorgedrungen, und überall haben sie den Fetischdienst niedergeworfen. Darin liegt für die Negerländer eine wichtige Reform, welche aber zugleich der Verbreitung des Christenthums in hohem Grade hinderlich ist.

Das Auftreten der Fulbe und ihre weite Verbreitung ist in hohem Grade interessant; wir müssen uns aber die Schilderung aufsparen und schließen hier vorläufig unsere Erläuterungen.

Die Küstenlandschaft Ostfrieslands und deren Bewohner.

Von **Hermann Meier**.

II.

Ertrag der eingepolderten Ländereien. — Die Häuser in den Marschen. — Einrichtung im Innern derselben. — Das Hausgesinde. — Milchwirthschaft. — Die Deichlasten. — Charakter der Marschbauern. — Das Wirthshausgehen. — Kleidung der Marschbauern.

Stattliche Häuser, „Plaatsen", entsteigen nach und nach dem Boden, die, mehr lang und breit als hoch, sich durch ihre Bauart vortheilhaft von vielen anderen ländlichen Gebäuden unterscheiden. Niedliche kleine Blumengärten und Rasenplätze vor, und größere mit Fruchtbäumen, Fischteichen und Blumenbeeten hinter dem Hause, und das Ganze eingefaßt vom üppigsten Baumwuchs, geben diesen Höfen einen um so größern Reiz, da man sonst gewohnt ist, auch in den Marschgegenden, neben den Häusern, nur Kohlgärten zu finden, wodurch die Landschaft ein sehr eintöniges Ansehen erhält. Und dann die herrlichen Wiesen und Felder mit üppigem Korn, mit einem unabsehbaren Meere wogender Saaten, in welchem die Gebäude zu schwimmen scheinen!

Wunderbar ist der Ertrag der neuen Ländereien. Eine Chronik vom Jahre 1559 erzählt, daß Jemand, der in einem Theile eines neueingedeichten Polders fünf Tonnen Gerste ausgesäet, sich eines Reinertrags von 300 Tonnen erfreut habe. — Es gibt Polder, die 200 Jahre lang unter dem Pfluge gelegen haben, ohne je gedüngt zu sein und trotzdem noch immer guten Ertrag bringen.

Erinnert schon das Aeußere der Häuser an den Reichthum und oft auch an die Bildung und an den Geschmack der Bewohner, um so mehr noch das Innere. Kostbare Möbeln, wie man sie in der Stadt nicht schöner und moderner findet; hübsche, oft werthvolle Gemälde, eine oft zusammengewürfelte, oft auserlesene Bibliothek, einige musikalische Instrumente, unter welchen das Pianoforte nie fehlt. Im Winter hat man Lesezirkel, welche die besseren belletristischen, historischen und landwirthschaftlichen Bücher und Zeitschriften enthalten, und von Zeit zu Zeit Konzerte, zu welchen man sich die Musiker aus der Stadt kommen läßt.

Betreten wir das Haus, welches massiv aus Backsteinen gebaut ist, so finden wir, daß jedes bis zur Dachspitze durch eine starke Brandmauer in zwei Theile getheilt ist, von denen der vordere zur Wohnung, der hintere zu Scheune und Stall

dient. Im Vorderhause findet man die große Sommer- und die etwas kleinere Winterküche. Hat erstere auch durchaus den Charakter einer Küche, so doch letztere den einer ganz behaglich eingerichteten Stube. In der Sommerküche ist der große, mächtige Feuerheerd, der mit einer eisernen, blankgescheuerten Platte belegt ist, die Hinterseite wird theils von einer kleinen Platte, theils von weißem oder demattem Estrich ausgefüllt. In der Ecke dieses Herdes (in d' hörn') ist der Platz des Hausherrn, d. h. des Hausvaters, der noch nicht zu sehr von der Kultur beleckt ist. Von hier aus ertheilt er seine Befehle, hier ist er sicher zu finden, wenn Feld und Stall seine Gegenwart nicht erfordern, oder wenn ihn keine Geschäfte zur Stadt rufen. Besuchende Personen müssen sich im Hörn niederlassen, während der Bauer sich mitten vor's Feuer setzt; wenn er seinen Platz verläßt, versäumt er nie, das Stuhlkissen umzukehren. Auf dem Rande des Kamins ruht seine tägliche Lektüre: Zeitung, Amtsblatt und Kalender; hier findet sich der immer gefüllte Tabakskasten und unter demselben hängen die Pfeifen in Reihe und Glied, große für den Haus-, wie kleine für den Reisebedarf. Eine andere Seite dieser Küche enthält die Bettstellen, die sich in der Wand befinden und früher so hoch angebracht waren, daß man nur mittelst einer Bank hineingelangen konnte, wie dies auf unseren Inseln noch jetzt der Fall ist. In neuerer Zeit werden solche nicht mehr so hoch gemacht, weil plötzlich eintretende nächtliche Ueberschwemmungen nicht mehr so sehr zu befürchten sind. Ueber dem Bette hängen meistens eine geladene Flinte, ein paar Pistolen oder ein blankgescheuerter Säbel. An der Decke der Küche sieht man Sommer und Winter eine große Anzahl mächtiger Speckseiten, Schinken und ein ganzes Heer von Mettwürsten.

An die Sommerküche grenzt in älteren Gebäuden die sogenannte Aufkammer, sogenannt, weil man nur vermittelst einiger Stufen hinaufkommen kann; werden diese Stufen zurückgeschlagen, so sieht man in die geräumige, lustige und reinliche Milchkammer, wo die meistens blau angestrichenen, platten Milchkübel mit ihrem weißen Inhalt der Reihe nach stehen, um am folgenden oder dritten Tage abgerahmt zu werden. Neuere Gebäude haben außerdem noch Wohn-, Visiten-, Kinder-, Gouvernanten-, Schlaf- und Fremdenzimmer, Einrichtungen, die man indeß in den älteren ostfriesischen Wohnungen vergeblich sucht.

Die Bettstellen für die männlichen Dienstboten befinden sich meistens in dem Gang, der zwischen Wohnhaus und Hinterhaus herläuft. Aus dem Gang führen zwei Thüren, die eine auf die Dreschtenne, die andere in den Stall. Vor letzterm befindet sich noch eine kleine Küche, in welcher sich des Abends die Dienstboten aufhalten, wo die Mägde schlafen und woselbst gebuttert wird. —

Das Hinterhaus ist bedeutend niedriger und hat ein viel platteres Dach, als das Wohnhaus, ist aber doch bei aller anscheinenden Leichtigkeit ungemein fest gebaut, — lauter Vorrichtungen, um den häufigen Sturmwinden widerstehen zu können. Die Dreschflur ist mit Lehm belegt und hat am hintern Ende ein großes Thor zur Einfahrt. Der Hauptraum der Tenne dient zur Aufbewahrung der Ernte, doch ist diese selten im Stande, den ganzen Segen aufzunehmen, und alsdann wird Heu und Getreide neben dem Hause in Feimen — Schelsen (Getreide), Blokken (Heu) — aufgestellt; eine Nebenabtheilung dient zur Wagenremise, der hintere Theil zum Pferdestall.

Im Viehhause stehen die Kühe nicht mit dem Kopf ins Haus hinein, sondern wenden solchen der Mauer zu, und hinter dem Vieh her geht eine einen Fuß breite und eben so tiefe Gosse zur Aufnahme des Abfalles. Derselbe wird täglich wenigstens zweimal hinausgekarrt. Die Viehstände sind durch Bretterverschlag von drei bis vier Fuß Höhe von einander geschieden. Jeder Stand ist für zwei Kühe. Das Vieh steht an beiden Seiten des Viehhauses, in der Mitte bleibt ein mäßig schmaler Gang.

Die Zahl der Kühe auf einem mittelgroßen Platze ist 30 bis 50, doch werden auch deren gefunden, wo 80 bis 100 Stück auf dem Stall stehen; dann aber ist gewöhnlich eine nicht geringe Anzahl derselben zum Fettfüttern und demnächstigen Verkauf, nicht zum Milchgeben aufgestellt. Vom Mai bis November befindet sich auf der Marsch alles Vieh ohne Hirten auf der Weide (die jedes Stück Land umgebenden Gräben sind hinlängliche Schutzmittel gegen das Verlaufen), die übrige Zeit auf dem Stall. Während der Sommermonate kommt es gar nicht ins Haus, Stallfütterung ist hier nirgends gebräuchlich. Im Frühjahr ist das Vieh nicht so bald auf der Weide, als man anfängt, die Ställe zu reinigen und zu lüften. Der Fußboden wird mit reichlichem Wasser und stumpfen Besen gescheuert, sämmtliche Wände, die geweißten sowohl, wie die Bretterverschläge sammt den hölzernen Decken, werden sauber abgewaschen, alle Ecken und Winkel werden ausgespült und gesäubert. Thüren und Fenster werden während des ganzen Sommers offen gehalten, um der Luft freien Durchzug zu gestatten, und gelegentlich werden dann die Wände wieder neu überweißt. So ist den Sommer über der Stall so sauber, so frei von aller Dumpfigkeit, wie wohl wenige Stuben unserer Tagelöhner. Wird dann vor dem Winter noch einmal Alles besenrein gekehrt, so kommt das Vieh in einen Stall so sauber, als wäre er nagelneu.

Täglich zweimal gehen die Mägde mit blankgescheuerten kupfernen Eimern (Ketelemmers) hin, um die strotzenden Euter zu leeren. Die Pferde verlassen die Weide nur für die erforderliche Arbeitszeit. —

Eine recht gute Kuh gibt in der besten Zeit täglich 18 bis 20 Kannen Milch, welche theils zu Butter, theils zu Käse verarbeitet wird. Die dann entstehende Buttermilch gibt die Morgen und Abendkost der Dienstboten oder dient zur Schweine- und Kälbermast.

Sobald die Milch im Sommer zu Hause angelangt ist, wird sie durch ein Haarsieb in die Milchkübel geseihet und diese werden alsdann in den Milchkeller getragen, wo sie neben einander, nur bei beschränktem Raum auf einander gestellt werden. Nach 24 bis 48 Stunden wird sie meistens von der Hausfrau selbst, selten von der großen Magd abgerahmt. Die abgerahmte Milch wird zur Käsebereitung in die „Stremtiene", der Rahm zum Buttermachen in die „Roomtiene" gebracht. Beides sind tonnenartige Gefäße, ersteres das weit größere. Gebuttert wird durch Menschenhand, durch einen Hund, der im Rade läuft, oder durch ein Pferd. Der Käse wird in den allermeisten Fällen von der Hausfrau selbst gemacht. Ein gewöhnlicher Käse wiegt 16 bis 20 Pfund, ein Faß Butter 50 Pfund. Ist von beiden erforderlicher Vorrath vorhanden, so wird's vom Bauer mit dem Wagen zur Stadt gebracht; sind die Wege aber zu schlecht, so geschieht die Versendung mittelst des Dorfschiffers.

Die Güter und Ländereien theilen sich in völlig freie, in erbpachtspflichtige und in beheerdische. Bedingt frei sind alle. Im Lande der Friesen kennt man keine Erbunterthänigkeit, keine Frohnden, keine Zehnten; kein Edelmann oder sonstiger privilegirter Besitzer darf sein Vieh auf die Felder der Bauern treiben oder sonstige Beeinträchtigungen wagen. Der Eigenthümer schaltet und waltet mit seinem Gut, wie es ihm gefällt. Gezwungen, sagt Wiarda, gab der Friese dem Geistlichen, seinem Priester, seinem Dekan, seinem Bischof keinen Kreuzer, und wider seinen Willen konnte ihm der Bischof kein Huhn nehmen. Denn eine solche Gewalt stritt wider die friesische Freiheit. — Die Friesen waren das einzige Volk der Christenheit, welches von den Zehnten und Erstlingen frei war.

Erbpachtspflichtige findet man vorzüglich in den neueren Marschen, denn diese gehören ja, wie bereits gesagt, der Krone. Ein Erbpachtsgut ist übrigens eben so frei, wie ein eigenes; die einzige Einschränkung, daß beim Verkauf die Einwilligung des Erbpachtsherrn nachgesucht werden muß, ist ohne Bedeutung, da diese nie versagt werden darf.

Beheerdischheite, die es blos in Ostfriesland gibt, sind im Grunde mit den erbpachtspflichtigen einerlei. Sie stammen aus früheren Zeiten, wo man nach Ablauf der Pachtzeit ein Geschenk darbrachte, welche Sitte später zum Gesetz umgewandelt wurde, und aus dem Geschenk wurde eine feststehende Abgabe.

Abgesehen von allem Andern, sind die Abgaben unserer Plätze bedeutend hohe. Besonders die Deichlast ist eine so enorme, daß der Marschbauer nicht mit Unrecht sagt, er könne mit silbernem Pfluge arbeiten, wenn die Abgaben für den Deich nicht wären. Die ganze Deichstrecke Ostfrieslands beträgt 36½ Meilen. Die Deiche haben eine Höhe von 16 bis 20 Fuß, bei 80 bis 100 Fuß unterer und 8 bis 14 Fuß oberer Breite. Sie leiden jährlich mehr oder weniger, und die jährlichen Unterhaltungskosten sind groß und an verschiedenen Stellen und in verschiedenen Jahren ungleich. Dieselben betragen nach einem zwölfjährigen Durchschnitt jährlich über 100,000 Thaler. In früheren Zeiten, z. B. öfters noch im 17. Jahrhundert, sind häufig ganze Plätze von dem Eigenthümer verlassen worden, um nicht den Deich wieder herstellen zu müssen. Denn in dem Spadenrecht oder Spadelandesrecht, welches noch am Schlusse vorigen Jahrhunderts in Ostfriesland wie an der ganzen Küste bis zur Eider Gesetzeskraft hatte, wurde festgesetzt, daß, wenn Unvermögende nicht im Stande wären, ihren Deich ferner zu unterhalten, oder wenn der Besitzer nach einem Deichbruch den Deich nicht wieder herstellen könne, er diesen mit seiner Habe an Land, Haus und beweglichen Gütern abtreten solle.

Wer Deichlast zu tragen hat, muß auch Siellast bezahlen, das sind die Leistungen, welche zur Anlegung und Unterhaltung der zur Fortschaffung des Binnenwassers in den Deichen angelegten Schleusen, der sogenannten Siele, erfordert werden. Ein neuer Siel kostet 5000 bis 17,000 Thaler, die jährlichen Unterhaltungskosten für unsere 87 Siele mehr als 25,000 Thaler.

Nach Berechnung solcher Summen für Neubau und Unterhaltung der Deiche und Siele muß man fürwahr einstimmen in den Ausruf eines vaterländischen Schriftstellers: „Mit welch kostspieligen Gegenständen hat unser Vaterland zu thun, um sich gegen die Gewalt der See zu verwahren!"

Jeder Platz hat seine Dienstboten, sein „Volk", wie sie von der Herrschaft genannt werden, während diese „buur" und „frou" oder „weerdinne" (Wirthin) genannt werden. Die Zeiten, in welchen der Bauer mit seiner Frau durch eigene Arbeit ein paar Dienstboten ersparte, sind dahin; jeder Platz, wenn er nicht gar zu klein ist, hat zwei bis drei Mägde und drei bis vier Knechte. Die Knechte verrichten alle Arbeiten, wozu Gespann nöthig ist. Im Winter besorgen der große und der kleine Knecht das Vieh; der Mittelknecht geht mit den Arbeitern ans Dreschen. Auch Getreide mähen die Knechte meist mit.

Die Mägde besorgen im Sommer die Milchwirthschaft und die Geschäfte in Haus und Garten; zur Erntezeit gehen sie zum Getreidebinden mit ins Feld; im Winter ist, neben der Besorgung der Milch- und Hauswirthschaft, Spinnen die Hauptbeschäftigung.

Die Dienstboten verdienen nicht nur Geld, sondern auch Schuhe, Leinwand, Käse und Schafweiden. Neben diesen werden auch noch Arbeiter gedungen; einige Feste hat Jeder Platz, Andere miethet man nur in der geschäftigsten Sommerzeit, in der Ernte. Das eigene Land hat dann nicht Arbeitskräfte genug, so daß besonders Oldenburg und die Landdrostei Osnabrück aushelfen müssen. An verschiedenen Stellen versammeln sich diese Arbeiter in Masse, mit ihrem Arbeitszeug auf Rücken und Schultern, um Sonntags Morgen für eine Woche gemiethet zu werden. Der abgeschlossene Kontrakt bezieht sich entweder nur auf eine Woche oder auf die ganze Ernte. Während dieser sieht man überall auf den Wiesen kleine längliche Leinwandzelte aufgeschlagen, die als Lagerstätten der Arbeiter dienen, bis sie mit ihrer Arbeit vollständig fertig geworden sind.

Die Kost unserer Dienstboten und Arbeiter ist eine nahrhafte, dem Klima angemessene. Im Sommer wird viermal, im Winter dreimal täglich gegessen. Abends und Morgens gibts Buttermilch mit gekochter Grütze oder mit Bohnen nebst Butterbrod. Die Löffel der Dienstboten haben ein rundes Blatt und sind wohl geeignet, die großen, sogenannten Breimäuler zu erzeugen. Der Mittagstisch wird in den meisten Fällen mit der Herrschaft getheilt. Diese und jene speisen in einem Lokal, aber an besonderen Tischen. Speck oder Fleisch fehlt nie, dazu werden Kohl, Möhren, Bohnen, Erbsen oder Mehlspeisen gegessen. Die Knechte essen zusammen aus einer großen Schüssel, die Mägde ebenfalls, und zur Zertheilung des Fleisches und Specks hat man in einzelnen Fällen Teller, in den meisten runde Stückchen Holz, in den wenigsten den Tisch selbst. Regel ist, daß, wenn der erste Knecht (der große Knecht) satt ist und aufsteht, alle übrigen ihm folgen müssen.

Den ursprünglichen friesischen Charakter findet man in den Marschen am wenigsten mehr; solcher zieht sich immer tiefer landeinwärts, wo er, immer mehr vom Auslande berührt, seinem völligen Entschwinden entgegengeht. Der Marschbauer des Dollart ist ein ganz anderer, als der an der Nordküste unseres Landes. Jener gleicht mehr dem ruhigen, berechnenden Holländer, dieser mehr dem ewig fidelen, singenden und spielenden, in Wirthshäusern Gesellschaft suchenden Süddeutschen; aber bei allen ist doch die Quintessenz des friesischen Nationalcharakters zu finden. Ihre abgelegene, isolirte Lage am Gestade des Meeres, aus der sie erst seit etwa 10 Jahren durch die Eisenbahn gerissen wurden, ließ sie, wenn auch nur bedingt, einen eigenen Charakter bewahren.

Selbstgefühl wohnt dem Marschbauer, der auf Titel wie „Oekonom" ꝛc. nichts gibt, sondern sich am liebsten buur nennen läßt, in nicht geringem Maße bei. Ist er doch, was er ist, durch Menschenhand und Menschenfleiß, und hat er doch nicht selten selbst sein redlich Theil dazu beigetragen. „Der dumme Bauer", jenes alberne, allgemeine Urtheil, nimmt er nicht gleichgültig hin, es reizt und kränkt ihn. Er ist gern unter seines Gleichen, hier braucht er sein Selbstgefühl nicht zu unterdrücken. Auf Märkten, ländlichen Auktionen ꝛc. hat er das Regiment und übt es aus. In einem Artikel über die Feste der Ostfriesen hoffen wir dies näher darzuthun. — Bei alledem strebt er nach Popularität. Wer sich absondert, dem Wissen lebt, agrikulturchemische Studien und Versuche macht, heißt ein „latienske buur"; wer aber so recht populär sich zeigt, ist ein „gemeiner", ein „niederträchtiger", d. h. ein herablassender Mann. Der Adel gilt wenig, nur wahre und baare Verdienste stehen hoch. Dieses Selbstgefühl artet aber oft in dummen Stolz und in rauhe Grobheit aus. Sein Selbstgefühl verdankt unser Marschbauer gewiß zum größten Theil seiner körperlichen Kraft und seiner fast nie wankenden Gesundheit. Seine Nahrung ist derbe und „etwas vor dem Messer haben", d. h. Fleisch oder Speck auf dem Teller haben, zur Mittagszeit einer seiner liebsten Ausdrücke.

Seine Charakterfestigkeit wird häufig zum Eigensinn und stürzt ihn in ein Meer von Prozessen. Er hält fest, was er für wahr erkannt und als bewährt gefunden hat. Nicht leicht macht ein Widerspruch oder das Ansehen Einzelner,

nicht leicht macht Ueberredung sein Urtheil irre. Er hält fest am Alten, Hergebrachten. Sprache und Gebräuche, Sitten und Gewohnheiten läßt er sich nur zollweise abzwingen, sie sind ihm ein Heiliges, von seinen Vätern Ueberliefertes. Dadurch ist allerdings manches Gute erhalten geblieben, aber auch vieles Bessere unbarmherzig von der Thür gewiesen. Darum auch traut er Fremden im Allgemeinen sehr wenig. Gegen Bekannte und Freunde ist er frei und offen, gegen Untergebene nicht selten rauh und herrisch, gegen Fremde und Unbekannte aber anfangs einsilbig und trocken. In einer Gesellschaft, in der sich auch ein Fremder befindet, geht es anfänglich sehr still her, indem sich Jeder vorsehen zu müssen meint. Ueberhaupt ist Geschwätzigkeit seine Sache nicht; wenig Worte, aber die oft sehr treffend. Redner hat Ostfriesland wohl noch nie geboren, die Sprecher in unseren Volksversammlungen sind wenigstens nicht auf der Marsch geboren und groß geworden. Die laute Lebendigkeit, das Lachen und Fluchen der an Jever grenzenden Landsleute ist ihm ein Greuel. Besonders zeigt sich dieser Ernst auch bei seinen öffentlichen Festen und Lustbarkeiten. Er hat wenige derselben; er hat keine Kirchweihfeste und andere allgemeine Vergnügungen, selten Musik und Tanz. Dagegen bricht sich der zu enge gezügelte Sinn auf Jahrmärkten ꝛc. desto ungeregelter Bahn und veranlaßt beim „Jungvolk" oft wüste und sittenlose Scenen. Die früher sehr besuchten Vogelschießen sind als eine Verachtung des heiligen Geistes von einer fanatischen Geistlichkeit unterdrückt worden und kommen nur noch in Verbindung mit den Scheibenschießen vor.

Essen und Trinken sind zwei Hauptwörter. Ist auch der Tisch nur mäßig und einfach, fehlen auch meistens die Gaumenkitzeleien, so ist doch für den Magen sehr befriedigend gesorgt. Die früheren großen Hochzeiten, Kindtaufen, Leichenbegängnisse ꝛc., bei denen auf eine wirklich schreckenerregende Weise getafelt wurde, sind theils durch die Gesetzgebung, theils durch größere Kultur gänzlich verbannt. Im Winter besonders besucht unser Marschbauer gern ein Wirthshaus, muß er auch, um ein besuchtes zu finden, eine Stunde hin und eine zurück gehen. Mit langen Wasserstiefeln, der kurzen Pfeife im Munde und dem „Pulsstock" (einem langen Springstock, unten mit einem knopfartigen Klotz) auf dem Nacken, um in gerader Richtung auf sein Ziel lossteuern zu können, geht er meistens bei eintretender Dunkelheit aus dem Hause, um sich von dem Mond oder von den Sternen wieder heimleuchten zu lassen, wenn nicht die besorgte Frau ihm den „lütje" (kleine) Knecht mit der Laterne nachgeschickt hat. Im Wirthshause schwatzt man bei dem nicht kalt werdenden „Döske", mit dem selten vollen Glas Doornkaat (ein sehr beliebter Genever) vor sich, bis die Polizeistunde schlägt und länger noch. Wenn unser Bauer von der „Stadt" kommt oder dahin geht, so bleibt selten ein Wirthshaus, an dem ihn sein Weg vorbeiführt, unbesucht. Ein „Klarer" oder ein „Bitterer" (Genever, jener ohne, dieser mit Bitter) werden wenigstens gefordert, bleiben aber häufig unberührt stehen; aber das „Döske" wird neu gestopft und angezündet oder „'n Kollbe" (ein Priemchen) hinter die Backe geschoben. — Erst seit Kurzem ist der Genuß des Bieres hier ein größerer geworden, es wird aber noch recht lange währen, bevor solcher den Genever besiegt.

Unsere Frauen lieben ein „Koppke" (Tasse) Thee über alle Maßen, verschmähen aber auch den Kaffee nicht. In den westlichen und südlichen Theilen des Landes trinkt man zum Frühstück Thee, um 10 Uhr Kaffee, um 3 Uhr Thee, um 6 Uhr Kaffee und zum Abendbrod Thee. In dem nördlichen und östlichen Theile ist die Reihenfolge etwas anders: Kaffee, Thee, Thee, Kaffee, Kaffee.

Die Kleidung unserer Marschbauern hat alles eigenthümliche Gepräge verloren. Bei der Arbeit kleidet er sich möglichst seiner Arbeit angemessen, gehts aber zur „Stadt", dann wissen besonders unsere Landschönen einen Luxus zu entfalten, der häufig an das Uebertriebene streift, noch häufiger aber mitten drin steckt. Besonders die guten fünfziger Jahre haben in dieser Beziehung Bedeutendes erzeugt, und an den Markttagen besonders sieht man von dem weiblichen Geschlecht des Landes die ihm angewiesenen und eigenthümlichen Grenzen durch einen zu großen Kleiderstaat und durch zu vielfaches Geschmeide weit überschreiten.

Von jeher liebte der sich zu dem Soliden hinneigende Ostfriese Gold und Silber. Unsere ländlichen Schönen beweisen wenigstens in dieser Beziehung, der Ahnen werth zu sein. Am Halse dicke, goldene Ketten oder große, goldene Schlösser, dazu goldene Uhren und Medaillons mit goldenen Ketten, goldene Gürtel- und Haarbandschnallen, goldene Boutons, goldene Knöpfe und Schnallen an den Unterärmeln, an den meisten Fingern goldene Ringe. Die Tasche birgt goldene Eau de Cologne-Flacons oder goldene Schnupftabaksdosen, silberne oder goldene Scheeren mit silberner Kette, silberne Fingerhüte ꝛc. Thee- und Kaffeegeschirr sind von Silber, Löffel von Silber oder — bei Einigen, seit etlichen Jahren — von Gold, und sogar silberne Spucknäpfe sind nicht selten. Zu solchen Verirrungen kann sich nur da der Geschmack hinreißen lassen, wo Erwerb und Bildung zu wenig gleichen Schritt halten.

Ueber andere Eigenthümlichkeiten, die aber nicht des Marschbauern alleiniges Eigenthum sind, werden wir in unserem nächsten Artikel berichten.

Das Richtige über die Stammes- und Sprach-Verhältnisse im Herzogthum Schleswig*).

Das gute Recht der Herzogthümer ist durch die deutsche Wissenschaft gebührend sicher gestellt; weniger genau ist aber das *Nationalitätsverhältniß* in dem Grenzherzogthum bekannt. Man hilft sich wohl mit der Auskunft: Südschleswig sei *deutsch*, dann komme ein *gemischtes* Gebiet, der Norden sei *dänisch* — und erhält so ein ganz falsches Bild. Ein solches zu veranlassen, ist u. a. die jetzt sehr verbreitete Petermann'sche Specialkarte von Südschleswig leider sehr geeignet. Dieselbe gibt in einem kleinen Carton eine ethnographische Skizze von Schleswig „nach deutschen und dänischen Quellen". Dieses Kärtchen weist kaum mehr als ein Viertel des Ganzen dem deutschen Gebiete zu; ein zweites Viertel ist als deutsch und dänisch und als „friesisch" bezeichnet; der Rest, fast die Hälfte Schleswigs, bleibt für das „dänische" übrig, abgerechnet einige Enclaven, welche die Karte mit der Farbe der „gemischten", nicht der deutschen Bezirke bezeichnet. Hiernach könnte man meinen, daß wohl kaum die Hälfte der Schleswiger Deutsche seien. Mit aller Energie muß man sich dagegen erheben, daß der dänische Unfug mit dem Begriff

*) Der Herausgeber des Globus ist, von Hamburg aus, ausdrücklich um die Aufnahme dieses Aufsatzes (aus dem Schwäbischen Merkur) ersucht worden und gewährt demselben gern einen Platz in dieser Zeitschrift.

„gemischter Bezirk" auch deutscherseits Eingang finde. Auf die sogenannten gemischten Bezirke warfen sich die dänischen Bestrebungen, Kirche und Schule zu danisiren. Wäre es bei den in der That gemischten Ortschaften geblieben, in welchen die Kirchen- und Schulsprache vor der Wiederkehr dänischer Herrschaft, 1851, wirklich gemischt war, so hätte die Sache wenig zu bedeuten, da dies bei blos 25,000 Seelen zutrifft. Aber so meinten es die Dänen nicht: wo eine oder zwei Familien unter sich jenen halbdänischen Dialekt sprachen, wo einige eingewanderte Dänen oder jütische Dienstboten lebten, wo früher der plattdänische Dialekt zu Hause gewesen war, da haben die Dänen einen gemischten Bezirk angenommen und gegen die ungeheure Mehrheit der Deutschen den Sprachzwang geübt. Ganz besonders haben sie es hierbei auf *Angeln* abgesehen. Wenn daher auch nach „deutschen Quellen" entschieden deutsche Landstriche zu den „gemischten Bezirken" gerechnet werden, ohne daß auch nur eine Andeutung für die Stärke der Mischung, also z. B. $^{19}/_{20}$ deutsch und $^{1}/_{20}$ dänisch beigefügt wird, so gilt es, gegen solche Darstellungen entschiedene Verwahrung einzulegen.

Für die Beurtheilung der Nationalität ist die *Sprache* das hauptsächlichste, nicht aber das einzige Merkmal. Sitte, Lebensweise, Bildung, gemeinsame Geschichte, Verkehrsverhältnisse, gemeinschaftliche Einrichtungen in Kirche, Schule und Verwaltung sind ebenfalls maßgebend. Halten wir den Blick auf alle diese Umstände gerichtet, so ist das Ergebniß, günstig genug schon nach der Sprache, ein noch weit mehr für die deutsche Nationalität entscheidendes. Es ist wahr, wir treffen in Schleswig, wie wohl in jedem Grenzlande, Uebergänge: aber das deutsche Element ist so entschieden in der Oberhand, daß das Herzogthum zweifellos der deutschen Nationalität beizuzählen ist.

Dieses Ueberwiegen zeigt sich 1) in der geistigen und materiellen Ueberlegenheit. *Die Bildung in Schleswig ist deutsch* und kettet die Bewohner an Deutschland. Was an Bildung überhaupt da ist, ist dem deutschen Element zu danken; *die Bevölkerung, welche nicht Deutsch redet, ist der ungebildetste, unbedeutendste Theil.* Die Landesuniversität ist Kiel; Kirche und Schule ist, oder war bis zur dänischen Gewaltperiode ganz überwiegend deutsch; die bedeutendsten Lehranstalten sind oder waren bis dahin deutsch. Die offizielle Geschäfts- und Gerichtssprache war immer und bis zu dem Gewaltakt der vierziger Jahre deutsch; die Gerichtssprache war es bis zum Jahre 1838 im *ganzen* Herzogthum. *Die Städte des Landes sind sämmtlich ganz oder beinahe ganz deutsch;* so Eckernförde, Schleswig, Tönning, Friedrichsstadt, Garding, Husum, Leck, Tondern, Flensburg, Sonderburg, Apenrade, Hadersleben. Tondern und Apenrade zeichneten sich stets durch ihre deutsche Gesinnung besonders aus. Auch heute, nach den Gewaltjahren, ist *Tondern ganz deutsch* geblieben. Bei 3000 Seelen gibt es kaum 20 bis 30 anti-schleswigholsteinische Familien. In *Hadersleben* wurde früher in den Familien aus Bequemlichkeit häufig die landläufige Mundart gesprochen: jetzt, da die deutsche Schule aufgehoben ist, haben es sich die Eltern zur Pflicht gemacht, zu Hause mit den Kindern nur Hochdeutsch zu sprechen. *Flensburg* war in früheren Jahren das Schooßkind der Dänen, weil die in Handelsstädten häufige, z. B. auch in Hamburg sich wiederholende Gleichgiltigkeit für politische Interessen dort eine sogenannte dänische Partei aufkommen ließ. Dies hat sich, Dank dem dänischen Drucke, geändert: der Kern der flensburger Bürgerschaft ist jetzt von Herzen deutsch gesinnt und hält sich von allen Dänen fern. Nur ein kleiner Stadttheil, *Jürgensbye*, gehört nicht zum deutschen Element; seine Bewohner, Schiffer und dergleichen Leute, sprechen nicht Deutsch; der Dialekt dieser Leute, der sich seit mehreren Jahrhunderten erhalten haben soll, ist aber eben so wenig rein dänisch, wie die Sprache der Nordschleswiger. Nur in der kleinen Heiligengeistkirche wird Dänisch gepredigt. Vor der dänischen Gewaltherrschaft waren die Städte ganz deutsch; die kleinen Gemeinden einzelner dänischer Beamten konnten hieran nichts ändern. Jetzt freilich scheint deren Zahl überall gestiegen: massenweise wurden die dänischen Beamten, Geistlichen, Lehrer u. s. w. importirt, und Hand in Hand mit ihrer Einwanderung ging die Vertreibung deutscher Familien. *Die Stadt Schleswig hat im Laufe der Gewaltzeit der fünfziger Jahre 74 Familien, gerade die bestgesinnten Männer, durch Wegzug verloren.* Aber trotz dieser Verluste, trotz der Danisirung, die selbst in Flensburg die deutschen Schulen in dänische verwandelte und die Kinder in den dänischen ihnen unverständlichen Schulunterricht zwängte, ist auch heute der Kern der städtischen Bevölkerung durchaus ein deutscher. Auch der Besitz ist auf deutscher Seite: *die deutschen Landestheile sind die fruchtbareren, reicheren, bevölkerteren,* so der Süden und Osten, so die Marschen im Westen. Die schönsten, am besten bebauten Güter gehören überall deutschen Grundbesitzern; *Unfruchtbarkeit, schlechter Anbau und dänisches Element gehen Hand in Hand.* Der Verkehr, der Absatz der Erzeugnisse, geht durchweg *nach dem Süden;* Kiel, Hamburg, Lübeck sind die Ziele des Verkehrs auch für Schleswig.

2) Was die räumliche Vertheilung betrifft, so ist der Süden, die Landschaften *Eiderstedt, Hütten, Dänisch Wohld, Schwansen* u. s. w. unbestritten deutsch. Die Petermann'sche Karte zeichnet im Westen die friesischen Marschen mit besonderer Farbe aus, ohne auch nur anzudeuten, daß die *Friesen* ganz zum deutschen Nationalitäts- und Sprachgebiet gehören. (Vergl. Globus II, 142 über die Verhältnisse der *friesischen Uthlande.*) Wenn es möglich wäre, so ist der Gegensatz der Friesen zu allem, was dänisch ist, noch stärker als der der übrigen Schleswiger. Dem starren Unabhängigkeitssinn der Friesen gegenüber — „lieber todt, als Sklave!" ist friesischer Wahlspruch — trat selbst dänischer Uebermuth scheu zurück. Kirchen- und Schulsprache ist im friesischen Gebiet überall die deutsche. Jeder versteht das Hochdeutsche. Wie im Westen die fruchtbaren deutschen Marschen sich erstrecken, so dehnt sich im Osten des Schleswig in der Mitte durchziehenden Haiderückens eine fruchtbare, überall von Hecken und Erdaufwürfen (*Knicks*) durchfurchte Landschaft, ohne Städte, aber dicht mit Kirchspielen besetzt, aus: die Landschaft *Angeln*, ein merkwürdiges, von dem wackersten Volksstamm bewohntes Land. Die Petermann'sche Karte hat sehr Unrecht, es zum größern Theil zum „gemischten Gebiete" zu rechnen. Wenn man das Ländchen in seiner ganzen Länge von Arnis bis Flensburg zu Fuß durchwandert hat, wenn man überall, in Dörfern und Einzelgehöften, beim Landvolke eingesprochen und sich in deutschem Wesen und deutscher Mundart heimisch gefunden hat, so darf man sagen: hier ist deutsches, *nicht* gemischtes Gebiet! Einst war Angeln allerdings ein gemischtes Gebiet; eine starke deutsche Einwanderung half rasch dem deutschen Element zur Herrschaft. Mehr als neun Zehntel sind jetzt vollständig deutsch, reden *nur* Deutsch.

Nördlich von Flensburg hört beim Landbewohner die deutsche Sprache auf. Im Sundewitt wird schon Dänisch gesprochen. Eine Linie von der Mündung der Widau in die Nordsee zur Flensburger Föhrde, so daß Hoyer, Tondern und Flensburg ins deutsche Gebiet fallen, bezeichnet, abgesehen von den deutschen Enclaven Apenrade, Hadersleben u. s. w., die richtige *Sprachgrenze.* Was aber hier in Nordschleswig vom Landvolke gesprochen wird, ist *weit entfernt vom Reindänischen,* ja es wird von den Dänen selbst schwer verstanden.

3) Die numerische Vergleichung der Sprachgebiete. Eine Denkschrift der dänischen Regierung: „Kurze Darstellung der offiziellen Ordnung der Sprachverhältnisse im Herzogthum Schleswig", sagt wörtlich: „Vergleicht man die Zahlenverhältnisse, so ergibt sich, daß das Deutsche im Verhältniß zum Dänischen im Uebergewicht ist, indem der deutsche Distrikt circa 177,000 Einwohner, der dänische dagegen nur 135,000 zählt. Wollte man den gemischten Distrikt gerade durch theilen und jedem der ungemischten 41,000 Einwohner zutheilen, so ergeben sich 218,000 Deutsche und 176,000 Dänen.

4) Die deutsche Nationalität reicht indessen weiter als das Sprachgebiet, sobald man auch Sitte, Lebensweise und den eigenen Willen des Stammes in Berechnung bringt. Es ist oft genug nachgewiesen worden, daß auch die nicht Deutsch redenden Schleswiger nicht Dänen, sondern kurzweg „Schleswiger" sein wollen. Sie wollen nicht abgetrennt werden und das Schicksal ihrer holsteinischen Brüder theilen*).

*) Wir fügen diesem Artikel eine Karte der Herzogthümer, aus „Meyer's Kriegskarten", als Probe bei. Dieselbe wird ohnedies jedem Besitzer des Globus willkommen sein. Der Herausgeber.

Ein Gang durch die Mammuthgrotte in Kentucky.

Nicht weit von der Stadt Louisville in Kentucky fließt der Green River, ein hübscher kleiner Fluß, der seinen Namen „grüner Fluß" mit Recht trägt. Er bewässert den reichen, üppigen Boden Kentucky's und zieht sich in Schlangenwindungen zwischen prächtigen Buchenwäldern, die mit Nußbäumen, Eichen, Ulmen und Eschen untermischt sind, nach dem Ohio hin, mit dem er seine Fluthen vereinigt. Südlich von Louisville umgeben den Fluß mächtige Kalkfelsen, die mit schwärzlicher Moosvegetation bedeckt sind, und deren wild durcheinander geworfene Blöcke dem Thale ein romantisches Aussehen verleihen. Um die Besucher der weit und breit berühmten Mammuthgrotte aufzunehmen, haben die Amerikaner an dieser Stelle einen großen Gasthof, „Mammuthhotel", gebaut, das nicht weit entfernt vom Eingange der Höhle liegt. Dieser kleine, in einer Schlucht liegende und zum Theil mit Buschwerk überwachsene Eingang der Höhle läßt nicht vermuthen, daß hinter ihm die größte der bis jetzt bekannten Höhlen sich öffnet. Um sie ganz zu durchwandern, soll man fünf bis sechs Tage gebrauchen; doch sind nur etwa sechs bis sieben englische Meilen genau erforscht.



In der Mammuthgrotte. (Nach einer Originalzeichnung.)

Beim Besuch der Höhle versieht man sich gewöhnlich gerade so, als ob man in ein Bergwerk anfahren will, sucht

stärkeren, schützenden Kleidern. Ein kleiner, in den Felsen gehauener Fußsteig führt zum Eingang, aus dem ein kalter Luftstrom hervordringt.

In der Vorhalle der Höhle, deren bedeutende räumliche Ausdehnung schon den Besucher ahnen läßt, was er zu erwarten hat, findet man gewöhnlich einige mit Grubenlichtern und Fackeln versehene Neger, die als Führer dienen. Zunächst steigt man 50 bis 60 Treppenstufen hinab, um in eine etwa 60 Fuß breite und hohe Gallerie zu gelangen, die den Namen des berühmten Naturforschers **Audubon** trägt. Die Länge derselben beträgt etwa 2500 Fuß, und diese Abtheilung der Höhle bietet außer dem starken Salpeterausschlag nichts Besonderes dar. Sie grenzt an einen großen Saal, die **Rotunde**, von welchem mannigfache Gänge auslaufen. Einer derselben ist von bedeutender Länge und sehr abschüssigem Boden; er endigt in ein herrliches Kirchenschiff, das wegen der täuschenden Aehnlichkeit mit einem Dome und wegen der sonderbaren Stalaktiten, welche in Strebepfeilerform dastehen, die Bezeichnung „**gothische Kirche**" erhalten hat. Der Name ist glücklich gewählt, und der Eindruck, welchen die alabasterartigen, durch Infiltration entstandenen kalkigen und kieseligen Säulen mit ihren Verzierungen hervorbringen, gleicht in der That dem Säulenwald eines Domes; man unterscheidet deutlich und ohne viel Phantasie aufzuwenden, Kirchenstühle und eine hübsche Kanzel, auf der sogar schon gepredigt worden ist. Die gläubigen Christen, welche, mit Fackeln in der Hand, den Geistlichen umstanden, sollen genau an die ersten Bekenner des Evangeliums gemahnt haben, welche gezwungen waren, ihren Gottesdienst in Katakomben abzuhalten.



Die Laube in der Mammuthgrotte. (Nach einer Originalzeichnung.)

Beschaut man dies Prachtgebilde der Natur beim hellen Schein der Fackeln und der dadurch bewirkten Lichteffekte länger, dann glaubt man immer mehr, daß man in einem von Menschenhänden aufgeführten Kunstwerke sich befinde. Alle sonderbaren, fratzenhaften Bildwerke, welche die Steinmetzen des Mittelalters an den gothischen Bauwerken anbrachten, die Krappen, Sternblumen, Maßwerke, Konsolen und Kragsteine

zeigen sich in täuschender Nachbildung, ja selbst eine kolossale Orgel mit hunderten von mächtigen Pfeifen fehlt nicht. Ihr zur Seite scheinen die Statuen von Heiligenbildern in stummer, gläubiger Geberde auf hohen Sockeln zu stehen.

Ein gothischer, reich ausgeschmückter Gang führt in die **Geisterkammer**, welche ihren Namen von den Indianermumien führt, welche die ersten Besucher der Grotte dort auffanden. Dieser alte Kirchhof eines untergegangenen Geschlechtes ist sonderbarer Weise der beliebteste und am meisten besuchte Platz der Höhle.

Man fand 1813 in derselben eine noch bekleidete Frauenleiche von 5' 10" Länge; sie saß zusammengekrümmt in einem Loch von drei Quadratfuß Oeffnung, auf welcher ein platter Stein lag. Die Daumen waren mit einer starken Schnur zusammengebunden und, gleich den Knien, der Brust genähert. Der Körper war in zwei gegerbte Hirschhäute geschlagen, auf denen die Wurzeln und Blätter eines Weinstockes mit weißer Farbe abgebildet waren. Außerdem fand man noch Tuch, ein paar Mokassins und einen Sack mit Kopfzierrathen von Adlerfedern, Adlerklauen und Rehkalbhufen auf Schnüre aufgezogen bei der Leiche. Der Körper war mumificirt und gut erhalten, das Haar roth und nur einige Linien lang; an den Rippen bemerkte man eine Wunde.

Die Frauen der Führer haben hier eine kleine Schankwirthschaft errichtet, in der man selbst Zeitungen findet. Einen Handelsartikel bilden naturwissenschaftliche Gegenstände; so verkauft man hier angeblich fossile Knochen, und in einem kleinen Wassertümpel sind im lebenden Zustande die merkwürdigen Bewohner der Höhlengewässer, die **Sirebons**, Batrachier mit Fischleib und Froschfüßen, und eine kleine blinde Fischart, **Cyprinodon**, zu sehen. Sie sind dieser Höhle eben so eigenthümlich, wie der durchscheinende, fleischfarbene Molch, Proteus anguineus, der Adelsberger Grotte in Krain.

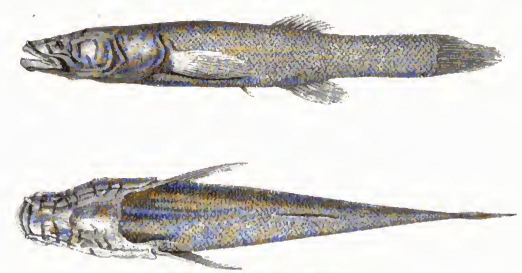
Die Zahl der **Fischarten in der Höhle** ist sehr gering. Am häufigsten kommt der Katzenfisch vor, welcher vollkommen weiß ist und keine Augen hat, aber der Mangel an Sehkraft scheint die Thätigkeit der anderen Sinne zu steigern. Der Katzenfisch ist für das stärkste Licht unempfindlich, erschrickt aber bei der geringsten Erschütterung des Wassers und ist deshalb auch sehr schwer zu fangen. Ein kleiner Fisch, eine Art Barsch, wird namentlich im Sommer in der Höhle gefangen. In den Höhlengewässern findet man auch eine Crustacee, die nur die Stiele zu den Augen besitzt; ihr systematischer Name ist Astacus pellucidus.

Die **Geisterkammer** hat auch ihre ständigen menschlichen Bewohner, welche sich in kleinen Zellen längere oder kürzere Zeit hier aufhalten. Es sind Wiedergenesende und Brustkranke, die von den Aerzten in die Grotte geschickt werden, weil die salpetrige Ausdünstung derselben einen heilsamen Einfluß auf sie üben soll.

Von der Geisterkammer führen einige Stufen nach einer alten Holzbrücke. Sobald man über diese hinweggeschritten ist, kommt man in einen Gang, der sich mehrmals hin und her krümmt, so daß man, um an das Ende desselben zu gelangen, eine geraume Zeit braucht, während die gerade Linie zwischen den beiden Enden sehr kurz ist. Dieser Weg heißt das **Labyrinth**. Am Ende wird er immer niedriger, so daß man zuletzt, um nur durchzukommen, auf Händen und Füßen fast platt auf dem Bauche kriechen muß. In diesem „**Wege der Demuth**" darf man den Kopf nicht erheben, ohne an die First anzustoßen.

Nachdem man den Demuthsweg durchkrochen, tritt der **Teufelsstuhl**, eine Art Balkon, dem Besucher entgegen; und nicht weit davon befindet sich eine fensterartige Oeffnung in der Felsenwand. Wenn man mit der Fackel hinein leuchtet, sieht man einen nach oben und unten im Dunkel sich vertiefenden Schlund, in welchem das Wasser herniedersickert. Es ist dies der „**bodenlose Abgrund**". Um seine Tiefe recht anschaulich zu machen, werfen die Führer große Ballen ölgetränkten Papiers brennend hinein; diese sinken allmälig hinab, sind noch lange zu sehen, bis sie winzig klein, wie ein Stern werden, und verschwinden endlich ganz. Noch Niemand hat diesen Abzugskanal unterirdischer Wasser ausgemessen, aber mehr als eine schauerliche Sage knüpft sich an ihn, und jeder schwarze Führer gibt eine neue zum Besten, die sich gewöhnlich darum dreht, wie ein armes, liebendes Sklavenpaar von grausamen Weißen getrennt werden sollte, um aber auf ewig vereinigt zu bleiben, sich in diesen Schlund stürzte. Onkel Tom-Uebertreibungen gehören zu den obligaten Schauererzählungen in der Mammuthhöhle.

Auf- und abwärts ziehende lange Gänge, die oft von kleinen Gemächern unterbrochen werden, führen endlich in den **Mammuth- oder Riesendom**, der eine Höhe von beinahe 500 Fuß hat und mit seiner ungeheuern Kuppel einen weit ausgedehnten Raum überwölbt. Wenn man nicht an verschiedenen Stellen große mit Oel getränkte Papierballen anzündet, dann ist es unmöglich, die ganze riesenhafte Ausdehnung dieses unterirdischen Domes zu überblicken; auch er verliert sich in



Cyprinodons, die blinden Fische der Mammuthgrotte.

der Dunkelheit, und der Mensch fühlt sich verschwindend klein in diesem abgeschlossenen Raume, der an Größe alle durch menschliche Kunst entstandenen Bauwerke übertrifft.

An den Mammuthdom schließt sich die Sternenkammer, eine dunkle Wölbung, die mit einer glitzernden Substanz gleichsam überzogen ist. Bei richtiger Beleuchtung funkeln einzelne Punkte im dunklen Grunde auf und man meint, den gestirnten Himmel vor sich zu haben. Dieses Schauspiel, welches die Mammuthgrotte einzig in ihrer Art aufweist, läßt Alles hinter sich, was man von derlei Beleuchtungen sehen kann.

Bis jetzt bot die Höhle nur Abwechselungen von Grotten, Kammern und Gängen, aber im weitern Verlauf derselben trifft man kleine Seen und Flüsse in ihr an. Zunächst das Todte Meer. Den Eingang zu demselben bilden großartige, säulenförmig gebildete Stalaktitenmassen. Den Ausgang des Todten Meeres durchströmt der kleine Fluß Styx, der sich zuletzt in Felsenritzen und Schluchten verliert. Gespeist werden diese unterirdischen Gewässer sowohl durch eindringendes Regenwasser, als durch Quellen. Der Abfluß geschieht durch verborgene in den Green River mündende Kanäle. In diesen Gewässern fängt man die eigenthümlichen blinden Fische und Sirebons, welche wir bereits erwähnt haben.

Auf dem Todten Meere und dem Styx fahren kleine Boote umher. Die Fackeln werfen ihr magisches Licht über die Wasserfläche und die von Stalaktiten überzogenen Felsenwände. Wenn man zum Bootsmann einen recht häßlichen Neger hat, kann man wähnen, daß man den Schiffsmann der Alten, „den trauten Charon", vor sich habe, dem man den letzten Obolus zahlt, um über den Fluß der Todten zu fahren. In der Mitte des Styx ist ein Wirbelstrom, der durch einen unterirdischen Abzugskanal verursacht wird, in welchem sich ein Theil des Wassers verliert.

Nachdem man eine halbe Stunde auf dem Styx gefahren ist, macht man gewöhnlich bei einer Sandbank Halt, die der Fluß angeschwemmt hat, und an der man deutlich die Anschwemmungen erkennen kann, welche sich nach dem jeweiligen Wasserstande gebildet haben. In der Nähe dieser Sandbank ist eine kleine Schwefelquelle, deren Einfassung mit den herrlichsten Blumen überdeckt erscheint; diese bestehen aus den verschiedenen Niederschlägen und Efflorescenzen, welche sich aus der Quelle gebildet haben, und selbst ein prosaischer Reisender kann sich der Wahrnehmung nicht entziehen, daß er hier wirkliche Blumen vor sich habe; so täuschend hat die Natur sie geformt.



Der Fluß Styx in der Mammuthgrotte. (Nach einer Originalzeichnung.)

Der nächste Abschnitt der Grotte heißt der Schneeballsaal. Im Lichte der Fackeln erscheint er blendend weiß, da er mit schneeballartigen, krystallinischen Auswüchsen ganz bedeckt ist. Nachdem man die Schneeballgrotte verlassen hat und durch mehrere Gänge weiter gewandert ist, erreicht man die Felsengebirge. Die Amerikaner haben es sich nicht versagen können, auch ihre großartigen Rocky mountains in die Mammuthhöhle zu versetzen. Ein aus zackigen Gipfeln, zerstreuten Felsblöcken und vorgeschobenen Bergkegeln bestehender Bergzug erinnert allerdings an jenes Gebirge. Durch eine tief aufgerissene Schlucht desselben führt ein Weg nach der Feengrotte, die ja in keiner irgend bedeutenden Höhle fehlen darf. Aber

der Anblick dieser Feengrotte dürfte wohl alles Wetteifernde überbieten, so herrlich wölben sich die aus Stalaktiten geformten Säulen zu kühn geschwungenen Bögen zusammen; sie gewähren einen in der That feenhaften Anblick. An allen Wänden sickert im Fackelschein glitzerndes Wasser herab, und nur die herabfallenden Tropfen unterbrechen mit ihrem eintönigen Schall die Todtenstille. Im Hintergrunde steht eine Palmengruppe, deren lustig geschwungene Wedel vom Winde bewegt erscheinen, so graciös sind sie gebildet — von der Natur aus dem starren Gestein. Hinter ihnen rauscht eine Quelle aus dem Felsen über Steinblöcke hin. Hätten die Palmen natürliche Farben, und läge der glühende Sonnenschein der Tropen auf dem ganzen Bilde, man würde glauben, eine Oase in der Wüste vor sich zu sehen.

Da, wo die alabasterweißen Säulen so nahe an einander rücken, daß sie sich berühren und dann gleichmäßig in sanftem Bogen sich wölben und einen weiten Raum einschließen, glaubt das Auge eine große Laube zu erblicken. Unsere Abbildung zeigt dieselbe; sie erscheint wie von Menschenhänden aufgeführt, so genau passen die Biegungen der einzelnen Bogen zusammen, und doch ist sie nur der Sinter, welcher sich im Laufe der Jahrhunderte gleichmäßig aus dem niederrieselnden Wasser absetzte. (S. 373.)

Die Feengrotte gehört zu einem der entferntesten Punkte der Höhle, denn sie liegt vier deutsche Meilen vom Eingange entfernt. Wenn man Alles, was auf dem Wege bis dahin liegt, genau betrachten will, dann gebraucht man über einen halben Tag, um dorthin zu gelangen.

Noch weiter führen Gänge in die Berge hinein, aber gewöhnlich kehrt man in der Feengrotte um; trotz aller großartigen Naturschönheiten, die man dort unten gesehen, athmet die Brust freier auf, wenn das lachende Thal des Green River, von der Sonne beschienen, wieder vor den Augen des aus der Mammuthgrotte Zurückgekehrten liegt.

Die Araukaner.

Smiths Reise zu den Araukanern. — Begräbnißplätze. — Silberwaaren und Handel. — Araukanische Etiquette. — Mudai. — Krätze. — Wohnungen. — Weibliche Tracht. — Hochzeiten. — Aerzte. — Regierungsform. — Körperbeschaffenheit. — Besuch beim Groß-Toqui. — Religion. — Menschenopfer.

Die Eingeborenen Chile's und eines Theiles der Argentinischen Republik gehören einer Rasse an, sprechen dieselbe Sprache und sind durch dieselben Sitten und Gebräuche charakterisirt, die nur durch den Einfluß des Klimas, Bodens oder der geographischen Lage hier und da etwas abgeändert wurden.

Sie selbst bezeichnen sich als „Alapu-che" oder „Kinder des Landes". Je nach der geographischen Lage theilt man sie wieder in „Pehuenche", Leute des Ostens, „Morache", Leute des Westens und „Huilliche", Leute des fernen Südens. Alle diese größeren Stämme zerfallen wieder in Unterabtheilungen, unter denen die sogenannten Araukaner den ersten Platz einnehmen. Der Name ist ein uneigentlicher, durch die Spanier eingeführter, der sich aber nicht mehr abändern läßt.

Diese Araukaner näher zu erforschen, unternahm Edmond Reuel Smith, ein Mitglied der astronomischen Expedition, welche die Vereinigten Staaten im Jahre 1849 nach Chile sandten*). Da es aber bei dem bekannten Mißtrauen der Indianer gegen Weiße unter Umständen selbst gefährlich ist, ihr Land zu bereisen, so nahm Smith eine Maske an, unter deren Schutz er überall bei ihnen Eingang fand.


Manuel Talma (ein Araukaner).
(Nach einer Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

Zur Zeit der Unabhängigkeitskriege der Chilenen gegen die Spanier hatte sich die royalistische Partei des Landes mit den Araukanern in Verbindung gesetzt und focht mit diesen gegen die Republikaner. Unter den Royalisten war ein gewisser Vega, welcher lange Zeit bei dem großen Araukanerhäuptling Manin gelebt und dessen Freundschaft erlangt hatte. Für dessen Sohn gab sich nun Smith aus, und damit er als solcher anerkannt wurde, nahm er einen Händler, der viel mit den Araukanern zu thun hatte, mit sich. Dieser, Sanchez mit Namen, versah sich mit allerlei Waaren, um dagegen Vieh einzuhandeln, und stellte Smith als seinen Genossen und Sohn des alten Vega vor. So brachen sie von Budeo aus nach Osten hin auf.

Das erste Bemerkenswerthe, was ihnen aufstieß, war ein Begräbnißplatz der Mapuches. Sie durften sich aber nicht bei demselben aufhalten, da die Indianer diese Plätze vermeiden und durch eine Besichtigung desselben irgend ein Verdacht auf Smith hätte fallen können. Eins der Gräber, welches die Leiche eines berühmten Häuptlings, „der grünen Eiche", enthielt, war besonders ausgezeichnet. Am Kopf- und Fußende des Grabes standen zwei in Gabeln endigende Baumäste, über diese Gabeln war eine Stange gelegt, welche von der Haut des Lieblingsrosses der „grünen Eiche" bedeckt war. Eine lange Bambuslanze mit einem kleinen Wimpel daran bezeichnete den Häuptlingsrang des Begrabenen. Die stählerne Spitze der Lanze war durch eine hölzerne ersetzt worden, da sie in der Geister Land wohl gerade so nützlich wie die aus Stahl sein mag.

Die gewöhnlichen Waffen und das Pferdegeschirr werden

*) The Araucanians or notes of a tour among the indian tribes of southern Chili. By Edmond Reuel Smith. Newyork 1855.

mit dem Todten begraben. Werthgegenstände aber, silberne Sporen, Schnallen und dergleichen, werden durch hölzerne ersetzt.

Wenn das Begräbniß vor sich gehen soll, wird der Körper zuerst auf einer Bahre einige Tage ausgestellt, und die Freunde und Verwandten versammeln sich unter Beileidsbezeugungen. Auf dem Weg zum Grabe hin wird Asche gestreut; die jungen Männer folgen beritten, die Weiber wehklagend dem Todten, der sitzend in das Grab gebettet wird, mit dem Gesicht nach Westen, nach der Richtung des Geisterlandes hin. Außer den oben erwähnten Gegenständen erhält der Todte auch Lebensmittel und etwas Geld, damit er den Eintritt in das Geisterland bezahlen kann. Sie haben die Vorstellung von einer Art Styx, über welchen der Todte gefahren wird; fragt man sie aber: wo ist denn euer Geisterland? so erhält man zur Antwort: Wie können wir das wissen, da wir noch nicht dort waren?

An dem kleinen Flüßchen Chumalco hielt Smith bei dem Hause eines Silberschmidts an, der hier in der Wildniß für die Araukaner silberne Sporen und andere Silberwaaren fertigte. Sie halten dabei genau auf gewisse Formen, ja haben sogar ihre Moden. Neusilberwaaren würden sie unter keiner Bedingung meisten trugen die Chiripa, ein vom Kopf bis zu den Füßen herabreichendes Kleidungsstück, welches viel Aehnlichkeit mit einem Poncho hat. Die ganze Gesellschaft war, unähnlich anderen Indianern, sehr lebhaft, schwatzte und untersuchte alle unsere Sachen, selbst meinen Hut, meine Beinkleider und Stiefel. Auch der alte Häuptling mischte sich in das Gespräch, und als wir ihm zu verstehen gaben, daß wir noch nichts gegessen hätten, ließ er für uns ein Schaf schlachten; ein Weib fing das Blut, welches aus der durchschnittenen Kehle lief, auf und vermischte es mit Salz. Eine andere empfing die Eingeweide, die eben so wie das Blut genossen werden. Das Schaf ward der Länge nach in zwei Theile zerlegt und die eine Hälfte für uns am Spieß gebraten. Der grüne Rasen war unser Tischtuch, und als Getränk erhielten wir „Mudai“, einen gegohrenen Liquor, von angenehmem Geschmack. Ehe mich Sanchez warnen konnte, nahm ich einen herzhaften Schluck davon. Ich fand später Gelegenheit, zu beobachten, auf welche ekelhafte Weise das „Mudai“ bereitet wird. Eine Araukanerin brachte eine Schüssel mit Mehl und einen irdenen Topf, welchen sie auf die Erde niedersetzte. Ein Mädchen kam herzu, formte aus dem Mehl einen Ballen, steckte ihn in den Mund und begann das Mehl gehörig durchzukauen;



Araukaner-Indianer. (Nach einer Originalzeichnung von O. E. F. Grashof.)

tragen, Alles muß ächt sein. Gold findet man dagegen bei ihnen nicht. Man glaubte, daß sie aus Furcht vor dem Golddurst der Spanier dieses Metall abgelegt hätten; der Grund aber ist der, daß sie es nicht zu bearbeiten und auszubringen verstehen. Von fremden Goldarbeitern wollen sie aber nicht kaufen, da sie fürchten, betrogen zu werden.

In der Gegend von Malvea wurden die Indianer immer zahlreicher; mit Smiths Führer Sanchez, den sie Panta nannten, waren sie alle wohlbekannt. Die Haare der Weiber hingen lang herunter und troyften von Wasser, da sie gerade aus dem Bade gekommen waren. Auf dem Kopfe trugen sie irdene Krüge, die mit frischem Wasser gefüllt und mit wohlriechendem Münzkraute bedeckt waren. Das Baden ist bei diesen Indianern ein allgemeines Bedürfniß; auch schmücken sich die Weiber mit Perlen und Silbersachen, die den Reiz ihrer häßlichen Gesichter erhöhen sollen.

„Am Abend hielten wir vor dem Hause eines alten Häuptlings, mit Namen Anticheo, „der Albatroß der Sonne“. Er lud uns ein, bei ihm zu bleiben, wir zogen es aber vor, uns unter einige Apfelbäume zu lagern, da wir so dem Ungeziefer weniger ausgesetzt waren. Ein Haufen Männer und Knaben umringte uns bald, in der Absicht, etwas geschenkt zu erhalten. Die alle Kinder und zahnlosen alten Weiber, die da waren, thaten dasselbe, und so saß denn die ganze Gesellschaft kauend und schmatzend da. Nachdem sie einige Zeit das Mehl durchgekaut hatten, spieen sie den ganzen Inhalt ihres Mundes in den irdenen Topf. Ueber einem langsamen Feuer wird in einem großen Kessel Weizen mit Wasser gekocht und abkühlen gelassen. Die Lösung desselben wird mit dem gekauten Mehl versetzt und so eine schnelle Gährung erzielt. Sobald die Gährung beginnt, wird das Mudai getrunken.

Am andern Morgen brachen wir weiter auf, vertheilten aber vorher etwas Indigo, Perlen und eine Maultrommel unter die Weiber und Kinder des Häuptlings.“

Am Flusse Renayco ward der erste Handel mit einem Häuptling gemacht. Ein Poncho wurde auf der Erde ausgebreitet und auf ihn legte man die silbernen Sporen und andere Waaren. Der Häuptling war dabei sehr vorsichtig; zunächst beroch und befühlte er alle Waaren, warf sie hin, ob sie einen guten Klang gäben, und wog sie dann mit Dollars auf einer kleinen Wage, deren Balken aus einem sechs Zoll langen Stück Bambusrohr und deren Schalen aus Lederstückchen gemacht waren. Als Tribut erhielt Calbueoi, so hieß der Häuptling, noch einige rothe baumwollene Taschentücher.

Beim nächsten Aufenthalt hatte Smith die beste Gelegenheit, die Etiquette kennen zu lernen, welche unter den Mapuches herrscht. Er hielt vor der Hütte des Häuptlings Kilal. Mit dem Ausruf „Mari peni!", hundertmal willkommen, empfing er die Gäste, während seine Weiber den allgemein üblichen *weiblichen Gruß*: „Emy e?", seid Ihr das? aussprachen. Unter dem Schatten eines Rohrgebüsches wurden einige Schaffelle ausgebreitet, auf denen sich die Reisenden mit gekreuzten Füßen niederließen, und nun begann Sanchez die üblichen Fragen des Häuptlings zu beantworten, die beim Empfang niemals vergessen werden. „Ich kenne Dich nicht, Bruder", oder „ich habe dich vorher nie gesehen", so lautet die Anrede des Wirthes. Der Gast muß nun möglichst umständlich seinen Namen, seinen Wohnort und Reisezweck nennen. Er muß genaue Auskunft über seinen Vater, sein Weib, seine Kinder und Verwandten geben; über seinen Besitzstand, sein Haus, seine Ländereien und Heerden; über seine Nachbaren und deren Verwandte und zuletzt über besondere Vorfälle und politische Verhältnisse seiner Gegend. Sind alsdann die Nachrichten günstiger Natur, so wünscht der Fragende dazu Glück und ergeht sich in Betrachtungen über die Segnungen des Reichthums, der Gesundheit u. s. w., im Gegentheil aber philosophirt er darüber, daß man Ungemach mit Gleichmuth und Würde ertragen müsse. Damit ist aber die Ceremonie noch nicht zu Ende, denn jetzt muß der Gast den Wirth in umgekehrter Weise genau nach allen den Dingen fragen, die der Wirth ihn fragte. Fragen und Antwort werden in einem singenden einförmigen Tone vorgetragen; dabei schauen sich die mit einander Sprechenden oft gar nicht an, ja sitzen zuweilen mit dem Rücken gegen einander gekehrt."

Nachdem man diese Etiquette erledigt hatte, ward sehr wohlschmeckende und kräftige Fleischbrühe gebracht. Der Appetit wäre den Reisenden beinahe vergangen, denn neben ihnen trieb sich eine Schaar nackter Kinder umher, die in Folge der Krätze ganz und gar mit Pusteln bedeckt waren und sich fortwährend kratzten. Diese ekelhafte Krankheit ist unter den Araukanern allgemein verbreitet; sie ist ein nationales Uebel geworden, das nicht mehr auszurotten ist. Lange bevor man noch in Europa wußte, daß die Krätze die Folge einer Milbe ist (oder umgekehrt), verstanden es die Mapuches bereits, mit einer Nadel die Schmarotzerthiere unter der Haut hervorzuziehen.

Die Araukaner sind ausgezeichnete Reiter und halten viel auf ein gutes Pferdegeschirr. Von Jugend auf sind sie an das Reiten gewöhnt und verstehen mit dem Lasso gut umzugehen. Mit ihren Pferden treiben sie Handel, bei welchem sie sehr ehrlich verfahren. So kaufte Smith's Begleiter mehrere Pferde, die er gleich bezahlte, aber erst auf seiner Rückkehr von dem frühern Eigenthümer abholte.

Das nächste Nachtlager schlug Smith bei dem Häuptling Chancay oder „Himmelsinsel" auf. Das Haus war aus Rohr rechtwinklig gebaut, etwa 30 Fuß lang und 15 Fuß breit; es glich den gewöhnlichen Ranchos der Chilenen aus den niederen Ständen und war mit Stroh gedeckt. Ein Rauchloch in der Mitte des Daches und die kleine Thür waren die einzigen Oeffnungen. Einige Haufen Rohr, die mit Häuten bedeckt waren, dienten als Bettstätten; ein aus Rohr geflochtener Kasten als Behälter für Weizen. In bunter Unordnung lagen irdene Töpfe, Schüsseln, Löffel und andere Hausgeräthe auf dem Boden umher; an der rauchgeschwärzten Decke hingen Fleischstücke, Maiskolben, rother Pfeffer und Netze mit Kartoffeln. Mitten zwischen diesen Lebensmitteln waren zwei lange Lanzen mit verrosteten Eisenspitzen angebracht. Ueber dem Bette hingen die Schätze der Familie: die Sporen, silberne Steigbügel, Ohrringe, Perlengehänge und allerlei Kleinigkeiten.

Das Weib Chancay's, er hatte ausnahmsweise nur eins, legte Smith zu Ehren ihren besten Putz an. Das Gesicht war roth und schwarz bemalt. Als Farbe dient schwarze und rothe Erde, die mit Fett angerieben wird. Die rothe Farbe wird in einem breiten Streifen von Ohr zu Ohr über Wangen, Augen und Nase gezogen; das Schwarz dient nur, um den Augenbrauen und Wimpern einen höhern Glanz zu verleihen, ähnlich wie die Orientalinnen die Henna benutzen. Als Haarschmuck hat man Perlen von verschiedener Farbe, die über Stirn und Nacken herabfallen, wo oft noch kleine Schellen angebracht sind, welche bei jeder Bewegung klingeln. Das Haar wird entweder um den Kopf geschlungen oder fällt in zwei langen Zöpfen über den Rücken herab. Den Hals umgibt ein Band aus Leder, das mit silbernen Knöpfen verziert ist. Perlen, Schnüre mit großen Münzen und anderen Zierrathen hängen über die Brust. An Hand- und Fußknöcheln tragen die Weiber Bänder aus Wollenzeug gewoben oder Perlen. Als Oberkleid dient eine ponchoartige „Chiripa", die auf der Brust durch eine breite, runde Lederscheibe zusammengehalten wird, welche gleichfalls mit silbernen Buckeln verziert ist. Das anschließende Unterkleid wird durch einen ledernen Leibgurt befestigt. Die Stoffe werden gewöhnlich von den Weibern selbst gefertigt und schwarz oder indigoblau gefärbt. Häufig aber tragen sie auch rothen europäischen Flanell.

Bei den Mapuches ist der Mann „Herr und Meister". Außer Essen, Schlafen und Ausreiten thut er wenig. Alle Lasten liegen den Weibern ob, vom Pflügen und Kochen an bis zum Auf- und Absatteln der Pferde. Wenn auch die Mädchen nicht unmittelbar auf den Markt zum Verkauf gebracht werden, so haben sie doch keine freie Wahl und kosten ihren Männern genug Geld, wofür diese dann wieder in der Arbeit der Frauen eine Gegenleistung verlangen.

Wenn ein junger Mann heirathen will, so wendet er sich an seine Freunde, daß sie ihm beim Geschäfte behülflich sein sollen. Wenn er arm ist, helfen ihm seine Bekannten aus, damit er die Brautgabe zusammen bringt. Der eine schenkt ihm einen fetten Ochsen, der andere ein Pferd, der dritte ein Paar silberne Sporen u. s. f. In einer mondlosen Nacht reitet dann der Bräutigam mit seinen Genossen vor das Haus der Braut. Etwa ein halbes Dutzend der Freunde treten als Brautwerber zum Vater des Mädchens ein, bringen die Werbung an und erhalten gewöhnlich gleich in Voraussicht des Gewinnes das Jawort. Unterdessen überfällt der Bräutigam das Mädchen, das nun zu schreien beginnt, in seiner Schlafstätte. Ein ungeheurer Lärm entsteht, und sämmtliche Weiber der Hütte fallen mit Knütteln und Steinen über die Eindringlinge her. Wenn auch die Braut vollkommen einwilligt, so muß sie doch der Ehre halber schreien und sich wehren; der Bräutigam kehrt sich aber nicht daran und schleppt sie an den Haaren oder Füßen zur Thür hinaus, wirft sich mit ihr auf sein Pferd und sucht den nächsten Wald zu erreichen, aus dem am andern Tage das Pärchen als Mann und Weib wieder hervorgeht. Sind die Eltern mit der Heirath nicht einverstanden, dann bieten sie die Nachbarschaft gegen die Eindringlinge auf. Hat das Paar aber einmal den Wald erreicht, so darf gegen die Heirath nichts mehr eingewendet werden.

Einige Tage nachher wird dem Vater der Braut die Bezahlung für dieselbe überbracht. Der Vater stellt sich zufrieden, aber die Mutter muß noch Einwendungen erheben und ist unfreundlich gegen den neuen Schwiegersohn, den sie nicht einmal ansehen darf. Endlich fragt sie ihre Tochter: „Frage doch deinen Mann, ob er hungrig ist?" Damit ist das Zeichen zur Versöhnung gegeben und der ganze Heirathsakt vollendet.

Die Heirathen sind nicht unauflösbar; der Mann kann seine Frau ihrem Vater wieder zurückschicken. Heirathet sie dann ein Anderer, so ist dieser verpflichtet, dem ersten Mann den vollen Preis dessen, was das Weib gekostet hat, wieder zu er-

setzen. Eine Wittwe wird ihre eigene Herrin. Für den Fall aber, daß der verstorbene Mann von einem andern Weibe Söhne hinterließ, gehört sie diesen. Die Untreue der Weiber wird mit dem Tode bestraft; unverheiratheten Mädchen aber wird ein Vergehen gegen die Sittlichkeit nicht hoch angerechnet.

Bei einem seiner Ausflüge kam Smith in eine Mapuches-Hütte, in der er die Familie wehklagend und heulend um eine auf dem Boden liegende Frau fand, welche eine große Geschwulst auf der Brust hatte; sie war vom Pferde gefallen. Der Mann legte sie auf den Rücken und nahm ein kleines Stückchen Mark, das er anzündete und ihr auf die Brust legte. Das arme Weib schrie bei dieser unnützen Qual laut auf, aber man erwartete Heilung davon. Der Mann, welcher als ein tapferer Krieger bekannt war, schluchzte und weinte dabei aus Mitgefühl laut, denn im Familienleben sind die Araukaner weichherzig.

Die Mapuches haben ihre Aerzte, die mit Brechmitteln, blasenziehenden Pflastern und schweißtreibenden Substanzen gut umzugehen verstehen; auch lassen sie gern zur Ader, wobei sie sich eines scharfen Feuersteins bedienen. Ihre Mittel sind meistens vegetabilischer Natur, doch schreiben sie die Wirkung derselben gewöhnlich übernatürlichen Kräften zu. Auch sind sie gute Chirurgen und im Abnehmen der Beine und Arme geübt.

Die Aerzte, Machis, lassen sich gut bezahlen und erscheinen blos Abends bei den Kranken, nachdem sie sich vorher gehörig bemalt haben. Der Kranke wird in der Mitte der Hütte auf den Rücken gelegt, alle Familienglieder werden hinausgeschickt und das „Machitun", das Kuriren, beginnt. Der Doktor fängt an zu singen und begleitet die einförmige Weise mit einer kleinen Trommel, sein Singen wird immer lauter, er geräth in Extase, verdreht die Augen, der Schaum tritt ihm vor den Mund, und endlich sinkt er unter Zuckungen nieder. Unterdessen setzen sich die jungen Leute, scheußlich bemalt, zu Pferde und reiten nackt, schreiend und grölend, mit Fackeln in der Hand, um das Haus herum, um die bösen Geister zu verscheuchen. Nun erst vermag der Magi den Sitz der Krankheit und deren Ursache zu erkennen. Er hat gewöhnlich eine Kröte, Spinne oder dergleichen Thier bei sich verborgen, das er scheinbar aus dem Kranken herauszieht und als Krankheitsursache erklärt. Die Arzneimittel müssen das Uebrige vollbringen.

Araucania ist in vier zwischen den Anden und der Küste des großen Oceans sich parallel hinziehende Provinzen eingetheilt. Lauquen-Mapu ist die Provinz an der Seeküste, dann folgt Lebun-Mapu, das Land der Ebenen, von diesem östlich liegt Inapire-Mapu, am Fuß der Anden, und in diesen selbst Pire-Mapu. Diese Provinzen werden durch kleine Ströme in verschiedene Distrikte getheilt, deren jeder von einem Stamm mit erblichem Häuptling und patriarchalischer Macht bewohnt wird. Der Häuptling schlichtet die Streitigkeiten und übt Justiz; aber Tribut empfängt er nicht. Obgleich das Land eines Stammes allen Mitgliedern desselben gemeinsam zugehört, so darf doch nur der Häuptling von demselben verkaufen und zwar nur an Indianer; bis vor nicht langer Zeit stand Todesstrafe auf dem Verkauf von Land an Weiße.

Die Häuptlinge, welche in der eigenen Sprache Apo-Ghelmenes und von den Chilenen Kaziken genannt werden, sind von einander unabhängig und stehen in politischer Beziehung gleich; doch ist in jedem Distrikt immer einer, der durch persönliche Vorzüge oder dadurch, daß er einer mächtigen Familie angehört, die Suprematie über die anderen übt. Gewöhnlich erbt die Häuptlingswürde auf den ältesten Sohn, doch steht es dem sterbenden Kaziken frei, seinen Nachfolger zu ernennen. Stirbt ein Häuptling ohne männliche Nachkommen, so hat sein Stamm das Recht, aus den Familien der anderen Kaziken sich einen neuen Herrscher zu wählen.

Die Häuptlinge der verschiedenen Distrikte wählen wieder ein Oberhaupt für die ganze Provinz, das den Namen Toqui führt. Die Toquis zusammen bilden den Friedensrath, der die allgemeine Landesregierung ausmacht und an dessen Spitze der gewählte Großtoqui oder Landespräsident steht, der über das allgemeine Beste wacht und die Versammlungen der Häuptlinge einberuft. In ihrer besten Kleidung, auf den schönsten Pferden erscheinen diese Männer, berathen über die Landesangelegenheiten und feiern schließlich eine Orgie, bei der es nie ohne große Trunkenheit abgeht.

Eigentliche Gesetze haben die Araukaner nicht, aber alte Gebräuche und Traditionen werden bei ihnen heilig und streng gehalten. Blut wird mit Blut vergolten und Diebe müssen das Gestohlene ersetzen oder noch Strafe dazu zahlen, worüber der Kazike entscheidet.

Zur Kriegszeit tritt der Kriegsrath an die Stelle des Friedensrathes und ein neuer Toqui wird gewählt, welcher eine unbegrenzte Macht besitzt und über Alles, mit Ausnahme des Lebens, zu verfügen hat. Er ernennt die Führer, bestimmt die Zahl der nothwendigen Krieger und wacht über die Truppen, Waffen und Lebensmittel. Nach Beendigung des Krieges tritt der Friedensrath wieder in seine Rechte.

Zu den schönsten Leuten unter den Araukanern gehören die vom Stamme der Colpico. Sie sind meist von mittlerer Größe, stark in der Brust, untersetzt und neigen mit zunehmendem Alter sehr zur Körperfülle. Die Schenkel und Beine sind fleischig, der Fuß ist sehr kurz, breit und mit ungemein hohem Spann versehen. Das Haupt ist eigenthümlich geformt, die Stirn ist eng und niedrig, das Hinterhaupt dagegen breit und hoch und bildet mit dem starken Nacken beinahe eine gerade Linie. Dieser eigenthümliche Typus von Kopf und Fuß findet sich auch, durch die Blutvermischung, bei den Chilenen der niederen Klassen. Diese Fußbildung wird in Santiago so häufig getroffen, daß die dort vorräthigen Schuhe alle nach diesem Muster gemacht sind und der Fremde dort selten passende findet.

Als Lieblingsinstrument der Araukaner gilt die Maultrommel, die, wie bei den jungen Spaniern die Guitarre, fortwährend den jungen Araukaner begleitet. Sie hängt an einem bunten Perlenband über die Brust herab und ist sorgsam an ein kleines Stückchen Holz festgebunden. Die Indianer verstehen das kleine Instrument sehr gut zu spielen. Alle von ihnen benutzten Maultrommeln stammen aus Deutschland.

Durch Wälder und Ebenen wanderte Smith weiter nach Osten, bis er den Kegelberg des Ketredeguin aufsteigen sah. Er war nun nicht weit mehr von der Wohnung des Großtoqui der Araukaner, des mächtigen Manin, bei dem er als Don Fernando Vega eingeführt wurde. Manin-Hueno, das Himmelsgras, war dem Anschein nach zwischen 90 und 100 Jahre alt. Das Auge leuchtete noch hell, die langen, herabfallenden schwarzen Haare waren nur wenig mit Grau gemischt, sein Gang war aufrecht. Die schmutzige Kleidung entsprach nicht dem hohen Range des Häuptlings, der trotz seiner Macht als arm betrachtet wurde. Dabei mochte aber doch das Silber an seinem Pferdegeschirr wenigstens 200 Dollars werth sein. Manin hatte acht Weiber und etwa 20 Kinder, unter denen noch einige waren, die die Brust erhielten; sie alle wollten Geschenke haben. Smith beschenkte die Frauen mit Indigo, Perlen und Schellen, die Kinder mit Maultrommeln und Taschentüchern. Manin selbst erhielt ein paar alte, abgetragene Epauletten, worüber er sehr gerührt war. Etwas Tabak versetzte ihn in die beste Laune.

Die Araukaner lieben den Tabak sehr. Sie erhalten ihn entweder durch die Chilenen oder durch die Pehuenches-Indianer, welche ihn von Buenos Ayres aus über die Cordilleren bringen. Es herrscht unter ihnen die Gewohnheit, den Rauch so lange zu schlucken, bis sie davon ganz trunken werden und

unter Zuckungen niederstürzen; durch einige Schluck kalten Wassers werden sie dann wieder hergestellt.

Von Manins Hause aus machte Smith Ausflüge und hatte Gelegenheit, die Araukaner in ihrem ganzen Leben und Treiben zu studiren. Manin nahm ihn an Sohnes Statt an und ertheilte ihm den Namen Nameu Lauquen.

Als ein gutes Omen ward es betrachtet, als ein weißer Adler, der eben den Namen Nameu führt, einige Tage später zur Rechten Smiths aufflog. Die Indianer geben viel auf den Vogelflug, den sie genau beobachten; einer von Smiths Begleitern richtete folgendes Gebet an den Adler: „O Nameu, großes Wesen, sieh auf uns nicht mit deinem linken, sondern mit deinem rechten Auge, denn du weißt ja, daß wir arm sind! Wache über unsere Kinder und Brüder, bescheer uns Glück und gestatte uns, sicher in die Heimath zurückzukehren."

In den verschwommenen religiösen Vorstellungen der Mapuches nimmt dieser Adler einen hohen Rang ein, da er gleichsam als Abgesandter des höchsten Wesens betrachtet wird. Als ein mit dem Bösen in Beziehung stehender Vogel wird ein kleiner schwarzer Spottvogel betrachtet, der seine lachende Stimme in den Büschen ertönen läßt; hört man seinen Ton zur Linken, so ist sicher etwas Böses im Anzuge. Noch viele andere Dinge erhalten bei ihnen übernatürliche Eigenschaften oder Vorbedeutungen. So zeigt ein Zwicken, das nervöser oder rheumatischer Natur ist, ihnen je nach dem Körpertheil, in dem es stattfindet, Gutes oder Uebles an ꝛc.

Die Araukaner haben keine Priester, welche Religion lehren oder religiöse Ceremonien vollbringen; es ist sich deshalb in Bezug auf den Glauben Jeder selbst überlassen, wodurch mehr oder weniger verschiedenartige religiöse Vorstellungen bei demselben Volke entstehen. Im Allgemeinen haben sie die Vorstellung von einem guten und einem bösen Wesen; neben diesen beiden existiren keine anderen Götter, aber noch eine Menge verschiedenartiger Geister. Tempel und Götzenbilder haben sie nicht und eben so wenig verehren sie sichtbare Körper, wie Himmelsgestirne oder Thiere.

Bei Nationalberathungen oder festlichen Versammlungen werden zuweilen Thieropfer gebracht. Das Blut wird als Libation vergossen, und das Herz des Thieres wird auf einem Zimmetbaumzweig umhergetragen und dabei getanzt und gesungen. Das Fleisch des Thieres wird gegessen, die Knochen werden sorgfältig gesammelt und in den nächsten fließenden Strom geworfen, da sie als heilig betrachtet werden und deshalb nicht für die Hunde bestimmt sind.

Auch Menschenopfer kommen bei den Araukanern vor, doch benutzt man als solche nur Kriegsgefangene. Der Gefangene wird auf einem Pferde, dessen Ohren und Schwanz gestutzt sind, zum Richtplatz geführt. Dort angekommen, muß er ein Grab graben, in das er kleine Stäbe hineinwirft; bei jedem Stab, der in das Grab hineinfällt, ruft er den Namen eines der besten Krieger seiner eigenen Nation aus, wobei die Araukaner sich noch in allerlei Spott und Hohn ergehen. Hat er so den guten Ruf seines Volkes begraben, dann wird ihm mit einer Keule der Schädel zerschlagen; das Herz wird aus der Brust herausgerissen und noch schlagend dem Toqui dargereicht, der einige Tropfen Blut daraus saugt und es dann den anderen Häuptlingen reicht, damit sie ein Gleiches thun. Wie Molina behauptet, werden aus den Knochen Flöten und aus der Hirnschale, wenn sie unverletzt geblieben ist, wird ein Becher gemacht. Smith hat aber hiervon nie etwas bemerkt. Diese Menschenopfer sind aber nicht eigentliche Religionsakte, sondern vielmehr eine Genugthuung für die Manen der im Kriege gebliebenen Tapferen.

Auch den Geistern des Sturmes bringt man Opfer. In einem sehr engen Paß der Cordilleren wüthen gewöhnlich heftige Stürme. Um sie zu beschwichtigen, streuen die Indianer, welche durch den Paß ziehen, einige Glasperlen in die Höhlungen eines gewissen Steines. Beim Trinken von Wein vergißt der Araukaner nie, vorher einige Tropfen zu verschütten, eben so wie er von jedem Laib Brod, ehe er es genießt, einige Krumen auf die Erde wirft. Es sind dieselben Libationen, welche die hochkultivirten Völker des Alterthums dem Bacchus und der Ceres darbrachten, die aber bei dem Araukaner Dankbarkeit gegen das höchste Wesen bedeuten.

Die Jesuiten hatten zahlreiche Missionen im Lande der Araukaner angelegt, deren Ruinen noch zu sehen sind, aber vom Christenthum ist auch nicht einmal eine Spur übrig geblieben. Es waren nur wenige Araukaner zu ehrlichen Christen bekehrt worden; und wenn man auch die einzelnen Jesuiten achtete, so fürchtete man doch den Einfluß der gesammten Körperschaft und verjagte sie. Anderen Missionären, die ins Innere drangen, ist es wohl gelungen zu taufen; aber außer dem christlichen Namen und einigen kleinen Metallkreuzen, die man hier und da zwischen dem Perlen- und Münzenschmuck findet, ist nichts vom Christenthum übrig geblieben. Ganz wirkungslos sind auch die katholischen Missionen in Valdivia *).

*) Bekanntlich hat ein französischer Abenteurer, Herr Tonnens, sich vor einigen Jahren als Orllie Antoine Premier zum „Könige der Araukaner" aufgeworfen, aber die chilenische Regierung nahm ihn gefangen, und er ist nun in Europa. Vor einiger Zeit hat er in einem an alle Mächte der Welt gerichteten Schreiben sein vermeintliches Anrecht auf die araukanische Krone gewahrt und sich bitter über Chile beschwert.

Die neuesten Nachrichten über die Auerochsen im Bialowitzer Walde.

Im Jahre 1863 hatte sich eine Schaar polnischer Insurgenten im Bialowitzer Walde festgesetzt; nur mit großer Mühe konnten sie vom russischen Militär aus dem undurchdringlichen Forste vertrieben werden, doch sollen bei dieser Gelegenheit auch viele der letzten dort noch in voller Freiheit lebenden Auerochsen umgekommen sein.

Die meisten Berichte, welche man über diese Thiere liest, beruhen noch auf den alten Mittheilungen von der Brinckens. Ausführliche Nachrichten erhielten wir zuletzt durch den Professor an der k. k. Thierarzneischule zu Wien, Dr. Franz Müller, welcher im Auftrage des österreichischen Ministeriums und mit Genehmigung des Kaisers von Rußland einen Auerochsen in Bialowitz selbst präpariren durfte. Seinem Berichte entnehmen wir die folgenden Daten.

Der Bialowitzer *) Wald liegt im pruschau'schen Kreise des grodno'schen Gouvernements auf einer Ebene. Er besteht größtentheils aus Kiefern; Fichten, die zuweilen mit Eichen und Buchen untermischt sind, zeigen sich weniger. Die Kiefern erreichen eine bewunderungswürdige Höhe und Schlankheit

*) Müller schreibt stets Bialowesch. Es ist dies vielleicht richtig; doch behalten wir die allgemein übliche Form bei.

und werden im Frühjahre den Niemen hinabgeflößt, um in England als Schiffsbauholz verkauft zu werden. Der Umfang des Waldes beträgt 112,079 Dessätinen, deren jede 16,800 Quadratfuß hält.

Woher der Name Bialowitz stammt, ist nicht ausgemacht. Vielleicht stand dort einst ein weißer Thurm, worauf der Name deutet. Mitten im Walde findet man noch ein Denkmal von August III. von Sachsen aus dem Jahre 1752, eine hohe, steinerne Pyramide, die zur Erinnerung an eine Jagd aufgestellt wurde und auf zwei Seiten deutsche, auf den beiden andern aber polnische Aufschriften trägt.

Kaiser Alexander I. verbot 1803, zur Schonung des Wildes, die großen Jagden; sein Nachfolger Nikolaus ließ den Wald vermessen und theilte ihn in fünf Förstereien ein. Die jährlichen Einkünfte betragen über 120,000 Rubel.

Den Forstdienst besorgen etwa 80 im Walde angesiedelte Familien, die unter dem Befehl eines Obersten stehen und ähnlich organisirt sind wie die Bewohner der österreichischen Militärgrenze. Die Schützen bekommen keine Besoldung, sondern jede Familie hat 40 Dessätinen Land von der Krone zur Bebauung; sie wohnen rings um den Wald herum, zahlen keine Abgaben und haben ihre hauptsächlichste Aufmerksamkeit auf das Holz, nicht auf das Wild, zu richten. Außer diesen Schützen sind rings um den Wald noch 103 Familien zum Heumachen für die Auer angesiedelt, welche Osotschniki heißen; für diesen besondern Zweck sind allein 500 Dessätinen Wiesen bestimmt.

Außer den Auerochsen findet man im Walde noch folgendes Wild: Elenthiere in den Sümpfen, Rehe, Füchse, Wölfe und einige Bären; die Hirsche sind seit 60 Jahren ausgestorben und fehlen gänzlich. Die Auerochsen sind seit den ältesten Zeiten Bewohner dieses Waldes, doch findet man sie gegen das minskische Gouvernement hin auch in den ehemals lyschkiewitsch'schen Wäldern, die jetzt gleichfalls Staatseigenthum sind. In Folge der großen Jagden wurde ihre Zahl so gering, daß man im Jahre 1822 nur noch 350 Stück zählte, sie vermehrten sich jedoch unter sorgfältigem Schutze wieder stark. Die letzte Zählung vom Jahre 1846 ergab 1018 Stück alte und 77 junge. Außerdem fand man fünf von Wölfen und fünf von Bären zerrissene.

Schon unter den polnischen Königen setzte man auf das Tödten eines Auerochsen schwere Strafen, ja man ging so weit, das Tragen rother Kleider in der Nähe des Waldes zu verbieten, weil dadurch die Bullen leicht in Wuth versetzt werden; selbst vor 30 Jahren wurde das Tödten eines Auers noch schwer geahndet; jetzt, da die Zahl derselben wieder ziemlich bedeutend ist, hat man die Strafen sehr gemildert; es kostet nur 150 Rubel, wenn man einen Auerochsen schießt. Außerdem werden die älteren Männchen immer mehr abgeschossen, da sie die jüngeren nicht zum Sprunge lassen.

Die Auerochsen leben im Bialowitzer Walde wild und frei, meist in Heerden, zu 30 bis 40 Stück beisammen. Für den Winter haben sie keine Unterstände, dergleichen man sonst wohl in Thiergärten anbringt. In der Jugend sind sie ungemein scheu und fliehen beim kleinsten Geräusch oder bei der Annäherung des Menschen davon. Die Alten bleiben dagegen dem Menschen gegenüber ruhig stehen, vertreten wohl auch den Weg, so daß man um sie herumgehen muß, doch greifen sie ungereizt Niemanden an.

Das Jugendkleid des Kalbes ist von silbergrauer Farbe, ganz gleichförmig, ohne irgend ein Abzeichen. Nachdem der Auerochs ein Alter von vier bis sechs Jahren erreicht hat, färbt er sich mehr schwärzlich; dann sind seine Haare auch lang und glänzend, und das Thier ist in diesem Stadium am hübschesten. Später jedoch werden Kopf und Hals schmutzig fuchsroth oder kaffeebraun und allmälig nimmt das ganze Thier diese Farbe an. Dieses verschiedene Aussehen mag wohl auch der Grund sein, daß man in Bialowitz selbst glaubte, im Walde kämen zwei Arten Auer vor, eine kleinere schwärzliche und eine größere braune. Es beruht dies aber ganz entschieden auf Irrthum.

Die alten Bullen trennen sich außer der Brunstzeit von der Heerde und leben gesondert. Die Brunst tritt im August ein und dauert zwei bis drei Wochen. Die Kühe tragen bis März oder April, also neun Monate, wie das gewöhnliche Rindvieh. Während der Brunstzeit führen die Bullen heftige Kämpfe untereinander, bei welchen die Schwächeren unterliegen. Selten wirft die Kuh mehr als ein Kalb, in einzelnen Fällen sind es zwei, die bis zur nächsten Brunstzeit saugen. Die Kälber laufen gleich nach der Geburt; das Wachsthum dauert bis zum achten Jahre. Das Alter, welches diese Thiere erreichen können, wird auf 40 Jahre angegeben.

Die Nahrung besteht in den Gräsern des Waldes, deren Stelle manchmal, namentlich im Winter, Moos, Flechten und junge Baumzweige vertreten. Gelegentlich statten die Auer den im Walde gelegenen Bauernhöfen Besuche ab, rennen die nicht sehr festen Heuscheunen ein und thun sich an dem Vorrathe eine Güte. Man will auch beobachtet haben, daß sie zuweilen scharfe Gewächse, wie Ranunkeln und Anemonen, fressen. Meist trinken sie Pfützenwasser, das bei heißem Wetter ein Lieblingsaufenthalt für sie ist; auch können sie gut schwimmen. Im Sande wälzen sie sich gern und haben sich zu diesem Zwecke förmliche Sandhügel aufgewühlt. Ihr Gang ist langsam, doch können sie auch sehr schnell laufen; dabei senken sie den Kopf und heben den Schweif in die Höhe; von langer Ausdauer sind diese Läufe aber nicht. Die Thiere ermüden bald und können dann, namentlich die Kälber, leicht eingefangen werden.

Mit gefangenen Auern sind vielfache Versuche zur Zähmung und zur Bastardbildung mit zahmem Rindvieh angestellt worden. Man findet Auer jetzt in den meisten zoologischen Gärten, wo sie mit Heu und Hafer gefüttert werden. Jung eingefangene Kälber nährt man mit Kuhmilch, doch brauchen sie täglich die Milch von mindestens zwei Kühen. Das gefangene Thier gewöhnt sich allmälig an seinen Wärter, doch läßt es sich nie so zähmen, daß es zum Zuge oder zu einem andern Gebrauche zu verwenden wäre. Auch die Bastarde sind viel zu stark und wild, um als Hausthiere benutzt zu werden.

Früher hatte man die Meinung, daß sich die Auer mit dem gemeinen Wild nicht paaren. Graf Leopold Walitzki, Besitzer von Jeziora, war der Erste, der die Paarung eines Auers mit seinen vorzüglichen Schweizerkühen einleitete und dadurch Kälber bekam, die aber durch eine Seuche bis auf ein Stück eingingen. Müller hatte Gelegenheit, diesen Bastard, einen Stier, zu beobachten. Derselbe war damals 2½ Jahr alt, über 15 Faust hoch und am Vordertheil nur wenig höher, als am Hintertheil. Seine Brust ist zierlicher, als bei den Auerochsen, die Hörner sind mehr gerade gebogen, spitz endend, der Schweif ist stark. Die Farbe hat er vom Auerochsen. Das Thier war sehr wild, lag an einer Kette und ließ sich nicht anfassen.

Dr. Müller sah in Bialowitz mehrere Auerochsen schießen. Einer derselben, dessen Skelett nach Wien kam, hatte eine Länge von 8 Fuß und eine Höhe von 4 Fuß 11 Zoll am Widerrist. Er wog gegen 15 Centner. Erst nachdem er ein Dutzend Kugeln erhalten hatte, verendete dieser mächtige Auerstier.

Aus allen Erdtheilen.

Nachrichten von der Guineaküste. Die Bestrebungen der Franzosen, ihren Handel und ihren politischen Einfluß auch im Süden von Senegambien auszudehnen, treten immer klarer hervor; man will den Engländern Wettbewerb machen. Diese besetzten vor ein paar Jahren den Hafen Lagos vor den Küsten von Yoruba, und flugs haben nun die Franzosen im Februar 1863 den Hafen Porto novo an der Küste von Dahome annectirt. Die pariser Regierung ließ darüber nichts verlauten, und die Thatsache ist erst jetzt, im Februar 1864, bekannt geworden.

Ein Brief aus Porto novo vom 6. December berichtet, daß der Löwentödter Gerard, der bekanntlich das Konggebirge durchforschen und bis zu den Quellen des Niger vordringen wollte, diesen Plan hat aufgeben müssen. Er verweilte, wie die Leser des Globus wissen, eine Zeitlang beim Könige von Dahome, in dessen Hauptstadt Abome, und ist dann zur See nach Sierra Leone gegangen. Wahrscheinlich begibt er sich an den Senegal, um zu versuchen, ob er von dort aus an den obern Niger gelangen kann. Er würde in diesem Falle dem Kapitän Mage auf dem Fuße folgen.

Richard Burton, dessen Werk über Abeokuta und das Cameronesgebirge so eben in London erschienen ist, befand sich im December beim Könige von Dahome. Er hat diplomatische Aufträge von der englischen Regierung und ist angewiesen, Alles aufzubieten, damit der britische Einfluß in den Regionen des untern Niger immer fester und ausgedehnter werde.

Auch hier tritt die oben erwähnte Rivalität der beiden Nationen wieder hervor. Es hieß in der letzten Zeit, die von uns mehrfach erwähnte Expedition des Kapitän Magnan, welcher mit drei Dampfern versuchen wollte, den ganzen Niger aufwärts bis Bammaku zu befahren, sei aufgegeben worden; jetzt erfahren wir aber aus Porto novo vom 6. December, daß der Plan keineswegs vergessen ist. Sobald die Engländer davon Kunde erhielten, rüsteten sie sofort in Lagos den von uns oft erwähnten Dampfer Investigator nach dem Niger aus. Am Bord befand sich ein Kaufmann, und der Befehlshaber hat mit mehreren Negerhäuptlingen Verträge abgeschlossen, deren Inhalt noch geheim gehalten wurde. Die Vorbereitungen dazu hatte Dr. Baikie getroffen, der bekanntlich seit Jahren eine Station unweit der Einmündung des Binuë in den Niger besitzt, und wo auch ein englischer Marineoffizier residirt. Die Engländer wollen von dort aus regelmäßige Handelsverbindungen mit Kano anknüpfen, dem Hauptverkehrspunkte des inneren Sudan, den, wie unsere Leser wissen, die Franzosen schon als ihre „commercielle Eroberung" betrachten.

Auf dem, jetzt von Lieutenant Gaubier befehligten, Investigator ging der „schwarze Apostel" Samuel Crowther mit an den Niger. Wir wollen beiläufig bemerken, daß Burtons Urtheil über diesen Missionär den pomphaften Schilderungen nicht entspricht, welche von anderen Seiten her über diesen Mann entworfen worden sind. Er wirkt im englischen Interesse zu Onitscha und Igbegbe, wo er Missionen gründet und Einfluß auf die Heiden übt.

Die Provinz Natal in Südostafrika, eine der gesundesten, fruchtbarsten und am besten bewässerten Gegenden des Kontinents, hatte zu Anfang des Jahres 1862 erst 12,000 weiße Einwohner, deren Zahl sich jetzt um etwa 6000 vermehrt hat, und ungefähr 140,000 schwarze Eingeborene, welche bis jetzt an Zahl nicht abgenommen haben. Der Handel ist schwunghaft, weil die beiden Republiken der holländischen Bauern, welche im Binnenlande liegen, einen nicht geringen Theil ihres Waarenbedarfs aus Port Natal erhalten. Die Provinz eignet sich vortrefflich für den Baumwollenbau und hat nahe an 2000 indische Kulis aus Calcutta und Madras eingeführt.

Die Zustände auf der Insel Madagaskar. Sie sind, wie sich nicht anders erwarten ließ, von sehr bedenklicher Art. Den Nachrichten vom Anfange Decembers zufolge, war in der Hafenstadt Tamatawe an der Ostküste am 6. November eine, allem Anschein zufolge, böswillig angestiftete Feuersbrunst ausgebrochen, durch welche zwischen 4 bis 500 Wohngebäude zu Grunde gingen. Während die Flammen prasselten, zogen Diebsbanden umher und plünderten. Auch kam es in den Straßen zum Blutvergießen. Einige Tage später wurden wiederholt Brandstiftungsversuche entdeckt, aber diese konnte man vereiteln. Es ist bezeichnend, daß zwei derselben gegen die Wohnung des jungen Laborde gerichtet waren, dessen Vater bekanntlich als verwegener Abenteurer und Leiter der Verschwörung gegen die verstorbene Königin Ranovalo und unter Radama dem Zweiten eine so hervorragende Rolle spielte.

In der Hauptstadt Antananarive herrscht Zwist und Verwirrung unter den Regierenden; die Königin war ohne alles Ansehen und gänzlich in der Gewalt ihres Premierministers, mit dem sie sich, wie wir früher schon berichteten, zum Verdrusse des Volkes, verheirathet hatte. Dieser Minister hat nun eine Gesandtschaft nach London und Paris abgeschickt, um mit den dortigen Höfen ein Uebereinkommen zu treffen.

Die Armee der Howas, des herrschenden Stammes, hatte einen Kriegszug gegen die unruhige Bevölkerung im Westen unternommen und war im November mit einer beträchtlichen Anzahl von Gefangenen und 1500 erbeuteten Ochsen nach der Hauptstadt zurückgekehrt. Der Premierminister war auf einen völligen Bruch mit den Franzosen gefaßt und traf kriegerische Vorkehrungen. Im Uebrigen herrschte, wie schon bemerkt, großes Mißvergnügen gegen die Regierung, und der Premierminister war sehr oft im Zustande der Trunkenheit.

Die Einwanderung von Tscherkessen nach der Türkei ist in fortwährendem Zunehmen begriffen. Die Einwanderer kommen in entblößtem und halbverhungertem Zustande in Konstantinopel an, werden aber dort von den Türken freundlich aufgenommen und unterstützt. Abgesehen von der orientalischen Gastfreundschaft, wird diese kleine Völkerwanderung als ein Erfolg über Rußland betrachtet, dessen Volkszahl durch diese Auswanderung, wozu auch die Tataren mitgerechnet werden, jährlich um so viele Tausende sich vermindert. Dieser für die Türkei wichtige Thatbestand wird so zu sagen als eine Nationalangelegenheit behandelt, zur Förderung dessen, wie gesagt, das Mögliche gethan wird. Die Regierung schickt nach Sinope und Trapezunt ganze Schiffsladungen von Bekleidung und Proviant, um die neuen Ankömmlinge damit zu versehen. Merkwürdigerweise ist diese Einwanderung im Winter stets zahlreicher als im Sommer, wo es denn auch um diese Jahreszeit in dem sehr stürmischen Schwarzen Meer, bei der mangelhaften Bauart und Führung der gewöhnlich kleinen abassischen Schiffe, an zahlreichen Unglücksfällen nicht fehlt. Wenn ein solches Schiff zufällig mit einem russischen Kreuzer zusammenstößt, oder von demselben gekapert wird, so zieht in der Regel ein Theil der Schönen vor, lieber in den Meeresfluthen den Tod zu suchen, als in russische Gefangenschaft zu gerathen. Der Handel mit Tscherkessinnen war noch nie so lebhaft wie eben jetzt. Sowohl die Azbeken als auch theilweise die eingewanderten nogaischen Tataren verkaufen, bevor sich dieselben zu den von der Regierung ihnen angewiesenen Ansiedlungsplätzen begeben, ihre weiblichen Descendenten hier an Ort und Stelle. Da die Einfuhr dieser lebendigen Waare auch von der abassischen Küste aus ununterbrochen stattfindet, während die Einfuhr der schwarzen Afrikanerinnen immer seltener wird, so hat sich für die Türken das erfreuliche Ereigniß herausgestellt, daß die weißen Damen im Preis unter ihren schwarzen Rivalinnen stehen. Dies hat zur Folge, daß die Verkäufer schwarzer Sklaven, meistens Araber, einer nach dem andern ihre Bureaux schließen.

Die Verhältnisse Kaschmirs werden in einem calcuttaer Briefe der Times vom 28. Dec. 1863 sehr ausführlich besprochen. Die Engländer verkauften nach dem Sikh-Kriege das Land an Golab Singh, der es nun nach seiner Weise ausbeutet. Das ganze Fürstenthum ist in drei Provinzen

unter besonderen Ministern getheilt, welche jedoch am Hofe des Großkönigs wohnen. Diese Provinzen sind: Dschummu (Dschumbo); Kaschmir im engern Sinn, mit dem berühmten Dschelum-Thal und den umliegenden Bergen; dann Ladakh und Gilgit, das nordwärts gelegene Hochland, welches an das Land der Jusuffais angränzt, mit denen wir eben in Fehde gelegen. Die letzte Eroberung Golabs war Yassin, an der äußersten Nordwestgränze, welches mit Gilgit vereinigt werden soll. Unter dem Maharadschah stehen kleine Häuptlinge mit kleinen Lebensgefällen. Sirinaggar (Srinagara) im Kaschmirthal ist die Hauptstadt, mit 15,529 Häusern und 81,150 Einwohnern, von denen nur 9370 Hindus, die übrigen Mohammedaner sind. Das ganze Jahreseinkommen beträgt 549,472, die Ausgabe 293,617 Pf. St. Der Fürst nimmt den halben Bruttoertrag des Landes für sich und verpachtet die Revenuen. Nach anderen Erpressungen bleibt ein Drittel dem Grundeigner. Reis ist das Monopol des Maharadschah; er vertheilt ihn in Rationen an die Armee, verkauft ihn an die Shawlweber zu 2 Schilling für ein Gewicht von 86 Pfund und an das übrige Volk zum jeweiligen Marktpreis. Die ärgste Plackerei für den Handel sind die Zölle: sie sind für 40,000 Pf. St. an einen Pächter vergeben, der die doppelte Summe herausschlägt. Der Fürst unterhält 10,688 Mann Fußvolk, 1891 Reiter, 5994 Mann Artillerie und 12,810 irreguläre Soldaten, welche Truppen zumeist in den Dschummu-Bergen, im Pendschab und im eigentlichen Hindustan geworben wurden. Golab hat große Freude an seiner Armee, die sich auch in guter Ordnung befindet; der Maßstab für eingeborene Soldaten ist 5 Fuß 7 Zoll, für fremde 5 Fuß 10 Zoll; die kommandirenden Offiziere üben despotische Gewalt, ausgenommen bei schweren Verbrechen und Entlassungsfällen; die Uniform ist der indobrittischen nachgeahmt. Der Fürst von Kaschmir schlägt seine eigenen Rupien, die unter dem Namen „Tschilki" bekannt sind, aber viel weniger gelten als die englischen, nämlich nur 15 Pence (45 kr., dagegen die indobritischen 2 S. = 1 fl. 12 kr.). Auf der einen Seite der Kaschmir-Rupie stehen die lateinischen Buchstaben I. H. S., auf den Rath des Münzmeisters, der ein Christ ist und den Fürsten überredet hat, daß diese Inschrift den Engländern gefallen werde. Kaschmir besitzt ein eigenes Gesetzbuch, das aber sehr unvollkommen ist und fortwährend Neuerungen erleidet. Wie alle asiatischen Fürsten sucht Golab Singh seine Verwandten von sich fern zu halten, indem er ihre Intriguen fürchtet. Sein erster Minister ist Dewan Dschouaa Sahai, der mit Golab selbst unter Randschit Singh, dem ehemaligen Gebieter des Pendschab, sein Glück machte; seine Familie lebt noch in einem Dorfe bei Lahor. Dieser Minister ist das große Hinderniß alles Fortschritts und aller Reformen, die der Fürst selbst einführen möchte. Unter Monopolen und drückenden Steuern, welche fast allen Handel verdrängen, sieht Kaschmir im Vergleich mit den benachbarten britischen Bezirken Kulu, Bussahir und Garwhal, sehr armselig aus. Der bequemste Weg nach Central-Asien führt über Kaschmir und Ladakh; der höchste Paß auf der Route hat 13,000 Fuß Höhe und ließe sich für Saumrosse gangbar machen; aber der Transitzoll ist nahezu prohibitorisch und wirft für die Ein- und Ausfuhr zwischen Yarkand und China nur den geringen Ertrag von 1800 Pf. St. jährlich ab.

Census von Victoria, Australien, 1861. Unter 540,322 Bewohnern waren 492,403 britische Unterthanen, 46,787 Ausländer und 1132 machten keine Angabe. Der Geburt nach kommen auf je 1000 Bewohner 292 Australier, 314 Engländer, 113 Schottländer, 161 Irländer, 11 Welsche, 1½ Eurasier (in Asien geborene Europäer), ⅓ eingeborene Ostindier, 46 Chinesen, 19 Deutsche, 4½ Amerikaner, 34 Franzosen und andere Fremde und 3½ auf der See Geborene.

Die Wollausfuhr Australiens ist fortwährend im Steigen, und die Goldgräberei hat der Schafzucht keinen Eintrag gethan, wie sich aus folgenden Exportziffern ergibt. Es wurden ausgeführt aus:

	1859		1863	
Neusüdwales und Queensland	45,656	Ballen	58,830	Ballen
Victoria	70,646	„	94,407	„
Südaustralien	22,256	„	37,155	„
Tasmania	16,096	„	15,512	„
Westaustralien	1,622	„	2,297	„
Neuseeland	13,850	„	33,308	„
	170,126	Ballen	241,509	Ballen

Wir können hier beifügen, daß auch die Wollausfuhr der südafrikanischen Kapregion sich immer mehr steigert. Während sie 1859 sich auf 48,398 Ballen stellte, betrug sie 1863 schon 68,764 Ballen.

Die Namen der höchsten Berge. Von dem berühmten Reisewerke der Gebrüder Schlagintweit ist der dritte Theil erschienen. Er enthält das Routenbuch der westlichen Hälfte des Himalaya und ein etymologisches Glossarium der Ortsnamen.

Die Zusammenstellung der Namen, die an 100 Seiten in Quart umfaßt, gibt die Wörter in ihrer Transscription und in den entsprechenden asiatischen Lettern, Sanskrit, Hindostani und Tibetisch. Der Zerlegung des Namens in seine Elemente und der Uebersetzung folgen in kurzen und klaren Sätzen die betreffenden historischen oder geographischen, häufig auch geologische Details, und wir müssen beifügen, daß eine glückliche Verbindung von Kenntnissen in Zweigen so verschiedener Richtung immer eine eben so seltene als willkommene Erscheinung ist. Die Zahl der Namen, etwas über 1500, ist bedeutend größer, als sie aus dem Texte selbst erscheinen möchte; denn mit äußerster Vorsicht in der Vermeidung von Wiederholungen sind „analoge und ähnliche" Namen nicht selbständig wieder aufgeführt, sondern sogleich da citirt, wo die Elemente derselben zum erstenmal vorkommen. Von den Namen selbst können wir nur einige wenige Beispiele geben, da sonst unser Bericht zu weit sich ausdehnen würde. Wir wählen die höchsten bis jetzt bekannten Berge. Gaurisánkar 29,002 engl. Fuß, Dápsang 28,278 und Kanchinjinga 28,156; sie sind jetzt auch philologisch gut charakterisirte Punkte. Die Wahl von „Gauri" und Sankar, d. h. Siva's Frau und Siva ist besonders für diesen Berg seiner Lage wegen merkwürdig; er befindet sich nämlich in jener Region des Himalaya, die als einer der vorzüglichsten Ausgangspunkte des Sivadienstes betrachtet wird. Dápsang, „das gereinigte (weil blendend weiße) Zeichen", ist zugleich ein Beispiel für die mystische Ausdrucksweise der buddhistischen Tibetaner. Kanchinjinga ist etwas mehr naturalistisch; es heißt „die fünf Kleinode des hohen Firnes", und wurde bezogen auf die fünf größten Gletschermulden, welche seine Abhänge bedecken. Es ist zu bedauern, daß bei den englischen Vermessungen für die genaue Bestimmung der Namen kein besonderer Sinn gezeigt worden ist; Gaurisankar, weil man nicht sogleich erfahren konnte, wie er im Lande heißt, wurde „Berg Everest" genannt, Dapsang „der Kaschmirserieberg Nr. K. 2". Bedenkt man, daß die Form eines Berges häufig so bedeutend sich ändert, je nachdem er von der einen oder andern Seite gesehen wird, so wäre dies allein genügend, auch ohne specielles Interesse für philologische und historische Resultate sich nach dem Namen in der Sprache des Landes zu erkundigen, um mit größerer Leichtigkeit den Gipfel bei neuen Bestimmungen seiner geographischen Elemente als die identische Spitze zu erkennen.

Hebung und Senkung der Küsten Nordamerika's. In einer der letzten Sitzungen der amerikanischen geographischen Gesellschaft hielt Dr. R. P. Stevens einen Vortrag über Hebung und Senkung einzelner Küsten Nordamerika's. Daraus geht hervor, daß die Küsten von Neu-Braunschweig und der Prinz-Eduards-Insel sich fortwährend heben, während das Land an der Fundybay im Sinken begriffen ist. Grönland senkt sich allmälig auf einer Strecke von 600 engl. Meilen. Neu-Jersey und die Ostküsten heben sich dagegen. Ein Fallen des Wassers wird in einigen Gegenden des Stillen Oceans bemerkt. In langer Zeit, und wenn diese Veränderungen so fortgehen, wird die Landkarte dadurch ein ganz verändertes Ansehen erhalten: der amerikanische Kontinent wird sich weiter nach dem Nordpol hin ausdehnen; aus der Hudsonsbay wird ein fruchtbares Thal mit einigen Seen werden; die berühmten Bänke Neufundlands verwandeln sich in trockenes Land und vereinigen sich nebst den St. Georgs-Bänken mit dem Festlande. Dampfer werden dann den Atlantischen Ocean von Irland bis nach den Bänken in vier Tagen durchkreuzen. Die Küstenlinie der oceanischen Staaten wird sich bis zum innern Winkel des Golfstroms ausdehnen und aus den vielen Bahama-Inseln und ihren Riffen und Bänken wird eine einzige große Insel entstehen. Das Mississippidelta dehnt sich dann 150 engl. Meilen weiter in den Golf hinaus, und alle übrigen Küstenflüsse werden sich in gleichem Maße verlängern.

Einwanderung in Nordamerika über Neuyork. Die Gesammtzahl der im Jahre 1863 über Neuyork aus Europa nach Nordamerika Eingewanderten betrug 155,223, gegen 76,306 im Jahre 1862. Es ist somit die Zahl der Ankömmlinge um das Doppelte gestiegen. Am stärksten sind die Monate April bis Juli vertreten. Nach den Ländern vertheilen sich die Eingewanderten: Irland 92,681, Deutschland 38,236, England 18,282, Schottland 1,944. Man sieht, wie sehr das irische Element überwiegt; es bewahrheitet das wiederum den Ausspruch, der schon öfter im Globus gemacht worden ist, daß die Yankeerepublik immer mehr keltischen Charakter annimmt. Im Zusammenhange steht damit die Abnahme der Bevölkerung Irlands (Globus V, 187).

Verluste der Handelsmarine in den Vereinigten Staaten während des Jahres 1863. Dieselben waren sehe bedeutend, und namentlich war der Monat December durch die starken Orkane ein Unglücksmonat, denn in ihm gingen nicht weniger als 42 Schiffe im Werthe von 2,810,500 Dollars zu Grunde. Die Gesammtsumme der verlorenen Schiffe im Jahre 1863 betrug 452, im Werthe von 20,531,800 Dollars.

Der Nutzen des brasilianischen Wachsbaumes. Unser fleißiger Korrespondent, Herr Karl von Koseritz in Rio grande, schreibt uns über diesen wichtigen Baum Folgendes:

Seit einiger Zeit wird in den nördlichen Provinzen Brasiliens ein Baum ausgebeutet, dem kaum ein anderer in Nützlichkeit gleich steht, nämlich die Coripha cerifera von Linné. Er gehört zur Familie der Palmen, erreicht eine Höhe von 30 bis 40 Fuß und ist im Durchschnitt 12 Zoll dick. Sein Stamm ist gerade, platt und sehr rund, und seinen Gipfel bildet eine regelmäßige Krone sehe grüner, fächerartiger Blätter. Die Brasilianer nennen diese nützlichste aller Palmen Carnaúba-Palme, und unter diesem Namen wurden ihee Produkte bereits im Handel bekannt, in welchem sie wohl bald eine bedeutende Rolle spielen werden. Diese Carnaúba-Palme, aus der das gleichnamige Wachs gewonnen wird, ist sehr ausdauernd, und die große Dürre der brasilianischen Sertoës thut ihr keinen Schaden.

Dieses vegetabilische Wachs ist besser als das Stearin, da es, zu Kerzen verarbeitet, ein sehr helles Licht gibt und ohne Qualm brennt. Gewonnen wird es derart, daß man die noch geschlossenen Blätter mit den respektiven Augen abschneidet und dieselben in der Sonne trocknet, nachdem man einige Einschnitte gemacht hat. Aus diesen quillt dann ein gelblicher Saft, der getrocknet und nachher abgeschüttelt wird. Wenn man diese schmutzige, gelbe Substanz zerrinnen läßt, gewinnt man das Carnaúba-Wachs, welches heute nicht nur in den nördlichen Provinzen Brasiliens fast ausschließlich zur Beleuchtung dient, sondern auch schon nach Europa exportirt wird. In der National-Industrie-Ausstellung von 1861 in Rio de Janeiro wurden Carnaúba-Lichte bewundert, die so weiß, so durchsichtig, so hart und eben so hellbrennend waren, wie die besten Stearinlichter. Dieser Baum wächst wild, ist ganz ungemein häufig und wird in Kurzem von der größten Wichtigkeit in den nördlichen Provinzen unseres südamerikanischen Kaiserreichs werden. Der Stamm der Carnaúba-Palme ist von faserigem, sehr hartem, leichtem und leichtpolirbarem Holze, welches von den Tischlern gern verwendet wird. Außerdem dient es zum Bauen und wird viel zu sehr harten Spazierstöcken verarbeitet. Die Fasern des innern Theiles, so wie die Blätter, werden ebenfalls benutzt. Denn aus ihnen fabriciren die Brasilianee Stricke, Zeug, Hängematten, und aus dem Stroh der Blätter verfertigen sie Hüte, Fächer, Siebe, Matten, Körbe, Besen u. dergl. m. Der untere, weiche Theil des Stieles der Blätter dient, gerade wie Kork, zu Pfropfen, und die Stämme, welche leicht auszuhöhlen sind und deren äußerer Theil sehr hart ist, werden zu Röhren für Brunnen und Wasserleitungen verwendet. Das wohlschmeckende und sehr saftige Herz oder Mark dieser Palme liefert durch Waschung eine große Menge einer, dem Sago ähnlichen, gummiartigen Masse, dessen Eigenschaften sie besitzt, und in Zeiten der Dürre leben die Bewohner von Ceará und Rio Grande do Norte fast nur von dieser wohlschmeckenden Substanz. Die grünen Blätter bilden ein ausgezeichnetes Nahrungsmittel für das Vieh und sind in dürren Zeiten das einzige Futter, da nur diese Palme der Trockenheit ganze Monate hindurch widersteht.

Die Frucht der Carnaúba ist von der Größe einer Haselnuß und nicht nur eßbar, sondern auch von sehr angenehmen Geschmack; von dieser Frucht macht man eine Art Mehl und sondert aus ihr eine der Kokosmilch ähnliche Flüssigkeit ab. Der Kern der Frucht wird geröstet wie Kaffee und gibt eine diesem ähnliche Substanz, die eben so zubereitet wird wie dieser und für die Einwohner des Innern von Brasilien zeitweilig das arabische Produkt vollständig ersetzt. Im Innern des Landes liefert diese Palme jährlich allein an Wachs den Werth von 200,000 Dollars. Die Ausfuhr an Produkten der Carnaúba-Palme ist also bis jetzt noch gering, doch glauben wir, daß dieselbe bedeutend steigen werde, sobald die Nutzbarkeit dieser Erzeugnisse in Europa besser gewürdigt wird. Das Stroh der Carnaúba wird bereits nach transatlantischen Häfen ausgeführt, wo es zu sehr feinen Hüten verarbeitet wird. Wachs wurde im Jahre 1860 aus der Provinz Ceara im Gewicht von 5886 Pfund exportirt. Maranhao verschiffte 1361 Pfund, und aus Pernambuco gingen im Jahre 1859 auf 1860 allein nach Liverpool 149,216 Pfund im Werthe von 21,000 Dollars. Dieser wichtige Baum ist also ohne Zweifel der größten Aufmerksamkeit würdig.

Der große Wasserfall im südlichen Columbiastrome. Dieser letztere führt bekanntlich die Namen Schoschoni-, Snake-Fluß, oder auch Lewis, und er war bisher in Bezug auf seinen obern und mittlern Lauf noch nicht nähee bekannt. Jetzt melden nun die „Canadian News", daß eine Truppen-Abtheilung der Vereinigten Staaten in diesem Schlangenflusse einen Wasserfall entdeckt habe, welcher an Großartigkeit sogar jenen des Niagara übertreffe. Der gewaltige Strom stürze 198 Fuß tief hinab, und zwar unweit von den früher schon bekannten Great Schoschone- oder Salmon-Falls. Der Snake fließt auf einer langen Strecke seines Laufes durch tiefe Schluchten mit steilen Felswänden, durch sogenannte Cañones, und diese Felsmauern haben nur selten eine Lücke oder einen Einbruch, vermittelst welcher man von oben an den Strom hinabgelangen kann. Daraus erkläre sich, daß jener gewaltige Katarakt bisher selbst den Biberfängern und Pelzjägern unbekannt geblieben sei. Unterhalb desselben liegen noch mehrere andere Kaskaden von 20 bis zu 50 Fuß Höhe. Eingehende Nachrichten über den großen Katarakt fehlen übrigens noch.

Die Seen der Vorzeit in Oberkrain und die Felsenschliffe der Save detitelt sich eine vor Kurzem in Laibach erschienene kleine Schrift, welche den k. k. Feldmarschall-Lieutenant Baron Marenzi in Triest zum Verfasser hat, und die uns einen Einblick in die vorhistorische Bodengestaltung Oberkrains gewährt. Nach dem Verfasser befanden sich in jenem Landstriche einst fünf größere Seen: der Radmannsdorf-Veldeser, der See von Hülben und Winklern, der See von Mannsburg und Laibach, der Münkendorfer See und der See von Oberlaibach oder das jetzige Laibacher Moor, welches das tiefste Seebecken Oberkrains war und sich noch lange erhielt, nachdem die anderen Seen bereits ihren Abfluß gefunden hatten. Am höchsten lag der erstgenannte See, etwa 1800 Fuß über dem Spiegel des Meeres. Als Beweise vom Vorhandensein dieser Seen gelten mächtige Bänke von Breccien und Geschieben, Ablagerungen der nahen riesigen Hochgebirge und der früheren Bildungen, welche die Sohle und Schluchten der Thäler bei den oben genannten Orten erfüllen. Alle die Seen von Oberkrain konnten ihre jetzige vollständige Trockenlegung erst erlangen, als es der Save gelungen war, den mächtigen Gebirgsstock, welcher zwischen Satloch und Weichselburg sich befindet, zu durchbrechen. Als Denkmäler dieses Durchbruchs gelten die unzähligen Wasserschliffe, welche an den Bergabstürzen der Saveschlucht zwischen Sava und Steinbrück bis zu einer Höhe von 180 Fuß über den Wasserspiegel beobachtet werden. Sie entsprechen auf das Entschiedenste der Annahme von Bergspaltungen durch unterirdische Kräfte. Sie sind als horizontale Aushöhlungen der Felsen leicht zu erkennen; stets liegen sie wagrecht und ohne Rücksicht auf die Neigung der Schichten. Was sie besonders auffallend macht, ist der vollständige Mangel aller Vegetation. Herr Marenzi berechnet die Zeit, welche das Wasser gebraucht haben muß, um von der Höhe von 180 Fuß durch meilenbreite Felsenketten bis zu dem jetzigen tiefen Bette durch allmäliges Auswaschen zu gelangen, auf mindestens 5000, ja auf 10,000 Jahre.

Herausgegeben von Karl Andree in Dresden. — Für die Redaktion verantwortlich: Hermann J. Meyer in Hildburghausen.
Druck und Verlag des Bibliographischen Instituts (M. Meyer) in Hildburghausen.

